1812.

Ein historischer Roman

von

L. Rellstab.

In vier Bänden.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

GROSSH. REGIERUNGSBIBLIOTHEK

Zur Grofzherzogl;
Doberaner Bibliothek.

Zueignung.

An die Fürsten und Völker Europas.

Verwegenheit des Verfaſſers wäre es zu nennen, wenn er es wagte, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, ſeinem Werke eine Zueignung vorangehen zu laſſen, welche ſich faſt an die ganze Mitwelt richtet. Aber nicht er in ſeiner einzelnen Kraft iſt es, der ſich eines ſolchen Unterfangens anmaaßt, ſondern es iſt eine höhere Gewalt, als deren Vertreter er zu gelten verſuchen will. Und auch das iſt ſchon ein Unternehmen, dem man es vergeben muß,

wenn der kühne, glühende Wille dem Vermögen beflügelt vorauseilt.

Die Begebenheiten unsrer Tage waren und sind so groß, daß der Dichter nicht mehr sie erhöht, sondern von ihnen getragen wird. Die mächtig ausgespannten Flügel der Weltgeschichte heben ihn in ein hohes, leuchtendes Reich empor, wo er, in der Nähe sich verkündender Gottheiten, selbst wächst und erstarkt. Aber er fühlt die fremde Kraft in sich; es ist der rollende Strom auf dem er treibt, es ist die brausende Gewalt des Sturms die sein Fahrzeug beflügelt, nicht sein schwacher Ruderschlag. Sein Verdienst ist nur das, sich auf dieses ungeheure Element gewagt zu haben, und er muß seinen Vorwitz büßen, wenn er zerschellt wird.

Wie das Jahr **1789** alle die großen Gedanken gebar und erzeugte, welche jetzt unsre Welt gestalten und umgestalten, so ist das Jahr **1812**, von dem dieses Buch den Namen leiht, als das Geburtsjahr, oder besser, als das der Empfängniß für

die Bildung der heutigen Staatenverhältniſſe Europas zu betrachten. Es ſchrieb mit furchtbaren Schriftzügen gigantiſche Lehren in das Buch der Weltgeſchichte ein. Nie hat ſich ein Verhängniß grauſenvoller geſtaltet, nie wurde Überhebung des Einzelnen gegen die Allmacht der Schickung durch eine ähnliche Nemeſis heimgeſucht. Alle Höllen verſchlangen die Heere des Eroberers; aus dem Flammenmeere brennender Städte wurden ſie, wie Dante's Verdammte, zu entſetzenvollerer Qual in die Eisſchlünde ewiger Erſtarrung hinabgeſtürzt. Dies iſt das Gemälde der Weltgeſchichte, welches der Dichter, ſelbſt erbebend vor dem vermeſſenen Unternehmen, vor Euch aufzurollen wagt.

Doch über den Wüſten von blutgetränkter Aſche, über den Schneefeldern voll erſtarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völkern auf. Wen durchzittert nicht eine heilige Begeiſterung, wenn er an dieſe Tage denkt? Dieſe Tage des Erwachens, des erhebenden Kampfes, der reichſten Verheißungen!

Doch hat ſich erfüllt, was verheißen war? Sind die überreich hingeſtreuten Saaten zu geſegneten Fluren aufgeſproßt? Hat der Menſch die Verkündigungen des Göttlichen in ihrer Wahrheit gedeutet? Wird nicht gefrevelt im Verkennen heiligſter Winke? Schließen ſich nicht die Augen mit Gewalt vor dem, was erfüllt werden muß, dem nun und nimmer entrathen werden kann? — Das ſind die gewichtig tiefen Fragen, die Fürſten und Völker ſich ernſt zu thun haben! Und darum wagt es der Dichter, ſein Werk an ſie zu richten, zumal aber an die Fürſten. Denn ſie ſind die Vertreter, die Gipfel der Geſchichte, die am weiteſten leuchten und ragen, aber auch am tiefſten ſtürzen, wenn die Fluth der Völker, welche nährend ihren Fuß umwallt, unnatürlich zurückgedämmt, anſchwillt, überbrauſt, den Boden unterhölt, daß Alles krachend einbricht, was auf granitnen Veſten zu ruhen ſchien.

Erinnert Euch an die verheißende Morgenröthe des Jahres achtzehnhundertundzwölf! Ge-

denkt daran, welche Hoffnungen den beiden nächsten Jahren des heiligen Kampfes leuchteten! Erwägt, wie treu, aber auch wie gewaltig damals die Völkerwoge emporbrauſte, durch alle Dämme brach und die dämoniſche Gewalt fremder Tyrannei zu Boden ſchlug!

Ihr habt erfahren, was ein Volk iſt! Vergeßt es nicht! Mahnend und warnend redet die Zeit, welche der Dichter in wechſelnden Bildern lebendiger wieder vor Eure Seele zu führen trachtet! — Das Eine darf er von ſich ſagen: von Ehrfurcht und Begeiſterung war er gleich durchſchauert, wenn der mächtige Geiſt näher und näher zu ihm trat und ſich in tauſend Wundergeſichten verkündete. Ob er ihn begriffen, ſeine tiefſten Geheimniſſe erlauſcht? — ob er ihm mit ungeweihter Seele frevelnd nahe zu treten gewagt und nur Mißbildungen der Verzerrung im unlautren Spiegel der Bruſt empfing? — darüber wird eben jener mächtige Geiſt ſtrenges Gericht halten. Denn an ihm vergeht ſich Keiner unge-

ſtraft, und Sanduhr und Senſe der allſchauenden Zeit meſſen gerechter, richten ſtrenger als ſelbſt Waage und Schwert der blinden Themis!

Berlin, am 15. Januar 1834.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Über den Geiſt, in dem dieſes Buch empfangen und geſchrieben, hat ſich die Zueignung verbreitet. Das Vorwort hat nur weniges Äußerliche zu berichten, will dem Leſer nur kleinere Bitten um Gunſt und Nachſicht vortragen. Das rieſenhafte Gewebe der Weltgeſchichte, deſſen wunderbare Anlage und geheimnißvolle Verknüpfung kein Sterblicher ganz zu ergründen vermag, iſt auch in ſeiner äußeren Ausdehnung ein unermeßliches für die einzelne Kraft. Der Dichter vermochte deshalb nur wenige Geſtalten aus dem unüberſehbaren Gemälde

hervorzuheben; und diese mußte er bisweilen, so sehr er sich der Treue bestrebte, anders verbinden und zueinander treten lassen, als sie in der Wirklichkeit gestellt waren. Im ersten Entwurf des Buches gedachte er das ganze Europa, so weit es damals von Kampf und Krieg bewegt wurde, zu umfassen, und den Leser aus den winterlichen Öden Rußlands in die farbenglühenden Gefilde des heißen Spaniens zu führen, um so durch die Kunst der Contraste täuschend zu heben, was er an sich nicht hoch genug zu stellen vermochte. Aber bald sah er, daß er mit der Keule des Herkules spielen wollte; er vermochte die gigantische Masse nicht zu regieren, sie wuchs ihm über jedes Maaß hinaus. Er schied also die Hälfte des Stoffes ab und beschränkte sich auf die andre; aber auch diese wuchs ihm unter den Händen, und trotz alles Kämpfens sah er endlich, daß er auch hier seinen ersten Vorsatz, in drei Bänden das Ganze zu bezwingen, aufgeben, und vier Bände füllen mußte. Wesentlich aber hat das Buch nur drei Theile;

nur daß der letzte, als der umfassendste, jetzt in zwei Hälften zerfallen ist.

Wie Segur's wunderwürdige, wenngleich geschichtlich oft nicht getreue Darstellung des russischen Feldzuges dem Verfasser oftmals zum Vorbilde gedient hat; wie er der Schilderung dieses Meisters mit Absicht bisweilen fast wörtlich gefolgt ist, liegt so offen da, daß er es kaum zu gestehen braucht. Segur aber, Geschichtschreiber der Thaten seines Volkes, hatte andre Rechte und Pflichten als der deutsche Dichter. Dieser durfte sich über den Boden seines Vaterlandes empor in ein freies unbegrenztes Reich der Unparteilichkeit erheben, von dessen Höhen herab der Ruhm des Siegers, die unterliegende Größe des weltgeschichtlichen Cäsars unsrer Tage, der Kampf und das Dulden seiner Helden die sich mächtig über ein zerschmetterndes Geschick erhoben, der düstre Untergang einer edlen Nation im Osten, die goldnen Morgenröthen und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes, das ganze erhabene Walten und Weben der Allmacht in den

Geschicken der Völker — gleich nahe und fern vor dem dichterischen Auge lag. In diesem Sinne also versuchte der Verfasser sein Buch nicht in engerer, vaterländischer Bedeutung allein, sondern in einer kühner umfassenden, weltgeschichtlichen Ansicht zu schreiben, obgleich er sich bewußt ist, was die innere Welt des Gemüths und der Anschauungen betrifft, den theuren Boden der Heimath nicht treulos verlassen zu haben.

Die poetischen Gestalten mögen sich selbst vertheidigen und behaupten; die historischen, sind sie getreu, sind sie verstanden, werden es ohne Mühe können. Kleine Aufeinanderrückungen von Ereignissen und dadurch verändertes Datum derselben durfte die so im Großen arbeitende Geschichte wohl der Dichtung zugestehen, ohne für sich befürchten zu müssen. So ist der Brand Moskaus und die Erscheinung Napoleons dabei allerdings zusammengezogen. — Daß ein Bund vaterländischer Freunde, der zu jener Zeit mächtig wirkte, ebenfalls, theils in chronologischer Beziehung, theils mit Rücksicht

auf seine Zwecke, freier behandelt worden ist, verzeiht man vielleicht deshalb leicht, weil dies Verhältniß ja nur an das Buch hinstreift, ohne in seinen tieferen Kern einzudringen. — Endlich vergebe man bei der Entfernung des Druckortes vom Wohnorte des Schriftstellers, wenn manche der kleinen Irrthümer und Nachlässigkeiten unausgeglichen bleiben, die sich immer erst bei der letzten Feile, wenn der Verfasser seine Arbeit in dem raschen Fluß des Abdrucks übersehen kann, entdecken und verbessern lassen. Zwar hat der Autor die letzten Correcturen selbst gelesen, allein da der Umfang des Buches es nothwendig machte, an mehren Theilen zugleich zu drucken, und auch eine schnelle Rücksprache mit der Druckerei unmöglich war, so mag sich doch Manches eingeschlichen haben, welches sich nur bei einer zweiten Auflage vertilgen läßt. Ob des Verfassers Werk diese erleben wird, wagt er nicht zu hoffen, indessen glaubt er, daß man bei einem Buche, dessen größere Unvollkommenheiten es von einer literarischen Auferstehung ausschließen, wohl über die kleineren

hinwegſehen wird. Ein ärmlicher Vortheil, welchen man dem Dichter, der auf den gröſeren verzichten muß, gewiß nicht mißgönnt.

So ſei denn das lang in der Bruſt getragene, mit ernſter Anſtrengung geförderte Werk der Gunſt des Leſers empfohlen. Wenigſtens wird die erhebende und erſchütternde Größe der Zeit ihn für das entſchädigen, was er dem Dichter nicht verdanken kann.

Berlin, am 15. Januar 1834.

Der Verfaſſer.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

An einem lauen Aprilabende des Jahres 1812 traf Ludwig Rosen, ein junger Deutscher, eben mit der sinkenden Sonne vor dem Städtchen Duomo d'Ossola am Abhang des Simplon ein. Er war zu Fuß von Baveno am Lago Maggiore ausgegangen, und daher ziemlich ermüdet, wiewohl seine Wanderung durch dieses reizende Gartengelände, das die hohe Mauer der Alpen stets vor dem rauhen Nordwinde schützt, nichts weniger als beschwerlich gewesen war, sondern ihn auf jedem Schritte mit neuen Freuden und Genüssen überrascht hatte. Er würde diese noch lebhafter empfunden haben, wenn er nicht aus dem südlichern Italien gekommen wäre, nachdem er den Winter theils in Sicilien und Neapel, theils in Rom zugebracht hatte. Gern hätte er länger in diesem schönen Lande der Freude geweilt, das selbst, während das ganze Festland von furchtbaren Stürmen des Krieges erschüttert wurde, seinen Charakter einer durch den nächsten Schutz der Götter behüteten, heitren Zufluchtsstätte der Künste wenigstens für den Fremden zu bewahren gewußt hatte; allein eben jene gewaltigen Begebenheiten, welche die beiden Hälften des übrigen Europa gegen einander in Waffen riefen,

forderten auch ihn zu einer beschleunigten Rückkehr auf. Seine Mutter und Schwester lebten in Dresden in weiblicher Stille und Zurückgezogenheit; mehr aus Neigung als durch die Umstände dazu gezwungen, da das Vermögen der Mutter ihr eine unabhängige, wenngleich nicht glänzende Lage gewährte. Den Vater hatte Ludwig schon in seiner Kindheit verloren. Wie, wußte er selbst nicht, denn die Mutter hatte zwar bisweilen einige Andeutungen von dem unglücklichen Schicksale desselben gegeben, sich aber niemals näher darüber erklärt. — Die vier letzten Jahre waren, wiewohl traurig genug, doch wenigstens so ruhig für Norddeutschland gewesen, daß zwei einzelne Frauen sich auch ohne besondren männlichen Schutz den Ereignissen des Lebens gewachsen fühlen konnten. Jetzt aber rückten die Colonnen der französischen Heere wieder auf allen Landstraßen vor; Deutschland war mit dem beginnenden Frühling aufs Neue in ein Feldlager verwandelt. Deshalb kehrte Ludwig zurück, denn sein Herz trieb ihn an, in so bedenklicher Zeit der Mutter, die überdies, wie ihm die Schwester schrieb, an einem besorglichen Brustübel kränkelte, rathend und schützend zur Seite zu stehen. Er gehorchte dieser Stimme der Pflicht, obgleich mit schwerem Herzen. Nicht daß Italien ihn so unwiderstehlich gefesselt hätte, aber weil ihm bangte, sein unglückliches, entwürdigtes Vaterland zu betreten, in dem er tiefere und schwerer zu heilende Wunden entdeckte, als das Schwert der Franken demselben geschlagen hatte. Ludwig befand sich in dem für Glück und Schmerzen empfänglichsten Alter; er war drei und zwanzig Jahre alt. Seine Seele neigte sich früh zum Ernst, denn sie reifte unter ernsten Geschicken. Die Jahre der Studien, welche Andere in sorglosester Heiterkeit zuzubringen, sich höchstens an den Büchern einigermaßen zu sammeln pflegen, waren für ihn eine Zeit strenger

Schule gewesen. Denn kaum an dem Trost der Wissenschaften vermochten damals deutsche Jünglinge von ernstem Gemüthe sich einigermaßen freudig emporzurichten, so niederschlagend war der Blick auf die Gegenwart, war die Aussicht auf die Zukunft. Ein Jahr lang hatte er nun sein Vaterland nicht betreten, seit zwei Jahren Mutter und Schwester nicht gesehn; denn von Heidelberg aus, wo er das letzte Jahr seiner Studien zubrachte, hatte er seine Reise angetreten. Jetzt stand er wieder vor der schneebedeckten, riesigen Grenzmauer, welche die ernste deutsche Erde von den Fluren des heitren Italiens scheidet. Ach, wie schlug ihm das Herz nach Allem, was er jenseit der Alpen liebte und verehrte, wie drängte es ihn nach den lieben Armen der Seinigen, nach den Heiligthümern des vaterländischen Heerdes! Aber was er liebte, war in Trauer eingehüllt, was er verehrte, schmachvoll entweiht! Darum scheute sich sein Fuß vor der Heimath, zu der doch das ganze Herz ihn sehnend hinzog. —

Mit diesen Gefühlen in der Brust näherte er sich dem freundlichen Städtchen, dem letzten Orte Italiens, der ihm ein Obdach gewähren sollte. Ein Hügel zur Seite des Weges verleitete ihn, denselben zu besteigen, um noch einmal, bevor die letzte italienische Sonne ihm unterginge, einen Scheideblick auf das schöne Land zu werfen, das ihm oft so schmeichelnden, süßen Trost für die Schmerzen seiner Seele geboten hatte. — Er schritt durch das duftende, frisch aufgeschossene, hohe Gras hindurch, geraden Weges dem Gipfel zu. Von oben sah er mitten in das Städtchen hinein, das, wie stets im Süden, mit der Abendstunde erst recht belebt wurde. Auf den Feldern grünte Alles im reichsten, nicht einmal mehr im ersten Schmucke des Lenzes, während jenseits jener hohen Bergkolosse, die hinter der Stadt aufstiegen, vielleicht die Blüthen noch im dumpfen Winterschlaf lagen.

Hier aber prangten die Ulmen, die Kastanien in der Fülle des Laubes, ein gewürzig duftender Teppich, mit Tausenden von wilden Nelken und Aurikeln besäet, dehnte sich über die Wiesen hin, das Getreide war bereits hoch aufgeschossen, ja selbst die Rebe hatte sich schon mit dem vollen Schmucke ihres breiten Laubes bekleidet und zierte die Giebelseiten der reinlichen Häuser. — Ludwig konnte zur Rechten weithin die Landstraße übersehen, zur Linken lagen Markt und Gassen von Duomo d'Ossola fast zu seinen Füßen. Er sah die fröhlichen, zwanglosen italienischen Mädchen mit ihren breiten Strohhüten auf dem Markte lustwandeln, deutlich konnte er den Kram einer Fruchthändlerin, die ihre Körbe mit Orangen und Feigen vor sich aufgestellt hatte, erkennen, Knaben schlugen den Ballon gewandt in die Lüfte, französische Dragoner, von denen ein Piket in der Stadt stand, saßen auf einer Bank vor dem Wachthause und schwatzten. Er hörte das fernbrausende Getöse der durcheinander schwirrenden Stimmen jubelnder Knaben, lachender Mädchen, ausrufender Verkäufer; ja sogar einzelne Töne von den Gesängen eines Citherspielers, der einen großen Kreis von Hörern um sich versammelt hatte, drangen durch die Stille des Abends zu ihm herüber. Dieses kleine, bunte, verworrene Treiben menschlicher Lust und Betriebsamkeit stach wunderbar gegen den majestätischen Ernst, die feierliche Stille des Hochgebirges ab, das sich steil, mächtig, den Fuß und Gürtel in bläuliche Nebel gehüllt dicht hinter dem Städtchen aufthürmte, und die Schneehäupter in den Wolken verbarg.

Ludwig stand in Gedanken verloren. Plötzlich weckte ihn der Schall eines Posthorns, und munterer Peitschenknall schlug an sein Ohr. Ein mit vier Pferden bespannter offener Reisewagen kam die Landstraße von Baveno daher und rollte dem Städtchen zu. Es saßen zwei Frauen darin.

Die eine, ältere, war offenbar eine Dienerin. Die jüngere, deren dunkles Gewand durch ein weißes leichtes Spitzentuch gehoben wurde, trug über dem Strohhut einen grünen Reiseschleier, den sie eben zurückschlug, sodaß er im Luftzug rückwärtsflatterte. Dieser Anblick weckte eine lebhafte Erinnerung in Ludwig auf. Gerade bei seinem Eintritt in Italien, als er über den großen Bernhard in das Thal von Aosta hinabstieg, hatte er ein weibliches Wesen getroffen, dessen Bild ihm nicht verloren gegangen war, und für welches er ein ähnliches Zeichen des äußeren Erkennens in der Vorstellung trug. Damals nämlich sah er beim Besteigen des Berges, kurz vor dem Hospitium vor sich eine Karavane, wie es schien von reisenden Engländern, unter denen ihm eine auf dem Maulthier sitzende schlanke weibliche Gestalt auffiel, die sich das Antlitz, um gegen den blendenden Glanz des Schnees geschützt zu sein, durch einen grünen Schleier verhüllt hatte. Obwol die Reisenden sich nur wenige hundert Schritte vor ihm befanden, und er, von einem seltsam lebhaften Gefühl getrieben, sich bestrebte, sie einzuholen, so gelang es ihm dennoch nicht, da sie zwar nur durch einen kurzen Raum, aber durch einen mühsam zurückzulegenden Weg von ihm getrennt waren. So blieb der grüne Schleier ihm ein leuchtender Zielpunkt auf den weißen Schneefeldern, bis er in der Pforte des Hospitiums verschwand. Er hoffte Abends an der Tafel den Gegenstand seiner ahnungsvollen Theilnahme kennen zu lernen, doch vergeblich. Nach dem, was er hörte vermuthete er, daß die Unpäßlichkeit einer älteren Dame, wahrscheinlich der Mutter des jüngeren Mädchens, die Ursache sei, weshalb beide in ihrem Gemache blieben. Am andern Morgen hatten die Reisenden ungewöhnlich frühzeitig ihren Weg fortgesetzt. Ludwig erfuhr es kaum, als ihn ein Gefühl der Sehnsucht nach der Fremden ergriff.

daß er selbst belächeln mußte, welches ihn aber dennoch mit einem unwiderstehlichen Reiz antrieb, ihr so rasch als möglich zu folgen, obgleich es Anfangs seine Absicht gewesen war, einen Tag im Hospitium zu verweilen. Ein junger, rüstiger Wanderer, wie er war, mußte er, zumal abwärts, eine Karavane englischer, mit vielem Gepäck belasteter Reisenden bald einholen. In der That entdeckte er auch schon nach wenigen Stunden bei einer Wendung des Thales, die einen weiten Blick abwärts gestattete, den grünen Schleier, dieses magisch lockende Zeichen, nach dem sein Auge spähte, tief unter sich, wie er im Sonnenschein aus der Ferne her schimmerte und leuchtete. Nunmehr blieb derselbe das Banner der Hoffnung, unter dem er seinen Einzug in Italiens Fluren hielt; er folgte ihm mit unablässiger Anstrengung, allein der vielfach gewundene Weg rückte ihm das Ziel seines Strebens bei jeder neuen Windung wieder aus dem Auge. Wie glücklich aber war er, wenn er nun die nächste Biegung erreicht hatte, und es dann näher vor sich erblickte! So dauerte das neckende Spielwerk fort, bis er die tieferen Regionen des Berges erreicht hatte, wo der Pfad ebener, und zuletzt für die schmalen Gebirgswagen fahrbar wird.

Jetzt war er den Wandernden so nahe, daß er sie hätte anrufen können; der Weg schlug sich noch einmal um eine scharf vorspringende Felsecke; er eilte, sie zu erreichen, und hoffte von nun an der Wandergenosse der Reisenden zu werden. Doch als er umbog, sah er kaum hundert Schritte vor sich ein mit Reben dicht umsponnenes Häuschen, vor dessen Thüre zwei Sesselwagen hielten, wie man sich deren hier im Gebirge zu bedienen pflegt. Der Führer, welcher das Maulthier der holden Unbekannten geleitet hatte, half derselben soeben absteigen, und ein ältlicher Herr bot ihr sofort den Arm, um sie in den char à banc zu führen. So sollte sie in

demſelben Augenblicke, wo Ludwig ſie zu erreichen hoffte, ihm ganz entriſſen werden? Zu lange hatte ſeine Phantaſie ſich mit dem reizenden Abenteuer beſchäftigt und ſich romantiſche Zauberſchlöſſer gebaut, als daß er dieſen Raub an ſeinem eingebildeten Glück ſo leicht hätte ertragen können. Faſt beſtürzt, eilte er haſtig vorwärts; nur einmal wollte er das Antlitz des lieblichen Genius ſehn, der ihn an wunderbaren Zauberfäden in das Land der Künſte und der Schönheit eingeführt hatte. Dennoch wäre ſein Beſtreben vergeblich geweſen, hätte nicht ein Zufall, in dem er einen neuen Wink des Schickſals erkennen wollte, ihm Beiſtand geleiſtet. Plötzlich ſah er nämlich, trotz ſeiner Eil, etwas Glänzendes im Wege liegen. Es war ein Armband mit einem goldnen Schloß. Entzückt hob er es auf, weil dieſer Fund ihm die Veranlaſſung bot, dem Wagen, der ſchon davonzurollen drohte, ein lautes Halt nachzurufen. Zugleich winkte er mit der Hand, zum Zeichen, daß er etwas wolle. Die Führer, welche die Reiſenden begleitet hatten, wandten ſich um und kamen ihm entgegen; er aber eilte haſtig an ihnen vorüber und an den Wagen, wo die verſchleierte Dame ſaß. „Sollte ich ſo glücklich ſein," redete er ſie in der Gewohnheit, ſeine Mutterſprache zu gebrauchen, deutſch an, obgleich er ſie fortdauernd für eine Engländerin gehalten hatte; „ſollte ich ſo glücklich ſein, Ihnen ein verlorenes Gut zurückſtellen zu können?" Dabei reichte er ihr das Armband dar. Die junge Dame warf einen überraſchten Blick auf den Finder und dann auf die eigne Hand, wo ſie erſt jetzt die leere Stelle entdeckte. „Es iſt in der That das meinige," erwiderte ſie, „ich danke Ihnen ſehr." Der Klang dieſer Worte überraſchte Ludwig auf ganz eigne Weiſe, denn ſie wurden zwar geläufig und mit ungemeinem Wohllaut, aber doch mit Beimiſchung eines fremdartigen Accents, der ſogleich die Aus-

länderin verrieth, gesprochen. Er fühlte, daß er erröthete, und hob daher das Auge nur scheu zu der Sprechenden empor, die eben, was sie schon früher, als Ludwig herantrat, thun wollte, den Schleier unbefangen zurückschlug. Als er das holde Antlitz so plötzlich unverhüllt erblickte, brachte der milde Glanz ihrer Schönheit ihn in die äußerste Verwirrung. Es war ihm, als sei plötzlich eine Heilige vor ihn getreten, so durchdrang ein Gefühl süßer Beklemmung und Ehrfurcht seine Brust. Ihr blaues Augenpaar, von langen Wimpern beschattet, weilte mit dem Ausdruck der Unschuld und Güte auf ihm. Ein freundliches Lächeln schwebte ihr um die Lippen, und ein so sanfter edler Reiz waltete in ihren Zügen, daß Ludwig von überwältigender Rührung unwiderstehlich ergriffen wurde. Vergeblich suchte er ein Wort der Erwiderung; zu dem Erröthen der Überraschung gesellte sich noch das der Verlegenheit. Als berühre der Wiederschein seiner Glut das Antlitz der Unbekannten, überflog auch ihre Wangen jetzt ein flüchtiger Rosenschimmer; sie verbeugte sich, freundlich, aber befangen grüßend. Der Herr neben ihr zog seinen Hut ab, und der Wagen rasselte davon. Bestürzt folgte ihm Ludwig mit unverwandten Blicken und bemerkte es kaum, daß noch eine zweite, ältere Dame, ebenfalls in männlicher Begleitung, den andern Wagen bestieg und an ihm vorüberfuhr. Sein Auge heftete sich an den grünen Schleier, den er jetzt im Winde flattern und ferner und ferner verschwinden sah. Lange stand er so, bis die letzte Spur der Wagen verschwunden, bis die Staubwolke, die sich hinter ihnen erhob, wieder gefallen war. Es war ihm als habe er geträumt! — — Das holde Bild verließ ihn nicht mehr. In ganz Italien suchte er es auf, doch umsonst. Trat es auch vor der Fülle der reizenden Gegenstände, die seine begeisterten Sinne mit allem Feuer der Jugend in sich auf-

hammen, in den Hintergrund, immer leuchtete es doch wieder von Zeit zu Zeit hell auf, und die leiſeſten Anklänge ähnlicher Erſcheinungen riefen es mit ganzer Lebhaftigkeit in ſeine Seele zurück.

Und jetzo, als er auf der Ausgangsſchwelle des romantiſchen Landes ſtand, wie damals an deſſen Eingang, jetzo erblickte er plötzlich, unvermuthet dieſes Wahrzeichen ſeines Glücks, ſeiner Hoffnungen aufs Neue! Kaum war er daher jener Reiſenden anſichtig geworden, als er mit hochklopfendem Herzen den Hügel hinabeilte, um die flüchtige Erſcheinung raſch zu ergreifen, ehe ſie ihm wieder entſchwinden möchte. Doch der Wagen, der wie ein Pfeil dahinrollte, war vorüber, bevor er die Chauſſée erreicht hatte. Ludwigs Spannung wuchs mit der Gefahr, ſeinen Wunſch (es war wohl mehr als ein Wunſch) nicht erreicht zu ſehn. Im Städtchen mußten die Pferde gewechſelt werden; dieſer Umſtand gab ihm die Hoffnung daß er den Wagen noch einholen werde, bevor er wieder abführe. Denn das Glück, mit dem holden Weſen (und wußte er es denn auch, ob ſie es war?) unter einem Dache übernachten zu können, wagte er ſich kaum vorzuſpiegeln. Er beſchleunigte ſeine Schritte mehr und mehr; jetzt hatte er den freien Platz dem Wachthauſe gegenüber, wo der Gaſthof lag, erreicht. Er ſah den Wagen vor der Thüre ſtehn, aber ſchon führte man neue Pferde herbei, um ſie vorzulegen. Ein großer Kreis von Neugierigen hatte ſich um die Reiſenden verſammelt. Ein Offizier der von der Wache herkam, theilte die Menge, und ging, ein Papier in der Hand haltend, auf den Wagen zu; die junge Dame mit dem grünen Schleier ſtieg bei ſeiner Annäherung aus und that ihm einige Schritte entgegen. Der Offizier verneigte ſich und ſprach mit ihr, zwar ſehr höflich, doch ſchien ſein Achſelzucken anzudeuten,

daß er ihren Wünſchen nicht willfahren könne. Ludwig näherte ſich jetzt den Umſtehenden; da jedoch die junge Dame, die dem Bilde ſeiner Erinnerung immer ähnlicher erſchien, ſich der entgegengeſetzten Seite zugekehrt hatte, er aber um Alles einen Augenblick erhaſchen wollte, wo er ihr ins Angeſicht ſehen könnte, ſo umging er den Kreis der Verſammelten und theilte ihn, von derjenigen Seite nach dem Wagen zu tretend, wohin ſie gewendet ſtand. — Himmel, ſie war es ſelbſt! Nur bleich und ängſtlich ſchienen ihre Züge, und ſogar eine Thräne war in dem ſchönen blauen Auge ſichtbar. Von einem unbezwinglichen Gefühl getrieben, ſchritt Ludwig auf ſie zu; ſo auffallend es ſein mochte, er wollte die holde Geſtalt, die ihn eingeführt hatte in Italiens ſchöne Wunder, beim Ausgange wieder begrüßen, wollte ſie an den raſch vorübergeflogenen Augenblick jenes erſten Begegnens erinnern. Sein Muth dazu wuchs, da er ſie unbegleitet ſah, denn außer einem alten Diener, der vorn auf dem Bocke ſaß, und jener ältlichen Frau im Wagen, die ebenfalls allem Anſchein nach nur in einem dienenden Verhältniß zur Reiſenden ſtand, war Niemand zu ſehn. Haſtig trat er daher aus dem etwas zurückgezogenen Kreiſe der Menge hervor. Ihr Blick fiel plötzlich auf ihn; da überflog ein ſo ſchneller freudiger Schreck ihre Züge, daß Ludwig keinen Augenblick zweifeln konnte, ſie erkenne ihn wieder. Eben wollte er grüßen, die Lippe zur Anrede öffnen, als ſie mit auffallender Haſt die franzöſiſchen Worte ausrief: „Voilà mon frère!“ und ihm entgegeneilte. Ludwig, höchſt beſtürzt, ahnte ein Mißverſtändniß; doch bevor er ſich faßte, ihr nur ein Wort entgegnen konnte, rief ſie ihm italieniſch, ſodaß alle Umſtehenden es hörten, zu: „Gott ſei Dank, Bruder, daß Du kommſt,“ und ſetzte leiſe, aber haſtig auf Deutſch hinzu: „Ich bin verloren, wenn Sie mich verleugnen.“ Eben ſo ſchnell

wandte ſie ſich zu dem Offizier zurück, nahm ihm das Papier aus der Hand und reichte es Ludwig, indem ſie franzöſiſch ſagte: „Dieſer Herr will unſren Paß nicht gelten laſſen, weil Du nicht bei uns warſt. Das kommt von Deinen romantiſchen Seitenwegen, lieber Bruder! — Sie ſind Graf Wallersheim," ſetzte ſie leiſe deutſch hinzu.

Wie überraſcht und beſtürzt Ludwig durch das ſeltſame Abenteuer war, ſo begriff er doch ſchnell genug ſo viel davon, daß er es hier in der Gewalt habe, dem reizenden Weſen, das ängſtlich, mit Thränen in den Augen vor ihm ſtand, einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Er ging dah', ohne ſich zu bedenken auf die Liſt ein und entgegnete: „Beruhige Dich, liebe Schweſter, ich werde ſchon mit dem Herrn ſprechen." Hierauf wandte er ſich zu dem Offizier, und um Zeit zu gewinnen und einigermaßen das Verhältniß kennen zu lernen, ſagte er ihm: „Ich muß Sie ſchon bitten, mein Herr, mir Ihre Bedenklichkeiten gegen unſren Paß zu wiederholen; Sie wiſſen wohl, daß Damen in ſolchen Angelegenheiten zu unerfahren ſind." — „Von dieſem Augenblicke an," entgegnete der Offizier, „habe ich nicht die mindeſten Bedenklichkeiten mehr. Sie waren aber im Paß als der Begleiter Ihrer Gräfin Schweſter genannt, jedoch nicht zugegen. Er mußte mir daher unrichtig ſcheinen. Zwar ſagte mir die Gräfin ſogleich, daß Sie ſich nur auf kurze Zeit entfernt hätten, um einen romantiſchen Seitenweg zu Fuß zu machen, und daß Sie jenſeits der Stadt wieder auf den Weg treffen würden; allein unſere Befehle ſind für die Grenzorte, wie Duomo d'Oſſola, ſo ſtreng, daß ich gezwungen geweſen ſein würde, die junge Dame zu bitten, ſo lange hier zu verweilen, bis Sie, Herr Graf, als der eigentliche Inhaber des Paſſes ſich eingeſtellt hätten. Sein Sie aber verſichert, daß ich es für meine Pflicht gehalten haben würde, einen meiner Leute auf die Straße

nach Sempione zu senden, um Sie von dem Hinderniß zu benachrichtigen. Indessen muß ich Sie doch warnen, sich nicht wieder von der Seite der Comtesse zu entfernen, da die Befehle, so weit unsre Bezirke reichen, überall von der Art sind, daß Sie leicht eine neue, ähnliche Unannehmlichkeit erfahren würden. Sind Sie erst über die schweizerische Grenze, so hört unsre Autorität freilich auf, und Sie werden mit freier Bequemlichkeit reisen können."

Ludwig stand stumm vor Erstaunen, zumal da der alte Diener vom Bock abgestiegen war, ihm ohne Umstände die leichte Reisetasche, die ihm über die Schulter hing, abnahm, sie in den Wagen legte und ihn fragte, ob es ihm gefällig sei einzusteigen. Verwirrt sagte er dem Offizier einige höfliche Worte und reichte ihm die Hand zum Abschiede. Der Diener schlug den Tritt des Wagens vollends herunter, der höfliche Franzose war der jungen Dame, die sich jetzt dicht in ihren grünen Schleier gehüllt hatte, beim Einsteigen behülflich, der Diener half Ludwig hinein, der Offizier verneigte sich tief, wiederholte sein bon voyage, Ludwig nahm, fast ohne zu wissen, was er that, an der Seite seiner räthselhaften Unbekannten Platz — denn die Duenna hatte bescheiden den Rücksitz eingenommen —, und der Wagen rasselte dahin.

Zweites Capitel.

So lange man durch die Gassen des Städtchens fuhr und belebte Häuser am Wege standen, beobachtete die schöne Verschleierte das tiefste Schweigen, und den Versuch Ludwigs,

ſich durch eine Frage den Zuſammenhang des höchſt ſeltſamen Abenteuers erklären zu laſſen, lehnte ſie durch einen ſtummen, ängſtlichen Wink ab. Er blieb daher einige Minuten lang ganz ſeinen eignen Vermuthungen überlaſſen. In der Zeit fand er eine mögliche Auflöſung des Räthſels, wenn auch nicht die wahre. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war ſeine Begleiterin eine Engländerin, vielleicht die Tochter eines Mannes von Bedeutung. Der neu ausbrechende Krieg hatte Haß und Wachſamkeit der Franzoſen gegen die Einwohner dieſes Landes verdoppelt; ſie war daher muthmaßlich aus politiſchen Gründen genöthigt, ſich der Liſt zu bedienen, um ein Land zu verlaſſen, das im Beſitz der Feinde ihres Vaterlandes war, in dem man ſie ſelbſt vielleicht als Geiſel betrachten und verhaften konnte. Ludwigs Herz ſchlug daher heftig vor Freude, daß die wunderbarſten Fügungen des Zufalls gerade ihn erſehn hatten, um einem Weſen, deſſen ſüßer Reiz ihn ſo mächtig gerührt, ihn ſo lange in zarten aber unzerreißbaren Feſſeln gehalten hatte, dieſen rettenden Dienſt zu erweiſen. Er richtete ſeinen Blick auf ſie, ſie ſaß ſichtlich zitternd, beklemmt athmend neben ihm. Endlich verſchwanden die letzten Häuſer an der Seite des [illegible] die Umgegend wurde einſam. Eine ſteil aufſteigende Strecke des Weges nöthigte den Poſtillon, der aus dem Sattel fuhr, ſeinen raſchen Trott in Schritt zu verwandeln, ſo daß das betäubende Raſſeln des Wagens aufhörte. Da ergriff die ſchöne Verſchleierte mit raſcher Heftigkeit Ludwigs Hand, drückte ſie warm und innig mit ihren beiden und ſprach flüſternd aus beklommener Bruſt: „Sie ſind mein Retter! Der Retter des Theuerſten, was ich auf dieſer Erde beſitze!“ Und wie erſchöpft von der tödtlichen Angſt, von dem langen Zurückpreſſen der heftigſten Empfindungen in ihrer Bruſt, ſtieß ſie ſchwer aufathmend ein gepreßtes Ach aus, ſank der ihr ge-

genüberſitzenden Begleiterin an die Bruſt, umfaßte ſie mit beiden Armen, verbarg das Haupt an ihrer Schulter und brach in einen unaufhaltſamen Strom von Thränen aus.

Die ältere Begleiterin, obgleich ſie in ihrer ganzen Haltung etwas Kaltes, Gemeſſenes hatte, ſchien jetzt doch auch bewegt. Sie ſuchte indeſſen die Weinende zu beruhigen, bediente ſich aber dabei einer fremden Sprache, die Ludwig nicht verſtand und ſie auch nicht für undeutlich ausgeſprochenes Engliſch halten konnte. — Die Unbekannte richtete ſich wieder auf, ſchlug den Schleier zurück, um freier Luft zu ſchöpfen, richtete ihr blaues Auge gen Himmel und faltete die Hände über der Bruſt zu einem ſtummen Dankgebet. Ludwig, der ſich gleichfalls im Innerſten bewegt fühlte, wollte ihre heilige Rührung nicht unterbrechen und ſah ſie lange und erſtaunt an. Sie erwiderte den Blick mit offener, reiner Geſinnung: „Wie ſoll ich Ihnen je vergelten!“ ſprach ſie. „Vergelten?“ Entgegnete Ludwig lebhaft, aber mit inniger Betonung. „Das Schickſal bereitet mir auf die wunderbarſte Weiſe ein Glück, das ich niemals zu träumen gewagt hätte, und Sie ſprechen von Vergeltung? Etwa weil ich von Ihren Lippen den ſüßen Namen Bruder hörte? Was habe ich denn für ſie gethan? Ich weiß nur, daß Sie einem Fremden, Unbekannten plötzlich wie eine Göttin aus himmliſcher Höhe das überſchwenglichſte Glück bereitet haben?“ — „O Sie wiſſen nicht,“ entgegnete ſie, „was Sie für mich gethan durch Ihr ſchnelles und gewagtes Verſtehen!“ — Sie wollte fortfahren, doch wurde ſie durch den alten Diener unterbrochen, der ſich umſah und einige fremdartige Worte zu ihr ſprach, die ſie ebenfalls in einer Ludwig völlig unbekannten Sprache erwiderte, und über welche er auch, da nur ſo wenige, noch dazu faſt unverſtändlich leiſe Worte gewechſelt wurden, gar keine Muthmaßung gewinnen

konnte. Einigemal glaubte er ſpaniſche, dann wieder polniſche Wortformen zu hören. Der Wagen rollte jetzt wieder raſcher dahin, und das Geſpräch war abermals unterbrochen. Indeß mußte bald das fortwährende Anſteigen der auf der italieniſchen Seite ungleich ſteileren Simplonſtraße beginnen; Ludwig ſetzte daher ſeine Wünſche um Enträthſelung dieſer Geheimniſſe bis dahin aus.

Man erreichte eine freie Höhe, wo der Weg ſich ſo bog, daß man noch einmal den Blick auf Italien zurückwerfen konnte. Das romantiſche Land lag in der Purpurgluth der Abendröthe da; die dunklen, waldigen Vorgebirge der Alpen ſtreckten ſich weit in die blühenden Ebenen hinein; ſchäumende Bäche zogen ſilberne und goldene Straßen durch die Thäler; das weiße, glänzende Städtchen am Fuße des Gebirges leuchtete hell auf dunklem Grunde; die Ferne verſchwand in purpurner Dämmerung und ließ keine deutlichen Umriſſe mehr erkennen. „Leb wohl!“ ſprach Ludwig bewegt. Auch ſeine Gefährtin wandte das ſchöne Antlitz noch einmal dem Eden zu, das ſie verlaſſen mußte, eine ſanfte Rührung verklärte ihre Züge; die Lippen ſchienen über eine Thräne zu lächeln, die den blauen Kryſtall des Auges plötzlich mit feuchtem Schimmer überglänzte. „Leb wohl,“ wiederholte ſie mit ſüßem Wohllaut und winkte leicht mit der Hand hinüber. Es war ein bewegter aber kein tief ſchmerzender, kein zerreißender Abſchiedsgruß. Da die Straße nunmehr ganz ſteil anſtieg, ſo daß der Wagen ſich nur langſam fortbewegte, trat endlich der Augenblick ein, wo ſich Ruhe genug zu einem Geſpräche fand. Ludwig wollte nun ſeine Frage über das ſeltſame Ereigniß wiederholen, als ſeine Gefährtin ſchon unaufgefordert begann:

„Sie müſſen ganz erſtaunt ſein über Das, was Ihnen begegnet iſt; doch die jetzt alle Länder und Völker erſchü-

ternden Verhältnisse führen auch den Einzelnen oft in verhängnißvolle, seltsame Lagen. Eine solche ist die meinige. Schon gab ich mich verloren, ach und ich zitterte für ein theureres Gut als mein Leben, als der Himmel Sie zu meinem Retter sandte. Werden Sie mir aber Ihren Beistand auch ferner leisten wollen?"

„Bis zu meinem letzten Athemzuge," rief Ludwig fast heftig. — „Versprechen Sie nichts," entgegnete die Unbekannte unterbrechend, „bis Sie wissen, was ich von ihrer großmüthigen Gesinnung erbitten muß. Sie werden noch länger für meinen Bruder gelten, mich bis nach Deutschland als solcher in unaufhaltsamer Reise begleiten müssen! Und — es ist nicht ohne Gefahr für Sie!"

Ludwig wies mit einem fast unwilligen Stolz den Gedanken zurück, als könne irgend eine Gefahr ihn zurückschrecken.

„Das wußte ich wohl und mußte es Ihnen zutrauen," entgegnete die Unbekannte; „aber noch ein schwereres Geständniß habe ich Ihnen zu thun. Ich werde undankbar, ich werde niedrig argwöhnend vor Ihnen erscheinen müssen; denn ich muß Ihre Hülfe anflehen, ohne Ihnen mein Geheimniß vertrauen zu dürfen, weil es nicht das meinige ist. Andere haben heiligere Rechte daran, und mich binden die strengsten, unerläßlichsten Pflichten. Kaum mehr, als Sie schon errathen haben müssen, darf ich Ihnen enthüllen; denn daß ich nicht die Gräfin Wallersheim, daß ich nicht einmal eine Deutsche bin, kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein."

„Aber mit welchem Namen darf ich Sie nennen? Wird Ihr Geschick Sie mir auf ewig verhüllen?" fragte Ludwig nicht ohne schmerzliche Betonung.

„Nein, ich hoffe es nicht," entgegnete seine Begleiterin sanft; „und bis dahin nennen Sie mich Schwester, Bianca,

wenn Sie wollen. Dieser Name muß Ihnen schon genügen."

„Schwester! Bianca!" sprach Ludwig nach, und ein bebender Schauer des Entzückens durchdrang sein Herz. „Schwester! Schwester!" — die Stimme versagte ihm. Der heilige Name legte ihm das reizende Wesen so nah an das Herz, raubte es ihm aber zugleich so unwiderbringlich, daß er bei dem Klange desselben das vollste Maß der Seligkeit und den tiefsten, bittersten Kelch der Schmerzen zugleich leerte. Und so war sein ganzes Finden der Geliebten. Die vertraulichste Nähe war ihm gestattet, doch zugleich hatte das Schicksal, dies ahnte er schon jetzt, eine furchtbare Kluft zwischen beiden aufgerissen, die sie um so weiter trennte, je inniger vereint sie schienen.

Er blickte sie an, es däuchte ihm, sie sei eine holde Traumgestalt, die ihm entschweben werde, wenn er erwache. Sein Herz schlug heftig; doch er bezwang sich, und stumm verschloß er den ahnungsvollen Schmerz in seiner Brust.

Doch Bianca brach das Schweigen. „Sie dürfen mich nicht nur Schwester nennen," sprach sie ein wenig erröthend, „sondern Sie müssen es auch, wenn Sie mich nicht verrathen wollen. Sie werden sich gewiß bald daran gewöhnen sowie an das vertraute Du, das ich öffentlich von Ihnen zu fordern gezwungen bin, wenn Sie deutsch sprechen."

Die Prüfung für Ludwig wurde immer schwerer. — „Wenn ich mich nur nicht vergesse," sprach er verlegen.

„Sie werden es gewiß nicht," entgegnete Bianca; „der Gedanke, daß ein leichtes Versehen für Sie und mich höchst gefährlich werden könnte, wird Sie gewiß immer warnen; und überdies sollen Sie es stets in meinen Zügen lesen, daß ich Sie an Ihre brüderlichen Pflichten erinnere. Doch ich

muß Ihnen noch Einiges über meine Lage entdecken. Sie sehen mich hier, von meiner Jugendpflegerin und einem alten getreuen Diener unsres Hauses begleitet, den Einzigen die mein Geheimniß zum Theil kennen. Wir würden ohne alle Gefahr reisen, wenn nur diese die Mitwisser wären, doch zu unsrem Unglück ist es leider schon verrathen. Wissen Sie denn, daß bis Mailand ein Anderer Ihre Stelle einnahm." Hier stockte die Erzählerin. „Ein empörender Mißbrauch den er von meiner Lage machen wollte," fuhr sie hocherröthend fort, „zwang mich, den günstigen Augenblick zu nutzen, der sich mir zur Flucht aufthat. Ich darf nicht zweifeln, daß er jetzt aus Rache ein Verräther geworden ist. Darum meine Eil, meine Todesangst unten im Städtchen; denn jeden Augenblick kann die Botschaft eintreffen, die unsre Verhaftung befiehlt. Zwar habe ich eine andre Straße eingeschlagen, als ich Anfangs wollte, was die Unbestimmtheit des Passes, der nur von Rom über Florenz und Mailand nach Deutschland lautet, möglich machte; denn eigentlich hätte ich den Weg nach Verona nehmen sollen. Allein zu schnell ist das ermittelt! Wie leicht kann der Verräther selbst diese Muthmaßung hegen und uns daher auf zweien Straßen verfolgen lassen! Denn welche dritte wäre mir übriggeblieben? — Sie wissen nun, was Sie wagen! Und ich muß Ihnen auch das sagen, man würde das Vergehen, dessen Sie sich schuldig machen, sehr streng bestrafen."

„Das größeste aller Vergehen wäre das, hier feig zurückzutreten," sprach Ludwig fest. „Ich weiß nicht," setzte er bewegter hinzu, „ob es mich nicht noch glücklicher machen würde, für Sie zu leiden, als für Sie zu wagen."

Bianca schwieg.

Die Nacht senkte sich tiefer herab und umhüllte die Gegenstände mit einem grauen dämmernden Schleier. Die

Straße wurde ſteiler; ſchon ſtiegen die grotesken, zackigen Felſen von beiden Seiten auf, während in der Tiefe die Veriola ſchäumend und donnernd dahinſchoß. Das großartige Schauſpiel würde einen mächtigeren Eindruck auf die Reiſenden gemacht haben, wenn die Stimmung ihrer Gemüther eine ruhigere, dem Genuß empfänglichere geweſen wäre. Bianca ſchien überdies durch die Reiſe und durch die Angſt, die ſie erduldet hatte, erſchöpft. Sie lehnte ſich in die Ecke des Wagens zurück, und ſank in leiſen Schlummer. Ludwigs aufgeſtürmte Seele ließ keinen Schlaf in ſein Auge bringen, wiewol auch er durch die lange Wanderung zu Fuß körperlich ermattet war. Die ſchauerlichen Wunder der Straße die er zurücklegte, ſteigerten zwar das unruhige Wogen in ſeiner Bruſt, doch ſpiegelten ſich Felſen, Abgrund und Waſſerſturz in ſeinem Auge nur wie in einem bewegten See ab: unbeſtimmt, verwiſcht, ſchwankend. Oft nahm er auch faſt ſo wenig von dieſen Bildern in ſein Bewußtſein auf, wie ein abſpiegelndes Gewäſſer. Meiſt ſtaunte er ſie traumerriſch an, und erſt, wenn ſie längſt vorüber waren, tauchten ſie ihm als dunkle, unbeſtimmte Erinnerungen auf, worüber er wieder die Eindrücke der nächſten Gegenwart verlor. Seine Seele ſah ja nur Biancas Bild; er ſtand entzückt vor der hehren, ſanften Geſtalt einer Madonna; wie mochte er ſeine Augen feſſelnd auf die Landſchaft im Hintergrunde des Heiligenbildes heften, ſo wunderreich ſie ſich auch ausbreitete!

Es war dunkel, als ſie über die erſte ſchaurige, auf thurmhohe Pfeiler geſtützte Brücke rollten, unter der der Strom im tiefen Abgrund wie eine weiße Schlange dahinziſchte. Bald darnach erreichten ſie eines der Poſthäuſer, wo die Pferde raſch gewechſelt wurden. Bianca war in ſo feſten Schlummer geſunken, daß ſie auch dort nicht erwachte; es war, als ob ihre Seele dem neuen rettenden Freunde ſo

feſt vertraue, daß keine Unruhe, keine Sorge mehr ſie quälte.

Die Straße wurde immer wilder und ſchauerlicher, die Veriola ſchoß toſend im Abgrunde dahin; himmelhohe Felsmauern ſtarrten ſchröff empor; nur wenige Sterne blinkten durch die ſchmale Spalte der tief geklüfteten Schlucht. — Plötzlich bog ſich der Weg ſcharf um, und Ludwigs erſtauntes Auge ſah ein weißes rieſiges Geſpenſt vor ſich, das furchtbar aufgerichtet an der ſchwarzen Felswand ſtand. Zugleich ſchlug ein dumpfer Donner an ſein Ohr.

Bianca erwachte von dem Getöſe und rief erſchreckt: „Gott was iſt das? Wo ſind wir?“

„Es iſt der Waſſerfall am Eingange der großen Gallerie,“ ſprach der alte Diener ſich umwendend. Indem hielt der Wagen und heller ein Lichtſtral aus erleuchteten Fenſtern fiel hinein. Der Poſtillon klatſchte mit der Peitſche.

„Was bedeutet das,“ fragte Bianca ängſtlich, „ſollten wir hier angehalten werden?“

„Hier iſt, ſo viel ich weiß, die Grenze der Lombardei; jenſeit der kleinen Brücke vor uns befinden wir uns ſchon in der Schweiz,“ entgegnete Ludwig.

„Gott ſei gedankt,“ rief Bianca und ſchöpfte tief Athem. „Nur noch bis dorthin verlaß mich nicht gütiger Himmel!“ ſetzte ſie leiſe hinzu und erhob das ſchöne Auge gegen die Sternennacht über ihr.

Indem traten zwei in graue Mäntel gehüllte Geſtalten an den Wagen, deren einer eine Laterne in der Hand trug; die hohen Helme mit Roßſchweifen ließen franzöſiſche Dragoner erkennen.

„Votre passeport Monsieur,“ lautete die höfliche aber kurze und entſcheidende Frage.

„Den Paß lieber Bruder,“ ſprach Bianca und drückte

ihre Hand leiſe gegen ſeinen Arm, um ihm ein Zeichen zu geben, daß er ſich nicht vergeſſen möge.

Ludwig zog das Papier aus der Bruſttaſche und reichte es hin. So wenig hier eine Entdeckung zu fürchten war, ſo bewirkte das Bewußtſein ſeiner Lage doch, daß ihm der Puls raſcher ging. Bei Tage würde ein aufmerkſamer Beobachter die Unruhe in ſeinen Zügen bemerkt haben; er war an Abenteuer dieſer Art noch nicht gewöhnt.

Der Offizier ging mit dem Paß ins Haus; nach fünf Minuten kehrte er zurück und übergab ihn Ludwig mit den Worten: „Votre serviteur Monsieur le comte.“

„Vorwärts!“ rief der alte Diener, und der Wagen rollte fort über die Brücke auf den Waſſerſturz zu. Das Donnern deſſelben betäubte das Ohr, die weißen ſtäubenden Wolken umhüllten den Wagen wie mit dichtem Nebel. Plötzlich waren ſie verſchwunden, und dichte Finſterniß bedeckte die Reiſenden; das Getöſe des Waſſerfalls und des Stroms vernahm man nur noch ganz dumpf.

„Wo ſind wir?“ fragte Bianca.

„Ich glaube im Gewölbe einer der Gallerien, durch welche die Straße führt.“

„Das iſt die Gallerie von Friſſinone,“ ließ ſich die Stimme des Poſtillons vernehmen, der ſich nicht wenig darauf einbildete, die Schrecken und Wunder dieſer Straße genau zu kennen und ſie franzöſiſch namhaft zu machen.

Weder Bianca noch Ludwig hatten, da ihr Blick an dem Waſſerſturz hing, bemerkt, daß man in ein Felſenthor eingefahren war. Der Wagen rückte langſam in dem Gewölbe vor, das auch nicht durch den leiſeſten Schimmer des Lichts erhellt wurde. Plötzlich aber fiel ein dämmernder Schein von oben herab; erſtaunt ſahen die Reiſenden aufwärts und erblickten einige ſchimmernde Sterne, die aber

eben ſo raſch wieder verſchwanden. Man hatte ſich unter der Öffnung in der Bucht befunden, die am Tage einiges dämmernde Licht in dieſe düſtre Felſengruft wirft. — Nach zehn Minuten erreichte man das Freie wieder.

Bianca athmete aus tiefer Bruſt. „Gott ſei Dank,“ ſprach ſie, „mir wurde doch ein wenig bange in der Schlucht. Aber wozu dient dieſe finſtre Wölbung?“

„Hauptſächlich zum Schutz gegen die Lawinen, denn man hat ſie meiſt an den Stellen angelegt, wo das Hinabſtürzen derſelben am häufigſten ſtattfindet, mehrfältig aber hat man auch durch dieſes kühne Durchbrechen des Felſens einen bedeutenden Umweg erſpart. Die ganze Straße iſt ein Rieſenwerk wie alle, die der koloſſale Mann unternimmt, der mit ſo ſcharfem Blick die Wichtigkeit dieſes Baues zur Verknüpfung ſeiner Völker erkannte. Was ſeit einem Jahrhundert dringender Wunſch geweſen war, und wovor zwanzig Geſchlechter zurückbebten, weil die Aufgabe menſchliche Kräfte zu überſteigen ſchien, das richtete dieſer kühne, ſchöpferiſche Geiſt durch einen Wink ins Werk, nur weil ſein mächtiger Wille es gebot.“

„Ich ſtaune ihn an! Aber ich glaube doch, daß dieſer düſtere Genius furchtbarer im Verheeren als mächtig im Erſchaffen iſt,“ entgegnete Bianca mit weiblichem Zurückbeben vor den kriegeriſchen Ereigniſſen, die ſie bei ihren Worten im Sinne zu haben ſchien.

„Er zerſtört nur, um zu ſchaffen,“ erwiderte Ludwig mit Feuer; „auf der Lawa, die der Vulkan auswirft, blüht die reichſte Flur empor!“

„Und gedenken Sie nicht Derer, die unter dem Aſchenſtaub verſchüttet liegen?“ fragte Bianca.

Ludwig ſeufzte. Seine Seele war hier im Tiefſten getroffen. Wohl gedachte er der Verſchütteten, gedachte er ſei-

nes Vaterlandes; aber dennoch vermochte er nicht, seiner Bewunderung des Mannes, vor dem Europa bebte, zu entsagen. Dieser Streit in seiner Brust hatte ihn schon oft schmerzlich zerrissen, und jetzt ging er, durch die Rückkehr in seine Heimath, durch die Nähe des ungeheuern Krieges, dessen schwarzes Wettergewölk sich mit jedem Tage düsterer zusammenzog, neuen furchtbaren Kämpfen dieser Art entgegen.

„Wir sind geboren," sprach er nach einer Pause mit leiser Stimme, „um die Schuld unsrer Väter zu sühnen. Das eiserne Rad des Schicksals zermalmt uns; ach ich weiß es nur zu wohl. Aber nicht auf die wälze ich die Schuld, die den Richterspruch der unvermeidlichen Nemesis vollstrecken. Die Geschichte hält ein strenges, schweres Strafgericht. Sie richtet nur Thaten, nicht Thäter. Darum büßen wir die Schuld der Vorfahren. Aber auch Die eigne; denn dürfen wir uns von feiger Versunkenheit und Entartung freisprechen? Deutschland — — o lassen Sie mich schweigen, denn mein Herz blutet, wenn ich daran denke!"

Beide schwiegen; da bog sich der Weg ein wenig nach Osten, und plötzlich glänzte ihnen der sanfte Mond, der im reinsten Aether zwischen zwei zackigen Berggipfeln schwebte, entgegen, gleichsam als ein freundliches Pfand der Gottheit, daß nach dem Sturm die Ruhe wiederkehren werde. Zugleich stiegen über der schwarzen, aus dem Schatten der Nacht aufwachsenden Felswand vor ihnen zwei silberweiße Schneehörner empor, die das Mondlicht glänzend zurückwarfen.

„O Gott!" hauchte Bianca aus tiefgerührter Brust, ergriff die Hand ihrer Pflegerin und deutete auf die Schneegipfel.

Ludwig fühlte, daß warme, milde Thränen über seine Wangen rollten. Er drückte sich das Tuch vor die Augen

und ließ nun dem süßen Strom, der ihm die beklemmte Bruſt erleichterte, freien Lauf.

„Der Gipfel links, das iſt der Sempione," erklärte der Poſtillon, indem er ſich zu Biancas altem Diener wandte.

„Werden wir bald oben ſein?" fragte dieſer.

„Im Dorfe ſind wir bald, dann haben wir noch zwei Stunden bis zum höchſten Gipfel, wo das Hospitium gebaut wird. Aber der Bau liegt ſchon ſeit einem Jahre ſtill, denn es fehlt am Beſten, am Gelde. Aber vorwärts!" damit ſchwang er die Peitſche, und in kurzer Zeit hatte man das Dorf Sempione, das dicht unter dem Schneegipfel des Berges zu liegen ſcheint, erreicht.

Es war hier ſchon empfindlich kalt. Nur wenige Augenblicke verweilten die Reiſenden, um ſich durch eine flüchtig genoſſene Mahlzeit und ein Glas warmen Weines zu ſtärken, denn Bianca trieb fortwährend zur Eile an. Mit dem Frühling war es nun bald vorüber, denn nach kurzer Zeit befand man ſich mitten im Schnee, der von beiden Seiten hoch aufgeſchüttet war. Da die Straße nicht gar ſteil anſtieg, ſo ging die Reiſe raſch von Statten. Bald erreichte man den höchſten Gipfel, und nun rollte der Wagen mit Blitzesſchnelle abwärts. Nach einigen Minuten hielt der Poſtillon an.

„Was gibt's?" fragte Ludwig.

„Hm, Signore," lautete die Antwort, „die Jahreszeit iſt nicht die beſte. Man muß vorſichtig ſein. Wir haben warme Tage gehabt, und da ſtürzen die Lawinen herunter wie der Sperber auf die Lerche. Ich muß einen Schuß thun." Er holte eine alte, roſtige Muskete vor und ſchoß in die Luft. Der Schall dröhnte weit durch die öden Berge und donnerte ein tauſendfaches Echo nach; doch alsdann blieb Alles ſtill.

„Es wird gehen," ſprach der Poſtillon und trieb ſeine Pferde an.

Man war in ängſtlicher Spannung, denn Jeder malte ſich im Stillen die ſchauerlichen Schrecken eines Begräbniſſes unter ſtürzenden Lawinen aus. In wenigen Augenblicken gingen alle die Erzählungen an der Erinnerung vorüber, welche die jugendliche Phantaſie ſchon in den früheſten Jahren durch Berichte von dieſen furchtbaren Naturereigniſſen in der Schweiz ſüß ſchauerlich aufgeregt hatten.

Plötzlich donnerte und krachte es dumpf in der Höhe.

„Dio santo!" rief der Poſtillon und ſah empor. Zugleich aber ſetzte er dem Pferde auf dem er ritt die Spornen ein, ſchwang die Peitſche, und in betäubender Schnelligkeit raſſelte der Wagen dahin.

Bianca ergriff ängſtlich die Hand der Pflegerin ihr gegenüber. Ludwig ſuchte Ruhe zu gewinnen und ſprach: „Es wird keine Gefahr haben; dieſe Leute wiſſen ſehr genau Beſcheid und ſind ungemein vorſichtig."

Doch kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ein furchtbares Krachen dicht über ihren Häuptern erſcholl; es war als ſtürze der Berg mit ihnen zuſammen. Die Pferde bäumten ſich und prallten ſcheu auf die Seite, ſo daß der Wagen hart an den Rand des Abgrundes geſchleudert wurde. Doch der muthige Reiter verlor die Faſſung nicht, ſondern trieb ſie mit Spornen und Peitſche vorwärts. Die Gefahr, hinabzuſtürzen, dauerte nur eine Secunde; doch der größeren war man noch nicht entronnen, denn jetzo krachte es fürchterlich rings um die Reiſenden her, und ſie ſahen ſich plötzlich in eine weiße Wolke gehüllt. Der Boden bebte, ein gewaltiger Druck der Luft ſchleuderte Ludwig von dem Sitz herab, Bianca hing in bewußtloſer Angſt am Halſe ihrer Pflegerin. Die weiße Wolke verdunkelte ſich ſchnell wie zu dichtem ſchwar-

zen Rauchwirbeln; einen Augenblick darnach hielt der Wagen mit einem heftigen Stoß an, als ob ein Schiff auf ein Felsenriff geriethe. Die Achsen krachten, beide Frauen schrien laut auf, selbst Ludwig vermochte einen Ausruf des Schreckens nicht zu unterdrücken. Undurchdringliche Finsterniß verhüllte jetzt Alles ringsumher. Noch einige Augenblicke vernahm man das Getöse des rollenden Donners, dann verlor es sich dumpf, und plötzlich war Alles still und finster wie in der Gruft.

Drittes Capitel.

„Das war Rettung aus dem Rachen des Löwen!" rief jetzt der Postillon. „Wir haben noch glücklich die Gallerie erreicht."

Diese Worte erfüllten die von Entsetzen Erstarrten mit neuem Leben. „Wir sind nicht verschüttet?" rief Ludwig freudig.

„Die Lawine muß dicht hinter uns herunter geschossen sein," antwortete der Postillon, „denn die Eissplitter und der Schneestaub haben uns ja fast blind gemacht. — Aber eine Achse, oder gar alle zwei wird es gekostet haben, denn ich spüre wohl, daß wir etwas hart an die Felswand gerathen sind. Es war aber auch kein Spaß im vollen Galopp in das enge Loch einzufahren, und noch dazu im Finstern!"

Ludwig hörte die letzten Worte des Postillons nicht mehr, weil er fühlte daß Bianca an ihm niedersank, und er die Ohnmächtige in seinen Armen auffing. „Um des Himmels Willen, Schwester," rief er, indem er sie mit beklom-

mener Seligkeit ſanft an ſich drückte; „Schweſter, was iſt Dir?“ — Sie antwortete nicht; überhaupt ließ ſich kein Laut vernehmen. Ludwig bebte ſchaudernd zuſammen. Hatte der entſetzenvolle Augenblick Allen zugleich das Leben geraubt?

Indem erhellten Funken das Dunkel. Es war der Poſtillon, welcher Feuer anſchlug; bei dem zuckenden Lichtſchimmer ſah er, daß Bianca bleich, mit geſchloſſenen Augen und Lippen in ſeinen Armen lag, und auch die Pflegerin, wie es ſchien, bewußtlos auf den Sitz des Wagens zurückgeſunken war.

„Licht, Licht!“ rief er haſtig.

„Gleich Signore!“

Die Laterne war angezündet und erhellte das düſtre Felsgewölbe der Gallerie mit einem trüben Schimmer. Der Poſtillon hob ſie in die Höhe und fragte: „Es hat doch Niemand Schaden genommen? — Aber der Teufel, wo iſt denn der Bediente?“ Erſt jetzt bemerkte Ludwig daß dieſer fehle; er mußte geſtürzt ſein. „Wir müſſen ihn aufſuchen,“ rief er, und ließ die theure Laſt, die er in ſeinen Armen hielt, ſanft auf den Sitz des Wagens nieder. Dann ſprang er hinaus, um mit dem Poſtillon gemeinſchaftlich den Verunglückten aufzuſuchen. — Dies war ſchnell geſchehen, denn ſie fanden ihn dicht am Eingange der Gallerie beſinnungslos auf dem felſigen Boden liegen. An der Stirne blutete er zwar ein wenig, doch war die Verletzung nicht bedeutend, auch ſchien er ſonſt nicht verwundet zu ſein. Der Poſtillon wuſch ihm mit einer Hand voll Schnee, den der Wind an den Seitenwänden der Gallerie angetrieben hatte, die blutende Stirn, während Ludwig ihn aufzurichten und zu erwecken bemüht war. Der Alte fand die Beſinnung ſchnell wieder. „Wo bin ich?“ fragte er mehr erſtaunt als

erschöpft. — Ludwig nahm sich nicht die Zeit, ihm zu antworten, sondern eilte, die Laterne in der Hand, zu Bianca zurück. Sie schien, sanft in den Wagen zurückgelehnt, nur leicht zu schlummern, so still und lieblich waren ihre Züge. Als ihr der Schimmer des Lichts, das Ludwig auf den Rücksitz des Wagens gestellt hatte, ins Auge fiel, öffnete sie es, schloß es aber, geblendet, eben so rasch wieder und athmete tief auf. Ludwig ergriff ihre Hand und nannte leise aber mit Innigkeit ihren Namen; sie schlug das Auge groß auf. Dann fragte sie fremd, noch halb in ihre Träume versunken: „Wer ruft mich denn?"

„Dein Bruder, Bianca," sprach Ludwig tief gerührt.

„Bruder! Bruder!" rief sie noch bewußtlos ängstlich aus, neigte sich bebend vorwärts und lehnte sich sanft gegen Ludwigs Brust, der sie in seliger Überwältigung an sein Herz und einen süßen Kuß auf ihre Stirn drückte. Da fuhr sie, plötzlich erwachend, auf, sah ihn mit scheu staunenden Blicken an, und indem sie sich jungfräulich beschämt seinen Armen entwand, sprach sie: „Mein Gott! Die Betäubung — Ich weiß nicht, was ich gethan habe!" Indem fiel ihr Blick auf die Pflegerin, die noch besinnungslos mit zurückgesunkenem Haupt in der Ecke des Wagens saß. Ein Ausdruck des Schreckens überflog bei diesem Anblick ihre Züge; sie öffnete die Lippen zu einem Ausruf, aber er erstarb in einem gepreßten Seufzer. Da bewegte sich die Ohnmächtige und sprach einige fremdartige Worte aus. „Sie lebt! Sie lebt!" rief Bianca freudig und umschlang den Nacken der Zurückgesunkenen, indem sie sie liebend emporrichtete. „O meine Margarethe, erkennst Du mich?"

Ihre Umarmung war so innig, daß Ludwig ahnen mußte, es finde hier ein näheres Verhältniß als das zwischen Herrin und Dienerin statt. Doch bevor er sich einer bestimm-

ten Muthmaßung bewußt wurde, richtete Bianca die ängstliche Frage an ihn: „Aber wo iſt — um des Himmels Willen —“ Ludwig errieth, was ſie wollte, und unterbrach ſie durch die Nachricht, daß der Diener keinen Schaden genommen habe. Indem kam dieſer mit dem Poſtillon heran. Bianca machte eine raſche Bewegung ihm entgegen; der Diener verbeugte ſich mit Ehrfurcht und ſprach ernſt: „Ich freue mich, daß die gnädigſte Herrſchaft keinen Schaden genommen hat; auch ich bin der Gefahr noch glücklich genug entgangen.“

Man ſah in Biancas Zügen, daß eine ſeltſame Bewegung in ihrem Innern vorging; ſie ſchien auf das heftigſte mit einem Wunſche zu kämpfen, den ſie ſchwer bezwang. Der alte Diener war jedoch nicht ſonderlich aufmerkſam auf ſie und meinte kurz abbrechend: „Jetzt müſſen wir vor allen Dingen ſehen, was der Wagen für Schaden genommen hat.“ Dabei ergriff er die Laterne und leuchtete damit gegen die Achſen.

Bianca ſprach matt: „Ich kann mich noch gar nicht faſſen, — ich weiß ja auch noch gar, nicht was uns begegnet iſt, und wo wir jetzt ſind.“ Dabei neigte ſie ſich zärtlicher gegen die Bruſt ihrer Begleiterin, die jedoch ungleich kälter und gemeſſener gegen ſie war, als ob ſie ſehr auf ihrer Hut ſei, die Schranken des Standesverhältniſſes verwitzig zu überſchreiten.

Ludwig erklärte in wenigen Worten, was vorgegangen war, und wo man ſich befinde.

„Der Wagen iſt nicht viel beſſer als in tauſend Stücke zerſchellt,“ berichtete jetzt der Poſtillon, der gemeinſchaftlich mit Paul, dem Diener, die Räder und Achſen unterſuchte. „Die Herrſchaft wird wohl ein wenig ausſteigen müſſen.“

Ludwig half den Frauen aus dem Wagen. „Wird

uns der Unfall lange aufhalten?" fragte Bianca besorgt, indem sie zu den beiden Männern trat, die eben die Hinterachsen und Räder besahen.

„Je nun, Signora," antwortete der Postillon, indem er die rothe Mütze ehrerbietig abzog, „bis zum nächsten Posthause, vielleicht auch bis Brieg schleppen wir uns allenfalls hinunter; aber dort wird der Stellmacher wohl einen oder anderthalb Tage Arbeit haben. Die rechte Vorderachse ist mitten von einander geborsten, und das Rad hält mit Noth und Mühe noch die Speichen in der Nabe. Die Deichsel hat der Henker auch geholt; daß der Kasten schmählich zerfahren ist, will ich nicht einmal rechnen. Hinten geht's noch so leidlich, aber das rechte Rad hat auch gelitten."

Bianca warf während dieses Berichts unruhige Blicke auf ihre Begleiterin und auf Paul. Der letztere fing endlich an: „Es wird sich noch machen lassen, gnädigste Gräfin; ich denke wenn man Schmied und Rademacher gut bezahlt, so kommen wir mit einigen Stunden Aufenthalt davon. Freilich aber wäre jetzt keine Zeit zu verlieren."

„Ja mein Freund," fing der Postillon an, „so können wir nicht vorwärts; ein Paar junge Bäume müssen wir erst abschlagen: einen um ihn unter die Achse, den andern um ihn gegen die Deichsel zu binden. Es ist nur verwünscht, daß wir hier schwerlich passendes Holz finden, denn wenn ich mich jemals gut hier oben umgesehen habe, so wächst auf dieser Höhe noch kein Stamm, wie wir ihn brauchen; es ist nichts als krummes, verkrüppeltes Knieholz. Eine halbe Stunde weiter unten möchte es eher angehen."

„So laß uns dahin," erwiderte Paul; „denn vorwärts müssen wir, die Herrschaft hat große Eile."

Der Postillon stand unschlüssig. Ludwig glaubte, er wolle nach Art der Italiener erst sehen, wie hoch man ihm

den außerordentlichen Dienſt bezahlen werde, und verſprach ihm daher eine anſehnliche Belohnung, wenn er den Wagen bald wieder in Stand ſetze. Doch der kleine Schwarzkopf mit dem Zigeunergeſicht zog eine bedenkliche Miene und ſprach: „Das iſt freilich leicht geſagt Monſignore, aber nicht leicht ausgeführt. Wenn um die jetzige Zeit erſt die Lawinen zu ſtürzen anfangen, ſo iſt man keine Viertelſtunde ſicher. Eine nach der andern ſetzt ſich in Bewegung. Ja, wenn wir harten Froſt hätten! Aber ich ſpüre Thauwetter, und da mag der Teufel trauen. Es könnte leicht ſein, daß Ihr hier lange vergeblich auf unſere Rückkehr wartetet. Bei Tage kann man ſich eher vorſehen, auch hört gegen Morgen die Gefahr auf, denn was die Sonne am Tage locker geſchmolzen hat, iſt bis dahin heruntergeſtürzt, und ſie muß dann erſt neue Maſſen losthauen. Aber jetzo, bei Nacht, da iſt das Ding nicht zu wagen!“

Ludwig ahnte, wie peinlich die Verzögerung der Reiſe für Bianca ſein müſſe, obwohl ſie der dringendſten Gefahr bereits entronnen war. Er ſprach daher entſchloſſen: „Ich begleite Euch, wir wollen die Gefahr theilen.“

„Das wäre ganz gut Monſignore,“ antwortete der Poſtillon, ohne ſeine bedenkliche Miene zu ändern, „wenn wir's mit ein paar Galgenvögeln zu thun hätten, die am Wege hinterm Buſch lauern. Aber die Lawine fragt nichts darnach, ob wir zwei, oder drei, oder zwanzig ſind. Sie macht reinen Tiſch mit Allen, die ihr in den Weg kommen!“

„So laßt's uns doch wenigſtens verſuchen Freund,“ ſprach Ludwig, indem er die Laterne ergriff. „Ich will voran.“

Bianca ſah ihn mit einem dankbaren Blicke an, der ihn noch mehr in ſeinem Entſchluß beſtärkte. „Habt Ihr ein Beil?“ fragte er.

„Beil und Stricke liegen im Kaſten unterm Bock," erwiderte Paul, öffnete denſelben und nahm das Beil heraus.

„So komm mein Freund," ſprach Ludwig feſt zu dem Poſtillon; „der Bediente mag bei den Damen bleiben."

„Nun ſo möge St. Borromäus uns beiſtehn," rief der Poſtillon halb ſeufzend, halb verdrießlich.

Paul trat vor: „Wenn Jemand gehn ſoll, Herr Graf, ſo bin ich es. Sie ſelbſt bleiben dann zum Schutze der Damen zurück."

Bianca war unſchlüſſig, ob ſie Ludwig bitten ſollte, das Wageſtück zu unterlaſſen. Doppelte, gleich mächtige, aber einander widerſtreitende Pflichten und Gefühle kämpften in ihrer Seele. Seine Entſchiedenheit ließ ihr keine Wahl.

„Ich gehe ſelbſt," rief er mit freudigem Tone, „es bleibt, wie ich geſagt habe."

Mit dieſen Worten ergriff er die Laterne und ſchritt vorwärts. Der Poſtillon folgte ihm.

„Gott möge Dich beſchützen, mein Bruder," rief ihm Bianca nach.

Der Poſtillon nahm ihm jetzt, als des Weges kundiger, die Laterne aus der Hand. Kaum waren ſie funfzig Schritte gegangen, als er rief: „Santo Borromeo! Ich glaube die Gallerie iſt geſperrt! Seht nur Signore! der Ausgang iſt ja ganz mit Schnee verrammelt. Die Lawine muß ſich getheilt haben und von beiden Seiten der Gallerie herabgeſtürzt ſein. So ſitzen wir wie die Maus in der Falle. Denn daß die Thür hinter uns zuſchlug, haben wir, Gott ſei's geklagt, nur zu deutlich gemerkt!"

Es war, wie der Poſtillon es ſagte. Wenige Schritte vorwärts reichten hin, um Ludwig zu überzeugen, daß der Ausgang völlig verſchüttet war.

„Was fangen wir jetzt an," fragte er, erschrecken, sich in der Höhle als Gefangener zu wissen.

„Was wir anfangen? Wir gehen zurück zu den Damen, denn hier können wir nicht heraus, bis wir herausgeholt werden," erwiderte der Postillon.

„Aber wird man uns befreien?" — „Päh! davor ist mir nicht bange. Sie müßten taub sein in Semplone und im nächsten Posthaus, wenn sie diese Lawine nicht gehört hätten. Und wenn ich Morgen früh nicht mit meinen Pferden zurück bin, so suchen sie schon nach, wo ich stecke."

Etwas beruhigt durch diese Antwort trat Ludwig den Rückweg zu den Damen an und berichtete ihnen, in welcher Lage man sich befinde. Bianca hörte ihn mit banger Seele an, doch mit ergebenem Gemüth richtete sie das Auge empor und sprach: „Wir müssen dulden, was Gott uns sendet; er selbst will jetzt unser Geschick entscheiden. Es sei denn — ich bin auf Alles gefaßt!"

Der Postillon, der nichts Außerordentliches in dem Falle sah, wollte sie beruhigen. „Es hat keine Noth, Signora, man wird uns schon herausholen, morgen Mittag sind Sie frisch und gesund in Brieg, darauf verlassen Sie sich. — Indessen wollen wir doch suchen ein Zeichen zu geben. So viel Luft werden wir uns wohl durch den Schnee machen können, daß der Knall einer Muskete ins Freie fahren kann. Wenn sie uns im Posthaus hören, das keine halbe Stunde mehr von hier entfernt ist, so läuten sie die Nothglocken, und mit Tagesanbruch werden Leute genug hier sein, um uns herauszugraben. Denn höher als funfzehn bis zwanzig Fuß bleibt der Schnee auf der schmalen Straße nicht liegen."

Nach diesen Worten machte der muntere, gewandte Italiener sich gleich daran, um die Deichsel auszuheben, mit der er sich ein Luftloch durch den Schnee bohren wollte. Indem

er aber damit beschäftigt war, hörte man einen fernen dumpfen Knall.

Bianca fuhr zusammen. „Was bedeutet das?“ fragte sie.

„Ihr werdet's gleich hören,“ rief der Postillon und nahm die Stellung eines Aufhorchenden an. „Da habt ihr's! Sagt ich's nicht? Es ist eine zweite Lawine.“ Der Knall ließ sich verstärkt zwei, dreimal rasch hintereinander hören, dann folgte ein lang anhaltendes schollerndes Getöse, wie wenn eine große Last von Steinen in den Abgrund rollte. Es kam immer näher; jetzt rasselte es dicht über den Häuptern der Lauschenden, als sollte die Decke der Gallerie eingeschmettert werden. Bianca schmiegte sich ängstlich an Margarethen an; auch die Männer verriethen Schrecken durch ihre erblassenden Wangen. Der Postillon aber lachte und rief: „Hier regnet's nicht durch!“— Das Getöse nahm nach und nach ab und verlor sich dann in ein dumpfes Sausen in der Tiefe, als ob ein ferner Strom wild über Felsentrümmer dahinbrause.

„Hab' ich nicht Recht gehabt?“ fragte der Postillon. „Wenn uns nicht der Ausweg zum Glück versperrt gewesen wäre, so möchten wir jetzt schwerlich den Eingang wiederfinden.“

Bianca dankte Gott durch ein stummes Gebet, daß Ludwigs großmüthiges Wagestück vereitelt worden war.

Indessen hatte der Postillon die Deichsel ausgehoben und band mit Pauls Hülfe eine Ortscheide gegen den Bruch derselben. Als sie auf diese Art hinlänglich in Stand gesetzt war, um damit den lockern Schnee zu durchbohren, machten sich Beide auf, um an dem thalwärts gerichteten Ende der Gallerie eine Öffnung ungefähr wie einen Schornstein durchzuarbeiten. Ludwig und die Damen folgten ihnen, denn der Erfolg war zu wichtig für sie, als daß sie nicht die Arbeit fortwährend hätten beobachten sollen. Das Öffnen eines Luft-

loches geschah mittelst einer trichterförmigen Bohrung, indem Paul und der Postillon die Deichsel fortwährend in kurzen Bogen umdrehten. Nach wenig Minuten stürzte aus der erweiterten Öffnung eine große Last Schnee herab. „Aha!“ rief der Postillon, „wir haben genug minirt, die Decke ist eingestürzt.“ Zugleich beugte er sich unter das Loch und rief: „Wahrlich der Mond scheint gerade zu dem Fenster herein. Wenn ich jetzt schießen will, muß ich ihn ordentlich aufs Korn nehmen.“ Ludwig hatte die Büchse gleich mitgenommen und einstweilen geladen.

„Wir wollen noch ein paar starke Pfropfen aufsetzen,“ meinte der Postillon, „damit es besser knallt,“ und holte einige Stücke altes Papier aus der Tasche, die er fest zusammenkäute und mit dem Ladestock einstampfte. — „So; jetzt aber,“ sprach er „muß ich ein wenig emporgehoben werden, damit ich mit der Mündung möglichst ins Freie lange, sonst hört man den Schuß nicht weit genug.“ Ohne Umstände ließ er sich auf Pauls und Ludwigs Schultern heben und schoß nun sein Feuergewehr ab. Es gab einen im Gewölbe stark wiederhallenden Knall, und deutlich hörte man wie die Berge ihn fortpflanzten. „Bravo, Bravissimo!“ rief der Postillon, sich selbst lobend. „Aber jetzt heißt's da capo, sonst versteht man's nicht.“ Er lud und schoß aufs Neue, zum dritten Mal. „So,“ rief er, „nun hat's gute Wege, jetzt werden wir nicht vergessen werden. Damit aber die Luft hier etwas besser werde, wollen wir an der andern Seite auch ein wenig nachhelfen.“

Er ging mit seiner Deichselstange nach dem andern Ende der Gallerie und bohrte ein ähnliches Loch in den Schnee.

Indessen nahmen die Frauen und Ludwig wieder im Wagen Platz, um in Geduld den Anbruch des Tages zu erwarten. Schon nach wenigen Minuten hörten sie den fernen Schall

eines Glöckleins. Es war die Glocke, mit der von Posthaus zu Posthaus das Zeichen gegeben wird, daß Jemand auf der Straße in Noth ist. So war denn ihre Rettung gesichert, und sie hätten ruhig die Stunde derselben erwarten dürfen, wenn nicht durch die Verzögerung die Gefahren, welche den Reisenden drohten, gleich der steigenden Fluth des Meers immer mächtiger angewachsen wären. Noch zweimal ließ sich der Donner stürzender Lawinen, doch in größerer Ferne, vernehmen und mischte so die Schauer zerstörender Naturereignisse in die bangen Empfindungen, welche Biancas Brust erfüllten. — Für Ludwig war jede Minute des längern Verweilens an der Seite der Geliebten in diesem vertraulich dunklen Zufluchtsort ein köstlicher Gewinn. So ungleich wägt das Schicksal seine Gaben in derselben Schale zu!

Viertes Capitel.

Gegen Morgen hatte die überwältigende Müdigkeit jedes Auge geschlossen, wie wach auch die Sorgen es lange erhalten haben mochten. — Ein Schuß, dessen donnernder Hall die öde Stille unterbrach, erweckte die Reisenden plötzlich. „Das ist das Zeichen der Hülfe," rief der Postillon, der seinen Platz neben Paul auf dem breiten Bock eingenommen hatte, und verwandelte durch dieses Wort Biancas Erschrecken in lebhafte Freude. „Wir müssen nun gleich Antwort geben," setzte er hinzu und ergriff die Muskete, um sie zu laden. Er begab sich hierauf, von Allen begleitet, an den nach Brieg zu gelegenen Ausgang der Gallerie und schoß durch die Öffnung.

Gleich darauf ertönte ein lautes Geschrei vieler Männerstimmen ganz nahe an der Höhle.

„Die Schneelage kann nicht breit sein," rief der Postillon munter aus. „In kurzer Zeit sind wir vielleicht schon losgearbeitet."

Es dauerte nicht zehn Minuten, so erschienen bereits einige Männer auf der Höhe des Schnees vor dem Ausgang der Gallerie, so daß man mit ihnen sprechen konnte. Sie schaufelten bald eine Öffnung aus, durch die man zu Fuß auf die Straße gelangen konnte, wenngleich der Wagen noch nicht hätte hindurchkommen können. So war denn die Pforte des düstern Gefängnisses geöffnet. Ludwig führte die Geliebte über den Schneehügel hinaus ins Freie. Mit stillem Entzücken begrüßten Beide das holde Licht des Tages wieder. Aus der finstern Gruft traten sie in eine romantische Gegend, die man hätte reizend nennen können, wenn der Winter nicht noch hier oben Herr gewesen wäre. Vor ihnen öffnete sich zwar ein tiefes, steiles Thal; aber die Umgegend war mit schlanken Fichten grün bewachsen, und unten ganz in der Ferne und Tiefe sah man das freundliche Städtchen Brieg, von dem silbernen Band der Rhone umschlungen, und dort grünte die Flur schon im reizenden Schmuck des Frühlings. — Die Luft war nicht warm, aber doch milde, und die Sonne glänzte hell an einigen Schneegipfeln. Freilich das laue duftige Wehen der italienischen Frühlingslüfte, von denen man gestern geschieden war, traf man nicht mehr an, sondern nur ein thauender Februartag herrschte auf dieser Höhe. Daher sprach Bianca lächelnd:

„Wir sind seit gestern um einige Monate jünger geworden; unten athmeten wir Mailuft, hier begrüßen uns höchstens die ersten Tage des März."

„Sie waren mir von jeher die liebsten," antwortete Ludwig lebhaft; „stets hat mich der Frühling am tiefsten bewegt, wenn sein Hauch nur eben die ersten Eisspitzen des

Winters schmilzt, wenn wir ihn mehr ahnen als wirklich empfinden. Die Sonne, welche uns die ersten tropfenden Bäume im Garten bringt, die ersten Halme, die aus den Schnee emporsprießen, galten mir als Knabe schon mehr als eine ganze Maienflur."

Von Biancas Lippen ertönte, indem sie das schöne Haupt freundlich zuwinkend neigte, ein leiser Ton, wie das Summen der Bienen. „Es ist wahr," sprach sie sinnend, „es sind die ersten Tage der Genesung nach langer düstrer Krankheit. Die Frische der Gesundheit ist noch nicht zurückgekehrt, aber man empfindet die Wohlthat der geringen Gabe stärker!"

„Gewiß," erwiderte Ludwig, „sie erfreuen uns, wie den Dürftigen das kleinste Geschenk, mehr als in der Fülle des Glücks ein großer Gewinn."

Paul unterbrach das Gespräch, indem er den Vorschlag machte, daß die Herrschaft zu Fuß voran bis zu dem nächsten, nur eine halbe Stunde entfernten Posthause gehn und dort warten möchte, bis der Wagen nachkomme. Ludwig fand dies sehr zweckmäßig, weil die Frauen der Erfrischung bedurften; er reichte Bianca den Arm und machte sich mit ihr und Margarethen auf den Weg. Paul und der Postillon wollten, während die Landleute den Schnee vollends weggrüben, den Wagen, so gut, als es einstweilen möglich war, herstellen.

Das Posthaus war nach einer kleinen halben Stunde erreicht. Es lag schon so viel tiefer, daß man dort keinen Schnee mehr fand. Auch war der Waldwuchs schon hoch, wiewohl bis jetzt nichts daselbst grünte als Moos und Tannen. Das wohlgebaute, reinlich geordnete Haus, eben hinreichend, um die Wohnung einer Familie zu bilden und ein oder zwei Zimmer für Reisende zu enthalten, gewährte ein eignes Bild der Befriedigung und Ruhe. Mitten in der Wildniß hingestellt, einsam, hoch über andere Menschenwohnungen erho-

ben, in der Nachbarschaft einer oft furchtbaren Natur, war es doch so sichtlich ein heimischer, trauter Zufluchtsort für das harmlose Glück geringer Bedürfnisse, daß man die Bewohner desselben beneiden konnte. Welche Sorgen sollten sie hier treffen? Welche quälende Begierde ihr Glück untergraben? Ein geordneter Hausstand, ein bestimmtes Geschäft, kein Nebenbuhler, kein Feind, kein friedenstörender Nachbar, genug Verkehr mit Menschen, um nicht abzusterben, nicht so viel, um von dem Wechsel der Schicksale in der bewegten Welt mit getroffen zu werden — gewiß, dies sind die natürlichen, gesunden Verhältnisse eines wahrhaften Glücks, und nur ein selbstfeindlicher Sinn vermag sie zu zerstören. Aber leider ist der Trieb, der sich blind und wahnsinnig gegen das eigne Wohl richtet, nur zu häufig und zu mächtig in der Brust des Menschen. Daher wird Keiner seinem Unsterne entfliehen, der ihn auf diese Weise selbst mit sich trägt; aber auch Keinen wird das feindselige Geschick finden, der in ruhiger, zufriedener Brust sich selbst das Glück gründet.

„Mamma, mamma," rief, als Ludwig und Bianca sich näherten, ein kleines Mädchen, das vor der Thür des Hauses saß, und klatschte vergnügt in die Händchen. „Mamma mia! Un signore, una signora!" Die Mutter, eine schwarzlockige Italienerin, eilte herbei, nahm das Kind auf den Arm und ging den Fremden entgegen.

„Die Herrschaften haben ein Unglück gehabt?" fragte sie theilnehmend mit dem reizenden Wohllaut italienischer Sprache und Stimme. „Es ist doch Niemand zu Schaden gekommen?"

„Zum Glück nein," erwiderte Ludwig italienisch. „Können wir ein Frühstück haben!"

„Gewiß Signore. Ist es gefällig einzutreten?" Dabei trat sie auf die Seite und wollte den Fremden den Vortritt lassen.

Bianca neigte sich im Vorübergehen zu dem kleinen Mädchen, das sich Anfangs ein wenig blöde zurückbog, als aber Bianca es liebkosend anredete, mit unschuldiger Freude zur Mutter sprach: „Una bellissima signora!“ — „Ja wohl Giannettina,“ erwiderte diese, „eine schöne, vornehme, liebe Dame! Gieb ihr doch ein Händchen.“ Die Kleine reichte die Hand dar; Bianca neigte sich dem holden, lächelnden Rosenmunde des Kindes entgegen, das schnell vertraut beide Ärmchen um ihren Hals schlang und sie von Herzen küßte.

„Giannettina!“ rief die Mutter. „Wer wird so unartig sein!“

„O laßt sie doch,“ antwortete Bianca, indem sie das Kind zu sich nahm und es liebkosend hineintrug; „ich spiele so gern mit Kindern!“

Sie traten in das für die Fremden bestimmte Gemach, welches mit angenehmen Blumendüften erfüllt war, indem die schönsten Töpfe von Hyacinthen, Rosen, Reseda und andern duftenden Gewächsen auf den Fenstern und auf einer Blumenterrasse in der Ecke standen. „Ei wie schöne Blumen giebt's hier oben, sprach Bianca erfreut.“

„Hier wächst so wenig,“ antwortete die Wirthin, „daß man wohl etwas aus dem Thale heraufschaffen muß. Die Postillone und Fuhrleute bringen sie uns aus Duomo d'Ossola mit. — Ist's der Signora gefällig, sich niederzulassen, ich werde sogleich das Frühstück bringen.“

Sie ging. Bianca setzte sich auf das Sopha und behielt die kleine Giannettina auf dem Schoos. Margarethe nahm einen Stuhl, Ludwig stellte sich in das Fenster und blickte in die romantische Landschaft hinaus. Er überdachte seine seltsamen Schicksale seit gestern Abend. Sie erschienen ihm noch wie ein Traum, aus dem er zu erwachen fürchtete; er sah oft nach Bianca hinüber, um sich in dem Gefühl der Wirk-

lichkeit zu stärken. Und diese Wirklichkeit, konnte sie selbst sich nicht in eine noch viel herbere Wahrheit auflösen, als wenn Alles nur ein Scheinbild der Phantasie gewesen wäre? Nein! Nein! Und sollte er auch Alles wieder verlieren, was er jetzt besaß, diese Augenblicke, wie flüchtig sie verschwinden möchten, waren doch ein Glück. Er hatte die Geliebte wirklich am Herzen gehalten, hatte seine Lippen auf ihre reine Stirn gedrückt. Sie wußte es und zürnte ihm nicht. Ihre Seele neigte sich in liebendem Dankgefühl ihm entgegen, und er empfand es in heiliger süßer Ahnung, daß eine Stimme in ihrer Brust der seinen antworte. Wie auch weibliche Scheu sie jetzt fern von ihm hielt, in einem selig überwältigenden Augenblick hatte sie ihm ihr Herz hingegeben, und furchtbarer war ihm nichts als der Gedanke, daß dies eine Täuschung gewesen sein könnte. Verlieren konnte er, darauf war er gefaßt; aber in das Gefühl, nie besessen zu haben, in diese öde Leere des Nichts zurückgeschleudert zu werden, das wäre ihm tausendfach schrecklicher gewesen. Mit gerührtem Dank der Seele betrachtete er daher die Wendung seines Geschicks. Er fühlte es tief, daß ein veredelnder Schmerz uns theuer werden kann, daß man den flüchtigsten, aber wahrhaften Besitz selbst durch den herbsten Verlust nicht zu theuer erkauft.

Die Wirthin erschien mit einem echt schweizerischen Frühstück. Auf dem Tassenbret, welches sie trug, stand ein großes Gefäß mit Kaffee, ein anderes mit Chocolade; frische Butter, Honig, eingemachte Früchte und Gebäck trug eine Magd ihr nach.

Man setzte sich. Bianca nahm die kleine Giannettina auf den Schoos und lud sie ein, mit zu frühstücken; es schien, als sei ihr die tändelnde Unterhaltung mit dem Kinde lieb, um eine ängstlich gespannte, die sie unter den vertrautesten Formen mit Ludwig hätte führen müssen, abzuwenden.

Man hatte noch nicht lange verweilt, als schon der Wagen herankam, der mit Hülfe der Landleute, die den Weg geräumt hatten, leidlich genug hergestellt war. Bianca hielt dringende Eil noch immer für nothwendig; sie nahm daher einen schnellen freundlichen Abschied von der Kleinen, die bitterlich an zu weinen fing, als die schöne Signora fort wollte. „Ich komme bald wieder liebe Kleine," sprach sie freudig kosend, doch das Kind weinte fort und war nicht zu beruhigen. Bianca küßte es, gab es der Mutter und eilte hinaus.

„Wie Alles Sie liebt und lieben muß!" rief es in Ludwigs innerster Seele, als er sie jetzt an den Wagen begleitete und die sanfte Rührung ihres schönen Antlitzes wahrnahm.

In raschem Trabe rollte man jetzt die fast ebene Straße dahin, denn der neue Postillon, welcher Zeuge gewesen war, wie reichlich Paul den alten und die helfenden Landleute im Namen seiner Herrschaft beschenkt hatte, machte sich gleichfalls Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld. So erreichte man denn Brieg im Kanton Wallis in wenigen Stunden, aber doch nur mit genauer Noth, denn der Wagen wollte kaum bis dahin aushalten, so daß man zuletzt schon aus Furcht vor einem neuen Unglück langsam fahren mußte.

Im Wirthshause angelangt, war es Ludwigs erste Sorge, die Herstellung des Wagens zu betreiben. Ein Schmied und Rademacher wurden gerufen; sie erklärten, daß mindestens vier Stunden darüber vergehn müßten.

Bianca hätte gern den Wagen mit einem andern vertauscht; allein in dem ganzen kleinen Städtchen war kein Reisewagen zu haben, und der Eintausch eines andern gegen den vortrefflich eingerichteten, dessen man sich bediente, würde Argwohn erregt haben, der gefährlicher werden konnte als selbst eine Verzögerung. Man mußte sich daher begnügen,

durch Verſprechung einer reichlichen Zahlung die Thätigkeit der Handwerker zu beleben.

Bianca bezog mit Margarethen gemeinſchaftlich ein Zimmer, Ludwig das daranſtoßende. Paul blieb unten in der Gaſtſtube, wo er ſich müde auf einen Lehnſeſſel niederließ. Er hatte einen Arzt holen laſſen, der ihm die blutende, ſchmerzende Stirn verband. Seine Kräfte ſchienen ſehr erſchöpft; in dieſer Beziehung waren daher einige Stunden Ruhe vielleicht nothwendig, wenn man das Leben des ſchon ziemlich bejahrten Dieners nicht gefährden wollte.

Ludwig, der, ſo ſehr auch ſein Hang ihn dazu trieb, es für unſchicklich und zudringlich hielt, zu den Frauen hinüberzugehn, die gewiß der Ruhe bedurften, wollte die Stunde der Muße benutzen, um die Erlebniſſe dieſer letzten Stunden in ſein Tagebuch einzutragen. Da bemerkte er mit Schrecken, daß er ſeine Brieftaſche, deren Blätter er auf dieſe Weiſe zu füllen pflegte, verloren habe. Er entſann ſich ganz deutlich, noch kurz vor Brieg im Beſitz derſelben geweſen zu ſein, und konnte ſie nur hier im Hauſe oder auf dem kurzen Weg bis dahin verloren haben. Da alles Nachſuchen in ſeinem Zimmer und Nachfragen bei dem Wirth vergeblich war, beſchloß er, den freilich nicht ſehr hoffnungsreichen Verſuch zu machen, ſie auf der Landſtraße aufzuſuchen, indem für ihn wichtige Papiere darin enthalten waren. Er erreichte den Ausgang des Städtchens, ohne ſie zu finden, und ging nun auf der Chauſſée fort. Jetzt bemerkte er erſt, daß die Stelle, die ihm beim Hereinfahren ſo nahe an der Stadt zu liegen ſchien, doch eine ganze Strecke entfernt war. Er ging eine volle Stunde im raſcheſten Schritte vorwärts, ohne etwas zu finden. Schon gab er die Hoffnung auf, als ihm in der Ferne etwas Rothes auf dem Raſen entgegenglänzte, er eilte darauf zu und fand in der That das verlorene Gut wie-

der. Freudig eilte er nun nach der Stadt zurück. Etwa eine Viertelstunde mochte er noch von derselben entfernt sein, als er hinter sich den Hufschlag eines Pferdes hörte. Er wandte sich um und sah einen Reiter, welcher in vollem Galopp heransprengte. Kaum einige hundert Schritte dahinter erblickte er einen von einem andern Reiter begleiteten Wagen, der eben um die Ecke bog, welche durch die Windung der Chaussée entstand, und hierauf mit ungewöhnlicher Schnelligkeit die Straße herabkam. Dies fiel ihm auf. Er hatte aber noch nicht so viel Zeit gehabt, um seine Vermuthungen sich selbst klar zu machen, als schon der erste Reiter dicht an ihm war und ihn französisch anrief:

„Sind Sie aus Brieg, mein Herr?"

„Das nicht," erwiderte Ludwig; „ich bin ein Reisender und habe nur soeben einen Spaziergang vor die Stadt gemacht."

„Können Sie uns nicht sagen, ob ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, in welchem zwei Damen und ein Herr, auf dem Bock aber ein Bedienter saß, dort angelangt ist?"

Ludwig wollte eben Nein antworten, als der Reisewagen heranrollte und anhielt. Ein Mensch, der in Begleitung eines französischen Offiziers in demselben saß, beugte sich heraus und wiederholte dieselbe Frage. Dies verstattete Ludwig, der sogleich den Zusammenhang dieser Nachforschungen mit dem Schicksal Biancas ahnte, Zeit, sich auf eine die Gefahr ableitende Antwort zu besinnen. Er erinnerte sich, daß das Posthaus ganz vorn im Orte lag, und man daher die Pferde wechseln konnte, ohne bis an das Wirthshaus zu fahren. Rasch erwiderte er daher: „Allerdings ist ein solcher Reisewagen hier eingetroffen, aber schon vor mehreren Stunden. Es war, glaube ich, eine Achse gebrochen, die hier erst gemacht worden ist. Doch vor etwa einer guten Viertel-

ſtunde, grade als ich die Stadt verließ, fuhren auch dieſe Fremden wieder ab!"

„Teufel!" rief der Menſch im Wagen; „welche Straße nahmen ſie?" „Die einzige, die ſie nehmen konnten, über Sion nach Genf," erwiderte Ludwig; „Ihr ſeht ſie dort unten an der Rhone hinlaufen."

„Kann man nicht hier querüber fahren?" fragte der Reiſende haſtig. „O ja," nahm der Poſtillon das Wort für Ludwig; „dort unten kann man gleich links abbiegen, und wenn Euer Gnaden ſich nicht ſcheuen durch eine Furth der Rhone zu fahren, wo Ihnen das Waſſer jedoch etwas in dem Wagen kommen könnte, ſo erſparen wir eine ſtarke halbe Stunde Weges ohne die Stadt zu berühren. Wenn Euer Gnaden mir dieſen Weg erlauben wollen, ſo getraue ich mich die Reiſenden noch einzuholen, denn ſie müſſen jetzt gerade in dem Gebüſch dort unten ſein, weil man ſonſt von hier den Wagen auf der Landſtraße ſehen müßte."

„Iſt der Seitenweg gefährlich?"

„Ei behüte, nur ein wenig holperig; in einer Stunde ſpäteſtens haben wir die Reiſenden, wenn Euer Gnaden es nur verantworten wollen, daß ich die Station überfahre."

„Ich ſtehe für Alles," rief der Offizier im Wagen, „und überdies bleiben die zwanzig Napoleond'ors, die ich Dir verſprach, wenn wir die Flüchtigen vor Brieg einholen würden, Dein. Nur raſch vorwärts!"

Der Wagen jagte davon, die Reiter ſprengten nebenher.

Ludwig war faſt erſtarrt vor Schrecken; doch es blieb keine Wahl, was er zu thun hatte. Mit größter Haſt eilte er zurück, um die Frauen zu benachrichtigen. Schnellern Laufs als ſelbſt der Wagen erreichte er das Gaſthaus wieder und ſtand, kaum ſeiner bewußt, in Biancas Zimmer. „Mein Himmel was iſt Ihnen," fragte ſie, als ſie ſeine Bewegung und

Erhitzung sah. Athmenlos begann er zu erzählen, was ihm begegnet war.

„Barmherziger Himmel," rief sie, ihn unterbrechend, „so sind wir verloren! Wie sah der Reisende aus? Hatte er nicht schwarzes Haar und Augen, ein bleiches Gesicht, sehr weiße Zähne?"

„Es schien mir so," antwortete Ludwig," doch war er so eingehüllt, daß ich sein Gesicht nicht deutlich erkennen konnte, auch gestehe ich, darauf nicht sonderlich gemerkt zu haben, da die Sache selbst mich so in Bewegung brachte; aber hören Sie weiter!" — Er berichtete jetzt, durch welche seltsame Verkettung der Umstände die Verfolger von der Straße abgeleitet worden seien.

„Gott sei es gedankt!" rief Bianca aus und schloß ihre Begleiterin bewegt ans Herz. „O, Sie sind unser Schutzengel!" sprach sie mild, indem sie sich zu Ludwig wandte und ihm die Hand darreichte. — „Doch wir haben keinen Augenblick zu verlieren!" Hiemit stand sie auf und schellte eilig nach Paul.

„Zwei Stunden bleiben uns wenigstens," rief Ludwig, bis sie ihren Irrthum bemerken, denn in einer Stunde gedachte der Postillon erst das Ziel seines Bestrebens zu erreichen. Er wird sich von einer Minute zur andern weiterlocken und täuschen lassen und vielleicht gar auf die nächste Station fahren. Alsdann können sie vor der einbrechenden Nacht nicht zurück sein, und bis dahin schaffe ich mit Gottes Hülfe Rath."

Bianca zitterte heftig; sie wieß Ludwigs unterstützenden Arm, der sie zu einem Sessel geleitete, nicht zurück. „Gott hat uns so wunderbar beschirmt," sprach sie, als sie sich erholt hatte, beruhigter, daß ich auch jetzt fest auf ihn vertraue. Sie wurden zum zweiten Mal unser Retter. Ohne den Zu-

fall, der Sie wieder auf die Landstraße führte — etwas, das sonst die größte Gefahr für uns haben konnte —, waren wir unwiderbringlich verloren. Aber der Allgütige ist sichtbar mit uns!" Dabei richtete sie einen unbeschreiblichen Blick, in dem die Thräne des gerührten Dankes mit der der Angst zusammenschmolz, gen Himmel.

Paul war heraufgekommen. Margarethe zog ihn sogleich auf die Seite und sprach einige Worte leise mit ihm, worauf der alte Diener erschreckt und erblassend zurücktrat. „Wir müssen auf der Stelle fort," rief er aus; „hier giebt es kein anderes Mittel. Die Herstellung des Wagens können wir nicht abwarten, auch würde sie uns nichts nützen, da wir keine andere Straße einschlagen könnten, als die, auf der wir unserm Verfolger gerade entgegenfahren. Es bleibt uns nichts übrig als unbemerkt, einzeln, zu Fuß die Stadt zu verlassen und unsern Weg grade ins Gebirge zu richten. Nehmen Sie also das Unentbehrlichste zu sich, Frau Gräfin, und verlassen Sie sofort mit der Frau Margarethe die Stadt. Sie nehmen ihren Weg das Thal entlang, die Rhone aufwärts, am linken Ufer derselben. Im Hereinfahren habe ich gesehn, daß ein sehr betretener Pfad sich den Fluß entlang zieht, der ihn ohne Zweifel das Thal hinauf begleitet. Etwa eine halbe Stunde von hier erwarten Sie mich an irgend einer buschigen, bedeckten Stelle des Ufers, von wo Sie jedoch den Weg nach der Stadt übersehen können, damit wir uns nicht verfehlen. Ich werde das Haus grade nach einer entgegengesetzten Seite verlassen; der Herr Graf muß scheinbar einen dritten Weg einschlagen, damit es möglichst verborgen bleibt, wohin wir uns gewendet haben. Wenn wir erst wieder beisammen sind, werden wir wohl Führer finden, die uns über das Gebirge leiten, und viel-

leicht lassen sich zur Erleichterung der Reise auch Maulthiere anschaffen."

Paul sprach diese Worte so entscheidend, daß sie fast Befehlen gleich klangen; indessen war sein Rath so gut, daß man ihm schon um seiner Zweckmäßigkeit willen unbedingt hätte gehorchen müssen. Ludwig verwunderte sich über die kalte, gewandte Entschlossenheit des alten Mannes und seinen klaren, scharfen Ausdruck. Er schien diese Entschiedenheit des Geistes auch auf seine Umgebungen überzutragen; denn selbst Bianca zeigte bei aller ihrer Ängstlichkeit eine Entschlossenheit und Bestimmtheit, die in Erstaunen setzen mußte. Sie nahm ihre Papiere, ihre Brieftasche und einige andere Kleinigkeiten zusammen, während Margarethe die unentbehrlichsten Kleidungsstücke hervorsuchte und Einiges in einen leichten Arbeitsbeutel, Anderes in ein Körbchen that und endlich noch manches in ihrem und der Gräfin hohen Hut verbarg. In weniger als fünf Minuten verließen beide Frauen reisefertig das Zimmer. Das Stubenmädchen begegnete ihnen auf dem Gange. Bianca führte sie an ein Fenster, das nach der Gegend von Sion, grade der entgegengesetzten Richtung, in der sie flüchten wollten, hinaussah, und fragte indem sie auf einen nahen Hügel deutete: „Wie weit ist es wohl bis auf die Spitze jenes Hügels? Können wir wohl vor Abend noch einen Spaziergang dahin machen?"

„Wenn die gnädigen Damen gut zu Fuß sind, geht es wohl noch an; aber es ist eine gute Stunde," erwiderte das Mädchen.

„So werden wir erst mit der Dunkelheit, vielleicht auch wohl noch später zurückkehren," antwortete Bianca; „sorge dann nur, daß unser Zimmer in Ordnung ist, mein Kind."

„Werden Ihro Gnaden auf dem Zimmer speisen?" fragte das Mädchen.

„Ja wohl; drei Couverts; aber erſt um neun Uhr," lautete Biancas Antwort, und hierauf ſchwebte ſie an der Seite der Begleiterin die Treppe hinab.

Ludwig rief ihnen abſichtlich laut nach: „Viel Vergnügen, liebe Schweſter, aber ich theile Deine Neigung nicht; wenn ich nicht lieber ganz zu Hauſe bleibe, werde ich mich doch wenigſtens mit einem nähern Spaziergange begnügen."

Hierauf lehnte er ſich ins Fenſter und ſah, welche Richtung ſie einſchlugen. Noch fünf Minuten wartete er, dann nahm auch er zuſammen, was er für das Unentbehrlichſte hielt, und verließ nun, ein Liedchen pfeifend, das Haus nach der andern Seite, als wollte er nur eben müßig einen Weg durch die Gaſſen ſchlendern. Zwar ſah er ſich im Hinuntergehen nach Paul um, wurde deſſelben jedoch nicht gewahr. Wenige Schritte vom Hauſe begegnete ihm der Hausknecht. Dieſem trug er auf, die Beſtellung an Paul zu machen, daß er noch einmal zum Schmied und Rademacher gehen ſollte, damit der Wagen noch vor Abend fertig werde, denn er wolle jedenfalls gleich nach dem Nachteſſen abreiſen.

Der Hausknecht antwortete: „Der Kammerdiener läßt nur hier unten in der Gaſſe das Uhrglas für den Herrn Grafen einſetzen, wenn er von dort zurückkommt, will ich's ihm ſogleich beſtellen." Ludwig wußte nun wenigſtens, daß Paul auch unter einem geſchickten Vorwande bereits das Haus verlaſſen habe.

Fünftes Capitel.

Mit ſchlagendem Herzen gelangte er ins Freie, und ſah ſich nun um, wie er am beſten und unbemerkteſten den

bezeichneten Weg erreichen könnte. Es war nicht ganz leicht, denn eine Wendung der kleinen Gasse der er gefolgt war, hatte ihn an eine ganz entgegengesetzte Seite des Örtchens geführt. Der Querweg, den er einschlug, war von Gärten rings umgeben, er konnte nicht einmal die Rhone sehen; eine ziemliche Strecke verfolgte er den Pfad, ungeduldig, sich immer von Hecken oder Zäunen begleitet zu sehen. Jetzt endlich erreichte er das Freie, befand sich aber so tief in der Ebene, auf Wiesengrunde, daß er sich durchaus nicht zu orientiren vermochte. Auf gutes Glück ging er auer über die Triften hin nach der Richtung zu, die er nehmen mußte. Es war nun bereits eine halbe Stunde verflossen, seit Bianca das Haus verlassen hatte, deshalb wurde ihm jede Minute kostbar, weil er die Theuere nicht der ängstlichen Erwartung überlassen und durch langes Ausbleiben einer drohenden Gefahr Preis geben wollte. Er beschleunigte daher seine Schritte und erreichte endlich fast athemlos einen Pfad, welcher auf eine kleine Anhöhe zu leitete, von der aus er die Rhone sehen mußte. Endlich hatte er die Höhe erreicht. Zu seinem Schrecken aber sah er sich viel weiter von dem Flusse entfernt, als er beim Ausgehen gewesen war; ja es schien ihm, als thue er jetzt fast am besten, den Weg grade wieder zurück zu machen. Denn die Rhone schlug gleich oberhalb Brieg einen so starken, fast rückwärtsgekrümmten Bogen, daß Ludwig, der hier seiner Richtung den ursprünglichen Lauf des Flusses und Thales zum Grunde gelegt hatte, jetzt die Stelle des Ufers, die etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegen konnte, und wo Bianca verabredetermaßen warten sollte, weit hinter sich sah. Nahm er also den Weg in nächster Richtung nach dem Flusse zu, so traf er weit über den Ort der Zusammenkunft hinaus; wählte er die Richtung so, daß er vor dem Punkte ans Ufer gelangte,

wo Bianca muthmaßlich wartete, ſo mußte er faſt eine eben ſo weite Strecke wieder rückwärts machen, als er ſchon von der Stadt entfernt war, und eine volle Stunde Zeit war rein verloren. Es ſchien ihm daher endlich am gerathenſten, grade auf den Strom zuzugehen und dann dem Laufe deſſelben abwärts zu folgen, wo er dann von der entgegengeſetzten Seite auf die Wartenden ſtoßen mußte. Er eilte, was ſeine Kräfte vermochten. Doch verging, da häufig Erdſpalten, kleine Vertiefungen, auch ſumpfige Stellen ihn zu Umwegen nöthigten, eine volle halbe Stunde, und er hatte das Ufer noch immer nicht erreicht. Schon war die Sonne hinter die hohe Wand der Alpenkette hinabgeſunken, und das tiefe Thal von Brieg lag bereits in bläulichem Abendſchatten. Jetzt hörte er die Rhone rauſchen; noch eine felſige, mit Brombeerſträuchen überwachſene, ziemlich ſteile Anhöhe, welche den Fluß gleich einem Damm zu begleiten ſchien, mußte er überklimmen, dann hoffte er den Uferpfad erreicht zu haben. Er ſtieg angeſtrengt aufwärts; die Höhe war ſteiler und bedeutender, als er ſie anfangs geſchätzt hatte; die lang verſchlungenen Rankenzweige der Brombeerbüſche legten ſich wie Schlingen über den Boden und zerritzten ihm durch den Stiefel hindurch den Fuß mit ihren ſcharfen Dornen. Endlich hatte er das Hinderniß mit blutenden Händen und Füßen überwunden und ſah ſich auf der Höhe. Er ſchritt raſch über den Kamm derſelben hin, um jenſeits hinabzuſteigen. Plötzlich aber mußte er innehalten, denn er ſtand an einem Abſturze, und unter ſich hörte er die Rhone dahin brauſen, doch ſo, daß er ſie nicht einmal ſah, weil der Felſen weit über die Strömung hinüberhing. Es blieb ihm daher nichts übrig, als umzuwenden und die Richtung der Höhe ſtromabwärts zu verfolgen. Zu ſeiner großen Beunruhigung entdeckte er keinen betretenen Pfad, befand ſich aber noch nicht

auf der Bahn, wo er der Geliebten begegnen mußte. Indeß blieb ihm nichts Andres übrig, als auf dem Kamm des steilen Ufers entlang zu gehen. Es bedeckte sich jetzt mit dichtem Kieferngebüsch; dies beunruhigte ihn zu Anfang ebenfalls, weil ihm der Blick in die Ferne geraubt wurde. Doch zu seinem Trost bemerkte er, daß nach und nach der Boden betretener wurde und unerwartet in einen viel benutzten Pfad überging. Dies mußte durchaus der Weg sein, den Paul bezeichnet hatte. Ludwig verfolgte ihn daher mit angestrengtester Eile. Darüber vergaß er, auf das Brausen des Stroms zu achten, und erst nachdem er eine starke Viertelstunde vorwärtsgegangen war, bemerkte er die tiefe Stille rings umher, die ihn fürchten ließ, daß er sich wiederum weiter von dem Ufer entfernt haben müsse. Zum Glück lichtete sich jedoch das Gebüsch, deshalb eilte er nur um so hastiger vorwärts, weil er, sobald er nur das Freie erreicht hätte, gewiß zu sein glaubte, Bianca sehr bald aufzufinden. Kaum aber gestatteten die niedrigen Büsche einen Blick in die Ferne, als er zu seinem größten Schrecken sich wieder weit ab von der Rhone sah und zwischen seinem Wege und dem Strom eine breite Strecke ebenen Landes entdeckte. Der täuschende Fluß wich hier abermals durch eine weite Krümmung von der Bahn ab. Ohne Bedenken schlug sich daher Ludwig, fast außer sich vor innerm Unmuth und Sorge, zur Rechten und eilte querfeldein dem Rhoneufer zu. Athemlos erreichte er es nach zehn Minuten und stieß auch sogleich auf einen betretenen Pfad, der der Krümmung des Flusses von der Stadt her zu folgen und auch weiter hinauf am Rande desselben hinzuleiten schien. Er sah nach der Uhr. Volle zwei Stunden war er jetzt auf dem Wege und doch nicht weiter als eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt. Einzelne Gruppen von Brombeer- und Hollundergebüschen

fanden ſich von Zeit zu Zeit am Ufer; ſie waren zweifelsohne bequeme Punkte für die Frauen geweſen, um die nachfolgenden Männer zu erwarten. Aber ob ſie jetzt, da ſchon die Dämmerung hereinbrach, noch harren würden? Ob ſie den Punkt, um Ludwig zu erwarten, an dem Orte, wo er ſich jetzt befand, oder vielleicht dicht hinter ihm gewählt hatten? Das waren zwei Fragen, die ihn mit banger Ungewißheit quälten. Indeß zauderte er nicht, ſich zu entſcheiden. Er wollte wieder ſo weit zurückeilen, bis er gewiß ſein durfte, daß der Punkt des Zuſammentreffens nicht mehr zwiſchen ihm und der Stadt liege. Dann konnte er wenigſtens mit Sicherheit ſeinen Weg vorwärts richten. So ſchnell es ihm daher irgend möglich war, ging er der Stadt zu; in jedem nächſten Buſch hoffte er die Theuere zu entdecken; immer täuſchte er ſich. Jetzt ſah er etwas Weißes ſchimmern; ſie mußte es ſein! Vergebene Hoffnung, es war ein Stück Linnen, das zum Bleichen am Abhang eines Raſenhügels ausgeſpannt zwiſchen den kaum belaubten Büſchen hindurchſchimmerte. Jetzt war er der Stadt ſo nahe, daß Bianca unmöglich ſchon hier angehalten haben konnte. Da bewegten ſich, wie er in der grauenden Dämmerung unterſchied, zwei Geſtalten im nächſten, etwa hundert Schritte entfernten Gebüſch. Sein Herz ſchlug freudig empor; er eilte näher. Es waren Frauen, ſie trugen hohe Reiſehüte, er ſah ein weißes Tuch ſchimmern. O Himmel, ſie iſt es, jauchzte ſein Herz aus tiefſter Hoffnungsloſigkeit wieder in ſeliger Freude auf. Als er ihnen näher gekommen war, ſah er, daß ſie im Geſpräch vertieft, den Blick aufwärts nach den mit Schnee bedeckten Bergſpitzen gerichtet hatten, die, da die Sonne ſchon verſunken war, kalt, leichenähnlich, gleich blaſſen Geſpenſtern in den dunkelnden Horizont emporragten. — Paul war nicht bei den Frauen, überdies ihre Haltung durch-

aus gleichgültig und ruhig; das machte Ludwig ſehr zweifelhaft. Jetzt wandten ſie ſich, durch ſein haſtiges Heranſchreiten aufmerkſam gemacht, um. O Himmel, er ſah, daß er ſich völlig getäuſcht hatte!

Wie niedergeſchmettert ſtand er da; kaum vermochte er ſich ſo weit zu faſſen, daß er ſie anredete und fragte, ob ſie nicht zwei Damen in Begleitung eines Dieners geſehen hätten. Die Eine verneinte es, die Andere erinnerte jedoch daran, daß ſie vor einer Stunde bei ihrem Spaziergange im Thal weiter aufwärts in der Ferne zwei Damen in Begleitung eines Mannes geſehen hätten, die ihren Weg der Rhone entgegen nahmen. Ludwig dankte haſtig für die Nachricht, und glücklich, nun wenigſtens ein Zeichen gefunden zu haben und zu wiſſen, wohin er ſich wenden müſſe, ſtürzte er wieder zurück, dem Lauf des ſchäumenden Stromes entgegen. Die Angſt der Eile gab ihm Flügel. Bald hatte er die Stelle wieder erreicht, von wo er ausgegangen war; er verfolgte jetzt den Uferpfad raſtlos weiter. Doch nun war es in dieſem tiefen, von beiden Seiten durch die hohe Alpenmauer eingeſchloſſenen Thale bereits völlig dunkel und unter einer Stunde keine Hoffnung da, daß das Mondlicht dem Wanderer zu Hülfe kommen werde. Schauerliche Einſamkeit umgab ihn; die Gegend wurde bald rauh und wild. Die Bergmaſſen thürmten ſich immer ſchroffer und koloſſaler empor; die Zinnen der Schneehörner glänzten hoch über den dunklen Felsmauern. Reißend ſchoß die Rhone neben ihm dahin und krönte ihre ſchwarzen Wellen mit ziſchendem Schaum. Jetzt wurde das Ufer durchaus ſteil und bald darauf hing der Fels ſogar drohend weit herüber. Ludwig erkannte, daß er hier an der Stelle ſei, wo er vor länger als einer Stunde auf der Höhe ſtand; der Pfad ſchmiegte ſich unter dem gewölbten Felſen hindurch. Vielleicht war Bianca

eben in dem Augenblicke mit bangem, trauerndem Herzen unten vorübergeſchritten, während er droben in tödtlicher Angſt ſtand und nichts hörte als den tobenden Strom, der hier wild durch das ſteile Geklüft brach. — Der Weg wurde ſehr beſchwerlich, ja bei der immer tiefer dunkelnden Nacht gefahrvoll. Denn er klimmte bald ſteil an den Felswänden hinauf, bald ſenkte er ſich jäh wieder abwärts. Ludwig freute ſich faſt dieſer Gefahren und Mühſeligkeiten, weil er hoffte, Bianca werde dadurch ſo aufgehalten worden ſein, daß er ſie bald erreichen müſſe. Mit rüſtiger Kraft drang er vorwärts, obwohl ſeine Hände bluteten, und auch die von dem haſtigen Lauf glühend brennenden Füße ihn bei jedem Schritte heftig ſchmerzten. Eine volle Stunde dauerte dieſer beſchwerliche Weg; da zog er ſich entſchieden die Höhe hinan, und bald ſah ſich Ludwig auf dem Rücken eines Hügels, wo jedoch die Spur des Pfades ihm theils auf felſigem Gerüll, theils in niedrigem Buſchwerk verſchwand. Jetzt faßte ihn die Angſt der Ungewißheit aufs Neue; denn wie leicht konnte er hier vollends die Richtung verfehlen und bei der Wildheit des Thals in ganz unwegſame Gegenden gerathen! Zwar tröſtete ihn der Gedanke, daß die Hauptrichtung des Weges keine andere ſein konnte, und er daher vielleicht am nächſten Morgen einzubringen im Stande war, was er heut verſäumte; doch welche Pein der Beſorgniß mußte er bis dahin erdulden! Etwas war jedenfalls gewonnen, wenn er ſo viel als möglich vorwärts eilte; er behielt daher im Allgemeinen, ſo gut es ſich thun ließ, die Richtung bei und gönnte ſich nicht Raſt noch Ruhe. Abermals verging eine Stunde. Da ſchimmerte ihm ein Licht entgegen; er war einer Hütte nah, der erſten menſchlichen Wohnung, die er bis jetzt auf ſeinem Pfade angetroffen hatte. Ein ſüßes Gefühl der Ahnung ſagte ihm, dort werde er die Geliebte tref-

sen, denn weiter konnte ihr schwacher Fuß sie unmöglich geführt haben. Hastig ging er dem freundlichen Glanze des Lichtes entgegen; in wenigen Minuten hatte er das Haus erreicht. Er pochte.

„Wer ist da?“ ließ sich eine rauhe männliche Stimme vernehmen, und zwei schwere Holzschuhe klappten im langsamen Takt auf dem Boden heran.

„Ein verirrter Wanderer,“ entgegnete Ludwig.

„Schon gut, Freund, ich werde gleich öffnen,“ antwortete es drinnen.

Sein Herz schlug heftig in der athemlosen Brust; jede Secunde, die bis zum Öffnen der Thür verging, spannte ihn auf eine unbeschreibliche Folter der Angst.

Der Riegel wurde endlich zurückgeschoben, und ein Greis mit silberweißem Haar und Bart stand, von einem flammenden Holzspahn, den er in der Hand hielt, seltsam beleuchtet, vor ihm und hieß ihn freundlich willkommen.

„Habt Ihr keine andern Gäste bei Euch, guter Vater?“ fragte Ludwig.

„Keine Seele,“ erwiderte der Greis; „wer sollte auch hierher in die Wildniß zu mir armem, altem Mann kommen. — Ich fürchte nicht einmal böse Gäste, denn bei mir ist nichts zu finden, was einen habsüchtigen Sinn reizen könnte. Aber wer seid Ihr, lieber Herr, und wie kommt Ihr so spät in der Nacht noch hierher?“

Es dauerte einige Augenblicke, bevor Ludwig, von seiner nun völlig fehlgeschlagenen Hoffnung fast betäubt, zu antworten vermochte.

„Ich bin im Gebirge verirrt; ich bin von den Meinigen, um die ich noch in der größten Sorge schwebe, abgekommen. Sie wollten von Brieg aus das Thal an der Rhone hinauf, ich folgte ihnen nach und bin, ohne eine

Spur von ihnen zu treffen, hier endlich auf die erste menschliche Wohnung gestoßen, wo ich sie durchaus vermuthen mußte, da meines Wissens nirgends ein Weg zur Seite möglich war!"

„Doch, doch," erwiderte der Greis; „der Hauptweg im Thale führt am andern Ufer der Rhone entlang; aber ihr habt vermuthlich in der Dunkelheit den Steg, der über das Wasser leitet, nicht bemerkt. Dieser Pfad verliert sich hier in unsrer Wildniß."

„Könnt Ihr mich auf den rechten Weg führen, guter Vater," rief Ludwig lebhaft. „Ich will's Euch reichlich belohnen."

„Morgen früh recht gern, mein lieber Herr," entgegder Alte; „aber heute Abend vermögen es meine schwachen müden Glieder nicht mehr, denn der Weg ist im Finstern äußerst gefährlich, selbst für die besten Bergsteiger, die ihn genau kennen. Hinanwärts geht es noch, aber himunter, wo wir steil bergab müssen, ist es gar nicht zu wagen."

Ludwig wäre, so erschöpft er sich fühlte, mit Freuden die ganze Nacht hindurch gewandert; doch ein Blick auf den schwachen, zitternden Greis überzeugte ihn, daß er das Unmögliche von demselben verlangen würde, wenn er ihn beredet hätte, ihn gleich zu geleiten. Er nahm daher die gastliche Einladung, die Nacht in der Hütte zuzubringen, an und folgte dem gutmüthigen Wirthe in die kleine, enge, von dem brennenden Holzspahn düster erleuchtete Stube.

„Es thut mir nur leid, daß mein Sohn nicht daheim ist," sprach der Alte, „der würde besser für Euch sorgen können. Aber er kommt erst morgen Abend von Sion zurück, wo er zur Hochzeit seiner Base geladen ist. So müssen wir uns denn schon allein behelfen."

„Lieber Vater," sprach Ludwig, „ich bedarf nur der

Ruhe, und die würde mich doch fliehen, selbst wenn ich hier das üppigste Lager fände. — Das Einzige, was ich Euch bitten will, iſt, daß wir morgen recht zeitig aufbrechen."

„Das wollen wir," ſprach der Greis, „denn von drei Uhr an leuchtet uns der Mond ſchon; aber nehmt jetzt mit einem Stück ſchwarzem Brot und Alpenkäſe vorlieb; auch einen Trunk Milch kann ich Euch geben. Heute früh hatte ich noch einen Reſt Wein, den habe ich aber wahrlich ſchon ſelbſt getrunken."

Ludwig genoß das ländliche Mahl mit dem Alten. Es würde ihm herrlich gemundet haben, wenn nicht Schmerz und bange Sorgen ſein Herz erfüllt hätten. Indeſſen wider Willen gaben ihm Ruhe und Speiſe friſche Kräfte und damit zugleich heitrere Hoffnungen zurück. Er empfand bald die große körperliche Ermüdung, die ſein angeſtrengtes raſtloſes Eilen auf beſchwerlichen Pfaden, das über fünf Stunden gedauert hatte, nach einer faſt ſchlafloſen Nacht und der geſtrigen Tagewanderung wohl erzeugen mußte. So erſchien das Lager von duftendem Alpenheu, welches der freundliche Alte bereitet hatte, ihm ſehr willkommen, und er ſank bald in tiefen Schlaf, der, wie unruhige Träume auch durch ſeine Seele zogen, ihn doch zu der neuen mühſeligen Wanderung ſtärkte.

Sechstes Capitel.

An Biancas Seite hatte ihn der täuſchende Traumgott geführt, und er wähnte, ſich mit ihr in lieblichen Auen zu ergehen, als die Stimme ſeines Wirthes ihn erweckte.

„Es wird Zeit, lieber Herr; eben iſt der Mond über die Simplonhörner heraufgekommen und leuchtet ins Thal. Wenn Ihr Eile habt, ſo wollen wir jetzo den Weg antreten.“

Ludwig hörte die Worte des Alten noch halb in ſeine Träume hinein. Er konnte ſich nicht beſinnen, wo er war, denn aus den blühenden Fluren Italiens, aus dem heiterſten Sonnenglanz, der ſein ſchlummerndes Auge umgeben hatte, ſah er ſich jetzt, da er es aufſchlug, in einen düſtern engen Raum verſetzt, wo das Mondlicht ſeltſam mit dem Schimmer des dunkel glimmenden Holzbrandes kämpfte. Erſt als ihm der Greis die Hand reichte, um ihn emporzurichten, und ihm jetzt die volle Mondſcheibe durch das kleine Fenſter der Hütte gerade entgegenglänzte, gewann er ſeine völlige Beſinnung wieder und antwortete auf die freundliche Ermunterung: „Gleich, guter Vater, ich war wie noch halb im Traume; gleich.“

Mit dieſen Worten ſprang er auf und war in wenigen Augenblicken zur Reiſe gerüſtet.

„Wollt Ihr nicht ein wenig frühſtücken, lieber Herr,“ ſagte der Alte, „ich habe etwas Milch gewärmt. Der Morgen iſt kühl, es könnte Euch leicht übel zu Muthe werden, wenn Ihr nüchtern ins Freie wolltet. Ein warmes Getränk iſt immer wohlthätig, wenn es auch noch ſo gering ſein mag.“

Ludwig fand ſich durch die treuherzige Fürſorge des Alten faſt gerührt; er nahm gern von dem dargebotenen Frühſtück an, gönnte ſich jedoch nur wenige Augenblicke dazu, indem die geſtrige Unruhe ſich ſchon wieder ſeiner ganzen Seele bemeiſtert hatte.

Der Alte ſchloß die Hütte nicht ab, als ſie hinausgingen. „Hier nimmt uns Niemand etwas,“ ſprach er, „wir

ſchieben nur Nachts, wenn wir daheim ſind, den Riegel vor, damit nicht etwa ein wildes Thier eindringe, denn es giebt gar böſe Wölfe hier in den Bergen."

Der Mond leuchtete ihrem Pfade hell genug; bald fing auch der Tag ſchon an zu grauen. Ludwig mußte geſtehen, daß der Weg abwärts allerdings ſehr gefährlich war, denn ſelbſt jetzt, wo man doch wenigſtens ſehen konnte, wohin man den Fuß ſetzte, war Vorſicht nöthig. Doch ſchien ihm ſein Führer zu behutſam, zu bedenklich; zumal aber an ebenen Stellen des Weges machte ihn der altersmüde, langſame Schritt deſſelben ungeduldig; indeſſen ſah er wohl ein, daß er ſich ihm ſchon bequemen müſſe.

Nachdem man faſt zwei Stunden gewandert war, ſprach der Greis. „Seht Ihr, mein Herr? Das iſt dort der Steg über die Rhone."

Ludwig ſah in einiger Entfernung zwei ſtarke ſehr lange Baumſtämme ohne Geländer quer über den Strom gelegt. Er erkannte jetzt die Stelle an einigen ſeltſam gebildeten Felsblöcken, die ihm geſtern aufgefallen war, wieder, hatte aber in der Dunkelheit den Steg nicht bemerkt, ſondern ihn nur für eine halb aus der Wurzel gelöſte Fichte, die ſtark nach dem Waſſer überhänge, gehalten, wie ſich deren mehrere auf dem Wege fanden. Daß der Pfad ſich hier ſcheide, war gar nicht zu bemerken geweſen, denn beim Näherkommen ſah Ludwig, daß man, um nach dem Stege zu gelangen, rechtwinkelig ausbiegen und alsdann einige ſteile Felsſtufen abwärts ſteigen mußte, die in der Dunkelheit gar nicht als ein ſich abzweigender Weg zu erkennen waren.

Ludwig wollte ſeinen Begleiter eben fragen, ob er ſich auch mit Gewißheit zu behaupten getraue, daß der Weg jenſeits der Rhone der einzige ſei, den die Reiſenden, die er aufſuche, einſchlagen konnten, als ein Gegenſtand, auf den ſein

Auge fiel, ihn mit einem freudigen Erſtaunen erfüllte. Er gewahrte nämlich an einem Baumzweige, grade an der Ecke, wo die Felsſtufen abwärts zur Rhone führten, ein roſenfarbenes Band, das im Morgenwinde hin- und herflatterte. Eine ſelige Ahnung durchbebte ſeine Bruſt; er eilte auf das Gebüſch zu und erkannte mit Entzücken, daß eine Schleife von Biancas Gewand daran geknüpft war.

„O daß die Nacht mir geſtern dieſes holde Zeichen verbarg!“ rief er aus, und eine Thräne drang ihm ins Auge. „Ja, ſie trennte ſich ungern von mir, ſie wollte meine Schritte leiten, damit ich ſie nicht verfehlen ſollte.“

Er knüpfte das Band von dem Baume los und legte es in ſeine Brieftaſche. Freudigen Muthes ſchritt er nunmehr weiter. Doch jenſeit des Steges, der über die ſchäumenden Wellen der Rhone leitete, fragte ihn der Greis: „Wohin ſoll ich Euch aber jetzo führen, lieber Herr?“

„Je nun, das Thal entlang; ich meine, es gebe nur einen einzigen Weg,“ antwortete Ludwig.

„Das wohl!“ entgegnete der Greis, „allein Ihr ſagtet mir geſtern, Euer Freund hätte über das Gebirg tiefer in die Schweiz hinein gewollt. Da haben wir nun freilich eine große Wahl, denn es führen hier viele Steige über die Alpenkette ins Berner Oberland hinein. Es iſt die Frage, welchen Ihr wählen wollt.“

Ludwig ſtand unentſchloſſen ſtill. Plötzlich dachte er, ſie wird mich nicht ohne ein ferneres Leitungszeichen laſſen. „Nur vorwärts,“ ſprach er, „macht mich nur aufmerkſam ſo bald ein Pfad ſich abzweigt, ich werde mich dann ſchon entſchließen.“

Sie gingen. Bald befanden ſie ſich auf einer Straße, die ſich für Gebirgswagen und Maulthiere ſehr wohl benutzen ließ. Ludwig war es hauptſächlich um ſchnelles Vorwärts-

kommen zu thun; der Greis aber vermochte nur im langsamen gewohnten Schritt zu gehen. Nach einiger Zeit, da man schon mehreren jungen Landleuten begegnet war, die rüstigere Führer hätten abgeben können, fing daher der Alte selbst an: „Lieber Herr, ich sehe wohl, Ihr möchtet gern rascher fort, als ich vermag. Wollt Ihr Euch nicht lieber einen jüngern Führer nehmen? Wir werden hier gleich an einen Meierhof kommen, wo ich bekannt bin und Euch leicht einen Boten verschaffen kann, der von hier bis Bern oder Zürich genau Bescheid weiß."

Ludwig, der nur aus Gutmüthigkeit gegen seinen redlichen Begleiter den Vorschlag noch nicht selbst gemacht hatte, nahm das Anerbieten freudig an und sprach: „Es soll drum Euer Schade nicht sein, guter Vater; aber die Eile ist mir so wichtig, daß ich im Nothfall allein weiter gegangen wäre, um nur schneller fort zu kommen. Denn ich muß meine Freunde durchaus noch heute einholen."

„Da kommt der Joseph wahrhaftig selbst," unterbrach der Greis ihn durch eine frohe Ausrufung und deutete auf einen jungen Mann, der, einen Korb auf der Schulter tragend, eben des Weges daherkam.

„Ei, Seppi," rief er ihn von Weitem an, „willst Du den Herrn geleiten? Er will übers Gebirg."

„Gar gern," erwiderte mit kräftiger Stimme der junge Bursch; „wenn ich nur meine Last hier los wäre; aber ich muß damit nach Brieg hinein!"

„Ei was," rief der Alte, „her damit, ich trage sie in die Stadt, und Du führst den Herrn weiter."

Joseph lud dem Alten den Korb auf, den dieser auf gewohnten Schultern ohne Mühe trug. Ludwig nahm herzlichen Abschied von dem biedern Greise und beschenkte ihn so reichlich, daß derselbe in die freudigsten Danksagungen

ausbrach, die er gewiß nicht so bald geendet haben würde, wenn Ludwig nicht in seiner Eil dieselben durch die Fortsetzung seines Weges unterbrochen hätte. Sein Erstes war jetzt den neuen Begleiter auszufragen, ob er nicht Spuren von denen bemerkt habe, die er aufsuche.

Joseph verneinte es.

Ludwig hatte jetzt die Aufgabe, seinen Begleiter darüber auszuforschen, welchen Weg wohl Reisende, die ihre Straße eilig fortzusetzen und wenig bemerkt zu sein wünschten, genommen haben könnten, um am leichtesten über das Gebirg und die befahrne Landstraße, die nach Deutschland führte, zu gelangen. Es war schwer, ohne den Zusammenhang der Verhältnisse zu verrathen; endlich ersann er sich, um jeden Verdacht von Bianca und den sie Begleitenden fernzuhalten, folgende Fabel. Er äußerte vertraulich zu Joseph: „Ich will Dir nur grade herausgestehen, guter Freund, daß eine heftige Neigung zu einer jungen Dame, wahrscheinlich eine Engländerin, mit der ich von Italien aus zu gleicher Zeit über den Simplon reiste, mich zu solcher Eile antreibt. Ich erfuhr zu Brieg, daß sie trotz der frühen Jahreszeit den Entschluß gefaßt habe, mitten durch das Gebirge zu reisen, um dessen wilde Schönheiten kennen zu lernen. Da jedoch ihre Reise anderweitig große Eil erfordert, so wollte sie denjenigen Weg einschlagen, wo sie ihren Zweck mit möglichster Zeitersparniß ausführen und nachher Deutschland auf dem nächsten Wege erreichen könnte. Ich wagte es nicht, mich ihr als Begleiter anzutragen, da sie nur eine ältere Dienerin und einen Diener bei sich hatte, übrigens aber von keinem Verwandten begleitet wurde, sondern, wie die Engländerinnen einmal sind, abenteuerlich als ihre eigne Führerin und Gebieterin umherstreift. Indessen war mein Wunsch, ihr Gefährte auf der Reise zu sein, so groß, daß

ich fest beschlossen hatte, ihr unbemerkt zu folgen und mich dann im Gebirge, wenn die Wege sich nicht mehr so leicht scheiden, wie zufällig zu ihr zu gesellen. Ob sie meine Absicht errathen hatte und sie vereiteln wollte, oder ob es sonst in ihrer abenteuerlichen Weise lag, weiß ich nicht, aber sie verließ Brieg gestern Nachmittag während ich einen kleinen Spaziergang machte, obwohl sie gegen mich geäußert hatte, sie werde erst am andern Morgen aufbrechen. Ich weiß nun weiter nichts, als daß sie diesen Weg an der Rhone eingeschlagen hat; davon aber habe ich zuverlässige Spuren. Nun rathe mir, Freund, was soll ich beginnen, um sie aufzufinden? Wenn es mir gelänge, würde ich Dich reichlich für Deinen Fleiß beschenken."

„Ei, mein lieber Herr, das ist freilich eine schwere Sache, Jemand aufzusuchen, von dem man nicht weiß, welchen Weg er genommen hat. Denn wir können hier gar mancherlei Pfade einschlagen. Wenn wir bei Naters, das dort unten vor uns liegt, über die Berge gehen, so könnten wir an der Jungfrau vorbei ins Oberland kommen. Das wäre der nächste Weg nach Bern, aber er ist jetzo gar gefahrvoll und beschwerlich, und ich glaube nicht, daß irgend ein Gemsjäger ihn leicht wagen würde. Drei Stunden weiter aufwärts, von Wesch aus, führt ein ähnlicher Pfad über den Kamm. Da würden wir die Jungfrau zur Linken lassen und könnten, wenn Gott uns behütet, nach Grindelwald gelangen. Aber es ist auch ein Weg, den man wohl im hohen Sommer macht, zur halben Winterszeit, wie jetzo, aber nicht. Diese Straßen also, glaube ich, wird die Dame nicht eingeschlagen haben, denn dazu findet sie schwerlich einen Führer. Nun giebt's noch einen Weg, die Maienwand herauf nach der Grimsel, oder wenn wir ganz im Rhonethal bleiben wollten, so müßten wir über die Furka nach Realp, Hospital,

und dann die Gotthardsstraße hinunter. Das sind die vier Hauptwege; wer aber klettern will und umherstreichen und einen Umweg nicht scheut, der kann noch gar manchen andern einschlagen. Auf diesen Schleifwegen wissen wir Landleute aber nicht Bescheid, sondern dazu gehört ein guter Gebirgsjäger, der sich Tag und Nacht in den Bergen umhertreibt. Jetzo im Frühjahr aber, lieber Herr, wo der Schnee noch gar hoch liegt, und überdies viele Lawinen stürzen, jetzo ist's wahrlich nicht zu wagen. Ich glaube daher immer, die Engländerin wird entweder über die Grimsel oder die Furka ihren Weg genommen haben, und falls sie Eile hat, ist der letzte noch der beste, denn er führt sie zunächst auf die große Straße nach Altorf und sodann über Brunnen und Zug nach Zürich. Einen nähern Weg, um nach Deutschland zu kommen giebt es kaum. Die andern nehmen zwar eine gradere Richtung, aber sie sind drum doch nicht die nächsten, weil sie so gar mühselig und gefahrvoll sind. Und wenn uns vollends ein böses Wetter überraschte, so dürften wir leicht acht Tage im Gebirge liegen, ehe wir einen Fuß weiter setzen könnten."

Ludwig hörte diesen nicht sehr tröstlichen Bericht im Gehen an. Er beschloß bis zur Maienwand im Thale aufwärts zu wandern, sich aber auf jeden Seitenpfad aufmerksam machen zu lassen, um zu sehen ob ihm Bianca nicht irgend ein neues Zeichen gegeben haben möchte.

In kurzer Zeit erreichte man das Örtchen Naters, wo Bianca wahrscheinlich übernachtet haben mußte. Ludwig zog genaue Erkundigungen ein, doch Niemand wußte ihm Bescheid zu geben. Als sie vor den Ort hinaus an die Stelle kamen, wo der Pfad ins Gebirge links abführte, blickte er vergeblich nach einem flatternden Bande umher — es war keine Spur der Geliebten zu entdecken. So romantisch das

Thal war, in dem er wanderte, er erblickte die Schönheiten desſelben nicht. Seine ganze Seele war mit Bianca beſchäftigt, die er, ſo ſchien es jetzt faſt, eben ſo ſchnell und unvermuthet wieder verlieren ſollte, wie er ſie gefunden hatte. Jeden Wanderer, der ihm begegnete, befragte er, in vielen einzelnen Häuſern, die am Wege lagen, erkundigte er ſich — vergeblich. Noch bei guter Vormittagszeit gelangte er über Morill nach Weſch; aber umſonſt forſchte er überall nach einer Spur von denen, die er ſuchte, umſonſt hoffte er ein Zeichen von Bianca aufzufinden. Er gönnte ſich kaum ſo viel Raſt, als ihm und ſeinem Führer zur Erquickung nothwendig war. Mit ſteigender Angſt und Trauer ſetzte er den Weg fort; der letzte bewohnte Ort, den er traf, war Ulrichen. Es war Nachmittags um drei Uhr, als er dort anlangte. Zwölf volle Stunden dauerte jetzt ſeine Wanderung, und der Weg war oft ſehr beſchwerlich. Unbegreiflich erſchien es ihm, daß er auch nicht eine Spur der Geliebten fand. Weiter konnte ſie, ſelbſt bei großer Eile, kaum gelangt ſein; ja wenn ſie auch die ganze Nacht hindurch ihre Flucht fortgeſetzt hätte, ſo mußte ſie doch den letzten Theil der Straße bei hellem Tage zurückgelegt haben und konnte, da bei ſo früher Jahreszeit reiſende Damen eine auffallende Erſcheinung ſein mußten, gar nicht unbemerkt geblieben ſein. Faſt fing Ludwig daher an zu fürchten, daß ſie, um der Spur des Verfolgers ſo ſchnell als möglich zu entgehen, es gewagt haben möge, einen der gefährlichen Pfade über das Gebirge einzuſchlagen. Und nun hatte er nicht nur den Schmerz der Trennung von ihr zu ertragen, ſondern auch für ihr Leben mußte er fürchten. Seine einzige, letzte Hoffnung war noch die, daß er an der Maienwand, wo der ſteile Pfad nach dem Hospitium auf die Grimſel emporſteigt, ein Zeichen vorfinden werde, das ihn einlade, dieſen Weg zu verfolgen, oder den auf dem

Gotthardt fortzusetzen. Seine erschöpften Kräfte erlaubten ihm jedoch nicht, weiter zu Fuß zu wandern; er beauftragte daher Joseph, zwei Maulthiere zu miethen, da dieser ihm schon früher gesagt hatte, daß dergleichen in diesem Orte zu haben sein würden, wo die Reisenden sich derselben häufig bedienen, um sich das Ersteigen der schroffen Maienwand zu ersparen. Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Ludwig rasch das Mittagsmahl einnahm, erschien Joseph mit zwei wohlgesattelten Maulthieren und einem Führer für dieselben, denn Ludwig wollte, um sich nicht abermals einem Andern verrathen zu müssen, seinen muntern Begleiter nicht entlassen. Sie setzten sich auf und traten ihre Reise an. Bald erreichten sie die Maienwand. Ludwig spähte nach einem rosenfarbnen Bande wie nach dem köstlichsten Kleinod. Jeden Strauch, jedes Bäumchen betrachtete er mit ängstlicher Aufmerksamkeit; doch kein rosiger Schimmer wollte sich zwischen den fast überall noch geschlossenen Knospen des Grüns zeigen!

Nun blieb ihm keine Wahl mehr. Die Theuere hatte ihm auch hier keinen Wink gegeben, die Straße zu verlassen; war sie daher noch vor ihm, so mußte sie den Weg über den Gotthard gewählt haben. Von jetzt an begann die einsame Wildniß; nur wenige, jetzt verlassene, Sennhütten entdeckte man in dem noch fast ganz mit Schnee bedeckten Thale. Zur Linken der Wanderer thürmte sich der Eispalast des Rhonegletschers, im Sonnenstral tausendfarbig funkelnd, empor; zur Rechten stiegen ungeheuere Felswände auf, und vor ihnen ragten die beiden Schneepyramiden der Furka, mächtig aufsteigend, hoch in den reinen blauen Äther hinein. Das Thal war dem prachtvollen Eingangsthor in das ewig starre, funkelnde Reich des Winters zu vergleichen, auf dessen diamantnem Boden kein grüner Halm sprießt, und der warme Sonnenstral in seine sieben kalten Farben zersplittert.

Ludwig entdeckte noch ein grünes Reis, das an einer sonnigen Stelle des Felsabhanges zwischen den Steinspalten wuchs und schon die zarten Blätter dem Liche entgegengebreitet hatte. Er pflückte es, um noch ein Erinnerungszeichen von den letzten Grenzen des Frühlings mit hinein zu nehmen in die winterliche Wüste. Das kaum entfaltete Grün war das Bild seiner bangen Hoffnung, deren Knospe sich vor den steten, rauhen Berührungen des Fehlschlagens auch schon fast wieder geschlossen hatte. Wer weiß, dachte er, fallen die Blüthen meiner Hoffnung nicht noch früher völlig ab, als diese kaum geöffneten Knospen welk an dem nahrungslosen Reis herabhangen. Er steckte den Zweig an seinen Hut, und schweigend dem Führer folgend, ritt er vorwärts. Als sie den hohen Schneepaß, über den der Weg durch aufgesteckte Signalstangen bezeichnet war, erreicht hatten und sich nun mitten in der winterlichen Kälte am Fuße der beiden starren Felskegel befanden, zwischen denen die berühmte Straße hindurchführt, da wandte sich Ludwig noch einmal zurück. Die Sonne neigte sich schon tief gegen die Berge und schoß ihre Stralen nur noch eben über die blauen nebligen Höhen hinweg. So weit sein Auge reichte, sah er nur Schneefelder und Granitmassen. Sein Schmerz überfiel ihn mit gewaltsamer Heftigkeit auf diesem Kirchhofe der Natur. O gütiger Gott, flehte sein Herz, laß sie mich wiederfinden, sie, die Einzige, die den reinen Hoffnungsstral des Glücks in meine trauernde, tief verwundete Brust geworfen hat. Du hast sie mir gesendet, ungeahnt, ungehofft, gleich einer himmlischen Erscheinung aus deinem seligen Reiche; o laß sie nicht wie ein Traumbild spurlos wieder verschwinden, nimm sie mir nicht, wie du sie mir gegeben!

Der rauhe Sturm, der sich wild auf der nackten Höhe erhob und den Schnee in Wirbeln hoch auffagte, war die

einzige Antwort, welche er auf die stumme Klage seiner Brust erhielt; denn hier drückt die Natur Niemanden an die warme, liebevolle Brust; nur gegen kalte Leichensteine lehnt sich der ermüdete Wanderer. Eben verschwand auch die Sonne hinter einem Felsgipfel, und ein langer, kalt anhauchender Schatten fiel über das Schneefeld.

„Weiter," sprach Ludwig zu dem Führer und wandte das Maulthier um, „weiter!"

„Wir haben auch Eile nöthig," antwortete dieser, wenn wir An der Matt vor Nacht erreichen wollen. Es könnte leicht sein, daß wir, wenn der Sturm anhält, beim Kapuziner in Realp übernachten müßten."

Sie setzten den Weg fort; Ludwig in stummes Brüten versunken, die Führer, indem sie ein Gespräch in ihrem schweizerischen Dialekt führten, von dem ein Fremder wenig zu verstehen vermögend war, selbst wenn er darauf gehört hätte.

Der Sturm legte sich, als man die Höhe erst im Rücken hatte. Man war bei guter Zeit in Realp, wo man einige Augenblicke bei dem Kapuziner, der dort, in kleiner Hütte wohnend, die Fremden gastlich mit Brot, Honig, Milch, Käse und Wein bewirthet, anhielt. Die Spende wird unentgeldlich gereicht; was der Reisende dafür zahlen will, ist sein freies Geschenk, und der würdige Vater, der in dieser steten Einsamkeit seine Tage zubringt, empfängt es im Namen des Klosters in einer Armenbüchse. Auf Ludwigs Nachforschung nach Bianca erhielt er den Bescheid, daß am 17. October der letzte Reisende diese Straße gezogen sei, und zur Bestätigung legte der Mönch ihm das Buch der Fremden des vorigen Jahres vor. Damit war seine letzte Hoffnung verschwunden; er seufzte tief, bekämpfte mühsam seine Thränen und stand auf, um zu gehen. „Der himmlische Vater gebe Euch Trost und Segen," sprach der Mönch;

Ihr scheint nicht froh!" Dabei reichte er ihm die Hand wohlwollend dar. Ludwig drückte sie stumm und verließ die kleine Zelle hastig.

Als er wieder ins Freie trat und der rauhe Wind den Schnee ringsum aufwirbelte, kam es ihm einen Augenblick vor, als würde er beruhigenden Frieden in der tiefen Einsamkeit dieses traulichen Wohnorts finden, wo er Zeit hätte, nur seinen Träumen nachzuhängen, nur in der Welt des Gedankens und des Gefühls zu leben, unbekümmert um das Schicksal der Erdenbewohner, die draußen in stetem Sturme der Ereignisse unstät auf und nieder schwanken.

Doch wie, dachte er, könntest du denn hier dem Sturme entfliehen, der sich in deiner eignen Brust erhebt? Wohnen nicht in der Seele auch des Einsamsten alle die gefährlichen Keime, die plötzlich zu Giftpflanzen aufschießen, wenn der Feind sie tückisch heraustreibt? Und wer ist der Feind des Menschen, als er selbst? — Nein, auch das wäre eine Täuschung!

Gedankenvoll ritt er vor sich hin. Man befand sich jetzt in dem einsamen Urserenthal auf der Höhe des Gotthardt, das im Sommer einem grünen Wiesenstrome zwischen hügelichen Schneeufern gleicht, jetzt aber ganz in das Leichentuch des Winters gehüllt war.

Allgemach fing es an zu dunkeln. Wiederum erhob sich ein rauher Sturmwind und kräuselte die Schneeflocken hoch auf. Es wurde kalt. Jetzt begann Ludwig endlich seine große Erschöpfung zu empfinden, und der Körper machte das Bedürfniß nach Ruhe geltend. Mit einer Art von Verdruß über sich selbst empfand er, daß das Erreichen einer Herberge, daß ein behagliches Nachtlager unbemerkt zu einem dringenden Wunsche in ihm geworden war, der neben der tiefen Sehnsucht seines Gemüthes Raum fand. Die An-

ſtrengungen der letzten Tage waren aber auch faſt unglaublich geweſen, und ſchwerlich möchte ſonſt jemals ein Reiſender die Wegſtrecke in einem Tage zurückgelegt haben, welche ſich zwiſchen Ludwigs letztem Nachtlager und An der Matt, dem Ziele ſeiner heutigen Wanderung, ausdehnte.

Durch den kalten Nebel, der ſich auf das Thal herabſenkte, und durch die dichten Schleier, mit denen die Nacht es umgab, ſchimmerte von Zeit zu Zeit, wie der Sturm das Gewölk zerriß, ein Lichtſchimmer von erleuchteten Fenſtern hindurch, die dem Wandernden als Leitſtern dienten. Endlich erreichte er Häuſer, und nach wenigen Minuten hielt er vor einem anſehnlichen Gebäude, deſſen unteres Geſchoß von hellen Lichtern glänzte.

Siebentes Capitel.

„Gott ſei Dank," rief Joſeph, „daß wir angelangt ſind! Es war kein kleines Tagewerk. Ich bin ſonſt auch nicht der Schwächſte, aber wir haben heut' ein gut' Stück Weges zurückgelegt!"

Der Maulthierführer half Ludwig vom Sattel herab; ein dienſtfertiger Kellner war ſchon zu derſelben Hülfleiſtung bereit und lud ihn ein, in das wohlgeheizte, erwärmte Gemach zu treten, wo ſchon einige andere, ſo eben erſt eingetroffene Gäſte beim Nachteſſen verſammelt ſeien.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Ludwig, aus der tiefen Öde und ſchauervollen Wildniß, in der er den ganzen Tag zugebracht hatte, ſich plötzlich in die bequemen

Geleise des geselligen Lebens, des muntern Verkehrs zurückgeführt zu sehen. Denn er trat in einen gastlichen, geräumigen Saal, in welchem er eine gedeckte Tafel fand, auf der eine Anzahl von Kerzen hell und einladend schimmerte. Am obern Ende, dem Ofen zunächst, saßen drei Reisende, denen man so eben das Abendessen aufgetragen hatte.

„Die Herren haben sich bereits zu Tische gesetzt," sprach der Kellner, „ist Ihnen gefällig, mein Herr, sogleich an der Mahlzeit Theil zu nehmen, oder wünschen Sie zuerst auf ein Zimmer geführt zu werden, um sich's bequem zu machen?"

Ludwig, welcher keine Reisebequemlichkeiten weiter bei sich trug, sondern so, wie er ging und stand, fertig war, hätte auf diese Behaglichkeit verzichten müssen, wenn es ihm auch nicht angenehm gewesen wäre, sich sogleich zu Tische zu setzen, um nachher schnell zur Ruhe gehen zu können.

Er ging daher den Fremden näher und begrüßte sie, indem er Platz nehmen wollte, jedoch ohne sie anzureden. Sie erwiderten seinen Gruß mit einer so zuvorkommenden Gefälligkeit, daß er sich schon wohlthuend dadurch berührt fühlte. Er faßte die Gäste näher ins Auge. Es schienen ihrer Tracht und ihrem gebräunten Antlitz nach Offiziere zu sein. Zwar hatten sie ihn französisch angeredet, doch zeigten sie etwas in ihrem Wesen, das einer andern Nation ähnlich sah. Zwei, von denen der Ältere etwa sechsunddreißig, der Jüngere einige zwanzig Jahre zählen mochte, hatten schwarzes Haar und kurze, schwarze Knebelbärte; der dritte war blondlockig und frisch von Farbe. Ludwig setzte sich und suchte, seiner Stimmung Gewalt anthuend, die heitere Höflichkeit der Fremden zu erwidern. „Kommen die Herren aus Italien, oder wollen Sie dahin?" fragte er.

„Unser Weg," erwiderte der Ältere, dessen hoher Wuchs und man hätte sagen mögen, königliches Ansehn ihm etwas

Gebietendes gaben; „unser Weg führt uns hoffentlich weit nach Norden. Vorläufig wollen wir jedoch nach Deutschland, und zwar nach Dresden, wohin der französische Kaiser sich in diesen Tagen begeben wird."

„Der Krieg scheint also gewiß?" sagte Ludwig.

„Wir hoffen es," sprach der Fremde mit einem Ton der Stimme, der mehr ausdrückte als die gewöhnliche Freude eines Soldaten, der beim Beginn eines Feldzugs eine Reihe glänzender Thaten und Hoffnungen unbestimmt in der Zukunft schimmern sieht.

Ludwig schwieg. Sein deutsches Herz sah mit unwilliger Wehmuth die Schaaren fremder Krieger aufs Neue sein Vaterland überschwemmen; doch sagte ihm die unabweisbare Richterstimme der Wahrheit, daß Deutschlands Schmach nicht unverdient sei, und daß, wie schwer das fremde Joch sein mochte, wie hart es war, sich ohne Wahl und unbedingt dem Sieger anschließen zu müssen und seinen kolossalen Zwecken zu dienen, es, wenngleich demüthigender für die Fürsten, doch für die Völker immer noch ehrenvoller blieb, als der feigen, elenden, schmachvollen, eigennützigen Politik preisgegeben zu sein, wodurch seit einem Jahrhunderte, vorzüglich aber seit dem Tode des großen Friedrichs die deutsche Nation von ihren eignen Fürsten [illegible] gewürdigt worden war. Die drei Worte des Fremden: „Wir hoffen es," weckten daher den ganzen innern Zwist seiner Brust so lebhaft wieder in ihm auf, daß sogar die schmerzliche Besorgniß, die ihn seit gestern erfüllte, einen Augenblick dadurch verdrängt wurde.

Der Fremde schien die Bewegung, die in Ludwigs Seele vorging, zu durchschauen. Nach einigen Augenblicken allgemeiner Stille erwiderte er mit ruhiger Würde, und zwar in deutscher Sprache: „Es befremdet Sie, mein Herr, daß ich von einem aller Wahrscheinlichkeit nach furchtbaren Kriege

ſagte: wir hoffen ihn; es befremdet Sie um ſo mehr, da Sie, wie ich höre, ein Deutſcher ſind. Wir ſind es durch langen Aufenthalt halb und halb; erlauben Sie daher, daß wir uns in der Sprache Ihres Landes unterhalten. Es muß Ihnen vielleicht frevelhaft leichtſinnig ſcheinen, daß wir auf eine Wendung der Weltbegebenheiten hoffen, der halb Europa mit Zittern, mit düſterer Trauer entgegenſieht. Es iſt freilich ein hartes Loos, ſich in einer Lage zu befinden, wo man nur aus einem großen, allgemeinen Unheile Hoffnungen für die eignen theuerſten Güter ſchöpfen kann; allein wir befinden uns in dieſem Fall." — Hier hielt er einen Augenblick inne, als hindre ihn die Bewegung ſeines Gemüths weiter zu ſprechen. Die edeln Züge ſeines Angeſichts erhielten durch den Ausdruck eines erhabenen Schmerzes eine Art von Weihe; auf der hohen Stirn lagerte ſich eine dunkle Wolke der Schwermuth; das Auge ſtarrte träumeriſch vor ſich hin, ohne daß der Wille den Blick beſtimmte; denn die ernſten, ſchweren Gedanken, die in ſeiner Bruſt auf und nieder wogten, waren fern von der Außenwelt.

Ludwig fühlte ſich wunderbar ergriffen; er wagte es nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Auch die beiden jüngern Begleiter des Fremden ſchwiegen und hingen mit wehmüthigen Blicken an ſeinem Angeſicht.

„Wir ſind Polen, mein Herr," ſprach dieſer nach einer Pauſe mit männlich gefaßtem Tone. „Wir erwarten von dem bevorſtehenden Kampfe ein Vaterland, während wir jetzt heimathlos in der Verbannung umherſchweifen müſſen. Sie begreifen nun wohl, daß ich ſagen durfte: wir hoffen den Krieg!"

Ludwig war ſo überraſcht, daß er nicht gleich etwas zu erwidern wußte; allein der Fremde überhob ihn der Mühe, indem er das mit Wein gefüllte Glas vor ſeinem Teller er-

griff und ſprach: „Dem Vaterlande! — Dieſen Toaſt muß jeder Wackere mittrinken, er ſei welches Volkes er wolle.“ Ludwig ſtieß an; auch die Übrigen näherten die Gläſer zu dem feierlichen Toaſt, der unter den obwaltenden Verhältniſſen der Zeit in Jedem einen ſo ernſten Anklang finden mußte.

Es war, als hätte der Fremde mit dem Glaſe Wein ſeine düſtre Stimmung wie durch ein Zaubermittel verbannt. „Wir ſind Reiſende,“ begann er, „die zu einer ungewöhnlichen Zeit auf einer ungewöhnlichen Stelle zuſammentreffen. Von den Gebirgen des Gotthardt, auf denen wir uns befinden, ſprudeln die Quellen nach allen vier Gegenden der Welt und gießen ihre Ströme nach Deutſchland, Frankreich und Italien aus. Dagegen führen die Straßen dieſer Länder auf dieſem Punkte zuſammen und verſchlingen ſich in einem begrüßenden Knoten. Man trifft ſich hier gewiſſermaßen an einem Kreuzwege der Welt. Morgen folgt Der dem Rheine oder der Reuß, Jener dem Teſſino, der Dritte der Rhone. Den Augenblick des Beiſammenſeins ſoll man genießen, ihn als eine frohe und theuere Erinnerung bewahren; denn wer weiß, ob man ſich je noch auf den Straßen dieſer Erde wieder begegnet. — Wir drei,“ fuhr er gegen Ludwig gewendet fort, „kennen uns, ſind Landsleute, Kriegskameraden. Sie müſſen fremd zu uns ſein, wir zu Ihnen, wenn wir hier nicht eine vertrauliche Offenheit walten laſſen; ſo könnte uns eine glückliche Stunde, der wir vielleicht alle gern künftig einmal gedenken, kalt, ungenoſſen vorübergehen. Ich denke daher, wir tauſchen Namen um Namen. Ich nenne mich Stephan Raſinski und bin Oberſt in des Kaiſers Heere; dieſe, meine jungen Freunde und Kameraden, ſind Offiziere deſſelben Regiments, Graf Boleslaw und Graf Jaromir; und Sie, mein Herr?“

„Mein Name ist Ludwig Rosen, ich bin ein Deutscher," entgegnete Ludwig.

„Willkommen denn! Rosen ist ein schöner Name. Wohl Dem, welchem noch Rosen blühen, und wären es auch nur Alpenrosen. Diese Zeit ist für mich dahin; denn wer bald sein vierzigstes Jahr erreicht hat, darf nicht mehr an Blüthen denken und kann höchstens noch auf einige späte Früchte hoffen. Nun, auch ich sahe Blüthen und sah sie auch fallen! Auf die Entfaltung jeder schönen Blüthe, der Jugend, der Hoffnung, der Liebe! — Stoßt an, junge Freunde, dieser Wunsch geht Euch mehr an als mich!"

Ludwig entsprach der Aufforderung in einer seltsamen Bewegung. Der Trinkspruch Rasinski's traf sein Herz; aber er erfüllte es auch wieder mit leisem Schimmer der Hoffnung; denn, wie es in solchen Stimmungen zu sein pflegt, er fand eine Art glücklicher Vorbedeutung in dessen Trinkgruß. Noch eine zweite Empfindung stieg lebhaft und Reue erweckend in ihm auf. Wie glücklich war die Offenheit des Grafen, welche vier Fremde wie durch das einzige, gewissermaßen zauberisch wirkende Mittel des Austausches der Namen und nächsten Verhältnisse so rasch zusammenführte! Wenn ich nicht, dachte er, in scheuer Zurückhaltung es versäumt hätte, dem holden unbekannten Wesen, das mir seine nähern Verhältnisse verhüllen mußte, wenigstens die meinen zu entdecken, ihr meinen Namen zu nennen, so wäre das Band zwischen uns doch nicht völlig abgerissen, wenn ich sie auch jetzt nicht wiederfände. Nein, wie zart auch weibliches Handeln sein muß, gewiß würde Bianca mir ein Zeichen zukommen lassen, an dem ich sie dereinst wieder auffinden könnte. So hat diese ängstliche Versäumniß mich vielleicht unwiederbringlich um das Glück meines Lebens gebracht!

Diese Gedanken erfüllten Ludwigs Seele, während das

Geſpräch ſich über andre Dinge raſch fortbewegte. Graf Razinski ſchien abſichtlich die Rückkehr zu dem ernſten Anfangspunkte, den er genommen hatte, zu vermeiden; die jungen Offiziere ehrten darin beſcheiden ſeinen Wunſch. Man ſprach von Italien, von Paris, von den Eigenſchaften des Kaiſers als Feldherr und Staatsmann, von ſeinem Zuge über den großen St.-Bernhard, dem man ſo nahe war, von den furchtbaren Rüſtungen zu dem bevorſtehenden Kriege, von den verwegenen Entwürfen ſeines Geiſtes überhaupt, der die Fahnen Frankreichs raſtlos von den Pyramiden bis zum Tajo, vom Tajo bis in die Schneegefilde Rußlands führe — kurz, man ſprach über Alles, was damals den Geiſt jedes Denkenden mächtig aufregte, was alle Zungen Europas in Bewegung ſetzte.

So verſchwand unvermerkt eine Stunde; das Mahl war vorüber; man begab ſich zur Ruhe.

Von mannichfaltigen Gedanken und Gefühlen ſo aufgeregt, daß Ludwig ſelbſt nach den großen Anſtrengungen des Tages nicht gleich einſchlafen konnte, überdachte er auf ſeinem Lager, was er für den nächſten Morgen zu thun habe. Sollte er vorwärts, ſollte er zurück? Machte er den Verſuch, Bianca auf einer andern Straße aufzuſuchen, oder ſollte er nur die nächſte, welche ihn nach Deutſchland führte, unabläſſig verfolgen? Es war ihm nicht entgangen, daß die Polen mit ihm ein und daſſelbe Ziel der Reiſe hatten, und im erſten Augenblicke hätte er ſich faſt freudig verrathen; allein es war ihm doch lieb, zur rechten Zeit geſchwiegen und ſich beherrſcht zu haben; denn er würde ſich durch eine ſolche Begleitung der Möglichkeit beraubt haben, ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen. Er beſchloß daher, wenn es angehe, ohne von ſeinem neuen und hauptſächlichſten Zweck zu viel

aufzugeben, ſich ſobald als möglich wieder von den neuen Bekannten zu trennen.

Unter dieſen Gedanken entſchlief er endlich, von der groſſen Müdigkeit übermannt.

Achtes Capitel.

Es war ſchon heller Tag, als er durch ein leiſes Klopfen an ſeiner Thüre erwachte. Auf ſein „Herein!" trat der jüngſte der drei Offiziere, der blondlockige, blühende Graf Jaromir ein. „Verzeihen Sie," ſprach er, „daß ich Sie ſo früh ſtöre. Allein es würde uns ein ſo großes Vergnügen ſein, die Reiſe mit Ihnen gemeinſchaftlich fortzuſetzen, daß ich von meinen Kameraden beauftragt bin, Sie darüber zu befragen; ein Auftrag, den ich ſehr gern vollziehe, ſelbſt auf die Gefahr, Sie erzürnt zu haben."

Ludwig entſchuldigte ſein langes Schlafen und verſprach ſogleich aufzuſtehen und in den Frühſtücksſaal hinunterzukommen. In wenigen Minuten fand er ſich daſelbſt ein. Die Offiziere begrüßten ihn mit Herzlichkeit. Raſinski, der alle geſelligen Beziehungen gern ſo weit als möglich auszudehnen ſchien, erklärte, daß er die Veranlaſſung geweſen, auf Ludwig zu warten, weil man ſich unmöglich habe entſchließen können, vor ihm abzureiſen und ihn die berühmte Gotthardtsſtraße allein paſſiren zu laſſen. „Zwei Menſchen," meinte er, „die zuſammen über die Teufelsbrücke gegangen ſind, bleiben durch dieſe Erinnerung für das Leben ſo verbunden wie die beiden Ufer der Reuß eben durch dieſe Brücke.

Selbſt der wildeſte Strudel des Lebens wird nicht alle Fäden zwiſchen ihnen zerreißen, ſo unzerſtörbar ſind gemeinſame, anziehende Erlebniſſe und Erinnerungen.“ Ludwig empfand dieſe Wahrheit und dankte dem Grafen mit warmer Aufwallung für ſein freundſchaftliches Benehmen. Ueberdies der friſche, winterliche Morgen, das kräftige Körpergefühl, die wohlthuende Zuvorkommenheit der Gefährten, Alles zuſammen wirkte ſo glücklich auf ihn, daß er ſogar eine Art von Heiterkeit wieder gewann, obgleich Bianca's Bild nicht aus ſeiner Seele wich und als eine ſtumme, trauernde Geſtalt mitten in den ſchönen friſchen Gemälden der Gegenwart ſtand, die ihn umgaben. Der Schmerz um ſie drang durch alle die muntern und rauſchenden Lebensmelodien, die er um ſich her vernahm, wie ein lang gehaltener Klageton mit unabläſſiger Beharrlichkeit hindurch.

Die Maulthiere waren gezäumt; die Führer ſtanden bereit. Man verließ das ſtattliche Gaſthaus der drei Könige zu An der Matt und ritt nun das Thal abwärts, dem ſchwarzen Eingangsthor deſſelben entgegen. Wie mußte die Ähnlichkeit der Umgebungen Ludwigs Erinnerungen mächtig erwecken. Wie auf dem Simplon öffnete ſich jetzt die düſtre Höhle, das Urner Loch genannt; wie dort brauſte daneben der Strom, wie dort fiel in der Mitte durch ein großes vergittertes Oval augenblicklicher Lichtſchimmer hinein, und man ſah die Reuß, einem weißen Geſpenſt ähnlich, ſchäumend vorüberſchießen. Jetzt betäubte der furchtbare Donner des Stromes das Ohr. Die Kluft öffnete ſich, und man ſtand in dem von thurmhohen Felſen umſtarrten Engpaß, wo die tobende Reuß ſich tief in den Abgrund hinunterſtürzt und in ihrer Wildheit alle Schranken der Ufer zu durchbrechen und zu zertrümmern droht. Über dieſen wogenden, ziſchenden Keſſel iſt die ſchmale Brücke mit ſo verwegner Hand gewor-

sen, daß die Sage fast Recht zu haben scheint, wenn sie behauptet:

Sie ist nicht erbaut von Menschenhand,
Es hätte sich's Keiner vermogen.

Als die Wanderer über den Steg ritten, zitterte er unter ihnen. Graf Rasinski hielt einen Augenblick an und starrte in die Felskluft über sich hinauf und in den schäumenden Abgrund unter sich hinab. Er wollte etwas sagen; allein das Getöse des Wassersturzes übertäubte jede menschliche Stimme. Und dennoch herrschte hier das schauerliche Gefühl einer ewigen Stille und Öde. Denn kein Vogel regt sich, kein Insect summt, kein Halm, kein armes Moosfädchen grünt; sondern nur die starren, unbeweglichen Granitmassen ragen zackig in den blauen Äther empor. Man fühlt gewissermaßen mitten in dem tobenden Donner der Reuß, daß, sowie der Strom versiegte, auch jeder Laut erstorben wäre, und man wie in einer steinernen Grabeshöhle der Natur stehen würde.

Eine Zeitlang verweilten die Reisenden und ließen den mächtigen Eindruck dieses wilden Gemäldes still in sich nachwirken. Ludwig beobachtete mit einer eignen Bewegung des Gemüths einige silberweiße, leichte Wölkchen, die in dem schmalen blauen Raum des Äthers, den man zwischen den Felsenmauern erblickte, über das Thal hinwegzogen. Sie schienen wie selige, lächelnde Geister in jenen glücklichen Räumen des Lichts hoch über dem schauerlichen Abgrunde der Verdammniß dahinzuschweben. Ludwig verlor sich, den Blick nach oben gerichtet, in träumendes Sinnen. Rasinski weckte ihn daraus, indem er an ihm vorüber ritt, ihn leicht auf die Achsel schlug, dann seine Hand ergriff, sie herzlich drückte und ihm durch ein ernst freudiges Zuwinken (denn der Donner des Wassersturzes versagte die Mittheilung durch Worte)

zu sagen schien: Nicht wahr, ein prachtvolles Schauspiel? Die es gemeinsam genossen, verbindet die Erinnerung auf lange Zeit!

Rasinski war durch Alter, Entschiedenheit, Übergewicht an Einsicht und Erfahrung der stillschweigend anerkannte Gebieter seiner Umgebungen; so gehorchte man ihm auch ohne Weiteres bei den Anordnungen der Reise; denn er wußte überall das rechte Maaß und das, was sich für den Augenblick am besten schickte, glücklich zu treffen. Er war es, der den Weg fortsetzte, die Andern folgten ohne Zwang, aber doch unwillkürlich.

Über eine Stunde lang ritt man in den sogenannten Schöllenen auf breiten, nackten Granitplatten hin; von beiden Seiten stiegen die nackten Felswände auf, [illegible] ten drängte sich die Reuß, in einer ununterb[illegible] von Wasserfällen in das Thal hinabbrausend, [illegible] schmalen Pfade und der felsigen Mauer des [illegible] ein. Über die nächsten Felsabstürze ragten [illegible] ganz mit Schnee bedeckte Gipfel der Alpen her[illegible], in graue Wolkenschleier gehüllt, das glänzende Haupt verbargen, bald, blitzend in dem kalt abprallenden Sonnenstral, sich mit kühnen Umrissen auf dem tiefblauen Grunde des Himmels abzeichneten.

Wäre es nicht zu früh in der Jahreszeit gewesen, so würde das Thal bald bewachsener und freundlicher geworden sein. Indessen herrschte hier noch viel mehr als auf der freieren Simplonstraße der Winter, und der Schnee deckte noch die meisten Felskuppen, ja oft auch noch die Wipfel der Schwarztannen, die nach und nach häufiger zu werden anfingen. Allmälig wurden die Höhen jedoch waldig und buschig, und von Zeit zu Zeit sah man schon einen grünen, hellen Grasstreifen unter der dünnen Schneedecke hervorschimmern.

Die Reise wäre trotz der zu frühen Jahreszeit noch überreich an schönen Eindrücken gewesen, und würde für Ludwig durch das Interesse, welches ihm seine Begleiter einflößten, gewiß zu einem der erfreulichsten Erlebnisse geworden sein, wenn nicht der Schmerz sich mit steigender Kraft seiner Seele bemächtigt hätte. Eine Zeitlang mochten die neuen Umgebungen, der Antheil an den Begleitern, die wunderbare Natur, ja selbst Sonnenlicht und heitrer Himmel mit ihren vereinten Kräften dem tiefen Gram seiner Seele einigermaßen das Gleichgewicht halten. Jetzt aber, da diese frischen Reizmittel sich abgestumpft hatten, da die Hoffnung, doch noch das Ziel seines Strebens zu erreichen, mehr und mehr schwand, die Angst, es auf immer zu verlieren, höher und höher stieg, jetzt ward seine ganze Seele wieder der ungestillten Sehnsucht zum Raube, die unsre Brust vielleicht noch heftiger und schmerzlicher erregt als ein entschiedener Verlust. Denn bei diesem wirkt jede dahineilende Minute beruhigend, heilend; bei jener aber spannt die langsam verrinnende Zeit das Herz auf eine gesteigerte Folter, wenigstens so lange, bis die völlige Betäubung und Ermattung durch den Schmerz und durch die dumpfe, abgestumpfte Ruhe eintritt, die dem halben Tode gleicht.

Schon bei guter Zeit erreichte man das Dorf Am Steg, wo das Schächenthal sich in wilder Zerklüftung von dem der Reuß abzweigt. Hier frühstückten die Reisenden und setzten dann den Weg nach Altorf fort, der im breiteren, grünen Thale an frischen Wiesen entlang führt und nicht mehr von dem donnernden Getöse der Reuß, sondern nur von einem muntern, jugendlichen Brausen und Rauschen derselben begleitet wird.

Die Reisegefährten Ludwigs wollten den Vierwaldstättersee beschiffen und eilten deshalb, Flüelen zu gewinnen, um

wo möglich zum Abend noch Luzern zu erreichen. Ludwig aber hatte jetzt nur noch die einzige Hoffnung, den Gegenſtand ſeines Suchens auf der nächſten großen Straße nach Deutſchland zu treffen, und war daher entſchloſſen, zumal da er den See und ſeine Merkwürdigkeiten bereits kannte, ſeine Reiſe ſo raſch als möglich über Zürich nach Schaffhauſen fortzuſetzen. Er beſchloß daher, ſich von ſeinen Begleitern zu trennern. Raſinski, deſſen aufmerkſamem Blicke ſelten etwas entging, fragte ihn nach ſeinem Gepäck. Ludwig hatte ſich ſchon auf dieſe Frage gefaßt gemacht und eine Ausflucht vorbereitet. Er erwiderte, daß er, und dies war richtig, ſein größeres Gepäck nach Heidelberg vorausgeſchickt, das geringere aber, und hier berichtete er unwahr, durch die Nachläſſigkeit oder Untreue eines Vetturino auf dem Wege von Mailand nach Duomo d'Oſſola eingebüßt habe.

Mit freundſchaftlicher Bereitwilligkeit, aus dem Felde her daran gewöhnt, das Letzte gern und freudig zu theilen, boten ihm ſeine Begleiter einiges Nothwendige aus ihrem Vorrathe an. Dies war ihm in der That willkommen, denn er wäre ſonſt genöthigt geweſen, in Zürich einige Ankäufe zu machen, die er ſcheuen mußte, weil ſeine Reiſekaſſe in der That nicht mehr die ſtärkſte war, und er wenigſtens alle ſeine Mittel darauf verwenden wollte, Bianca einzuholen oder aufzufinden.

Man nahm alſo herzlichen Abſchied von einander und verſprach ſich in Dresden ein frohes Wiederſehn, wenn es das Glück nicht fügen ſollte, daß man ſich ſchon früher wieder auf der Landſtraße begegnete. Nicht ohne Wehmuth ſah Ludwig ſeine raſch gewonnenen Freunde ſcheiden; denn ob er ſie wiederfinden würde, war ungewiß, da ihr Aufenthalt in Dresden vielleicht nur ein ſehr kurzer war, der nicht mit Ludwigs Eintreffen daſelbſt zuſammenfiel, weil dieſes wegen

der Nachforschungen, die er anzustellen gedachte, unbestimmt war. Der Krieg aber trieb Alles in rascher Bewegung vorwärts.

Im Wirthshause zu Altorf befand sich zufällig ein Hauderer, der mit einem leeren Wagen nach Zürich wollte. Ludwig bedingte sich für ein Billiges einen Platz und setzte, nachdem er seinen freundlichen Führer Joseph und den Maulthiertreiber aus Ulrichen entlassen hatte, seine Reise unverzüglich fort. Ohne weitere Erlebnisse erreichte er am späten Abend Zug, und am andern Mittag, über den Albis, wo er den letzten reichen Blick über die Berge und Seen der Schweiz und auf die Alpenkette genoß, Zürich. Dies war ein Punkt, den Bianca, wenn sie einen jener Alpenpässe im Kanton Wallis überschritten hatte, fast nothwendig berühren mußte. Mit größter Sorgfalt erkundigte sich Ludwig daher in allen Gasthäusern, ob Fremde, denen ähnlich, die er beschrieb, eingetroffen wären. Er hatte seinen Weg so schnell und glücklich zurückgelegt, daß er fast nicht zweifeln konnte, er müsse früher in Zürich eingetroffen sein. Daher beschloß er, diesen und den nächsten Tag zu warten und seine Nachforschungen fortzusetzen. Er that es, aber vergeblich. Auch den dritten Tag gab sein sehnendes Herz noch zu, wiewohl er in der tödtlichen Angst schwebte, daß er vielleicht eben dadurch die Möglichkeit verliere, die Geliebte auf einer der Straßen Deutschlands einzuholen. Als auch diese letzte Bemühung ihm keine Spur entdeckte, mußte er sich endlich mit zerrissenem Herzen entschließen, den Weg nach der Heimath fortzusetzen. Über Schaffhausen und Freiburg traf er nach einigen Tagen in Heidelberg ein.

Es war in den ersten schönsten Tagen des Mai, als er in den reizenden Ort, wo er so manche frohe Stunde zugebracht hatte, einfuhr. Er betrat ihn mit Wehmuth.

Seine Universitätsfreunde hatten mit ihm zugleich die Stadt verlassen. Nur ein Jahr war vergangen, und schon würde er, einige entferntere Bekannte abgerechnet, sich ganz fremd unter den Jünglingen, die hier studirten, gefunden haben.

Worauf er sich Anfangs mit treu anhänglichem Sinn gefreut hatte, seinen alten redlichen Wirth, einige Familien der Stadt, mit denen er Umgang gehabt hatte, endlich seine Lieblingsspaziergänge wieder zu besuchen, die jetzt im frischesten Grün prangten und von lauen Blüthendüften umhaucht wurden — Alles dies erregte in ihm nur eine ernste, fast düstere Schwermuth. Unmuthig beschloß er endlich, seine Reise nach Hause zu beschleunigen, um in den Armen der geliebten Mutter und Schwester Trost für sein von allen Seiten schmerzlich verwundetes Herz zu suchen; er bestellte für den nächsten Morgen einen Platz auf der Post.

Als er am Abend zuvor seine Sachen gepackt und Alles geordnet hatte, ging er, um an der Wirthstafel das Abendessen einzunehmen, in den Saal hinab. Die Gäste, einige Fremde und einige unverheirathete Professoren aus Heidelberg, saßen schon bei Tische. Einer derselben hielt ein Zeitungsblatt in der Hand, aus dem er der Gesellschaft die wichtigsten Nachrichten über den bevorstehenden Krieg mitgetheilt zu haben schien.

„Was giebt's Neues?" fragte Ludwig, ohne Bedeutung in die Frage zu legen.

„Was den Krieg anlangt, noch nichts Entscheidendes," erwiderte sein Nachbar; „Truppenmärsche, Nachrichten vom Ankommen und Abreisen der Generale, lange Berichte über die furchtbaren Zurüstungen des französischen Kaisers, kurz alles das, was wir schon seit Wochen täglich wiederholt

finden. Aber mitunter werden die Zeitungen auch in anderer Beziehung interessant. Sie gestalten sich in unserer romantischen Zeit selbst zu kleinen Romanen, und wir finden sogar Briefe darin, die Liebesbriefen nicht unähnlich sind. Lesen Sie einmal hier diese Anzeige, die so eben den Gegenstand unseres Gesprächs bildet." Ludwig warf einen gleichgültigen Blick in das Blatt. Doch kaum hatte er die ersten Zeilen gelesen, als er der Herrschaft über sich selbst fast nicht mehr mächtig war. Die Worte, die das neugierige Erstaunen der Gesellschaft erregt hatten und in ihm einen wahrhaften Sturm wechselnder Empfindungen aufjagten, lauteten folgendermaßen:

„An den unbekannten Freund!"

„Dem Retter in der höchsten Noth, der die Fremde als Schwester begrüßte, sie treu wie ein Bruder geleitete und beschirmte, heißen, unvergeßlichen Dank. Zerriß er selbst die Bande eben so schnell, wie eine höhere Hand sie wunderbar knüpfte, so erfahre er, daß sein Wille geehrt wird, daß nur gerührte Dankbarkeit die Scheidende erfüllt. Doch trennte unbegreiflicher Zufall die Schwester von dem Bruder, o so glaube er ihr, daß die tiefste Wehmuth und Trauer sie in die weiteste Ferne begleiten wird. Führen die verschlungenen Pfade menschlicher Geschicke ihn jemals wieder mit der jetzt weit von ihm Getrennten zusammen, o so soll er eine treue Schwester wiederfinden, die ihm jedes Opfer freudig bringen wird, weil sie ihm Alles, Alles dankt."

„Die gerettete B....."

„Nun, was sagen Sie dazu?" fragte der Nachbar Ludwig, der den Blick nicht von den theuren Zeilen wegwenden konnte, und dem verdunkelnde Thränen ins Auge gedrungen waren.

„Seltſam, in der That ſeltſam!“ erwiderte er haſtig und ſuchte ſeine Bewegung hinter dem raſch hervorgezogenen Tuche zu verbergen. „Ich finde den Brief ſo rührend,“ fuhr er mit einem erzwungenen Lächeln fort, „er erregt ſo tauſend Ahnungen und Vermuthungen, daß er mich faſt mehr bewegt hat, als er ſollte. Ich bin aber einmal ein romantiſcher Träumer!“

„Es iſt uns Allen nicht anders ergangen,“ entgegnete der Nachbar, „denn gerade das Geheimnißvolle dieſer Worte erregt ſo romantiſche Ahnungen, daß man nie jung geweſen ſein, nie dichteriſch gefühlt haben müßte, wenn man nicht in der Phantaſie das reizendſte weibliche Weſen erblicken, die ſüßeſten Thränen, die je ein holdes Auge getrübt haben, fließen ſehen ſollte. Ja ich möchte beinahe behaupten, daß Jedermann in ſeinem Leben irgend ein Verhältniß gehabt hat, an das hier mit wunderbarer Macht erinnernder Bewegungen geſtreift wird.“

„Und grade in dieſer jetzigen ſo ereignißvollen Zeit,“ bemerkte ein Dritter, „wo die friedlichſten, die ſicherſten Lebensverhältniſſe häufig durch Geſchicke betroffen worden ſind, die den wunderbarſten Abenteuern nichts nachgeben, grade jetzt knüpfen ſich die vielfachſten Vorſtellungen an dieſe Zeilen.“

Das Geſpräch über dieſen Gegenſtand wurde aufs Neue ſehr lebhaft und gab Ludwig Zeit, ſich zu faſſen. Doch ſtand er Qualen des Todes aus während der Stunde der Mahlzeit. Endlich war ſie vorüber; haſtig, aber unvermerkt ſteckte er das theure Blatt in den Buſen, verließ den Saal und eilte faſt betäubt auf ſein Zimmer. Hier ſtürzte ein Strom lange zurückgehaltener, heißer Thränen über ſeine Wangen. Von ſehnſüchtigem Schmerz überwältigt, flehte er aus der

tiefſten Tiefe ſeiner Seele: „O gütiger Gott, trenne mich nicht auf ewig von ihr, laß das holde Geſtirn noch einmal auf meinem dunkeln Pfahe leuchten! Zu grauſam wäreſt Du, hätteſt Du mir des Himmels Seligkeit nur darum gezeigt, um mich auf ewig in die Finſterniß der Ausgeſchloſſenen zurückzuſtoßen!“

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

„Nun, liebe Mutter, iſt Alles in Ordnung," ſprach Marie mit freudeglänzenden Augen und einem ſtillen Lächeln in dem ſanften Angeſicht, indem ſie ins Zimmer trat und auf den Tiſch, an welchem die Mutter ſaß und nähte, einen Schlüſſel legte. „Jetzt mag er in jeder Minute kommen, er findet uns bereit."

„Du haſt doch auch die Bücher in den Schrank eingeräumt?" fragte die Mutter.

„Ich denke nicht das Kleinſte habe ich vergeſſen," entgegnete Marie, „und wenn er noch der alte Bruder iſt, wenn ſeine Neigungen ſich nicht ganz geändert haben, ſo wird ſein Zimmer ihm gewiß gefallen. Es hat ſich Alles gar zu glücklich getroffen. Daß wir gleich eine Wohnung fanden, die für uns Alle Raum hat und unſrer gemeinſamen Neigung ſo ſehr entſpricht! Nun aber kann ich auch die Stunde ſeiner Ankunft kaum noch erwarten, ſo ſehnt ſich mein Herz, wieder an ſeiner treuen redlichen Bruſt zu ſchlagen! — Doch Du, liebe Mutter, biſt mir nicht freudig genug! Haſt Du eine Sorge? Ein Bedenken?"

Mit dieſen Worten beugte ſich Marie theilnehmend zu

der Mutter hinab und legte den Arm schmeichelnd um ihren Nacken. Diese sah der Tochter gerührt in das holde, von der frohen Hoffnung verschönte Antlitz und drückte sie dann bewegt ans Herz. „Keine, Marie, keine als die, welche das Mutterherz immer hat. Wir haben Ludwig nun zwei Jahre nicht gesehn. Er ist weit in der Welt umher gewesen, hat ihre glänzendsten Seiten kennen gelernt. Wird seinem schon damals so stolzen, feurigen Herzen unsre häusliche Beschränkung genügen? Wird er zufrieden auf die Lebensbahn hinblicken, die vor ihm liegt? — Wenn Du mich nicht so rein freudig siehst, als Du selbst Dich fühlst, so suche dies nicht in geringerer Liebe, sondern eben in der größeren und darum sorglichern. Weil Dein junges unerfahrenes Herz keine andere Welt kennt als unsere häuslich eng begrenzte und die wenigen nähern Freunde unsres Umgangs; weil der ganze Kreis deiner Wünsche sich im nächsten Ringe leicht erreichbarer Gegenstände bewegt, ohne eine Hemmung zu empfinden, glaubst Du, daß Ludwig sich hier eben so befriedigt fühlen werde? — Es wird vielleicht mit allen Dingen des Lebens so gehen wie mit seinem Zimmer; weil seine Fenster nach der Elbe hinaus liegen und sein Schlafzimmer in das kleine Gärtchen unseres Hauses blickt, so meinst Du es reizend gelegen. Vergiß aber nicht, daß er in Heidelberg den Neckar unter seinen Fenstern vorbeiströmen und das stolze Schloß gegenüber sich darin spiegeln sah, und erinnere Dich, daß er aus der Schweiz, aus Italien zurückkehrt. Wie unsere Gegend ihm dürftig, wie die Lage seiner Wohnung ihm leicht beengt erscheinen mag, so dürften noch vielmehr unsere bürgerlichen, häuslichen, ja fast nur weiblichen Lebensverhältnisse und Beziehungen ihm nicht genügen. Und wie vollends, wenn nun ein Blick auf seine künftige wahrscheinliche Laufbahn ihm zeigt, daß er sich stets in diesen Schranken wird

bewegen müſſen! Glaubſt Du, daß er dann glücklich ſein wird?"

„O gewiß, beſte Mutter," erwidert: Marie; „er hatte von jeher ein ſo leicht befriedigtes, wohlwollendes Herz, ſo viel Anhänglichkeit an die ſtillen Freuden unſres kleinen Kreiſes, daß er ſich auch jetzt gewiß glücklich und heimiſch bei uns fühlen wird. Ich denke gleich der erſte Anblick ſeines Zimmers ſoll ihm die alte Behaglichkeit wiedergeben. O käme er nur jetzt gleich zurück und ſähe, wie die breite prächtige Elbe zwiſchen die Roſenſtöcke vor dem Fenſter hindurchſchimmert, wie die Abendſonne über den blauen Höhen am andern Ufer ſteht und ihr freundliches Gold durch das Blumenlaub in das Gemach wirft! Wenn er ſeine Bücher ſchon geordnet im neuen Schranke, über dem Sopha das Bild des Vaters erblickt, und gegenüber das ihm ſo liebe kleine Fortepiano mit den alten wohlbekannten Notenheften darauf wiederfindet, die ſo oft den Kreis unſrer heiterſten Stunden ausfüllen halfen, o gewiß, gute Mutter, dann wird er ſich gleich heimiſch und wohl bei uns fühlen!"

„Du liebe Thörin," ſprach die Mutter lächelnd, „Du meinſt, weil Du Deine ganze mädchenhafte Freude an dem zierlich und ordentlich eingerichteten Zimmer haſt, die Wünſche eines Mannes würden damit auch befriedigt ſein? — Du kennſt Männer und Welt noch zu wenig, Marie!"

„Aber ich kenne meinen Bruder, ich kenne Ludwig," entgegnete ſie, und eine Thräne der ſchweſterlichen Rührung perlte in ihrem blauen Auge; „ich denke nicht, daß er ſich glücklich fühlen wird, weil ſein Zimmer freundlich und wohnlich iſt, ſondern weil er gleich erkennen wird, daß ihn hier die alte Liebe, die alte Herzlichkeit der Mutter und Schweſter erwartet!"

Ein Poſthorn ließ ſich hören. „Er iſt es," rief Marie

und eilte ans Fenſter. Auch die Mutter ſchreckte freudig zuſammen, doch plötzlich beſann ſie ſich und ſprach:

„Wie Du Dich verleiten läſſeſt, Marie! Meinſt Du denn, er werde wie ein vornehmer Mann mit Extrapoſtpferden hier eintreffen? Bedenke doch, daß er nur mit den Mitteln eines Studirenden gereiſt iſt. Vielleicht, ſo pflegt es bisweilen zu gehen," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „kommt er, weil die Baarſchaft ihm ausgegangen iſt, ganz demüthig zu Fuße in ſeiner Vaterſtadt wieder an."

Marie, die indeſſen ihre Täuſchung wahrgenommen hatte, ſprach, ſich zur Mutter umwendend: „Ich denke mir jede Art ſeiner Ankunft als möglich. Wenn er ganz ſchüchtern und leiſe an die Thüre pochte, ſo würde ich glauben, er verſtellte ſich, um uns deſto mehr zu überraſchen. Wenn eine ſtattliche Caroſſe vorführe — je nun warum ſollte er nicht drinnen ſitzen, warum nicht in Begleitung eines reichen Freundes oder Reiſegefährten eintreffen? Wenn die Hausthür auf ihren Angeln kreiſcht, wenn ein männlicher Fuß ſich auf der Treppe hören läßt — ich denke immer an Ludwig, hoffe immer die Thüre ſich öffnen und ihn eintreten zu ſehen. — Gott im Himmel, er iſt es!" rief ſie plötzlich aus, da in der That die Thüre des Gemachs ſich öffnete; und mit dem Rufe: „Bruder, liebſter Bruder," flog ſie dem Eintretenden entgegen und hing in der herzlichſten Umarmung an ſeinem Halſe. Sie küßte, weinte, lachte und ließ ſich halb zu der Mutter hintragen, die zitternd vom Sopha aufzuſtehen verſuchte, aber, von der heftigen Wallung der Freude überwältigt, wieder zurückſank, bis Ludwig ihre beiden Hände ergriff, ſie mit heißen Freudenthränen küßte und dann in tiefſter Bewegung ſein Antlitz an der mütterlichen Bruſt verbarg.

Dieſe legte beide Hände ſegnend auf ſein Haupt, und

den Blick gen Himmel gewendet, dankte ſie in ſprachloſer Freude dem Allmächtigen für das Wiederſehn des theuren, einzigen Sohnes. Marie hatte wenigſtens die Hand des Bruders nicht losgelaſſen; ſie hielt dieſe mit ſanftem Druck in ihrer Rechten, während ſie den linken Arm um die Mutter legte und ihre Wange leiſe gegen die Schulter derſelben neigte, als wolle ſie ſich doch einen kleinen Theil von dem Strom der mütterlichen Liebe, die ſich in dieſem Augenblicke ganz auf den Bruder ergoß, zuſichern. Es war aber nur, um den Bruder, als er das Antlitz endlich wieder erhob, gleich von Neuem zu herzen und zu küſſen, und ihm durch tauſend ſchweſterliche Liebkoſungen ihre Freude auszudrücken.

Nachdem die erſten Augenblicke, die in der Freude wie im Schmerz etwas Betäubendes, Überwältigendes haben, vorüber waren, kehrte der unbeſchreiblich liebe Zuſtand in die drei Herzen ein, wo man Ruhe genug hat, ſein Glück zu faſſen und zu überſchauen, und doch noch die ganze Friſche des erſten Eindrucks empfindet. Dann erſt erfreut man ſich des Beſitzes, genießt die Gaben, mit denen eine gütige Gottheit uns plötzlich reich überſchüttet hat. Nun begannen auch jene heitern Spiele unbefangener Herzlichkeit, jene tauſend Fragen nach lieben Kleinigkeiten, Erinnerungen; dieſes ſüße erſte Ergießen der vollen Herzen, dieſes Mittheilen der neueſten liebſten Eindrücke der Seele, durch deren Austauſch man ſich gewiſſermaßen erſt wieder einlebt und einweiht, und die kleinen Entfremdungen, die Zeit und Ferne in den vertrauteſten Gemüthern erzeugen, ausgleicht.

Marie ſtrich ihrem Bruder das Haar aus der Stirn und ſprach lächelnd, indem ſie ihn liebevoll anblickte. „Du biſt ganz unverändert, wenn auch Deine Stirn etwas männlich gebräunt iſt; ſie iſt doch noch ſo frei und ſchön wie ehemals. Und wenn ich nichts von Dir geſehn hätte als dieſe,

etwa über einer Hecke hervorragen, hinter der Du lauschtest, ich würde Dich doch augenblicklich erkannt haben!"

Ludwig sah ihr in das treue freundliche Auge, das ihn mit unaussprechlicher Liebe anblickte. Er erwiderte ihr kindliches Spiel, indem er ihr die eine Hand auf die Stirn legte, mit der andern leicht das Gesicht bedeckte, so daß nur die Augen zwischen beiden hindurchblickten. „Und Dich," sprach er jetzt, „hätte ich in dem entferntesten Sicilien erkannt, wenn Du so, wie jetzt zwischen meinen beiden Händen, durch die Spalte grüner Jalousinen gesehn hättest. Deine lieben blauen Augen würden Dich gleich verrathen haben. Und doch kommen sie mir noch reiner vor als sonst; ja Du bist überhaupt viel schöner geworden!"

„Geh doch," sprach Marie, indem sie sich seinen Händen sanft entzog, worauf man erst sah, daß ein leichtes Erröthen ihre Wangen höher gefärbt hatte, „geh doch! Wir wollen uns lieber ganz frei und heiter anblicken. Und Du mußt mir tausend Dinge erzählen. Doch halt: zuvor sage mir, bist Du denn in dem Wagen gekommen, der mit vier Postpferden bespannt so eben hier vorbeifuhr?"

„Ja wohl, Marie," antwortete Ludwig, „aber ich wollte Euch überraschen, drum war ich schon an der Ecke ausgestiegen und schlich, während der Wagen vorüberrasselte, ins Haus, so daß Ihr auch nicht einmal die Thür gehen hörtet."

„Das war herrlich von Dir; und wie ist Dir's gelungen!" rief Marie. „Aber wie kommst Du nur in dem schönen Wagen mit vier Pferden?"

Die Mutter schien eine ähnliche Frage auf der Zunge gehabt zu haben. Ludwig erwiderte rasch: „Seltsam genug, liebe Mutter, aber recht angenehm. Ich machte schon in der Schweiz die Bekanntschaft einiger polnischen Offiziere.

In Leipzig trafen wir uns wieder. Sie drangen darauf, daß ich mit ihnen fahren ſollte, und ich nahm das herzliche Anerbieten gern an. Doch von Deiner Güte liebe Mutter, werde ich die Erwiderung dieſer Höflichkeit erbitten müſſen, denn es möchte ſich faſt nicht vermeiden laſſen, daß ich ſie einlade, unſer Haus zu beſuchen."

„Wenn ſie ſich in der beſchränkten Häuslichkeit zweier Frauen nicht unangenehm fühlen," erwiderte die Mutter, „ſo weißt Du, daß Deine Freunde mir immer willkommen ſind."

„Aber Du kennſt ja Dein Zimmer noch nicht einmal," rief Marie lebhaft dazwiſchen; „o das muß ich Dir gleich zeigen! Und wo iſt denn Dein Gepäck?"

„Das können wir nachher aus dem Hotel de Pologne holen laſſen, liebe Schweſter. Es war mit dem meiner Freunde ſo verpackt, daß ich es hier nicht ſo raſch hätte bekommen können; doch jetzt eilt es ja nicht. Zeige mir nun, wie ich wohne."

„O gewiß recht traulich, und ich denke, ich habe Alles ſo eingerichtet, daß es Dir gewiß gefallen kann," ſprach Marie, indem ſie mit dem Schlüſſel in der Hand fröhlich voranhüpfte.

Als Ludwig in das ſtille freundliche Gemach eintrat, überkam ihn ein unwiderſtehliches Gefühl der tiefſten Wehmuth. Es liegt im Menſchen, ſeinen Schmerz tiefer zu empfinden, wenn er einen Schein des Glücks um ſich her erblickt. Die Liebe der Mutter und der Schweſter hatte ihn ſo herzlich empfangen, und das Gemach, in welches er trat, wo er Alles beiſammen ſah, worauf er jemals ſeine Neigung geworfen, was ihm glückliche Stunden verſchafft hatte, war ein neuer Beweis für dieſe Liebe. Er würde ſich noch vor wenigen Wochen ſo glücklich in dieſem Bewußtſein, ſo heimiſch in dieſer traulichen Umgebung gefühlt haben — und

jetzt empfand er es so schwer und so unläugbar, daß das alles nur den Schein des Glückes bilde. Was ihm bisher genügte, ihn erfreute, sein Herz ganz erfüllte, hatte plötzlich alle Kraft verloren und blickte ihn nur um so trüber an, je theurer es ihm zuvor gewesen war.

Marie bemerkte in ihrer arglosen Freude nicht, welch einen Kampf er mit sich bestand; sie hielt die Thräne die in seinem Auge glänzte für eine der freundlichen Rührung, oder glaubte sie lieben alten Erinnerungen gewidmet, die sie selbst jetzt mit erneuter Kraft ergriffen und auch ihr Thränen ins Auge trieben, aber selige, unbeschreiblich beglückende. „Nicht wahr, Ludwig, wir verstehn uns wohl?" fragte sie ihn und blickte ihn lächelnd an.

In seinem Innern rief es laut: Nein! Nein! Wir verstehn uns nicht! Doch er öffnete die Lippe nicht, sondern zwang sie nur zu einem schmerzlichen Lächeln und ließ der Schwester die Hand, die sie freundlich ergriffen hatte.

„Die schönen Rosenstöcke!" sprach er nach einer Pause; „und voller Knospen!"

„Es waren immer Deine liebsten Blumen," entgegnete Marie, erfreut, daß er den Blick gegen das Fenster wandte; „aber hier sind auch Nelken dazwischen. Und bilden sie nicht einen schönen Vordergrund zu der Landschaft dahinter? Schimmert die Elbe nicht silbern zwischen den Blättern hindurch, und die Abendsonne golden, und der Himmel blau oder gar purpurn, wenn ihn die untergehende Sonne röthet?"

„Purpur, Silber und Gold, und azurnes Blau, und smaragdnes Grün der Blätter — es klingt fast zauberhaft, wenigstens recht südlich italienisch. — Aber Du hast doch Recht, Schwester, es ist gar schön hier," entgegnete Ludwig

in geſuchter Wendung, weil ihm die natürliche Erwiderung verſagte.

Marie öffnete noch zwei Fenſterflügel, um die mild-kühle Maienluft das Zimmer recht durchſtrömen zu laſſen. Ludwig trat, indem er den Arm um die Schweſter ſchlang, mit ihr ans Fenſter und blickte über den breiten glänzenden Strom dahin. Er blieb ſtill, Marie gleichfalls; doch war ihr Schweigen das ſelige des vollen Genügens, der ſchönſten innern Befriedigung, ſeines aber das der verſtummenden Qual.

Hätte ſie jetzt das Auge zu ihm emporgewandt, ſo würde ſie es in ſeinen bleichen Zügen, in ſeinen düſtern Blicken geleſen haben, daß ſeine Seele in ſchweren Kämpfen verſchloſſen ringe und dulde.

„Sprich mir von der Mutter, Marie," begann er nach einigen ſtummen Minuten; „ſie ſieht ein wenig bleich aus, kränkelt ſie bedenklich? Leidet ſie wirklich an der Bruſt?"

„Der Arzt giebt uns ja die beſte Hoffnung," entgegnete Marie zutrauensvoll.

„Und wie lebt Ihr ſonſt in dieſer unruhigen Zeit? — Iſt die Mutter beſorgt, biſt Du es?"

„Nun Du hier biſt, fühle ich mich auch wieder ganz ruhig und geborgen," erwiderte Marie und ſchmiegte ſich ſanft an den Bruder. „Bisher hat das rauhe Kriegsgetümmel, hat ſogar die glanzvolle Pracht, die ſich jetzt hier entfaltet, mich faſt beängſtigt. Morgen, ſagt man, kommt der Kaiſer Napoleon. Viele Fürſten ſind ſchon verſammelt, um ihn zu erwarten. Was muß dieſer Mann doch für eine Gewalt über die Menſchen üben! Wie vermag er es nur, ſie zu den furchtbarſten Opfern und Anſtrengungen zu bewegen, da faſt alle ſie doch gewiß mit dem widerſtrebendſten Herzen

bringen. Nur unſer König nicht, der ihm in unſeliger Verblendung anhängt, der —"

„Sprich nicht weiter, Marie," unterbrach Ludwig die Schweſter ernſt. „Verurtheile nicht, wo es dem Beſonnenſten ſchwer fällt zu urtheilen. Weißt Du, was ein Fürſt abzuwägen hat? Und begreifſt Du die unwiderſtehliche Kraft, die eine überwiegende Geiſtesgröße ausübt? Hier verwickeln ſich Pflichten und Empfindungen oft ſo, daß es dem ſchärfſten Verſtande nicht gelingt, ſie klar zu ſcheiden.

„Wie," ſprach Marie betroffen, „wäreſt auch Du ein Anhänger des Mannes, der unſer Vaterland in ein ſo namenloſes Elend geſtürzt hat und noch täglich tiefer darin verſenkt?"

„Liebe Schweſter," antwortete Ludwig, „Du ſprichſt wie ein Mädchen; aber freilich auch wie viele Männer, die nur das Nächſte ſehen, nicht die Kette der Urſachen und Folgen überſchauen, welche Deutſchlands unſeligen Zuſtand herbeigeführt haben, die nicht mehr urtheilen können, weil ſie Partei in dem Streit genommen haben. Hältſt Du mich für einen Feind des Vaterlandes? Wie aber, wenn ein echtes, aufrichtiges, nicht aber ein geheucheltes Anſchließen an Frankreich allein das Vaterland retten könnte? — Doch laß das; das ſind düſtre Fragen, die uns ja jetzo eben nicht kümmern, die der weiblichen Bruſt fern liegen, die uns die erſten Stunden des Wiederſehens nicht verkümmern ſollen." Marie ſchwieg und ſenkte den Blick unruhig auf den Boden.

„Sieh mir ins Angeſicht," fuhr Ludwig fort, „ich bin redlich und treu wie immer, bin Dein Bruder wie ſonſt; Du darfſt mich von Herzen lieben, denn ich habe nichts gethan, was meiner unwürdig wäre. Und ob ich das Beſte meines Vaterlandes will? Marie, dürfteſt Du daran zweifeln, ſelbſt

wenn ich es auf andrem Wege wollte als Du, als so Viele, die gleich Dir denken?"

„O, Du bist gewiß gut von ganzen Herzen!" rief Marie; „aber darum würde mich's eben tief bekümmern, wenn wir hier verschieden fühlten und dächten."

„Wir werden uns schon verstehn und einigen," erwiderte Ludwig; „laß uns aber jetzt zur Mutter hinüber."

Sie gingen.

Da Ludwig mit männlicher Gewalt seiner Stimmung Herr wurde und in dem Faden seiner Erzählungen, die er absichtlich ausführlich und systematisch einrichtete, einen Anhalt fand, der ihn verhinderte, sich seinen trüben, geheimen Empfindungen zu überlassen, so verfloß der Abend unter traulichen Gesprächen, verschönt durch die liebevollen häuslichen und schwesterlichen Aufmerksamkeiten Mariens, die Alles aufbot, damit es dem Bruder recht wohl im mütterlichen Hause sei, damit er nichts vermissen, und, so dachte sie nach dem Gespräch in seinem Zimmer ganz heimlich ohne sich's selbst zu gestehn, damit er ganz der Ihrige werden sollte. Denn, ohne es zu berechnen, fühlte sie doch, wie unzerreißbar der Mensch von den kleinen, feinen Fäden des täglichen Lebens und der nächsten Verhältnisse umsponnen wird und wie er, durch diese gehalten, oft einer einzelnen mächtigen Gewalt widersteht, oder leichter eine starke Fessel sprengt als sich jenen tausend fast unsichtbaren Geweben entwindet.

Zweites Capitel.

Am folgenden Abend bot Dresden das großartige Schauspiel des Zusammenströmens einer unübersehlichen Volksmenge und die geordnete Aufstellung furchtbarer kriegerischer Massen dar. Der Einzug des Kaisers war die Veranlassung zu diesem gewaltigen Wogen und Treiben in der Stadt. Man erwartete denselben in einer feierlichen Spannung, die fast an ein gewisses unheimliches Grauen grenzte. Denn seine Erscheinung sollte das Signal zu einem Unternehmen sein, dessen riesenhafte Kühnheit auch die verwegensten Gemüther mit schwindelndem Erstaunen erfüllte. Dieses Gefühl knüpfte sich an die Empfindungen des Schreckens, des Hasses, oder der Bewunderung, welche der außerordentliche Mann seinem ganzen Zeitalter einflößte; Empfindungen, die bei dem Einen oder dem Anderen einzeln vorwalteten, vielleicht aber bei den Meisten zu gleichen Theilen gemischt waren.

Es war der funfzehnte Mai.

Ludwig hatte Schwester und Mutter bis zu dem Hause einer Freundin geleitet, aus dessen Fenstern die Frauen den Einzug des Kaisers gemächlich mit ansehen konnten. Er selbst zog es vor, auf den Gassen unter den treibenden und wogenden Massen des Volkes zu bleiben, die sich in erwartungsvoller Unruhe auf- und abbewegten.

Plötzlich rief ihn eine Stimme unvermuthet an. Es war Rasinski, der auf einem prächtigen polnischen Schimmel an langen Reihen von Soldaten hinabsprengte. Er hielt das edle Thier, auf dem er ritt, ganz leicht im Zügel; denn mehr bedurfte es nicht, da das Roß, so feurig es schien, von

dem gewandten ſichern Reiter ſpielend gebändigt wurde und ihm nach dem Wink und Druck des Fingers gehorchte.

„Guten Abend, lieber Freund vom Sanct Gotthardt,“ rief er Ludwig an. „Daß wir uns heut ſchon wiederſehen würden, hätte ich nicht geglaubt, denn es iſt ein gar beſchäftigter Tag für uns. Ich habe mich ſchon beritten gemacht, wie Sie ſehen; Boleslav und Jaromir laufen noch nach Pferden umher. In einer Stunde wird der Kaiſer hier ſein, und ich weiß, ſie zahlen gern den doppelten Preis, um nur noch in ſeinem Gefolge ſein zu können, wenn er hereinreitet.“

Da Ludwig mit einem Offizier ſprach, ließen die bärtigen Krieger, von denen dieſer umgeben war, ihm unbedenklich eine Lücke zum Eintreten. Er reichte Raſinski die Hand. Als er den ſchönen Mann in der glänzenden Uniform ſo ſtolz und leicht zu Roß erblickte und aus dem ſchwarzen Auge die kriegeriſche Freude leuchten ſah, die ihn ſelbſt über den tiefen Schmerz um ſein Vaterland erhob, regte ſich in ſeiner Bruſt faſt ein Gefühl des Neides auf den Stand, der das Leben ſo friſch, ſo brauſend und ſchäumend genießt, weil er nur der nächſten Gegenwart gewiß iſt. Es war ihm, als werde ſich jede trübe Zukunft vergeſſen, jeder Schlag leicht vermeiden laſſen, ja, als müſſe das Geſchick da alle Macht auf das menſchliche Herz verlieren, wo es uns nicht mit kommenden Trübſalen bedrohen, nicht durch ferne Hoffnungen reizen kann, ſondern die Scheere der Parze den Faden jeden Augenblick abzuſchneiden bereit iſt, und der Menſch daher nur um Stunden, nicht um Jahre des Glückes buhlt und wirbt.

„Sie betrachten mich ja ſo aufmerkſam,“ fragte Raſinski; „fällt Ihnen etwas an mir auf?“

Ludwig wollte entgegnen, als plötzlich der wirbelnde

Schall der Trommeln ertönte und die Krieger ihre Reihen ſchloſſen und ordneten, ſo daß er eiligſt zurücktreten mußte. Ein General kam mit vielem Gefolge vom Schloſſe herangeſprengt; es war der König von Neapel in ſeiner von Gold ſtrotzenden, phantaſtiſchen Uniform (ſie glich am meiſten der der Huſaren), welcher auf einem andaluſiſchen Goldfuchs in wahrhaft königlicher Haltung durch die Gaſſen ritt, um ſich zum Empfange des Kaiſers vor den freiberger Schlag zu begeben. Sein funkelndes Auge flog raſch über die Schaaren dahin; er ſchien zufrieden. Raſinski hatte ſein Roß ſeitwärts etwas zurückgezogen und begrüßte den General mit Ehrfurcht; dieſer hielt an, ſprach einige Worte mit ihm und drückte ihm ſogar die Hand. Man ſah, daß dieſe auszeichnende Behandlung dem ganzen Gefolge eine gewiſſe Achtung vor dem polniſchen Offizier einflößte, denn ſelbſt die Generale boten ihm, als derſelbe ſich jetzt in ihre Reihen ſetzte, um ſich dem Gefolge anzuſchließen, einen ehrenvollen Gruß.

Die prächtige Schaar der Reiter, unter denen ſich Marſchälle, Generale, die angeſehenſten Stabsoffiziere und auch viele deutſche Fürſten befanden, ſprengte raſch dahin, die Schloßgaſſe hinunter, dem wilsdruffer Thore zu, durch welches der Kaiſer einreiten ſollte. Eine freudige Keckheit, man möchte ſagen ein kühner Übermuth, war faſt in Aller Zügen ſichtbar. Ludwig ſtand noch in Gedanken verloren und überließ ſich dem Gange ſeiner Gedanken, als der raſſelnde Galopp einiger Pferde bewirkte, daß er ſich umwandte. Es waren die beiden jüngeren Polen Boleslav und Jaromir, die auf das eilfertigſte heranſprengten, um dem Zuge nachzukommen. Auch ſie bemerkten Ludwig und warfen ihm im Vorüberfliegen einen freundlichen Wink und Gruß mit der Hand zu.

Ihr Glücklichen! dachte er; was vermöchte wohl

euren freudigen Muth zu trüben, die ihr der Zukunft mit keinem andern Begehren entgegengeht, als in jedem Augenblick euer Leben an eure theuerſten Wünſche zu ſetzen! Ihr gewinnt wenn ihr ſiegt und Euer Ziel erreicht, ihr verliert nicht, wenn ihr ehrenvoll fallt, ehe die Früchte zu brechen ſind! Glücklich jeder Krieger, doppelt aber ihr, die ihr mit dem ganzen vollen Herzen der Sache, für die ihr fechtet, angehören könnt, die ihr zugleich die heiligſte und ſüßeſte Pflicht erfüllt, indem ihr der Stimme der Ehre und des Ruhmes folgt! — Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, ließ er ſich in dem wogenden Gedränge der Menſchen forttreiben, ohne ſonderlich viel von dem wahrzunehmen oder vollends zu beachten, was um ihn her vorging.

Plötzlich rief Jemand ihn von hinten her laut bei Namen, und indem er ſich umwandte, fühlte er ſich ſchon von männlichen Armen umfaßt, und ein froher Kuß brüderlicher Freundſchaft brannte auf ſeinen Lippen, noch bevor er Zeit gehabt hatte, zu erkennen, wer ſeiner Jugendfreunde ihn ſo herzlich begrüße. „Ludwig! Erkennſt Du mich denn nicht," rief der Freund voller Erſtaunen, weil er die Überraſchung und Verwunderung, die ſich in Ludwigs Zügen malte, unverkennbar wahrnahm. „Hätteſt Du mich ſo ganz vergeſſen, oder ich mich ſo verändert?"

„Bernhard, mein theurer, lieber Bernhard!" rief Ludwig jetzt, „wie ſollte ich Dich nicht erkennen? Aber wie konnte ich Dich hier vermuthen?"

„Nun beim Henker, wenigſtens doch ſo gut als ich Dich," rief Bernhard, indem er ihm fröhlich ins Geſicht blickte und die Hand, die er nicht losgelaſſen, mit Freundeswärme drückte.

„Meine Schweſter ſagte mir geſtern," ſprach Ludwig,

„Du seiest seit zwei Jahren auf Reisen in Norwegen und Schottland."

„Und von Dir wußte ich's, der ich erst gestern hier angekommen bin, nicht anders, als daß Du auf dem Ätna oder Vesuv herumkletterst. Aber sollte ich Dich deshalb nicht erkennen? Und wärest Du mir meinethalben auf dem Hekla begegnet, — um doch gleich den dritten Cyklopenrachen in Europa zu nennen, — glaubst Du ich würde Dich für einen Eisbären angesehen haben?"

„Aber mein Himmel, Du packtest mich gleich so und ersticktest mich fast in Deiner Umarmung, ich hatte ja kaum eine Secunde —"

„Ich kaum eine halbe, denn ich schwöre Dir, daß ich nichts von Dir gesehen habe als höchstens ein Achtelsprofil, indem ich eben aus der wilsdruffer Gasse debouchirte, während Du vorbeischossest. Aber wenn ich auch nur dieses Lockenzöpfchen Deines Seitenhaares im Winde hätte flattern sehen, so würde ich Dir über den ganzen Markt hinweg einen Gruß zugerufen haben, weil ich alte Freunde im Gedächtniß behalte, Du aber nicht, Du Verräther!"

„Weil Du ein Maler bist," sprach Ludwig lächelnd und froh den Freund in seiner alten Weise wiederzufinden; „ein Maler, der sich von seinen Freunden nur die Umrisse einprägt, während wir genauer auf ihr Inneres merken und sie darum desto lieber haben!"

„Auch gut, aber ich thue beides und werde ein buntes Schlangenfell nicht sonderlich ins Herz schließen. Wer aber wie Du seine passable Seele in eine erträgliche Haut eingenäht hat, der kann auf mein Gedächtniß rechnen. Wäre es aber nicht gescheiter, daß wir hier zu dem Italiener Longo hineingingen und uns setzten, eins tränken und einander die Sünden der vergangenen Jahre beichteten? Ich

bin's überdrüßig, mich hier von jedem Packknecht, Schneidergesellen oder Juden angaffen und anrennen zu laſſen. Zudem wird man des Getümmels ungewohnt, wenn man ſo lange in den ſchottiſchen Bergen zugebracht hat als ich. Komm, ein Glas italieniſchen Weins ſchmeckt dem, der aus Neapel kommt, in der Erinnerung, dem, der von den Hebriden heranſegelt, in der Sehnſucht köſtlich. Komm, komm, denn ich brauche eigentlich einen dunkeln Erker, um Dir meinen Reiſebericht abzuſtatten, und werde bisweilen einen tüchtigen Schluck trinken, damit ich's auf den Wein ſchieben kann, falls mich irgend eine Röthe anfliegen ſollte, die der Pöbel Schamröthe nennt. Komm!"

Bernhard war ein Schulgenoſſe und Jugendfreund Ludwigs; von jeher hatte er ſeine tieferen Empfindungen, wie es willenskräftigen Menſchen bisweilen eigen zu ſein pflegt, unter dem Schleier des Scherzes, der Satyre und des Spottes auf ſich ſelbſt gewiſſermaßen zu verlarven geſucht; ſeine näheren Freunde kannten aber das edle Antlitz, welches ſich hinter den verzerrten Zügen verbarg. Ludwig wußte daher wohl, daß Bernhards Freude und Rührung über das unvermuthete Wiederſehen nicht geringer war als ſeine eigne. Gern folgte er der Einladung zum Frühſtücke, weil Bernhard es ſehr liebte, mit der entzündenden Kraft des Weins die dunkle Gluth ſeiner Seele zu hochlodernden Flammen aufzujagen.

„Gebt uns eine Flaſche Syrakuſer, Signor Longo, oder Lacrymae Chriſti," rief er im Eintreten; „aber ſorgt, daß ſie feurig, aromatiſch, lieblich und mächtig, kurz daß ſie echt ſei. — Komm hier ans Fenſter, Ludwig, daß wir den Pöbel vorbeitreiben ſehn und an ſeiner Bewegung wie an einem Barometer abmeſſen, wenn's Zeit iſt, uns unter ihn zu miſchen, damit wir den Kaiſer nicht verſäumen."

Der Wein kam, die Freunde ſtießen an; Bernhard leerte das Glas, Ludwig hatte nur leicht gekoſtet.

„Ich muß Dir nur," begann Bernhard, „vorweg eine Rede halten, damit ich nicht in falſchen Verdacht komme. Du könnteſt glauben ich ſei ein Säufer geworden, weil ich das Glas mit dieſem edlen Blut ſo hinterſtürze wie ein Vampyr das Herzblut. Nein Bruder. Nur an einem hohen Feſttage zünde ich ſolche Freudenfeuer an; dann will ich aber, daß ſie ein wenig raſch auflodern. Monate lang leb' ich ſtreng wie ein Karthäuſer oder Spartaner. Aber von Zeit zu Zeit muß man den Lebensbodenſatz, den der beſte Kerl ſo gut abſcheidet wie das edelſte Metall, in ſolchem Feuer verflüchtigen. Im Grunde genommen iſt es der erdige Leib des Philiſterthums, den man auf dieſem rein flammenden Scheiterhaufen verbrennt, damit die Seele ſich reinige wie Asbeſt und wieder frei werde von ihren Banden und jauchzend aufſtiege wie der Phönix aus der Aſche. Ich habe jetzo wieder etliche Monate ſtark angeſetzt, ſo daß Herz und Seele in dem erdigen Gehäuſe, das ſich um ſie herum legt wie die Schale um die Perle, beinahe erſticken mußten, und die armen Dinger ſich die Flügel lahm ſchlugen in dem verfluchten Käfig; denn ich begleitete einen engliſchen Lord auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland — warum, ſage ich Dir ein andermal —, deshalb iſt's Zeit, daß ich die Lunte in's Pulverfaß werfe und den Plunder aufſprenge. Stoß an! Was wir lieben! Es iſt und bleibt meine alte Geſundheit."

Ludwig hob das Glas, ſtieß an und leerte es mit tiefer Bewegung. Er machte jetzt die Erfahrung, daß wenn unſere Seele von irgend etwas erfüllt iſt, ſie auch durch alle zufälligen äußern Ereigniſſe und Beziehungen darauf zurückgeführt wird, und nichts ſo fremd iſt, das nicht in irgend eine Bedeutung dazu trete. Freilich, die Erinnerung durch

Bernhards Trinkſpruch lag nahe genug; allein auch jedes andere Verhältniß, jede andere Begebenheit fand ſtets in ihm einen Verknüpfungspunkt mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe. In der Einſamkeit beſchäftigte er ſich mit ihr; im tobenden Gewühl bildete ſie den Gegenſatz zu dem, was ihn umgab, wie der Schiffer mitten im ſtürmenden Meere allein den ſtillen Glanzpunkt des fernen Leuchtthurms im Auge behält.

Aber auch Bernhard wurde, nachdem er getrunken, einen Augenblick ſtill und blickte nachdenklich vor ſich hin; irgend eine milde aber wehmüthige Erinnerung, das bemerkte ſelbſt Ludwig in ſeiner eignen Bewegung, glitt über die kühne, trotzige Stirn hin, wie wenn zerriſſenes, unruhig treibendes Gewölk ſich einen Augenblick öffnet und uns den ſtillen Mond, in ſanfter Himmelsbläue ſchwimmend, wahrnehmen läßt. Aber er verſcheuchte den Eindruck ſchnell wieder, indem er einige übermüthig kecke Blitze durch den gewitterſchwülen Horizont kreuzen ließ, als ſei er beſorgt, ſich verrathen zu haben.

„Was wir lieben," rief er: „feurige Küſſe oder feurigen Wein! Eine keuſche Muſe, oder eine lockende Aspaſia! Mein Toaſt legt wenigſtens Niemandem Ketten oder Hemmſchuhe an. Wer im Moraſt damit ſtecken bleiben will, mag es haben; wer die Fittige ſpreizt, um zu den Sternen zu fliegen, Glück auf! wer im Stillen ſein eignes Wohl trinkt, — ins Teufels Namen, ich will's ihm auch nicht verbieten, ja ich thue es ſogar ſelber. Denn zuletzt kommt es ja doch immer nur darauf an, worin wir unſer Wohl ſetzen. Der letzte Reflex bleibt doch das Ich. — Aber trink aus, Ludwig und ſei vernünftig und erzähle, wo haſt Du geſteckt die vier Jahre daß wir uns nicht geſehn?"

Ludwig berichtete in wenig Worten von ſeinen Studien und ſeiner Reiſe; doch er ſchwieg von Bianca.

„Und ich," nahm Bernhard das Wort, „kann eben ſo kurz ſein. Ein Jahr, nachdem Du fort warſt, copirte ich immer drei Narren oder Affengeſichter zwiſchen einem Raphael, ungefähr wie die Soldaten nach drei Tagen ſtrengen Arreſts einen mildern haben, mit beſſerer Koſt als Waſſer und Brot. Dann warf ich mich auf die Genremalerei und wußte nicht ungeſchickt Stallbuben, Viehmägde, alte Vetteln beim Spinnrade, Zahnbrecher, beſoffene Bauern, Betteljungen, ja ſogar Schweinekoben und deren nächſte Grenzdepartements idealiſirt auf die Leinwand zu zaubern, was etwas Geld abwarf. Denn die Menſchen lieben die Kunſtwerke am meiſten, wo ſie ihre Natur am getreueſten wiederfinden. Was ich in der gebildeten Welt erworben hatte, beſchloß ich in der Wildniß zu verthun, nämlich in Norwegen und Schottland, weil mir's ſchon lange in den Gliedern lag, an kalten nordiſchen Landſchaften mein Herz zu wärmen. Ich kann Dir ſagen, Ludwig, ich habe etliche Seeſtürme, ein paar Felſen und Waſſerfälle gemalt, die ihren Preis haben und vielleicht dreißig Silberlinge werth ſind und darüber. Doch das beiläufig. Kaum war ich in London angekommen, als mir ein Brief von meinem Oheim nachkam, der mir allerlei wunderliches Zeug über meine Geburt, meine Ältern und dergleichen erzählte, das mich einen Augenblick in Harniſch brachte. Bald aber warf ich den Plunder, der eigentlich auf nichts hinauslief, als daß mein Vater ein Schelm war, der ſich ſein Lebtag nicht um mich bekümmert hat, aus allen Fenſtern meines Herzens heraus. Denn ich hatte damals andere wichtigere Dinge zu denken als dieſe Gevattergeſchichten. Ich war froh, daß ich meine Exiſtenz eigentlich Niemandem zu danken hatte, und beſchloß mehr als jemals, mir frei von der Welt zu ertrotzen und zu erobern, was ich haben wollte. Das war damals nicht wenig, Lieber, denn —"

Hier ſtockte er. Ludwig wiederholte: „Denn?“

„Teufel, hörſt Du den Kanonenſchuß? Der Kaiſer kommt! Sieh wie der Pöbel in Bewegung geräth! Wir gehören auch dazu, laß uns hinaus!“

Mit dieſen Worten ſprang er auf und zog Ludwig nach, auf die Gaſſe hinaus.

Die Menge, die bisher ohne beſtimmtes Ziel auf und nieder wogte und ſich auch hie und da mehr in die Ferne verloren hatte, ſtrömte jetzt von allen Seiten zuſammen gegen das Willsdruffer Thor zu.

Es war ſchon faſt ganz dunkel geworden; man zündete bereits die Laternen an, und auch die Feuerkörbe, die zur Erhellung der Straße beſonders aufgeſtellt waren, wurden in Brand geſetzt. — „Wir werden ein Nachtſtück zu ſehen bekommen,“ ſprach Bernhard, „das liebe ich. Nun der Kaiſer bis jetzt nicht gekommen iſt, wünſchte ich aber auch, daß er noch eine Zeitlang ausbliebe, ſonſt leuchten weder Tag noch Feuerbecken hinlänglich, um ſein Angeſicht zu ſehn.“ — Es war in der That blinder Lärmen geweſen; man hatte einen andern Wagen für den des Erwarteten genommen. Die Maſſen zerſtreuten ſich daher wieder. — „In's dumpfe Mauerloch mag ich nicht zurück,“ fuhr Bernhard fort; „laß uns nun auf den Gaſſen wandelnd zubringen.“ Sie gingen in dem treibenden, wogenden Volksgedränge auf und nieder, das, von der röthlichen Feuerbeleuchtung halb beſtralt, halb in das Dunkel der Nacht gehüllt, einen eigenthümlichen Eindruck machte. „Ich freue mich nur,“ ſprach Bernhard, „wie ruhig der Maienhimmel mit ſeinen Sternchen ſich über die unruhige Erde ſpannt, deren Getöſe nicht bis zu ihm heraufdringt. — Aber horch! Das Stimmengebrauſe wälzt ſich näher und näher! Jetzt muß etwas vor ſich gehn.“ Er ſprang auf den unbeachtet gebliebenen Steinvorſprung eines

Hauſes, der für Zwei Raum hatte. „Dort kommt er!“ rief Bernhard und deutete auf einen Wagen, hinter dem man viele Reiter erblickte, deren Säbel und Lanzenfähnlein im Feuerſchein glänzten. Es war die polniſche Nobelgarde, die den Wagen begleitete. — Der Kaiſer hatte ſich in die Ecke gedrückt, und ſchien ſich nicht zeigen zu wollen. Doch dicht vor dem Standpunkte Ludwigs und Bernhards beugte er ſich, da der Zug durch einen Zufall aufgehalten wurde, vor, und man konnte ſein, von dem Flammenſchein hell beleuchtetes Antlitz, wahrnehmen. „Das iſt er,“ rief Bernhard leiſe. Ringsher wurde Alles ſtill, als habe das Auge des Mächtigen, der die Welt mit ſeinem Ruhm und Schrecken erfüllte, dieſes ehrfurchtsvolle Schweigen geboten. Bernhard und Ludwig hielten die Blicke unbeweglich auf das Haupt des Kaiſers geſpannt. Erſt als daſſelbe verſchwand, und der Zug ſich wieder vorwärts bewegte, erwachte Ludwig wie aus einer Betäubung und wandte ſich zu Bernhard um. Noch mehr als über ſich ſelbſt, erſtaunte er über dieſen; denn der ſeltſame Menſch, der faſt niemals den Ernſt Herr über ſich werden ließ, wenigſtens ihn niemals zur Schau trug, ſtand jetzt einem Verſteinerten ähnlich, die feurigen, düſtern Blicke unbeweglich auf die Gegend gerichtet, wo der Kaiſer verſchwunden war. Ludwig ergriff ihn bei der Hand und rief ihn an: „Bernhard!“

Jetzt erwachte er und erſchreckte faſt. „Ja ſo!“ erwiderte er. „Hm! Er ſah gut aus! Nicht wahr? Ein Maler darf wohl aufmerkſam ſein auf dergleichen. Hm! Ich hätt's nicht gedacht. Kein ſchöner Zug an dem ganzen Geſicht und doch ſo etwas! Zum Teufel, ich weiß noch gar nicht, mit welcher Gattung von Linien und Strichen man das ausdrückt, was auf der Stirne ſtand, was ich in dem Auge geleſen habe! — Aber ich bitte Dich, ſieh nur alle die

vertrackten, kahlen, fahlen, nüchternen, verfluchten Phyſiognomien hier um uns her. Hab' ich denn noch niemals ein Geſicht geſehn? Sind denn das Geſichter? Ich weiß gar nicht, was ich davon denken ſoll; in meinem Leben habe ich nicht ſo viel ſchäbige, abgenutzte, verbrauchte Philiſterköpfe beiſammen getroffen. Mir wird zu Muthe, als müſſe ich einen Schluck Seifwaſſer ſaufen hinter einem Becher Johannisberger, wenn ich die Augen im Kreiſe umherſpazieren laſſe."

Ludwig ſuchte vergeblich nach einem Bilde oder nach Worten, um den ähnlichen Eindruck, den er empfand, zu ſchildern.

„Mir war es," fing er an, „als zöge ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen vorüber, mitten durch eine Schaar niedern Gevögels hindurch."

„Ja ja, Du haſt Recht," antwortete Bernhard, „lauter Enten, Gänſe, Staarmätze und Spatzen. Zuverläſſig ein Löwe, der mitten in einer Heerde Eſel vorbeitrottirte. Und zum Teufel, traben wir beide nicht etwa auch hinterdrein? Oder glaubſt Du, daß unſre zwei Geſichter geleuchtet hätten wie ſeine Nebenſonnen an dem grauen fahlen Firmament, das ihn umgab?"

Unter dieſen Worten hatte er Ludwig in den Arm gefaßt und zog ihn aus dem Strome des Gedränges in eine Seitengaſſe fort. Ernſt, ſchweigend, gingen ſie nebeneinander hin. Plötzlich ſprach Bernhard kurz: „Gute Nacht, Bruder! Auf Wiederſehn bis Morgen!" Damit riß er ſich in ſeiner ſeltſamen Weiſe los und verſchwand im Dunkel. — Ludwig ging nachdenklich nach Hauſe; ſelbſt das freundliche „gute Nacht!" welches ihm Marie noch ſagte, konnte ſeine ernſten, ja finſtern Gedanken nicht verſcheuchen.

Drittes Capitel.

Am andern Vormittage machte Ludwig einen Spaziergang auf der Brühlschen Terrasse. Plötzlich stand Bernhard vor ihm. „Salve!“ rief ihm dieser zu. „Eben habe ich unsern Zeus oder Pluto, wie Du willst, reiten sehn.“

„Den Kaiser?“ rief Ludwig lebhaft, indem er den Gruß durch die dargereichte Hand erwiderte; „nun, wie sieht er bei Tage aus?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich Dir's beschreiben soll,“ begann Bernhard; „es war viel Lärmen umher, Glockenläuten, Kanonenschüsse, Volksgetümmel, Truppen die zur Parade wollten, kurz aller Teufel; aber ich hörte nichts. Wenn ich mich aber jetzt so recht als Zeichner auf den Kaiser besinnen soll, so war es, däucht mir, ein fahlgelbes Gesicht, eckig, zackig im Profil, wie es ein Hund besser in ein Stück Papier fressen kann. Ein Paar grauschwarze Augen, ein kurzer untersetzter Kerl — weiß der Teufel was für ein lumpiger Kobold. Aber sieh, das ist's eben worüber ich sogleich, wenn ich nicht etwas Anderes nöthig zu thun hätte, verrückt werden könnte und einigermaßen überschnappen, weil ich gar nicht begreife, was eigentlich für ein Spuk mich bethört hat. Bald war mir's als zöge eine schwere Gewitterwolke durch einen blaßblauen nüchternen Himmel und werfe Blitze aus, daß die Sonne wie ein krankes Mädchen dagegen aussah, — dann kam mir's wieder vor als ziehe ein düsterroth funkelndes Gestirn zwischen grauen Nebelwolken hindurch, so daß Alles blutig erhellt ward rings umher, endlich, und das hielt am längsten an, — Du wirst mich aber auslachen — erschien mir's, als werde der Rheinfall plötzlich stille, oder als bedecke die feierliche Stille sein Getöse, was freilich sehr unvernünftig klingt.“

„Wahrlich nicht so unvernünftig als Du glaubst," rief Ludwig. „Denn was ist Stille? Es giebt eine feierliche, erhabene Stille der Seele, die mitten in dem unruhigsten äußern Treiben stattfinden kann. Als der Kaiser gestern vorüberfuhr war mir's, als müsse Jeder der ihn anblicke in dieser schweigenden, gespannten Ehrfurcht des Gemüthes sich ihm innerlich neigen; und so würde mich auch jetzt das Gefühl tiefer Stille durchdrungen haben, trotz des Glockenläutens, des Kanonendonners unddes Jubelrufes der rohen Massen. Und da Du den Rheinfall nanntest, muß ich Dir sagen, daß ich dort wie an dem tobenden Sturz der Reuß auf dem St. Gotthardt noch ganz kürzlich eine ähnliche Empfindung gehabt habe. Denn die Erhabenheit in der Umgebung dieser Naturschauspiele bewegt die Seele auf ähnliche Art und wirkt noch überdies durch den Gegensatz der starren, einsamen Felskegel, der Abgeschiedenheit des ruhigen Himmels, so daß das Getöse des Wasserfalls selbst den Eindruck der Stille, den wir nur in der Ahnung empfinden, erhöhen kann."

„Du sprichst wie ein Buch," antwortete Bernhard, „wie Thales, ja wie Solon selbst, den ich höher stelle, weil er gute Gesetze für widerspenstige Menschen zu geben wußte, während jener nur die Gesetze der Natur mit einigem Glück studirte. Indessen Du hast Recht. Ich habe dergleichen in Schottland auch erlebt, zum Beispiel in der Fingalshöhle, wo ich stets dachte: Würde man nun wohl das hohle Brausen der See und des Windes hier hören, wenn es nicht so still wäre wie in einer Herrnhutherkirche? Auch vor einem Wasserfall, in einer tiefen engen Felsschlucht, vor dessen Getöse man kein Wort verstehen konnte, mußte ich denken: hier ist es still wie im Grabe, nur daß der Strudel tobt und zischt. Und dies Gefühl ergriff mich besonders, da ich ein wildes Rosengebüsch auf dem Vorsprunge eines Felsen entdeckte; denn es

hing die zarten Zweige und Knöspchen über den brausenden Abgrund hinaus, ohne nur im mindesten zu schwanken oder durch ein Lüftchen gewiegt zu werden, so ruhig war Alles umher. Dieser Gegensatz des Zartesten gegen die ungeheuren Naturkräfte erhöhte meine Empfindungen ungemein. Etwas Ähnliches, zugleich aber auch etwas völlig Anderes fühlte ich bei einer Feuersbrunst in Edinburg, wo ich in einem oberen Stockwerk, welches die sausende Flamme ganz erfüllte und hoch daraus emporschlug, einen vergessenen Kanarienvogel in seinem Gitterkäfig in der Fensterhöhle hängen sah. Er glich Dir einer Forelle im stürmenden Weltmeer! — Aber, Goddam, da kommt ein schöner Kerl heran! Der sieht auch aus als könne er Kaiser sein!" unterbrach er sich plötzlich und stieß Ludwig an, der kaum das Auge nach der Gegend richtete, als ihm Rasinski auch schon seinen Gruß entgegenrief und winkte.

„Sieh da, Freund!" redete er ihn mit einem freudig stralenden Gesichte an; „nun kann man sich doch endlich einmal vernünftig begrüßen. Fünf bis sechs Tage sind nunmehr mein und einige davon hoffe ich, werden wir wenigstens zusammen verleben. Indessen dürfen Sie mir Glück wünschen. Der Kaiser hat mir die Bildung eines leichten Regiments aufgetragen, das als Freicorps agiren soll und wobei mir die unbeschränkte Vollmacht in der Wahl meiner Leute und Offiziere gelassen ist. Eine herrlichere Stellung in der Armee konnte ich mir nicht träumen. Dreier Tage bedarf es etwa noch, damit ich alle die nöthigen Ausfertigungen, Vollmachten und Anweisungen schriftlich erhalte, dann ordne ich das Nöthige an und reise hierauf sofort nach Warschau ab, wo ich mir unter meinen polnischen Landsleuten meine Kameraden zu wählen denke."

Bernhard hatte den schönen Polen unverwandt ins Auge gefaßt und sah ihn mit Blicken an, als wolle er ihn sogleich

für ewig im Gedächtniß behalten. Rasinski schien dies seltsame Anstarren fast beleidigend zu finden, Ludwig suchte daher einer Reibung zu begegnen, indem er sie einander vorstellte. „Mein bester Jugendfreund, Bernhard, ein Maler — Graf Rasinski, den ich auf der Reise über den St. Gotthardt kennen gelernt."

„Ich hoffe die Freunde eines Dritten werden auch einander befreundet werden," sprach Bernhard lebhaft; „schon nach mathematischen Grundsätzen ist dies nothwendig."

„Freilich, freilich," erwiderte Rasinski lächelnd und ergriff Bernhards halb dargebotene Hand, „zwei Größen die einer Dritten gleich sind, sind einander gleich, indessen —"

„Hat der Satz für meinen Fall freilich eben so viel gegen als für sich," fiel Bernhard rasch ein; „das gestehe ich Ihnen vorweg zu; aber ich hoffe doch Recht zu behalten."

„Nichts soll mich mehr freuen," erwiderte Rasinski.

„Wollen Sie," sprach Ludwig, „um die Wahrheit Ihres Satzes näher zu prüfen, heute beide meine Gäste sein? Ich habe," fuhr er zum Grafen gewendet fort, „meiner Mutter bereits versprochen, Sie und unsre beiden jüngeren Freunde in unser Haus einzuführen, wenn anders sie meine Einladung in den ganz beschränkten Kreis einer bürgerlichen Häuslichkeit nicht verschmähen."

„Was für seltsame Worte, junger Freund," sprach Rasinski freundlich, indem er den Finger zu einer scherzhaften Drohung erhob, „Sie wissen wie wir uns schon darauf gefreut haben. Und kann dem Soldaten, dessen Leben ein stetes wüstes, herz- und heimathloses Umhertreiben auf der großen Landstraße öffentlicher Ereignisse ist, irgend etwas einladender und reizender sein als ein vertrauter, herzlicher Familienkreis?"

„Ich hatte geglaubt," bemerkte Ludwig, „nur die

drückende Enge ſolcher Verhältniſſe, könnte der Krieger empfinden."

„O, lieber Freund, Sie glauben nicht wie hoch man das Glück eines häuslichen Heerdes ſchätzen lernt, wenn man fühlt, daß man überall ein Fremdling iſt. Ein Tag auf dieſe menſchlich ſchöne Weiſe zugebracht, nachdem man Monden lang in der Öde umherſtreifte wie ein aufgeſcheuchtes Wild ohne Lager, wird ein unſchätzbares Glück. Freilich werden auch wehmüthige Empfindungen dadurch geweckt, denn man ſieht goldne Früchte, die man nicht brechen darf; aber es thut doch ſo wohl, einmal auch durch unſere Umgebungen und Verhältniſſe daran erinnert zu werden, daß es eine Zeit gab, wo man ebenfalls Sohn, Bruder, vielleicht Gatte und Vater ſein durfte!"

„Hm," ſprach Bernhard, „es iſt etwas Wahres daran. Halb und halb habe ich ſelbſt ſeit langer Zeit die Rolle des ewigen Juden geſpielt und darum gelüſtet's mich zu Zeiten nach Ruhe; aber auf die Dauer möcht ich ſie doch nicht mit einer andern vertauſchen. Ich habe einen unüberwindlichen Abſcheu, eine wahre Angſt vor der Schlafmütze und den Pantoffeln; keine Feſtungsmauer, kein Kerkergitter, keine Galeerenketten würden mich ſo beengen."

„Wer daran gewöhnt iſt," meinte Raſinski, „den Himmel des Lebens täglich zwiſchen Sturm und Sonnenſchein wechſeln zu ſehen, der fühlt ſich allerdings auch durch das Ermüdende einer ſteten Heiterkeit beengt. Wer ſich aber ſtetig und treu einer Weiſe gewidmet hat, der ſieht in der eintönigen Farbe tauſend leiſe Schattirungen, die dem zarter gewöhnten Sinne eben ſo genügen, ihm daſſelbe Wechſelſpiel des Lebens vorzaubern; natürlich muß er alle ſcharfe Trennungen, alles Gewaltſame, alle Riſſe, Spalten, Klüfte und Abgründe, die die ſchöne Ebene ſeiner Tage unterbrechen könn-

ten, ſcheuen. Gewinnt man aber wohl, wenn man ſich an die ſtärkſten Reizmittel gewöhnt? Werden wir nicht bald ſo abgeſtumpft, daß wir den Wechſel zwiſchen Eis und Glut kaum noch beachten? So führen unſre ſtumpf gewordenen Sinne zuletzt eine ähnliche Monotonie herbei, nur mit dem Unterſchiede, daß in unſerer Lebensweiſe ſtets ein rauher, wilder Ton der vorherrſchende iſt, dort eine ſüßere Melodie die Seele erfüllt und ſanft erfreut."

„Der Fluß iſt gut für den Nachen, der Ocean für das Kriegsſchiff," warf Bernhard leicht hin. „Jener wird von den Wellen des Stroms verſchlungen, dieſes bleibt auf den Sandbänken des ſeichten Fahrwaſſers hängen. Was mich anlangt, ich halte es mit dem hohen Meer, bisweilen muß ich darauf hinaus, und etwas Sturm und Schiffbruch würzt mir die Fahrt. Lege ich auch einmal an einem grünen, ſtillen Eilande an, ſo treibt mich doch der nächſte günſtige Wind ſchon wieder hinaus in See. — Doch auf etwas Anderes zu kommen. Deine Einladung, Ludwig, gefällt mir nicht. Haben wir nicht einen Maitag mit Sonnenſchein und blauem Himmel? Soll man ſich da zwiſchen vier Wände einpferchen? Ich denke, wir machen zuſammen eine Fahrt ins Freie."

„Gern," antwortete Ludwig, „ſo ſchlage ich eine Elbfahrt vor."

„Herrlich!" rief Raſinski, „ein Tag im Freien, unmittelbar unter dem Angeſichte des Himmels zugebracht, verknüpft die Menſchen ſchneller und wahrhafter als ein Jahr des Umgangs im Geſellſchaftsſaal."

„Gewiß," ſprach Ludwig bewegt, denn er gedachte deſſen, was ein Tag ihm gebracht und geraubt hatte.

„Wann denn alſo?" fragte Bernhard. „Ich denke drei Uhr iſt die günſtigſte Stunde."

„Wohl," entgegnete Ludwig. „Ich eile den Nachen

zu bestellen. Doch bitte ich jedenfalls, daß wir uns in der Wohnung meiner Mutter zusammenfinden, denn falls irgend ein Hinderniß eintreten sollte, würde wenigstens mein erster Vorschlag ausgeführt."

Nach diesen Worten trennten sich die Freunde, jeder um seinen besondern Wegen nachzugehen. Ludwig blieb einen Augenblick am Rande der Terrasse stehn, blickte den Strom hinauf und überlegte bei sich selbst, wohin man wohl die Wasserfahrt am besten richten möchte. Der Vorschlag dazu war ihm eigentlich durch Überraschung entlockt worden, indem Bernhard mit seinem rauh heftigen Wesen und Rasinski durch die Freude, mit welcher er den Gedanken auffaßte, den Tag im Freien zuzubringen, ihm keine Wahl gelassen hatten. Doch empfand er wohl, daß es nicht ganz schicklich sei, wenn seine Schwester in der Begleitung so vieler fremden Offiziere eine Lustfahrt dieser Art unternähme, zumal, falls sie das einzige junge Mädchen dabei wäre. Ein großer Theil der Bewohner Dresdens war überdies streng deutsch gesinnt und haßte die Fremden als die Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes, wenngleich Sachsen sich seit lange ihnen angeschlossen hatte und dem Kaiser sogar den Schein einer bedeutenden Erhöhung und Vergrößerung dankte. Marie theilte diese Gesinnung auf das lebhafteste; doch wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so gab es doch zu viel Geachtete in der Gegenpartei, bei welchen ein junges Mädchen durch den öffentlichen Umgang mit den im Allgemeinen nicht im besten Rufe stehenden Offizieren der Armee in ein zweideutiges Licht gestellt wurde. Die ganze Sache war ihm daher sehr unangenehm und er überlegte noch, in welcher Weise er seiner Mutter den Vorschlag thun sollte, als er diese mit Marien und mehrern andern Damen die Terrasse herabkommen sah.

Noch ehe er sich entschlossen hatte, ob er ihnen entge-

gen gehen ſolle oder nicht, hüpfte Marie, die ihn bereits von weitem erkannt hatte, mit leichten Schritten aus der Reihe der übrigen hervor, auf ihn zu und rief ihn an: „Da biſt Du ja, Bruder! Sei herzlich gegrüßt," bei dieſen Worten lächelte ſie ihn überaus freundlich an und bot ihm die Hand. „Du biſt mir noch ſo neu," fuhr ſie fort, „daß, wenn ich Dich eine Stunde nicht geſehen habe und Dich dann wieder treffe, es mir ſcheint, als kommeſt Du eben erſt an und ich müſſe Dich neu begrüßen."

„Du Gute," ſprach Ludwig und liebkoſte ihre Hand, „glaubſt Du aber, daß es mir anders geht?"

Marie lächelte ohne zu antworten. Dann ſprach ſie: „Nun komm einmal raſch mit mir, Du ſollſt alte Bekannte wiederſehen; ich bin neugierig, ob Du ſie erkennen wirſt." Mit dieſen Worten zog ſie ihn auf die Damen zu, welche in einiger Entfernung, auf einem Platze, den eine Bank verzierte und wo man einen angenehmen Blick über die Gegend hatte, wie es ſchien, abſichtlich ſtehn geblieben waren, um Ludwig zu erwarten.

Er trat, von Marie geleitet, etwas verlegen näher. Eine ältere und zwei jüngere Damen befanden ſich in Geſellſchaft ſeiner Mutter. Die jungen Mädchen lächelten angenehm, als ſein Blick zweifelhaft auf ihnen weilte; die ältere Dame hatte das mit einem großen Hut bedeckte Haupt ein wenig geneigt, ſo daß man ihr Geſicht nicht ſehen konnte. Es ſchien daß ſie nicht erkannt ſein wollte, um die Töchter nicht zu verrathen, in denen Ludwig mit Recht zwei Kinder vermuthete, die während ſeiner Abweſenheit zu Jungfrauen herangeblüht waren. Seine Mutter lächelte ihn ſeltſam an. „Er hat ein treuloſes Herz," ſprach ſie endlich; „er vergißt ſeine Schwüre, wie die Männer alle." Eins der beiden jungen Mädchen erglühte bei dieſen Worten wie die lieblichſte

Roſe, die andere verzog den friſchen Mund zu einem anmuthigen Lächeln. Jetzt hob auch die ältere Dame den Kopf in die Höhe und blickte Ludwig an.

„Beſte Tante!“ rief dieſer plötzlich, „wäre es möglich! Emma und Julie?“

„Freilich,“ ſprach die ältere Dame, „aber iſt es erlaubt ſeine nächſten Verwandten zu vergeſſen?“

Ludwig küßte der Tante die Hand; wie er die Töchter begrüßen ſollte, wußte er nicht, denn obgleich er ſeine ganze Jugendzeit mit ihnen verlebt hatte, ſo tritt doch zwiſchen dem gereiften Jüngling und der herangewachſenen Jungfrau, zumal wenn in der Zeit der Entwickelung eine lange Trennung ſtattgefunden hat, eine natürliche Entfremdung ein, die ſich den vertrauteſten früheren Verhältniſſen entgegenſtellt. Er blieb alſo bei einem Begrüßen mit freundlichen Worten und einem, wiewohl etwas wärmern Kuß und Druck der Hand als bei der Mutter.

Emma und Julie waren Ludwig nahe verwandt, denn ihre Mutter Eliſabeth, war die Schweſter der ſeinigen, Wittwe, wie ſie und lebte mit ihren Töchtern auf einem kleinen Landgute einige Meilen von Dresden. In den Knabenjahren hatte er oft Wochen und Monate daſelbſt zugebracht, ſo daß zwiſchen ihm und den blühenden Mädchen die kindlichſten, offenſten Verhältniſſe beſtanden.

Sie waren mit ihrer Mutter unvermuthet in die Stadt gekommen, um den Kaiſer zu ſehen, und dem, was ſich ſonſt an öffentlichen Feſtlichkeiten, an ſeine Gegenwart knüpfte, beizuwohnen.

Es fand die freudigſte Überraſchung von allen Seiten ſtatt und das Wiederſehen wäre gewiß noch herzlicher geweſen, hätte der Ort nicht einige Zurückhaltung geboten. Daher trieb Marie zum ſchnellen Nachhauſegehen an, damit

man ſich in der freundlichen Wohnung ſo recht in ungeſtörter Vertraulichkeit beiſammen finden möge.

Es war nahe an Mittag, und es begann ſehr warm, faſt ſchwül zu werden; am fernen Horizont ſtiegen Dünſte auf, die ſich zu Gewölk zu ſammeln drohten. Ludwig ſah es nicht ungern, daß das Wetter ſich zu ändern ſchien, denn es gab ihm einen ſchicklichen Vorwand die übereilt angeordnete Waſſerfahrt rückgängig zu machen. Indeſſen war er zu offen, um der Mutter zu verſchweigen, was geſchehn war; er zog ſie einen Augenblick bei Seite, ſagte ihr grade heraus, welche Unbeſonnenheit er begangen hatte und fragte ſie um Rath, wie man am ſchicklichſten ausweichen könne, ohne zu verletzen. Wider ſein Vermuthen entgegnete die Mutter freundlich: „Es iſt mir grade nicht angenehm ſo öffentlich mit fremden Offizieren zu erſcheinen; indeſſen liegt, zumal da es Polen ſind, die wir ja als halbe Landsleute betrachten müſſen, da ihr Herzog unſer König iſt, nach meinem Gefühl durchaus nichts entſchieden Unſchickliches darin. Und da vollends die Schweſter und die Nichten hereingekommen ſind, ſo darfſt Du ganz ruhig ſein und die Entſcheidung nur der Gunſt oder Ungunſt des Wetters überlaſſen.“

Seltſamerweiſe kann uns eine augenblickliche Sorge oder Widerwärtigkeit oft mehr in Anſpruch nehmen als ein durchgehender tiefer, ſchon lange getragener Schmerz; dies war mit Ludwig der Fall geweſen, und darum fühlte er ſich nach dieſer Erklärung ſehr wohl zu Sinne, ja er wurde faſt heiter. Inmitten ſeiner beiden, hold aufgeblühten Jugendgeſpielinnen, die ſich, ſchnell wieder vertraut, an ſeinen Arm gehangen hatten und mit mädchenhafter Neugier von den Wunderdingen, die er auf ſeiner Reiſe geſehn haben mußte, unterhalten ſein wollten, gewann er eine angenehme Geſprächigkeit. Seine Seele öffnete ſich den zauberiſchen Erinne-

rungen an die harmlosen Tage der Jugend; es war ihm als schaue er von dem Gipfel eines, durch dunkle, die Aussicht verschließende Waldschluchten mühsam erklommenen Berges in ein stilles Thal zurück, das er mit lieben Nachbaren lange gemeinschaftlich bewohnt habe. Freilich lag es schon in verdämmernder Tiefe und Ferne hinter ihm, aber das Auge konnte ja alle die lieben Pfade und heimischen Plätzchen durchspähen, auf denen es dem Fuß nicht mehr vergönnt war zu wandeln. — Fragten daher Julie und Emma nach dem Ätna und Vesuv, so gab er ihnen einen kurzen, muntern Bescheid, erkundigte sich aber gleich nach den beiden Weinhügeln, die auf dem Gütchen der Tante lagen und wo er so manchen frohen Tag zugebracht hatte. Forschten die aufhorchenden Mühmchen nach dem Colosseum, so wollte er dagegen wissen, ob das Gartenhäuschen noch stehe, das er selbst mit bauen geholfen, und tausend ähnliche kleine Beziehungen mehr. Marie, die nur ungern den Platz am Arm des Bruders abgetreten hatte, ging bald neben ihnen, bald voran und sah sich bei jeder Frage und Antwort mit still vergnügten Blicken um, weil sie sehn mußte, welchen Eindruck sie hervorbrachten. Denn es that ihr eben so wohl, wenn sie sich in dem weit gereisten Bruder stolz fühlen konnte, als wenn sie ihn lieben mußte, weil er so treu noch die kleinsten, unscheinbarsten Freuden seiner Jugend in Erinnerung behalten hatte. — So erreichte man die Wohnung. Hier machte die Mutter den Plan mit der Wasserfahrt bekannt, der von den unbefangenen Mädchen mit großer Fröhlichkeit aufgenommen wurde. Damit man schnell bereit sein möchte, traf Marie sogleich die Anstalten zu dem Mittagsessen und ließ Ludwig mit den beiden Mädchen und den Müttern allein, wobei sie jedoch die Bedingung machte, daß er nichts erzählen dürfe, als was er schon früher berührt hatte. „Denn,"

ſprach ſie, „die Mutter hört es gern zweimal, und ich darf nichts verlieren.“

Kaum hatte man ſich geſetzt, als es an die Thür pochte. Auf Ludwigs Herein trat Bernhard ins Gemach.

Er wurde als vertrauteſter Jugendfreund Ludwigs mit großer Freundlichkeit von deſſen Mutter empfangen; auch Julie und Emma erinnerten ſich ſeiner noch ſehr wohl, da er ihnen vielfach kleine Zeichnungen geſchenkt, oder auf ihre kindiſchen Beſtellungen ſogar beſonders verfertigt hatte.

„Du wirſt erſtaunen, lieber Freund!“ begann Bernhard, „mich ſo vorzeitig hier zu ſehen. Allein es ſind wichtige Dinge im Werke, die ich Dir mittheilen mußte. Der ganze Hof will nämlich heute hinaus nach Pillnitz, um den Porsberg zu beſteigen und nachher mit Fackeln herunterzufahren. Da glaubte ich denn, daß es den Damen vielleicht angenehm wäre, dieſem Schauſpiel beizuwohnen, was jedoch wohl ein früheres Aufbrechen nöthig machen dürfte, zumal wenn es bei einer Waſſerfahrt bliebe, wo wir ſtromaufwärts etwas lange Zeit zubringen würden. Noch weiß außer mir, dem es eben der Hofmarſchall geſagt, kein Menſch in Dresden von der ganzen Sache, wodurch wir bedeutend in der Concurrenz um Wagen oder Gondeln wie auch um Platz in Pillnitz ſelbſt gewinnen.“

Bernhards Nachricht wurde, von den beiden Landmädchen beſonders, mit großer Freude gehört; Ludwigs Neigung wäre zwar die geweſen, in einer einſameren Gegend der Natur und des herrlichen Wetters zu genießen, indeſſen war er auch zu Bernhards Vorſchlag freudig bereit. Man beſchloß, die Abfahrt zu beſchleunigen, aber nicht mehr eine Gondel, ſondern zwei Wagen zu wählen, deren Beſorgung Bernhard mit Gefälligkeit übernahm, indem er ſich zugleich anheiſchig machte, den Grafen Raſinski und deſſen jüngere

Begleiter aufzusuchen und sie von dem geänderten Plane zu benachrichtigen. Er entfernte sich daher sehr bald wieder. Während dessen war Marie mit den Vorbereitungen zu dem einfachen, häuslichen Mittagsmale fertig geworden, man setzte sich und brachte eine sehr heitre Stunde miteinander zu, wobei sogar Ludwig fast vergaß, wie tiefe Wunden in seinem Innern bluteten.

Es hatte kaum zwei Uhr geschlagen, als einer der beiden von Bernhard bestellten Wagen schon vor die Thüre des Hauses rollte; wenige Minuten später folgte der zweite, in welchem die drei Offiziere und Bernhard bereits saßen. Ludwig eilte hinab, um sie zu empfangen und heraufzuführen. Als sich jetzt die Thür des Gemachs öffnete und der hohe, männlich schöne Rasinski mit dem edelsten Anstande eintrat, war ein freudiges Erstaunen in den Zügen der versammelten Frauen nicht zu verkennen. Die drei Mädchen erröthteten gleich darauf in dem allerdings richtigen, wiewohl nur dunkeln Gefühl, daß der Eindruck, den die Erscheinung des Polen auf sie machte, sich durch ihre Züge verrathen habe. Überdies contrastirte der natürlich vornehme Anstand Rasinski's, welcher durch den Glanz seiner reichen Uniform noch erhöht wurde, auffallend mit der Einfachheit des bürgerlich schlichten Gemachs und der häuslichen Tracht der Frauen. Sogar Ludwigs Mutter, der die Gewandtheit im Verkehr mit höhern Personen durchaus nicht fehlte, war einen Augenblick überrascht, ja fast verlegen; doch die wohlwollende, freundliche Weise Rasinski's und seine große Leichtigkeit in geselligen Formen ließen diesen Zustand nur einen Augenblick dauern. Da Ludwig ihn der Mutter mit der Bezeichnung vorgestellt hatte: „Der Graf Rasinski," sprach er angenehm: „Meine Anrechte an das Herz Ihres Herrn Sohnes sind noch zu jung, um mich darüber beschweren zu dürfen, daß er mich nicht als seinen Freund vorstellt, sonst wür-

den die erſten Worte, die ich mit Ihnen wechſle, in einer Anklage beſtehn müſſen."

„Doch muß mein Sohn," entgegnete die Mutter, „ſehr auf ſeine Freundesrechte zählen, weil er Sie allein im Vertrauen auf dieſe in einen Kreis einführen durfte, der Ihnen nichts bieten kann als Gaben, die nur in innig befreundeten Beziehungen Werth gewinnen."

„Es ſind die einzigen, die ich ſchätze, die mir aber auch über Alles theuer ſind," entgegnete Raſinski lebhaft.

Ludwig machte nun auch die übrigen Perſonen miteinander bekannt, ein Geſchäft, welches ihm durch die angenehmen geſellſchaftlichen Formen, in denen ſich ſeine Freunde mit der größten Natürlichkeit bewegten, und durch Mariens Benehmen, das durch Unbefangenheit nichts an Feinheit verlor, ſehr erleichtert wurde. Nur Julie und Emma, des ſtädtiſchen Verkehrs ungewohnter, waren in den erſten Augenblicken ein wenig befangen.

Da die Männer eine angebotene Erfriſchung ablehnten, ſtand der Abfahrt nichts im Wege. Raſinski führte Ludwigs Mutter, dieſer ſeine Tante hinab. Unten ordnete man ſich anders. Den erſten Wagen nahmen die Tante, Marie, Bernhard und die beiden jüngeren Offiziere ein. Im zweiten folgten die Mutter, Raſinski, Julie, Emma und Ludwig, welcher Letztere trotz den Einwendungen des Grafen zwiſchen ſeinen beiden Mühmchen den Rückſitz einnahm.

Viertes Capitel.

Der Entſchluß zu der Fahrt auf den Borsberg war am Hofe ſo plötzlich gefaßt worden, daß wenig davon in der

Stadt bekannt wurde, und man daher Pillnitz noch faſt ganz leer antraf. Ludwig benutzte dies, um ein eignes Zimmer im Wirthshauſe in Beſchlag zu nehmen, weil ſpäterhin doch der Zudrang leicht ſo groß ſein durfte, daß es an Platz gemangelt haben würde. Nachdem die Damen dort ihren Anzug ein wenig in Ordnung gebracht hatten, ſchritt man zu einem Spaziergange in den Garten, deſſen ſchattigen Gänge bei der noch ziemlich drückenden Hitze den angenehmſten Aufenthalt boten. Erſt ſpäterhin bei der eintretenden Kühle wollte man den Berg beſteigen, da man um dieſe Zeit doch noch nicht von den vielen Wagen beläſtigt werden konnte, indem der Hof erſt etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang oben eintreffen wollte.

Die Zeit verging den Spazierengehenden ſehr angenehm. Reiſende, zumal Soldaten, die ein langes Wanderleben führen, werden weit ſchneller bekannt in den Kreiſen, die ſie flüchtig berühren, als es Einheimiſchen zu gelingen pflegt. Die raſch bevorſtehende Trennung lehrt dabei den Werth des Augenblicks höher ſchätzen; man beachtet Jeden, den man nur auf kurze Zeit ſehen ſoll, um dann vielleicht auf immer von ihm Abſchied zu nehmen, viel aufmerkſamer, als den, deſſen Lebensweg den unſrigen länger zu begleiten verſpricht. Auch findet unter ſolchen Verhältniſſen ein eigenthümlicher, gegenſeitiger Reiz ſtatt. Der Heimiſche betrachtet den Fremden, der weite Länderſtrecken durchmeſſen hat und in noch entferntere Gegenden eilt, vielleicht um die ſeltſamſten Schickſale zu erleben, mit erhöhter Theilnahme; der unſtete Fremde dagegen wird durch den Anblick des gleichmäßigen, ſorgloſen Glücks einer trauten Häuslichkeit zu einer wehmüthigen Sehnſucht geſtimmt, die ihm gleichfalls alle Gegenſtände in einem reizendern Lichte zeigt. Beide Theile gewinnen durch den ſchroffen Gegenſatz des Lebens. So können Perſönlichkeiten,

die uns im gewöhnlichen Verkehr vielleicht gleichgültig gelaſſen hätten, ungemein anziehend werden; vollends aber, wo ſich ein in der That ſeltener Verein feſſelnder Eigenſchaften findet, da ſchlingt ſich, wenn der Contraſt der Lebensverhältniſſe die gegenſeitigen Anregungen mächtig verſtärkt, ſchnell ein inniges Band von Herz zu Herzen, das ſich, und wäre es auch noch ſo vorübergehend geknüpft, oft nicht mehr zerreißen läßt, ohne tief ſchmerzende Wunden zurückzulaſſen.

Dieſer Fall trat bei den jugendlichen Gemüthern ein, die ſich jetzo eben in argloſer Offenheit vor ein ander frei entfalteten. Es konnte nicht fehlen, daß zwei in der Stille des Landlebens erzogene Mädchen von glücklichen Anlagen, deren Ausbildung jedoch durch die Verhältniſſe oft mangelhaft geblieben war, von der Unterhaltung zweier feurigen Jünglinge mächtig angezogen wurden, in denen eine edle Flamme kriegeriſcher und vaterländiſcher Begeiſterung loderte, und deren Leben ſchon in frühen Jahren ſo reich an denkwürdigen Ereigniſſen, an ehrenwerthen Thaten war. Jaromir beſaß dazu jene volksthümliche, faſt naive Lebhaftigkeit der Polen, die durch die fremdartige Behandlung der deutſchen Sprache und daher häufig durch eine ganz eigne Weiſe der Darſtellung bei ihm noch einen beſondern Reiz gewann; Boleslav dagegen war ernſt in ſeinem Weſen, aber der Adel ſeiner Züge, ſeine hohe Marmorſtirn, von dunkellockigem Haar umſchattet, ſein feuriges Auge ſicherten ihm ſogleich einen warmen Antheil. Dagegen mußten zwei junge Helden, die kaum auf Tage das rauhe Feldlager verlaſſen hatten, und denen ein vertraulicher Verkehr mit edlen, gebildeten, weiblichen Weſen faſt nur als eine Erinnerung aus dem Familienleben während ihrer Knabenzeit bekannt war, vielleicht noch ſchneller durch die Bande gefeſſelt werden, die ſich ſo leicht zwiſchen natürlichen, jugendlichen Herzen knüpfen. Es pflegt unter ſolchen

Verhältniſſen zwar nicht ſo leicht eine tief eindringende Leidenſchaft zu entſtehen, weil das Flüchtige, Vorübergehende, Zukunftloſe ſich unabweisbar mit empfindet; doch der Augenblick macht dafür ſeine Rechte um ſo lebhafter geltend.

Dieſe beiden Paare genoſſen daher eines ſchuldloſen Glücks, ohne ſich Rechenſchaft über deſſen Urſache zu geben; es erfüllte und bewegte ihnen die Bruſt gleich einem milden Frühlingstage, deſſen beſeligende Huld uns gleichfalls aus verborgenen Quellen in die Seele dringt und nur eine allgemeine Sehnſucht anregt, ohne unſern Blick auf beſtimmte Hoffnungen zu leiten.

Bewußter in ſeinen Empfindungen war Bernhard, der durch gewaltige Flammen der Seele, gleich den Pflanzen des glühenden Südens, früher zu einem ungleich höheren Wuchs, zu reiferer Entfaltung aller ſeiner Kräfte gezeitigt war. In ſeiner Bruſt war es ſelten heitrer, lichter Tag; er kannte faſt nur Nacht und Flammen, und dieſe brannten niemals rein, ſondern warfen, gleich dem Feuerkrater der Sonne, fortwährend rieſenhafte Schlackenmaſſen, die ſich zu ſchwarzen Flecken auf der leuchtenden Scheibe geſtalteten, aus. Indeſſen wurde ihm auch die düſterſte Nacht erleuchtet, entweder durch Blitze, oder durch fern funkelnde Geſtirne, an denen ſein ſehnſüchtiges Auge hing, die ſein Herz bebend verehrte. Dieſe bildliche Anſchauung ſeines Innern legte er ſelbſt zum Grunde, als er einen Augenblick mit Ludwig zurückgeblieben war und Beide, ſtillſtehend, ſinnend, ihre Blicke den Wellen des Stromes folgen ließen.

„Es iſt mir bisweilen," begann er, „als dämmere es purpurn am äußerſten Norden des Nachthimmels meiner Seele, und dann kommt es über mich, als wolle mir der Mond ſanft leuchtend aufgehn. Aber er ſteigt blutig herauf, darauf will ich wetten, und die ganze Mond-Aurora war nur der Wieder-

ſchein einer Feuersbruſt, die mir, der Teufel weiß was, niederbrennt.“

„Und mir iſt's,“ antwortete Ludwig, den der Vergleich in ſeiner jetzigen Stimmung tief ergriff; „mir iſt's als deute die dämmernde Röthe nur den Untergang eines ſchönen Geſtirns an, und bald werde Alles graue Nacht ſein.“

„Du kannſt auch Recht haben,“ entgegnete Bernhard kurz und rauh, wie er pflegte; „aber laß uns zur Geſellſchaft.“

„Ich tröſte mich damit,“ ſprach Ludwig im Gehen, „daß jedes ſinkende Geſtirn in einer andern Welt aufſteigt.“

„Ja, ja, recht hübſch,“ warf Bernhard hin; „das Rad was mir die Rippen und meinethalben das Herz dazwiſchen zerquetſcht, dreht ſich an der Achſe eines Triumphwagens für einen Andern, der vielleicht ein Eſel iſt; oder mindeſtens fährt doch eine Gans mit einem Affen gemächlich in der Chaiſe ſpazieren, oder in der Hochzeitskutſche zur Kirche, deren Rad mich in den Koth drückt und ſchindet. Das tröſtet ungemein.“

„Ich meinte es nicht ſo, Bernhard,“ ſprach Ludwig ein wenig empfindlich; „auch haſt Du mich wohl abſichtlich mißverſtanden. Nicht eine Welt Anderer, ſondern nur die uns ſelbſt eine andere, beſſere ſein wird, hatte ich im Sinne.“

„Guter Ludwig,“ antwortete Bernhard, indem er aus dem bittern Ton in den ſeines gewöhnlichen Humors fiel, „es iſt freilich eine ſehr angenehme Beruhigung, wenn wir im Arioſt leſen, daß ſich die Dinge, die uns hier verloren gehen, im Monde wiederfinden; ich meinestheils behielte aber doch gern, was ich habe; man ſpart Mühe dabei. Hätte die Sache indeſſen ihre Richtigkeit, ſo kann ich Dir betheuern, daß die meiſten meiner Güter im Monde liegen, und ich im dortigen Hypothekenbuch, falls nur einige Ordnung herrſcht,

mit namhaften, ſichern Forderungen eingetragen ſein muß. — Aber wenn wir ſo fortſchwatzen und die Augen nicht aufthun, ſo werden wir unſre Geſellſchaft auch bald zu den Dingen zählen können, die wir leichter auf dem Monde wiederfinden als hier; denn hätte ich nicht noch ſo eben die beiden Mütter dort hinter den Fliederbüſchen verſchwinden ſehen, ſo wüßte ich wahrlich nicht, ob ich die Töchter rechts oder links ſuchen ſollte, zumal da ſich an den Ecken dort ſo viele Wege kreuzen, daß man glauben möchte, es wäre in ganz Deutſchland kein beſſerer Platz zu einer Teufelsbeſchwörung zu finden."

Indem die Freunde den Ihrigen raſch nacheilten und eben in einen dunklern Gang einbogen, den dieſelben eingeſchlagen hatten, ſtießen ſie auf zwei fremde Herren, deren einer ſehr ſorgfältig gekleidet war und das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch trug. Der andere hielt ſich ein wenig hinter ihm zurück, ſo daß er etwa das Anſehen eines Kammerdieners, höchſtens eines Secretairs hatte. Noch weiter zurück folgten zwei Livreebediente. Mit Höflichkeit grüßend ſtreifte der Herr mit dem Orden raſch an ihnen vorüber, der andere ſah ſich nach den Dienern um und ſtand dabei einen Augenblick ſtill. Als er ſich darauf umwandte, waren Ludwig und Bernhard eben dicht an ihm. Beide ſchienen ihm aufzufallen; flüchtig grüßend, doch ſie ſcharf ins Auge faſſend, ging er vorüber. Als Bernhard, dem die Phyſiognomie des Fremden noch mehr aufzufallen ſchien als jenem die ſeinige, ſich zurückwandte, um ihm nachzuſehen, bemerkte er, daß derſelbe eben ein Gleiches that. Darüber waren ſie achtlos an den Bedienten vorübergegangen.

„Ich ſollte das Geſicht kennen," ſprach Bernhard, „mir iſt ganz ſo zu Muthe, als hätte ich es ſchon irgendwo geſehen; doch lügen müßte ich, wenn ich behauptete, es gefiele

mir. Verwünſcht, daß ich als Maler die Linien und Winkel der vertrackteſten Phyſiognomien genau behalte, aber die Päſſe, auf die ſie durch die Welt reiſen, nebſt allen übrigen Acceſſorien des Signalements immer vollſtändigſt vergeſſe; ich meine die Namen und ſonſtigen Umſtände. Meine Geſichterkenntniß iſt groß, aber ſie hilft mir nicht mehr als eine Sprache, von der ich alle Worte weiß, aber nicht die Dinge kenne, die ſie bezeichnen."

„Er fiel auch mir auf," antwortete Ludwig; „doch habe ich für Phyſiognomien, die mich nicht an ſich oder durch die Umſtände intereſſiren, faſt gar kein Gedächtniß."

„Wenn er uns nicht geſtern oder heute ſchon aufgeſtoßen iſt," ſprach Bernhard leicht hin, „ſo magſt Du ihn am Südpol, ich am Nordpol geſehn haben, da ich geſtern von Schottland kam, Du von Neapel her in Dresden einrückteſt. Mich quälen dergleichen verlorene Geſichter, zu denen ich ſchlechterdings keine Unterſchrift finden kann, oft; aber ſo hat mich lange keins geplagt."

„Es ſchien, als kenne er Dich oder mich," entgegnete Ludwig; „wenigſtens ſah er uns aufmerkſam an."

„Mag ſein, daß er ſich unſrer Beider erinnert und verwundert iſt, was er diesſeits und jenſeits des Äquators geſehen hat, hier in Garten zu Pillnitz auf einem Breitengrade und demſelben Meridian anzutreffen. — Verdrießlich! — Ich weiß, der Kerl verdirbt mir die Laune für den ganzen Nachmittag, denn ich bin überzeugt, daß ich fortwährend an ihn denken muß, weil ich eben bemüht bin, ihn mir aus dem Sinne zu ſchlagen."

„Laß es gut ſein, Lieber," meinte Ludwig. „Was iſt es am Ende mehr als ein Reiſender, mit dem wir in einem Poſtwagen oder an einer Wirthstafel geſeſſen haben. Verkümmre Dir darum Deine gute Stimmung nicht; bis auf

die wenigen, scharf dissonirenden Accorde, die Du zuvor anschlugest, schien Deine Seele ja so angenehm harmonisch und melodisch gestimmt, daß ich Dich darum beneidete. In mir kann und will sich der blaue Frühlingshimmel über uns nicht so hell abspiegeln."

Unter diesen Worten hatten die Freunde die Ihrigen eingeholt, worauf sich Bernhard an Marien anschloß, der Rasinski bisher viel Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Indessen wurde es allgemach Zeit, den Berg zu besteigen. Da dies fast eine Stunde erfordert, so hielt Ludwig es für gut, wenn die Frauen zuvor ein wenig ausruhten und eine Erfrischung einnähmen. Dies geschah im Wirthshause.

Hierauf trat man die Wanderung an. Schon waren die verschiedenen Wege, die hinaufführen, sehr belebt; man sah Frauen und Männer aus allen Ständen in bunter Mischung durcheinander der Höhe entgegenklimmen. Als Ludwig mit den Seinigen die Ruine erreicht hatte, erklärte die Mutter, daß ihr das Steigen ihrer Brust halber zu beschwerlich falle, sie daher auf den Genuß der Aussicht vom Gipfel her verzichten und hier verweilen wolle, indem sie bekannte Familien aus Dresden genug erblicke, denen sie sich anschließen könne. Ihre Schwester war desselben Willens. Die jungen Leute setzten also ihren Weg allein fort, während die Mütter vor einem in den Gebüschen, nahe bei der Ruine aufgeschlagenen Zelt Platz nahmen, in welchem Erfrischungen feil geboten wurden.

Ludwig und Bernhard, des Weges kundig, machten die Führer. Sie suchten, wo es irgend möglich war, von der großen Straße abzuweichen und stillere Pfade zu wählen, die sich durch das Gehölz schlängelten. Hier umgab sie grüne, wohlthuende Dämmerung; der mit Blumen bedeckte frische

Rasen hauchte liebliche Düfte aus; der Himmel leuchtete blau zwischen dem Laubgitter hindurch; Quellen rieselten und hüpften in leichten Wasserfällen über den Pfad hin und spannen ihr schimmerndes Silberband den Abhang hinunter; die Vögel sangen mit hellem Laut; tausend Insekten summten; der Frühling lebte und webte in Büschen und Blumen, in Wassern und Lüften und wiegte die Seele in träumerische Wonne. — Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Waldung und gestattete einen Blick in die Tiefe und Weite. Jetzt sah man Pillnitz, wie es sich in dem breiten Elbstrome spiegelte; jetzt schweifte das Auge über weite blaue Höhen hinaus, der böhmischen Grenze zu. Und hielt man an, wo sich rückwärts ein offener Blick bot, so gewahrte man den ganzen grünen Bergabhang, wie er sich in das Thal hinunterſenkte, erblickte die Straße von tausend bunten Gestalten bedeckt und belebt, und im Hintergrunde die Ruine, die sich gegen einen düstern Waldabhang lehnte. So wurde die Wanderung durch den reizenden Wechsel der Erscheinungen verkürzt, und man hatte den Gipfel erreicht, ohne eine Anstrengung oder Ermüdung zu empfinden.

Hier waren und wurden noch festliche Anstalten getroffen, um die hohen Besucher zu empfangen. Eine große Zahl von Arbeitern und Gärtnermädchen, wurde unter der Anleitung des Hofgärtners beschäftigt, den Platz mit Blumengewinden und Kränzen, die von Baum zu Baum geknüpft wurden, zu umziehen. Ein prachtvolles Gezelt war auf dem Rasen aufgeschlagen, und selbst der Wartthurm, von dessen Zinnen man nur über die nächsten Waldgipfel hinwegblicken konnte, wurde mit blumigem Schmucke geziert, der wundersam genug mit dem alten verwitterten Gestein contrastirte. Bernhard warf einen raschen Blick über das Ganze und sprach dann: „Recht artig; nicht eben künstlerisch, doch festlich,

heiter; ungefähr wie Volkstrachten, ſo unſchön ſie auch häufig ſind, doch eine nicht abzuleugnende warme Lebendigkeit haben und ſo der Kunſt oft förderlicher werden als edle antike Gewänder. Nur den Thurm hättet Ihr im Stiche laſſen ſollen, Ihr Leute! Es ſieht aus als ob Ihr einen achtzigjährigen Kahlkopf bekränzen wolltet; Blumen gehören der Jugend, Kränze ins friſche lockige Haar."

Bei dieſen Worten nahm er einer der Kranzwinderinnen ohne Umſtände einen eben fertiggewordenen Kranz aus Frühroſen, Veilchen und Reſeda aus der Hand und drückte ihn mit einer zierlich gewandten Bewegung in Mariens hellbraune Locken, ſo daß dieſe ganz erſchrocken empor ſah, dann aber mit einem lieblichen Erröthen lächelte und ihn unſchuldig fragte: „Steht er mir gut?"

„Eine Frühlingsgöttin!" rief Bernhard. „Allerliebſt!" ſprachen Julie und Emma, indem ſie Marien betrachteten. Bernhards Gedanke hatte ſo viel Beifall gefunden, daß Raſinski der Kranzwinderin einige Geldſtücke in die Hand gleiten ließ und dafür noch zwei ähnliche Kränze erſtand, die er Emma und Julien überreichte und darauf drang, ſie müßten ſich ebenfalls damit ſchmücken. Zwar weigerten ſie ſich erröthend und mit mädchenhafter Scheu vor dem Auffallenden, doch Marie half in ſie dringen und ſo gaben ſie endlich nach. Vorzüglich beſtimmte ſie der Umſtand, den Alle erſt jetzt mit einigem Erſtaunen wahrnahmen, dazu, daß ſie ſich ganz allein unter den arbeitenden Leuten befanden, indem von den vielen Zuſchauern ſich noch Niemand hier oben eingefunden hatte. Ohne es zu wiſſen, verdankten ſie dies den Offizieren und namentlich Raſinski; denn es war Befehl gegeben worden, alle diejenigen Perſonen, die nicht zum Hofe gehörten, nur bis zu einer gewiſſen Höhe des Berges zuzulaſſen, und daher hatte man auf dem großen Wege Poſten

ausgestellt. Der kleinere Pfad war unbesetzt geblieben. Auf dem Gipfel befanden sich nun zwar auch Wachtposten; da jedoch Rasinski die reiche Uniform trug und von zwei jüngeren Offizieren begleitet war, so glaubten die Wachen, denen eine Uniform überhaupt für einen Freipaß zu gelten pflegt, darin die vollste Berechtigung für ihn zu sehn, mit seiner Gesellschaft auf dem Berge zu verweilen, zumal da sie annahmen, man habe ihn bereits unten desfalls durchgelassen. Überdies hatte sein Wesen stets etwas so Gebietendes, Vornehmes, daß selten untergeordnete Leute ihn dem allgemeinen Gesetz unterworfen glaubten, sondern gewöhnlich, mit unverkennbarer Ehrfurcht vor ihm, meinten, er sei eine vollgültige Ausnahme.

Fünftes Capitel.

Man bestieg jetzt den Thurm; Rasinski bot Marien den Arm, um sie die kleine Treppe hinaufzuleiten. Sie genoß des reichen Blicks von oben nicht zum ersten Male, doch immer neu überraschte er sie durch seine Schönheit. Von der Thurmzinne über die grünen Waldgehege, die bisher rings die Aussicht vergitterten, hinweg blickend, schweifte das Auge über den Vordergrund zarter, schlanker, im Luftzuge anmuthig wehender Wipfel hinaus in eine fast unbegrenzte Ferne. Der größere Theil des Landes zieht sich in wellenähnlichen Korn- und Waldhügeln dahin, zwischen denen sich Dörfer und Städte in unabsehbarer Zahl ausgesäet finden. Höhere Gebirgsrücken steigen ringsum, wie die Ufer dieses in leicht

geschwungenen Linien wallenden Meeres, auf. Die silberne breite Bahn des Elbstromes theilt die Landschaft in zwei übersichtliche Hälften. Gern verfolgt das Auge die anmuthigen Bilder, die der Strom wiederspiegelt, von den blauen dämmernden Thürmen Dresdens an, den Rebenhügeln von Loschwitz vorüber, bis zu den schroffen Felskegeln des Königsteins und Lilienstein, die, gleich halb eingestürzten, ägyptischen Pyramiden, kolossal über ihre Umgebung emporragen. Mitten in diesem Teppich, der von tausend bunten, aber durch die Ferne matter schimmernden Farben gewebt wird, steht der frische, grüne Berg selbst, mit seinen bald sanftern, bald schroffern Waldhängen, als das Herz des weiten Panoramas. Er fügt zur wunderbar erregenden Aussicht romantische, wahrhaft malerische Ansichten, während die Ferne weniger der Malerei als der Poesie angehört und fast nur durch den bewußten Gedanken ihre Reize erhält, indem sie dem Menschen das Gefühl der Erweiterung und Beschränkung seiner Kräfte zugleich gewährt. Denn indem sein Auge mit unbegreiflicher Schnelle fernste Punkte verknüpft, weite Räume durchfliegt, meilenlange Strombahnen oder Landstraßen in einem Blicke verfolgt und übersieht, fühlt sich der Fuß um desto enger gefesselt; aber grade dieser Gegensatz ist es vielleicht, der weiten Aussichten einen so wunderbaren, geheimnißvollen Reiz giebt, da wir jede Größe und Kraft ja nur durch ein vergleichendes Maaß empfinden.

Während die Männer fast gleichgültig über die naheliegenden Schönheiten hinausblickten und die ihrem rastlos vorwärts strebenden Geiste verwandten Fernen durchflogen, wandte sich der Blick der Frauen aus gleichen Ursachen auf die vertrautere Nähe. Sie betrachteten die Räume, die sie eben durchwandelt hatten, ja Marie sah mit einem besondern Wohlgefallen auf den grünen, mit Blumenkränzen geschmück-

ten Rasenplatz hinunter, auf dem sie so eben noch geweilt hatte, und wo sich die Kränze windenden Mädchen und Bursche in der That sehr zierlich ausnahmen.

Bernhard's Blick schweifte über die Erde hinweg in die seltsamen Wolkengestalten am Horizont hinein, wo er für seinen phantastischen Sinn mehr Nahrung fand, zumal da die heimischen Gegenden ihm gegen die grotesken nordischen Landschaften, in denen er zuletzt geweilt, und die er vielfach gezeichnet hatte, ein wenig nüchtern erschienen. Diesmal aber wurde aus dem Träumer, der in Nebelgebilde und flüchtiges Gewölk hineinschaute, ein sehr praktischer Mensch. „Es giebt noch ein Gewitter," sprach er, „seit Mittag hat es gebraut, jetzt aber haben wir die zweite Wetterwendezeit, nämlich sechs Uhr; das Zünglein der Wetterwaage steht, zwischen Mittag und Mitternacht grade ein. Nun muß sich's schnell entscheiden, ob es sich der Finsterniß oder dem Lichte zuneigt, das heißt, ob wir ein Donnerwetter bekommen oder heitern Himmel behalten. Ihr müßt wissen, ich bin als Seereisender ein starker Wetterkundiger geworden; daher prophezeihe ich nichts Gutes, denn der Wind setzt wahrlich um und fängt an auf mächtigen Flügeln zu rauschen."

Wirklich trieb von dem Gebirg her schwarzgraues Gewölk herauf, das nur deshalb die Luft noch nicht verdunkelt hatte, weil die Sonne grade an der entgegengesetzten Seite des Horizonts stand, wo der Himmel noch im reinsten Blau glänzte. Zugleich erhob sich ein hohles Brausen, und man sah an dem Wogen der niedergebeugten Baumgipfel schon von Weitem her den Strom der Lüfte über die dunklen Waldhöhen heranziehen. Es schien, als habe Bernhards prophezeihendes Wort die Entscheidung gegeben, so plötzlich brach das Ungewitter herein. Ein starker Windstoß umsauste den Thurm und hätte in unvermuthetem Ueberfall fast die Tü-

cher und Hüte der Frauen entführt. Einzelne schwarze, weit vorgetriebene Wolken zogen jetzt vor die Sonne, so daß riesenhafte Schatten über die Landschaft fielen, und die Luft sich mit jedem Augenblicke mehr und mehr verfinsterte.

Die Mädchen sahen einander ängstlich verlegen an; das Gewitter schien allem Anschein nach sehr heftig werden zu wollen und war schon so nahe herangerückt, daß man ihm nicht mehr entfliehen konnte. Ihre Lage wurde daher in der That bedenklich. Indessen gestaltete sich das Schauspiel so großartig, daß der Anblick desselben einigermaßen die Besorgnisse in den Hintergrund treten ließ. In schweren Massen zog das wettergraue, schweflichte Gewölk von dem östlichen Horizont herauf und hüllte allmälig das Gebirg in seine düstren Schleier ein. Mit ihm senkte sich Nacht auf die ganze Landschaft; nur einige zum Theil mit hellen Gebäuden gekrönte Höhen, auf welche der zwischen den Wolkenrissen durchblitzende Sonnenstral fiel, leuchteten auf dem dunkeln Grunde in desto klareren Umrissen und Farben. Der Strom wand sich finster gekräuselt unter dem Bogen des Gewitterhimmels dahin und spiegelte ihn aus verdunkelnder Tiefe zurück. Im Westen blickte das klare Auge des reinsten Blaus unter den düstren Brauen der Gewölke hervor, die, schwarz vor die Sonnenscheibe gelagert, mit feurigen, gezackten Goldrändern von ihr umsäumt wurden. Mehrere Male setzte der Sturm in wirbelnden Stößen an, schüttelte die Wipfel der Bäume und kräuselte den Staub zu hohen Säulen empor; in den Pausen trat daher eine desto tiefere Stille ein, und ein schwüler Druck beklemmte die Brust. Kein Vogel ließ sich hören, nur hie und da flatterte noch einer ängstlich dem Neste zu. — Jetzt flammte es roth leuchtend durch den ganzen westlichen Himmel, und der zackige Blitzstral schoß in den Strom hinunter. Das Gewitter stand indessen noch ziem-

lich ferne, denn es verfloß wohl eine halbe Minute, bevor das dumpfe Rollen des Donners ſich vernehmen ließ, das an den Häuptern der Berge murmelnd herunterlief.

„Prächtig!“ rief Bernhard. „Ich gebe ein Dutzend ſchöner Tage mit Freuden für ein Gewitter wie dieſes hin. Was für Lichter auf die Landſchaft fallen! Nacht und Tag in ſcharfen Streifen nebeneinander gelagert! Seht nur, wie der Sonnenſtein drüben bei Pirna noch leuchtet und glänzt, gegen die blauſchwarze Wolke, die ſich hinter ihm aufthürmt. Und die weißen Segel dort auf der Elbe, die wie Möven über die graue Fluth hinſchießen; die Schiffe ziehen ordentlich eine Schaumfurche durch die Wellen!“

Die Mädchen empfanden die wunderbare Schönheit des Schauſpiels ſo lebhaft, daß ſie ſich ſcheuten, ihre kleinen Beſorgniſſe um Kleider und Hüte laut werden zu laſſen. Doch zog das Gewitter mit ſo furchtbarer Majeſtät näher, daß es ein weibliches Herz doch wohl mit einiger Furcht erfüllen konnte.

„Dorthin regnet es ſchon ſtark,“ bemerkte Ludwig, indem er mit dem Finger nach der Gegend deutete.

„Wo?“ fragte Marie.

„Dort, rechts vom Königſtein, wo die dichten, grauen und violetten Streifen ſich aus dem Schoos der Wolke gegen die Erde ziehen; man bemerkt deutlich, wie der Regen mehr und mehr nach Weſten vorrückt.“

„Sollte es wohl möglich ſein,“ fragte Marie, „daß wir Pillnitz erreichten, ehe das Wetter vollends ausbricht?“

„Kaum,“ entgegnete Ludwig, „und ich möchte nicht anrathen, den Verſuch zu machen, da wir hier oben in dem kleinem Gewölbe des Thurmes Schutz finden können, das man uns gewiß gern öffnen wird. Vielleicht aber zieht das

Wetter ganz vorüber; denn der Sturm ſcheint ſo ſtark werden zu wollen, daß er es leicht über uns dahintreiben kann."

In der That zog das Gewölk jetzt ſo zerriſſen über den Berggipfel hinweg und verdichtete ſich dagegen auf der andern Seite des Stromes, daß Ludwigs Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewann. Während man noch darüber ſprach, kam ein Reiter in vollem Gallop den Berg heraufgeſprengt. Er brachte dem Hofgärtner die Nachricht, daß die Fahrt mit Fackeln plötzlich abgeſagt ſei, er daher ſchleunigſt alle Vorbereitungen zum Empfange der hohen Herrſchaften einſtellen, aber dieſelben auf morgen in Bereitſchaft halten ſolle. Die Arbeiter, welche, rings von Wald umgeben, die Annäherung des Gewitters erſt ſeit den wenigen Minuten bemerkt hatten, wo die Sonne durch das Gewölk verdeckt wurde und der erſte Donner ſich vernehmen ließ, beeilten ſich auf dieſe Nachricht, ihre abgelegten Kleidungsſtücke anzulegen und ſo ſchnell als möglich ein Obdach zu gewinnen. Die Mädchen warfen ihre Tücher über den Kopf und flüchteten haſtig den Weg hinab. Von den Männern blieben jedoch einige auf Befehl des Hofgärtners, um das Zelt abzubrechen, das ſchwerlich dem Wetter getrotzt haben würde.

Dieſe Anſtalten, beſonders die Flucht der Arbeiterinnen, brachten natürlich in den jungen Mädchen, die noch auf der Höhe des Thurmes ſtanden und mühſam bei im Winde flatternden Gewänder zuſammenzuhalten ſuchten, eine erhöhete Beſorglichkeit hervor. Marie meinte, ſo gut wie jene könne man wohl auch noch ein Obdach gewinnen, und vielleicht ſei ein Gebäude in der Nähe, das ſie aufnehmen könne. Ludwig ſprang raſch die Treppe hinunter, um ſich bei dem Hofgärtner zu erkundigen. Dieſer ließ eben die zum Aufſchlagen des Zeltes verwendeten Geräthſchaften ſowie dieſes ſelbſt in den engen Raum, welchen der Thurm gewährte, bringen.

Auf Ludwigs Frage entgegnete er, man werde gewiß Pillnitz noch glücklich erreichen, da man abwärts den Weg sehr schnell zurücklegen könne und die Wetter hier oben auf der Höhe, wo man dem Sturme völlig preisgegeben sei und den ganzen Horizont überblicke, immer näher und drohender aussähen, als sie in der That seien. Es dauere vielleicht noch eine Stunde, bis es zu regnen anfange. Ziehe es die Gesellschaft indessen vor, hier oben zu verweilen, so wolle er ihnen gern den Schlüssel zu dem kleinen, engen Raum im Thurme lassen, der jedoch, nachdem er jetzt mit Geräthschaften, Stühlen und Tischen angefüllt sei, kaum einige Personen fassen könne.

Ludwig nahm das Anerbieten mit Dank an und versprach, die Thüre sorgfältig zu schließen und den Schlüssel zuverlässig in Pillnitz abzugeben. Obwohl der Gärtner die Erfahrung für sich hatte, so schien es doch, als täusche er sich diesmal über die Nähe des Gewitters sehr. Wenigstens wollte Ludwig vorher den Frauen die Wahl lassen, ob sie den Rückweg dem freilich nicht sehr angenehmen Aufenthalte vorzögen. Er nahm daher den Schlüssel an sich und stieg dann eiligst die Stufen wieder hinan, um Bericht zu erstatten. Die Stimmen waren getheilt. Die Männer, zumal Bernhard, entschieden sich unbedingt für das Bleiben, da man augenscheinlich kein Obdach mehr gewinnen könne, bevor das Ungewitter in seiner ganzen Gewalt losbräche. Die Frauen waren, besonders mit Rücksicht auf die Besorgniß, in der die Mütter schweben würden, wenn man ausblieb, für das gewagte Unternehmen, sofort aufzubrechen. Da ihr Wunsch am meisten in Betracht kam, indem eigentliche Gefahr nicht zu fürchten war, beschloß man denn, zu gehen. Aber indem Marie, von Rasinski geleitet, den Fuß auf die erste Stufe der schmalen, steilen Treppe setzte, blitzte es, daß

der ganze Himmel in Flammen ſtand, und man das Auge geblendet ſchließen mußte; zugleich ertönte ein furchtbarer Donnerſchlag, von dem der Berg in ſeinen Grundfeſten zu erzittern ſchien. Geblendet und erſchreckt bebte Marie zurück und drängte ſich ſchüchtern gegen ihren Begleiter; dabei glitt ſie mit dem Fuße aus, und hätte Raſinski ſie nicht raſch umfaßt, ſo würde ſie vielleicht einen gefährlichen Sturz herab gethan haben. Wenigſtens ſchien die Gefahr ſo nahe, daß Emma und Julie, die ſie fallen ſahen, einen lauten Schrei ausſtießen und eilig hinzuſprangen. Doch hatte Marie ſich ſchnell wieder aufgerichtet und erwiderte auf die von allen Seiten zugleich an ſie gerichtete, ängſtliche Frage, ob ſie Schaden genommen habe, mit einem holden Lächeln auf dem erblaßten Geſicht: „O nein, nur ein wenig erſchreckt bin ich.“

Raſinski unterſtützte ſie ſorgfältig und geleitete ſie mit Vorſicht hinab. Erſt als ſie den ebenen Boden erreicht hatten, bemerkte er, daß ihr das Gehen ſchwer wurde. „Der Fuß ſchmerzt mich ein wenig,“ erwiderte ſie auf ſeine Frage; „aber es wird ſich wohl bald geben.“ Zugleich bemühte ſie ſich, ihres Schmerzes Herr zu werden und feſt aufzutreten. Allein ſie vermochte es nicht, der Fuß brach unter ihr ein und ſie mußte ſich an Raſinski halten, um nicht niederzuſinken.

„Jetzt werde ich doch wohl hier oben das Gewitter abwarten müſſen,“ ſprach ſie; „denn ſchnell hinabzugehen iſt mir nun unmöglich.“

„Auch nicht, wenn ich Dich von der andern Seite unterſtütze, liebe Marie?“ fragte Ludwig und ergriff ihren rechten Arm.

Marie verſuchte einige Schritte, dann antwortete ſie mit einem ſichtlich bekämpften Schmerz in den Zügen: „Ich glaube auch ſo nicht.“

„Wir tragen Sie hinab," rief Bernhard raſch.

„Nein, nein," entgegnete Marie mit einem freundlichen Lächeln, das ſie durch eine abwehrende Bewegung der Hand begleitete, „ich kann ja nun hier oben verweilen; Ludwig bleibt wohl bei mir."

„Nun bleiben wir Alle," rief Julie entſchieden, und Emma ſtimmte ſogleich ein.

„Es iſt auch wahrlich das Beſte," ſprach Ludwig, „denn es fallen ja ſchon Tropfen, und das übermäßige Eilen beim Hinabgehen könnte, wenn wir durch den Regen überraſcht würden, die gefährlichſten Folgen haben. Hoffentlich wird ja das Wetter wohl bald genug vorüber ſein, da es ſo heftig zu werden ſcheint."

Sechstes Capitel.

Die letzten Arbeiter, welche noch einige Geräthſchaften in einen großen Korb zuſammengepackt hatten, verließen eben den Platz; der Hofgärtner war ſchon hinunter. Es blieb alſo Ludwig, der die Schlüſſel beſaß, völlig freie Hand, ſich in dem Thurme einzurichten. Er öffnete das kleine Gemach, das, mit übereinandergebauten Tiſchen, Stühlen, Zeltſtangen und vielem andern Geräth unordentlich angefüllt, kaum den Eintritt ſo vieler Perſonen, viel weniger irgend eine Bequemlichkeit geſtattete. Die Männer griffen indeſſen rüſtig zu, um durch ein ſorgfältigeres Ineinanderſchichten und Übereinanderpacken einigen Raum zu gewinnen. Dies gelang end-

lich so weit, daß man für die acht Anwesenden acht Stühle eben setzen konnte; die Thüre mußte natürlich, um Licht und Luft zu behalten, offen bleiben; denn an ein Öffnen der Laden war, da die Fenster hoch versetzt waren, nicht zu denken. Gerade zur rechten Zeit wurde man mit seiner Einrichtung fertig. Schon fielen die großen Tropfen häufiger und der Sturm ließ nach. Ein heftiger Donnerschlag dicht über den Häuptern der Versammelten schien die Wolken plötzlich zu zerreißen und den Strömen des Himmels die Bahn zu öffnen. Ein prasselnder, großkörniger Hagel, mit starken Schlossen untermischt, stürzte zugleich mit dem heftigsten Platzregen herab. Das junge Laub der Bäume wurde mit einer wahrhaft verheerenden Gewalt und Schnelligkeit niedergeschlagen. Die Geborgenen mußten sich in der That glücklich preisen, daß sie den Weg nicht anzutreten gewagt hatten; denn ein Gewitter in dieser Stärke war allerdings mit großen Gefahren verknüpft, und es würde sie mitten auf dem Wege überrascht haben, wo nach keiner Seite mehr schnell genug ein Obdach zu erreichen gewesen wäre. Eine der tiefsten Dämmerung ähnliche Finsterniß umgab die Berggipfel. Die Wetterwolken lagerten sich immer dichter und dichter darauf und Blitz folgte auf Blitz, so daß oft die ganze Atmosphäre flammend erfüllt war, während das Rollen des Donners nicht mehr aufhörte, sondern nur einzelne, betäubend krachende Schläge die Gleichförmigkeit desselben unterbrachen.

Der Anblick dieses großartigen Naturschauspiels ließ die männliche, der Gefahr vertraute Brust nicht ganz unerschüttert; wie vielmehr mußte die weibliche dadurch von einer stummen Ängstlichkeit erfüllt werden. Still und bleich saßen die drei Mädchen neben einander auf derjenigen Seite, wo sie vor dem einschlagenden Regen am meisten geborgen

waren. Marie litt noch überdies heftige Schmerzen; zwischen Julie und Emma ſitzend, hatte ſie ſich ſanft gegen dieſe angelehnt, während jene theilnehmend eine Hand der Freundin hielt. Die Männer ſuchten durch eine anſcheinende Ruhe, die Raſinski in gleichgültig hingeworfenen Nebenbemerkungen, Bernhard ſogar durch Scherze auszudrücken ſuchte, den Muth der Frauen aufrecht zu erhalten. Indeſſen verrieth ſich das Abſichtliche dabei zu leicht, um nicht eben dadurch eine faſt entgegengeſetzte Wirkung hervorzubringen. Denn in der That wurde diejenige Beſorgniß, welche ſich bei den Frauen durch die ſcheinbaren Gefahren erzeugte, bei den Männern reichlich durch eine größere Kenntniß der wirklichen aufgewogen. Keiner derſelben konnte es ſich verhehlen, daß das Gewitter zu den ſtärkſten gehörte, die überhaupt vorzukommen pflegen, und daß der einſame Höhenpunkt, um den ſich die elektriſchen Dünſte wie um einen Leiter ſammelten, der gefährlichſte war, den man zum Aufenthalte wählen konnte. Namentlich war Ludwig ſehr beſorgt, daß der Blitz in den Thurm einſchlagen könne, da der Wetterleiter ihm durchaus nicht hinlänglichen Schutz zu gewähren ſchien. Ein Glück war es übrigens, daß Niemand die Spitze deſſelben ſehen konnte, ſonſt würde der Anblick des Feuerbüſchels, der an demſelben flammte und der fortwährend an der Stange heruntergleitende elektriſche Strahl die Beſorgniſſe noch bedeutend erhöht haben.

Etwa eine halbe Stunde währte das heftige Toben des Gewitters; dann ließ es nach, es donnerte und blitzte ſeltener und der Regen ſtrömte, wiewohl immer noch reichlich genug, doch gemäßigter herab.

Die Mädchen athmeten wieder leichter und genoſſen das freudige Gefühl einer überſtandenen Gefahr, wodurch in der edlern Bruſt nur eine ſanfte, dankbare Rührung geweckt

wird. Marie ſah ihren Bruder mit einem unbeſchreiblich liebevollen Blicke an; Ludwig verſtand ihn. Er reichte ihr die Hand und ſprach: „Marie, Du Gute, leideſt Du noch Schmerz?“

„Nein,“ erwiderte ſie nicht aufrichtig; „doch gehen würde ich nicht können.“

Bernhard rief: „Mir wird's zu eng hier in dem ſchwülen Käfig, ich muß mich etwas erfriſchen!“ Mit dieſen Worten ſprang er ins Freie, wo der friſche, duftige, jetzt nur noch wie Silberſtaub herabfallende Regen ihm die glühenden Wangen kühlte. Ludwig trat ebenfalls hinaus. Beide gingen auf die andere Seite des Thurms, wo man den Himmel etwas weiter überſehen konnte. „Das regnet noch vierundzwanzig Stunden ſo fort,“ ſprach Bernhard. „Aber höre, was ich ſagen wollte, Du haſt eine Schweſter, die weiß Gott mehr taugt als Du und ich zuſammengenommen. Gewiß, ſie iſt nicht ganz ſchlecht für ein Frauenzimmer, und ich glaube, ſie hat Dich lieber, als Du verdienſt. Mir ſind nur Thränen von jeher unausſtehlich geweſen, das heißt in meinen eignen Augenhölen, ſonſt wollte ich nicht dafür ſtehen, daß ich, als ſie Dich ſo freundlich anblickte —“

„Du haſt eine Thräne im Auge,“ ſprach Ludwig und ſah ihn freundlich ernſt an, „Du brauchſt Dich ihrer nicht zu ſchämen.“

„Hol' Dich der Henker!“ rief Bernhard unwillig; „es iſt ein Regentropfen, der mir auf die Wange geſpritzt iſt. Ich ſage Dir, Thränen in Männeraugen ſind mir ſo widerwärtig wie ein Kernfluch oder ein Schnurrbart auf Mädchenlippen; ſelbſt Frauen ſehe ich nicht gern weinen, weil es anſteckt. In der Wirklichkeit nämlich; denn daß ich gern trauernde weibliche Köpfe male, will ich nicht leugnen und

kann's gleich beweiſen." Indem zog er ein Skizzenbuch von Pergamentblättern hervor, welches er ſtets bei ſich führte.

„In dieſem Büchlein," ſprach er, „ſteht manches Geſicht, das des Anſehens werth iſt, obwohl nicht immer ein blauer Himmel aus den blauen Augen lacht. Wahrlich, Deine Schweſter käme jetzt auch hinein, wenn es nicht ſo verflucht regnete, daß man nichts machen kann. Überhaupt wollte ich die ganze Gruppe zeichnen, ſogar den Mars Raſinski, der die drei Tauben wie ein Adler unter ſeine Flügel nimmt, wiewohl ich anfange, dem Kerl das Donnerwetter auf den Kopf zu wünſchen."

„Es iſt mir lieb," antwortete Ludwig, „daß Du die Zeichnungen bei Dir haſt, denn ich fürchte, der Regen hält noch lange an, und in der ſteten Erwartung ſcheint die Zeit ſich zu verdoppeln. Wenn wir daher die Frauen über eine Stunde täuſchen können, ſo geſchieht mir wahrlich ein groſſer Dienſt damit. Laß uns hinein, und zeige den Mädchen Dein Buch."

„Ich bin's zufrieden," antwortete Bernhard, „obwohl es eigentlich eine Schmach iſt, daß uns die Kunſt nicht bei heiterer, freier Muße als göttliche Gefährtin begleiten, ſondern nur als Vogelſcheuche gegen ein Paar umherflatternde Beſorgniſſe, oder gerade heraus, als der Silberſchaum auf der Pille, die uns das Schickſal eingiebt, dienen ſoll." Sie gingen hinein.

„Wir haben das Wetter auf allen Seiten beobachtet," ſprach Ludwig; „es wird ſich, denken wir, allmälig abregnen. Indeſſen will unſer Freund Bernhard uns mit ſeinem Skizzenbuche unterhalten, und ſo haben wir am Ende von unſern Unfällen noch den beſten Gewinn."

„Und ſind dies nicht immer die Wege Gottes?" ſprach Marie lächelnd.

„Freilich," antwortete Bernhard, „und ich will sie mir besonders zu Nutze machen. Denn wenn ich hier mein Zeichentaschenbuch zeigen soll, so kann es unmöglich bei jedem Umwenden des Blattes aus Hand in Hand gehen, sondern ich muß als Erklärer und Obhut übender Besitzer immer selbst dabei sein. Also muß ich bitten, mir jetzt einige Augenblicke zu gehorchen, indem ich Anstalten treffen will, die mir den beneidenswerthesten Platz sichern sollen."

Man war sehr gern bereit, Folge zu leisten. Bernhard setzte demnach vier Stühle in eine Reihe, so daß der rechte Flügel derselben sich gegen die Thüre lehnte. Auf diesem mußte Marie Platz nehmen, er selbst setzte sich neben sie und nahm dann Emma und Julie zur Linken. Die übrigen vier Männer mußten sich hinter die Stühle stellen; Rasinski trat hinter Marie, Ludwig hinter Bernhard, die beiden jungen Offiziere hinter Julie und Emma.

„So," begann Bernhard; „nun werde ich mit unpartheiischer Gerechtigkeit bald rechts, bald links bei den Damen beginnen und stets den Erklärer machen; denn das Beste dabei muß freilich, da es oft kaum angedeutet ist, gesagt werden. Doch um eins bitte ich; fragen Sie mich bei Landschaften, bei Männern, kurz bei Allem nach Paß, Stand und Namen; aber die weiblichen Köpfe bleiben incognito, denn in das Geheimbuch meines Herzens kann ich wahrlich nicht Jedermann blicken lassen."

Man fügte sich gern diesem harten Gesetz und ging mit wahrer Frische und Lust an das Betrachten der Handzeichnungen. Die meisten waren, wie Bernhards Charakter, keck, lebendig, mit wenigen dreisten Strichen, mehr scharf angedeutet als ausgeführt, seltener zierlich, sauber. Doch mitunter hatte er auch die feine Grazie seines Griffels gezeigt. Der Inhalt des Buchs waren Landschaftsstücke, als:

romantiſche Felspartien, Baumgruppen, bisweilen eine ganze Landſchaft; daneben und dazwiſchen nationelle Köpfe, norwegiſche Fiſcher, ein Eiderfänger, eine Rennthiermelkerei und Ähnliches. Alles aber war eigenthümlich und auch durch die Fremdartigkeit der Gegenſtände feſſelnd.

„Sie werden bemerken," ſprach Bernhard dazwiſchen, „daß das Buch zugleich einen geographiſchen Zuſammenhang hat, da Sie daraus meine Reiſeroute verfolgen und ſehen können, wo ich mich mehr den Städten und Menſchen genähert habe, wo ich in der Einſamkeit verweilte. Denn ich hatte mir's gleich anfangs zum Geſetz gemacht, nicht bald hier, bald dort aufzuſchlagen und zu zeichnen, ſondern ein Blatt nach dem andern zu benutzen und dabei wo möglich auch Raum zu ſparen, weil ich das Umherſchleppen ſo vieler Dinge haſſe und gern Alles beiſammen habe. Daher ſind mir auch noch, obgleich ich dieſes Skizzenbuch mit dem erſten Tage meiner Reiſe begann, einige große Blätter übrig geblieben, worauf ich dieſen Thurm und uns Alle darin zeichnen kann, wenn das Wetter uns nur eine halbe Stunde gönnt. Aber ſehen Sie hier dieſen Bergſchotten mit ſeiner Tochter; hinten die Parthie gehört zum Kathrinſee. Wir werden nun mit jedem Blatte civiliſirter, denn es dauert nun nicht lange, ſo befinden wir uns in der beſten Londner Geſellſchaft. — Wahrhaftig da iſt ſchon eine Lady, der ich, ohne daß ſie's wußte, ihr Portrait entwendete, da ich ſie vor ihrem Landhauſe auf der Terraſſe ſitzen ſah, während ich in einem Fliedergebüſch ſteckte."

„Wie lieb und unſchuldig ſich das Kind an ihr Knie lehnt," ſprach Marie. „Der Blumenſtrauß, den es der Mutter bringt, iſt aber wohl Ihre eigene Erfindung?"

„Keineswegs," erwiderte Bernhard; „das vierjährige

Lockenköpfchen hatte eine ganze Hand voll Federnelken, Aurikeln und andern kleinen Blumen abgerupft und hielt ſie der Mutter dar, die es meines Erachtens dafür hätte abſtrafen ſollen, da ſchwerlich in einer Woche ſo viel nachwuchs, als der kleine holde Unhold in einer Minute abriß; allein ſie lächelte und ſtreicheite ihm das Köpfchen; auch dazu habe ich nicht für einen Heller erfunden. Überhaupt das ganze Buch iſt nur gewiſſermaßen ein Taſchenſpiegel, in dem ich die Bilder der Wirklichkeit auffing."

Man blätterte weiter. Es folgten einige carrikirte Figuren, der engliſchen Poſt entlehnt, wie Bernhard erklärte, dann einige hübſche Landmädchen, Pachterstöchter, eine Milchverkäuferin. Endlich war man in London. Wie er zuvor geſagt, ließ er die Zeichnungen weiblicher Geſtalten und Köpfe ohne Commentar, was Ludwig ſehr lieb war. Er erkannte nämlich, daß Bernhard dieſe Clauſel gemacht hatte, um den Frauen eine Verlegenheit zu erſparen; denn unter den Londner Erinnerungen befanden ſich einige, die dem Männerblick unzweideutig als ſolche erſcheinen mußten, über welche eine nähere Auskunft ſich nicht ziemte. Daß ein Maler ſie als phyſiognomiſche Studien behandelt hatte, konnte man ihm nicht verargen. Zwiſchen den muthwilligen, lüſternen Geſichtern war wohl hier und da eine ſanfte, geſittete Engländerin anzutreffen.

„O wie ſchön!" rief Marie, als Bernhard eben wieder ein neues Blatt umwandte; „wie außerordentlich ſchön!"

Raſinski beugte ſich, durch dieſen Ausruf geſpannt, näher über Mariens Schulter. Faſt betroffen rief auch er: „Beim Himmel, dieſer Kopf iſt reizend!"

„Unbeſchreiblich!" ſtimmte Marie ein. „Aber wer iſt ſie? Dieſe Eine müſſen Sie uns nennen," ſetzte ſie bittend hinzu.

„Wenn ich nun," begann Bernhard, „grade dieſes Kopfes wegen meine Bedingung gemacht hätte? Aber es iſt nicht ſo, nur bin ich hier gezwungen, ſie zu halten. Ich ſtahl dieſes Geſicht wie Prometheus den göttlichen Funken aus dem Himmel, nämlich im Kings theatre zu London, als „Romeo und Julie" gegeben wurde, ich aber die Julie nur in einer Loge entdecken konnte, um die ich die Bühne überſah und überhörte. Da raubte ich dieſen Kopf mit ſeinem ſanft ſchwärmeriſchen Ausdruck."

„O die rührenden Thränen!" ſprach Marie.

Ludwig, der ſich bis jetzt, um Raſinski nicht zu hindern, zurückgehalten hatte, beugte ſich nunmehr nieder, um die Zeichnung zu ſehen. Unbefangen hielt ihm Marie das Buch ganz nahe entgegen. Doch er, als rede ihn plötzlich die Stimme eines ſeligen, verklärten Geiſtes an, bebte im Tiefſten wunderbar erſchüttert zuſammen, da er Bianca's Bildniß erkannte. Ein raſcher Ausruf entfloh ſeinen Lippen; mehr durch Hülfe einer unbekannten unwillkürlichen Gewalt als durch eigene Faſſung und Überlegung wurde er jedoch noch ſchnell genug ſeiner Herr, um dem „O Himmel!" das ihm entflohen war, die kältern Worte: „Welch ein reizendes Weſen!" anzuhängen. Mehr aber vermochte er nicht. Sein Auge verdunkelte ſich; obwohl das holde Antlitz ſeine Blicke mit unbeſchreiblicher Macht anzog, riß er ſich doch gewaltſam zurück, um ſeine Bewegung nicht zu verrathen. Mit angſtvoller Spannung harrte er darauf, ob ſich ihm jetzt durch den wunderbarſten Zufall das Geheimniß, an welchem das Glück ſeines Lebens hing, löſen werde; denn Marie, die ſich gar nicht überreden, noch darüber beruhigen konnte, daß Bernhard nicht wiſſen ſollte, wer dieſes rührend holde Weſen ſei, fragte ihn noch einmal: „Und Sie vermochten wirklich gar nichts zu erfahren? Ein ſo reizendes

Weſen kann ja doch ſelbſt in dem unermeßlichen London Niemandem unbekannt ſein.“

„Wirklich ich weiß nichts,“ erwiderte Bernhard. „Zwar bemühte ich mich, etwas zu erfahren, doch es ging mir unglückſelig genug damit; wie, will ich Ihnen ſogleich erzählen.“

„Die ſanfte Hoheit dieſes Antlitzes, der unbeſchreiblich rührende Schmerz darin — denn ich habe, aufrichtig geſagt, nur eine Carrikatur davon geliefert — machte mich, warum ſollte ich's nicht geſtehen, ein wenig verrückt auf meinem Platz im Parterre. Ich wollte das Geſicht haben, das ſchwur ich mir innerlich; aber wie ſollte ich es zeichnen, ohne aufzufallen? Neben mir ſaß ein Kaufmann, der lange in Konſtantinopel geweſen war und ſich dort ein wenig den orientaliſchen Ausdruck angewöhnt hatte. Ich kannte ihn ſo halb und halb. Dieſer bemerkte es, daß ich nur nach der Loge, nicht nach dem Theater ſah, obwohl ſo eben Julie von Romeo Abſchied nahm. Er ſagte zu mir: „Nicht wahr, Sir, ein Geſicht, das ſich malen ließe, wenngleich aus dem blauen Himmel der Augen feuchter Thau auf die Roſen der Wangen perlt.“ Sie weinte nämlich die ſchönſten Thränen, die ich jemals geſehen. „Freilich, bei Gott!“ antwortete ich, „aber wo und wie?“ — „Dort oben iſt eine Loge leer,“ flüſterte er mir zu, „die den beſten Auffaſſungspunkt darbietet; wenn Sie dort hineingehen und die Thüre nach dem Corridor ein wenig offen laſſen, fällt von dieſem her gerade ſo viel Licht auf Ihr Blatt, als Sie brauchen, und Sie ſelbſt bleiben im Dunkel ſitzen.“ — Ich eilte ſofort, dieſen Rath zu befolgen. Mein Standpunkt war vollkommen günſtig; ich ſaß im Hintergrunde der Loge ganz unbemerkt und blickte dem himmliſchen Weſen gerade ins Geſicht, während ſie das feuchte Auge unverwandt auf die Bühne richtete.

Der theure Raub gelang mir ſo vollkommen, als es überhaupt möglich war. In meine Arbeit vertieft, hatte ich jedoch nicht bemerkt, daß Niemand in die Loge getreten war. Plötzlich redete mich eine angenehm rauhe Stimme leiſe an: „Sir!“ Ich fuhr auf. „Ein Wort, Sir,“ ſagte die Stimme, die einem Manne von etwa dreißig Jahren gehörte, der mir zur Loge hinaus auf den Corridor winkte. Ich merkte, was die Sache bedeuten wollte und folgte natürlich. Der mürriſche Unbekannte tritt mit mir hinaus auf die Gaſſe. Hier fängt er an, mich zu fragen, mit welchem Rechte ich mir erlaubte, eine Dame ohne ihren Willen zu zeichnen. Ich antwortete kurz; wir geriethen etwas heftig aneinander. Das Ende war die Verabredung zu einer Zuſammenkunft auf den andern Morgen um acht Uhr im Hydepark. Der Fremde verließ mich darauf, ohne ins Theater zurückzugehen; ich nahm dagegen den Weg nach meiner Loge, um noch ein wenig zu retouchiren. Aber noch heute möchte ich raſend werden vor Grimm: als ich eintrat, iſt die andere Loge völlig leer und das reizende Weſen ſammt ihrer Geſellſchaft verſchwunden. Ich frage den Thürſteher; ſie ſind ſo eben weggefahren, lautet die Antwort, aber er kennt ſie nicht. Ich eile hinab ins Parterre zu meinem Kaufmann. Er iſt nicht mehr dort. Mein einziger Troſt war jetzt die Beſtellung im Hydepark, wo ich wenigſtens zu erfahren hoffte, wer mein Gegner ſei. Um halb acht Uhr fand ich mich pünktlich ein; aber ich glaube, wenn ich noch dort ſtände, ſo wäre bis dieſe Stunde Niemand gekommen. Kurz, ich hatte jede Spur verloren, denn ſogar der Kaufmann war an dem Tage plötzlich wieder zu Schiffe nach der Levante gegangen, ohne daß ich ihn geſprochen hatte. Vertrauten Freunden habe ich nachmals wohl das Bildniß gezeigt, aber Niemand kannte es; vergeblich bin ich ein Vierteljahr

lang jeden Abend in alle Theater Londons gelaufen, und zumal verſäumte ich keine Vorſtellung von Romeo und Julie; doch niemals iſt es mir gelungen, auch nur die geringſte Spur meiner Unbekannten wieder zu entdecken.“

Siebentes Capitel.

Bernhard's Erzählung hatte die Aufmerkſamkeit Aller ſo gefeſſelt, daß man nicht bemerkte, wie inzwiſchen der Regen wieder ungleich heftiger geworden war und die Dunkelheit nach und nach hereinzubrechen begann.

Erſt jetzt wurde Marie darauf aufmerkſam und nicht wenig mit Sorgen deshalb erfüllt; denn in der That war die Lage für die jungen Mädchen bedenklich zu nennen. Sie verſuchte, ob ſie zu gehen im Stande ſein würde, und wollte dann entſchloſſen dem Wetter trotzen; allein es war ihr nicht möglich; der Fuß war ſtark angeſchwollen; ſie litt empfindliche Schmerzen. Ludwig hatte über der heftigen Aufregung ſeines Innern die nächſten Verhältniſſe ganz vergeſſen und war in tiefe Gedanken verſunken. Marie faßte ſeine Hand und fragte ihn leiſe: „Was ſollen wir jetzt anfangen, Bruder? Wir ſind wirklich recht übel daran; ich fühle, daß ich nicht hinunter kann, wenn ich auch das Wetter nicht ſcheuen wollte.“

Ludwig ſann einen Augenblick nach, dann erwiderte er: „Jetzt, da das üble Wetter anhält, iſt die Sache ganz leicht entſchieden. Ich gehe allein hinab und ſende Euch die Wagen herauf.“

„Du Guter wolltest Dich dem heftigen Wetter aussetzen?“ sprach Marie.

„Es wird mir wohlthun,“ entgegnete Ludwig, „mir ist so schwül, daß ich mich nach der Abkühlung ordentlich sehne. Aber es ist die höchste Zeit, denn sonst bricht die Nacht an, ehe die Wagen heraufkommen.“

Es entstand jetzt ein Wetteifer unter den Männern, wer Ludwig begleiten sollte. Gern wäre er mit Bernhard gegangen, um von diesem noch wo möglich etwas zu erforschen; aber es schien ihm schicklicher, daß derselbe als ein älterer Freund des Hauses oben verweile, damit die drei Mädchen nicht allein mit den drei Offizieren zurückbleiben möchten. Er lehnte daher jede Begleitung ab, wiewohl auch Rasinski und die jüngern Offiziere darauf bestanden, die Unannehmlichkeit mit ihm zu theilen. „Es ist völlig unnöthig,“ erwiderte Ludwig, da sie freundschaftlichst in ihn drangen. „Einer reicht so vollkommen zur Verrichtung des Auftrags hin; warum sollten also Zwei damit beschwert werden?“ Ohne sich daher weiter zu besinnen, trat er seinen Weg rasch an und versprach, längstens in einer guten Stunde sollten die Wagen zur Abholung dort sein.

Diese Zeit verfloß ein wenig ängstlich, da die Mädchen, nachdem ihr natürlicher Beschützer und Verwandter sich entfernt hatte, die Verlegenheit ihrer Lage erst recht deutlich empfanden.

Der Regen rauschte schauerlich herab; grauer Nebel wälzte sich über den Berg hin; es wurde allgemach dunkel. Jetzt war eine Stunde verstrichen. Von Minute zu Minute hoffte Marie, daß die Wagen eintreffen würden. Gespannt lauschte sie auf jedes Geräusch, in der Hoffnung, endlich den Schall einer Peitsche zu vernehmen. Nachgerade fing sie an, sich zu beunruhigen, denn es verging eine halbe

Stunde über die festgesetzte Zeit, ohne daß sich die sehnlich erwartete Hülfe blicken ließ.

Es war völlig Nacht geworden. Durfte man gleich etwas auf den Regen und den düster bewölkten Himmel rechnen, so mußte es dennoch schon sehr spät sein. Marie fragte Bernhard einigemal leise nach der Zeit; dieser gab ihr Anfangs täuschende Antworten, dann erklärte er ihr, er könne es nicht mehr sehen.

Es war nun nicht mehr die Seltsamkeit des Verhältnisses allein, was Marien quälte, sondern sie fing auch an, Besorgnisse anderer Art zu hegen. Sollte Ludwig verunglückt, sollte der Mutter etwas zugestoßen sein? Dazu gesellte sich der körperliche Schmerz, der nachgerade so heftig geworden war, daß sie sich in einem fast fieberhaften Zustande befand.

Weder Bernhard, noch die übrigen Männer konnten sich's jetzo mehr verbergen, daß ein außerordentlicher Vorfall eingetreten sein müßte, denn es waren weit über zwei Stunden verflossen, seit Ludwig sie verlassen hatte. Sie fingen daher an, zu berathschlagen, was man thun solle, ob es nicht die Pflicht gegen den Freund erfordere, mit Ernst nachzuforschen, was geschehen sei; denn es konnte ihm ja doch ein Unfall zugestoßen sein. Bernhard hielt es nunmehr für das Beste, mit der Sprache herauszurücken, um die ängstlichen, eingeschüchterten Mädchen nicht noch mehr durch ein dunkles Verhüllen und Verbergen, das zuletzt doch nicht durchzuführen wäre, zu beunruhigen. Man stimmte ihm bei. Er erklärte daher Marien offen, daß er selbst anfange, besorgt zu sein und es daher für Pflicht halte, sich um Ludwig zu kümmern.

Marie erwiderte diese Eröffnung durch einen Händedruck, denn schon längst hatte es auf ihrem gepreßten Herzen gelegen, die Männer um das zu bitten, wozu sie sich

jetzt erboten. Nur wagte sie es nicht, theils weil sie besorgte, daß man ihre Angst für ungegründet halten möchte, theils weil ihr das Ansinnen zu viel zu fordern schien.

Bernhard, als des Wegs am kundigsten, und Jaromir übernahmen es, hinunter zu gehen; Rasinski, als der Älteste, blieb zum Schutz der Frauen zurück, und behielt auch Boleslaw bei sich, weil man nicht wissen konnte, ob Mariens Zustand nicht vielleicht die Hülfe zweier Männer nothwendig machte, und weil es überhaupt gut schien, daß auf jeder Seite Zwei blieben, um einander zu unterstützen.

Bernhard und Jaromir machten sich auf den Weg. Sie versprachen, es möge vorgefallen sein, was da wolle, wenigstens Botschaft zu bringen oder zu senden. Obgleich der Regen heftig herabströmte und man kaum die Hand vor Augen zu sehen vermochte, ward es den beiden Wanderern doch Anfangs nicht schwer, den richtigen Weg zu finden. Sie erreichten ohne Schwierigkeit die Ruine und glaubten schon ihrem Ziele ganz nahe zu sein, als sie, minder achtsam, plötzlich vom Wege abgewichen waren und sich in hohem Grase befanden. Sie versuchten, die Straße wieder zu gewinnen, aber vergeblich. Um nicht wieder Zeit zu verlieren, beschlossen sie daher auf dem ungebahnten Wege fort durch Gesträuch und hohes Gras oder Getraide nur grade abwärts zu gehen, da sie die Hauptrichtung nicht verlieren konnten. Indessen war dies nicht so leicht; denn sie wurden Anfangs durch einen ziemlich tiefen und breiten, mit Regenwasser angefüllten Graben aufgehalten, und als sie über diesen endlich einen Übergang gefunden hatten, geriethen sie an eine undurchdringlich dichte Hecke. Sie mußten an derselben hintappen, um ihr Ende oder eine Öffnung zu suchen; doch plötzlich hemmte sie eine Querverzäunung, die sie nöthigte, wieder bergauf zu klimmen. Zum Glück entdeckte Bernhard

eine Stelle, wo man leicht überſteigen konnte. Sie thaten es und ſahen nun in einiger Entfernung ein Licht ſchimmern, das in einem der Hofgebäude, die zu dem Schloſſe gehören, zu brennen ſchien. Hatten ſie dieſes erſt erreicht, ſo war es ein Leichtes, nach dem Wirthshauſe zu gelangen. Bald bemerkten ſie jedoch, daß das Licht wandle und näher komme; es waren Leute mit zwei Laternen. Erfreut, auf Menſchen zu ſtoßen, die ihnen Auskunft geben konnten, gingen ſie denſelben entgegen und trafen auch bald den gebahnten Pfad, auf dem dieſelben herankamen. Da Bernhard und Jaromir durch die völligſte Dunkelheit verborgen, jene aber hell beleuchtet wurden, war es nicht ſchwer, ſchon in ziemlich bedeutender Entfernung zu erkennen, daß es zwei franzöſiſche Gendarmen waren, die muthmaßlich einen Gefangenen transportirten. Bernhard war durch ſeine mannichfaltigen Reiſeerfahrungen vorſichtig gemacht, und Jaromir war es als leichtem Cavalerieoffizier zur andern Natur geworden, im Dunkeln immer die Taktik der Schleichpatrouillen zu beobachten. Es bedurfte alſo für Beide nur eines gegenſeitigen Winks, um die Leute mit den Laternen erſt näher herankommen zu laſſen und ſie vorläufig aus einer dunklen Stelle am Wege zu beobachten. Mit Erſtaunen ſahen ſie, als die Gendarmen ſich näherten, daß Ludwig in ihrer Mitte ging, und mit noch größerem Erſtaunen erkannte Bernhard in einem vierten zur Seite gehenden, tief in einen weiten Regenmantel eingehüllten Manne, der gleichfalls eine Laterne trug, jenen Menſchen, der ihm den Nachmittag im Garten als ſo bekannt aufgefallen war. Ein Druck mit der Hand reichte als Zeichen hin, daß man ſich vorläufig durchaus ſtill und nur beobachtend zu verhalten habe. Hinter einen Baumſtamm gedrückt, den Athem anhaltend, ließen ſie daher den Zug vorbei, und als er etwa funfzig Schritte vorüber war,

folgten ſie ihm mit möglichſter Behutſamkeit, wobei ihnen der matte Lichtſchein, den die Laternen zurückwarfen, ungemein zu Statten kam. Bernhard hatte zu viel Vertrauen zu Ludwig, kannte ihn zu genau, um nicht zu ahnen, daß hier entweder ein arges Mißverſtändniß, oder, wie es in dieſen Zeiten leider nur zu gewöhnlich war, ein patriotiſcher Anlaß, oder endlich, was ihm beſonders durch die Mitwirkung des widerwärtigen Fremden wahrſcheinlich wurde, ein Bubenſtück zum Grunde liegen mußte. Dieſer Gedanke ſetzte ſich ſo feſt in ihm, daß er beſchloß, Ludwig, es koſte, was es wolle, aus der augenblicklichen Gefangenſchaft, in der er ſich befand, zu befreien; denn oftmals kam es in jener Zeit ja nur darauf an, jemanden ſeinen heimlichen Richtern oder Gewalthabern im erſten Augenblicke zu entreißen, um ihn nachher durchaus zu retten und zu ſichern. Er ſprach daher leiſe zu Jaromir: „Ich fürchte, hier iſt ein Bubenſtück im Spiele, und ich habe meine ganz beſondern Urſachen zu dieſem Argwohne. Gelänge es uns, unſern Freund nur aus der Gewalt dieſer drei Leute zu befreien, ihm einen einzigen Wink zu geben, ſo wollten wir ſchon Mittel finden, ihn anderweit zu retten. Wollen Sie mir in meinem Wageſtück beiſtehen?“

Jaromir, welcher wußte, was er wage, wenn er als Soldat eine Wache, insbeſondere aber die faſt geheiligten Perſonen zweier franzöſiſcher Gendarmen verletze, fand das Unternehmen ſehr bedenklich; indeß fühlte er auf der andern Seite ſo viel Freundſchaft für Ludwig, daß er es nicht zurückweiſen zu dürfen glaubte. Auch beſaß er jenen Jünglingsleichtſinn, der die Folgen einer That nur obenhin bedenkt, oder vielleicht war es ein tieferer Zug des polniſchen Nationalcharakters, der das Verwegenſte keck beginnt und den Ausgang nicht berechnen will und kann. Kurz, er ſagte zu.

„Gut denn,“ ſprach Bernhard; „und für uns ſoll gar

keine Gefahr dabei sein, wenn wir geschickt verfahren. Der Weg, auf dem wir gehen, ist erhöht; hier rechter Hand an der Hügelwand läuft ein schmaler Graben zur Ableitung des Wassers hin, der aber tief genug ist, daß Jemand, der hineinfällt, einige Minuten Zeit braucht, um wieder herauszukommen; links senkt sich der Weg nur drei bis vier Fuß steil ab. Wenn wir jetzt den Gendarmen leise nacheilen, uns dann plötzlich auf sie stürzen, den einen rechts in den Graben, den andern links die kleine Anhöhe hinunterstoßen und dann beide vereint den Mann im Regenmantel niederrennen, so haben wir Zeit genug, mit Ludwig zu fliehen."

Es galt kein längeres Verabreden. Leise, auf den Zehen, aber doch mit größter Schnelligkeit folgten die gewandten Jünglinge dem Zuge, der den gefangenen Freund geleitete; unbemerkt waren sie bis auf zehn Schritte nahe gekommen. Ludwig befand sich noch wie zuvor in der Mitte zwischen beiden Gendarmen, deren einer links nahe am Rande des Weges, der andere rechts neben dem Graben hinschritt. Einige Schritte voran ging der Fremde im Mantel mit der Laterne. „Ich nehme den rechts," flüsterte Bernhard; „jetzt!"

Wie zwei ansprengende Wettrenner stürzten die beiden kecken Angreifer vorwärts, indem sie zugleich ein lautes Geschrei erhoben. Noch ehe die Gendarmen sich umwenden konnten, rannten beide Läufer schon so fest und gewaltsam gegen sie an, daß der Eine links, der Andere rechts hinuntergeschleudert wurde, ohne einmal recht zu wissen, was und wie ihnen geschah. Verabredetermaßen wollten Beide jetzt auf den Fremden los; doch dieser sparte ihnen die Mühe; denn sowie der erste Ruf der Angreifenden erschallte, hatte er schon, da er nicht das beste Gewissen haben mochte, seine Laterne weit von sich geschleudert, so daß sie verlöschte, und lief, was

er vermochte, den Weg weiter hinunter. Bernhard fand nicht für gut, ihm nachzuſetzen, ſondern raunte nur dem höchſt betroffenen, unbeweglich daſtehenden Ludwig zu: „Wir ſind gute Freunde; flüchte mit uns!“ Zugleich ergriff er ihn beim Arme und rief: „Mir nach!“ Ludwig erkannte ihn ſofort und ſäumte nicht, ihm zu folgen; da dem Gendarmen im Fallen gleichfalls die Laterne verlöſcht war, ſo begünſtigte die tiefſte Finſterniß dieſe ſeltſame Flucht. Alle drei junge Leute ſchoſſen in der Dunkelheit pfeilſchnell dahin, des Weges, den ſie gekommen waren, zurück. Bernhard rief im Laufen den Andern leiſe zu: „Immer mir gefolgt! Wir müſſen beieinander bleiben, ſo behalten wir im Nothfall noch die Übermacht.“

Schon ein gutes Stück mochten ſie gelaufen ſein, als ſie hinter ſich zwei Schüſſe fallen hörten. Es waren die Gendarmen, die ihre Karabiner nach der Richtung abfeuerten, in der die drei Freunde entflohen.

„Schießt nur!“ rief Bernhard. „Wir hören nicht einmal Eure Kugeln pfeifen, geſchweige daß ſie uns träfen!“

An der Entfernung des Knalles, ſo wie an dem Zeitraum, der verfloſſen war, bis die Schüſſe fielen, konnten die Läufer hinlänglich abnehmen, daß ſie ſich in vollkommenſter Sicherheit befanden. Doch ſetzten ſie ihren Weg noch ſo eilig als möglich fort. Jetzt bog ſich ein Seitenweg links den Berg hinauf. Bernhard ſchlug ihn ein; als man etwa hundert Schritte aufwärts gelangt war, ſprach er: „Nun langſam, ſonſt verlieren wir Kraft und Athem! Vorläufig ſind wir in Sicherheit; nur kein Wort geſprochen!“

Schweigend klimmten ſie aufwärts. Von Zeit zu Zeit lauſchte Bernhard, ob ihnen Jemand folge. Es blieb Alles ſtill. Nach einer Viertelſtunde, wo man eine dichte Stelle

des Gebüsches erreicht hatte, konnte man endlich annehmen, daß man sich in völliger Sicherheit befand.

„Was nun beginnen?“ fragte er, indem er stillstand.

„Vor Allem,“ sprach Ludwig und ergriff die Hände seiner Begleiter lebhaft; „vor Allem Euch, Ihr treuen Freunde, meinen heißesten Dank. Aber erklärt mir nur, wie Ihr meine Verhaftung erfuhret, und durch welch ein Wunder Ihr meine Rettung bewirken konntet.“

Bernhard berichtete über die Zufälligkeit der Entdeckung und über die dunkle Triebfeder seines Entschlusses.

„Dich hat eine Stimme Gottes geleitet,“ entgegnete Ludwig bewegt; „denn ich glaube, ich war dem Verderben nahe. Was habt Ihr aber gewagt!“ rief er plötzlich tief gerührt und umarmte Beide mit brüderlicher Wärme.

„Gewagt?“ entgegnete Bernhard; „nichts das ich wüßte! Aufs höchste war das Ganze ein Studentenstreich, für den man uns nicht hängen könnte, wenn man uns auch erwischte. Aber wie soll das geschehen? Wer kennt, wer vermuthet uns? Wir könnten jetzt dreist den beiden Gendarmen in die Arme rennen, es würde keiner von ihnen ahnen, daß er uns sein Schlammbad zu verdanken hat. Aber weshalb hatten sie Dich denn eigentlich beim Schopf genommen? Doch bin ich vielleicht neugieriger als billig.“

„Die Geschichte ist wunderbar genug, und mir selbst noch ein tief verborgenes Räthsel,“ begann Ludwig. „Doch ist sie so verwickelt, daß ich sie Dir lieber ein anderes Mal bei Muße erzählen möchte.“

„Schon recht,“ antwortete Bernhard; „allein die Hauptsachen müssen wir doch jetzo wissen, um darnach handeln zu können, und namentlich zu bestimmen, wo die beste Sicherheit für Dich ist. Könntest Du z. B. nach Dresden zurückkehren?“

„Ich glaube nicht," erwiderte Ludwig. „Doch ich will in der Kürze erzählen. Du entſinnſt Dich des Menſchen, der uns zuvor im Garten als bekannt auffiel?"

„Freilich, nur weiter."

„Als ich vom Berge herab kam und die Ruine erreicht hatte, fand ich dort noch ſehr viele Menſchen verſammelt, die ſich vor dem Regen geflüchtet hatten. Natürlich war es, daß ich mich umſah, ob vielleicht meine Mutter und Tante darunter ſeien. Ich fand ſie nicht; es waren meiſtens Leute, die zur Dienerſchaft des Hofes gehörten. Als ich darauf meinen Weg fortgeſetzt hatte und kaum hundert Schritte von der Ruine entfernt war, kam mir ein franzöſiſcher Gendarm nach, der mir ein ziemlich rauhes „Bon soir Monsieur!" zurief. Ich grüßte wieder und wollte meinen Weg eilig fortſetzen, doch er erklärte mir, daß ich ihm folgen müſſe. Ich fragte weshalb und wohin? — Dies zu beantworten ſei nicht in ſeinem Auftrage, entgegnete er mir. Mir bewußt, nichts verſchuldet zu haben, beſchloß ich, wiewohl höchſt ungern, zu gehorchen, denn ich hatte die Hoffnung, daß die ganze Sache ſich als ein Mißverſtändniß im Augenblick löſen müſſe. Indem ich mich jetzt jedoch umſah, bemerkte ich einen Mann im Regenmantel und einen zweiten Gendarmen, die uns beide eiligſt nachfolgten. Als ſie näher kamen erkannte ich jenen Fremden. Er trat zu mir heran und ſprach mit einem unangenehmen Lächeln: „Sie werden uns zu einem kleinen Verhör folgen müſſen, mein Herr!" „Das habe ich mit Erſtaunen hören müſſen," antwortete ich, „und es wäre mir ſehr erwünſcht zu wiſſen, weshalb." Da er ſchwieg, fuhr ich fort: „Ich kann nur ein Mißverſtändniß vorausſetzen und hoffe daher auf Genugthuung wegen dieſer kränkenden Verhaftung."

„Das wird ſich finden," ſprach er kalt und wir gingen weiter abwärts nach dem Schloſſe zu."

„Es war mir ſehr erwünſcht, daß wir, da der Regen noch immer heftig ſtrömte, Niemandem begegneten; denn ich fühlte mich in der That beſchämt, ſo als Verbrecher zwiſchen zweien Schergen gehn zu müſſen. Im Hofthore des Schloſſes angelangt, wurde ich in das kleine Portierzimmer auf der Seite geführt, wo ich, von beiden Gendarmen bewacht, eine gute Stunde warten mußte, während der Fremde ſich entfernte. Dieſe Zeit benutzte ich, um einen Entſchluß über mein Betragen zu faſſen; ich beſchloß bei mir ſelbſt, mich auf nichts einzulaſſen, ſondern nur gegen die Gewaltſamkeit meiner Verhaftung zu proteſtiren. Natürlich dachte ich beſonders darauf, wie ich meiner Mutter den Schreck, der ſie auf jede Weiſe treffen mußte, erſparen könnte; indeſſen wurde Alles, was ich in dieſer Hinſicht zu thun vermochte, wie Du gleich hören wirſt, vereitelt. Nach einer guten Stunde erſchien der Fremde wieder; es war ſchon ganz finſter, ſo daß ich nicht recht weiß, wohin ich geführt wurde. Ich glaube jedoch es war eines der Nebengebäude des Schloſſes. Nachdem ich eine ſchmale Treppe hinaufgeſtiegen, einen ziemlich langen Corridor heruntergegangen war, wurde ich in ein Zimmer geführt, wo ich denſelben Mann mit dem Orden der Ehrenlegion antraf, der uns dieſen Nachmittag im Garten begegnete. Er ſprach nur franzöſiſch. Ich beſchwerte mich über meine Verhaftung. Er lächelte, zuckte die Achſeln und meinte, ich werde den Grund derſelben wohl kennen. Hierauf ſchritt er zu einem förmlichen Verhör und verlangte zuvörderſt meinen Namen zu wiſſen. Ich erklärte ihm, ich würde mich nicht eher nennen, bis ich den Grund meiner Verhaftung wüßte."

„Sie ſind des Hochverraths angeklagt," rief er heftig.

„Und durch wen?“ fragte ich kalt. „Durch dieſen Herrn,“ erwiderte er und zeigte auf den Fremden.“

„Ich kenne dieſen Herrn nicht,“ erwiderte ich unwillig.“

„Er aber Sie deſto beſſer,“ antwortete mein Inquirent in heftigem Ton.“

„Nun denn,“ ſprach ich ebenfalls gereizt, „wenn dieſer Herr mich des Hochverraths anklagt, ſo wird er auch im Stande ſein, Ihnen meinen Namen zu ſagen, den ich verweigere, weil ich das Gericht, vor dem ich ſtehe, nicht anerkenne.“

„Der Fremde wußte auf dieſe Worte nichts zu antworten, ſondern ſtand mit tückiſcher und verlegener Miene da. Endlich flüſterte er dem, der ſich zu meinem Richter aufgeworfen hatte, einige Worte ins Ohr. Hierauf ſprach dieſer: „Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß wir Ihren Namen kennen, mein Herr, aber die Form des Verhörs verlangt, daß Sie ſelbſt ſich nennen.“

„Ja, die Form des geſetzlichen Verhörs,“ erwiderte ich.

„Mein Inquirent wurde roth vor Verdruß über dieſen Einwurf. Er ging einige Male auf und ab, dann zog er ſich mit meinem Ankläger in ein anſtoßendes Gemach zurück. Nach einer guten Viertelſtunde erſchienen Beide wieder. Der Inquirent ging ſtolz auf mich zu und ſprach: „Man wird Sie jetzt an einen Ort bringen, der vielleicht einigen Einfluß auf Ihre Hartnäckigkeit hat. Sie werden dieſem Herren folgen.“ — Jetzt fielen mir Mutter und Schweſter, ihre Sorge, ihre Angſt ein.

„Sie werden mir doch erlauben, daß ich einige Freunde, mit denen ich hier im Orte bin, von meinem Schickſal benachrichtige,“ ſprach ich heftig.“

„Ich kann Ihnen dies nicht geſtatten,“ entgegnete mein Inquirent.“

„Wie!“ rief ich, „scheut Ihre Gerechtigkeitspflege so das Tageslicht? Dies ist das Verfahren eines Inquisitionsgerichts!“

„Ein Verhafteter, der sich nicht nennen will kann unmöglich auf Vergünstigungen dieser Art Ansprüche machen.“

„Nun wohl denn,“ rief ich, „ich werde mich nennen, sobald ich die Meinigen benachrichtigt habe und somit Jemand frei weiß, der gegen die willkürliche Gewaltsamkeit meiner Haft protestiren kann. Ich schreibe zwei Zeilen; in zehn Minuten kann ich sie unterschrieben zurückerhalten. Sowie dieser Beweis, daß die Meinigen unterrichtet sind, in meinen Händen ist, werde ich jede billige Frage Ihres Verhörs beantworten.“

„Mein Inquirent schien unschlüssig. Nach einer kleinen Pause erwiderte er jedoch. „Ihr Verlangen ist durchaus unzulässig; ich kann Ihnen gar keine Communication mit den Ihrigen gestatten. Übrigens werden wir wohl Mittel finden, dasjenige von Ihnen zu erfahren, was wir wissen müssen. Auf Wiedersehen!“

„Mit diesen Worten empfahl er sich. — Ich war in heftiger Wallung. Die Vorstellung, die ich mir von der Angst meiner Mutter machte, wenn ich verschwunden sein würde, ohne daß sie auch nur die leiseste Spur von mir haben sollte, bewog mich, meinen Widerwillen gegen den Fremden soweit zu überwinden, daß ich den Trotz gegen ihn aufgab und mich ihm in milderm Formen näherte. „Ich hoffe es von Ihrer Menschlichkeit, mein Herr,“ sprach ich, „daß Sie mir gestatten werden, meine Freunde wenigstens durch eine mündliche Botschaft zu benachrichtigen, damit sie nicht vergebliche Sorge um mich tragen.“

„Ich kann nur meinen Auftrag vollziehen,“ antwortete er mit schneidender Kälte.

„Und worin beſteht derſelbe? — Hoffentlich werde ich doch erfahren dürfen, wohin man mich bringt?“

„Der Augenſchein wird es Sie zeitig genug lehren,“ lautete ſeine Antwort.“

„Ich will es geſtehn, ich hatte vor Zorn über dieſen Elenden und aus Beſorgniß um die Meinigen, Thränen in den Augen. Mit Mühe bezwang ich meinen Unwillen ſo weit, daß ich mich nicht zu Dingen vergaß, die meine Lage nur verſchlimmern konnten. In dieſem Augenblick trat einer der beiden Gendarmen ein und meldete halblaut, jedoch ſo, daß ich's hörte: „der Wagen iſt ſchon auf der Fähre und wird jenſeits der Elbe halten. Auch der Nachen iſt bereit.“

„Auf dieſe Meldung gingen wir. Von jetzt an kennſt Du mein Schickſal; denn auf dem Wege, den wir einſchlugen, wurdet Ihr getreuen Freunde meine Retter.“

„Die wenigen Minuten, die wir auf Deine Erzählung gewartet haben, ſind nicht unnütz verfloſſen,“ entgegnete Bernhard; „denn erſt jetzt können wir einen Operationsplan entwerfen. Das größte Glück iſt es, daß Du Dich nicht genannt haſt; ſo ſoll ihnen das Nachforſchen wohl vergehen, wiewohl es immer bedenklich bleiben wird, Dich nach Dresden zu ſchaffen. Was in aller Welt aber können ſie wollen?“

„Im erſten Augenblicke war ich durch die Verhaftung ſelbſt zu aufgeregt, um ruhig nach den Gründen derſelben zu forſchen; jetzt aber hege ich allerdings eine Vermuthung, doch kann ich Dir darüber in dieſem Augenblicke keine Auskunft geben. Vielleicht führt das Ganze aber nur zu meinem Glück und auf die ungehoffteſte Weiſe.“

„Nichts ſoll mir lieber ſein als das,“ entgegnete Bernhard; „einſtweilen müſſen wir aber auch Anderer gedenken. Deine Schweſter iſt oben in einer ſehr üblen Lage und Deine Mutter drunten vielleicht in keiner beſſern. Wir gingen hin-

ab, um Nachricht zu bringen und die Wagen hinaufzusenden; dies müssen wir zuvörderst thun. Was Dich selbst anlangt, so glaube ich, ist es am besten, Du gehst von hier grade hinauf und warteſt ab, bis wir kommen. Droben magſt Du als Entschuldigung Deines Ausbleibens angeben, es sei etwas an dem Wagen zerbrochen gewesen, dessen Ausbesserung sich von Minute zu Minute verzögert habe. Sprich auch, Du seiſt uns begegnet und wir hätten den Überreſt der Beſorgung übernommen, während Du Dich beeilt habeſt die Nachricht davon heraufzubringen. Ich werde indeſſen unten Alles einleiten und ſchlichten; auf keinen Fall aber erzähle ein Wort von Deinem wirklichen Abenteuer. — Und nun geleite Dich Gott, denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

„O, meine Freunde!" rief Ludwig, „wie ſoll ich Euch danken? Wer kann ermeſſen, welchem Unheil Ihr mich entriſſen habt."

„Ei was," rief Bernhard, „danke dem Zufall, aber nicht uns. Mir ſchießt bisweilen ſo ein Ding, was man im gemeinen Leben Ahnung nennt, durch die Seele und das hat mich heute zu meinem eigentlich verrückten Handeln angetrieben. Schelten ſollteſt Du uns, wenn Du nach der innerſten Bedeutung der Handlung, nicht nach ihrem Erfolg richten wollteſt. Denn falls man nicht wirklich ſo ſchurkenmäßig ſchlecht mit Dir umging, falls Deine Verhaftung nur, wie es uns doch am wahrſcheinlichſten ſein mußte, aus einem Mißverſtändniß, oder doch aus einem ganz geringen Anlaß entſtanden war, ſo konnte uns Allen der unnöthige Angriff auf die Gendarmen und die gewaltſame Rettung und Befreiung verteufelt ſchlecht bekommen, und Dich zehnmal tiefer in den Moraſt führen. Aber hinterdrein iſt man klug. Indeſſen, eins muß ich ſagen: eigentlich bleibt der Kunſt die

Ehre. Schwerlich hätte ich mein tolles Projekt ausgeführt, wenn ich nicht mit meinem Pinslerblick in Deiner Physiognomie etliche Linien erkannt hätte, die uns nicht von einer bloßen Verdrießlichkeit oder vom Unmuth in die Stirn geschnitten werden. Trotz des unbestimmten Laternenschimmers aber hätte ich die Hostie darauf genommen, daß Dir die Horizontal- und Vertikalstriche an dem Centralpunkt der ganzen Physiognomie, nämlich an der Grenze zwischen Stirn und Nasenbein, von der Hand eines ernstlichen Unfalls eingezeichnet waren. Einen tüchtigen Meister kennt unsereiner sogleich an zwei, drei Schwungstrichen. Dem hast Du's zu danken. Also: es lebe die Kunst! Und nun fliege frei wie ein Adler nach dem Gipfel dort oben hinauf, wo die Jungen ängstlich in dem Horst lauern. — Glückliche Reise!"

Mit diesen Worten eilte er, Jaromir am Arm ergreifend, abwärts, ohne Ludwigs neu ausbrechenden Dank abzuwarten.

„Meine beste Handzeichnung gäbe ich drum," sprach er im Gehn zu Jaromir, „wenn uns die beiden Gendarmen begegneten und uns nach der Spur der zwei verteufelten Spitzbuben, von denen sie so völlig turnierwidrig aus dem Sattel gehoben worden sind, und nach ihrem entwischten Fang fragten. Ich wollte sie eher auf den Berg Sinai als auf den Gipfel des Porsberges schaffen."

Ludwig ging indessen aufwärts. Als er in die Nähe des Thurmes kam, tönte ihm plötzlich ein „Wer da?" entgegen. Doch er erkannte schnell Rasinski's Stimme, der abwechselnd mit Boleslav, einen förmlichen Patrouillendienst versah. „Gut Freund!" rief Ludwig froh. „Endlich!" schallte es ihm entgegen, und Rasinski reichte ihm froh die Hand. „Wie wird Ihre Schwester sich freuen, die sich schon so um sie geängstigt hat!" Gewissermaßen triumphirend

führte er den Wiedergekehrten nach dem Thurm zu, wo die Mädchen in banger Schweigsamkeit saßen, Marie jedoch halb lag, da der schmerzende Fuß ihr diese Stellung gebot. „Ludwig, bist Du's endlich," rief sie ihm entgegen, als sie seine Stimme hörte und streckte die Hand nach ihm aus; „wie konntest Du uns nur so lange in der bangen Sorge lassen!"

Ludwig entschuldigte sein Ausbleiben, der Verabredung mit Bernhard gemäß, so gut er konnte und verhieß den Mädchen eine nahe Erlösung aus dem seltsamen Gefängniß. „O, nun Du bei uns bist und die Mutter von uns weiß, nun wollen wir gern ausharren," antwortete Marie. Sie wollte ihn bitten, sich zu ihr zu setzen, doch er schlug es aus unter dem Vorwande, daß er ganz durchnäßt sei und daher lieber in Bewegung bleiben als sich setzen wolle. Die Hauptursache war aber die innere Unruhe, ob Bernhard eintreffen werde, oder nicht; diese hoffte er, indem er mit den Männern draußen umherwandelte — denn der Regen hatte längst aufgehört — besser zu verbergen.

Endlich nach einer bangen halben Stunde hörte man Peitschenknall aus dem Walde und bald unterschied man auch das Geräusch der langsam heraufkommenden Wagen. Jetzt blinkte Laternenschimmer durchs Gebüsch und nach wenigen Minuten konnte man sich durch das Auge überzeugen, daß man sich nicht täusche. Jaromir kam zu Fuß voran und brachte die Nachricht, daß beide Mütter mit heraufkämen, damit man nachher einen bedeutenden Umweg ersparen könne. Gleich darauf rollte einer der Wagen heran; der Kutscher sprang gewandt ab — es war Bernhard.

„Da sind wir," rief er, „und zwar ich aus guten Gründen als Kutscher. Denn der einer der beiden Automedons hat sich so betrunken, daß er zu nichts zu gebrauchen ist. Wir haben ihn daher auf der Streu liegen lassen und

ich war ſo frei, mich für den Erben ſeines Mantels zu erklären, da mein Wamms bis auf den letzten Faden ſo naß iſt, als wäre ich mit Odyſſeus um die Wette nach der Phäakeninſel geſchwommen. Jetzt bin ich faſt wieder trocken und nun magſt Du auch trocknen, Ludwig. Damit nahm er den Mantel ab und hing ihn dem Freunde um, indem er ihm zugleich ins Ohr raunte: „Das iſt Deine Verkappung, man kann nicht wiſſen was vorfällt. Du mußt uns auf dem Rückwege fahren; die Kutſcher ſind ſchon beſtochen und wiſſen was ſie zu thun haben.“

Ludwig dankte durch einen unvermerkten Händedruck für die gewandten vorſorglichen Bemühungen des Freundes. Dieſer war jedoch nicht dabei ſtehn geblieben, ſondern darauf bedacht geweſen, in ſeinem Wagen einige Flaſchen guten Weins und einen gehörigen Vorrath kalter Küche zu verpacken und mit hinauf zu nehmen, damit man ſich droben vor der Abfahrt ein wenig ſtärken könne und nicht nöthig habe in ſpäter Nacht wieder nach dem Wirthshauſe zurückzukehren, was Ludwigs halber gefährlich war. Als nach allen dieſen guten Nachrichten und Anſtalten nun endlich noch beide Mütter auf dem Berge eintrafen, die Bernhard durch das eigentlich falſche Vorgeben, daß man dadurch einen ſehr bedeutenden Umweg erſparen könne, zu der nächtlichen Fahrt, die ihnen freilich ein wenig ängſtlich erſchien, beredet hatte, da war die letzte Sorge aus dem Herzen der drei Mädchen verſchwunden und ſie überließen ſich nunmehr der heiterſten Freude. Ja ſie wurden ſogar ein wenig ſtolz auf die romantiſchen Abenteuer des Tages und waren auch nicht die letzten, ſich an den von Bernhard mitgebrachten guten Gaben zu erquicken.

Endlich ſchickte man ſich zur Rückfahrt an. Sowohl Mariens Zuſtand, welche ihren Fuß ausſtrecken mußte, als

auch die ſpäte Stunde, ließen es ſchicklicher erſcheinen, daß die Frauen und die Männer geſondert fuhren. Überdies hatte Bernhard ſehr gute Gründe, dies zu wünſchen, denn im äußerſten Falle war es immer beſſer, wenn alle Männer in einem Wagen beiſammen ſaßen, zumal da auf dieſe Weiſe der Wagen der Frauen ſchwerlich irgend einen Aufenthalt erfuhr. Dieſer war der erſte bei der Abfahrt und wurde von dem wirklichen Kutſcher geführt, weil er des Weges und des Fahrens am kundigſten war. Als nunmehr die Männer unter ſich waren, berichtete Bernhard in möglichſter Kürze das ganze Abenteuer, wenigſtens inſoweit, um die ſeltſame Verkleidung Ludwigs als Kutſcher zu erklären. Man gab ſich das Wort, in der vollſten Übereinſtimmung zu handeln, und Raſinski verſicherte überdies, ſeine Uniform werde hinreichen, um für den Augenblick jede Gefahr abzuwenden. Ludwig drückte ſich eine von Bernhard mitgebrachte Kutſchermütze tief in die Stirn, hüllte ſich dicht in den Mantel und ſchwang ſich hinauf auf den Bock. Während des Fahrens ſetzte Bernhard die Verhältniſſe vollends auseinander, ſo daß durch Mißverſtändniſſe oder Unkunde auch nicht das Mindeſte mehr verdorben werden konnte.

Die Fahrt ging glücklich von Statten. Man kam an die Fähre und ſetzte über die Elbe ohne Hinderniß.

Etwa die Hälfte des Weges mochte man zurückgelegt haben, als Bernhard zum Wagen heraus Ludwig anrief und ihn anzuhalten bat.

„Es iſt zwar ziemlich wahrſcheinlich," ſprach er, „daß man Dich gar nicht kennt; allein es iſt doch nicht ſo ganz gewiß. Wie wenn man Dich im Hauſe Deiner Mutter aufſuchte? — Vorſichtiger wenigſtens iſt es, wenn Du dieſe Nacht nicht dort zubringſt und Dich Morgen noch verſteckt hältſt, bis wir das Terrain ſondirt haben. Einen Vorwand

dazu will ich ſchon finden; für den Augenblick rufe nur Deinem Collegen, dem erſten Kutſcher zu, daß er anhalte, dann wird ſich das Übrige leicht machen laſſen."

Ludwig that, was Bernhard wollte. Jetzt ſtieg dieſer aus dem Wagen, ging zu den Frauen heran und bat ſie, es nicht übel zu nehmen, wenn man ſie allein fahren laſſe. Aber die Pferde des zweiten Wagens ſeien ſo ermüdet, daß ſie nicht mehr von der Stelle wollten, und man daher nothwendig eine Stunde anhalten und füttern müſſe. — Den Kutſcher zog er bei Seite, gab ihm ein Trinkgeld und ſprach: „Sei unbeſorgt, wir fahren in kurzer Entfernung nach, aber wir haben unſre Gründe, weshalb wir nicht mit den Frauen zugleich eintreffen wollen."

Der Kutſcher murmelte ein „Schon gut," ſetzte ſich wieder auf den Bock und fuhr weiter.

Gleichſam als falle es ihm jetzt erſt ein, lief Bernhard dem Wagen nach und rief in den Schlag hinein: „Noch eins! Da wir muthmaßlich viel ſpäter ankommen als Sie, ſo wird Ludwig Sie nicht erſt ſtören, ſondern den Überreſt der Nacht bei mir zubringen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er zu den Freunden zurück. „Nun iſt Alles in Ordnung," rief er fröhlich, „jetzt haben wir uns vermummt und verlarvt, geharniſcht und verpalliſadirt dazu. Nun ſoll Einer die Feſtung ſtürmen, belagern oder aushungern, ich denke, er wird mit ſeinem Volk an unſern Mauern verderben."

Fünf Minuten ſpäter als die Frauen ſetzten auch die Männer ihren Weg fort, ſo daß ſie ſich immer in einiger Entfernung von jenen hielten, die indeſſen doch nicht groß genug war, als daß ſie nicht im Nothfall zu einem ſchleunigen Beiſtande hätten hinzueilen können.

Auf dem ganzen Wege begegnete ihnen nichts Verdäch-

tiges; ungehindert erreichten sie das Thor von Dresden. Als sie hier einfuhren — die Frauen waren schon einige Minuten früher passirt — wurden sie jedoch angehalten.

Ein Polizeiofficiant und ein Gendarm traten an den Wagen und fragten, woher man komme, wer man sei. Verabredetermaßen übernahm es Rasinski, die Antwort auf diese von Bernhard schon gemuthmaßten Fragen zu ertheilen. Die Uniform, der Stand des Grafen schienen den Fragern zu imponiren; sie traten einige Schritte zurück und sprachen leise miteinander. Bernhard, der sie nicht aus der Acht ließ, sah, wie ein Dritter, der tief in einen Mantel gehüllt war, zu ihnen trat. Sein malerisch geübtes Auge für Faltenwurf, wie für Trachten überhaupt erkannte mit ziemlicher Gewißheit Ludwigs Hauptfeind in dem Vermummten; man befand sich also in der That in einer sehr gefährlichen Lage. Rasinski beugte sich endlich ungeduldig zum Wagen heraus und rief: „Worauf haben wir noch zu warten? Es ist spät, man fertige uns rasch ab."

Man zögerte noch einige Augenblicke, dann trat der Gendarm mit einer Laterne näher, leuchtete in den Wagen und sprach höflich: „Verzeihen Sie mein Herr Obrist, aber wir sind beauftragt einer Person, die von Pillnitz kommen muß, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit gleich hier am Thore eine Nachricht zu geben, ich habe also nur den Auftrag, zu sehen, ob sie sich unter den Herren hier befindet."

„Mag der Teufel!" rief der Obrist. „Diese Herren sind meine Regimentskameraden, und jener dort ist mein Freund, und Keiner von uns hat spät in der Nacht hier am Thore Nachricht zu erwarten. Lassen Sie uns in Ruhe! Vorwärts Kutscher!"

Ludwig fuhr rasch davon, und man gelangte nun ohne weitere Gefährde bis an das Hôtel de Pologne, wo Rasinski

mit seinen beiden Offizieren wohnte. Dort sollte Ludwig die Nacht bleiben, während Bernhard es übernahm, den Wagen an Ort und Stelle zurückzubringen. Mit dem Frühesten wollte man dann fernere Verabredungen treffen.

Achtes Capitel.

Am andern Morgen machte sich Bernhard zeitig auf, um Ludwig aufzusuchen. Er nahm seinen Weg die Schloßgasse hinunter und überlegte im Gehen bei sich selbst, was bei dieser ernstlich unangenehmen Sache wohl das Gescheiteste sei, und ob Ludwig nicht wohl thäte, sich wenigstens auf einige Zeit von Dresden zu entfernen; da stieß er, weil er, in Gedanken versunken, nicht auf die Gegenstände um sich her merkte, ziemlich unsanft an den Ellenbogen eines eilig Vorübergehenden. Mechanisch griffen Beide nach ihren Hüten und wollten sich eben höflichst gegeneinander entschuldigen, als Bernhard sah, daß er den Fremden vor sich habe, von dem alles Unheil ausging.

Nur ein so gewandter, nie die Geistesgegenwart verlierender Abenteurer wie Bernhard, vermochte dabei die Fassung zu erhalten. Mit großer Höflichkeit entschuldigte er seine große Unhöflichkeit; der flüchtige Zug der Überraschung in seinen Mienen, konnte allerdings der Betroffenheit über das heftige Zusammenstoßen eben so gut gelten, als der Empfindung, die der Anblick der Person ihm einflößte.

Der Fremde antwortete eben so höflich; Bernhard spähte mit Falkenblicken in seinen Zügen umher, um zu entdecken, ob er erkannt werde oder nicht. Es schien ihm als sei der

Fremde ungewiß. Da ſchoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie wenn es dir gelänge, dieſen Schuft vertraulich zu machen und dich ſeiner ſelbſt gegen ihn zu bedienen? Columbus konnte über den plötzlichen Gedanken, der ihm eine neue Welt hinter unbekannten Meeren zeigte, nicht erfreuter ſein als Bernhard über dieſen Einfall. „Sie ſcheinen zwar fremd, mein Herr," erwiderte er, „allein ich dächte wir ſollten uns doch ſchon irgendwo anders begegnet ſein als hier, wo uns der Zufall ein wenig hart aneinander geführt hat."

„Es will mir gleichfalls ſcheinen," entgegnete der Fremde mit derjenigen ſichtlichen Unruhe in den Mienen, die es uns verurſacht, wenn wir einer unabweislichen Perſonalerinnerung keinen rechten Namen oder Platz in unſerm Gedächtniß zu geben wiſſen.

„Mein Gott, jetzt fällt mir's ein," rief Bernhard; „waren Sie nicht geſtern im Garten zu Pillnitz? Begegneten wir einander nicht bei den ſchönen Fliedergebüſchen?"

„Ganz recht," rief der Fremde mit einem von boshafter Freude leuchtenden Geſicht, „ganz recht; aber Sie waren nicht allein."

„Ich ging mit einem Reiſebekannten, den ich im Wirthshauſe getroffen," warf Bernhard leicht hin. „Nachher beſtiegen wir den Porsberg, aber das Gewitter brachte uns auseinander. Sind Sie vielleicht auch davon überraſcht worden?

„Ein wenig; indeſſen —"

„Ich ganz ordentlich," unterbrach Bernhard mit Abſicht; „ich wurde naß bis auf die Haut. Und dazu hatte ich keine Gelegenheit zurückzukommen, da der Schuft von Kutſcher, den ich beſtellt hatte, zum Teufel gefahren war, vermuthlich weil man ihm mehr geboten hatte, denn die Preiſe ſtiegen gewaltig. Indeſſen gerieth ich an einige franzöſiſche Offiziere, prächtige, wohlwollende Leute, die nahmen

mich noch ganz spät mit nach Dresden herein, sonst säße ich vielleicht noch dort. Eben will ich zu ihnen gehn und meinen Dank abstatten; da diese Herren aber früh auszugehen pflegen, so entschuldigen Sie wohl, wenn ich ein wenig eile."

Mit diesen Worten machte er den Scheinversuch zu gehen, doch der Fremde ergriff ihn bei der Hand: „Ein Wort, ich bitte. Wer war, wenn ich fragen darf, Ihr Begleiter im Garten?"

„In der That," entgegnete Bernhard, „das kann ich Ihnen eben so gut sagen als nicht sagen. Ich reise viel hin und her; schon vor längerer Zeit traf ich ihn einmal in Manheim, und vor einigen Tagen fand ich ihn an der Tabled'hôte in Leipzig wieder. Wir tranken zusammen Kaffee im Rosenthal, gingen ins Theater und speisten Abends in einem Austernkeller. Gestern geriethen wir zufällig im Garten von Pillnitz zusammen, und eben so zufällig brachte uns das Gewitter wieder auseinander. Das ist meine ganze Wissenschaft. Von Stand und Namen weiß ich nicht Bescheid zu geben, denn welcher Reisende kümmert sich in dieser Beziehung um den Andern? Wenn Ihnen aber daran liegt, so kann ich Ihnen leicht Bescheid geben, denn wir haben uns auf heute Nachmittag ein Rendezvous beim Hegereuter im plauischen Grunde gegeben."

„Wann, wenn ich fragen darf?"

„Um vier Uhr. Wollen Sie vielleicht mit von der Partie sein, so hole ich Sie ab und führe Sie, denn ich weiß vollkommen Bescheid."

„Sie würden mich unendlich verpflichten; doch erlauben Sie mir, Ihnen diese Mühe zu ersparen, mein Herr, und vielmehr Sie abzuholen; darf ich um Ihre Wohnung bitten?"

„Das würde ich um keinen Preis zugeben! Um aber

den Streit zu schlichten, wollen wir uns um drei Uhr bei dem Italiener Longo hier gleich auf der Schloßgasse treffen. Für jetzt muß ich mich beurlauben. Auf das Vergnügen Sie wiederzusehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten empfahl sich Bernhard mit dem Anstande eines Erzsausewinds und eilte die Gasse hinunter; aber nur um unvermerkt in eines der nächsten Häuser zu schlüpfen und von dort aus dem verdächtigen Fremden mit Adlerblicken zu folgen. Als er sich sicher glaubte, ging er ihm nach, entschlossen, die Spur desselben nicht zu verlassen. Der Beobachtete trat in ein ansehnliches Haus der Schloßgasse ein; Bernhard wußte, daß dasselbe einen Portier habe, den er sogar kannte, und beschloß diesen auszuforschen. Er folgte dem Fremden daher in das Haus und befragte den Portier, ob er ihn kenne.

„Nicht von Namen," erwiderte dieser; „aber er wohnt hier im Hause und gehört zu den Leuten des Baron St. Luces, ich glaube er ist der Secretair desselben."

Bernhard wußte genug. Wie ein Pfeil eilte er jetzt zu Rasinski. Er fand ihn mit Ludwig und den jungen Offizieren beim Frühstück. Seine Nachricht wurde mit Begierde gehört. Bei dem Namen St. Luces zog Rasinski die Stirn in finstre Falten. „Das ist kein guter Name für Sie, lieber Freund! Der Mann ist halb Legationsrath, halb Polizeibeamter, halb Spion; sehr gewandt aber sehr ränkevoll und habsüchtig; unentbehrlich, aber verächtlich. Eigentlich heißt er Rumigny, ist aber wegen seiner schurkischen Dienste vielfach empfohlen und auf diese Weise in den sogenannten Adelstand erhoben worden, der seit dem Kaiserthum in Frankreich so reichlich aufsprießt. Ich kenne ihn nur zu gut. Was in der Welt aber kann er von Ihnen wollen?"

Ludwig hatte sein italienisches Abenteuer, dem er al-

lerdings den Grund seiner Verhaftung zuschrieb, noch Niemandem entdeckt; jetzt erzählte er es in seiner ganzen Ausführlichkeit, verschwieg jedoch Alles, was sein Herz dabei berührte. Bernhard hörte mit gefesseltem Erstaunen zu. Also auch Ludwig kannte dies geheimnißvolle Wesen? Er war zu derselben in so nahe Beziehungen gerathen. O, wie tief, dachte Bernhard ahnungsvoll, muß sich unter so wunderbaren Verhältnissen das süße Bild in das Herz des Freundes geprägt haben! Ihm war diese holde Gestalt wie ein Traumbild erschienen und verschwunden; jetzt aber, da er den Freund in so innigen Verbindungen der Wirklichkeit zu dem Ideal erblickte, das ihm bisher nur gleich einem Raphael'schen Bilde vor der Seele schwebte, jetzt wurde sein Herz auf das tiefste bewegt, und er fühlte, wie alte, nur leicht bedeckte Wunden wieder bluteten. In seiner gewöhnlichen Weise setzte er aber dem Ernst, den er nicht mehr frei beherrschte, die Schellenkappe auf. „Ein unvergleichliches Abenteuer! Beim Himmel!" rief er. „Sollte man sich aber jetzt noch Deinetwegen kümmern? Für eine Spazierfahrt über den Simplon, in lauer italienischer Nachtluft, an der Seite eines so holden Wesens, das mich als Bruder adoptirte, ließ ich mich zehnmal aufhängen. Sollte man also viel daraus machen, wenn's Dir geschähe?"

„Scherz bei Seite," entgegnete Rasinski und wandte sich zu Ludwig; „ich fürchte aber, die Sache nimmt eine sehr schlimme Wendung, denn ich glaube, Sie haben, ohne es zu ahnen, eine That begangen, die man Ihnen schwerlich verzeiht. Auf jeden Fall müssen Sie sich jetzt noch verborgen halten, bis wir genauer unterrichtet sind. Hier sieht Sie Niemand; auch Ihrem Freunde möchte ich rathen, sich einstweilen nicht zu dem Rendezvous einzufinden, bis ich nähere Erkundigungen eingezogen habe. Dies will ich sogleich thun."

„Für mich fürchte ich nichts," erwiderte Ludwig ernſt; „allein was ſoll ich meiner Mutter, meiner Schweſter ſagen?"

„Die volle Wahrheit, lieber Freund," entgegnete Raſinski; „denn ſind die Ihrigen gar nicht, oder falſch unterrichtet, ſo könnten ſie leicht wider Willen Ihre Verräther werden. Zwar ſcheint man bis jetzt nur Ihre Perſon, nicht Ihren Namen zu kennen, allein wie leicht kann dieſer entfer entdeckt werden! — Ich ſelbſt will es übernehmen, Ihre würdige Mutter auf das ſchonendſte von Allem in Kenntniß zu ſetzen, und dann den Stand Ihrer Angelegenheiten unterſuchen, wozu ich die beſten Mittel in Händen habe."

Ludwig reichte dem entſchloſſenen, vorſichtigen Freunde dankend, aber ſchweigend die Hand. Bernhard ſtampfte unwillig mit dem Fuße, Jaromir und Boleslav zeigten brüderliche Theilnahme.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren," ſprach Raſinski und ſtand auf. „Ich will ſogleich fort. Sie thun indeſſen wohl am beſten, hier ins Nebengemach zu treten und ſich von Niemand erblicken zu laſſen. Zuerſt, lieber Freund, gehe ich zu Ihrer Mutter; die Umſtände werden meinen frühen Beſuch entſchuldigen. Dann beginne ich meine Nachforſchungen; Sie ſollen baldigſt von mir hören." Er wollte gehen, doch blieb er an der Thüre ſtehen, als habe er einen plötzlichen Einfall gehabt. „Ja, ſo geht es am beſten," ſprach er. „Ich muß Sie um etwas bitten," wandte er ſich zu Ludwig, „ohne das ich nichts vermag, nämlich um zwei Zeilen von Ihrer Hand, die meine Vollmacht bei Ihrer Mutter bilden ſollen."

„Sie wird Ihnen unbedingtes Vertrauen ſchenken," entgegnete Ludwig.

„Schenken Sie es mir zuerſt," ſprach Raſinski; „die

Zeilen, die ich verlange ſind mir für einen gewiſſen Fall nothwendig.“

„Gern,“ antwortete Ludwig.

„Nun wohl, ſo ſetzen Sie ſich und ſchreiben: Theure Mutter! Dringend bitte ich Dich, ſchenke dem Überbringer dieſer Zeilen unbedingtes Vertrauen und folge ſeinen Anordnungen.“

Ludwig ſtutzte, aber ſchrieb, was Raſinski verlangte; dieſer ging. Bald nach ihm auch Jaromir und Boleslav, welche in Dienſtangelegenheiten Geſchäfte hatten, da ſie Raſinski behülflich ſein mußten, die nöthigen Beſorgungen für ſein neu zu errichtendes Freibataillon zu machen.

Bernhard blieb bei Ludwig zurück. Beide gingen eine Zeit lang ſchweigend im Zimmer auf und ab, Ludwig mit ſeiner Lage ſorglich beſchäftigt, Bernhard, weil die ganze Macht jenes, in der Tiefe ſeines Herzens ſchlummernden Gefühls in ihm erwacht war. Faſt eine Stunde berührten ſie nur ganz unbedeutende Zufälligkeiten in dem ſtets wieder abreißenden Geſpräch. Endlich begann Bernhard:

„Deine Lage iſt eine ſehr verwünſchte; für Dich nämlich, denn mir wäre ſie vollkommen gleichgültig, da ich auf einem Iſolirſtuhl in der Welt ſtehe und die Leitkette, die mich mit den Menſchen zuſammenhält, jeden Augenblick wegwerfen kann. Du aber ſitzeſt nicht auf einem ſolchen glasfüßigen Schemel, ſondern haſt Wurzeln in die heimathliche Erde getrieben, die ſich nicht ſo leicht ausreißen laſſen, ohne ein Stückchen Land umher zu verwüſten, wo manche liebe Blume zu blühen dachte, und zuletzt vertrocknet man ſelbſt. Mein Nachen hat keine andre Fracht als mich ſelbſt; ich knüpfe ihn auf jeder Rhede an und gehe mit jedem friſchen Winde unter Segel. Schlägt das gebrechliche Ding einmal um, ſo rufen im äußerſten Fall ein paar mitleidige Seelen:

„O weh," aber Niemand macht ſich den Finger naß, um mich zu retten. Und mit dem Schrei iſt das Gefühl aus der Bruſt heraus und verhallt faſt ſo ſchnell wie er; tauche ich nicht wieder empor, ſo iſt mein Gedächtniß ſo raſch verwiſcht als eine Grabſchrift, die mir Jemand mit einem Stab auf die Wellen gezeichnet hätte. Du haſt aber einige Güter, nicht ganz ohne Werth, geladen und ſteuerſt einem erwünſchten Ziele entgegen; Du ſiehſt mit Freuden den günſtigen Wind der Hoffnung Deine Segel ſchwellen, Du — Nun zum Henker, was ſchwatze ich, Du mußt freilich einige Scheu vor Wetterwolken, Felſenriffen, Sandbänken und dergleichen haben. Aber dennoch — ich glaube Ludwig, die That, die Dich und die Deinigen jetzt etwas auf ein Sept-leva ſetzt, gereut Dich doch nicht. — Sieh mir ins Geſicht! ich glaube, ſollteſt Du heut dafür an den Galgen und würdeſt nur begnadigt, weil der Strick riſſe, Du führteſt ſie morgen zum zweiten Male aus, und wollte man Dich wie den Simſon in ſieben neuen Baſtſeilen aufhängen, die ſchwerlich reißen. — Nun rede doch, Galgenvogel!"

„Die Pflicht der Ehre —" entgegnete Ludwig.

„Hol' der Teufel die Pflicht! Wenn es ein dicker, engliſcher Pair geweſen wäre, den Du hätteſt über die Grenze ſchmuggeln ſollen, Du würdeſt geſagt haben, belieben Ew. Herrlichkeit Ihren Hals nur allein zu wagen, ich bin nicht Ihr Whiſt bei dieſer Partie, wir könnten ſchlemm werden und jedenfalls eher einen Strick als einen Trick dabei erſchnappen. Und Du hätteſt vielleicht Recht. Aber der Bruder einer ſo ſchönen Schweſter zu ſein — gerade heraus Ludwig, Du zögeſt nicht zurück!"

„Ich glaube nicht!"

„Und wenn Du den Hellespont unter dem Kreuzfeuer der Dardanellenſchlöſſer paſſiren müßteſt, wenn die Fahrt

zwiſchen Scylla und Charybdis hindurch, wenn ſie über den Acheron, den Phlegethon und Styx ginge, wenn zehn Vierwaldſtätterſeen die Wellenrachen nach ihrem Johannisopfer aufſperrten und der Föhn vom Gotthard wie raſend herunterbrauſte, Du ſprängeſt doch in den Kahn und ſagteſt: ich bin dein Tell, Bianca, ich ſteure hinüber — Du thäteſt es wenngleich Deine Mutter und Marie händeringend am Ufer ſtänden — Sag' an, Du thäteſt es?"

Ludwig erſtaunte über die ſeltſame Wendung und das Feuer in Bernhards Worten. „Sag mir, thäteſt Du es?" wiederholte dieſer.

„Ich glaube, ich müßte es thun," antwortete Ludwig.

„Das glaub ich auch, upon honour!" warf Bernhard plötzlich im Tone des trockenſten Scherzes hin, obwohl er vorher die Klimax ſeiner Wenns im heftigſten Creſcendo hinaufgetrieben hatte. Dann drehte er ſich gegen das Fenſter, trommelte mit den Fingern an die Scheiben und ſah nach den Dächern der gegenüberſtehenden hohen Häuſer hinauf. Eine einzige Thräne drang ihm ins Auge. Er wiſchte ſie unwillig weg und murmelte, wie er in Momenten heftiger Leidenſchaft pflegte, halb vor ſich hin, halb dachte er nur: „Er liebt ſie! Das weiß ich, und ſie ihn, das weiß ich auch, denn mir ſagt's eine Stimme in der Bruſt, der ich mehr traue als meinen eignen Augen. Thörichter Träumer Du! Wie, und ſollteſt du nicht einmal die Kraft haben, deine Luftſchlöſſer einzureißen? Lumperei!"

Ludwig hatte indeſſen ſeine Brieftaſche geöffnet, zog ein Blatt hervor, berührte Bernhard leiſe an der Schulter und gab es ihm, als er ſich umdrehte, mit den Worten: „Lies das, Lieber!"

Es war das Zeitungsblatt, in welchem Bianca Abſchied von Ludwig nahm.

Bernhard las; das Blatt machte ihm seine Ahnung zur Gewißheit. Sein festes, starkes Herz wollte in heißen, glühenden Thränen schmelzen, doch er bezwang sich mit ehrner Kraft. „Schön, innig und rührend," sprach er kurz, das Blatt zurückgebend; doch mußte er sich wieder gegen das Fenster umwenden. — „Sagt ich's nicht," dachte und murmelte er wie zuvor; „o, diese Stimme hat nie gelogen! Wohlan denn, ich will die Keime mit allen Wurzeln aus meiner Brust reißen, und bliebe mein Herz daran hängen!"

Er zog schnell sein Zeichenbuch hervor, griff nach einer Scheere, die auf dem Tische lag, und schnitt das Blatt mit Biancas Bildniß heraus. „Da," rief er und legte es vor Ludwig hin. „Du hattest bisher nur die Noten, dies ist der Text; Du mußt mich aber philologisch verstehn, sonst gilt's umgekehrt, Du hattest den Text, die dürren Worte, hier aber sind die Noten, d. h. die Melodie, die Himmelsmusik dazu. Denn wer versteht den gedruckten Quark dort, wenn er nicht weiß, aus welcher Brust solche Worte tönten, welchen Lippen sie entflohen, in welchem Auge die Abschiedsthräne zitterte! Da, ich schenke Dir das Portrait!"

„Bernhard!" rief Ludwig gerührt und betroffen, „theurer Freund! welches Kleinod schenkest Du mir —

„Kleinod? Ich wüßte nicht. Wenn ich's recht von eben betrachte, denke ich ganz anders und muß Dir sagen, daß Du ein Philister bist. Glaubst Du, ich gebe das Bild weg? Kein Zug wird mir davon entschwinden, denn Maler haben ein gutes Physiognomiengedächtniß, obwohl ich glauben sollte, Andere könnten solche Gesichter auch behalten; man sieht sie nicht täglich. Ich kann mir's den Tag zwanzigmal zeichnen, wenn ich will. Du bekommst also nur etwa 21 Quadratzoll verarbeitete Lumpen, oder Eselshaut, denn es ist Pergament, item ein wenig Abschwärzung vom Sil-

derſtift. Ich gebe nicht mehr weg, als ob ich Dir die aufgeſchriebenen Noten einer Melodie ſchenkte, die ich in Himmelstönen ſingen gehört, und die mir nie aus Ohr und Bruſt entſchwinden kann — nun Du hörteſt ſie ja ſelbſt —; aber freilich, Du verſtehſt das Alles nicht, denn ich rede hier natürlich nur als Maler. Indeſſen darin biſt Du ein Lump, daß Du das ſchmuzige Zeitungsblatt aufhebſt, als würdeſt Du ſonſt die Worte vergeſſen, die dort ſo ſchön mit Kienruß und Öl auf Lumpen gedruckt ſind. Haſt Du keinen Platz, wo ſie ewiger eingegraben ſind als auf dem Wiſch, den Du nicht dreimal mehr auseinanderfalten kannſt, ohne daß er zerreißt wie ein alter Guldenſchein? Nicht anſehn könnte ich das Blatt ohne Wuth, wenn ich bedenke, wo die ganze übrige Auflage ein Ende genommen hat, in welchen Krämerbuden oder Victualienkellern Pfeffer, engliſch Gewürz, oder gar alte Heringe dareingewickelt werden! Ich rathe Dir, den Wiſch zu verbrennen und Dir die Aſche auf die Herzgrube zu reiben, Ludwig —, im Grunde aber plappere ich viel abgeſchmacktes Zeug, und wir haben ernſtere Dinge zu thun. Das Bildniß iſt Dein, verſteht ſich, und ich zeichne mir's wohl gelegentlich einmal ab. Was ich ſagen wollte — mir däucht der Graf bleibt lange aus?"

Ludwig hatte Bernhards unaufhaltſam fließendem, betäubendem Redeſtrom mit Verwunderung zugehört. Das Weſen des Freundes war ihm noch zu fremd, als daß er in die innerſten Geheimniſſe der Bruſt deſſelben hätte blicken können. Nur ſeltſam unheimlich war ihm dabei zu Muthe. Es war ihm daher lieb, daß Bernhard ſelbſt dem Geſpräche wieder eine andere Wendung gab.

„Er iſt längſt über anderthalb Stunden fort," entgegnete er auf deſſen letzte Frage. „Ich weiß nicht, ſoll ich mir das zum Guten oder zum Schlimmen deuten?"

„Wahrlich, ich auch nicht!“ rief Bernhard. „Aber die Ungeduld ſitzt mir ſchon in Händen und Füßen. Ich bin hier gewiſſermaßen mit Dir eingeſperrt, da unſre Nachbarſchaft im pillnitzer Garten mich zum Verräther an Dir macht. Vielleicht heiſt es: mit gefangen, mit gehangen. Nun Du ſollſt einen getreuen Pylades an mir haben, wiewohl ich mir ſonſt wenig von dieſem Charakter zuſprechen darf. — Aber ich höre Schritte auf der Treppe, die mir faſt wie die des Grafen klingen. Wahrhaftig er iſt es!“

Neuntes Capitel.

Raſinski trat ein. Sein Auge war düſter, ſeine Stirn gefurcht.

„Freunde, ich denke Ihr ſeid Männer,“ fing er an, „und werdet eine Widerwärtigkeit des Geſchicks zu ertragen wiſſen. Aber Eure Sache ſteht ſchlimm, und zwar durch Sie ſelbſt, liebſter Freund,“ hiebei wandte er ſich zu Bernhard; „denn der Portier des Hauſes, wo St. Luces einquartirt iſt, hat Sie verrathen!“

„Teufel! Und wie wäre das möglich!“ rief Bernhard.

„Auf die leichteſte Weiſe von der Welt. Denn nachdem Sie ſich nach dem Fremden, den ich Ihnen jetzt als St. Luce's Secretair, Beaucaire, bezeichnen kann, erkundigt hatten und das Haus wieder verließen, ſtand er oben im Erker. Natürlich mußte es ihm auffallen, daß Sie ihm nachgegangen waren; er erkundigte ſich daher ſeinerſeits ebenfalls nach Ihnen und erfuhr, da der Portier Sie kennt, was er nur wünſchte. Der unglaublichſte Zufall von der Welt hat

es überdies gefügt, daß derſelbe Portier geſtern mit in Pillnitz geweſen iſt und Sie dort mit unſerm Freunde Ludwig, den er leider ſo gut kennt als Sie, Arm in Arm geſehn hatte, als Sie daſelbſt St. Luces und Beaucaire begegneten. Jener iſt der gewandteſte Spitzbube von der Welt, und dieſer ſcheint es zu ſein. Es konnte alſo nicht fehlen, daß ihnen bald nichts mehr zu entdecken blieb als das ausgedehnte Complot, welches ſie muthmaßen, weil Ludwig auf ſo kühne Weiſe befreit worden iſt."

„Eine Kugel möchte ich mir durch den Kopf jagen!" rief Bernhard.

„Und meine Mutter?" fragte Ludwig.

„Iſt bereits von Allem unterrichtet."

„Hat man ſie ſchon beunruhigt?"

„Noch nicht, denn glücklicherweiſe kennt der Portier nur Ihren Namen, aber weiß nicht, wo Sie wohnen. Das iſt man ſo eben auszuforſchen bemüht. Darüber werden indeſſen einige Stunden vergehn, und dieſe müſſen wir nutzen. Ich habe bereits einen Plan gemacht, und werde meine Anſtalten noch zeitig genug vollendet haben. Für jetzt nur dieſe Benachrichtigung, denn ich muß Augenblicks wieder fort."

„Nur eine Minute!" rief Ludwig. „Wenn ich mich nun, um Alle, die in meine Sache verwickelt ſind, mit einem Schritte von jeder Verantwortung zu befreien, freiwillig zur Unterſuchung ſtellte?"

„So könnte ich nicht für Ihr Leben bürgen, junger Freund," erwiderte Raſinski ernſt. „Denn Sie haben, wie man mir geſagt hat, einen der gefährlichſten geheimen Agenten unſerer Feinde in Italien, dem man jedoch ſchon auf der Spur war, und bei welchem man die wichtigſten Papiere zu entdecken gewiß ſein durfte, zur Flucht verholfen."

„Nannte man Ihnen denſelben," fiel Ludwig lebhaft

ein, denn er hoffte ſo eine Spur von der Verſchwundenen, der er ſein Herz geweiht, zu erhalten.

„Nein," erwiderte Raſinski; „ich fragte ſelbſt darnach, doch die Antwort war, dies ſei ein diplomatiſches Geheimniß, was vermuthlich nur St. Luces kenne und, weil die Verhältniſſe noch nicht gelöſt ſeien, wohl noch lange ein Geheimniß bleiben werde. Wiſſen Sie wirklich gar nichts darüber?"

„Nicht das Mindeſte," erwiderte Ludwig; „in dieſem Punkte bin ich alſo wenigſtens völlig ohne Schuld!"

„Ihr Wiſſen oder Nichtwiſſen, wenn man Ihnen auch glauben wollte," antwortete Raſinski, „kommt dabei leider durchaus nicht in Betracht. Unſer Kriegsgeſetz beſtimmt Ihnen den Tod. Faſſen Sie indeſſen Muth! Sie werden vielleicht ein Opfer bringen müſſen, aber ich denke es wird mir gelingen, Sie zu retten. Für jetzt leben Sie wohl, Sie ſollen bald von mir hören. — Noch Eins, meinen beiden jungen Kameraden dürfen Sie in Allem blind vertrauen, ſie ſind mir treu wie Söhne ergeben."

Er ging.

Ludwig und Bernhard blieben in ſorgenvoller Unruhe zurück; Beide jedoch am wenigſten um ihrer ſelbſt willen. Bernhard machte ſich die bitterſten Vorwürfe.

„Daß ich Alles ſo leichtſinnig nehme!" rief er aus. „Meine Thorheit ſtürzt Dich ins Verderben und mich dazu, denn ich kann Alles ertragen, nur nicht ein mit Vorwürfen belaſtetes Herz und Gewiſſen."

„Deine Abſicht war die beſte, lieber Bernhard," entgegnete Ludwig ſanft; „und kannſt Du es vergeſſen, daß ich die Hoffnung, die mir noch bleibt, allein Dir verdanke? Wäre ich nicht vielleicht ſchon jetzt verurtheilt, wenn Du mich nicht aus den Händen meiner Feinde befreit hätteſt?"

„Gäbe mir das etwa ein Recht," fiel Bernhard heftig ein, „Dich jetzt ans Messer zu liefern? Und bei Lichte besehn war meine Handlungsweise in Pillnitz auch eine verrückte! Standen die Sachen nicht schlimm, so hätte ich sie schlimm gemacht!"

„Es war doch gut," antwortete Ludwig, indem er sich bemühte zu lächeln, „daß Du dort nicht so vernünftig warst als jetzt. Ich säße sonst vielleicht auf dem Königsstein oder hier in irgend einem Gefängniß und wartete auf den Geistlichen, der mich bis an den Sandhügel begleiten sollte."

Bernhard sah ihm mit seinem dunkeln wilden Auge treu und wehmüthig ins Gesicht; plötzlich breitete er die Arme aus, drückte den Freund heftig ans Herz, küßte ihn und rief: „Bruder! Mich absolvirt Niemand, wenn ich's nicht selbst kann! Und glaube mir, ich bin ein strenger Beichtvater gegen mich! Hier hilft nichts als gut machen. Ich habe den Karren in den Morast geschoben, so will ich wenigstens treu daran helfen, ihn herauszuziehen. Und geht's nicht, so sollen mich alte Weiber verspotten, wenn ich nicht Alles mit Dir ausharre und dulde, was Dir die Haut naß macht. Ja, ich schwöre es Dir, hängen sie Dich auf und lassen mich frei, so hänge ich mich selbst daneben."

„Guter! Lieber!" sprach Ludwig bewegt und hielt ihn fest umschlossen. „Du rauher Diamant! Aber Dein Inneres ist lauterer als Krystall."

Die Freunde wurden durch ein Geräusch an der Thüre unterbrochen; es war der rückkehrende Rasinski. Ludwig und Bernhard blickten ihm gespannt ins Gesicht.

„Ich will Euch," begann er ohne Umschweife, „mit einem Worte Euer Schicksal verkünden, Freunde, denn Ihr seid Männer. Ich kann Euch retten, wenn Ihr in mein Freibataillon treten wollt; die Uniform bahnt Euch den Weg

aus Dresden, ſonſt weiß ich keinen, den die Ränke Eurer Feinde Euch nicht verlegt hätten. Überdies ſeid Ihr alsdann vor jeder ferneren Nachforſchung ſicher; denn einmal bei der Armee angekommen, ſteht Ihr unter meinem Schutz, unter meiner Aufſicht. Ich weiß, die Wahl, die Ihr zu treffen habt, iſt hart, allein ſie iſt die einzige."

„Und könnten wir nicht unter dem Schutz der Uniform die Stadt verlaſſen und nachher einen andren Weg einſchlagen?" fragte Bernhard, in deſſen Seele ein mißtrauiſcher Gedanke gegen Raſinski aufſtieg.

„Ich kann Euch nur Päſſe nach Warſchau ausfertigen, dazu habe ich Erlaubniß und die nöthigen Mittel. Dort müßt Ihr Euch bei dem Diviſionscommando, dem ich zugehöre, melden. Nähmet Ihr einen andren Weg als den, welchen meine Päſſe Euch vorſchreiben, ſo würdet Ihr als Deſerteure behandelt werden, und ich ſelbſt vermöchte nicht mehr Euch zu ſchützen. Und auf welche andere Weiſe wolltet Ihr aus Dresden entkommen? Wohin wolltet Ihr Euch wenden? Bei der Polizei ſeid Ihr bereits ſignaliſirt und als Flüchtige oder irgendwo Verborgene angegeben. Alle Behörden erhalten die Weiſung, Euch aufzugreifen; auf dem ganzen Continent befindet ſich kein einziger Punkt, wohin die Macht der franzöſiſchen Polizei — denn dieſe iſt es, die Euch verfolgt — nicht reichte; ausgenommen die Armee, wo man Euch erſtlich nicht ſucht, und wo ſich zweitens durch die unmittelbare Einwirkung des Chefs alle Nachforſchungen der Art vereiteln laſſen, wenn man ſie vereiteln will."

„Ich werde mich in das, was unvermeidlich iſt, zu fügen wiſſen," ſprach Ludwig mit Faſſung. „Doch — meine Mutter, meine Schweſter werden untröſtlich ſein! In ihrer Seele leide ich unausſprechlich! — Und in Deiner, mein Bernhard! Daß ich Dich in dieſen Abgrund ziehe — —" hier

wandte er das Haupt und legte die Hand ſchwermüthig gegen die Stirn.

Bernhard hielt das Auge finſter, ſchweigend auf den Boden geheftet; nach einigen Augenblicken begann er: „Soldat oder Galeerenſklave zu ſein, iſt nach meinem Gefühl dasſelbe. Ich meinestheils ließe mich mit Vergnügen ſtatt deſſen hängen. Doch wenn mich auch das Schickſal nicht jetzt mit Dir zuſammenkuppelte, wenn ich frei wie ein Vogel von hier nach England zurückfliegen könnte — hier meine Hand darauf, ich zöge doch die Uniform an und würde Dein Kamerad. Ich verlange nichts weiter, als daß Du mir dies glaubſt."

Ludwig reichte ihm ſtumm die Hand, blieb aber abgewendet in tiefſter Erſchütterung ſtehen.

„Ihr werdet Euer Loos liebgewinnen lernen, meine Freunde," ſprach Raſinski; „denn ich hoffe Ihr ſollt nur die ſchöne, die rühmliche Seite unſeres Standes kennen lernen. Ihr tretet als Volontairs ein; ich werde Euch durch irgend ein Dienſtverhältniß zunächſt an meine Perſon knüpfen. Wir werden dann als Freunde und Zeltkameraden leben. Es ſtände in meiner Gewalt, Euch ſogleich zu Offizieren zu ernennen; aber es wäre wider mein Gewiſſen und wider Euer eignes Wohl. Denn als Befehlshaber, wenn gleich einer geringen Mannſchaft, würdet Ihr eine Verantwortlichkeit haben, von der Euch ſelbſt der Kaiſer nicht entbinden könnte. Um aber dabei nicht Gefahr zu laufen, müßtet Ihr den Dienſt verſtehen, den Krieg kennen. Der Ehrgeiz des Soldaten kann Euch nicht treiben; daher iſt das Verhältniß, das ich Euch beſtimmt, ein ungleich beſſeres für Euch. Eure Bildung ſichert Euch die Gemeinſchaft mit den Offizieren; meine Freundſchaft für Euch wird Euch die andern Vortheile ſchaffen, die dem Gebildeten werth ſcheinen.

Wenn nur wenige Monden vergangen ſind, ſo läßt ſich indeſſen vielleicht ein Ausweg finden, der Alles ins Gleiche bringt. Betrachtet Euren neuen Stand als eine Verkleidung, die Ihr einſtweilen gewählt habt; in irgend einer Verkappung müßtet ihr dennoch das ſpähende Auge Eurer Feinde zu täuſchen ſuchen. Diejenige, welche ich Euch vorſchlage, ſcheint mir wenigſtens die ehrenvollſte, die am leichteſten zu ertragende und, was am meiſten in Betracht kommt, die einzig ſichere."

Raſinski's vernünftige, wohlwollende Rede flößte ſelbſt dem ſtarrſinnigen Bernhard Vertrauen ein und brach ſeinen heftigen Widerwillen in etwas. Ludwig erkannte, daß ihm keine Wahl blieb; mit geläuterter Kraft ſeines Willens wußte er das Nothwendige frei zu tragen. Doch Freund, Schweſter und Mutter in dieſes Unglück zu verflechten, das ſchmerzte ihn in tiefſter Bruſt.

„Weiß meine Mutter ſchon," fragte er mit zitternder Stimme, „um das Geſchehene?"

„Sie iſt hinlänglich vorbereitet," antwortete Raſinski, „und hat ſich mit einer Feſtigkeit dem Nothwendigen unterworfen, die ich bewundern muß. Ihre Schweſter iſt ungleich tiefer erſchüttert."

„Marie!" rief Ludwig ſchmerzvoll aus. „O, ich weiß auch was ſie dabei am bitterſten kränkt! Das deutſche, treue Herz!"

Über Bernhards Stirn flogen finſtre Wolkenſchatten.

„Wird man aber;" fragte Ludwig, „meine Flucht nicht meiner Mutter zur Schuld anrechnen? Wird ſie nicht die Rache der Gewalthaber zu fürchten haben? Erfahre ich, daß man ihr nur die leiſeſte Kränkung zufügt, ſo kehre ich zurück!"

„Beruhigen Sie ſich," antwortete Raſinski; „bereits

habe ich Alles ſo eingeleitet, daß die Ihrigen nichts zu fürchten haben. Sie ſind in dieſem Augenblicke ſchon nicht mehr in Dresden, ſondern auf dem Gute Ihrer Tante.

„Wie?“ rief Ludwig; „ſo ſollte ich ſ vielleicht nicht wiederſehen?“

„Ich denke doch,“ antwortete Raſi „obwohl ich's Ihnen nicht gewiß verſprechen kann.“

„Das wäre das Härteſte von Allem,“ ſeufzte Ludwig. „Sollte aber der Aufenthalt auf dem Gute hinreichend ſicher ſein?“

„Er iſt es vorläufig für einige Tage, alsdann wird ſich Manches anders geſtalten, denn aus ſicherer Quelle weiß ich, daß St. Luces nicht länger als höchſtens noch zwei Tage hier bleiben kann. Iſt er, den ich allein für fähig halte, ränkeſüchtig zu verfahren, erſt fort, ſo geht die Sache ihren gewöhnlichen Gang, und alsdann wird, nach den Einleitungen, die ich getroffen, nichts mehr zu beſorgen ſein. Nur müſſen ſie Beide mir Ihr feſtes Verſprechen geben, ganz nach meiner Vorſchrift zu handeln; ſonſt kann ich für nichts bürgen.“

„Unbedingt,“ rief Ludwig.

Bernhard ſchwieg; in ſeiner, alle Verhältniſſe ſpähend überſchauenden Seele, keimte der furchtbare Argwohn auf, daß Raſinski es nicht redlich meine. Faſt war er entſchloſſen, ſich mit einem kühnen Schritte Gewißheit zu verſchaffen und zu erklären, er werde nicht gehorchen, werde nicht Soldat werden, ſondern allein für ſeine Rettung ſorgen. Nur der feſt gefaßte Vorſatz, daß er Ludwigs Schickſale theilen wolle, mochten ſie ſich auch noch ſo rauh geſtalten, hielt ihn von der Unbeſonnenheit, die er zu begehen im Begriff war, zurück. „Ich theile in Allem, was da kommen mag, Schickſal und Entſchluß meines Freundes; mehr kann ich nicht

verſprechen," ſprach er nach einigen Secunden und reichte dem Grafen die Hand dar.

Raſinski ahnete etwas von dem, was in ſeiner Seele vorgegangen ſ mochte; es machte ihn einen Augenblick unwillig, doch . großmüthiger Sinn verzieh das Unrecht, welches ihm den Verdacht angethan wurde, faſt ſo ſchnell, als er e entdeckt hatte.

„Nun denn," antwortete Raſinski, „ſo hören Sie, was geſchehn iſt, und was noch geſchehen ſoll. Ich kenne die Frauen; ihre Gewiſſenhaftigkeit iſt oft ſo groß, daß ſie ſich ſelbſt gegen die teufliſchſte Argliſt nicht durch irgend eine Unwahrheit zu waffnen vermögen. Mein ganzer Verſuch, Sie zu retten, konnte an dem Unvermögen Ihrer Mutter oder Schweſter ſcheitern, bei einer richterlichen Frage irgend einen Umſtand nur zu verſchweigen, vollends aber ihn anders anzugeben. Dieſe ſchöne Reinheit weiblicher Geſinnungen, die ſie in der Zurückgezogenheit von dem, uns Männern ſo vielfach befleckenden Verkehr des Lebens bewahren, konnte hier unſer aller Verderben werden. Darum wählte ich den ſicherſten Weg, nämlich den, die Ihrigen nur ſo weit zu unterrichten, wie ſie ausſagen dürfen, ohne uns ſchaden zu können. Mit dem Zettel von Ihrer Hand, der mir als Vollmacht dienen ſollte, ſandte ich einen, mir durchaus ergebenen Kriegsgefährten, den ich geſtern Vormittag hier traf, und auf deſſen Treue ich Felſen bauen kann, zu Ihrer Mutter. Er mußte darauf dringen, daß ſie ſofort mit Ihrer Tante nach dem Gute abreiſen ſolle, indem Sie geſtern in Pillnitz in einen Ehrenhandel mit einem franzöſiſchen Offizier gerathen ſeien, der heute in aller Frühe entſchieden würde und Sie nebſt Ihrem Freunde und Secundanten Bernhard vielleicht zwänge, Dresden auf das ſchleunigſte zu verlaſſen. Alsdann bliebe Ihnen kein anderes Mittel, ſie noch zu ſprechen,

als auf dem Gute der Tante. Dieſe Nachrichten, beglaubigt durch die Zeilen Ihrer Hand, reichten hin, die Ihrigen zu beſtimmen. Und wenn man ſie jetzt auf der Folter befragte, ſo würden ſie nichts Anderes anzuſagen wiſſen, als was ich Ihnen ſo eben erzählt habe. Sie ſelbſt werden nun dafür zu ſorgen haben, Ihre Mutter zu einem Aufenthalte von einigen Tagen auf dem Gute zu beſtimmen, unter dem Vorwande, daß alsdann die erſten unangenehmen Folgen, denen ſie mit ausgeſetzt wäre, vorüber ſein würden.

Bernhard erkannte jetzt ſeinen Irrthum mit froher Reue. „Vortrefflich, ſchlauer Odyſſeus," rief er aus, „Ihr ſchafft uns wahrlich aus der Höhle des Cyklopen heraus. Nehmt dafür hier meine Hand zum Pfande, daß Euch mein Kopf jederzeit zu Dienſten ſtehen ſoll."

„Ihr ſeht wohl ein, lieben Freunde," begann Raſinski freudig, „daß ich Eurer beiderſeitigen Zuſtimmung gewiß ſein mußte; denn wolltet Ihr nicht durchaus nach meiner Vorſchrift handeln, ſo könnte unſer ganzes Spiel aus Mangel an Übereinſtimmung der Maßregeln verloren gehn. — Falls das Gut nicht zu weit von der Straße nach Poſen, die Ihr noch heute einſchlagen müßt, entfernt liegt, ſo iſt bei dem Abſchiede nichts zu beſorgen. Einen großen Umweg aber dürfen wir wegen des Zeitverluſtes nicht wagen."

„Gott ſei Dank," rief Ludwig und drückte dem Grafen froh bewegt die Hand; „das Gut liegt nicht eine Viertelſtunde abſeit der Straße."

„Jaromir und Boleslav," fuhr Raſinski fort, „ſind ſchon von Allem unterrichtet. Für Jaromir habe ich einen Courierpaß ausgewirkt, unter dem Vorwande, daß ich ihn der Organiſation meines Regiments wegen aufs ſchleunigſte vorausſenden müſſe. Ihr Beide erhaltet Päſſe von mir, als Eurem Chef, und begleitet ihn; dieſe Legitimationen genügen

vollkommen. — Boleslav hat auf seine Figur, die der Eurigen gleicht, bei einem französischen Regimentsschneider schon zwei Uniformen anmessen lassen, die noch diesen Nachmittag abgeliefert werden, so daß Ihr am hellen Tage unerkannt zur Stadt herausfahren könnt. Für Geld und sonstige Bedürfnisse werde ich schon sorgen, wenn Ihr nur erst in Sicherheit seid, und vorläufig ist Jaromir mit Allem versehen."

Dieser trat eben ein. Er war nach Jugendart voller Freude, daß ihm der abenteuerliche Auftrag geworden war. Aufs herzlichste begrüßte er die beiden Kameraden und versprach ihnen die fröhlichsten Tage. „Ihr wißt noch nicht, wie prächtig der Krieg ist," rief er aus. „Es ist ganz gut hier in Dresden, es ist sogar wunderschön," dabei erröthete er ein wenig, weil er vermuthlich an eines der schönen Mädchen dachte, die er gestern kennen gelernt; „aber doch möchte ich den sorglosesten Aufenthalt hier nicht mit Pferd und Säbel vertauschen. Das reizendste Glück würde mich unglücklich machen, wenn ich niemals wieder zu Roß steigen und mitfechten sollte! Und dann sollt Ihr Warschau sehen, meine Vaterstadt! O, sie wird Euch gefallen!" Die Liebenswürdigkeit des offnen Jünglings verfehlte selbst in diesen ersten Minuten ihres Eindrucks nicht. Bald kehrte auch Boleslav zurück, der die Nachricht mitbrachte, daß die Uniformen auf den Schlag sechs Uhr eintreffen würden. Dieser ernste Jüngling empfand, so sehr er dem Kriegsstande anhing, doch die Lage Bernhards und Ludwigs in ihrer Wahrheit und schenkte ihnen die herzlichste Theilnahme.

So verstrich die Zeit in kameradschaftlich herzlicher Vertraulichkeit. Endlich schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Uniformen waren gekommen; Bernhard und Ludwig wurden eingekleidet; Jaromir machte sich reisefertig; der Postillon stieß ins Horn, sie stiegen ein und rollten in

der glänzenden Verkleidung mitten durch die Stadt und durch die vor dem Thore zahlreich dahinſtrömenden Spaziergänger dahin, ohne daß einer derſelben ahnete, ein wie ernſtes, ſeltſames Geſchick unter dieſer heitern Aeußerlichkeit verborgen ſei.

Bald hinter der erſten Station, die ſie gegen Abend erreichten, lag das Haus, wo Ludwig die Seinigen zum letzten Male umarmen ſollte. Raſinski hatte ihnen wohl eingeſchärft, ſich daſelbſt nicht in der Uniform blicken zu laſſen, auch war es Jaromir zur beſondern Bedingung gemacht worden, die Freunde nicht zu begleiten, ſo gern dieſer auch noch von Marien, Emma und Julien Abſchied genommen hätte. Gleichſam als rüſteten ſie ſich auf die Nacht, legten daher Ludwig und Bernhard die Uniformen ab, zogen ihre Ueberröcke an und entfernten ſich; während Jaromir zum Schein beim Abendeſſen verweilte, gingen ſie ſich unvermerkt aus dem Poſthauſe, um das ſchmerzlich-ſüße Lebewohl zu ſagen.

Ludwig, dem alle Pfade der Gegend wohl erinnerlich waren, führte Bernhard ſo, daß man an die Hinterthür des Gartens gelangte, welche für einen Kundigen leicht zu öffnen war. So erreichten die Freunde in tiefer Dämmerung das Haus; vorſichtig blickten ſie erſt zwiſchen die Spalten der Fenſterladen in das Wohnzimmer, in welchem ſchon Licht brannte, hinein, ob nicht ein Fremder anweſend ſei. Nur die Frauen ſaßen, mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, beiſammen. Zitternd pochte Ludwig an die Thür; als er ſie öffnete, flog ihm zuerſt Marie entgegen und hing weinend an ſeinem Halſe. Die Mutter verſuchte aufzuſtehen, doch ſie vermochte es nicht; Ludwig hatte ſich tauſend Mal die männlichſte Faſſung vorgeſetzt, aber jetzo fühlte er, wie ſeine Kraft dem Schmerz zu erliegen drohte. Er ging auf die Mutter zu, beugte ſich über ihre Hand und küßte ſie mit ehrfurchtsvoller Innigkeit. Tief erſchüttert legte ſie die Rechte auf des

Sohnes Haupt und sprach: „O Ludwig, wüßtest Du, wie viel Jammer schon ein Zweikampf über mein Leben gebracht hat, Du hättest mir diese Sorge vielleicht erspart. Doch vielleicht mußte es sein! Ich will nicht richten; aber darf ich dieses Haupt auch segnen? Gehört es nicht einem unglücklich Schuldigen?"

„Wahrlich, Du darfst es," sprach Ludwig fast mit dem Ausdruck der Freude. „Es haftet keine Schuld an mir!"

„So wäre," rief die Mutter freudig, „alles glücklich beendet, und Du dürftest nicht flüchtig werden?"

Ludwig erschrak über den eitlen Wahn der Freude, den seine unvorsichtig rasch ausgesprochenen Worte bei der Mutter erzeugt hatten; er gerieth in Verwirrung, denn er wußte nicht, wie er sich helfen und der Flucht jetzt noch einen geschickten Vorwand leihen sollte. Bernhard, der indessen gleichfalls näher getreten war, rettete ihn durch seine Geistesgegenwart. „Ludwig ist völlig schuldlos," sprach er; „er dürfte den heiligsten Eid der Reinigung schwören. Aber nicht Jeder, den der unparteiische göttliche Richter freisprechen muß, wird von dem weltlichen für unschuldig erklärt, zumal wenn derselbe, wie es hier der Fall sein würde, sein Richteramt in eins der Rache verwandeln will. Unsre Flucht ist für jetzt unvermeidlich, es sind uns nur wenige Augenblicke des Abschieds gestattet. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, denn nur das möglichste Nichtwissen bewirkt es, daß Sie und vielleicht Alle, die hier versammelt sind, möglichst gering in unser Verhältniß verwickelt werden."

Marie, in deren Auge bei Ludwigs Worten selige Stralen der Hoffnung geglänzt hatten, wurde jetzt wieder bleich und neigte sich weinend und bebend gegen die Schulter des Bruders.

„Wir haben Dich Jahre lang entbehrt," rief sie, von

ihren Thränen unterbrochen, mit ſchmerzlicher Heftigkeit aus; „endlich umarmen wir Dich wieder, und ſchon nach wenigen Stunden wirſt Du uns aufs Neue entriſſen, und wer weiß, für wie lange Zeit! O das iſt grauſam!“

„Faſſe Dich, liebe Schweſter,“ ſprach Ludwig, der in dem Schmerz Mariens die verdoppelte Aufforderung fand, ſich männlich zuſammenzuraffen; „Du biſt ſo ſanft, ſo gut, Du kannſt Niemandem zürnen, der Dich gekränkt hat. Trage auch dieſen Schmerz ſanft, den der Geber alles Guten uns ſendet. Seine dunklen Wege werden endlich doch zum Heile führen!“

„Ach, Ludwig!“ Mehr vermochte die ganz Überwältigte nicht hervorzubringen. Der Bruder hielt ſie in ſanfter, liebender Umarmung, bis er fühlte, daß ihre bebende Bruſt ſich erleichtere. Dann ſprach er: „Lebe nun wohl! Meine Mutter, lebe wohl! Ihr alle, alle Ihr Lieben — Ihr ſollt von mir hören!“

Jetzt wollte er, weil er fühlte, daß er ſeinem Schmerz nicht mehr gebieten könne, ſich losreißen und ſchnell hinaus. Doch Marie ließ ihn noch nicht; ſie umſchlang ihn noch einmal und bedeckte ihm das Antlitz mit Küſſen und Thränen. Plötzlich faßte ſie ſich. Sie trocknete das Auge und ſprach: „Nun geh, Lieber! Du wirſt uns Alle in treuem Angedenken behalten, das weiß ich! Doch, wohin flüchteſt Du?“

Jetzt hatte Ludwig die Kraft verloren; Bernhard, der bisher ein ſtummer, aber im Innerſten bewegter Zeuge von der rührenden Liebe Mariens zu ihrem Bruder geweſen war, antwortete ſtatt ſeiner: „Noch muß auch das ein Geheimniß bleiben; aber ſorgen Sie nicht, Sie werden bald Nachricht erhalten.“

Marie ſah Bernhard mit ſanften, thränenfeuchten Blicken an: „Sie ſind ſein Freund, Sie ſind ſo gut, o verlaſ-

ſen Sie ihn nicht, bleiben Sie ſein treuer Begleiter, ſein Bruder, denn die Schweſter muß er ja entbehren — ich will dann auch Ihre Schweſter ſein, und er ſelbſt ſoll meiner Sorge künftig nicht näher ſtehen als Sie.“ Dabei reichte ſie ihm die Hand dar, um ſein Verſprechen zu empfangen.

Als Bernhard ihr in das holde, traurig-bittende Auge ſah, aus dem die treueſte Seele ſo rein erglänzte, verlor er ſelbſt faſt die entſchloſſene Haltung. Ihre Blicke fielen wie Mondlicht in die dunklen, unruhigen Wogen ſeiner Bruſt. Es war ihm plötzlich, als könnten alle Stürme des Geſchicks durch ein ſo ſanftes Wort beſchwichtigt werden, als müſſe ſelbſt ſein brauſender Lebensſtrom plötzlich mild und klar zwiſchen heitern Ufern dahinwallen, wenn ſie es geböte. Eine Wehmuth überkam ihn, die ſein trotziges, ehernes Herz weich auflöſen wollte. Schien es ihm doch, als tönten ſüße, längſt verhallte Klänge aus der Kindheit herüber, als ſähe er weit verwehte Traumbilder alter ſchöner Zeiten wieder aufſteigen — ſein dunkel brennendes Auge wurde durch eine Thräne feucht verſchleiert.

„Das Schweſterherz darf ruhig ſein“, ſprach er bewegt, „ein Bruderherz ſoll es vertreten. Aber jetzt müſſen wir fort!“ Er faßte Ludwigs Arm und riß ihn eilig mit ſich hinweg.

Als ſie einige Minuten ſtumm durch die Nacht gegangen waren, begann Bernhard: „Es gäbe gar kein Unglück ohne die Weiber, freilich auch kein ſonderliches Glück; aber ihre Thränen verſalzen und verbittern Alles, was ſonſt im ſchlimmſten Falle nach nichts ſchmeckt. Keine Priſe Schnupftaback fragte ich darnach, ob wir beide in Rußland von den Wölfen gefreſſen würden oder nicht, wenn Du nicht Mutter und Schweſter hätteſt. Aber Deine Schweſter iſt brav geworden; ſie war ſchon immer ein gutes Kind, und ich entſinne mich jetzt,

daß ſie mich einmal recht ſanft und liebreich verbunden hat, als ich mir hier auf dem Gute die Stirn blutig gefallen hatte von dem großen Birnbaum herunter. Sie hat Dich lieber, als Du es verdienſt, denn wir Männer taugen insgeſammt nicht genug, um recht geliebt zu werden. Es muß aber wohl thun. Ich hab's noch nicht erfahren, am wenigſten von Ältern oder Geſchwiſtern. Mich hat das Schickſal ſpartaniſch behandelt; denn — zwar weiß ich nicht, ob ich bei der Geburt kränklich war —, aber es ſetzte mich gleich darnach einigermaßen aus in die Wildniß. Nun, dem König Ageſilaos ging's auch nicht beſſer! Wer weiß, für welchen Thron ich beſtimmt bin; in unſern Tagen fällt ſo etwas ja kaum auf. — Nun, Du biſt ja ſo ſtill? Schäme Dich! Der Abſchied ändert doch nichts in der Sache? Warum ſollten wir jetzt bewegter ſein als vor einer Minute?"

„Und Du biſt es ſelbſt, Bernhard," entgegnete Ludwig ſanft. „Schäme Dich nicht Deiner Rührung, ſie zeugt von Deiner Menſchlichkeit! Weil wir menſchlich fühlen, gehorchen wir den Sinnen und der Macht der Gegenwart!"

„Amen! Du haſt Recht, Bruder," rief Bernhard, und reichte dem Freunde die Hand.

Beide ſtanden ſtill. Feierliches Dunkel umhüllte ſie; das Gebirg lagerte ſich ſchwarz am klaren Horizont, die Sterne leuchteten ſanft; ein heiliges Schweigen, wie im Tempel des Gottes, herrſchte ringsum. Da ſanken die Freunde einander in die Arme, hielten ſich feſt umſchlungen und thaten ein ſtummes Gelübde unverbrüchlicher Treue.

„Das ſoll die letzte weichherzige Minute geweſen ſein," ſprach Bernhard, nachdem er einen ſanften Bruderkuß auf Ludwigs Lippen gedrückt hatte, „von nun an laß uns wie alte Steuermänner kalt und beſonnen im Sturm des Schickſals bleiben. Wir ſind Soldaten geworden und müſſen

wenigstens für die deutsche Männerehre fechten, da es keinen Kampf fürs deutsche Vaterland gilt. Wenn mir die rothe Morgensonne in die Augen scheint, soll sie zittern und erblassen vor dem Eisenfressergesichte, das ich mir diese Nacht anzulegen denke. Nun vorwärts, Kamerad, wir kommen sonst zu spät in Dienst!"

Sie beschleunigten ihre Schritte und erreichten nach wenigen Minuten die Station, von der sie rasch weiter ihrer abenteuerlichen Zukunft entgegeneilten.

Zehntes Capitel.

Rasinski war nicht ohne Grund besorgt gewesen, daß die Nachforschungen, die Ludwig und Bernhard veranlaßt hatten, sich auf die Familie des Erstern erstrecken würden. Wenige Stunden, nachdem diese auf das Land hinausgefahren war, fanden sich auch schon zwei französische Gendarmen ein, um in der Wohnung nach Ludwig zu forschen. Sie fanden Niemand in derselben, denn Rasinski hatte durch seinen vertrauten Abgeordneten weislich darauf dringen lassen, daß man die Magd mit auf das Gut hinausnehme, damit Niemand zurückbliebe, dessen Aussagen seine Plane etwa kreuzen könnten. Kraft ihrer Willkühr geboten daher die Gendarmen dem Hauswirth, die Zimmer zu öffnen, durchsuchten sie auf das genaueste, und da sie nichts vorfanden, versiegelten sie nicht nur die Schränke, sondern auch die Außenthüren und statteten nunmehr Bericht ab. Rasinski wurde durch seinen Reitknecht, Namens Andreas, einen höchst gewandten und treuen Menschen, von Allem

unterrichtet, was äußerlich beobachtet werden konnte; sein Unterhändler, der mit St. Luces' Bureau in Verbindung stand, hielt ihn in Kenntniß über Alles, was dort geschah. So erfuhr er, daß dieser durchaus nicht wußte, wo er Ludwigs Familie aufsuchen sollte, da Niemand ihm Bescheid zu geben vermochte, wohin die Frauen gefahren waren. Denn zufällig hatte die Tante ihrer Schwester, seit diese sich in der neuen Wohnung, die sie für ihren durch Ludwigs Ankunft vergrößerten Hausstand gemiethet hatte, befand, noch keinen Besuch gemacht, so daß Niemand im Hause diese Verwandten kannte. So leicht konnten daher die Späher den Aufenthalt derselben nicht erforschen, und es war Alles darauf zu wetten, daß St. Luces abreisen müsse, bevor er sie entdeckte. So geschah es wirklich, denn am dritten Tage, früh Morgens, sah Rasinski ihn selbst mit seinem Secretair zum Thore hinaus nach Wien fahren, für welchen Ort ihm ein dauernder Aufenthalt mit wichtigen Geschäften angewiesen war.

Am Abend darauf kehrte Marie mit der Mutter zurück. Mit Erstaunen fanden sie ihre Wohnung versiegelt und erfuhren durch den Wirth, was geschehen war. Das mütterliche Herz begann etwas Schlimmeres zu ahnen, was noch in dunkler Verborgenheit ruhe. Die Frauen bedurften des Rathes, der Unterstützung; aber an wen sollten sie sich sofort wenden? Da trat, wie zufällig, Rasinski, der ihre Ankunft schon durch Andreas wußte, welcher mit unermüdlicher Wachsamkeit Alles beobachtet hatte, ins Haus. Er war nicht nur durch seine Verhältnisse, sondern auch durch seine männliche Festigkeit und Bestimmtheit der geeignetste Helfer in dieser Noth, und durch sein freundliches, theilnehmendes Wesen erschien er den Frauen als ein Engel der Rettung und des Trostes. Obgleich er sich, um seiner Rolle getreu zu blei-

den, völlig unwiſſend ſtellte und dem mütterlichen Herzen die Qual einer Erzählung der Begebenheiten auflegen mußte, ſo verſtand er es doch, ſogar dieſe peinlichen Augenblicke zu erleichternden des mittheilenden Vertrauens zu machen, verſprach ſeine volle Mitwirkung, um die ganze Angelegenheit beizulegen, und erbot ſich, ſogleich zum Commandanten zu gehn.

Er that es. Die Frauen traten indeß bei dem Wirth ein, wo ſie eine ängſtliche Viertelſtunde zubrachten. Beſonders war Marie voller Schmerz und Sorge. Ach, wie war ſo Alles, was ſie von glücklichen Tagen gehofft hatte, plötzlich vereitelt! Die Zeit, auf die ſie ſich Jahre lang gefreut, war nun gekommen; doch wie bitter wurde das ſchweſterliche Herz aus ſeinen ſchönen Träumen geweckt! Wie Manches hatte ſie freudig entbehrt, um die Zukunft des Bruders feſter gründen und bauen zu helfen! Wie gern hatte ſie mit der Mutter in der engſten häuslichen Beſchränkung gelebt, damit er, den ſie ſo über Alles liebte, ſeinen reichen, edeln Geiſt in freieren Verhältniſſen ausbilden, alles Gute und Schöne kennen lernen und genießen ſollte. Ihr beſcheidenes Herz wollte nichts als ſich dereinſt an dem Glück des Bruders freuen; es wollte auf ſein edles Wiſſen, ſeine mannichfaltigen Erfahrungen ein wenig ſtolz ſein und begnügte ſich gern damit, einen freundlichen Wiederſchein des Glanzes zu gewinnen, der ſein Leben reich umſtralen ſollte. Die ſorglich gepflegten Keime waren zur ſchön entfalteten Krone gediehen; ſchon öffneten ſich die vollen Knospen und verhießen den endlichen Lohn aller Mühen, alles Entbehrens — da ſchüttelt ein rauher Sturm den jungen Wipfel, und plötzlich ſteht er entblättert, herbſtlich wieder da, ein Anblick ſtummer Trauer!

Aus dieſen wehmüthigen Betrachtungen weckte Raſinski's

Rückkunft Mariens Herz. Ihn begleiteten zwei Gendarmen, welche die Siegel abnahmen und den Frauen die Wohnung öffneten.

Rasinski hatte dies erlangt, indem er Bürge geworden war, daß beide Frauen sich einer gerichtlichen Vernehmung nicht entziehen würden; auch mußten die Schränke und sonstigen Behältnisse einstweilen versiegelt bleiben. Einige Zeit darauf erschien ein höherer Beamter der französischen Polizei, der, vermuthlich durch Rasinski's Gegenwart bestimmt, höflich, aber entschieden, die Auslieferung aller Papiere forderte. Diese wurden ihm mit dem ruhigsten Gewissen eingehändigt, worauf er alle Siegel abnahm und sich, mit einer Entschuldigung über die Belästigungen, die seine Amtspflicht ihm gebiete, empfahl.

Jetzt machte die geängstigte Mutter ihrem Herzen endlich Luft: „Um Gottes Willen, was bedeutet das?" fragte sie Rasinski. „So verfährt man nicht in Folge eines Duells! Ich beschwöre Sie, entdecken Sie mir, was ist vorgefallen? Was hat Ludwig gethan?"

„Darüber bin ich," entgegnete Rasinski, „fast so in Ungewißheit als Sie selbst, würdige Frau. Das Duell aber, so viel weiß ich jetzt, war nur Vorwand seiner Flucht; er ist irgend einer Handlung angeklagt, die gefährliche Folgen haben kann. Vermuthlich hat er sich in eine Verbindung eingelassen, die —"

„O," rief Marie nicht ohne ein Gefühl des Stolzes auf den Bruder aus, „gewiß hat sein edles, vaterländisches Herz —" hier brach sie ab, hielt einige Augenblicke inne, seufzte aus tiefster Brust und sprach dann fest, aber mit dem Ausdruck des bittersten Schmerzes: „Wir leben in einer Zeit, wo oft die edelste Gesinnung für verbrecherisch gilt!"

Rasinski war erschüttert; er, dessen ganze Seele für

das eigne Vaterland glühte, mußte Mariens Schmerz in seiner vollen Größe empfinden. In ihren sonst so holden, nur sanfte Weiblichkeit athmenden Zügen wurde ein edles Zürnen sichtbar, das eine fliegende Gluth auf die bleiche, mit Thränen benetzte Wange trieb und ihrem Schmerz den Adel einer stolzen Aufrichtung innerer Würde gegen die Ungerechtigkeit des äußerlichen Geschicks verlieh.

„Mäßige die Heftigkeit deines Gefühls, liebe Marie," sprach die Mutter sanft, da sie sah, wie aufgeregt die Tochter war; „bedenke, daß Du Deines Bruders Loos verschlimmern könntest."

„Nicht, wenn ich der Zeuge dieser Aufwallung bin, wahrlich nicht!" rief Rasinski mit Feuer. „Was ist heiliger als das vaterländische Gefühl? Ich selbst glühe für mein Volk, für das Land meiner Geburt; wie sollte ich dasselbe edle Gefühl in einer andern Brust verdammen? Nein, Ihr Zürnen im Schmerz ist schön, es ist edel!"

Mit diesen Worten reichte er Marien die Hand gleichsam zu einem Bunde mit ihren Gesinnungen dar. Ein sanfteres Erröthen verschönte jetzt ihre Wange, und eine holde Verwirrung mischte sich mit dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Züge. Doch legte sie nach leisem Zögern ihre Hand in die dargebotene Rasinski's und sprach dann: „O, Sie werden uns helfen; zu Ihnen habe ich Vertrauen!"

Gern hätte er jetzt den Schleier von allen Verhältnissen und Begebenheiten dieser letzten Tage gerissen, wenn er nicht als erfahrner Kenner der edleren weiblichen Herzen eine zu gegründete Besorgniß vor der unbesiegbaren Aufrichtigkeit gehabt hätte, mit der sie dann ihre ganze Blöße den Feinden preisgegeben haben würden. Er wußte gewiß, daß sie weder den Bruder noch ihn selbst verrathen würden; aber alsdann waren sie auch die Opfer, denn ihr Bekenntniß

hätte gelautet: ich weiß, aber ich ſchweige. Zu ihrer eignen Rettung ließ er ſie alſo in dieſer wohlthätigen Unkunde.

Die Frauen baten ihn, ſie dieſen Abend nicht mehr zu verlaſſen; er verſprach es und brachte die wenigen Stunden bis zum Einbruch der Nacht bei ihnen zu. Der Schmerz öffnete ihm das ganze ſchöne Herz Mariens, denn nichts bewegt die weibliche Seele zu größerem Vertrauen als ein Ereigniß tiefer Trauer, bei welchem ein Mann ihr mit Feſtigkeit zur Seite tritt; nichts aber zieht auch das männliche Herz mit ſtärkern Banden zu dem weiblichen hinüber als das Dulden eines zarten, holden Weſens. So würde Raſinski dieſen Abend für den glücklichſten ſeines Lebens gehalten haben, wenn nicht ein ſo trauriges Ereigniß ihn herbeigeführt hätte. Von früheſter Jugend an war er durch Begebenheiten, die nicht nur ſein Vaterland ſondern ganz Europa erſchüttert hatten, auf das offene Meer des Lebens getrieben worden. Selten hatte das Schickſal ihm vergönnt, in einem ruhigen Hafen Anker zu werfen; um ſo tiefer mußte es ihn daher ergreifen, wenn dieſe Augenblicke einer heitern Windſtille des Lebens eintraten, wo es auch ihm einmal vergönnt war, von den Früchten zu genießen, die er ſonſt nur von fern an den Küſten gedeihen ſah, vor denen er vorüberſegelte. Er hatte jetzt das Mannesalter erreicht, wo das Herz aufhört ſtürmiſch in die Weite zu treiben; in Augenblicken, wo ihm das unruhige Wogen ſeiner Tage Muße ließ, war die Sehnſucht, endlich einmal zu raſten, oft mächtig in ſeiner Bruſt erwacht. Sollte es uns Wunder nehmen, daß jetzt, wo eine ſo holde Geſtalt ihm zu winken ſchien, dieſer Stimme in ſeiner Bruſt Gehör zu geben, der Wunſch faſt zum Entſchluß reifte? Ein kühner Sinn faßt das Ziel ſcharf ins Auge, auch wenn er es jenſeits tiefer Klüfte und Abgründe ſchimmern ſieht; es kann daher nicht

befremden, daß Rasinski in einem Zeitpunkte, wo ein ganzer Welttheil in Waffen ſtand, wo der Boden noch unter ganzen Nationen bebte, und Niemand wußte, ob der nächſte Tag ihm Heil oder Vernichtung bringen werde, dennoch dem Gedanken Raum gab, den Grundſtein einer friedlichen Zukunft zu legen. Ein kühner Entſchluß war jedoch bei ihm kein unbeſonnener; er hatte männliche Feſtigkeit genug, ihn in ſich reifen zu laſſen und nicht eher ein fremdes Schickſal mit ſeinen Hoffnungen zu verflechten, bevor er die Wege überſah, auf denen er ihre Erfüllung zu erreichen vermochte. Deshalb verbarg er jetzt die in ihm erwachte tiefere Liebe zu Marien und widmete ihr dafür eine deſto wärmere Freundestheilnahme, doch mit dem feſten Vorſatze, ſich ihr zu entdecken, noch bevor er ſcheiden würde.

Der Abend verſtrich in jener wehmüthigen Innigkeit, welche vertrautes Beiſammenſein in Zeiten der Trübſal erzeugt. Rasinski ging ſpäter, als er faſt gefollt hätte. Am andern Morgen begab er ſich früh auf die Commandantur, um ſich nach dem Stande der Angelegenheiten bei einem ihm bekannten Offizier des Bureaus zu erkundigen. Zu ſeiner Freude erfuhr er, daß der Commandant ſich mit wohlwollender Schonung über die Lage, in der ſich Ludwigs Mutter und Schweſter befanden, geäußert und die Entſcheidung ausgeſprochen habe, daß, wenn nicht die dringendſten Verdachtsgründe gegen die beiden Frauen vorhanden ſeien, man von allem weiterem Verfolg der Unterſuchung gegen dieſelben, welche einen ſo ungroßmüthigen Charakter an ſich trage, abſtehen ſolle. Mit dieſer frohen Nachricht eilte er die beſorgten Frauen zu überraſchen. Als er ins Haus trat, begegnete ihm bereits ein Beamter, der von ihnen kam. Er hatte auf Befehl des Commandanten ſchon in aller Frühe ſowohl Marien als ihre Mutter verhört; beide konnten natürlich

nichts aussagen, als was sie wußten, und dies war so wenig, daß unmöglich ein weiteres Verfahren deshalb gegen sie eingeleitet werden konnte. Glücklicherweise befanden sich unter den in Beschlag genommenen Papieren auch Briefe Ludwigs aus Italien und der Schweiz, kurz vor und bald nach seinem Abenteuer in Duomo d'Ossola geschrieben, die dessen nicht im mindesten Erwähnung thaten. Dieser Umstand mußte dazu beitragen, es aufs höchste wahrscheinlich zu machen, das beide Frauen nicht den geringsten Antheil noch Kunde von dem hatten, dessen Ludwig angeklagt war. Nach einigen Stunden wurden ihnen daher sämmtliche Papiere auch wirklich mit der Erklärung zurückgegeben, daß sie auf keine Weise ferner beunruhigt werden sollten.

Diese Bedrängniß war also vorüber; indessen hatte Rasinski jetzt freilich die schwere Aufgabe zu lösen, die besorgte Mutter und Schwester mit Ludwigs und Bernhards Schicksal bekannt zu machen. Er schob dies absichtlich noch hinaus; inzwischen konnte er den Frauen einen Zettel von Ludwig, welcher ihm in einem Briefe Jaromirs geschickt war, auf einem Umwege zukommen lassen. Derselbe enthielt nur einige Zeilen, absichtlich ohne Ortsangabe, wodurch Ludwig der Mutter das glückliche Gelingen seiner Flucht und sein und Bernhards Wohl meldete. Rasinski wollte nicht eher von den Frauen als Mitwisser gekannt sein, bis er Dresden verlassen konnte; dies war die Ursache, weshalb er alle näheren Erklärungen bis wenige Stunden vor seiner Abreise versparte.

Eilftes Capitel.

Mit ſchwerem Herzen ging er, nachdem er Alles geordnet hatte, gegen Abend, als die Dämmerung einbrach, zu ihnen, um Abſchied zu nehmen; daß er kommen werde, hatte er ſchon zuvor gemeldet.

Marie öffnete ihm; ſie befand ſich allein. Die Mutter war einer häuslichen Angelegenheit wegen auf einige Minuten zu dem Wirth hinuntergegangen.

„So kommt wirklich der letzte Freund, um Abſchied von uns zu nehmen?“ ſprach Marie bewegt, als ſie Raſinski im Reiſeüberrocke vor ſich ſah.

„In wenigen Stunden habe ich dieſe Mauern hinter mir,“ antwortete er. Beide ſchwiegen jetzt einige Augenblicke, theils aus Bewegung, theils aus Verlegenheit. „Werde ich den Troſt mitnehmen,“ fragte der Graf mit dem Tone ſanfter Bitte, „daß Sie meiner nicht ſo raſch vergeſſen wollen, als die Zeit unſerer Bekanntſchaft kurz war?“

„Dürfen Sie fragen?“ entgegnete Marie gerührt; „Sie, der ſie uns in den ſchreckenvollſten Tagen unſres Lebens Alles waren, und von dem wir noch jetzt Alles hoffen, was unſern Schmerz lindern kann!“

„O, wenn ich das könnte, wenn ich ihn nicht ſogar vermehren müßte!“

„Wie?“ fragte Marie erwartungsvoll und blickte ihn betroffen an.

„Laſſen wir das,“ erwiderte Raſinski, „bis Ihre Mutter kommt, jetzt —“

„Ich eile, ſie zu rufen,“ rief ſie ängſtlich und wollte gehen.

„Nein, nein, bleiben Sie," bat Rasinski und nahm ihre Hand, „in dieser Minute habe ich ein Wort zu Ihnen allein zu sprechen."

Der Ton, mit dem er diese Worte sprach, sein heftiger, warmer Händedruck, mehr aber noch ihr eignes geheim wünschendes Herz hatte Marien Alles enthüllt, was er ihr bekennen wollte, noch bevor ein Wort seinen Lippen entflohen war. Es fiel wie ein Blitzstral leuchtend in ihre Seele, daß sie liebe und geliebt werde. Von einem süßen Erschrecken wie betäubt, stand sie zitternd, unvermögend, ein Wort zu erwidern, mit gesenktem Auge da.

„Könnten Sie das Schicksal Ihres Lebens mit mir theilen, Marie," sprach Rasinski, dem die Sekunden kostbar wurden, mit ernster, sanft bewegter Stimme. „Ich bringe Ihnen kein entscheidendes Ja ab, nur ob Sie ein entscheidendes Nein sprechen müssen, nur das beantworten Sie mir. Wir stehen vor einer Zukunft, wo Keiner sein nächstes Schicksal ahnen oder weissagen kann; fern sei es von mir, Sie jetzt mit in den Strudel zu reißen, dessen Wirbel mich bald ergreifen werden. Nichts soll Sie binden, ja ich würde das unwiderrufliche Ja zurückweisen, weil mein Gewissen mir verbietet es hinzunehmen. Das aber dürfen Sie mir sagen, und das durfte ich Sie fragen, ob ich, wenn der Sturm ausgetobt und die Welle mich nicht begraben hat, einen Blick wieder auf dieses holde, wirthliche Ufer richten darf?"

Mariens Seele wurde während dieser Worte von einem unnennbaren Schmerz zerrissen. Die erste Betäubung war vorüber, sie hatte das Auge geöffnet und sah, vor welchem Abgrund des Jammers sie stand. Die Schuld der Dankbarkeit, welche sie gegen Rasinski fühlte, seine höhere Lebensstellung, sein mehr Ehrfurcht als vertraute Neigung erweckendes Wesen, ja sogar seine nahe Abreise hätten ihr bisher das

wahre Gefühl ihres Herzens für den edlen Mann verschleiert und ihr in ähnlichen der Liebe verschwisterten Gestalten vorgespiegelt. Plötzlich war sie aus dem Traume zum vollsten Bewußtsein erwacht und sah nun auch, durch welch eine Kluft das Geschick sie von dem trennte, der ihr Herz gewonnen hatte und begehrte. Er war im Bündniß mit denen, die sie nur als die Feinde ihres Vaterlandes betrachtete; sie konnte ihn als einen edlen Mann ehren, als einen großmüthigen Freund lieben, niemals aber ihm angehören, ihr ganzes Wesen mit dem seinigen verschmelzen, ohne Pflichten zu verletzen, von deren Heiligkeit ihre Seele aufs tiefste durchdrungen war. Darum stand sie sprachlos, vor dem Meduſenhaupte ihres Schicksals erstarrend, da, und vermochte nicht den unnennbaren Schmerz durch ein sanftes Wort, durch eine milde Thräne zu lösen. Rasinski fühlte ihre zitternde Hand in der Seinigen; eine ahnende Stimme verrieth ihm, was in Mariens Brust vorging; er deutete ihr Schweigen richtig. Doch fragte er noch einmal: „Marie, soll ich keine Antwort haben?"

„O Gott!" rief sie mit einem Tone des Schmerzes, der ihr das Herz zu zerreißen schien, „nie, nie!" Sie riß sich gewaltsam los, schwankte einige Schritte und sank dann ermattet auf einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Sie," sprach Rasinski mit leiser Stimme; „ich verstehe Sie und achte Ihre Gesinnung. Wir können darum aber doch — " hier versagte ihm die Stimme, er mußte innehalten. „Das Loos der Völker," fuhr er nach einigen Augenblicken fester fort, „geht dem Loos des Einzelnen vor. Ich beklage mich nicht. Von Jugend auf war ich's gewohnt, mein eignes Geschick durch das der Welt zertrümmert zu sehen. Dieser harten Nothwendigkeit können wir nicht entweichen; es ist der Beruf des Mannes, sich dar-

über zu erheben; ich glaube, ich weiß ihn zu erfüllen! Aber nicht immer widerſtreben die Weltgeſchicke denen der Einzelnen, oft gehn ſie Hand in Hand; der Irrthum fordert ſo viele Opfer als die Wahrheit; iſt es nicht genug an denen, die wir dieſer bringen?" Dieſe letzten Worte ſprach er ſanfter, indem er ſich Marien wieder näherte.

Sie ſah ihn wehmüthig an und erwiderte: „O, ich weiß, was Sie ſagen wollen! Sie geben mir Unrecht. Vielleicht irrt mein Verſtand, vielleicht täuſcht ſich mein Urtheil. Welche die rechte Wahrheit iſt, weiß ich nicht; die heilige aber iſt die, welche unſer Herz uns vorſchreibt — ach, zu ſeiner eignen Qual!"

Man hörte die Mutter heraufkommen. „Laſſen wir das Geſchehene verſchwiegen bleiben," ſprach Marie, „es würde meine Mutter vielleicht noch tiefer betrüben — und bleiben Sie mein Freund."

Raſinski drückte die dargereichte Hand heftig, aber ſtumm gegen ſeine Lippen. Nicht nur der Schmerz zerriß ſeine Bruſt, ſondern auch die Sorge belaſtete ſie ſchwer. Denn mit welchen Gefühlen mußte Marie jetzt das Schickſal Ludwigs, welches er ihr enthüllen ſollte, vernehmen? Wie ſollte ſie es ertragen, daß der eigne Bruder der Sache diente, für welche ſie ihre Liebe aufzuopfern den Muth und die Pflicht fühlte. Der gefährlichſten Schlacht war er mit leichterem Herzen entgegengegangen als dieſer ſchweren Stunde.

Die Mutter trat ein; Marie ging ihr entgegen. „Unſer Freund kommt ſchon, um Abſchied zu nehmen, liebe Mutter," ſprach ſie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Ja," fiel Raſinski ein, indem er der Mutter entgegenging, „in wenigen Stunden werden wir uns vielleicht auf immer trennen müſſen."

„Das wolle Gott nicht," antwortete die Mutter; „seine Rathschlüsse sind oft milder, als unsere Besorgniß sie scheinen läßt, darauf wollen wir auch diesmal hoffen."

Rasinski erwiderte auf diese letzten Worte nichts; er bot der Mutter den Arm, um sie in das Nebenzimmer zu führen, wo man Abends gewöhnlich versammelt war. Marie ging, um ihre Bewegung zu verbergen, hinaus, um Licht und den Thee zu besorgen, welchen Rasinski diese letzten Abende her stets mit ihnen eingenommen hatte. Diese häuslichen Besorgungen nahmen einige Minuten weg; erst nachdem Alles angeordnet war, und Marie bereits mit stiller Freundlichkeit die Pflichten der Wirthin geübt hatte, begann Rasinski, da jetzt keine Störung mehr zu befürchten war, folgendermaßen: „Ich muß diese letzte Stunde zu Mittheilungen benutzen, die ich Ihnen, so traurig sie auch sein mögen, nicht ersparen kann. Ludwig hat sich bei seiner Rückkehr aus Italien einer Handlung schuldig gemacht, welche unser strenges Kriegsgesetz, das ich durch nichts entschuldigen will als durch seine Nothwendigkeit, unwiderruflich mit dem Tode bestraft. Er ist einer Person, die ich selbst nicht näher kenne, an deren Habhaftwerdung aber dem Kaiser Alles gelegen war, weil sich höchst wichtige Documente in ihrer Hand befanden, zur Flucht behülflich gewesen, und zwar in einem Augenblicke, wo man sie schon zu erreichen hoffte. Deshalb wurde er, da man ihn zufällig in Pillnitz entdeckte und als Thäter erkannte, verhaftet; mit Bernhards Hülfe gelang es ihm, sich der Haft wieder zu entziehen, worauf so strenge Befehle zur Verfolgung Beider gegeben wurden, daß sie schleunigst fliehen mußten. Dazu gab es nur ein Mittel, es gab nur eines, ihr Leben zu retten; das stand glücklicherweise in meiner Gewalt. Der Ausweg war rauh, aber unvermeidlich." Hier zögerte er einen Augenblick; die Frauen

ſahen ihn ängſtlich geſpannt an. „Unſere Freunde,“ fuhr er mit einem weichen Ausdruck der Stimme fort, die die Härte der Mittheilung zu mildern verſuchen ſollte; „unſere Freunde konnten ſich vor ihren Feinden am ſicherſten nur dadurch retten, daß ſie ſich ihnen am nächſten anſchloſſen und ſich dahin begaben, wo man ſie am wenigſten vermuthen kann — ſie tragen jetzt die Kleidung, die ich ſelbſt trage.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Marie aus, „ſie dienen in dem franzöſiſchen Heer?“

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ entgegnete Raſinski; „ſie führen die Waffen gegen ihr Vaterland!“

Die Mutter hatte dieſe Nachricht mit einem ſprachloſen Schrecken vernommen. Sie ſchien Raſinski's Worte noch nicht ganz gefaßt zu haben, ſo ängſtlich fragend hefteten ſich ihre Blicke an deſſen Lippen.

Marie vermochte ihrem Schmerz nicht zu gebieten; ſie warf ſich weinend an die Bruſt der Mutter und rief aus: „O Mutter, Mutter! Nun ſind wir ganz unglücklich! Was kann nun noch geſchehen?“ Die Mutter war unfähig, ihr zu antworten; ſie preßte die Tochter in die Arme; ein heftiges, faſt krampfhaftes Schluchzen drohte ihrer kranken Bruſt den Athem zu rauben. Raſinski wurde durch dieſen Anblick mehr als ſchmerzlich verwundet; er wurde aufs tiefſte gekränkt, ja faſt beleidigt. Denn nach dem, was zwiſchen ihm und Marie vorgefallen war, mußte er ſich und die Sache, der er mit ganzer Seele diente und anhing, für wahrhaft verabſcheut halten. Sein männlicher Stolz lehnte ſich unwillig gegen dieſe Anſicht auf. Aber er bedachte den Schmerz der Mutter, er ſah Mariens Thränen, und ſeine Seele war verſöhnt. „Weinen Sie Ihren Schmerz aus,“ ſprach er theilnehmend; „ich begreife, daß er groß iſt; verſagen Sie aber darum dem Freunde, der es wohlwollend und redlich meinte, nicht Ge-

hör. Was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat, wird auch zu Ihrem Troste dienen." — Die Mutter suchte sich zu fassen; sie winkte ihm mit dem Haupte zu, daß er sprechen möge; sie selbst war noch unfähig dazu. Auch Marie, die es bereuete, in ihrer Heftigkeit dem edlen Manne so weh gethan zu haben, suchte ihn freundlich anzublicken und wiederholte den Wink der Mutter.

„Sie betrachten gewiß," begann Rasinski, „die Verhältnisse zu schroff. Ich will es glauben, daß der Deutsche Ursach hat, den Franzosen zu hassen; ich finde es natürlich, daß er ihn haßt. Aber ist darum Alles, was Frankreich thut, gegen Deutschlands Wohl gerichtet? Theilen nicht viele der geachtetsten Männer die Ansicht, daß ein freies, aufrichtiges Bündniß beider Völker beiden zum Heil gereichen würde? Und ist nicht in diesem Augenblicke ein solcher Bund geschlossen? Fechten nicht die Heere des Rheinbundes, Östreichs, Preußens, ja selbst Sachsens, welches Ihr nächstes Vaterland ist, für die Sache des französischen Kaisers? Dürfen Sie nun wohl mit Recht behaupten, daß der Einzelne, welcher dem Völkerstrome des ganzen Vaterlandes folgt, als Verräther an demselben handle? Sie werden mir vielleicht erwidern wollen, daß die Völker durch eine politische oder geschichtliche Nothwendigkeit getrieben werden, die Einzelnen aber Herren ihres Schicksals sind. Sie sind es jedoch nicht mehr als jene. Ein Volk, ein Staat will sein Dasein durch Gehorsam gegen eine Übermacht der Umstände retten; und was will der Einzelne anders? Warum sollte diesem als Verbrechen angerechnet werden, was jenem gestattet ist? Und bestehen Preußens, bestehen Östreichs Heere nicht aus Einzelnen? Hätten alle diese nicht, ein Jeder für sich, die Verpflichtung, der allgemeinen Nothwendigkeit zu widerstreben? Und gäbe es alsdann noch eine allgemeine? Nein, meine

Freundinnen; ein Unglück haben Sie vielleicht zu beweinen, aber kein Verbrechen der Ihrigen zu betrauern oder zu vergeben. Ich fordere denjenigen auf, der zu behaupten wagt, daß er an der Stelle dieser beiden Jünglinge anders gehandelt hätte. Weshalb sollten sie als nutzlose Opfer fallen, wenn es noch Mittel gab, Leben und Kräfte für eine bessere Zeit zu sparen? Wenn dereinst Deutschland so ganz und tief von dem Gefühle der Entwürdigung seiner heiligsten Rechte durchdrungen ist, daß es sich mächtig aufrafft und in voller, einiger Masse gegen Frankreich andringt, dann mag es auch für jeden Einzelnen Pflicht sein, zu den Fahnen des Vaterlandes zu eilen und jede Gemeinschaft mit dem alten Feinde desselben aufzuheben; alsdann werden aber auch unsere Freunde nicht fehlen. Und wahrlich, nicht ich will derjenige sein, der sie verurtheilt, wenn sie dann einen Bund brechen, den nur die eiserne Hand der Nothwendigkeit zusammenschmiedete, so wenig wie ich sie jetzt verurtheilen kann, daß sie sich unter diese schwere Hand beugen."

Marie saß, ein stummes Bild des Schmerzes, da; ihr Ohr vernahm zwar Rasinski's Worte, doch von ihrem Herzen glitten sie wie matte Pfeile ab. Allein sie schwieg, theils weil sie wenig zu entgegnen wußte und sich gegen Rasinski's Verstandesgründe nur durch widerstrebende Gefühle gewaffnet fand, theils weil sie ihn zu kränken besorgte, endlich aus Erschöpfung. Denn zu deutlich fühlte sie, daß hier kein Widerstreben fruchten könne und nichts übrig bleibe, als das zermalmende Rad des Schicksals über sich weggehen zu lassen. Die Mutter, nicht so heftig in ihren Gefühlen, nicht so entschieden einer entgegengesetzten Ansicht, war für Rasinski's Trost zugänglicher. „Es ist schön von Ihnen," sprach sie, „daß Sie uns durch Hoffnungen aufrichten wollen, wenngleich dieselben noch fern in verhüllter Zukunft schlummern.

Aber, mein großmüthiger Freund, bedenken Sie, wie schwer es ist, ein Mutterherz zu beruhigen, und vergeben Sie mir also, wenn Ihr mildes Bestreben durch die Gefühle meiner Brust vereitelt wird. Welche Sorgen umschweben das Haupt einer Mutter schon, wenn sie den Sohn hinsendet in einen Kampf, den sie selbst für einen heiligen hält, für welchen jeder Sohn des Vaterlandes freudig Blut und Leben opfern muß! Wie ängstlich wägt sie die Gefahren, die ihn bedrohen, wie zählt sie die Minuten, in denen sie keine Kunde von ihm erhält! Und nun vollends, wenn sie weiß, daß sein Herz nicht für die Sache schlägt, der er zu dienen gezwungen ist; daß er die Waffen trägt wie eine Kette, das Lager ihm ein Gefängniß, der Tag der Schlacht ein Tag des Blutgerichts ist. O gütiger Himmel, wie soll da Trost und Hoffnung Eingang in das gequälte Herz einer Mutter finden?"

Nach diesen Worten, mit äußerster Anstrengung gesprochen, lehnte sie das Haupt müde gegen die Wange der Tochter und vergoß bittere Thränen. Rasinski, so fest er allen Stürmen des Lebens von jeher zu trotzen gewußt hatte, fühlte sich doch durch solche Angriffe auf sein Herz fast bezwungen. Sanft ergriff er die Hand der Mutter und sprach: „Wer wollte Ihnen die Gerechtigkeit Ihrer Schmerzen streitig machen? Sie sind das einzige Heiligthum des Duldenden, und glauben Sie mir, auch ich fühle dies in diesem Augenblicke tiefer, als Sie vermuthen." Dabei warf er einen schwermüthigen Blick auf Marien, welche, gleich einem weinenden Heiligenbilde, blaß, schweigend ihm gegenüber saß. Ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust, als Rasinski's Auge dem ihrigen begegnete; doch wandte sie es nicht ab, sondern blickte ihn sanft und wehmüthig an. „Es gibt indessen etwas in der Seele des Mannes," fuhr er fort, „wodurch ihm das

Schickſal, von welchem unſere Freunde getroffen ſind, erleichtert wird, was eine Frau jedoch nicht in Anſchlag zu bringen weiß. Ich meine jenes, allen Männern eigne Ehrgefühl des Muthes, der in der Gefahr ſchon einen Adel der That erblickt, der ſich für jedes kühne Unternehmen eben weil es kühn iſt, begeiſtern kann, ohne ſich um den Zweck deſſelben zu kümmern. Nicht allein dem Stande des Soldaten gehört dieſe Geſinnung an, ſondern ſie iſt ein Eigenthum des Mannes überhaupt. Und wäre dies auch nicht, ſo geſellt ſich doch ſelbſt der nothgedrungenen Wahl eines Standes ſogleich das Pflichtgefühl des Berufs zu. Die Würfel des Schickſals, welche unſer Loos zu entſcheiden hatten, ſind einmal gefallen; Ereigniſſe kennen ſo wenig ein Umwenden auf der Bahn des Vorwärts als die fliegenden Pfeile der Zeit ſelbſt; und haben uns Wahl, Zufall, Glück oder Nothwendigkeit einmal auf einen Standpunkt geſtellt, ſo wollen wir ihn auch würdig in freier Kraft des Willens behaupten. Die Vergangenheit iſt abgeſchloſſen, ihre Thore ſchlagen hinter uns zu; nur vorwärts ſteht die Bahn noch offen; wie unfreiwillig wir auch hineingeſchleudert wurden, jetzt iſt unſere Aufgabe die, uns würdig zu behaupten. Darin finden wir Troſt, Stärkung, ja Erhebung, und nimmermehr wird uns die Kraft verſiegen, das Nothwendige mit Freiheit zu erfüllen.“ Raſinski hatte, indem er auf dieſe Weiſe ſeine Geſinnungen in einer feſten Form ausſprach, ſich dieſelben klarer zum eignen Bewußtſein gebracht und ſo in dieſem Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, die Kraft ſelbſt gefunden, von der er ſprach. Wie vergeblich alle Scheingründe des Troſtes ſein mögen, die wahrhaften dringen auch in das gebeugteſte Herz ein. So auch hier; was Raſinski aus tiefſtem Bewußtſein ſeiner männlichen Seele geſprochen hatte, war auch in die weibliche eingedrungen. Er hatte den ein-

zigen festen Boden, auf dem Trost und Hoffnung sichere Anker werfen konnten, aufgefunden; der Nachen schwankte nicht mehr so unstät auf den sturmbewegten Wellen. Doch in Mariens Herz drückte sich ein neuer verwundender Stachel; denn wie viel schwerer mußte es ihr jetzt werden, einem Manne zu entsagen, bei dem die zarte, schwankende Blüthe der Liebe sich an eine so feste Stütze der Achtung emporranken konnte.

Die düstre Beklemmung, welche bisher so schwer auf Allen gelastet hatte, war verschwunden; die Betäubung des Schmerzes hatte aufgehört, das Herz begann auch seine Segnungen und Heiligungen, die er stets mit sich führt, zu empfinden.

„Sie sind ein treuer, redlicher Freund," sprach die Mutter und drückte Rasinski die Hand; „wie erkenne ich es als eine unaussprechliche Wohlthat Gottes, daß grade Sie in diesen verhängnißvollen Tagen der Führer und Beschützer meines Sohnes sein werden! Ich sehe darin ein Pfand seiner Huld, das uns eine glückliche Lösung dieser verworrenen Fäden des Schicksals verspricht. In diesem Vertrauen unterwerfe ich mich beruhigt seinen Fügungen."

„So werden wir denn nicht in Zwiespalt, sondern als liebende Freunde scheiden," antwortete Rasinski.

„Und Sie können fragen?" rief die Mutter lebhaft. „Welchen Grund könnten wir wohl zu einer mißwollenden Empfindung auffinden gegen den, der uns das Liebste gerettet hat und es noch jetzt in seine treue Obhut nehmen will?" Rasinski küßte die mütterliche Hand mit Ehrfurcht und Innigkeit; er war sehr bewegt. Es ward ihm zu Muthe, als kehrten Tage seiner Jugend zurück, aus denen das Bild seiner eignen ehrwürdigen Mutter, die freilich schon längst dahingegangen war, ihm mit treuer Lebendigkeit der Erinne-

rung vor die Seele trat. Das Gefühl, Sohn zu ſein, welches die Jahre ſchon längſt aus ſeinem Herzen verwiſcht hatten, durchdrang ihn plötzlich mit der alten Wärme und Ehrfurcht. O wie gern hätte er die, gegen welche ſein Herz die Gefühle des Sohnes empfand, auch mit dem Namen der Mutter gegrüßt! — Eine heilige Stille des Schmerzes herrſchte in dem Gemach; eine ſpäte Nachtigall, deren Töne man durch das offene Fenſter in der lauen Mainacht vernahm, warf auch die ſüß beklemmenden Anregungen der Frühlingswehmuth in die Bruſt. Marie ſtand auf, trat ans Fenſter und neigte ihr von Thränen überſtrömtes Antlitz in die kühlenden Blätter und Blüthen eines reich belaubten Roſenſtocks. Das Mondlicht berührte ſie mit ſeinem milden Stral; ſie hob das ſchöne Haupt aus der Blumenhülle empor und blickte fromm gegen den Himmel auf, als wolle ſie ſagen: „Dir, Du alliebender Vater, vertraue ich die Heilung dieſes blutenden Herzens, dem Du in derſelben Stunde den Bruder und den Geliebten zugleich raubſt.“ — Raſinski betrachtete ſie, ſeitwärts ſtehend, unbemerkt; er fühlte, daß ihn dieſes Bild für ewig durchs Leben begleiten werde.

Ein Poſthorn ließ ſich auf der Gaſſe hören. Marie wandte ſich erſchrocken um: „Müſſen Sie fort?“ fragte ſie ängſtlich leiſe.

„Es gilt nicht mir,“ antwortete Raſinski. — Dieſer Zufall bildete den Übergang aus jenem Augenblick der Stille zu einem neuen Geſpräch. Denn wie Vieles war noch zu verabreden, welche Grüße hatten Mutter und Schweſter an Ludwig zu ſenden! — So verfloß eine Stunde; da war der Augenblick der Trennung gekommen.

Marie verſchwand in einem Nebenzimmer; nach einigen Minuten kehrte ſie zurück mit einem kleinen Taſchenbuche in der Hand. Sie reichte es Raſinski und ſprach faſt un-

hörbar: „Wollen Sie der Überbringer dieſes Andenkens für meinen Bruder ſein?“

Er bejahte es ſtumm.

„Doch die Mutter muß mir erſt etwas dazugeben,“ ſetzte ſie erröthend hinzu und näherte ſich derſelben. „Eine Locke,“ ſprach ſie und ſchickte ſich mit einer anmuthigen Bewegung an, ſie der Mutter abzuſchneiden, die es willig geſchehen ließ. Marie band das Haar mit einer ſeidenen Schleife, welche ſie ſchon in der Hand hielt, dann legte ſie der Mutter ein Blatt hin, indem ſie ſagte: „Ein Wort, liebe Mutter; ich will die Locke darin einſchlagen.“

Die Mutter nahm die eingetauchte Feder, die Marie ihr brachte, und ſchrieb mit von Thränen verdunkelten Augen: „Die Hand Gottes walte über Dir! Deine Mutter!“ — — „Mehr vermag ich jetzt nicht,“ ſprach ſie erſchöpft. Marie legte die Locke in das ſorgſam gefaltete Papier, nahm die Brieftaſche noch einmal aus Raſinski's Hand, öffnete ſie und legte das Haar ein. Indem ſie dieſelbe zurückgab, ſprach ſie leiſe: „Öffnen Sie, wenn Sie allein ſind.“

Es mußte geſchieden ſein. Raſinski drückte noch einen ehrfurchtsvollen Kuß auf die Hand der Mutter, einen heißen auf Mariens zitternd dargebotene Rechte und ging dann ſtumm und ſchnell hinaus, denn er fühlte, daß ſeine männliche Kraft den Schmerz nicht länger zu beherrſchen vermochte.

Auf ſeinem Zimmer erwartete ihn nur ſein Reitknecht Andreas; Boleslaw war noch mit Einpacken beſchäftigt.

Eben kündigte der blaſende Poſtillon den vorfahrenden Reiſewagen an. Andreas eilte hinunter. Raſinski benutzte haſtig den Augenblick, wo er allein war, und öffnete Mariens Geſchenk. Er fand ein Blatt, überſchrieben: „Dem Freunde.“

Er entfaltete es; es lag eine zarte Locke von Ma-

riens Haar darin. Sie hatte die Worte darunter geschrieben: „Dem unvergeßlichen Freunde die treue, liebende, doch auf ewig von Ihm getrennte Freundin. Marie.“

Rasinski betrachtete das Geschenk lange mit stummem Schmerz; er drückte es an die Lippen, an die Brust. Andreas trat ein: „Es ist Alles zur Abreise fertig, Herr Graf!“

Er schauerte wie vom Fieber geschüttelt zusammen. „So gieb mir den Mantel,“ rief er rasch und kurz, hüllte sich ein, drückte sich die Reisemütze tief in die Stirn, ging hinab, stieg mit Boleslaw in den Wagen und rollte in die Nacht hinaus, welche sich, ein Bild seiner Zukunft, düster, ohne freundliche Sterne über der Erde lagerte.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Es war an einem Sonntage in den ſpäteren Nachmittagsſtunden, als Jaromir, Ludwig und Bernhard zuerſt von einer Anhöhe die Thürme von Warſchau erblickten. Der Weg hatte ſich lange in einem dunklen Fichtenwalde, der keine Ausſicht geſtattete, hingezogen. Jetzt ſchlug er in eine Ecke und klimmte einen mit Haidekraut und Brombeergebüſch überwachſenen Hügel hinan. Von dem Gipfel deſſelben überſah man die Ebene weithin; an ihren fernen Grenzen ſtiegen Warſchaus ſtolze Paläſte und Thürme empor. Die Weichſel ſchlang einen weiten Bogen um die Fluren, der ſilbern zwiſchen dem Grün der Ufer ſchimmerte; eine Reihe von Segeln ließ die Richtung, welche der Strom nahm, fernhin überſehen. Der feurige Jaromir rief dem Poſtillon ein „Halt" zu und ſprang mit freudig glänzenden Augen aus dem Wagen. „Das iſt meine Vaterſtadt!" rief er aus. „Acht Jahre habe ich ſie nicht geſehen; aber ich kenne noch jedes Haus, jeden Giebel, jede Thurmſpitze hier im ganzen Umkreis. Kommt, meine Freunde, ſteigt ein wenig aus und laßt uns zu Fuß den Hügel hinabgehen. Hier durch das Brombeergebüſch zieht ſich ein Pfad, der nachher über

die Wieſen wieder auf die groſe Straße führt. Im Gehen zeige ich Euch die merkwürdigen Orte hier ringsumher; denn ſo weit Euer Auge reicht, entdeckt Ihr keinen Kirchthurm, an dem nicht polniſche Helden begraben lägen, die für das Vaterland gefochten haben. Ach, wann wird dieſe Erde endlich die Saat der Freiheit blühen ſehen, welche unſere Väter hier mit ihrem Blute düngten! — Seht Ihr das Dorf hier grade vor uns? Das iſt Wielka Wola, wo Kosciuszko im Jahre 1794 focht; hier links hinüber, hinter dem Fichtenwalde, ſeht Ihr den ſpitzen Thurm von Opalin und weiter unten den von Wawrzyscew. An beiden Orten floß polniſches Blut in demſelben Jahre, und bei Opalin blieb mein Oheim, Kaſimir Graf Brescinsky! O Freunde, hier liegt mancher begraben, der blutiger Thränen werth iſt! Ich wollte aber, wir wären mit Sonnenaufgang hierher gekommen; denn es will mir nichts Gutes bedeuten, daß ich die Thürme meiner Vaterſtadt im Golde der Abendſonne leuchten ſehe!"

Hier ſchüttelte er ſchwermüthig das Haupt, und ein Zug edlen Grams umwölkte ſeine ſo offene heitere Stirn.

„Du biſt ein ſchlechter Wahrſager," rief Bernhard friſch aus; „ich will Dir unſre Ankunft anders deuten. Siehſt Du nicht Dein Vaterland im Frühling wieder, wo Alles keimt und ſproßt und blüht? Dringen nicht ſelbſt aus den Gräbern Blumen herauf, und wogten nicht alle Feuchtgärten, an denen wir heute vorüberfuhren, wie ein Meer von Blüthen, wenn der leiſe Frühlingswind durch die Wipfel wehte? Wahrlich, ſie ſtanden geſchmückt wie Bräute, mit zartem grünen Blätterkranz unter leichtem Blüthenſchleier verhüllt. Für den Herbſt weiſſage ich Euch reife Früchte; dann werdet Ihr eine Ernte halten und ein Erntefeſt begehen, daß Freude und Jubel durch das ganze Land erſchallen ſoll!"

„Du biſt ein Prophet," rief Jaromir feurig aus und ſchloß Bernhard mit einem brennenden Kuß auf ſeine Stirn heftig in die Arme; „wenn Dein Wort in Erfüllung geht, ſo mag immerhin die fröhliche Luſt über meinem Grabe erſchallen, wenn ich nur weiß, daß ich in freier, glücklicher, polniſcher Erde ruhe!"

Unter dieſem Geſpräch waren die Jünglinge den Hügel hinabgegangen und ſchritten jetzt auf einem anmuthigen Pfade zwiſchen reichen Wieſen dahin, während Jaromir fortfuhr auf geſchichtlich merkwürdige Orte in der nächſten Umgebung aufmerkſam zu machen und zugleich die Ereigniſſe zu berichten, durch welche der polniſche Name ſich dort verewigt hatte. Ludwig hörte dieſem Geſpräche nur zu, nahm aber den wärmſten Antheil daran, während er im Stillen dieſelben Wünſche für ſein deutſches Vaterland hegte, welche Jaromir ſo laut und feurig für Polen ausgeſprochen hatte. Nach einer guten halben Stunde erreichten ſie die große Straße wieder, ſtiegen ein, und fuhren nunmehr raſch auf die Thore der Hauptſtadt zu.

Hinter Wielka Wola wurde die Landſchaft durch Spaziergänger, Reiter und Wagen aus der Stadt lebendig. Jaromir ſah mit ſeinen blitzenden ſchwarzen Augen ſcharf umher, ob er nicht Bekannte oder Freunde entdecken könne. Indeſſen ſchien ihm das Glück in dieſer Hinſicht nicht wohlzuwollen. Etwas verdrießlich rief er aus: „Es iſt wahr, in acht Jahren wird man fremd in ſeinem eignen Vaterlande; es ſcheint, ich kenne hier Niemand mehr und werde noch weniger gekannt!" Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als eine weibliche Stimme aus einem ihnen nach und dicht vorbeifahrenden Wagen die Worte rief: „Graf Jaromir iſt's möglich? Sind Sie es, oder täuſche ich mich?" Jaromir hatte ſich ſchon auf den Klang der Stimme lebhaft umgewendet und rief

jetzt, faſt vergeſſend, daß er ſich auf öffentlicher Landſtraße und in fremder Begleitung befand, feurig aus: „Gräfin Mielelska! O Gott im Himmel, Sie erkennen mich noch?“

Die Kutſcher hielten beide ohne weitern Befehl an, da ſie ſahen, daß ein Geſpräch zwiſchen Jaromir und der Dame angeknüpft wurde. Die Gräfin war eine Frau von hohem, majeſtätiſchem Wuchs; ſie mochte über dreißig Jahre alt ſein; aber ihr ſchwarzes Auge glänzte noch jugendlich unter der blendend weißen hohen Stirn, die von reichem, dunklem Haar umwallt wurde. In ihrer Jugend mußte ſie hinreißend ſchön geweſen ſein. Bernhard mit ſeinem geübten Malerauge hatte ſie ſogleich für die Schweſter Raſinski's erkannt, noch bevor Jaromir ſie als ſolche mit ſeinen Begleitern bekannt gemacht hatte. Er übergab ihr einen offenen Brief Raſinski's, welcher in wenigen Worten ſein Verhältniß zu den Freunden angab und ſie der Schweſter zur gaſtlichen Aufnahme empfahl. „Wie erfreut bin ich,“ ſprach die Gräfin, als ſie haſtig geleſen, mit Wärme, „daß ich Sie hier gleich bei Ihrer Ankunft treffe! Es verſteht ſich, daß Sie bei mir abtreten; Ihre Zeit wird, fürchte ich, nur zu gemeſſen ſein; Sie können mir es daher nicht verargen, wenn ich jeden Augenblick der Muße benutzen will, um Nachrichten von meinem Bruder und Erzählungen von den Erlebniſſen und Schickſalen ſo vieler theuern Landsleute zu vernehmen. Deshalb müſſen Sie mir den Eigennutz verzeihen, mit dem ich Sie zu meinen Hausgenoſſen, oder, wenn Sie wollen, zu Gefangenen in meinem Hauſe mache.“ Sie ſprach dieſe verbindlichen Worte, durch welche ſie ihrer Gaſtfreiheit eine ſo beſcheidene Einkleidung gab, faſt noch mit mehr Innigkeit als Freundlichkeit, ſo daß man fühlte, es ſei ihr ein wahrhaft freudiges Ereigniß, den jungen Landsmann wiederzuſehen und ihn und ſeine Begleiter in ihrem

Hauſe aufzunehmen. Jaromirs lebhaften Dank erwiderte ſie mit der Bemerkung, ſie wolle raſch vorausfahren, um Anſtalt zum Empfang ihrer Gäſte zu treffen, da man ja überdies von einem Wagen in den andern das Geſpräch nicht frei führen könne. Ihr Kutſcher trieb die raſchen Schimmel an, ſie verneigte ſich freundlich grüßend und rollte vorüber.

„Ein herrliches Omen," rief Bernhard aus, „das mir mehr gilt als die zwölf Geier, welche Romulus auf dem Aventinus ſah, wiewohl ſchwerlich jemals ein Vogelflug größere Dinge geweiſſagt hat. In einer Stadt, wo eine ſo majeſtätiſche Juno uns willkommen heißt, muß uns der Olymp geöffnet werden."

Jaromir lächelte und wiegte ſein ſchönes jugendliches Haupt.

Unſere Freunde erreichten das Thor, wo ſie als Fremde einigen Aufenthalt erfuhren; ſo kamen ſie erſt mit einbrechender Nacht vor dem Palaſte der Gräfin an. Es war ein großes Gebäude in edlem, doch etwas alterthümlichem Style; zwei Bedienten ſprangen, ſobald der Wagen hielt, an den Schlag, ein dritter empfing die Ausſteigenden und führte ſie, den ſilbernen Armleuchter vortragend, in die zu ihrer Aufnahme bereits angewieſenen Zimmer. „Die Gräfin," begann der Kammerdiener, „läßt die Herren erſuchen, ſich zuvörderſt ganz bequem einzurichten und dann, ſobald es Ihnen möglich und gefällig iſt, herüber in den Geſellſchaftsſaal zu kommen, wo ſie dieſelben auf ein Glas Thee erwartet." Die Reiſenden waren ſchnell eingerichtet und umgekleidet, d. h. ſie hatten die Uniform des neu zu errichtenden Regiments angelegt. Es war ſchon zwiſchen ihnen verabredet, daß Ludwig und Bernhard ihre wahren Namen ablegen und fremde annehmen ſollten. Der Erſtere hatte ſich durch eine leichte Umſtellung der Buchſtaben ſeines wahren Namens

Soren genannt; Bernhard gab ſich, nach Erinnerung an ein ſchottiſches Abenteuer am Loch Lomond, und weil er das Seltſame liebte, für einen Grafen Lomond aus.

Sie gingen jetzt hinüber in den Geſellſchaftsſaal der Gräfin. In der Thür trat ſie ihnen ſchon entgegen und hieß ſie nochmals willkommen. Jetzt ſah man erſt, wie hoch und edel ihr Wuchs war, und wie ſie auch in dieſer Beziehung ganz ihrem Bruder glich. „Laſſen Sie uns ſitzen," ſprach ſie zu Allen gewandt; „zuerſt muß ich, Sie verzeihen dies ſchon der weiblichen Neugier, ein wenig wiſſen, wen ich als Gaſt beherberge; denn mein Bruder hat mir nur geſchrieben, daß Graf Jaromir von zwei Freunden begleitet ſein werde. Nachher werde ich Sie ausforſchen und ausfragen, ſelbſt über die kleinſten Umſtände; denn nichts iſt mir gleichgültig, was meinen Bruder und dieſen Krieg betrifft." Sie hatte ſich bei dieſen Worten auf das Sopha geſetzt; die Herren nahmen ihr halb zur Seite und gegenüber auf Seſſeln Platz.

„Nun ſagen Sie mir, Jaromir," begann die Gräfin, „wer ſind Ihre lieben Begleiter und was bewegt ſie als Fremde, die polniſche Uniform anzulegen?"

„Wir geben wohl am beſten ſelbſt Auskunft über uns," antwortete Bernhard. „In mir ſehen Sie einen halb ſchottiſchen Grafen, jedoch in Deutſchland geboren; aber ich glaube in der That, mein Grafentitel iſt nicht mehr werth als meine Grafſchaft, die ich gewiß nicht zu wohlfeil für das Spiegelbild eines Schattens verkaufte. Indeſſen wem ein berühmter Name etwas gilt, der darf mit dem eines Grafen Lomond wohl zufrieden ſein. Ich meines Theils geſtehe, daß ich auf meinen Stand ſtolzer bin als auf meinen Rang, und daher meinen Pinſel höher ſchätze als mein Wappen. Sie ſehen hieraus, gnädigſte Frau, daß Sie einen Maler vor ſich ha-

den, der, ſo lange er lebt, die Pflicht gehabt hat, einen Grafen zu ernähren, wofür dieſer, und das iſt vielleicht ſein einziges Gute, ihm herzlich dankbar iſt."

„So könnte alſo," erwiderte die Gräfin lächelnd, „Ihr Pinſel Ihr Wappen auffriſchen."

„Vielleicht," entgegnete Bernhard; „es wird aber zuverläſſig die letzte Arbeit ſein, die er unternimmt."

Ohne eine Frage weiter abzuwarten, nannte ſich Ludwig und gab als Urſache ſeines Kriegsſtandes die Neigung für denſelben überhaupt an, die ſein Freund mit ihm theile; als Grund, weshalb er grade die polniſche Uniform trage, führte er ſeine Bekanntſchaft mit Raſinski an.

„Wie dankbar bin ich Ihnen," ſprach die Gräfin, „daß die Freundſchaft für meinen Bruder Sie zum Freunde der Sache unſres Vaterlandes gemacht hat. Ja, wir erwarten und hoffen viel von dem Kriege, der ſich jetzt entſpinnt; er wird für uns ein heiliger ſein."

„Es iſt dies eine Urſache mit," entgegnete Ludwig, „weshalb ich in einer polniſchen Heeresabtheilung zu dienen wünſchte, obwohl ich ein Deutſcher bin; denn die Sache Polens in dieſem Kampfe iſt eine unbeſtreitbar gerechte und ſchöne. Als Deutſcher habe ich nicht den Beruf, für den Ruhm des franzöſiſchen Kaiſers zu fechten; in der Lage, wo mein Vaterland, welches faſt eben ſo unglücklich iſt als Polen, ſich befindet, kann ich den Kampf nicht für daſſelbe führen. Den deutſchen Heeren wird nur die halb ehrenvolle Aufgabe dabei zu Theil, den Ruf deutſcher Tapferkeit zu erhalten; ein größeres Ziel, für welches das Blut unſrer Landsleute fließen könnte, giebt es dabei nicht."

„Ich glaube ſogar," erwiderte die Gräfin, „daß die Meiſten lieber beſiegt zu werden als zu ſiegen wünſchen."

„Gewiß," entgegnete Ludwig; „indeſſen würde ich mich

zu dieſen nicht unbedingt zählen. Deutſchland bedarf einer andern Freundſchaft als derjenigen, welche Rußland uns bieten würde. Die rohe Gewalt dieſes Koloſſes mag meinem Vaterlande allenfalls frommen, um es den fremden Einflüſſen, unter denen es jetzo ſeufzt, zu entreißen; aber ich fürchte faſt, dieſer Dienſt würde uns theuer zu ſtehen kommen, und vielleicht hätten wir am Ende nur den Herrn gewechſelt. Soll ich mich aber Einem von Beiden unterwerfen, ſo wird es mir Niemand verargen, daß ich lieber einer mächtigen Geiſteskraft als einer rohen äußerlichen Gewalt gehorchen will."

„Keine Frage," rief Bernhard lebhaft dazwiſchen; „ein Mann von Ehre, der die Wahl hat zwiſchen dem Schwert und der Knute, wählt das erſte. Wir können keine beſſere Stätte finden, um uns vor Rußland warnen zu laſſen, als Polens Hauptſtadt, wo der Wind noch die Aſche von den Feuerbränden aufſtäuben kann, welche der barbariſche Feind in dieſe Mauern ſchleuderte."

„O," rief die Gräfin ſchmerzlich bewegt aus, „wir können noch die Brandwunden aufzeigen, und der Ruf des Jammers, der damals erſcholl, iſt noch nicht verklungen. Ich war eine junge Zeugin jenes ſchaudervollen Ereigniſſes; aber dieſe Bilder des Schreckens haben ſich für ewig in meine Seele geprägt. Leichter wollte ich meinen Namen vergeſſen als jenes Gefühl ohnmächtiger Verzweiflung, welches damals mein und jedes Herz zerriß!"

Nach dieſen Worten ſtand ſie in lebhafter Bewegung auf und ging raſch einigemal im Saale auf und ab. Die Männer ſchwiegen; endlich begann Jaromir: „Es wird nun anders werden; die Buße, welche durch die Hand der rächenden Geſchichte unſerm Vaterlande auferlegt iſt, geht zu Ende. Ich glaube, Gräfin, die Zeit iſt nahe, wo wir aus

unſrer babyloniſchen Verbannung wieder an den Herd unſrer Väter zurückkehren."

Die Gräfin, welche noch immer auf und nieder ging, ſchien nur die erſten Worte Jaromirs gehört zu haben. „Es wird anders werden?" fragte ſie, indem ſie in edler Haltung vor Jaromir hintrat. „Es muß anders werden. Und wenn es noch tauſend Jahre ſo fortdauerte, ſo würde es doch laut in meiner Bruſt rufen: es muß anders werden. Oder wähnt Ihr, daß die Mutter, welche gebunden am Boden liegt, während Räuber ihren Säugling ermorden, an einen vergeltenden Gott nur glaubt? Sie ſieht ihn; die ungeheuere That muß ſein rächender Arm beſtrafen. Er muß, oder das Gewölbe des Himmels iſt taub und leer, und Niemand waltet in dem öden Nichts." Bei dieſen letzten Worten hatte ſie die Hand halb drohend, halb betheuernd erhoben; ihr Auge rollte faſt wild, ein edler Unwille röthete ihre Wange. Nur an dem feuchten Glanze einer Thräne, die noch in ihren Wimpern hing, bemerkte man eine Spur der weicheren Stimmung, aus welcher ſie in dieſe heftige Leidenſchaft gerathen war.

„So oft ich's mir vorgenommen," ſprach ſie nach einer Pauſe, indem ſie das Haupt ſchmerzlich mißbilligend bewegte und die gehobene Hand wieder herabſinken ließ, „meiner Gefühle Herrin zu werden — es überwältigt mich doch immer wieder! Ach, dieſer Schmerz wird nicht alt und ſtumpf in unſrer Bruſt! Mit jeder Sonne geht er neu auf, und mit keiner geht er unter."

In dieſem Augenblicke tönte durch die offenen Fenſter des Saales, von der lauen Luft der Mainacht getragen, der Wohllaut einer Silberſtimme, zwar aus einiger Entfernung, aber doch ganz vernehmlich herüber; Harfenklang miſchte ſich in die ſüße Melodie. Alle lauſchten geſpannt.

„Die liebliche Sirene, Françoiſe Aliſette," ſprach die Gräfin lächelnd; „o dieſe Zauberin hat ſchon manches Mal die düſtren Träume, welche ſich mir ſo ſchwer um Bruſt und Haupt lagerten, verſcheucht. Es iſt eine junge Sängerin, eine Franzöſin, welche zu dem Theater hier in Warſchau gehört." Man horchte aufmerkſam dem lieblichen Geſange; als er verſtummt war, zog die Gräfin eine Klingelſchnur und ſagte dem eintretenden Kammerdiener einige Worte. Dieſer ging. „Ich erwarte den Beſuch einiger Freundinnen für dieſen Abend," wandte ſie ſich zu den Gäſten; „es wird Ihnen doch nicht unangenehm ſein?" Sie wurde unterbrochen, indem die Thüre eines anſtoßenden Gemachs ſich öffnete und eine junge Dame in leichter weißer Frühlingskleidung eintrat. Die Männer ſprangen mit eiliger Höflichkeit von ihren Sitzen auf, die Gräfin aber ging der Ankommenden entgegen, nahm ſie bei der Hand und ſtellte ſie mit den Worten vor: „Meine Hausgenoſſin; den Namen verſchweige ich, weil Graf Jaromir zeigen ſoll, ob er ein treues Gedächtniß hat." Jaromir betrachtete die ſchöne Geſtalt mit dem Ausdruck verwirrten Befremdens, welches eine ſolche Aufgabe des Wiedererkennens ſtets hervorbringt, wenn man ſeiner Erinnerungen nicht ganz ſicher iſt. Die edlen Züge der Unbekannten wurden durch ein angenehmes Erröthen verſchönert. Sie gewährte in ihrer jungfräulichen Schüchternheit faſt einen klöſterlichen Anblick, welchen zum Theil auch ein faltiger, weißer Schleier, den ſie trug, hervorbrachte; er war mit goldenen Nadeln in dem dunklen Haar befeſtigt und wallte, leicht hinter die Locken zurückgeſchlagen, an der Wange hernieder über die Schulter bis faſt auf das Knie hinab. Auf der andern Seite verhüllte er eine friſche Roſe im Haar, ſo daß dieſelbe nur mit matteren Farben durch das Gewebe ſchimmerte. Der zarte Wuchs, den die Sommerkleidung mehr

wahrnehmen ließ als verbarg, das Schüchterne, Ungewiſſe in der Haltung der Geſtalt, das verſchämte Lächeln, der ſcheue und doch zutrauliche Blick des Auges vollendeten die zauberiſche Anmuth, welche in der ganzen Erſcheinung lag.

„Wahrlich," rief endlich Jaromir, „ich ſtehe ganz beſchämt; wenn Sie Töchter hätten, Gräfin —"

„So würden Sie dennoch falſch rathen," unterbrach ihn dieſe.

„Ich war wohl zu ſehr Kind," begann die Eingetretene mit wohllautender Stimme, „als daß ich Anſprüche darauf machen ſollte, ſelbſt einem ſo nahen Verwandten im Gedächtniß geblieben zu ſein."

Nach dieſem Wink heftete Jaromir ſchärfer forſchende Blicke auf das reizende Weſen; ſie lächelte mit holder Anmuth, als wolle ſie ſagen: Nun, erkennſt du mich noch nicht? Da rief er plötzlich aus: „Lodoiska wäreſt Du es?" — „Endlich gefunden," ſprach die Gräfin; doch Jaromer hatte Lodoiska's Hand ergriffen, küßte ſie feurig, zog dann das ſchöne erröthende Mädchen ſanft an ſich, umarmte ſie und drückte ihr den nach polniſcher Sitte geſtatteten Kuß auf die Stirn. Sie erwiderte dieſe Vertraulichkeiten zwar ein wenig befangen, doch mit Herzlichkeit.

„Die ſeit lange geſtorbenen Väter dieſer Beiden waren Brüder," begann die Gräfin erklärend zu Ludwig und Bernhard. „Die ſterbende Mutter hat mir dieſes holde Vermächtniß hinterlaſſen. Sie war meine innigſte Freundin," ſetzte ſie nach einigen Augenblicken mit Wehmuth hinzu, während ſie die Blicke wohlwollend auf Lodoiska geheftet hielt. „Meine Pflegetochter und ihr Vetter Jaromir ſind zuſammen erzogen und haben ſich ihre ganze Jugend hindurch als Geſchwiſter betrachtet."

In der That hatte ſich die Vertraulichkeit zwiſchen Bei-

den sehr rasch hergestellt; Jaromir setzte sich zu Lodoiska, ließ ihre Hand nicht mehr los und that ihr tausend Fragen, welche sie theils erwiderte, theils mit dem innigsten Antheil beantwortete. Indessen verstanden Bernhard und Ludwig von den Einzelheiten des Gesprächs nichts, weil jene Beide sich ihren Jugenderinnerungen wie natürlich in ihrer Muttersprache überließen. Es dauerte nicht lange, so hörte man das Rollen eines Wagens, und bald darauf traten zwei ältere Damen ein, welche die Gräfin als Freundinnen vorstellte. Die Unterhaltung wurde nun allgemein; man führte sie fast ausschließlich französisch; doch wandte sich die Gräfin, die geläufig deutsch sprach, auch oft in dieser Sprache zu Ludwig und Bernhard, weil sie dieselbe liebte, und die edle Weise, in der besonders Ludwig sich darin auszudrücken wußte, ihr ungemein wohlgefiel.

Zweites Capitel.

Man war auf diese Art in ein sehr lebhaftes Gespräch gerathen, dem es keinem Eintrag that, daß es sich oft in drei verschiedenen Zungen kreuzte.

„Es sollte mich wundern," sprach die Gräfin, als eine augenblickliche Pause eingetreten war, „wenn der Oberst ausbliebe, da er sonst nicht leicht einen Abend bei mir zu versäumen pflegt. Zwar weiß ich sehr wohl, daß hier im Hause ihn Niemand fesselt; allein er trifft nicht selten einen Liebling hier, und auch heute wird es der Fall sein, wiewohl ihm Anfangs diese Überraschung nicht zugedacht war."

„Und wen meinen Sie," fragte Bernhard mit einer gewandten Wendung; „wen könnten ſie noch erwarten, der geeigneter wäre, einen Mann an dieſes Haus zu feſſeln, als dieſe bereits verſammelten Damen?"

„Das bleibt, hoffentlich aber nur noch ganz kurze Zeit, mein Geheimniß, bis ich durch die That antworten kann. Aber wahrlich, ich kann es ſchon," rief die Gräfin, nach der Thür blickend, und eilte der jungen Dame, welche eben eintrat, entgegen. „O wie gütig," redete ſie die Kommende an, „daß Sie meiner ſpäten Einladung ein ſo freundliches Ja geſagt haben. Aber Ihre Töne lockten mich ſo ſüß, unwiderſtehlich, daß ich nicht umhin konnte, die unbeſcheidene Bitte zu wagen."

„Müſſen Sie mich denn immer beſchämen?" entgegnete Françoiſe Aliſette, denn ſie war die eben Eingetretene, mit dem anmuthigſten Klang der Stimme, indem ſie ſich neigte, um wie mit kindlicher Aufmerkſamkeit, zugleich aber auch mit Ehrfurcht vor dem hohen Rang der reichen Gräfin, die Hand derſelben zu küſſen. Die Gräfin hinderte es jedoch und küßte das anmuthige Mädchen recht herzlich auf die friſchen Lippen. „Sie wiſſen es nur gar zu gut," ſprach dieſe, „daß es mich über Alles glücklich macht, wenn ich einen Abend bei Ihnen zubringen kann."

In dem Weſen dieſes Mädchens lag eine ganz eigne Miſchung von Zärtlichkeit und Schalkhaftigkeit; man wußte kaum, ob ſie es ernſtlich meinte, oder ob ſie Spott mit der Gräfin trieb. Indeſſen, mochte auch das Letztere der Fall ſein, man hätte es ihr doch vergeben müſſen, weil es mit einer ſo liebenswürdigen Anmuth geſchah, daß an ein Erzürnen gar nicht zu denken war. An der Hand der Gräfin näherte ſich Françoiſe jetzt der Geſellſchaft, grüßte mit Freundlichkeit, als ob ſie mit Allen bekannt wäre, rings im Kreiſe

herum und nahm dann zwischen Jaromir und Bernhard Platz. Sie begann sogleich ein munteres Gespräch, auf welches Bernhard mit Leichtigkeit einging; Jaromir schien sich weniger um die anmuthige Nachbarin zu kümmern, sondern setzte seine vertraute Unterhaltung mit Lodoiska fort. Alisette war bald munter, bald weich; mit einer unglaublichen Schnelligkeit ging sie aus einer Stimmung in die entfernteste entgegengesetzte über, ohne daß dabei irgend eine Absichtlichkeit oder Gewaltsamkeit zu bemerken gewesen wäre. Ihre Züge bildeten, sei es nun aus Gewohnheit der Schauspielkunst, oder aus natürlicher Anlage, stets den getreuesten Spiegel ihrer Empfindungen oder vielmehr ihrer Äußerungen. Dadurch gewann sie einen ganz eignen, schwer beschreiblichen Reiz; ihr Gesicht glich in gewisser Hinsicht dem eines Kindes im zartesten Alter, wo sich auch die leisesten Regungen der Freude und der Schmerzen sogleich auf das bestimmteste ausprägen. Nichts aber kam ihrem Entzücken gleich, als sie hörte, daß Bernhard in England und Schottland gewesen sei. „Ach," rief sie aus, „so finde ich doch endlich Jemand, mit dem ich von dem Lande reden kann, wo ich meine schönsten Tage verlebte; freilich aber auch meine traurigsten," setzte sie plötzlich betrübt hinzu. Bei den ersten Worten glänzte ihr Angesicht so heiter wie der Frühlingshimmel, und ihre lächelnden Lippen zeigten die blendste Perlenschnur kleiner Zähne; mit dem Zusatz aber schien es, als falle ein Wolkenschatten auf die freie, heitere Stirn, und fast glaubte man den Blick durch eine Thräne getrübt zu sehen.

„Ihre freudigsten und Ihre betrübtesten Tage zugleich verlebten Sie dort?" fragte Bernhard. „Ich könnte von mir fast dasselbe sagen. Aber darf ich Sie um das fragen, was

Ihr Glück störte?" setzte er hinzu. „Denn nach dem, was es begründete, zu forschen, würde etwas verwegen sein."

„Wie muthwillig und eitel zugleich zeigen Sie sich," rief Alisette mit komischem Zorn aus, und sogleich legte sich ihre Stirn in krause Falten; „recht wie ein Mann; denn wahrlich, Ihr Alle bildet Euch ein, man könne nur durch Euch glücklich werden."

„Und ist es nicht schon bescheiden genug," entgegnete Bernhard auf den Scherz eingehend, „daß ich nicht wenigstens auch andere Ursachen zum Unglück annehme?"

„Nein, darüber müssen Sie nicht scherzen," sprach Françoise wehmüthig, aber leise, so daß sie ihre Worte nur an Bernhard richtete; „ich verlor meine einzige, über Alles geliebte Schwester dort, die kurz zuvor Witwe geworden war und mir kein anderes Andenken hinterließ als ihr verwaistes kleines Töchterchen Nadine, die mir dereinst die Mutter ersetzen soll. Ach, mein Herr, Sie glauben nicht, wie viel Jammer sich im Leben zusammenhäufen kann! Ihr Reichen und Vornehmen wißt nicht, in wie viele Bedrängnisse der Arme und besonders ein hülfloses Mädchen nur zu leicht kommt! — Wir müssen davon abbrechen, es taugt nicht für so Viele; erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen in England gefallen hat."

„Nicht so gut als in Schottland," antwortete Bernhard; „denn dort zog mich die wunderbare Natur des Landes und der Menschen an, während mich in London die wunderliche Unnatur der letztern zurückstieß. In Schottland fand ich auch tausendmal mehr Gegenstände für meinen Pinsel — denn ich bin Maler — als in England."

„Sie sind Maler!" rief Alisette freudig aus. „O das ist herrlich! Da haben Sie gewiß viele Zeichnungen mitgebracht,

die Sie mir zeigen müſſen, denn auch ich bin das Land vielfältig durchreiſt."

„Sehr gern," entgegnete Bernhard; „doch für jedes Blatt, welches ich Ihnen zeige, müſſen Sie mir ein Lied ſingen!"

„Tauſend, mit Freuden," ſprach Aliſette munter, und jede Spur des Ernſtes oder Schmerzes war aus ihren Zügen verſchwunden. „Oder glauben Sie wohl, ich ſänge ungern? Ach, meine ganze Seele iſt glücklich, wenn ich nur ſingen kann." Bernhard wollte ihr eben ſagen: nun, ſo machen Sie doch ſich und uns zugleich glücklich, als ihr Geſpräch durch das Eintretrn eines Fremden, des Obriſten Regnard, unterbrochen wurde. Dieſer war ein ſtattlicher Mann, vielleicht vierzig Jahre alt; doch ſchienen ſeine Züge anzudeuten, daß er das Leben raſcher genoſſen habe, als heilſam zu ſein pflegt. Seine Stirn wurde durch eine breite Narbe, die ſich am Auge nahe den Schläfen herunterzog, nicht entſtellt; der Blick hatte nur noch ein abnehmendes Feuer; ſeine Züge waren beſtimmt, bedeutend, Geiſt verrathend, doch ohne Lebendigkeit. Im Übrigen beſaß er eine große Gewandtheit des Benehmens und jene beſonnene Haltung, welche der Franzoſe ſelten eher als in den Jahren des Obriſten erwirbt. Der Deutſche erlangt ſie zehn Jahre früher.

Regnard ging auf die Wirthin zu und begrüßte ſie mit dem feinen Anſtande des Weltmannes; gegen die übrigen Perſonen verbeugte er ſich im Allgemeinen, ohne irgend Jemand beſonders auszuzeichnen; nur Aliſetten warf er einen bekannten, freundlichen Blick zu. „Ich ſehe hier," begann er nach einigen Augenblicken, „etwas doppelt Auffallendes für mich; drei mir ganz fremde Herren in einer mir eben ſo unbekannten Uniform. Darf ich Sie bitten," wandte er ſich

zur Gräfin, „mich mit meinen Kameraden bekannt zu machen?“ Sie ſtellte ihm die neuen Ankömmlinge vor.

„Alſo Graf Raſinski wird bald hier eintreffen?“ fragte der Oberſt, als ihm das Verhältniß der jungen Männer zu dieſem bekannt gemacht wurde. „Dies freut mich ungemein, denn wir haben in Spanien und Italien manchen heißen Tag miteinander zugebracht. Ein trefflicher Soldat,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich halb zur Gräfin, halb zu den jungen Männern wandte; „der Kaiſer konnte den Führer eines Freicorps nicht beſſer wählen. Der Graf hat militairiſchen Blick, er überſieht den Zuſammenhang großer Operationen und beurtheilt mit Scharfblick an welchem Punkte die ſcheinbar kleine Hülfe zu einer unberechenbar großen wird. Die meiſten Führer ſolcher Corps verſehen es darin, daß ſie ihre Unternehmungen nur für ſich betrachten und ausführen. Es iſt ganz gut, wenn man dem Feinde einen Transport Lebensmittel abnehmen kann, wenn man ein Detachement abſchneidet oder aufhebt, ihn auch allenfalls einmal nur beunruhigt und dadurch ermüdet; im Großen aber wird damit wenig gefördert. Der wahre Parteigänger muß entweder die Rolle der Biene ſpielen, welche den Jäger in die Hand ſticht in dem Augenblicke, wo er abdrücken will; oder er muß im andern Falle die der Maus übernehmen, welche das Netz zernagt, in dem ſich der Löwe gefangen hat.“

Der Obriſt ſprach über militäriſche Gegenſtände mit einer großen Klarheit und ſehr entſchieden, ohne jedoch in jenen unangenehmen Ton zu verfallen, welcher ſtets vorauszuſetzen ſcheint, daß man völlig Unkundige zu unterrichten und ihnen ganz beſondere Schätze des Wiſſens mitzutheilen habe. Er warf ſeine einſichtigen Bemerkungen wie beiläufig, als Dinge, die ſich eigentlich von ſelbſt verſtehen, hin, und in ſeiner ſich überhaupt wenig ändernden Miene

zeigte ſich nichts, was eine prunkende Anerkennung des Werths einer ausgeſprochenen Meinung zu erwarten ſchien. So auch jetzt, wo Alles, was er ſagte, eigentlich nur den Charakter eines Lobſpruches für Raſinski trug. Jaromir beantwortete die Bemerkungen des Obriſten beiſtimmend, wodurch ſich ein Geſpräch über militairiſche Gegenſtände entſpann, dem Bernhard und Ludwig mit Antheil folgten. Dies zog ſie ein wenig von der Unterhaltung mit den Damen ab, und ſie wurden daher um ſo angenehmer überraſcht, als plötzlich einige Accorde auf dem geöffneten Flügel ertönten. Es war Françoiſe Aliſette, die, zum Singen aufgefordert, ſich mit heiterer Anmuth an das Inſtrument geſetzt hatte und, indem ſie wie unwillkürlich einige Griffe that, ſinnend aufwärts blickte, als ſuche ſie etwas, das ſie vortragen möchte.

„St!“ ſprach der Obriſt. „Nun laßt uns zuhören, meine Freunde! Ewig ſchade iſt es um jeden Laut dieſer Silberſtimme, der ungehört verloren geht.“

Alle wandten die Blicke auf Aliſetten, welche jetzt mit leichtem Wiegen des holden Köpfchens eine franzöſiſche Romanze ſang, deren ſanfte, wellenförmig auf und niederſchwebende Melodie von ihr mit zarteſter Innigkeit vorgetragen wurde. Es war ein in der That reizendes Schauſpiel, ſie dabei anzuſehen; denn ohne irgend eine Abſichtlichkeit, ohne irgend gemachtes Mienenſpiel anzuwenden, folgte doch der Ausdruck ihrer Züge dem der Worte und Töne bis in die feinſten Beziehungen nach. Die ſchönen Wellenlinien ihres Antlitzes ſchienen durch den zarteſten Hauch der Klänge bewegt zu werden, wie der klare Spiegel eines Weihers ſich leiſe wehenden Lüften mit ſanftem Wiegen anſchmiegt. Und welch ein namenloſer Reiz lag in dieſen ſilberhellen Tönen, die ſich ſo ſchmeichelnd an das Ohr legten, mit ſo rühren-

der Bitte an das Herz zu dringen ſchienen! Alles lauſchte mit zurückgehaltenem Athemzuge. Bernhard ließ ſeine forſchenden Blicke ringsumherſchweifen; er hätte gern Alles portraitirt, was im Zimmer Auge und Ohr hatte; denn der Antheil, welcher ſich auf jedem Angeſicht ausdrückte, verlieh auch jedem einen beſondern maleriſchen Charakter. Von jeher gewöhnt, den Ausdruck der Züge aus den verborgenen Tiefen der Seele zu erklären, weil er überzeugt war, daß alle Formen einem geiſtigen Geſetz gehorchten, welches uns nur nicht immer gleich verſtändlich iſt: beſchäftigte er ſich auch jetzt damit, dieſe ſchönſte Hieroglyphenſchrift zu enträthſeln, wobei man freilich oft noch in viel dunklere Irrwege geräth, als wenn man die Geheimniſſe ägyptiſcher Katakomben aus der magiſchen Schrift der Prieſter zu enthüllen ſucht. Indeſſen entgingen ihm doch zwei Bemerkungen nicht. Lodoiska ſchien weniger durch den Geſang ergriffen zu werden, als mit geſpannter, faſt unruhiger Aufmerkſamkeit die Wirkung deſſelben auf Jaromir zu beobachten; dieſer dagegen war ſo verſunken in den Anblick der Sängerin, daß er es nicht bemerkte, wie dieſelbe in faſt auffallender Weiſe Blicke und Worte nur an ihn richtete. Noch ein Drittes entdeckte Bernhard kurz vor dem Schluß des Liedes, nämlich daß der Obriſt den letzten Theil ſeiner Wahrnehmung ebenfalls gemacht zu haben ſchien und darüber die Stirn in finſtre Falten zog. Bernhard war zu geübt in der Schule der Erfahrung, um aus dem, was er ſah, nicht mancherlei Muthmaßungen zu ſchöpfen. Einige Äußerungen der Gräfin hatten es deutlich zu verſtehen gegeben, daß der Obriſt ſich ſehr angelegentlich um die Gunſt der reizenden Aliſette bewerbe; wenn dieſe daher dem ſchönen, jugendlichen Jaromir den Vorzug gab, ſo konnte dies zu verwickelten Unannehmlichkeiten

führen, da der Obriſt nicht ausſah wie ein Mann, der einen Nebenbuhler geduldet hätte. Bei allem Schein jungfräulicher Schuldloſigkeit in Françoiſens Benehmen und Weſen wollte es Bernhard aber doch bedünken, als könne dieſer Schein täuſchen. Zu häufig hatte er im Leben ſchon Gelegenheit gehabt, die Erfahrung zu machen, in welchem Grade die Frauen durch ihr äußeres Weſen ihr Inneres zu verhüllen wiſſen, und wie ſchwer es hält, zu unterſcheiden, ob ein unſchuldiger Blick aus einer unſchuldigen Seele kommt. Er hatte wenig Grund zum Verdacht gegen Aliſetten, und was er ſo eben bemerkte, konnte eben ſo leicht Zufall als Abſicht ſein, da Jaromir ihr grade gegenüber ſtand; indeſſen war es ihm, als rufe eine innere Stimme ihm zu: der blaue, klare Spiegel dieſes Gewäſſers, welches Sonnenlicht und Himmel in ſo ſchöner Verklärung zurückwirft, bedeckt eine gefährliche Tiefe! — Dagegen ſprachen Loboiskas edle, ſanfte Züge unfehlbar das tiefſte Innere ihrer Seele aus, und ohne durch den Reiz dieſer Geſtalt mehr als ganz allgemein angeregt zu werden, ſchien ihr Bild ihm doch unabweislich zuzurufen: dieſer darfſt du trauen; ihr Auge iſt auch ihr Herz. — Aber ſchien nicht eben dieſes Auge, wie es ſich ſo unruhig auf Jaromir heftete, zu ſagen: du trauter Jugendfreund, Dich liebe ich aus tiefſter treueſter Bruſt! Muß ich ſehen, daß dieſe lockende Sirene Dich mit den ſilbernen Zauberfäden ihrer Töne umſpinnt, um Dich mir zu entführen?

Drittes Capitel.

Der Geſang war zu Ende. Die Gräfin trat auf Aliſetten, die unbefangen ſitzen geblieben war, zu, ergriff ihre Hand, ſtreichelte ihr freundlich das Kinn und ſprach: „Wie rührend, wie ſanft bewegend; o, ich glaube dieſe milden Töne müßten den heftigſten Sturm in der Bruſt zum Schweigen bringen. Sie ſind das lindernde Öl, was der Schiffer in die Brandung gießt, um das empörte Meer zu beſänftigen. Welch ein Glück, wenn man einen ſolchen Troſt des Himmels bei ſich führt!“

„Ach,“ antwortete Aliſette mit einem leiſen Seufzer, „wenn ſie auch vielleicht eine fremde Wunde kühlen, den brennenden Schmerz der eignen lindern ſie nicht!“

„Wie?“ ſprach Ludwig, „ſollte eine ſolche Göttergabe den umgekehrten Fluch der Kaſſandra mit ſich führen?“

„Wie ſo?“ fragte die Gräfin.

„Jene,“ erwiderte Ludwig, „verkündete die Wahrheit und Niemand glaubte ihr; dieſer ſchönen Prophetin glauben Alle; nur ihr ſelbſt ſollte die ſüße Wahrheit ewig unverſtanden bleiben?“

Aliſette ſchien betroffen über Ludwigs Bemerkung; Bernhard, der ſie gehört hatte, trat näher und fiel ein: „Unſere Kaſſandra hat Recht. In vielen Fällen gleicht die Kunſt der Sonne, die Alles wärmt und belebt, aber ſelbſt entweder ein kalter Körper iſt, oder ein Feuerkoloß, der in ſich zu Aſche brennt. Das Letztere iſt häufiger. Die Welt nennt die Künſtler glücklich, weil ſie Glück verbreiten; Wenige aber wiſſen, wie theuer oft das Kunſtwerk von dem Künſtler erkauft wird. Wenn ich ſanfter vergleichen will, ſo möchte ich

ſagen, die Gaben der Kunſt gleichen einer thauenden Wolke, welche, indem ſie die Flur mit erquickenden Perlen überſchüttet, ſich ſelbſt verzehrt und dahinſchwindet."

„O, das iſt ſo wahr," rief Aliſette mit wehmüthigem Blick; „wie oft war mir's, als ſolle ich an meinen Tönen ſterben, und welch einen bitterſüßen Tod!"

„Ich kann mir nicht denken," entgegnete Ludwig, „daß die wahre Kunſt nicht eine tröſtende, erhebende Gefährtin durch das Leben ſein ſollte, deren Fittig uns trüge und kühlend bedecke, wo der Pfad durch brennende Wüſten führt."

„Das thut er freilich," rief Bernhard, „wenn Du Dich erſt in einer ſolchen Wüſte befindeſt; dafür aber treibt dieſer ſcheinbar ſo ſanft leitende und tröſtende Genius Dich auch mit dämoniſcher Gewalt aus allen ebenen und betretenen Bahnen des Lebens heraus, in die Wildniß hinein; er reißt Dich an Abgründen dahin, ſtürmt Dich jähe Felshöhen hinauf, ſchleudert Dich in ſchäumende Wirbel eines empörten Oceans, um Dich von der kalten Woge an irgend ein ödes Eiland ſchleudern zu laſſen."

Ludwig ſchüttelte ernſt das Haupt. „Einiges iſt wahr von dem, was Du ſagſt," erwiderte er, „doch Du ſchilderſt nur die Hälfte, ſprichſt nur von den rauhen Nächten des künſtleriſchen Lebens, von den Ungewittern ſeines milden Frühlings, aber nicht von dem göttlichen Tag, den es Euch leuchten, nicht von den tauſend Blüthen, die es auf Euren Pfaden ſprießen, nicht von dem ſanften Mondglanz, den es in die dunkeln Tiefen einer trauernden Bruſt ſo tröſtend hinabſchimmern läßt."

„Tiefere Wunden, ſüßerer Troſt; das iſt Alles mit einem Wort geſagt," antwortete Bernhard kurz, beſtimmt, aber nicht ohne eine leiſe Schattirung wehmüthigen Ausdrucks.

Die Gräfin und Françoiſe hatten mit Antheil zugehört. „Wie ſeltſam iſt es doch," ſprach die Letztere, „daß man oft etwas ganz genau gekannt und empfunden hat, ohne es eigentlich zu wiſſen; wie oft habe ich das Alles gefühlt, und doch wird es mir erſt jetzt ſo klar! Wie beneide ich die Männer, welche ihre Gedanken und Gefühle ſo auszuſprechen wiſſen! Und Sie haben Beide Recht," wandte ſie ſich zu Bernhard und Ludwig, „obgleich Sie verſchiedener Meinung zu ſein ſcheinen."

Das ernſte Geſpräch hätte ſich wohl noch eine Zeitlang fortgeſetzt, wenn nicht der Obriſt dazwiſchengetreten wäre, um ſich mit Artigkeit zu Aliſetten zu wenden und ihr nach geſelligem Gebrauch einiges Verbindliche über ihren Geſang zu ſagen.

„Sie haben uns gerührt, ich möchte faſt behaupten, zu ſehr erweicht," ſprach er; „allein ich weiß, daß Sie innerlich über uns lächeln, weil Sie ſich der Zaubermacht wohl bewußt ſind, mit der Sie eben ſo leicht die Heiterkeit zurückführen und aufs Neue flattern laſſen, als Sie ihr jetzt die muthwilligen Flügel gebunden haben. Wir wiſſen Alle, daß Sie nicht nur ein Proteus ſind, der ſich ſelbſt, ſondern auch eine Circe, die Andere nach Belieben verwandelt. Allein was hülfe es, gegen die Macht der holden Zauberin unwillig zu murren? Sie würde nur deſto loſer ihre Willkür üben; es bleibt uns daher nichts übrig, als daß wir uns aufs Bitten legen. Das thue ich denn, ſchöne übermüthige Gebieterin! Wie wäre es, wenn Sie die dunkelfarbigen Nachtvögel, welche Ihr Klagelied herbeigelockt hat, verſcheuchten und einige bunte Tagſchmetterlinge flattern ließen, die ſich mit ihren farbigen Flügeln ſo reizend im Sonnenſtral wiegen?"

Aliſette ſah ihn mit einem anmuthigen, faſt ſchalkhaften Lächeln an und ſprach ein ungemein wohllautendes „Gern,

ſehr gern!" — Faſt in demſelben Augenblicke begann ſie auch ſchon das Vorſpiel zu einem fröhlichen Liedchen, welches ſie mit ſo hellen, friſchen Tönen anſtimmte, daß man eine wirbelnde Lerche zu hören glaubte, die ſich am ſchönſten Frühlingsmorgen über die bethaute Saat in den blauen Äther aufſchwingt; und dieſe Morgenfriſche verbreitete ſich in jeder Bruſt, ſelbſt die ernſte Lodoiska ließ ein Lächeln um ihre Lippen ſpielen.

So wie Françoiſe geſchloſſen hatte, ſprang ſie munter auf und eilte auf Lodoiska zu, welche in der Ecke des Sophas ſaß. „Nun, liebe Gräfin," bat ſie, „müſſen Sie uns ein Lied ſingen; Ihre kleinen, polniſchen Nationallieder ſind gar zu reizend, ſo wenig ich auch von den Worten verſtehe."

„O nein, nein," entgegnete Lodoiska ſanft abwehrend, „wie ſollte ich meine traurigen Geſänge, meine bebende Stimme nach dieſen lieblichen Tönen vernehmen laſſen!"

„O, ſie lautet ſo ſüß, ſo rührend! Oder glauben Sie, ich hätte Sie nicht belauſcht, wenn Sie bisweilen ſpät in der Nacht in Ihrem Zimmer dieſe eigenthümlichen Lieder unbefangen für ſich geſungen haben." Lodoiska erröthete mit Lieblichkeit. „Ja," fuhr Aliſette fort, indem ſie Lodoiskas Hand mit einer bittenden Bewegung ergriff, „die Nacht und offene Fenſter ſind oft Verrätherinnen der ſüßeſten Geheimniſſe. Das kleine Lied," hier ſummte ſie die Melodie, welche den Anfang deſſelben bildete, „möchte ich Sie auch einmal ſingen ſehen, da ich es nun ſchon zwei Nächte hintereinander gehört habe."

Lodoiska glühte wie eine dunkle Roſe, denn ohne es zu wiſſen hatte Françoiſe ſie ſehr in Verlegenheit geſetzt, da die Worte des Liedes denjenigen, die des Polniſchen kundig waren, in der That Herzensgeheimniſſe zu verrathen ſchienen mußten.

„Das Lied," ſprach ſie, „iſt eine Erinnerung aus früher Kindheit, wo ich es oft von meiner Mutter hörte; ganz zufällig habe ich es zwei Abende hintereinander, wo mich die Nachtigall hier gegenüber wach erhielt, geſungen."

„So ſingen ſie es auch den dritten," erwiderte Françoiſe; „bitte, bitte!" Dabei ſchmeichelte ſie ſo anmuthig, daß Loboiska ſehr dringende Gründe hätte haben müſſen, um ihr eine abſchlägige Antwort zu ertheilen. Sie würde dieſelbe freilich gern gegeben haben, doch fühlte ſie jetzt, daß es beſſer ſei, ſich willig zu zeigen, als den Worten des Liedes durch Weigern ſtatt der zufälligen Beziehung eine wirkliche zu geben, zumal da ſie annehmen durfte, daß Jaromir und die Gräfin es wahrſcheinlich ſchon an der Melodie erkannt hatten. Sie gab daher den Bitten Aliſettens nach, ließ ſich von dieſer, wiewohl ein wenig befangen, an das Inſtrument führen, ſetzte ſich und begann:

Einſam wandle ich ſo gerne,
Suche mir den ſtillſten Weg;
Von den Frohen bleib ich ferne,
Liebe Waldes dunklen Steg;
An der Felſenwand,
An des Bächleins Rand
Setze ich mich ſinnend nieder: —
Wann, ach wann kehrſt Du mir wieder!

Auf der Lüfte linden Schwingen
Kehrt der holde Lenz zurück;
Alles wird er wieder bringen,
Alle Luſt und alles Glück.
In dem dunklen Hain,
Selig, traut allein,
Tönen neu die alten Lieder —
Wann, ach wann kehrſt Du mir wieder!

Wenn die kleinen Schwalben fliehen
Unſer traulich ſtilles Dach,
Möchte ich beflügelt ziehen
In die fernſten Lande nach.
Ob die Lippe bleicht,
Bis ich Dich erreicht.
Senkt' ich nimmer mein Gefieder —
Wann, o wann kehrſt Du mir wieder!

Wie des Bächleins Wellen fließen
Fort und fort bis an das Meer,
Werde Thränen ich vergießen,
Und ſie trocknen nimmermehr.
Säumeſt Du noch lang,
Bricht mein Herze bang,
Legt das müde Haupt ſich nieder —
Wann, ach wann kehrſt Du mir wieder!

Lodoiska hatte eine ſanfte, ungemein rührende Stimme, der ſie aus Schüchternheit nur ganz leiſe Töne entlockte, welche aber in ihrem reinen Anſprechen den bebenden, verwehenden Klängen der Aeolsharfe glichen. Verbunden mit dem leichten Erröthen des edlen Angeſichts,. weil die Worte geheime Regungen ihres Herzens auszuſprechen ſchienen, brachte ihr Geſang eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. Es war die Jungfräulichkeit ſelbſt, die ſich hier gewiſſermaßen in Tönen darſtellte; nicht ein Kunſtwerk, ſondern ein holdes Bild der Natur, welches dieſe in heiligen Momenten ſchuf und mit allen rührenden Reizen des Lebens ausſtattete. Es ließ ſich leicht erklären, weshalb Lodoiska das Lied, welches ſie geſtern noch ganz unbefangen geſungen haben würde, heute mit einiger Schüchternheit vortrug. Denn da ſeit wenigen Stunden in ihrem Herzen die erſten Keime zu einer beſonderen Beziehung der Worte auf ihr eignes Leben zu ſproſſen begannen, ſo brachte dieſes dunkle Ahnen jene Scheu hervor,

welche ſie ſonſt nicht gekannt haben würde. Der Mann iſt leichter geneigt als die Jungfrau, in Zufälligkeiten Abſichten zu ſuchen, wenn dieſe ſeinen Wünſchen entſprechen; deshalb wagte Jaromir, und ſein Herz ſchlug dabei in überſchwänglicher Freude, dieſe Worte für ſich zu deuten. Er bedachte, daß ſie, wie Françoiſe erwähnt hatte, dieſes Lied in einſamen Stunden der Nacht geſungen; hatte ſie dabei an ihn gedacht? Ja! ja! ſagte er ſich und glaubte, was ſeine heißeſten Wünſche waren. Dieſes vermeinte Entgegenkommen ihrer Liebe entflammte die ſeinige daher ſchnell zur mächtigen Gluth; ihm ward das ſeltene Glück, nicht zu zweifeln, ob die Geliebte auch ihm hold geſinnt ſei, ſondern er glaubte ihr Herz ſchon enthüllt zu ſehen. Freilich nicht durch die That, denn ſie trug es wie die Roſe in der innerſten Blüthe verborgen, ſondern die Hand eines lenkenden Geſchicks ſtreifte die zarten Blätter des Kelches auseinander und zeigte das Kleinod, welches er verſchloß; dem diamantenen Thautropfen gleich glänzte es im tiefen Blüthenſchoos und ſtralte alle ſchönſten Farben des Weltalls verklärt wieder; und mitten in ihrer ſchimmernden Hülle glaubte Jaromir ſein Bild ſchweben zu ſehen.

Es war nicht gedankenloſe, gemüthsarme Eitelkeit, die ihn zu dieſem Errathen führte, ſondern der ſtarke Glaube des liebenden Herzens, die kühne Hoffnung der Jugend, welche heiße Wünſche und ſüße Erfüllungen in glücklicher Täuſchung zu verwechſeln vermag. Hier aber täuſchte er ſich nicht, wenn er auch vielleicht mehr errathen hatte, als verrathen wurde, ja, als Lodoiska zu verrathen vermochte, da für ſie ſelbſt ihr Herz noch klöſterlich verſchleiert war.

Der Wunſch des Obriſten, den die Muſik mehr unterhielt als bewegte, trug auf ein Duett an; doch Lodoiska ſprach ein ſanftes, aber entſcheidendes Nein. Es blieb dem

Obriſten, der ſich nicht ſogleich ergeben wollte, keine Zeit zu einer Beſtürmung, nachdem ſein erſter Verſuch zurückgeſchlagen war; denn die Gräfin unterbrach ihn mit der Aufforderung, ſie zu Tiſch zu führen. Er reichte ihr höflich den Arm; Jaromir bot den ſeinigen Lodoiska dar, Ludwig, der einer der älteren Damen nahe ſtand, führte dieſe, und Bernhard nahm Aliſetten an den linken, die andere, noch allein übrige Freundin der Gräfin an den rechten Arm. „Sie führe ich auf der Seite, wo mein Herz ſchlägt," ſprach er halblaut zu Aliſetten, welche ihm durch einen munter zutraulichen Blick antwortete. — Die Thüren des glänzend erleuchteten Speiſeſaals öffneten ſich, man ging hinein.

Viertes Capitel.

Gegen Mitternacht zogen ſich die jugendlichen Kriegsgenoſſen erſt auf die ihnen angewieſenen Zimmer zurück. Es waren deren drei, welche auf einem Corridor lagen; die Fenſter gingen nach dem Garten hinaus. Bei dieſer Anordnung waren die Freunde beiſammen und getrennt, je nachdem es ihnen behagte; jeder bewohnte ein eignes Gemach, doch ein Schritt führte ihn in das des Nachbars. Jaromir wünſchte den andren Beiden eine gute Nacht; er ſchien müde zu ſein. Bernhard und Ludwig blieben in des erſteren Zimmer, wo ſie durch Ludwigs von dem, in welchem Jaromir ſchlief, getrennt waren, noch eine Zeitlang beiſammen, und ſprachen über die wunderbare Geſtaltung ihrer Lebensverhältniſſe, die plötzlich eine ſo völlig andre Wendung genommen hatten.

Es war dies eigentlich die erſte vertraute Stunde, welche ſie ſeit ihrer Abreiſe von Dresden mit einander zubrachten. Denn ſie hatten den Weg aus vielen Gründen ſo eilig zurücklegen müſſen, daß, zumal in der Gegenwart des noch weniger von ihnen gekannten Jaromir, zu einem ruhigen, Mittheilung geſtattenden Verweilen keine Zeit geblieben war.

„Es ſoll mich wundern," ſprach Bernhard, „was Fortuna uns noch für Glückszüge mit ihrem Netze thun laſſen wird. Ich meinestheils habe ihr als ſtattlicher Graf Lomond die Thore möglichſt weit aufgeſperrt, während Du als Ludwig Soren nur auf ein paar Angelfiſchchen an Deinem kläglichen Hamen zu hoffen haſt. Ich dagegen fiſche mit dem breiten Netz der Grafenkrone und darf erwarten, daß an ihren neun Spitzen etwas von Belang hängen bleiben werde. Ja, hier in Polen fange ich ſchon an es zu bereuen, daß ich mir nicht einen Fürſtenhut aufgeſtülpt habe, denn in der langen echten Perlenſchnur polniſcher Magnaten hätte ſich eine unechte, ſchottiſche Perle wohl verloren. Nun, wer weiß, was geſchieht!"

„Ich beneide Dich um Deine glückliche Laune," erwiderte Ludwig; „allein ſo viel Mühe ich mir gebe, mein Schickſal von einer guten Seite zu betrachten, es will mir nicht gelingen. Ich denke, ich werde demſelben mit Ernſt und mit Faſſung entgegentreten; aber es liegt vor mir wie ein dürrer, ſchroffer Fels, auf dem ich nicht Raum zu ſo viel fruchtbarer Erde erblicke, um eine einzige arme Blüthe darauf zu ziehen."

„Es wird eine Hand kommen," antwortete Bernhard, „die wie Moſes gegen den Stein ſchlägt, daß ein reicher, friſcher Quell daraus hervorſprudelt. Bisweilen habe ich meine Stunden, wo mir ein unſichtbarer Dreifuß der Pythia untergeſchoben wird, und die Weisheit des delphiſchen Gottes

aus mir redet. Jetzt eben glaube ich auf dem begeiſternden Seſſel recht behaglich zu ſitzen, und es zieht eine ganze Laterna-Magica der roſenfarbenſten Bilder unſrer Zukunft vor mir vorüber. Ich ſehe gar nicht ein, weshalb wir nicht im erſten Gefechte den Offiziershut verdienen, im zweiten uns auf den Rittmeiſterſattel ſchwingen, im dritten ein paar Majorsepaulets erbeuten ſollten. Hat der ruſſiſche Kaiſer nur zwei oder drei tapfere Generale, ſo weiß ich nicht weshalb der Krieg nicht mindeſtens ſieben Jahre dauern ſollte, und das iſt eine hinlängliche Zeit, um einen Marſchallſtab, mit einer Fürſtenkrone darauf, reif werden zu laſſen, gegen die ich meinen unächten ſchottiſchen Adelsbrief nicht unvortheilhaft austauſchen würde. Und ſollte der Name Fürſt von Petersburg, oder Herzog von Archangel, oder gar, falls ich den rechten Flügel der Armee commandirte, Prinz von Aſtrachan nicht ſo gut klingen als Prinz von Pontecorvo, Herzog von Albufera oder Dalmatien? Mir däucht, ſtattlich genug würde es laſſen, wenn ich mich nur Herzog von Kamtſchatka, oder Fürſt von der Lena titulirte und einen Mammuthsknochen in mein Wappen aufnähme."

„Du willſt den Feldzug etwas weit ausdehnen," erwiderte Ludwig lächelnd, „indeſſen bleibe ich dabei, Du biſt zu beneiden, daß Dir auf einem ſo ſchwarzen Hintergrunde der Zukunft ſo heitre Bilder erſcheinen."

„Das iſt ein Malertalent," rief Bernhard, „und ich habe es viel geübt; ſtelle ich mich vor einen recht ſchwarzen Gewitterhimmel, ſo ſehe ich in den drohend gethürmten Wolken, in ihren kühnen Bogen und ſchweflichen Auszackungen die wunderbarſten Zauberpaläſte und Gebirge. Aber Du ſcheinſt mir müde und ich bin es; laß uns daher verſuchen, ob das Lager bei der Juno, die uns aufgenommen hat, ihrer übrigen, wahrhaft olympiſchen Aufnahme entſpricht."

Ludwig nahm Bernhards Hand, wünſchte ihm eine gute Nacht und ging in ſein Zimmer. Bernhard fühlte den Geiſt des edlen Tokaier, den er nicht ſparſam getrunken hatte, noch zu feurig in ſeinen Adern, um ſich dem trägen Schlaf überlaſſen zu können. Er trat ans Fenſter, öffnete es und blickte nach dem Garten hinaus, an dem der eine Seitenflügel des Palaſtes ſich hinunterzog. Ein kühler Abendwind rauſchte in den Bäumen und wiegte die Büſche leicht hin und her; der Mond ſtand tief und warf daher den finſtren Schatten des Gebäudes weit über den grünen Gartenteppich hin. Da aber, wo ſein Stral durch nichts verhüllt wurde, beleuchtete er die Wege und Raſenplätze faſt mit Tageshelle. Bernhard erinnerte ſich, daß Aliſette ihm bei Tiſche geſagt hatte: „Hier ſitzen wir grade meinen Fenſtern gegenüber, in welche die ganze Nacht der Mond freundlich hineinſcheint.“ Es fiel ihm ein, ob er wohl den Verſuch machen ſolle, ſich in den Speiſeſaal, der auf dem entgegengeſetzten Flügel des Palaſtes lag, zu ſchleichen, und die Fenſter des ſchönen Mädchens ein wenig zu belauſchen. Von ſeinen Entſchlüſſen bis zur Ausführung pflegte nicht weit zu ſein; er warf ſich daher in den Überrock und verließ leiſe das Gemach. Nur eine einzige matte Lampe flimmerte am Ende des Corridors. Er horchte vorſichtig auf, ob auch Alles ſtille ſei; es ließ ſich in dem ganzen weiten Gebäude kein Laut vernehmen. Mit leiſen Schritten ging er auf die Lampe, die im Haupttreppengewölbe brannte und auf dieſe Weiſe ihr Licht nach beiden Flügeln warf, zu. Ohne irgend Jemand zu begegnen, gelangte er an der ganzen Hauptfronte hinunter bis zu dem andern Seitenflügel; an der Stelle, wo der Corridor die Ecke ſchlug, brannte eine zweite, dem Verlöſchen jedoch nahe Lampe. Sie leuchtete indeſſen noch ſo viel, um die einzelnen Thüren, welche aus dem Gange in die Gemächer führten, zu erken-

nen. Die dritte war die des Speisesaals; dies hatte sich Bernhard, der sehr viel Aufmerksamkeit und Gedächtniß, besonders für architektonische Ortsverhältnisse besaß, genau gemerkt. Leise klinkte er an, um zu versuchen, ob die Thüre verschlossen sei; sie war es nicht, er trat ein und stand nun in dem großen, dunklen Saale, dessen weiße, zugezogene Fenstervorhänge bleichen Gespenstern glichen, ganz allein. So leise er ging, verursachte sein Schritt in dem weiten Raume doch einen flüsternden, schauerlichen Wiederhall. Behutsam näherte er sich einem Fenster, theilte die Vorhänge ein wenig und blickte hinüber. Grade vor ihm lag in der nicht breiten Straße, deren gegenüberstehende Häuserreihe vom Monde beleuchtet wurde, ein kleines Haus, in welchem die Fenster des zweiten Stockwerks durch Jalousieen verschlossen waren. Der Schatten des Palastes fiel so weit hinüber, daß der untere Theil des Hauses noch ganz damit bedeckt wurde. So wenig man daher Jemand im Erdgeschoß, oder in der Hausthüre erkennen konnte, um so deutlicher unterschied man die Gegenstände da, wo das helle Mondlicht sie bestralte. Der Beschreibung nach lag Alisettens Wohnung in diesem Hause, und ihre Fenstern waren die des mittleren Stockwerks. Bernhards scharfes Auge sah zwischen den Jalousieen Licht hindurchschimmern, und ein sich bewegender Schatten gab ihm die Gewißheit, daß noch Jemand auf sein müsse.

Plötzlich hörte er das Geräusch eines, obwohl mit Vorsicht im Schloß umgedrehten Schlüssels; die Hausthüre gegenüber öffnete sich leise, und eine lange Gestalt, die sich dicht in den Mantel verhüllt hatte, trat eilig heraus und verschwand sogleich in dem Schatten des Palastes. Sie schritt quer über die Gasse und schlich sich hierauf unter den Fenstern des Saales fort, so daß Bernhard die Richtung, welche sie nahm, nicht mit dem Auge verfolgen und auch nicht ein-

mal aus dem Schall der Schritte errathen konnte, indem der Unbekannte mit äußerſter Behutſamkeit ſo leiſe auftrat, daß man trotz der Stille der Nacht ihn nicht gehen hörte. Bernhard war faſt betroffen über ſeine Entdeckung, die, in Verbindung mit manchen andern Bemerkungen und Vermuthungen, zu denen Françoiſe ihm Gelegenheit gegeben hatte, ihm den Gedanken aufdrang, jener Unbekannte ſei Niemand anders als der Obriſt, der einen ſpäten Beſuch bei der leichtfertigen Schönen gemacht hatte. Mit Adlerblicken hielt er jetzt die Fenſter Aliſettens bewacht, ob ſie ſich vielleicht noch zeigen und dadurch ſeinen Verdacht beſtärken ſollte. Indeſſen blieb Alles ſtill; der trübe Lichtglanz ſchimmrete noch immer zwiſchen den Jalouſieen hindurch und wurde von Zeit zu Zeit durch einen vorüberſchwebenden Schatten bedeckt; weiter aber ließ ſich nichts hören noch ſehen. Wohl eine halbe Stunde mochte Bernhard in ausharrender Spannung am Fenſter zugebracht haben; da ſich aber auch nicht das Geringſte entdecken ließ, beſchloß er, jetzt in ſein Zimmer zurückzugehen. Er wandte ſich um und wollte auf die Thüre zuſchreiten; da blieb er plötzlich, von Erſtaunen gefeſſelt, ſtehen, denn ſie öffnete ſich, und eine weiße, in einen Schleier gehüllte, geiſterartige Geſtalt, welche der durch das Fenſter des Corridors einfallende Mondſtral hell beleuchtete, ſchwebte herein. Bernhard ſchrak zuſammen; ſo ungewöhnlich die Erſcheinung war, ſo waren es doch nicht die Schauer der Geiſterfurcht, die ihn ergriffen, ſondern vielmehr die Beſorgniß, auf ſeiner ſehr ſeltſamen, ja faſt unerklärlichen Nachtwanderung betroffen zu werden. Mit angehaltenem Athem lehnte er ſich, froh, nicht mehr die weißen, durchſchimmernden Vorhänge zum Hintergrunde zu haben, gegen einen Pfeiler. Die Thür ſchloß ſich hinter der eintretenden Geſtalt, die mit kaum hörbaren Schritten ihren Weg die ganze

Länge des Saals hinunter nahm. In dem tiefen Dunkel, welches den großen Raum erfüllte, wurde ſie dem Auge nur wie ein vorüberziehendes weißes Nebelbild, das mehr und mehr in Nacht und Ferne zerfloß, ſichtbar. So ſcharf Bernhards Auge die Erſcheinung verfolgte, ſo konnte er doch nicht entdecken, wohin ſie ihren Weg nahm. Sie verlor ſich an dem entfernten Ende des Saales; man hörte nicht, daß eine Thür geöffnet oder geſchloſſen wurde, doch kehrte Niemand zurück, und auch nicht der leiſeſte Laut ließ ſich vernehmen. Bernhard war Anfangs ungewiß, ob die Geſtalt nicht noch im Saale verweile. Er blieb daher, um ſich nicht ſelbſt zu verrathen, noch eine gute Weile regungslos ſtehen, dann näherte er ſich behutſam der Thür, erreichte den Corridor und, obwohl alle Lampen erloſchen waren, auch ohne weiteren Unfall die Thür ſeines Gemachs. Auffallend war es ihm, als er an Jaromirs Thüre vorüberging, daß dieſer noch wachte; er hörte ihn im Zimmer auf- und abgehen. Um ſo leiſer ſchlich er daher, damit er ſich nicht noch im letzten Augenblicke verrathen möchte, vorüber. Unbemerkt hatte er glücklich ſein Zimmer gewonnen. Zwar begab er ſich jetzt zur Ruhe, doch dauerte es lange bis die vielfachen Empfindungen und Muthmaaßungen, welche die abenteuerlichen Erlebniſſe in ihm aufgeregt hatten, ihn einſchlummern ließen.

Fünftes Capitel.

Am andern Morgen war Jaromir zuerſt wach, ſprang ſchnell von dem Lager auf und weckte die Freunde; denn jetzt ſollten die ernſten Stunden der dienſtlichen Thätigkeit beginnen.

Bernhard und Ludwig waren raſch in Uniform; man ſchickte ſich an, auszugehen. Im Palaſt war noch Alles ſtill; auch auf den Straßen regte ſich kein Laut. Der Weg führte die drei Freunde durch die Seitenſtraße, in welcher Aliſette wohnte. Bernhard warf in der Erinnerung an den geſtrigen Abend ſpähende Blicke hinauf. Die Fenſter waren noch durch die Jalouſieen geſchloſſen. Jaromir blickte dagegen nach den Fenſtern des Palaſtes gegenüber, die durch weiße Vorhänge verhüllt waren.

„Was ſucht denn Dein Auge dort oben?“ fragte Bernhard ahnend; „hier hinüber wende es, denn in einem dieſer Häuſer muß, wie ſie mir geſtern ſagte, die liebliche Françoiſe Aliſette wohnen.“

„Und dort wohnt —“ rief Jaromir lebhaft, ſtockte aber plötzlich, denn einer der Fenſtervorhänge, nach denen er eben blickte, fing an ſich zu bewegen, rollte auf, das Fenſter öffnete ſich, und Loboiska beugte ſich heraus.

Sie erröthete im dunkelſten Purpur, als ſie die drei jungen Männer erblickte; aber auch Jaromirs Wangen wurden von einer dunklen Glut überflogen, und er gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß er faſt zu grüßen verſäumte, als Bernhard und Ludwig ſich ſchon hinaufblickend verbeugt hatten.

„Ei, Gräfin,“ ſprach Bernhard mit Freiheit, „fürchten Sie die Morgenluft nicht? Kenner behaupten ſie ſei der Schönheit nicht günſtig!“

„Ich bin faſt immer ſo früh im Garten,“ ſprach Loboiska etwas befangen.

„So müſſen die Kenner im größten Irrthum ſein,“ fiel Bernhard mit raſcher Galanterie ein.

Loboiska ſenkte das ſchöne Auge mit Anmuth und lächelte, aber erwiderte nichts.

Die Freunde grüßten nochmals hinauf und erhielten einen freundlichen Dank; dann verschwand Lodoiska vom Fenſter und ſie ſetzten ihren Weg fort.

Ein Blick in Jaromirs Auge mußte einem ſo ſcharfen Kenner menſchlicher Züge wie Bernhard ſein ganzes Herz verrathen. Er liebte, er wurde geliebt, das las ſich in ſeiner und ihrer holden Freude, obwohl Beide jetzo eben kein Wort miteinander gewechſelt hatten. Aus der Lage der Gemächer errieth Bernhard auch ſogleich, daß es Niemand anders als Lodoiska geweſen ſein konnte, die er geſtern Abend im Speiſeſaal geſehen. „Hm!“ ſprach er und blickte Jaromir im Scherz, aber prüfend an, „die junge Gräfin ſcheint am ſpäteſten und am früheſten hier zu wachen im Hauſe. Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo habe ich ſie geſtern als eine Geiſtergeſtalt geſehen.“

„Was ſahſt Du?“ fiel Jaromir raſch ein; „was, ich bitte Dich?“

„Wie, hätteſt Du Geſpenſterfurcht?“ fragte Bernhard ein wenig ſpöttiſch.

„O laß den Scherz,“ unterbrach ihn Jaromir halb unwillig, halb bittend; „ſage mir, was Du geſehen, es liegt mir etwas daran!“

„Ich ſah lange nach Mitternacht,“ ſprach Bernhard bedeutſam betonend, „die Zimmerthür eines jungen Offiziers offen ſtehen, und er ſelbſt, ſo müde er von der Reiſe ſein konnte, wachte noch.“

„Haſt Du gelauſcht, Bernhard, ich bitte Dich,“ rief Jaromir.

„Ei, was ein böſes Gewiſſen nicht thut!“ lautete die ſcherzende Antwort. „Gelauſcht? Nein! Aber ich ſah Geſpenſter, weiße Frauen, verſchleierte, geheimnißvolle Geſtalten.“

„Ich werde ganz neugierig," ſprach Ludwig. „Geſpenſter? Abenteuer? Laß doch hören!"

„Lieben Freunde!" rief Jaromir, ohne Bernhards Antwort abzuwarten und faßte Beider Hände, „ich will ganz aufrichtig gegen Euch ſein, denn ich ſehe ich bin halb verrathen. Aber ſchwört mir Stillſchweigen, wenn Euch mein Glück lieb iſt."

„Herzlich gern," antwortete Ludwig und gab ihm die Hand.

„Beim Styx," ſchwur Bernhard und that desgleichen. „Obwohl ich's kaum nöthig hätte, da ich ſchon Alles zuvor weiß und errathe. Aber erzähle!"

Jaromir begann: „Lodoiska war die Geſpielin meiner Jugend; ſie iſt meine nächſte Verwandte. Wir haben unendlich glückliche Tage auf dem Landſitze ihres Vaters am Narew zugebracht. Soll ich es Euch geſtehen, daß ich, faſt noch ein Knabe, die Holde ſchon liebte? Sie war erſt dreizehn Jahre alt, als ich ſiebzehn zählte; aber ſie blühte wie die lieblichſte Roſenknospe und war ſchon damals ſo gut, ſo verſtändig, ach, tauſendmal beſſer als ich! In dieſer Zeit mußte ich mich von ihr trennen, ich wurde Soldat; das ſind nun ſechs Jahre her! Ich bin ſeitdem durch die halbe Welt verſchlagen worden und habe nur im wilden Getümmel und Gebrauſe des Krieges gelebt; aber glaubt Ihr wohl, lieben Freunde, daß das Bild dieſes zarten Kindes mich überall hin begleitet hat, daß, ſo mancher ſchönen Spanierin und reizenden Franzöſin ich begegnete, doch Keine einen tiefern Eindruck auf mein Herz machte als ſie? Doch die Jahre und der Krieg verwehen viel! Wenn ich an die Heimath dachte, freilich, dann ſtand auch Lodoiska vor mir; aber ſeltner und ſeltner kam mir dieſer Gedanke, und nachgerade verlor ich in dem ewigen Wechſel das Gefühl des

Heimwehs. Wer nirgend zu Hauſe iſt, wird gar bald überall zu Hauſe! — Erſt als wir die Thürme von Warſchau wiederſahen, erwachte die ganze alte Sehnſucht in mir, und auch Lodoiskas Bild ſchwebte lieblich und ſanft wieder an meiner Seele vorüber. Aber ich konnte ſie mir nur als das Kind von damals denken; zwar ſagte ich es mir ſelbſt tauſendmal, daß ſie eine Jungfrau geworden ſein müſſe, doch mein Herz ſah ſie nur wie ſonſt."

„Und mir däucht, es ſah ſie richtig," unterbrach Bernhard, „denn ihre Seele iſt noch die eines Kindes und leuchtet durch ihre Schönheit hindurch wie durch eine durchſichtige Hülle. So lag das unſchuldige Herz nie hinter dem klaren Kryſtall des Auges wie bei ihr; ich verſtehe das, Beſter, denn ich portraitirte manchen Engel, aber leider auch manchen Satan!"

„Du ſprichſt, als nähmeſt Du die Worte aus meiner Seele," rief Jaromir mit lebhaftem Ausdruck der Freude und hörte nicht auf den Zuſatz, womit Bernhard die muntere Caricaturlarve auf die entgegengeſetzte Seite des ernſten Profils zeichnete. „Doch deshalb waren wir auch gleich wieder ſo vertraut wie an dem Tage, wo wir uns trennten. Als wir geſtern auseinander gingen war ich daher ganz mißmuthig, es quälten mich beunruhigende Gedanken, ich wußte nicht, was mir fehlte. Der Mond ſchien hell, die Nacht war ſo lau, ich lehnte mich ins Fenſter; da ſah ich eine weiße Geſtalt durch die dunklen Gebüſche des Gartens ſchweben. Wenn ſie es wäre, dachte ich, und du könnteſt ſie noch ein wenig ſprechen! Ich flog hinab, ſuchte ſie in allen ſchattigen Wegen, doch vergeblich. Da hörte ich plötzlich ganz leiſe in der Ferne die Töne des Liedchens, das ſie uns Abends geſungen; ich ging den Klängen nach und entdeckte das holde Weſen in einer Laube bei dem Springbrun-

nen. Anfangs wollte ich lauſchen; doch ſchnell wurde ich unwillig auf mich ſelbſt, ging näher, trat plötzlich vor ſie hin und redete ſie an.“

„Du warſt ſehr kühn, lieber Freund,“ unterbrach Ludwig mit dem ſanften Ton theilnehmender Bedenklichkeit; „Du hätteſt damit viel verſcherzen können!“

„Jetzt weiß ich's auch, wahrlich; aber geſtern mußte ich, ich konnte nicht anders, wahrhaftig nicht!“ erwiderte Jaromir und ſah überaus redlich und glücklich aus.

„Habeas absolutionem, sed confiteri pergas,“ ſprach Bernhard gravitätiſch; „ich glaube ich hätte es eben ſo gemacht. — Aber die Gräfin, was that ſie?“

„Sie war erſchrocken, ſie zürnte, bat — “

„Ich kenne das,“ unterbrach Bernhard; „iſt man nicht ſchon vollends des Teufels vor Liebe, ſo wird man's danach. Weiter!“

„Aber ſie reichte mir die Hand und war ſo himmelgütig — und“ — Das jugendliche Herz Jaromirs wallte über, die vollſte Seligkeit leuchtete ihm aus den Augen, zu ſprechen vermochte er nicht weiter, aber er fiel Bernhard, er fiel Ludwig um den Hals und drückte heiße Küſſe auf ihre Lippen. „Ludwig,“ rief er aus, „ſie will die meine ſein; ſüß widerſtrebend gab ſie mir das holde Wort, aber vertrieb mich gleich danach mit ängſtlicher Haſt. Jetzt vielleicht ſchon öffnet ſie ihr reines Herz der Mutter; o Freunde, kann man denn glückſeliger ſein!“

Jaromir, der ſich ganz den brauſenden Wellen der Jugend und Liebe hingab, bemerkte nicht, wie ernſt und tief bewegt Ludwig war, ja, wie ſelbſt über Bernhards Stirn ſich dunkle Falten zogen. Jener dachte an ſeine Liebe, die wie ein zerrinnendes Traumbild aus der Wirklichkeit ſeines Daſeins verſchwunden war; er hielt die Schattengeſtalt ſeines

ſchmerzlichen Glücks gegen die lebendige, blüthengekränzte, welche dem Jüngling an ſeiner Seite entgegentrat. Bernhard empfand vielleicht noch einen herberen Schmerz, weil die Liebe in ſeiner Bruſt dunkler und tiefer vergraben war. Für Ludwig glich ſie einer unter dem Horizont verſenkten Sonne, deren Abendröthe die ganze Nacht hindurch nachſchimmert, bis ein heller Morgen anbricht und das liebliche Geſtirn wieder heraufführt; für Bernhard war ſie nur ein ſchöner, unerreichbarer Stern, der die Stralen in den tiefſten Schacht der einſamen Bruſt hinabſendet, ohne ſie zu erleuchten. Hätte Jaromir ihn beſſer gekannt, ihn überhaupt in ſeiner tiefſten Tiefe zu verſtehen vermocht, ſo würde er aus ſeiner Antwort ſein Inneres begriffen haben.

„Glück zu!“ ſprach er und ſchüttelte ihm die Hand; „Du darfſt ſelig ſein, wenigſtens glücklich oder vergnügt, oder doch leidlich gelaunt. Weiche Arme ſind eine ſanfte Feſſel, aber ſie bleiben eine. Ein Käfig iſt ein Käfig, ſei er ſo eng wie der Vogelbauer in dem Johann von Leyden am Thurm zu Münſter hing, oder ſo finſter wie die ſchwarze Höhle in Indien, oder beides zugleich, wie das Loch, in dem wir Alle ſtecken. Ich meine die Erde, nämlich die, auf der wir ſcheinlebendig umherwandeln, nicht das unermeßlich weite Grab — kurz, wie geſagt, Feſſeln ſind Feſſeln, und man ſollte froher ſein, daß man noch ein Paar ungelähmte Flügel hat zum Aufflattern. Was wollt' ich aber ſagen? Ja, nun verſtehe ich auch meine Geiſtererſcheinung, die ich hatte, als ich ſelbſt umging und im Ahnenſaal ſpukte.“

Jaromir horchte geſpannt auf; Bernhard erzählte ſein Abenteuer im Saale, ſtellte ſich aber dabei nur als einen Sonderling dar, der gern Nachts in fremden Gebäuden umherſchleiche, und that weder der Urſache, die ihn getrieben, Erwähnung, noch des Verdachtes, den er über Aliſetten gefaßt.

Unter dieſen Geſprächen hatten die Freunde das Ziel ihres Weges erreicht, nämlich den Exercierplatz, wo Bernhard und Ludwig für jetzt den wirklichen Dienſt beginnen, ihn in ſeinen kleinſten Anfängen erlernen ſollten. Man fand bereits Reiter und Unteroffiziere zweier unvollſtändigen Schwadronen polniſcher Lanciers, die den Stamm des neuen Regiments zu bilden beſtimmt waren, verſammelt. Jaromirs vorläufige Aufgabe beſtand darin, aus dieſen Trümmern ein Ganzes zu bilden. Während deſſen übergab er ſeine Freunde einem alten tüchtigen Graubart, damit er ſie in den erſten Waffenübungen unterrichte. Johann Petrowski, ein Unteroffizier, der noch unter Kosciuszko gefochten, wurde ihr Lehrmeiſter. Er begann das Geſchäft mit einer Art von Ehrfurcht, die ihm jedoch nicht der vornehme Stand ſeiner Rekruten, ſondern nur der Ernſt der Sache ſelbſt einflößte. Denn es galt ja die Ausbildung zweier Krieger, die für das Vaterland fechten ſollten; für das theuere, heilige Vaterland, dem Johann Petrowski in rüſtigen Mannesjahren, als ſein alter Feldherr Kosciuszko die Söhne Polens zu den Waffen rief, ſo freudig Blut und Leben zum Opfer dargebracht hatte. Jetzt war er der Schwelle des Greiſenalters nahe, denn mit dem nächſten Frühling mußte er ſich zu den Sechzigern zählen. Aber ſein grauer Kopf, den mancher Säbelhieb getroffen, bot ſich noch mit Freuden dem Dienſte des Vaterlandes dar, und in dem alten Herzen glühte noch, wie Wein, durch das Alter nur veredelt, die alte heilige Flamme der Vaterlandsliebe, des Heldenmuthes. Unter der halb kahlen, halb mit grauen Locken umkränzten Stirn leuchteten, von buſchigen Brauen überſchattet, zwei feurige Augen; die Adlernaſe bog ſich würdig gegen die ernſten Lippen herab, die ſich unter einem grauen Knebelbart, auf welchen Johann Petrowski ein wenig ſtolz war, faſt verbargen. Er ſtand vor

den beiden frischen Jünglingen wie ein alter, halb gehöhlter Eichenstamm vor zwei jungen kräftigen Bäumen einer neuen Pflanzung. Sein Antlitz schien zu sagen: Blickt mich nur an, so morsch und verwittert ich aussehe, vielleicht trotze ich, obwohl der Frühling mir keinen andern Schmuck mehr leiht als das kärgliche Moos, das meine rauhe Rinde ein wenig sanfter macht, doch den Ungewittern und Stürmen noch rüstiger als eure jugendliche Kraft. Denn ich habe weithin Wurzeln durch den felsigen Boden getrieben, und wer mich stürzen will, muß den halben Hügel mit hinabreißen; ihr aber scheint mir nur in lockere Erde gepflanzt, und eure Krone ist größer als eure Wurzel. — Seine Commandoworte, Gewehr auf, Gewehr ab, Rechts um, Marsch und Halt! sprach er mit einem so feierlichen Ernst wie der Priester in der Messe das Dominus vobiscum. Seine Lehrlinge gehorchten ihm mit eben so viel Liebe als Eifer; daher schritten sie rasch vorwärts, und Meister wie Zöglinge erfreuten sich aneinander. So verstrich den drei Freunden der ganze Tag in Dienstgeschäften, und erst Abends gewannen sie Muße ihre liebenswürdigen Hausgenossinnen zu sehen.

Aus Lodoiskas Augen glänzte das reinste Glück; die Gräfin hieß Jaromir so freundlich willkommen, daß dieser über ihre Gesinnung keinen Zweifel hegen durfte. Bernhard und Ludwig fühlten, daß einige ungestörte Augenblicke für Jaromir von höchstem Werth sein mußten; sie bereiteten sie ihm daher, indem sie sich auf ihr Zimmer zurückzogen, noch ehe er sie darum gebeten hatte. Fast zur Tafelzeit rief Jaromir selbst sie wieder hinunter und erzählte ihnen voller Freude: „Auch die Gräfin ist mir günstig, ist so mütterlich gütig; aber sie ist auch streng, denn sie hat mir geboten bis Rasinski kommt meinem Herzen zu gebieten, weil sie ihm die Entscheidung übergeben will. Darum jetzt kein Wort,

keinen Blick, lieben Freunde, wodurch unſere Liebe verrathen würde; ich habe es Lodoiska verſprochen folgſam zu ſein, und ich will es männlich halten."

„Brav, wacker!" ſprach Bernhard kurz und rauh wie er pflegte; „und wir wollen Deinem Beiſpiel folgen. Biſt Du feſt, ſo will ich Dir dafür auch zur Belohnung Deine Braut malen, oder wenigſtens zeichnen, wenn wir nicht mehr Zeit haben."

So traten ſie ein in den Geſellſchaftsſaal; kein Wort verrieth das Glück, aber es weilte in ſtiller, ſegnender Gegenwart und lächelte aus Aller Blicken. Denn auch die Freunde theilten, was den Freund beſeligte.

Sechstes Capitel.

So verſtrichen mehre Tage ziemlich gleichförmig hintereinander. Aliſette und Regnard, ſelten Andre, waren die Gäſte, welche den Kreis der Familie, zu der ſich Ludwig und Bernhard jetzt ganz mitzuzählen gewöhnten, vergrößerten. Regnard brachte ſtets Nachrichten über die Kriegsereigniſſe, die Truppenmärſche und ähnliche Dinge mit und führte überhaupt die Welt und ihren Verkehr in den traulichen Zirkel ein, der ſich ſonſt dem äußeren Treiben ziemlich entfremdete. Mit ſcharfem Beobachterblick bemerkte er, wie ſehr Jaromir ſich auch zu beherrſchen ſuchte, deſſen Neigung zu Lodoiska und ihre Erwiderung derſelben. Daher verſchwand der Anflug von Eiferſucht wieder, den er in Beziehung auf Aliſetten gehabt, und nichts trübte die heitre Geſelligkeit mehr. Aliſette war ſeit zwei Tagen ausgeblieben,

weil die Proben zu einer Oper, die man am folgenden Abend geben ſollte, ſie beſchäftigten; der Obriſt, der eine halbe Probe davon angehört hatte, erzählte viel Gutes, hatte aber den Titel vergeſſen. „Es verdroß mich ſehr," ſprach er, „daß ich nicht bis zu Ende bleiben konnte, aber ich wurde durch einen verdrießlichen Vorfall geſtört. Mein Adjutant meldete mir, daß man in Erfahrung gebracht habe, ein ruſſiſcher General, der mit geheimen diplomatiſchen Aufträgen in Frankreich geweſen ſei und von dort flüchten müſſen, halte ſich in der Stadt verborgen und gedenke in dieſer Nacht zu fliehen. Da mein Regiment grade die Thorwache hat, ſo mußte ich fort, um für die Verdoppelung der Poſtenkette zu ſorgen."

„Und wer ſoll der Flüchtling ſein?" fragte die Gräfin aufmerkſam.

„Das wiſſen wir nicht," erwiderte Regnard; „Einige behaupten der General Cz*****, der allerdings in Paris geweſen iſt, eine Menge Einverſtändniſſe und Verbindungen gehabt hat und auf Napoleons Befehl verhaftet werden ſollte. Er war aber zeitig gewarnt worden und ſchon über Straßburg hinaus, bevor der Telegraph den Verhaftsbefehl nachbringen konnte. Es iſt faſt unmöglich, daß er ſich ſo lange in feindlichen Ländern verborgen aufgehalten hätte. Andere wollen wiſſen, es ſei der Graf Winzingerode, ein Deutſcher in ruſſiſchen Dienſten; dies hat etwas für ſich. Doch nennt man noch andere Namen, und das Reſultat iſt, daß Niemand etwas Gewiſſes weiß. Herr von Prabt hat nur ein ganz unbeſtimmtes Aviſo erhalten."

Der Obriſt ſprach noch, als eine Ordonnanz militairiſch ungemeldet eintrat und Jaromir ein verſiegeltes Schreiben überbrachte. „Wahrhaftig, in derſelben Sache," rief dieſer, als er geleſen; „ich erhalte Befehl, mit meinen Leuten

das Viertel, in dem unſre Ställe liegen, und beſonders alle Ausgänge nach der Weichſel hinab wohl zu beſetzen."

„Ja, ja, die Sache ſcheint ernſtlich betrieben zu werden," bemerkte der Oberſt. „Ich kam um den Geſang der liebenswürdigen Françoiſe, Sie werden um das Souper mit uns gebracht! Das ſind Soldatenſchickſale!"

„Sie laſſen ſich noch ertragen," antwortete Jaromir lächelnd; „es iſt mir nur verdrießlich, daß ich auch unſre Freunde hier um Abend und vielleicht Nacht bringen muß, denn es fehlt mir noch gar zu ſehr an gewandten Leuten, und ich muß doch, da die Anſtrengungen am Tage groß ſind, auf drei Ablöſungen rechnen. So kann ich Euch denn nicht helfen, Freunde, Ihr werdet heute Euren erſten Wachtdienſt als Poſten thun müſſen!"

„Auf den Anſtand commandirt?" ſprach Bernhard heiter; „in Gottes Namen. Wenn das Wild nur bei mir wechſeln will, es ſoll nicht ohne Schuß wegkommen."

Es war Eile nöthig; man empfahl ſich daher bei den Damen, ſchnallte den Säbel um, warf den Mantel über und ging. Regnard blieb zum Schutz und zur Unterhaltung bei den Frauen zurück.

Jaromir ließ durch Trompetenſignale die Mannſchaften zuſammemrufen, beſtimmte die zu beſetzenden Poſten, theilte die Leute ab, unterrichtete ſie wohl, und befahl abzumarſchiren.

Bernhard erhielt ſeinen Poſten am entlegenſten Ende des Quartiers. Der Weg dahin führte durch eine einſame Gaſſe zwiſchen zwei hohen Mauern entlang, deren eine den Garten eines Kloſters begrenzte. Ein Quergäßchen ſchnitt hindurch; es führte nach der Weichſel hinab. Zweihundert Schritte von dieſem Punkte ſtand die nächſte Schildwache; weiter hinaus keine mehr, weil ſich dort keine Aus-

gänge weiter nach dem Strom befanden. Jaromir ſelbſt hatte die Poſten aufgeführt.

„Du ſtehſt hier ziemlich entlegen," ſprach er als Bernhard den Säbel gezogen und die Haltung einer Schildwache angenommen hatte; „ich würde den Poſten verdoppeln wenn ich mehr Leute hätte. Allein gerade deshalb wählte ich Dich dafür, weil es der Umſicht bedarf; auch iſt es gut, daß Du Franzöſiſch ſprichſt, weil ſo viele franzöſiſche Saldaten hier ſind, mit denen ſich der Pole ſchwer verſtändigt. Gehab Dich wohl. Binnen zwei Stunden wird Dich Ludwig ablöſen."

„Meinethalben laß mich die ganze Nacht hier," erwiderte Bernhard; „ſie iſt lau und mild, es freut mich ſogar, daß wir vermuthlich etwas Regen bekommen. Und was die Einſamkeit anlangt, ſo ſei ohne Sorgen; ich weiß mir die Zeit zu vertreiben und brauche Niemand, der mich wach erhält."

„Wenn etwas vorfallen ſollte, ſo ſchieße Dein Piſtol ab; für dieſen Fall wird Dir ſogleich Hülfe von dem nächſten Poſten."

„Sei unbeſorgt; die Schildwacht braucht keine zweite für ſich ſelber, ich ſtehe für mich."

Jaromir ging, Bernhard blieb allein. Der Himmel bezog ſich mit Gewölk; Mitternacht war nicht mehr fern, es wurde ſehr finſter, zumal da ein feiner warmer Staubregen begann.

Die Giebelſpitzen und Thürmchen des alten Kloſters gegenüber, deſſen Umriſſe Bernhard bisher ſich als ſchwarze Schattenbilder auf dem Nachthimmel abzeichnen ſah, verwiſchten ſich jetzt in unbeſtimmte Formen. Nur ein mattes Lampenlicht ſchimmerte aus einigen kleinen Fenſtern. Es war todtenſtill. Man hörte nur hie und da eine Nachtigall

in der Ferne ſchlagen und das leiſe Rauſchen des vorüberziehenden Stromes.

„Es iſt gut, daß ich ein Paar ſcharfe Augen habe,“ murmelte Bernhard vor ſich hin, „denn hier muß man ſie wahrhaftig aufthun, wenn man Einen ſehn will, der ſich vorüberſchleicht. Ich thue wohl gut, meinen Säbel von Zeit zu Zeit wie ein Fühlhorn auszuſtrecken und wie beim Blindekuhſpiel mit ausgebreiteten Armen ein wenig umherzugreifen. Aha, jetzt wird's ein wenig hell; ſie hängen ja eine Lampe aus dort oben im Kloſter; die kommt mir gut zu Statten.“

In der That wurde in einem der oberen Giebelfenſter eine Lampe ſichtbar, mit der Jemand hinauszuleuchten ſchien; das Licht bewegte ſich einige Male raſch hin und her, dann verſchwand es wieder.

„Nun iſt's erſt recht dunkel geworden; es kann in dem unterſten Loch der Baumannshöhle nicht finſterer ſein. Das verdammte Licht hat mich ganz geblendet. Wollte Einer hier entwiſchen, er könnte nichts Klügeres thun, als eine londoner Straßenlaterne mitnehmen, der Wache erſt damit in die Augen leuchten, ſie ihr hernach an den Kopf werfen und dann zum Teufel laufen! Aber halt! Was war das? — Hat es geblitzt? Schon wieder!“

Ein ganz matter, flackernder Schein wie von einem entfernten Blitze erhellte von dem Strom her das dichte Dunkel. Die kleine Gaſſe verſtattete keinen freien Überblick deſſelben; doch plötzlich ſah Bernhard deutliche Funken flattern und entdeckte, daß Jemand auf dem Strome, wie es ſchien nahe am Ufer, Feuer ſchlage.

Sein raſch combinirender Verſtand brachte dieſe Erſcheinung mit dem auffallenden Lichtſchimmer im Kloſter zuſammen. Sollte man ſich hier Zeichen geben? dachte er. Holla, Freund! Aufgeſchaut! Es wäre nicht übel, wenn dir das

Wild ins Netz liefe. — Hm! dachte er weiter — ich will's nicht wünschen; meine Pflicht erfordert, daß ich den Fliehenden anhalte; und ich liefre vielleicht den Franzosen einen eben so schuldlosen Mann aus als Ludwig oder ich. — Ich wollte doch, er suchte sich einen andren Ausweg aus dem Fuchsbau!

Plötzlich stand er still und lauschte! Er hörte leise Schritte; es war keine Täuschung. Scharf aufhorchend, das Haupt vorwärts gebeugt, stand er und gab keinen Laut von sich. Man kam rasch aber behutsam näher; es ließen sich flüsternde und murmelnde Laute unterscheiden. Jetzt waren die Kommenden heran, Bernhard streckte das Gewehr vor und rief in polnischer Sprache. „Wer da!"

Einen Augenblick blieb es still; dann trat eine dunkle Gestalt mit festem Schritte näher und erwiderte mit tiefer männlicher Stimme einige Worte, die Bernhard jedoch nicht verstand. Sie klangen fast wie ein frommer Gruß.

„Ich spreche nicht Polnisch," sagte er in dieser Sprache, deutete jedoch durch den vorgehaltenen Säbel an, daß er Niemand hindurchlassen dürfe.

„Also Französisch?" fragte jetzt eine weibliche Stimme von ungemeinem Wohllaut.

„Allenfalls; doch am liebsten Deutsch," erwiderte Bernhard französisch.

„Ein deutscher Soldat," rief dieselbe Stimme fast unwillkürlich aus, doch hörte man dem Klange die freudige Überraschung an.

„Ja ein Deutscher," entgegnete Bernhard; „und da Ihr diese Sprache versteht, so sage ich Euch hiemit, daß ich Niemand durchlassen darf, der nicht einen Schein führt, daß er sich auf der Hauptwache gemeldet hat und dort als unverdächtig befunden ist."

„O mein Gott," erwiderte das weibliche Weſen mit ſchüchterner, bebender Stimme; „wir haben Eile. Dieſer fromme Mann ſoll einer Sterbenden den letzten Troſt bringen, die drüben jenſeit des Stromes liegt; deshalb haben wir ihn aus dem Kloſter hier herbeigeholt. Ihr werdet das heilige Werk doch nicht hindern?"

Erſt jetzt ſah Bernhard, daß der Fremde in Mönchstracht gehüllt zu ſein ſchien; hinter ihm ſtand noch eine andere weibliche Geſtalt. Deutlich ließ ſich in dem tiefen Dunkel nichts erkennen.

„Ich darf nicht von meinen Befehlen abweichen. Doch iſt dem ſo, wie Ihr ſagt, ſo geht hier zwiſchen den Mauern hinunter; nach zweihundert Schritten trefft Ihr den nächſten Poſten; dieſen fragt nach dem Offizier. Er iſt im Wachthauſe unfern von dort und wird Euch gewiß durch einige Mann, die ſich von der Wahrheit überzeugen können, geleiten laſſen, damit Euer frommes Werk weniger Aufſchub erleide."

„Zweihundert Schritte von hier ſteht der nächſte Poſten?" fragte der verhüllte Mann jetzt mit einer Stimme, die nicht mehr den frommen Klang von zuvor hatte.

„Zweihundert."

„Das iſt ziemlich weit."

„Ich kann's nicht ändern."

Der Fremde ſchien unſchlüſſig; es herrſchte ein geſpanntes Schweigen. In dieſem Augenblicke glänzte wieder jener helle Flackerſchein vom Fluſſe her, diesmal aber ganz nahe, und zugleich hörte man deutlich das Rauſchen eines Ruderſchlages. Bernhard ſtutzte und wandte ſich gegen den Strom um; eine Ahnung, als ſei dieſe Erſcheinung mit der vor ihm nicht ohne Zuſammenhang, blitzte in ihm auf. Doch der Gedanke war nicht ſo ſchnell in ſeiner Seele aufgeſtiegen,

als er sich plötzlich von starker Faust im Nacken gepackt fühlte und eine Dolchspitze gegen seine Brust blitzen sah. Der Stoß traf, glitt aber an dem breiten Riemen seines Wehrgehenkes ab und streifte nur die Haut. Durch einen gewandten Schwung riß er sich los, packte die Hand, in der der Angreifer den Dolch hielt, kräftig mit der Linken im Gelenk an und führte mit der Rechten einen Säbelhieb gegen das Haupt seines unbekannten Feindes. Dieser beugte sich zurück, entging so dem Schlage, glitt aber aus und lag am Boden; jetzt riß Bernhard das Pistol heraus, hielt es dem Liegenden auf die Brust und rief: „Du bist des Todes, wenn Du Dich regst."

Doch in demselben Augenblicke warf sich die weibliche Gestalt zu seinen Füßen nieder, hob die abwehrenden Arme flehend gegen ihn empor, und rief mit dem Ausdruck der höchsten Angst:

„Erbarmen! Erbarmen! Tödtet ihn nicht!".

Bernhard stand erstaunt; die Stimme drang in das Innerste seines Herzens ein. Er war im Begriff gewesen, laut um Hülfe zu rufen; doch der Anblick der Flehenden, die seine Knie umfaßte, zeigte ihm, daß er Gefahr hier nicht zu fürchten habe.

„Ich will keine Rache nehmen," sprach er entschieden, „aber meine Pflicht fordert Strenge. Ich muß Verdacht schöpfen; Ihr seid mein Gefangener."

„Schießt mir nur durch die Brust, junger Mensch," sprach der noch am Boden Liegende finster; „denn Euer Gefangener zu sein ist mir verabscheuungswerther als der Tod!"

„O mein Vater!" rief jetzt das junge Mädchen außer sich und ergriff seine Hand, „Nein, nein, nicht so. Er wird mitleidig sein! Ach, ich will für Sie flehen!" Sie sprang auf und wandte sich zu Bernhard.

„O, Ihre Sprache verrieth, daß Sie den Gebildeten angehören! Ihr Herz wird den Schmerz einer Tochter begreifen. Wir ſind verloren, wenn Sie uns nicht die Flucht geſtatten. Sein Sie großmüthig; laſſen Sie uns entfliehen. Ich wollte Ihnen Gold bieten, aber ich wage es nicht, einen Mann zu beleidigen, von dem ich eine edle That fordere!“

Bernhard ſtand im Kampfe mit ſich ſelbſt. „Ich darf nicht — hören Sie auf! Jedes Ihrer Worte erhöht die Strenge meiner Pflicht. Ich glaube, ich weiß, wen ich vor mir ſehe!“

Der Unbekannte hatte ſich indeſſen emporgerichtet. „Sie ſind ein Deutſcher, was Sie auch hieherführen mag, Ihre erſten Pflichten ſind vaterländiſche. Ich betheuere Ihnen, Sie verletzen dieſe nicht, wenn Sie meine Flucht geſtatten!“

„Nein, beim ewigen Himmel, das thun Sie nicht,“ rief das junge Mädchen und erhob die Hand zum Schwur; „es iſt kein Verbrechen, zu dem mein Flehen Sie verleiten ſoll. Nie, nie wird Ihr Herz einen Vorwurf zu tragen haben.“

In der Ferne ließ ſich Waffengeklirr hören; man ſchien zu kommen. Bernhard horchte erſchreckt auf.

„O Himmel,“ rief die Bittende, „wenn Sie noch eine Minute zaudern iſt es zu ſpät! Hören Sie das Flehen der Bedrängten!“

Bernhard ſtand im heftigſten Kampf mit ſich ſelbſt. Sollte er die erſte Pflicht der Ehre, die ſein Stand ihm auferlegte, brechen? Sollte er vielleicht den Freund, der ihn retten half, ins Verderben ſtürzen? Und doch, ſein eignes Schickſal, mehr als Alles aber die mit unbeſchreiblicher Gewalt rührend in ſein Herz dringende Stimme der Flehenden bezwang ihn. „Flüchtet denn,“ ſprach er haſtig und ließ

die bewaffnete Hand ſinken; „doch ich darf, ich will nicht ſehen wohin! Fort, Fort!“

„Dank, Dank,“ hauchte die ſchöne Geſtalt ihm mit in Thränen und Freude brechender Stimme zu und ergriff ſeine Hand und wollte ihr weinendes Antlitz dankbar darauf drücken.

Bernhard hinderte es ſanft abwehrend und flüſterte haſtig: „Eilen Sie, um Gotteswillen, man kommt näher!“

Wie er den warmen Händedruck der Dankbarkeit empfing, ſtürmte ein ſchmerzlich ſeliges Gefühl durch ſeine Bruſt, daß das Herz glühend und ungeſtüm ſchlug. Finden und Scheiden fiel in einem Augenblicke zuſammen. Sollte dieſe wunderbare, große Minute, die zwei Seelen mit heiligſter Empfindung vereinigte, ſpurlos verrinnen wie ein Tropfen, der in das ewige Meer fällt? Nimmermehr! Ein Angedenken wollte Bernhard wenigſtens behalten, ein Zeichen für künftige Tage. Drum ſtreifte er raſch den loſen Handſchuh von der Hand des holden Weſens, um dieſen zu behalten. Doch indem er über ihre zarte, zitternde Hand glitt, fühlte er einen Ring an ihrem Finger. Es zuckte kalt durch ſeine Bruſt, als ihm der Gedanke kam, es könne dies ein Zeichen ſein, wodurch ſie ſich einem Andern ewig verknüpft habe; als vermöchte er ſie dieſem zu entreißen, wenn er das Pfand der Treue raubte, griff er mit Haſt nach dem Ringe und forderte ihn. „Ich weiß nicht, wem ich hier begegnete, ich darf es nicht wiſſen,“ rief er heftig, indem er die Zitternde, welche ſich eben losreißen wollte, um dem ſchon zum Rande hinabeilenden Vater zu folgen, halb hielt, halb ſie begleitete; „darum laſſen Sie mir dies Angedenken, dieſen Ring, an dem wir uns in glücklicheren Zeiten wiederfinden wollen!“

Indem er ſprach, ſuchte er ihn ſchon von ihrem Finger

zu ziehen. Sie widerſtrebte einen Augenblick. „Grade dieſer Ring, o eben dieſer," begann ſie, doch Bernhard der fürchtete, ſie werde ausſprechen, was ihn mit dunkler Ahnung ängſtigte. unterbrach ſie faſt wild:

„Grade dieſen will ich; vollenden Sie nicht; grade dieſen oder nichts!" Aber er hatte ihn ſchon abgeſtreift und zugleich den ſeinigen, den er ihr ungeſtüm auf den Finger drückte. „Der Ihrige kann Ihnen nicht theurer ſein als mir der meinige," fuhr er fort; „ich gebe Ihnen viel, vielleicht Alles damit, was ich zu hoffen habe. Aber es iſt mein feſter Glaube, daß ich ihn einlöſen werde."

Seinem Ungeſtüm wäre nicht zu widerſtehen geweſen, ſelbſt wenn die Pflicht der Dankbarkeit es der Unbekannten nicht unmöglich gemacht hätte, ihrem Retter jetzo irgend eine Bitte, und wäre ſie um ihr Liebſtes geweſen, zu verweigern.

„So nehmen Sie ihn denn hin," ſprach ſie leiſe im eiligen Gehen; „aber ich muß ihn zurückhaben, wenn der Krieg nicht mehr jede ſanftere Verbindung der Menſchen wild zerreißt. — Leben Sie denn wohl, und der Allgütige ſei ſtets mit meinem Retter!"

Bei den letzten Worten brach ihre Stimme; ſie wollte ihre Hand ſanft aus der ſeinigen löſen, doch er hielt ſie feſt und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann riß er ſich ſtumm, mit blutendem Herzen los und eilte zurück.

Kaum hatte er den Poſten wieder erreicht, als er hörte, wie ein Nachen vom Ufer ſtieß und mit raſchen Ruderſchlägen die Wellen theilte. Er athmete leicht auf. „Jetzt ſind ſie gerettet; es war die höchſte Zeit!" Denn ſchon nahten die Schritte der ablöſenden Kameraden; er konnte noch das Rauſchen der Ruder vernehmen, als ſie ſchon vor ihn traten und der kriegeriſche Gebrauch begann.

„Nichts Neues auf dem Posten?“ fragte der Unteroffizier; es war Petrowski.

„Nichts,“ sprach Bernhard fest.

„Abgelöst!“

Ludwig nahm jetzt die Stelle des Freundes ein; für Bernhard war der Dienst dieser Nacht vorüber. Rasch eilte er nach Hause; auf dem Wege befestigte er sich in dem Entschluß, den ganzen Vorfall stumm in seiner Brust zu bewahren, und selbst Ludwig und Jaromir nichts davon mitzutheilen, damit im äußersten Fall auch das Vergehen allein das seinige bliebe.

Er erreichte sein Zimmer. Mit größter Eile zündete er Licht an, um den Ring näher zu beleuchten. „Teufel!“ fuhr er auf, als er ihn jetzt gegen die Kerze hielt; „Teufel! Ist das ein Blendwerk des Satans, oder bin ich verrückt geworden!“ — Er hatte seinen eigenen Ring in der Hand! „O ich Thor,“ rief er aus und drückte sich die Faust ingrimmig gegen die Stirn; „diese plumpen, ungeschickten Finger haben die Ringe verwechselt! Den Schädel möchte ich mir einschlagen und wie Franz Moor rufen: Das war dumm! dumm!“

Er ging wild auf und nieder. „Ha! ha! ha! — Nun muß ich wahrhaftig der ganzen Welt die Geschichte erzählen; denn sie ist zu lächerlich schön, wenn sie nicht zu boshaft giftig wäre! Und wenn *sie* den Irrthum bemerkt! In wie herrlichem Glanze alberner Lächerlichkeit muß der Retter vor ihr stehen! Bernhard! Bernhard! Das war ein Meisterstreich! Wie der Thor von Zauberlehrling stehst Du jetzo vor der verschlossenen Pforte und hast das Wort vergessen, worauf sie sich öffnet.“

Er wurde weich; Thränen traten in seine Augen. Nieder setzte er sich und stützte das Haupt in die Hand.

„Ja ja, ich kenne das," ſprach er vor ſich hin; „ich kenne ja das Alles ſchon; ich habe es ja oft erfahren. Es iſt die Nemeſis des Schickſals, das mir, weil ich ihm im Grimme ſtets eine verzerrt lachende Larve zeige ſtatt einer weibiſch greinenden, ſtets mit gleicher Münze vergilt. Ich ſollte ſeine Tücken endlich auslernen! Wie oft, wenn ich einen Freund, eine Geliebte ans Herz zu drücken dachte, ſchob es mir eine Strohpuppe zur lächerlichen Umarmung hin! — Es thut aber doch weh! — Ein Angedenken der ſeltenſten ſchönen Minute hätte ich doch gern gehabt.... Es iſt mir nicht um das Wiederfinden; denn am Beſten iſt's gewiß, ich finde ſie nicht wieder. Was die Nacht in ihrer Verhüllung ſo zauberiſch reizend ſcheinen ließ, iſt vielleicht alltäglich, wenn die Sonne ihre gemeinen Stralen darauf wirft! — Und will ich ſie finden, ſo finde ich ſie doch, ohne Ring oder andere Lumpereien — aber — ein Andenken hätte ich doch gern behalten!"

Halb trauernd, halb unmuthig warf er ſich aufs Lager; allein es dauerte lange, bis der Schlaf ihn fand.

Siebentes Capitel.

Die Oper, von der Regnard geſprochen hatte, ſollte den Abend gegeben werden. Weder aus dem Titel des Stücks, noch aus den Perſonen, welche der Zettel benannte, vermochte Ludwig zu erkennen, von wem es ſei, und den Componiſten hatte man gar nicht genannt. Er war daher ſehr begierig, die Muſik zu hören, um ſo mehr als Françoiſe der Gräfin erzählt hatte, ſie ſei unbeſchreiblich reizend und faſt noch

niemals habe eine Rolle ihr ſo zugeſagt. Um ſieben Uhr fuhr man ins Theater; die Gräfin, Lodoiska, Regnard und unſere drei jungen Freunde befanden ſich in einer Loge. Mit Wohlbehagen ließ Bernhard ſeine Blicke über die Reihe der ſchönen Frauen und Mädchen hinſchweifen, welche den erſten Rang der Logen zierten. „Wahrlich," rief er und ſtieß Ludwig an, „noch niemals ſah ich ein Theater mit einer ſo reizenden Blumenguirlande verziert als dieſes. In Drury-Lane, im Kingstheater, in Vauxhall fand ich die Logen anmuthig genug beſetzt; die Engländerinnen ſind unwiderſtehlich in ihrer feinen Haltung, in der Eleganz ihrer geſchmackvollen Kleidung, in dem ſanften jungfräulichen Ausdruck des blauen Auges; aber bei Sanct Lukas, dem Schutzpatron aller Maler, ich betheuere Dir, ſie ſind nur unechte böhmiſche Steine gegen die Diamanten vom reinſten Waſſer, die man hier glänzen ſieht." — „Lodoiska iſt dennoch bei Weitem die ſchönſte," antwortete Ludwig leiſe, „obwohl ich Dir Recht geben muß, daß ich niemals einen ſo reichen Kreis ſchöner weiblicher Geſtalten ſah."

„Die ſchönſte iſt ſie nicht, das darfſt Du einem Profeſſioniſten, wie ich bin, ſchon glauben," bemerkte Bernhard entgegen; „aber ſie iſt die reizendſte, die holdeſte, die lieblichſte von Allen. Wenn ſich alle die ſchönen Büſten, die hier über den Logenrang ſehen, in marmorne verwandelten, ſo würde manche edler in den Formen erſcheinen, ja ich ſtehe nicht dafür, daß die Gräfin ſelbſt ſie nicht verdunkelte. Ein Anderes wäre es freilich, wenn wir dieſe ſämmtlichen Bildniſſe auf der Leinewand hätten, wo das zauberiſche Spiel der Farben und des Blicks eine Art Regenbogenſchimmer über den reinen Himmel des Angeſichts wirft. Dann gäbe ich Dir's zu, daß Lodoiska die Frühlingsroſe, die ſchlanke, zarte Lilie, das beſcheidene Veilchen, kurz jedes Reizende zugleich

und die lieblichſte Blüthe auf dieſem ganzen vollen Blumenbeet ſei.“

Die beginnende Ouverture unterbrach das Geſpräch; Ludwig erkannte am erſten Ton, daß es keine andere Oper als die Schweizerfamilie ſei, die man hören werde. Er lächelte ein wenig über den großen Enthuſiasmus, mit dem der Obriſt von dem Werke geſprochen hatte; doch begriff er, daß Aliſette als Emmeline, welche auf dem Zettel den Schäfernamen Dorina bekommen hatte, eine ſehr liebliche Erſcheinung ſein müſſe. Und ſo war es auch. Die einleitenden Scenen gingen, noch dazu mittelmäßig dargeſtellt, ohne beſonderen Eindruck vorüber. Allein ſchon das erſte Auftreten Aliſettens nahm das Intereſſe im höchſten Grade in Anſpruch. Sie hatte den Charakter ganz eigenthümlich aufgefaßt, nämlich ihn aus den beſtimmten Formen und Farben ſchweizeriſcher Volksthümlichkeit in ein halb ideales Gebiet übertragen, ohne jedoch die charakteriſtiſche Beſonderheit ganz daraus zu verbannen. In ihrer Kleidung hatte ſie zwar einige Andeutungen der Schweizertracht beibehalten, allein dieſelbe auf eigenthümliche Weiſe hie und da geändert. Das Haar trug ſie in freien Locken, nur mit wenigen Bändern loſe geknüpft, deren eines, von dunkeler Farbe, die freie weiße Stirn begrenzte; Hals, Bruſt und Nacken waren nicht ſo tief verhüllt wie in der wirklichen Volkstracht, obwohl ſie das zierliche ſchwarze Mieder beibehalten hatte. Das Gewand dagegen fiel ihr, ſittſamer als gewöhnlich, bis tief auf die Knöchel herunter, auch war es nicht ſo gebauſcht, ſondern zeigte die Geſtalt ungleich vortheilhafter. Mit großem Geſchick wußte ſie dennoch den zierlichen Fuß, den ſie in ſaubere Zwickelſtrümpfe gekleidet und in einen eng anſchließenden Schuh gelegt hatte, immer aufs vortheilhafteſte zu zeigen, wodurch ihr Gang, ihr Stehen und Bewegen etwas ſehr

Anmuthiges erhielt. Sie glich halb einer Schweizerin, halb einer Schäferin, wie die Idylle sie uns zeigt, und hatte auf diese Weise sehr glücklich die Forderungen volksthümlicher Charakteristik mit denen der idealisirenden Kunst ausgeglichen. Als sie die ersten Klänge ihrer lieblichen Stimme vernehmen ließ, erstaunte Ludwig, wie dies scheinbar so zarte Organ die Räume des ganzen, nicht kleinen Hauses so mit Wohllaut zu erfüllen vermochte. Von dem leisesten Anhauchen der Töne bis zum süßen, vollen Anschwellen derselben war der Klang in seiner silbernen Klarheit überall zu vernehmen; man fühlte niemals einen Mangel, sondern für das Zarteste wie für den heftigsten Ausdruck der Leidenschaft fand die bezaubernde Darstellerin immer das richtige Maaß. Und da sie überdies den ganzen Körper in allen Bewegungen, bis zu dem leisesten Spiel der Mienen und Blicke, ganz mit der Seele des Tones erfüllte, so mußte das holdselige Bild, welches sie hinstellte, jedes Herz mächtig fesseln. Lodoiska zerfloß schon im ersten Akt fast in Thränen. Bei den Worten: „Wer hörte wohl jemals mich klagen!" in welchen Alisette gewissermaaßen die Todesangst gewaltsamer Freude ausdrückte, während ihr Auge doch einen so unnennbar schmerzlichen Blick gen Himmel warf, daß man fühlte, wie ihr Herz brechen wolle in der Qual dieser Lust — bei diesen Worten, wo der Widerspruch des Wortsinnes mit der Empfindung einen so zerreißenden Eindruck hervorbringt, griff das erschütterte Mädchen unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen, als wolle sie dessen Beklemmung lindern. Während zwei große Thränen wie Sterne an dem dunklen Himmel ihres Auges aufgingen, zitterte ihre Brust unter einem leisen, verhaltenen Seufzer; sie war so von Mitgefühl bewegt, daß sie den Schmerz, welchen Alisette so täuschend darstellte, fast selbst empfand. Oder war es eine weissagende Stimme,

die ſich dunkel in ihrer Bruſt vernehmen ließ? War es eine wunderbare Ahnung, durch die Nähe derjenigen hervorgerufen, welche einen feindſeligen Einfluß auf die Geſtirne ihres Lebens zu üben drohte? Sah ſie ſchon das ſchwarze Haupt der Natter, die ſich noch unter duftenden Roſen verbarg?

Jaromir, deſſen friſch lebendiges Gemüth durch jeden Eindruck raſch gefeſſelt wurde, war ganz Auge und Ohr. Gleich einer bezaubernden Armide wußte Aliſette ſein Herz zu leiten; Bernhard glaubte in der That zu bemerken, daß ſie Spiel und Blicke häufig, wie ſchon am erſten Abende, gegen den ſchönen Jüngling richte. Doch war er ſelbſt durch die holde Kunſt des Mädchens ſo ſüß umſponnen, daß ſogar er, deſſen freier Blick ſelten beſchränkt wurde, nicht Ruhe genug zur ſcharfen kalten Beobachtung behielt. Ging es doch allen verſammelten Hörern und Zuſchauern nicht beſſer; Aliſette ſchien durch den Wink ihres Auges jede Bruſt zu beherrſchen; unwiderſtehlich hob ſie das Herz aus der Tiefe der Schmerzen auf den Wellengipfel der Freude und ließ es eben ſo ſchnell ſinken als ſteigen.

Nach dem Schluſſe des Akts verließ Regnard die Loge; Bernhard der ihn mit Argusaugen verfolgte, ſah, daß er auf die Bühne ging. Es wurde ihm immer unzweifelhafter, daß zwiſchen Aliſetten und dem Obriſten eine ſehr nahe Verbindung beſtand, doch war es ihm faſt gewiß, daß Aliſettens Herz wenig Antheil daran hatte.

Jaromir wandte ſich zu Loboiska und fragte ſie: „Iſt das nicht unbeſchreiblich ſchön?“

„Aber auch unbeſchreiblich beängſtigend,“ antwortete dieſe und ſchöpfte tief Athem.

Ludwig, der einzige, der die Oper kannte und Kunſtbildung genug beſaß, um die hinreißende Darſtellung nicht mit dem Werth des Werks zu verwechſeln, ſprach ſich mehr be-

urtheilend als bewundernd gegen die Gräfin aus. Diese, durch ihre Jahre schon über die Macht unmittelbarer Gefühlseindrücke hinaus, hörte ihm gern zu, wie sie denn überhaupt seinem verständig ernsten Wesen einen großen Antheil schenkte. Auch Lodoiska ließ sich gern aus ihrer gereizten, fast beklemmenden Stimmung in die des ruhigeren Genießens hinüberleiten und war nicht erzürnt, als Ludwig ihr durch sein besonnenes Urtheil manche Täuschung über die Schönheit des Kunstwerks nahm. Nur Jaromir zeigte sich fast unwillig, daß an dem, was seine junge Brust so mächtig ergriffen hatte, irgend etwas Mangelhaftes oder gar Unschönes haften sollte. Er hatte bis jetzt der Kunst so entfernt gestanden, sich so vielfach mit den rauhen Stoffen des äußerlichsten Lebens umhergeschlagen, daß diese ersten Stralen und Klänge aus einer ihm noch unbekannten schöneren Welt, ihm natürlich als etwas erscheinen mußten, daß durch nichts übertroffen werden könne.

Der zweite Akt begann, und schon dieser zeigte dem Unerfahrenen, daß er noch lange nicht an der Grenze des Erreichbaren gestanden hatte, denn der Antheil steigerte sich bedeutend. Vollends aber der Schluß des Werkes, mit seiner tiefen Wehmuth der Freude, seinem weinenden Jubel, drohte die jungen liebenden Herzen fast zu überfluthen durch die wogende Aufregung aller Gefühle. Aliſette war aber auch so schön, so rührend, so verklärt in der Freude, daß sie selbst für den bewußt genießenden Ludwig das Kunstwerk aus den niederen Regionen, in welchen es mit seinen weichlich matten Flügeln schwebt, in eine reine Höhe frischer, göttlich erquickender Lüfte hob, wo es freie Fittige im Sonnenglanz entfaltete.

Lodoiska war bis in die tiefſte Seele bewegt, aber nicht beſeligend; unklar, aber eben deshalb durch unheimliche, ge-

ſtattloſe Gegenwart ängſtigend, regte ſich das bange Gefühl in ihr, als vermöge ſie nicht mit dieſer mächtigen Zauberin, welche ſie ſelbſt ſo wider Willen hinriß, in den Kampf zu treten. Wie ſollte ſie den Geliebten feſſeln, wenn jene ihre lockenden Netze ausbreitete, ihre ſüß verführende Stimme ertönen ließ, die weichen, zarten Arme öffnete? Sie dachte dies zwar nicht beſtimmt, allein das demüthigende Gefühl der Armuth und Schwäche, welches edlere Seelen ſo leicht bei großen Bewegungen des Lebens oder der Kunſt ergreift, weil ſie ihren eignen hohen Werth verkennen, drang in ihre Bruſt. Wer bin ich, dachte ſie, um mit meiner Liebe das Daſein des Freundes zu erfüllen in einer Welt, die ſo unendlich Schöneres bietet? — O du Holde, verkannteſt du es denn, daß ein lautres Herz der reinſte Demant iſt, um das eigne und das fremde Leben zu ſchmücken? Nur der Verblendete geht achtlos an dieſem Kleinod vorüber, nur der Bethörte wirft es von ſich. Doch wie Vielen legt ein zürnender Gott die düſtere Binde über das Auge, daß ſie im ewigen Dunkel durch das Leben irren und das Heil nicht finden, wenn es die offenen Arme vor ihnen ausbreitet!

Achtes Capitel.

Die Gräfin und Lodoiska fuhren, von Regnard begleitet, nach Hauſe, die drei jungen Männer gingen und trafen demnach etwas ſpäter ein. Als ſie die große Treppe hinaufſtiegen, kam ihnen die Gräfin mit einem ſeltſamen, aber ſehr freudigen Lächeln entgegen. „Nicht in den Speiſeſaal," ſprach ſie, „folgen Sie mir zuvor noch ins Geſell-

ſchaftszimmer, denn die Tafel iſt noch nicht vollſtändig gedeckt." Unbefangen gehorchten die Freunde dem Gebot der Gräfin. Es war Niemand im Zimmer als der Obriſt. „Lodoiska," ſprach die Gräfin, „kleidet ſich um, und wir werden auch noch etwas warten müſſen, weil die liebenswürdige Aliſette verſprochen hat, mit uns zu ſpeiſen." Die Freunde ſaßen in unbefangenem Geſpräch mit dem Rücken gegen die Thür, als plötzlich Jaromir zwei Hände fühlte, die ſich von hintenher über ſeine Augen legten, um ihn rathen zu laſſen wer der Unbekannte ſei; allein es blieb ihm nicht Zeit dazu, denn ſchon waren Bernhard und Ludwig mit dem lauten Ruf der Freude aufgeſprungen: „Graf Raſinski!" Boleslav aber war es, der Jaromirs Augen bedeckt hielt. Dieſer ſprang auf und umarmte den Freund und Kriegskameraden mit ſtürmender Herzlichkeit, und eben ſo feurig begrüßte er auch Raſinski. „Wie iſt's Euch ergangen? Wie habt Ihr gelebt!" ſchallten die herzlichen Fragen durcheinander, ohne daß die Antwort abgewartet wurde, weil Jeder ſie ja lebendig vor ſich ſah. „Tauſend herzliche Grüße von den Ihrigen," waren die erſten Worte, welche Raſinski, nachdem die ſtürmiſch freudige Begrüßung vorüber war, an Ludwig richtete; „zwar kam meine Abreiſe ſo überraſchend, daß nicht Zeit vorhanden war, mir ausführlichere Briefe mitzugeben, indeſſen erhalten Sie doch einige Zeilen und mit dem nächſten Poſttage mehr."

Der Gruß von den Seinigen, dieſer erſte Anknüpfungspunkt an eine glücklichere Vergangenheit, mußte eine wehmüthige Stimmung in Ludwig erzeugen. Aber mit der Wehmuth zugleich erfüllte ihn ein ſanftes Gefühl der Freude, daß es noch in einem fernen Hintergrunde liebe Weſen gab, die den dunklen Pfad ſeines Lebens mit Sorgen der Theilnahme verfolgten, deren treue Wünſche und Gebete ihn als

Schutzengel umschwebten. Er dankte daher dem Ueberbringer so lieber Botschaft auf das innigste und bat um die Aushändigung dessen, was ihm bestimmt war.

Bernhard, welcher stets der umsichtigste war und sich nicht leicht von einem Gefühl so hinreißen ließ, daß er die scharf umblickende Besonnenheit außer Acht gelassen hätte, wurde plötzlich durch den Gedanken beunruhigt, daß Rasinski ihren angenommenen Namen noch nicht kenne und daher leicht eine verrathende Unvorsichtigkeit begehen könne. Schnell besonnen ging er daher hinaus und sandte einen Bedienten hinein, durch welchen er Rasinski ins Vorzimmer rufen ließ. Dieser war erstaunt, denn er wußte nicht wer ihn an einem Orte, wo er erst seit einer Viertelstunde angekommen war, in dienstlichen Angelegenheiten zu sprechen verlangen könne. Er sandte daher Boleslav; diesem sagte Bernhard, um was es sich handele. Als wäre die Sache dringend dienstlich berichtete Boleslav an Rasinski, beide gingen miteinander hinaus, und Bernhard setzte ihnen nun das ganze Verhältniß deutlicher auseinander.

„Vortrefflich, mein junger Freund," sprach Rasinski, „Ihr habt Anlage zum Parteigänger, denn Ihr haltet Auge und Ohr offen. Das soll mir ein gutes Zeichen sein Graf Lomond, Ihr könnt auf Beförderung Anspruch machen. Ueberdies lobe ich's, daß Ihr Euch den Grafentitel beigelegt habt, denn wie sehr auch das rauhe Würfelspiel der Zeit Altes und Neues im Becher durcheinandergeschüttelt hat, Blei senkt sich doch immer in die Tiefe, und Oel schwimmt oben auf. So werden Rang und Reichthum selbst dann noch gelten, wenn auch das russische Reich zu einer athenienſischen Republik, und Madrid oder Neapel zu einem zweiten Sparta geworden sind. Aus Euch, Freund, kann etwas werden, und Ludwig mag wollen oder nicht, er muß

ſeinem Sohen einen Grafen oder Freiherrn vorhängen, wenn es auch nur der bequemeren Anrede wegen geſchähe."

Sie gingen hierauf wieder hinein.

„Nun, das muß wahr ſein," redete die Gräfin die Eintretenden an, „Eure Dienſtgeſchäfte ſcheinen dringend, da Ihr ſie gleich im erſten Augenblicke der Ankunft vornehmt."

„Du weißt," antwortete Raſinski, „der Soldat iſt nur ein Rad in der Maſchine, das ſich nach dem Geſetz des Ganzen drehen muß, wenn dieſes nicht ſtocken oder doch der widerſpenſtige Theil zerſchmettert werden ſoll. Indeſſen iſt nun hoffentlich für heut Alles abgethan, und wir gehören ganz Dir an." Er ſetzte ſich mit dieſen Worten zwanglos zu der Schweſter nieder und nahm freundlich koſend ihre Hand. Sie betrachtete ihn mit einer gewiſſen liebenden Sorglichkeit, als wolle ſie unterſuchen, ob es auch noch der alte geliebte Bruder ſei. „Ich weiß nicht," ſprach ſie nach einigen Augenblicken, „aber Du ſcheinſt mir ein wenig verändert, Stephan; hier auf der Stirn nehme ich einen Zug wahr, der faſt wie eine düſtere Falte des Trübſinns ausſieht. Wahrlich, Bruder, Deine Stirn iſt nicht mehr der freie, heitere Himmel, deſſen Anblick ſonſt ſo ſtärkend war."

„Das Alter, Johanna, übt ſeine Rechte an mir," erwiderte er lächelnd; doch ließ ſich der tiefe Ernſt ſeiner Züge durch eine ſo leichte Hülle der Heiterkeit nicht verſchleiern.

„Es iſt kein Zug des Alters, es iſt einer der Sorge oder des Kummers. Theile der Schweſter die Hälfte Deiner Bürde mit, ſonſt trägt ſie die doppelte, ohne daß Du es zu hindern vermagſt, denn Du weißt, jede Ungewißheit vergrößert Gefahren und Sorgen."

Das Geſpräch wurde zwiſchen beiden geführt, ohne daß die Geſellſchaft darauf aufmerkſam war; deshalb wiederholte die Gräfin ihre Bitte um Mittheilung dringender, da

der Bruder auf die erſte nur durch ein ernſtes Schweigen, wobei er ſinnend vor ſich hinblickte und langſam das Haupt ſchüttelte, geantwortet hatte.

„Das Vaterland," erwiderte er jetzt, „fordert außer der ganzen Kraft unſeres Lebens auch manche andere Opfer deſſelben; wir bringen ſie willig, allein verargen wird man es uns doch nicht, wenn wir nicht unempfindlich gegen den Schmerz ſind, den uns der Verluſt oder das Aufgeben ſolcher Güter verurſacht, welche von den meiſten als die höchſten geſchätzt werden, ja nicht ſelten für das Ziel des Daſeins ſelber gelten."

Die Schweſter ſah ihn mitleidig an und reichte ihm die Hand; er drückte ſie ſtumm und blickte ihr wohlwollend, dankbar in das treue Auge.

Die Aufmerkſamkeit der Uebrigen wurde jetzt durch einen andren Gegenſtand in Anſpruch genommen. Aliſette trat ein. Gleich einer Frühlingsgöttin ſchwebte ſie über die Schwelle des Gemachs, denn ſie trug einen ganzen Buſch junger Roſen in der Hand, deren ſie eine vorgeſteckt hatte. Freundlich grüßend ſtreifte ſie an den Männern vorüber und ging mit leichten Schritten auf die Gräfin zu, welche, ernſt ſinnend in Gedanken verloren, die Annäherung dieſer lieblichen Flora nicht bemerkt hatte. Auch Raſinski erblickte ſie erſt als ſie ſchon dicht vor ihm ſtand, und ſprang höflich und ein wenig betroffen auf, um ſie als eine Fremde zu begrüßen.

„Da bin ich," ſprach ſie wohllautend und verneigte ſich mit Grazie; „darf aber das Schweizermädchen auch in ſo vornehmem Kreiſe erſcheinen?"

„Willkommen, willkommen," erwiderte die überraſchte Frau des Hauſes; „und welch eine Fülle der Gaben bringt meine holde Sirene mit!" rief ſie, als ſie den vollen Strauß

duftender Rosen erblickte, „mein ganzer Garten hat noch keine Knospe aufzuweisen, aber in Ihrer Hand blüht schon der ganze Rosenmonat!“

„Es ist eine Galanterie, welche ich, ich weiß nicht wem zu danken habe,“ entgegnete Alisette. „Ich befand mich noch in der Garderobe und war eben mit dem Umkleiden beschäftigt, als es anpochte. Constanze, meine Jungfer, öffnete die Thür zu einer kleinen Spalte und fragte wer da sei. Statt der Antwort reichte eine unbekannte Hand mir diesen herrlichen Strauß hinein. Es ist eigentlich grausam, nicht wahr, so viele schöne Rosen einem so schnellen Tode zu weihen? Alle Blumenstöcke in Warschau muß der unbekannte, freigebige Freund geplündert haben, denn sie sind noch selten, und im Freien blüht gewiß noch keine einzige.“

„Glücklich diejenigen, welchen eine so holde Bestimmung ward,“ sprach Rasinski artig. Erst jetzt blickte Françoise ihn an und war überrascht einen Fremden zu sehen. „Mein Bruder,“ stellte die Gräfin ihn vor und machte ihn mit ihr dadurch bekannt, daß sie gleich von dem unbeschreiblichen Genuß erzählte, welchen Alisettens Kunst diesen Abend allen bereitet habe. Diese schien sehr glücklich zu sein, daß sie eine solche Anerkennung fand, wehrte aber mit bescheidenen Worten und Mienen alle Lobsprüche ab. Dann nahm sie muthwillig die Rosen und rief: „Ich muß dankbar sein für so viel Güte. So viele Huldigungen, so viel Rosen! Hier, hier.“ Und damit überreichte sie Jedem mit scherzender Freundlichkeit eine Rose; Regnard aber erhielt keine. „Sie haben mich nicht gelobt, Ihnen gebe ich auch keine Blume; dafür sollen Sie zwei haben,“ wandte sie sich zu Jaromir und gab ihm die beiden schönsten des ganzen Straußes. Ohne seinen betroffenen Dank abzuwarten, kehrte sie mit leeren Händen zur Gräfin zurück, welche sie scherzhaft drohend mit

den Worten empfing: „Verſchwenderin! ſo gehen Sie mit den Gaben Ihres Verehrers um? Wenn er nun hier wäre?“ Dabei warf ſie einen Blick auf Regnard.

„Möchte er doch, ſo würde er ſehen, daß ſein Geſchenk mir die größte Freude gemacht hat. Tauſendmal mehr, als wenn ich es in einem Glaſe auf meiner Toilette traurig verwelken ſähe. Und um mir eine Freude zu machen, hat er es mir doch hoffentlich geſchenkt.“

Lodoiska war ſtill, gleich einer Erſcheinung in den Saal getreten und ſtand unvermuthet neben der Gräfin.

„Ach da ſind Sie ja,“ rief Aliſette aus und näherte ſich ihr begrüßend; „wie, und Sie ſollten keine Roſe haben, und haben mich doch am allerſchönſten gelobt? Oder glauben Sie, ich hätte Ihre Thränen nicht geſehen? Wenn ich Sie anblickte, war es mir, als ſähe ich in einen Spiegel, deſſen reiner Kryſtall mir die unverhüllte Wahrheit zeigte. Wenn meine Töne Sie zu Thränen, oder zum Lächeln bewegten, dann wußte ich, daß ſie wahrhaft zum Herzen drangen. Und Ihnen ſollte ich nicht einmal eine Roſe zum Dank geben können! Aber hier iſt ja noch eine,“ ſprach ſie freudig und blickte auf die herab, welche in dem Gürtel ihres Kleides, an der lieblichen Bruſt holdſelig blühte. Sie nahm ſie und wollte ſie an Lodoiskas Buſen befeſtigen; doch dieſe widerſtrebte, freundlich aber dringend ablehnend.

Es war in der That ein anmuthiges Schauſpiel, dieſen kleinen Kampf der beiden ſchönen Mädchen zu ſehen. Aliſette, in ihrem weißen, ſchleierartigen Gewande ein Bild des Frühlings, der jugendlichen Hebe. Lodoiska, im dunklen ſeidenen Kleide ernſt und doch freundlich. Auf Aliſettens Wangen und Lippen das blühendſte Roth, in dem blauen Auge die Freude ſelbſt; flatterndes, leicht gelocktes braunes Haar. Jene der Lilie gleich, nur einen zarten, roſigen Hauch

auf der Wange, das Auge ernſt, ſanft, groß, die Marmorſtirn und der edle, blendend weiße Nacken von reicher Fülle des ſchwarzen Haares umſchattet; weiblich, edel in der Haltung; lieblich, ſchüchtern in den zurückweiſenden Bewegungen; Aliſette ſtets in reizender Beweglichkeit, ſie leicht umſchwebend, ſchmeichelnd, anſchmiegend, bittend.

Endlich gelang es ihr, die Roſe in dem goldnen Gürtelbande zu befeſtigen, welches das Kleid umſchloß, und die zarte Blüte ſchimmerte reizend auf dem dunkelgrauen Grunde des Gewandes.

„Nun bin ich zufrieden, nun bin ich glücklich," rief Françoiſe aus, als ſie geſiegt hatte. „Nun erſt ſcheint mir die Roſe ſchön; — ich verdiene ſie gar nicht."

Bei dieſen letzten Worten bemerkte Bernhard einen Anflug von Schwermuth in den heitern Zügen des Mädchens; es ſchien als fühle ſie reuig, daß in ihren letzten Worten eine bittere Wahrheit für ſie enthalten ſei.

Sollte ſie wirklich eine ſchöne Magdalena ſein, für welche die Zeit der Buße noch nicht gekommen iſt? dachte er bei ſich und beſchloß ſeine prüfenden Beobachtungen fortzuſetzen. Als daher jetzt die Flügelthüren des Speiſeſaals geöffnet wurden, trat er zu ihr heran und bot ihr wie vor drei Tagen den Arm. Sie nahm ihn mit einem freundlichen Blick an und ſprach: „Sie haben nicht Wort gehalten, in vielen Dingen nicht. Sie wollten mir für jedes Lied eine Zeichnung ſchenken, mich Ihr Reiſezeichenbuch ſehen laſſen, ja mich ſelbſt malen! Aber alles das haben Sie vergeſſen, ja mich nicht einmal beſucht da wir doch Nachbaren ſind. Nun, es iſt wenigſtens etwas, daß Sie doch jetzt an mich denken und mein Nachbar bei Tiſche ſein wollen."

Bernhard erwiderte dieſe ſcherzhaften Vorwürfe durch eine Erneuerung ſeiner Verſprechungen; man ging zu Tiſche

und er nahm mit Vergnügen an der Seite der liebenswürdigen Nachbarin Platz.

Boleslav saß auf der einen Seite neben Lodoiska, Jaromir auf der andern. Theils aus wohlwollender Höflichkeit, aber auch weil die Gräfin ihr einen Wink gegeben, sich nicht zu verrathen und dem spähenden Auge Regnard's oder der feinen Beobachtungsgabe Alisettens eine Blöße zu bieten, wandte sich Lodoiska viel zu Boleslav, mit dem sie als ihrem Landsmanne und wenngleich entfernteren Jugendbekannten, auch viele Berührungspunkte hatte.

Ludwig bemerkte, wie warm der ernste Jüngling wurde, welch ein mildes Feuer in seinem Auge glühte. Sollte ihm, dachte er, die schöne Nachbarin gefährlich werden? Er sah es mit Besorgniß, denn sein richtiges Urtheil sagte ihm, daß eine Flamme in Boleslavs Brust nicht flüchtig auflodern und erlöschen könne. Zündete der Funken, so brannte die Gluth im tiefsten Innern und dauernd fort. Gern hätte er ihn gewarnt; allein es war nicht möglich, und er hatte überdies Jaromir sein Versprechen des Schweigens gegeben. Und würde es gefruchtet haben? Wenn Boleslav in diesem schönen Wesen das fand, was seine ernste Seele ganz erfüllen konnte, wenn die Macht der Liebe sich schnell und göttlich in ihm entzünden sollte, hätte es das Wissen von den sanften Fesseln, die schon den Freund umfangen hielten, geändert? Nein, nur mit tieferen Schmerzen wäre der glühende Pfeil in die Seele des Unglücklichen gedrungen. So blieb ihm mindestens die flüchtig verrauschende Minute eines schönen Traums, das Glück einer süßen Ahnung. Was hier nach ewigen, geheimen Gesetzen erfolgt, hindert Niemand; drum bleibe es dem Allmächtigen und Allgütigen anheimgestellt.

Neuntes Capitel.

Den Tagen der Freude und des geſelligen Verkehrs folgten jetzt Tage des Ernſtes, der ſtrengen Dienſtbeſchäftigung. Denn Raſinski wurde durch höhere Befehle gedrängt, die Bildung ſeines Corps zu beſchleunigen; täglich fanden daher anſtrengende Dienſtübungen ſtatt; man exercirte zu Fuß und zu Pferde; es gab Wachtdienſte auszuführen, der Felddienſt mußte geübt werden, kurz weder Offiziere noch Soldaten behielten Zeit übrig, ſich den Zerſtreuungen des Lebens zu widmen. Der Kaiſer wurde von einem Tage zum andern erwartet, und Raſinski wollte demſelben wenigſtens ein einigermaßen organiſirtes Corps vorführen können. Die mancherlei zarten und anziehenden Verhältniſſe, wurden daher durch die ſtrenge Hand des Lebens faſt zerriſſen. In Betreff der heißen Wünſche Jaromirs hatte Raſinski dieſem zwar ſein vorläufiges Verſprechen gegeben, und die Liebenden waren überglücklich; doch hielt er es für unumgänglich, zuvor einem älteren Oheim Lodoiska's zu ſchreiben und deſſen Einwilligung nachzuſuchen. So lange mußten die Liebenden ihr Glück wiederum als ein Geheimniß bewahren und ſich ſo entfernt von einander halten, als die Sitte es gebot. Bernhard und Ludwig waren faſt ſtets im Dienſt; kaum daß dieſer Zeit genug übrig behielt, in einigen einſam gewonnenen Viertelſtunden einen Brief an die Seinigen zu ſchreiben, wodurch er auf die mündliche Mittheilung und die Gabe, welche ihm Raſinski mitgebracht hatte, antwortete. Daß unter dieſen Umſtänden auch für Bernhard nicht daran zu denken war, ſeine Beobachtungen der verführeriſchen Aliſette fortzuſetzen, oder Lodoiskas Bild zu malen, iſt von ſelbſt einleuchtend.

Eines Abends kam Rasinski ungewöhnlich eilig nach Hause und trat mit den Worten in den Saal, wo Jaromir, die Gräfin und Lodoiska beisammen saßen: „Unser Schicksal ist entschieden. Der Kaiser ist am 29. Mai von Dresden abgereist, wird sich einige Tage in Posen aufhalten und geht dann muthmaßlich, ohne Warschau zu berühren, nach Thorn. Wir haben Befehl erhalten, morgen auszurücken und die Straße nach Kowno einzuschlagen. Ein Tag ist also nur noch der unsrige, den wollen wir hier im häuslichen Kreise zubringen. Heut kann ich noch Bruder und Freund sein; morgen bin ich nichts mehr als Soldat.“ Sein Auge leuchtete feurig bei diesen Worten und erhöhte den Adel des milden Ernstes in seinen Zügen. Doch auf die Frauen machte die Botschaft, welche das Herz der Männer, die der Unentschiedenheit bereits müde zu werden anfingen, mit Freude erfüllte, einen betrübenden Eindruck. Lodoiska erbleichte und zitterte wie ein gescheuchtes Reh; in den Zügen der Gräfin drückte sich wenigstens eine sorgliche Bewegung aus. „Also wirklich schon so bald?“ fragte sie, indem sie aufstand und dem Bruder entgegentrat.

„Der Krieg,“ fuhr Rasinski fort, „scheint nunmehr unwiderruflich erklärt. Alle Unterhandlungen, welche zuletzt von Narbonne gepflogen wurden, sind gescheitert. Man sagt es sei insbesondere das Schicksal unseres Vaterlandes, welches den hartnäckigen Apfel des Zwistes zwischen die beiden Weltbeherrscher wirft. Napoleon will uns als freie, selbständige Nation anerkannt wissen; doch Rußland ist nicht gewohnt, den Raub, den es in den blutigen Tatzen hält, loszulassen. Es zeigt die grimmigen Zähne. Laßt sehen ob der Herkules, vor dessen gehobener Keule Europa bebt, den Kampf mit diesem Ungeheuer siegreich beenden wird!“

Eine edle Röthe des Unwillens färbte seine Wangen in-

dem er dieſe Worte ſprach. Die Schweſter ſtand mit traurigen Blicken vor ihm, ſtrich ihm ſanft das Haar aus der Stirn und ſprach, indem ſie die Hand auf ſeinen Arm legte: „Du hatteſt ſonſt ein freudigeres Vertrauen, als wenige Sterne der Hoffnung am Horizont glänzten. Faſſe Muth, Stephan! Wenn wir uns nicht an Deiner freudigen Kraft aufrichten können, was ſoll uns halten und ſtützen?“

Raſinski lächelte. „Ich habe jetzt bisweilen Stunden, wo ich Alles trüb ſehe, Schweſter; es hält aber nicht lange an, und wo ich der Kraft, der Friſche zum Handeln bedarf, fehlt ſie mir nicht. — Doch laß das jetzt; heut und morgen gehöre ich Dir, gehöre ich der lieben Beſchränkung des häuslichen Kreiſes an und will mich wohl darin fühlen. Selbſt meine Blicke ſollen über die heilige Grenze nicht hinausſchweifen, welche die finſteren Geiſter des Lebens wie eine geweihte Zauberlinie von uns zurückſcheucht. Denn träte ich heraus aus dem Zauberkreiſe, ſo empfängt mich das offene Meer, und die losgelaſſenen Stürme mögen mit meinem Nachen nach Willkür ſpielen. Und wir haben auch noch häusliche Geſchäfte abzuthun,“ fuhr er fort und warf einen Blick auf Lodoiska; „wir wollen Deinen holden Pflegling nicht verſäumen.“ Lodoiska ſenkte das ſchöne Auge zur Erde nieder und ein leiſes Roth hauchte die zarten Wangen an. „Ja, meine Kinder,“ fuhr Raſinski fort, indem er zwiſchen Jaromir und Lodoiska trat, „habt Ihr auch bedacht, was Ihr thun wollt? Wer möchte Eure Liebe nicht zern ſehn? Ihr ſeid einander werth; Jaromir iſt wacker, er wird ein Herz wie Deines, Lodoiska, als das köſtlichſte Kleinod zu ſchätzen und zu ſchirmen wiſſen. Aber ſind das die Zeiten, um den Bund der Liebe zu knüpfen? Darf man auf eine Saat hoffen, die man im Sturmwind ſtreut? Wer ſchifft

ſich ein, wenn die See tobt und brandet; wer mag ein Freudenfeſt begehen in einem Hauſe, das auf ſchwankem Boden über dem Abgrunde hängt? Habt Ihr ein Maaß die Erfüllung Eurer Hoffnung zu meſſen? Ihr werft Euch in den reißenden Strom, ohne zu wiſſen, ob die nächſte Welle Euch trennen, oder an ein glücklicheres Ufer werfen wird."

Lodoiska blickte ſanft zu Raſinski hinauf und ſprach: „Sind es denn nicht eben die Zeiten der Gefahr und der Sorge, die man gemeinſam leichter trägt? Das Glück, den Sonnenſchein des Lebens genießt auch der Einzelne für ſich."

„Aber der Mann ſoll kein Weſen an ſein Geſchick knüpfen, wenn dieſes ſelbſt unſichrer iſt als die ſchwankende Welle."

„Wahrlich!" rief Jaromir lebhaft, „ich darf jetzt nicht um Dich werben, denn Alles ſteht auf zu unſicherem Wurf! Und doch ein Band der Hoffnung möchte ich knüpfen!"

Er ſprach dieſe letzten Worte mit ſo unſchuldig bittendem Ausdruck des Geſichts, daß Raſinski ſich eines gerührten Lächelns nicht erwehren konnte. Er erwiderte, indem er Beide an der Hand faßte, „Wenn Ihr ernſt bedacht und erwogen habt was Ihr thun wollt; wenn es nicht bloß der Rauſch eines flüchtigen Augenblicks iſt; wenn Du, Jaromir, Deinen leichten jugendlichen Sinn ſo weit beherrſchen kannſt, um die Prüfung langer ernſter Jahre zu beſtehen, dann mögt Ihr Recht haben, den Bund der Treue zu ſchließen, und nicht die Gefahr, welche ihm von außen her droht, darf Euch zurückſchrecken. Denn auch ich weiß die würdige Geſinnung im Menſchen zu ſchätzen, welche in ernſter Stunde des Lebens, mehr für die Mühen als für die Freuden deſſelben, liebende Herzen verbindet. Dein Oheim, Lodoiska, hat mir väterliche Vollmacht geſandt, Dich Jaromir zu verloben. Wenn Du nicht ſelbſt zagſt, den Schritt in das ernſte Reich

der Pflichten zu wagen, ſo darf ich Eure Hände ineinanderlegen und die Ringe Eures Gelübdes wechſeln.“

Die ſchöne Geſtalt ſtand ſüß bebend und mit dunkler Roſengluth auf den Wangen vor dem ernſten, väterlichen Freunde. Dieſer hob ihr das ſchamhaft geſenkte Antlitz ſanft empor und fragte: „Du willſt?“ Sie ſank ſtatt der Antwort ſtumm an die Bruſt der Gräfin, welche neben ſie getreten war, doch ließ ſie die Rechte in Raſinski's Hand, der ſie in die dargebotene des von Entzücken trunkenen Jaromir legte.

„O wie unausſprechlich glücklich bin ich,“ rief er aus, indem er die Hand des bebenden Mädchens an ſeine Lippen preßte.

„Sie iſt nun Deine Braut,“ ſprach Raſinski, „und jede heiligſte Pflicht bindet Dich an ſie. Wirſt Du den Muth haben ſie zu erfüllen?“

„Bis an meinen Tod!“ rief Jaromir heftig und zog das reizende Weſen, welches ſich ihm mit der ganzen Hingebung des weiblichen Herzens weihte, an ſeine Bruſt.

In dieſem Augenblicke trat Boleslav ein, der bleich wie der Tod wurde, als er die Umarmung der Glücklichen ſah; denn ſein Herz hatte eine tiefe, ernſte Liebe zu der ſchönen Lodoiska gefaßt, und er ahnete nicht, daß ſie die Braut des Freundes ſei. Doch mit einer Faſſung, die ſeinem ſtrengen, zwar leidenſchaftlichen, aber doch feſten Charakter allein möglich war, bezwang er Schreck und Schmerz zugleich und zeigte ein ruhiges Antlitz, während der Todesſtoß ihm die Bruſt zerriß. Feſten Schrittes ging er auf die Anweſenden, deren Keiner ihn beim Eintreten bemerkt hatte, zu. „Ich darf Dir Glück wünſchen?“ fragte er und trat zu Jaromir.

„Nein,“ rief dieſer lebhaft, „denn ich bin im Beſitz des ſeligſten Glücks welches dieſe Erde uns bietet!“

Die Freunde umarmten einander herzlich, gegen Lodoiska verbeugte ſich Boleslav ernſt, ergriff ihre Hand und ſprach: „Sein Sie glücklich, ganz glücklich.“ — Da zitterte und erblaßte er doch; es wurde ſelbſt ſeiner jugendlichen Heldenkraft zu viel. „Weißt Du ſchon Raſinski, daß wir übermorgen ausrücken?“ wandte er ſich zu dieſem, um dem Geſpräche ſchnell eine andere Wendung zu geben.

„Allerdings,“ erwiderte dieſer.

„Auch daß Obriſt Regnard mit ſeinem Regiment marſchirt, und die Dragoner, und die drei Compagnien reitender Artillerie gleichfalls?“

„Mir war nur,“ erwiderte Raſinski, „der Befehl bekannt, ſo weit er mich ſelbſt betrifft. Übrigens muß ich ſagen, daß mich dieſe Begleitung nicht ſonderlich erfreut, denn wir werden, je mehr wir ſind, nur um ſo ſchlechtere Nachtquartiere haben. Ich liebe unſer Vaterland, allein was ſeine gaſtlichen Städte und Dörfer anlangt, ſo taugen ſie beſſer ein feindliches Heer verhungern zu laſſen, als ein befreundetes zu ernähren.“

Bernhard und Ludwig, welche mit Boleslav zugleich nach Hauſe gekommen, aber erſt auf ihr Zimmer gegangen waren, traten jetzo ein und vervollſtändigten den häuslichen Kreis. Auch ihnen wurde das Brautpaar vorgeſtellt, auch ſie widmeten ihm die aufrichtigſten Segenswünſche.

Raſinski zeigte im Laufe des Abends eine ſanfte Heiterkeit, die ihn ungemein liebenswerth machte. „Wie ſchade,“ rief er im Verfolg des Geſprächs aus, „daß unſer Freund Bernhard den Säbel und die Lanze ſo viel zu führen hat! Es iſt ihm wahrlich keine Zeit geblieben, Pinſel und Griffel zu handhaben. Sonſt hätte er mir ein Bildniß unſerer lieben Braut zeichnen müſſen.“

Jaromir rief aus: „Und er hatte es mir ſogar verſprochen! Ihr ganzes Bild wollte er malen.“

„Wenn ich auch nicht die Zeit zu einem Gemälde behalten habe, warum ſollte ich nicht wenigſtens noch eine Zeichnung verſuchen?“ fiel Bernhard ein. „Der Abend iſt unſer; eine, wenn gleich flüchtige Skizze, iſt doch mehr als nichts, und einige Stunden reichen noch vollkommen dazu aus. Es iſt eine angenehme Eigenſchaft unſerer Thätigkeit, daß ſie in ſolchen Fällen nur einen Theil unſerer Kräfte in Anſpruch nimmt und ſo wenig uns als Andre in der geſelligen Unterhaltung ſtört; wenigſtens verlangen wir nur ſehr geringe Opfer. Hand und Auge arbeiten, aber das Ohr behält Muße dem Gange der Unterhaltung zu folgen, und die Seele theilt ſich mit Leichtigkeit in beide Beſchäftigungen. Erlauben Sie mir daher hier mein kleines flüchtiges Attelier aufzuſchlagen, die Lichter nach meinem Bedürfniß zu ſtellen, gönnen Sie meinen Augen, die ſonſt nicht ganz artige Freiheit, ſich ſcharf auf den Gegenſtand meiner Thätigkeit zu richten, und ich hoffe noch etwas zu Stande zu bringen, was wenigſtens einen kleinen Erſatz für die größere Ausführung, zu der uns keine Zeit bleibt, gewähren mag. Überlaſſen Sie ſich Alle frei dem geſelligen Verkehr; oft hat ein Bildniß viel mehr Wahrheit und Lebendigkeit, wenn wir es einem unbefangenen Augenblicke ablauſchen, als wenn der Gegenſtand ſich gewiſſermaßen feierlich dazu anſchickt, auf die Leinwand übertragen zu werden. Und am unglücklichſten pflegt es heraus zu kommen, wenn gar Jemand mit der ängſtlichſten Mühe verſucht, alle Falten und Fältchen ſeines Geſichts mühſeligſt zurecht zu legen, um den Ausdruck der Unbefangenheit recht methodiſch hineinzuarbeiten, und zur Zugabe noch gar ein unbewußtes Lächeln um die Lippen

herum zu meißeln, etwa wie man ein Kleid mit Blonden garnirt."

Freudig ſtimmten die Anweſenden in Bernhards Vorſchlag ein, und es wurde ihm völlig freie Hand gelaſſen alle Anordnungen nach ſeinem Wunſche zu treffen. Er machte nur noch die Bedingung, daß ihm Niemand vorzeitig ins Blatt ſehen dürfe, weil kein Künſtler ſich gern bei der Operation des Schaffens belauſchen laſſe, indem dabei ſeine Irrthümer und Fehler am deutlichſten ans Licht träten.

Hierauf holte er ſein Zeichengeräth, ſetzte ſich die Lichter in Ordnung, änderte noch einiges in der Art und Weiſe, wie er zu den Übrigen ſaß und ging ſodann friſch ans Werk.

Die Unterhaltung der Übrigen ging ungeſtört fort; Bernhard nahm ſogar den ungezwungenſten Antheil daran, wiewohl er im Ganzen mehr hörte und nur einzelne Worte dazwiſchenwarf, um dieſer oder jener Anſicht beizupflichten, ſie durch eine Bemerkung zu unterſtützen, oder einen ſcharfen Pfeil des Widerſpruchs darauf abzuſchnellen.

Indeſſen drehte ſich das Geſpräch nur um allgemeinere Gegenſtände, welche zwar eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Theilnahme erweckten, aber doch keine leidenſchaftliche Aufregung der Seele verurſachten. Darum hatte Bernhard gleich Anfangs gebeten, weil er bei eintretenden heftigen Bewegungen des Gemüths unmöglich in der ruhig begonnenen Weiſe hätte fortzeichnen können; mit großer Geſchicklichkeit wußte er dieſen Zuſtand zu erhalten und immer zur rechten Zeit dem Geſpräch Zügel anzulegen, oder den Sporn zu geben, je nachdem es zu ſtocken, oder in zu lebhaften Fluß zu kommen drohte.

„Ich bin fertig," rief er, nachdem etwa zwei Stunden vergangen waren, und ſprang mit dem Blatt in der Hand auf. Neugierig drängten ſich Alle hinzu, um ſeine

Arbeit zu betrachten. Er trat einige Schritte zurück, und hielt das Blatt, neckend, mit der Rückſeite der Geſellſchaft entgegen.

„Nur keine Spannung, nur keine Erwartung," rief er; „es iſt ein halb mißlungener Scherz, nichts weiter. Hätte ich Zeit ihn Morgen zu wiederholen, ſo würde ich das Blatt verbrennen, bevor irgend Jemand es geſehen hätte; das betheuere ich hier bei meiner Künſtlerehre, die ich ſo eben ein wenig an den Pranger zu ſtellen im Begriff bin."

Jetzt drehte er das Blatt um; man ſah zwei Zeichnungen darauf. Die erſte ſtellte Lodoiska dar, die zweite Jaromir, beide im Bruſtbilde, nur leicht, aber geiſtvoll ausgeführt und ſprechend ähnlich. Alles erfreute ſich des gelungenen Werks und bewunderte die geniale Ausführung. Insbeſondere war Jaromir vor Freude außer ſich und rief beglückt aus: „Welch ein herrliches Geſchenk, welche doppelte Überraſchung! Wie ſoll ich Dir dieſe Freude jemals danken! Nun kann ich das Bildniß der Geliebten mit mir nehmen und ihr das meinige laſſen."

Ludwig war der Einzige, der die Zeichnungen mit ſorgfältigerer Aufmerkſamkeit betrachtete; nach einigen Augenblicken ſprach er lächelnd: „Ich wußte in der That Anfangs nicht, weshalb Du die gothiſchen Rahmen um die Köpfe gezogen hatteſt; da ich Dich aber kenne, ſo vermuthete ich gleich eine Urſache und glaube nunmehr ſie gefunden zu haben. Der Einfall iſt ſehr gut, und ich glaube noch beſſer ausgeführt."

„Ja, ja, Du kennſt meine Schliche," entgegnete Bernhard, „und weißt, daß ich ſelten hundert Schritte geradeaus gehe. Irgend ein Quer- oder Bocksſprung aus dem geraden Wege iſt mir einmal zum Bedürfniß geworden, denn der

Eulenſpiegel ſitzt mir unabänderlich, ſeit meiner Geburt, im Nacken."

Nach dieſem Geſpräch wurden die Übrigen ungemein begierig, das Geheimniß zu entdecken. Sobald man einmal darauf aufmerkſam wurde, war es ſehr leicht. Bernhard hatte nämlich um jeden Kopf einen viereckigen, ſcheinbar altmodiſchgeſchnörkelten Rahmen gezeichnet; jede Ecke deſſelben zeigte ein Geſicht, und zwar die äußerſt wohlgetroffenen Bildniſſe der Anweſenden. An den beiden oberen Seiten waren Raſinski und ſeine Schweſter, unten Ludwig und Boleslav abgebildet. Überdies hatte er jedem Rahmen einen Knopf gegeben, in welchen ſein eignes Geſicht mit ſatyriſchem Ausdruck hineingezeichnet war, als ob es ſpöttiſch auf ſein Werk drunten herabſähe.

Dieſe ſcherzhafte, aber doch ſehr angenehme Zugabe zu dem Geſchenk wurde mit dem lebhafteſtem Beifall aufgenommen. Bernhard erhielt Lobſprüche von allen Seiten, und namentlich Jaromir äußerte ſeine Freude mit liebender Zuthätigkeit. „Ein ſolches Bild," rief er aus, „macht mich wahrhaft glücklich, ja es macht mir jetzt mehr Freude, als ob ich das ſchönſte Gemälde von meiner Lodoiska beſäße. Denn dieſes kann ich ja immer bei mir tragen und mich an ſeinem Anblick erquicken. So treu ihr liebes Bild mich überall begleiten wird, es iſt doch etwas anderes, wenn man es ſo wirklich mit den Augen ſehen kann."

„Eben ſo gewiß," erwiderte Bernhard, „als es noch etwas anderes und tauſendmal ſchöneres iſt, wenn man die Geliebte ſelbſt vor ſich ſieht. Nicht wahr?"

Lodoiska ſenkte das ſchöne Auge ein wenig, da Bernhard ſie bei dieſen Worten anblickte; doch ſie erhob es alsbald wieder und ſah mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck

der Liebe zu Jaromir hinauf, als wolle sie damit Bernhards Worte bestätigen.

So viel Grund jeder Einzelne in der Gesellschaft zur ernsten Stimmung hatte, so war doch durch dieses kleine Ereigniß ein so angenehmes, heiteres Licht in die dunklere Färbung der Gemüther gefallen, daß man, wenn nicht fröhlich, doch sehr traulich und sanft heiter gestimmt war.

So bewährte die Kunst also auch hier ihren schönen Beruf, in den rauhen Ernst des Lebens vermittelnd einzuschreiten und seine dunklen, mühsamen Pfade zu erhellen und zu ebnen. O nicht genug können wir es der Milde des Schöpfers danken, daß er eine schöne Gestalt aus seinem Himmel herabsendete, deren Beruf es ist, die scharfen Umrisse der Wirklichkeit durch eine sanfte Farbengebung zu verschmelzen und über den tobend herabstürzenden Gießbach der Leidenschaften den schimmernden Staubregenbogen zu breiten, der uns beweiset, daß die Stralen der göttlichen Sonne rein bis in die tiefste, schauerlichste Kluft der Erde hinabdringen.

Zehntes Capitel.

Schon mit dem frühesten Morgen dröhnte das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Trompeten durch die Straßen Warschaus und rief die Truppen zum Abmarsch zusammen. Mit banger Seele vernahm es Lodoiska, welche den Geliebten ihrer Seele jetzt tausend drohenden Gefahren entgegensenden sollte.

Nicht in so ängstlicher Besorgniß, sondern die Brust mit vaterländischen Hoffnungen erfüllt, sah die Gräfin das

Ereigniß an; ſie fühlte zu ſehr als Polin, um nicht mit einer Einmiſchung freudigen Stolzes jedes kriegeriſche Bild, deren die bewegten Tage dieſer Zeit ſo viele aufſtellten, zu betrachten. Auch ihren Bruder, der ihr das Liebſte auf der Erde, ja der ihr Alles war, da ſie ſonſt ganz allein ſtand, ſah ſie mit Hochgefühl an der Spitze ſeiner Schaar ausrücken.

Ein Klirren von Säbeln auf dem Corridor kündigte das Herannahen Raſinski's und ſeiner Kameraden an, welche in das Gemach der Frauen traten, um Abſchied zu nehmen. Sie waren in voller Uniform; die Schärpe, der Säbel ſchmückte ſie, und von der Czapka wehten leuchtende Federbüſche. Der kriegeriſche Anzug verleiht kriegeriſche Haltung des Körpers und der Seele. Es iſt, als ob der Beruf des Standes mit den äußerlichen Zeichen deſſelben beſtimmter zum Bewußtſein käme. Daher waren die Männer weniger bewegt in der Minute des wirklichen Abſchiedes, als ihre frühere weiche Stimmung vermuthen laſſen durfte. Raſinski drückte die Schweſter mit brüderlicher Wärme an die Bruſt und ſprach männlich feſt: „Wir ziehen aus zu einem freudigen Beruf; kein Schmerz komme in unſere Seele. Nur heilige Begeiſterung für das Vaterland durchglühe ſie mit mächtigen Flammen. Wir werden unſre entweihten Altäre reinigen, den vertriebenen vaterländiſchen Göttern einen neuen Heerd gründen, an unſren alten Grenzen das Wappen der Jagellonen wieder aufpflanzen, ihr heiliges Banner wieder leuchten laſſen zum Ruhme unſres Volkes! Lebe wohl, Schweſter, nicht mich, nicht uns, nur unſre Waffen begleite Dein Segen, nur für den Sieg ſende Dein Gebet zu dem Allmächtigen! Ob wir fallen, ob wir wiederkehren, das iſt eins; wenn nur Polens weißer Aar ſich mit ſtolzen Schwingen aus der Donnerwolke

der Schlachten in den reinen Himmel der Freiheit erhebt. Leb wohl! Gott erhalte Dich zu freudigen Tagen."

Er ließ den Arm, den er prophetiſch betheuernd erhoben hatte, ſinken, küßte die Schweſter noch einmal, drückte auch auf Lodoiskas bleiche Wange einen Kuß und verließ dann mit raſchen Schritten das Gemach und eilte hinab, um ſich zu Roß zu ſchwingen.

Jaromir ſchloß ſeine Braut mit heißen Jünglingsthränen an die Bruſt; jubelnd ſchlug ſein Herz dem Kampf fürs Vaterland entgegen, doch blutete es, indem er ſich von der Geliebten trennte. Sie weinte kaum, denn ein kaltes Grauen, furchtbarer als der tiefſte Schmerz, ließ ihre Thränen erſtarren. Nur an ihren bleichen Lippen und Wangen, an ihrem fieberhaften Beben, ließ ſich die Qual ermeſſen, welche ſie in dieſem Augenblicke erduldete.

Jaromir legte das zitternde Marmorbild an die Bruſt ihrer mütterlichen Pflegerin.

Dieſe weinte ihre heiße Angſt in Thränen, denen ſie bis jetzt noch mächtig geboten hatte, über das geliebte Weſen aus. Für den Abſchied der drei Jünglinge, welche ihrem Herzen nicht ſo nahe ſtanden, wiewohl es, zumal in der Stunde des Scheidens, mit warmer Freundſchaft für ſie ſchlug, für dieſes Lebewohl blieben ihr nur verſchleierte Blicke und eine ſtumm dargereichte Hand.

Boleslav war der letzte im Zimmer. In ſeiner ernſten düſteren Bruſt brauſte der Sturm der Leidenſchaft mit furchtbarer Macht auf. Er ſah die, welche ewig die Seine, und ewig ihm entriſſen war, als ein Bild des Todes vor ſich, wie ſie mit matt geſchloſſenen Augen in den Armen der Mutter hing; er bebte, er vermochte ſich kaum auf den Füßen zu erhalten, ſo krampfhaft zerriß ihn der Schmerz, der vergeblich nach dem milden Thau einer Thräne rang.

Der Sturm seiner Leidenschaft drohte ihn zu überwältigen; es war ihm einen Augenblick, als dürfe, als müsse er die Geliebte ans Herz reißen und ihre Liebe fordern, weil die seine größer, wahrer, heiliger sei als Jaromirs. Es rief dumpf in ihm: trinke einmal wenigstens den Becher der Seligkeit von ihren Lippen, und wenn er dir zu glühendem Gift würde. Der innere Kampf schüttelte ihn wie im Fieberfrost. Doch sein besserer Genius siegte. „Nein" rief er schauernd, „es wäre mehr als Brudermord! Fort, fort!" Und mit diesen Worten stürzte er hinaus.

Eigner Schmerz und Betäubung hatten den Blick der Frauen so verschleiert, daß sie seinen Kampf nicht sahen. Lodoiska hing noch immer bewußtlos in den Armen der Mutter; endlich schlug sie das Auge auf, und jetzt brach ein Strom von Thränen hervor; doch mit ihm zugleich schwanden ihr die Kräfte, und sie sank ermattet, sanft von den Armen der Gräfin gehalten, auf ein Ruhebett nieder.

Draußen schmetterte lauter Trompetenstoß. Man hörte vielfachen Hufschlag heransprengender Reiter. Die Gräfin eilte ans Fenster. Es war Rasinski's neues Regiment, welches vor den Palast rückte, um dort seinen Führer zu empfangen. Kriegerische Musik bildete die Spitze des Zuges; einige Offiziere, die vorangeritten waren, kamen im kurzen Galopp heran, um Rasinski zu begrüßen. Dieser sprengte auf seinem arabischen Schimmel, männlich schön, mit dem Anstande eines Helden aus dem Schloßthor. Jaromir folgte ihm auf einem schlanken Goldfuchs, der mit der Zierlichkeit eines Rehes über den Boden dahinflog; einige Augenblicke später stürmte Boleslav auf einem Rappen, dem die Mähnen wild um den stolzen Nacken flatterten, mit einigen verwegenen Bogensätzen aus dem Thor. Er sah bleich aus wie der Tod, und sein Auge rollte düster unter den finstern Brau-

en, als er ſich halb zurückwandte und zur Gräfin hinaufblickte, die arglos, mit einem wohlwollenden Lächeln herabgrüßte. Denn ſie hatte ſich gefaßt und den weiblichen Schmerz beſiegt.

Jetzt erſcholl der laute Ruf der Krieger, welche ihren Führer begrüßten; der Klang der Feldmuſik ertönte, die Banner wehten in den Morgenlüften, die Waffen glänzten im Sonnenſtral, Roſſe ſtampften und ſchnaubten, Federbüſche wogten, immer bewegter wurde das bunte Getümmel. Die Erhebung, welche die Bruſt der Gräfin beim Anblick dieſer muthigen Schaaren durchdrang, gab ihr die Überzeugung, daß auch Lodoiskas Schmerz dadurch beſänftigt, und ſie zu einer edleren Kraft begeiſtert werden müſſe. Sie ging daher zu der kraftlos Hingeſunkenen und forderte ſie liebreich auf, mit ihr auf den Balkon hinauszutreten und den Abmarſch der Krieger zu ſehen. „Ermuthige Dich, gewinne Faſſung," ſprach ſie ſanft, aber eindringend; „jedes ſtrenge Wollen und Müſſen wird dem Schmerz, unter dem wir zu erliegen drohen, eine aufrechthaltende Stütze. Es wird Dich tröſten und ſtärkend erfreuen, den Geliebten als Mann und Held zu ſehen, wie er, von kriegeriſchem Glanze umgeben, muthig auszieht, um für das Vaterland zu fechten. Aus der Achtung wächſt unſere Liebe und mit ihr die Kraft, zu tragen und zu dulden. Komm, richte Dich auf, zeige dem ſcheidenden Freunde eine ermuthigte Seele; er geht ernſten Prüfungen und Gefahren entgegen, die er leichter überwinden wird, wenn ihn das Bild einer ſtarken, gläubig hoffenden Geliebten begleitet, als wenn er ſie, in Gram und Hoffnungsloſigkeit erliegend, einſam zurückgeblieben weiß."

Lodoiska fühlte ſich durch dieſen ſanften, feſten Zuſpruch wunderbar geſtärkt; ihr liebendes Herz empfand es ſogleich als eine Pflicht, dem Freunde die Stunde des Abſchieds zu

erleichtern. Sie raffte daher ihre Kraft entſchloſſen zuſammen und folgte der Gräfin, die ſie in den anſtoßenden Saal und auf den Balkon hinausführte.

Schon der Anblick der bewegten, leuchtenden Maſſe der Krieger erfriſchte die tief verwundete Bruſt; denn an der Kraft entzündet ſich die Kraft. Eben fingen die Glocken der Kathedrale an die Frühmeſſe einzuleiten, ſo daß ſich dieſer ernſte feierliche Klang in das brauſende Kriegsgetöſe miſchte. Der Himmel wölbte ſich lichtblau; die Vögel zwitſcherten munter im flüſternden Laub, der ſchönſte, ſonnenhellſte Morgen wehte die Bruſt mit erquickenden Lüften an. Es ſchien, als ob die Gnade Gottes ſich recht lebendig vergegenwärtigen und durch tauſend Zeichen den Menſchen verkünden wolle: Ich bin Euch ewig nahe mit meiner unerſchöpflichen Güte und Milde. Welche Schmerzen und Schrecken das Thun Eures Wahnes Euch auch auf Erden bereite, ich bin immer gegenwärtig, um mit verſöhnender Hand die Wunden zu heilen, die ihr ſelbſt Euch in Eurer Verblendung ſchlagt.

Raſinski erblickte die Frauen auf dem Balkon; er grüßte freundlich nickend hinauf. Sein Antlitz zeigte eine edle Begeiſterung, alle Spuren des Schmerzes waren verſchwunden, denn mit männlicher Selbſtbeherrſchung gebot dieſer feſte Geiſt ſeinen tiefſten Gefühlen und fand ſtets die Kraft zur freudigen Pflichterfüllung in ſeiner Bruſt. Mit freier Stirn wollte er vor ſeinen Kriegern erſcheinen, damit des Führers heitre Zuverſicht auch in ihnen Muth und Vertrauen erwecken möge; er wollte es, wollte es feſt, und deshalb war es ihm möglich. Das Erſcheinen der Frauen ſtörte ihn daher nicht im Mindeſten in ſeinen kriegeriſchen Anordnungen; ohne einen Blick von ſeinen Leuten zu verwenden, ohne die mindeſte Kleinigkeit außer Acht zu laſſen, wußte er doch der Schweſter wiederholt bemerkbar zu machen, daß ihre Anweſenheit

und ihre ermuthigte Theilnahme ihn erfreue. Anders war es mit Jaromir; dieser ließ sich durch den Anblick der Geliebten zerstreuen und gab darüber seinen Kameraden einen Anlaß zum muthwilligen Spott und Lachen, denn indem er die Augen nach dem Balkon richtete, ritt er unachtsam mitten in seine eignen Leute hinein und brachte diese und die Pferde völlig in Verwirrung. Boleslav dagegen raffte sich mit Gewalt zusammen und heftete die gespannteste Aufmerksamkeit auf seinen Dienst. Mit scharfem Auge musterte er Leute, Pferde, Zäumung, Gepäck; nur einmal warf er, gleichsam wie zu einem flüchtigen, verstohlenen Raub, einen Blick nach den weiblichen Gestalten droben hinauf.

Das Regiment stand jetzt dem Palaste gegenüber in dem ansehnlich breiten Raume der Straße in Front aufmarschirt. Alle Fenster der gegenüberstehenden Häuser waren mit Zuschauern und Zuschauerinnen erfüllt. Manche Thräne glänzte in schönem Auge, oder barg sich hinter dem Schleier, der nach alter Sitte die polnischen Mädchen beim öffentlichen Erscheinen von den verheiratheten Frauen unterscheidet.

„Richtet Euch!" erscholl Rasinski's Commandowort, und wie ein Pfeil sprengte er auf den rechten Flügel hinab, um mit seinem Falkenblick die Linie einzurichten. Jetzt herrschte die lautlose Stille des Dienstes; jedes Auge war auf den Führer gespannt, jedes Ohr lauschte auf seine Worte. „Gewehr auf!" — Die Säbel blinkten. „Erster Zug, grad' aus! In Zügen rechts schwenkt! Marsch!" — Die Front brach sich; der fröhliche Kriegsmarsch der Trompeten erschallte, Rasinski sprengte an die Spitze des Regiments und führte dasselbe im feierlichen Zuge unter den Fenstern des Palastes vorüber. Als er an den Balkon kam, salutirte er auf militairische Weise und grüßte zugleich mit leuchtenden Augen hinauf. Die Gräfin schwang zur Erwiderung ein weißes

ſeidenes Tuch, das ſie leicht um den Hals geknüpft hatte. Nach der ſchönen, alt-polniſchen Sitte, welche den Frauen geſtattete, ausziehenden Kriegern öffentlich ein Andenken von ihrer Hand mitzugeben und ſo durch den zarten aber mächtigen Anhauch aus weiblicher Bruſt den Muth höher zu entflammen; nach dieſer Sitte, der in älteren Zeiten die Fürſtinnen beſonders huldigten, ließ ſie das Tuch hinabflattern. Raſinski fing es mit der Säbelſpitze auf und ſchlang es um den Arm. Ein lauter, jubelnder Beifallsruf der ganzen Schaar ertönte bei dieſem Anblick. Sogleich flatterten aus allen Fenſtern Tücher, Bänder, Schleier herab. Nicht die Schweſter ſchenkte dem Bruder, nicht die Braut dem Verlobten, nicht die Gattin dem Gatten ein Angedenken; nein, die Polin gab es dem Polen. Mit den Lanzen, mit den Säbeln fingen es die Krieger auf. Eine ſchöne Frau, mit reichem, dunklen Lockenhaar, die dem Palaſte gegenüber an einem Fenſter ſtand, zerriß ihren Schleier und ließ beide Hälften herniederwehen. Zufällig waren es grade Ludwig und Bernhard, die ſie mit den Lanzenſpitzen auffingen. Der feurige Bernhard warf flammende, begeiſterte Blicke und in übermüthiger Keckheit ſogar einen Kuß hinauf; die Schöne lächelte holdſelig. Ludwig grüßte in ernſterer Bewegung; er dachte an eine andere Geſtalt, die für ihn in dem weiten öden Reiche alles Verlorenen ſchwebte. Doch trafen auch ihn die Stralen der freundlichen Blicke mit ſanfter Wärme. Bernhard rief franzöſich hinauf: „Ich bin kein Pole, aber ich fechte freudig für Polen.“ Sein Lohn war eine Roſe, welche die Schöne von einem neben ihr im Fenſter ſtehenhenden Stocke brach und hinabwarf. Er ergriff ſie im Fallen mit Gewandtheit, ſteckte ſie an die Bruſt, grüßte dankend noch einmal zu der Geberin hinauf und ſprengte dann wieder in die Reihen.

Lodoiska war unschlüssig was sie thun sollte. Den Schleier mochte sie nicht hinabwerfen, weil er ihre tiefe Trauer vor den Augen der Welt verhüllte. Doch löste sie rasch eine Busenschleife und ließ sie zu Jaromir niederflattern. Allein der neidische Wind entführte, sie und Boleslav war der Glückliche, in dessen Hand sie gerieth. Er drückte sie gegen die Lippen und warf einen flammenden Blick zu Lodoiska hinauf. Jaromir bemerkte es und faßte den Verdacht, das Band sei nicht ihm zugedacht gewesen, obgleich Lodoiska eben ein zweites herabflattern ließ, daß sich, von gütigen Lüften getragen, von selbst auf Jaromirs Schulter senkte. Rasch auflodernd in Zorn wie in Liebe, hatte er so schnell vergeben wie gezürnt, nahm das Band, blickte mit liebendem Auge zu der Theuren hinauf und befestigte es dann, stolz auf diese Zierde, an der Brust.

Der Zug wandte sich in die schmalere Straße hinein, wo Alisette wohnte. Sie stand am Fenster und sah die Reiter vorüberziehen. Alle Offiziere, die sie kannte, grüßte sie; sie selbst wurde aber, als die liebreizende Sängerin, fast von Allen gekannt und begrüßt. Mit französischer Leichtigkeit und Lebhaftigkeit winkte sie bald heiter, bald wehmüthig lächelnd und blickend, den Einzelnen ihren Abschiedsgruß zu, und wo ihr Jemand nahe unter das nicht hohe Fenster vorbeiritt, rief sie ihm auch ein süß lautendes Lebewohl zu. Besonders erhielt Bernhard einen ungemein freundlichen Gruß dieser Art, den er eben so erwiderte, wiewohl nicht ohne ein leises Gefühl der Wehmuth, daß er von diesem reizenden, verführerischen Wesen jetzt vielleicht für immer scheiden mußte. Sein alter Argwohn gegen sie wäre jetzt fast geschwunden, wenn er nicht, indem er noch einmal nach ihr hinübersah, bemerkt hätte, wie sich der Ausdruck ihrer Züge veränderte, als Jaromir, der um einen Zug hinter Bernhard ritt, sich

dem Fenſter näherte. Sie zog einen Strauß von Roſen und Vergißmeinnicht, den ſie bisher verborgen gehalten hatte, hervor, warf ihn dem jugendlich ſchönen Reiter zu und ſagte ihm mit Worten und Blicken das bewegteſte Lebewohl. Jaromir, dem halb Beſchämung, halb Freude die Wangen röthete, hielt an, ſprach einige Augenblicke mit dem reizenden Mädchen und dankte ihr mit faſt zärtlichen Worten.

Hm, dachte Bernhard und ſchüttelte das Haupt, zumal da er bemerkte, daß Lodoiska, um den Truppen noch weiter nachblicken zu können, in ein Fenſter des Saales im Palaſt getreten war und den Vorfall mit anſah, ohne daß Jaromir ſie bemerkte. Bald danach ſuchte er einen Augenblick zu erhaſchen, wo er, da das Gedränge in den ſchmalen Gaſſen, in welchen man ſich eben befand, die Ordnung des Zuges geſtört hatte, an Jaromir heranritt und ihm halb ſcherzhaft drohend ſagte: „Treuloſer! Was haſt Du begangen? Alſo jener ſchönen verführeriſchen Phryne haſt Du den letzten Abſchiedsgruß geſandt? Sie iſt die letzte, an die Du hieher zurückdenkſt!“

„Nein, wahrlich nicht,“ rief Jaromir; „nach wie vor gehört mein Herz nur Lodoiska allein. Doch Aliſette war immer ſo freundlich zu mir!“

„Faſt zu freundlich! Nimm Dich in Acht!“ entgegnete Bernhard.

Jaromir lächelte: „Es hat keine Gefahr! Doch reite jetzt zu Deinem Zuge, denn wir kommen gleich an die Brücke von Praga, über die wir mit Ordnung defiliren müſſen.“

Der Zug ſtockte jetzt, weil an den zuſammenſtoßenden Straßen mehre Truppenabtheilungen aufeinandertrafen. Auch Obriſt Regnard war an der Spitze ſeines ausmarſchirenden Regiments zu ſehen. Die Marſchordnung wurde indeß raſch beſtimmt, Raſinski mit ſeiner leichten Kavallerie rückte voran,

eine Abtheilung Dragoner folgte ihm, dann ſchloß Regnard ſich mit der Infanterie an, und zuletzt rückte die Artillerie nach. Es war ein großartiger Anblick, als der Zug jetzt die Brücke bedeckte, und der prächtige Strom der Weichſel die glänzenden Geſtalten ſpiegelnd zurückwarf, die ſich in wechſelnden Bildern über ihm dahinbewegten. Beide Ufer kränzten ſich mit zahlloſem Volk; weit hin erſchallte das ſtürmiſche Jubeln und Jauchzen; die wehenden Tücher leuchteten im Sonnenſtral; das Klirren der Waffen, der Hufſchlag der Roſſe, das tobende Raſſeln der Kanonen vollendeten das kriegeriſch glänzende Bild. In der großartigen Bedeutung dieſer Maſſen wuchs auch der Einzelne ſtolzer, kühner empor; ſelbſt den Schmerz, der ihm hier nur allein gehörte, verſenkte er in die brauſenden Welle, die das Ganze hob und trug, und nur von muthigem Kampfgefühl beſeelt ſchlug die Männerbruſt freudig der Zukunft entgegen.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Auf den Gütern des Grafen Dolgorow, welche unweit Smolensk am Dniepr lagen, war Alles in der größten Bewegung. Zwei Nachrichten, welche die Bewohner des Schlosses sowie der zur Herrschaft gehörenden Dörfer vor einigen Stunden erhalten hatten, brachten eine allgemeine, obwohl sehr entgegengesetzte Aufregung hervor. Die eine war erfreulich, denn ein vorausgesandter Jäger meldete die Ankunft des Grafen aus Petersburg. Er hatte sich nebst seiner Familie über zwei Jahre im Auslande aufgehalten; während dessen hatten seine Leibeigenen die zwar strenge, aber, nach den Begriffen dieser Leute, gerechte Verwaltung oft vermißt. Eine allgemeine Freude herrschte daher über seine nahe Rückkehr. Indessen sie wurde sehr gestört durch eine andere Nachricht, welche der Gutsverwalter, der zum Markte in Smolensk gewesen war, von dort mitgebracht hatte. Der Feind, hieß es, war wirklich in das Reich eingefallen, der Krieg hatte begonnen, und schon zogen sich die russischen Heere vor der unwiderstehlichen Siegesgewalt des französischen Kaisers auf allen Punkten zurück. Wie gewöhnlich waren die Gerüchte weit übertrieben worden. Man wollte schon wissen, daß der Fürst Bagration völlig aufs Haupt geschlagen sei; andren Gerüchten zufolge sollte der General Barclay de Tolly

mit dem Marſchal Davouſt bei Grodno zuſammengetroffen ſein und nach einer blutigen Schlacht den Rückzug angetreten haben. Die größte Beſtürzung hatte ſich daher der Einwohner bemächtigt, denn, der Entfernungen unkundig, glaubten ſie das Verderben ſchon ganz nahe. Die Landleute verſammelten ſich vor den Thoren des Schloſſes und verlangten Rath und Auskunft; der Verwalter hatte Mühe, ſie zu beruhigen; es gelang ihm nur dadurch, daß er ihnen vorſtellte, die Ankunft des Herrn habe gewiß keinen andren Zweck, als den, unter dieſen gefährlichen Umſtänden für die Seinigen zu ſorgen. Indeſſen herrſchte doch ein banger Schrecken unter den Gemüthern, und der hochbetagte Geiſtliche des Dorfes, Gregorius, mußte die ganze Würde ſeines Amtes aufbieten, um die Muthloſen aufzurichten. „Fürchtet Euch nicht, meine Freunde," ſprach dieſer würdige Prieſter und trat mitten unter ſie; „das Volk Ruriks ſteht unter dem Schutze des himmliſchen Vaters, der Mutter Maria und aller Heiligen. Wähnet Ihr, ſie würden uns verlaſſen? Wähnet Ihr, ſie würden die heiligen Altäre einem ruchloſen Feinde preisgeben? Nimmermehr, ſage ich Euch, werden dieſe Fremden den alten Stamm der Ruſſen unterjochen! Der heilige Iwan, deſſen goldenes Kreuz zu Moskau auf der Kuppel der Kathedrale leuchtet, iſt mächtiger als alle die Tauſende, welche der fremde Eroberer heranführt. Ich ſage Euch, der Stern des Verderbens iſt es, dem ſie folgen; er flammt blutig vor ihnen her und lockt ſie zum ſichren Untergange! Wie die Schaaren Pharaonis in den Wellen des Meeres umkamen, ſo werden dieſe Frevler verſchmachten in unſren tauſendjährigen heiligen Wäldern, an die noch keine Axt gerührt hat. Der heulende Wolf wird an ihren Gebeinen nagen, der krächzende Rabe ſich an ihren Leichnamen ſättigen. Denn mit uns ſind die Schaaren der Engel, und uns ſchirmet die hei-

lige Mutter Gottes. Darum dürft Ihr nicht verzagen, sondern sollt Euch waffnen als die Streiter des heiligen Iwan. Von dem Niemen, der das Reich Ruriks im Westen begrenzt, bis zu der prächtig strömenden Wolga, bis zu dem Uralgebirge, das am äußersten Rande Europas aufsteigt, soll der Feind keine sichere Ruhestätte finden. Gastlich ist der Heerd des Russen, wirthlich seine Hütte; aber anzünden soll er sie mit der Flamme des eignen Heerdes, ehe sie dem Feinde ein Obdach bietet, der gekommen ist die Gräber unserer Zaaren in der heiligen Stadt aufzuwühlen und die Altäre unsres Gottes zu stürzen. Darum sollt Ihr nicht flüchten, meine Freunde, sondern kämpfen. Wen die Axt des Mannes nicht niederschlägt, dem möge die vergiftete Mahlzeit, welche die Hausfrau ihm aufträgt, den Tod bringen; zittert nicht, wehklagt nicht, rauft Euch nicht das greise Haar und den Bart. Ihr werdet leben, um glückliche Tage zu sehen!"

So sprach der begeisterte Priester zu dem versammelten Volk der Mugiks, die ihn mit Staunen und Ehrfurcht anhörten, denn schon funfzig Jahre weilte er unter ihnen als Sorger ihrer Seele, und bereits vierundsiebenzigmal hatte er die Frühlingssonne das Eis der Ströme aufthauen sehen.

Das Schloß lag auf einer Anhöhe, von der man die Krümmungen des Dniepr weithin übersehen konnte. Er schlang sich zwischen grünen, steilen Hügeln hindurch, an welchen die Landstraße nach Smolensk hinablief; am Horizont stiegen die Thürme dieser Stadt, von der Abendsonne geröthet, empor. Einer der Landleute, der sein scharfes Auge nach der Gegend gerichtet hielt, rief plötzlich: „Dort kommt der Herr!"

Alle wandten die Blicke dahin und brachen in einen lauten Freudenruf aus, als sie drei Wagen auf der Land-

ſtraße herankommen ſahen. Mit lautem Jubel eilten ſie den Hügel hinab, um die Ankommenden zu begrüßen. Es war in der That der Graf Dolgorow mit ſeiner Gattin und ſeiner Tochter Feodorowna; die beiden Frauen ſaßen im erſten Wagen; im zweiten befand ſich der Graf und neben ihm ein Fremder von kriegeriſchem Anſehen; im dritten einige Diener. Als die Ankommenden der verſammelten Landleute anſichtig wurden, ließ der Graf die Wagen halten und ſtieg aus. Mit Demuth, die Hände über die Bruſt gekreuzt, grüßten die Vaſallen ihren Gebieter und bemühten ſich, den Saum ſeines Kleides zu küſſen. Die Weiber drängten ſich mit gleicher Demuth und Unterwürfigkeit um die Gräfin her. Feodorowna, eine hohe Geſtalt, war die Einzige, welche dieſe knechtiſchen Ehrfurchtsbezeigungen nicht duldete, ſondern den Frauen und Mädchen, die ſich ihr näherten, freundlich die Hand bot. Der Graf wieß nach einigen Minuten die liebende Zudringlichkeit ſeiner Vaſallen nur inſofern vornehm zurück, als ſie ihm läſtig wurde. Inbeſſen ſprachen er und ſeine Gemahlin wohlwollend mit den Leuten und gingen inmitten derſelben den Hügel hinan. Auch der Geiſtliche, deſſen Alter ſeine Schritte verzögerte, hatte ſich jetzt genähert, drängte ſich durch die Menge und begrüßte den Grafen mit Ehrfurcht, jedoch ohne Unterwürfigkeit. „Siehe da, Vater Gregor, ſeid mir willkommen," ſprach Dolgorow. „Um Euch war mir zumeiſt bange, daß ich Euch nicht wiederſehen würde, denn Ihr ſtandet bei meiner letzten Anweſenheit ſchon nahe an der Schwelle des Lebens. Ich freue mich, daß die Sonne dieſes Frühjahrs Euch noch geleuchtet hat."

„Meine Kraft iſt noch ungeſchwächt," entgegnete der Geiſtliche; „zwar bin ich jeden Tag des Rufes gewärtig, der mich vor den Thron des Allmächtigen fordert; doch Dank ſei es ſeiner Gnade, noch vermag ich auf Erden die

Pflichten zu erfüllen, die der Herr auf meine Schultern gelegt hat."

Indem trat Feodorowna heran: „Heil und Segen auf Euer Haupt, mein Vater, welch eine Freude für mich, daß ich Euch in so heitrer Kraft wiedersehe."

„Die Mutter Gottes sei mit Dir und nehme Dich in ihren heiligen Schutz," sprach der Geistliche und ergriff mit der Linken Feodorowna's Hand, während er die Rechte segnend auf ihr sanft gebeugtes Haupt legte. „Du bist wohl behütet gewesen von den Engeln des Herrn, meine Tochter, und schöner erblüht heimgekehrt, als Du, noch eine zarte Knospe, von uns schiedest. Die Heiligen haben mein Gebet gesegnet, denn täglich flehte ich sie an, Dir ihren Beistand zu leihen." So sprach der Greis und blickte die schöne Jungfrau, deren Jugend er geleitet, mit milden, freundlichen Augen an.

„O, gewiß hat es uns schützend begleitet," erwiderte Feodorowna mit dem Ausdruck frommer Rührung, „denn Gott war uns stets nahe in Drangsal und Gefahr." Sie schien mehr sagen zu wollen, doch ein ernster Blick des Vaters, dem die nahe Vertraulichkeit der Tochter zu dem Geistlichen überhaupt unangenehm war, bewirkte, daß sie abbrach und schwieg. Gleich darauf trat der Fremde, ein großer, schöngewachsener Mann in seinen besten Jahren, zu ihr, und bot ihr den Arm, um sie den etwas steiler werdenden Weg vollends hinaufzuführen. Der Graf ging inmitten seiner Vasallen und sprach mit den Einzelnen, indem er sich nach den häuslichen Umständen derselben so wie nach den Ereignissen erkundigte, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen haben mochten. „Du hast Dein Weib verloren, Isaak," redete er einen schon bejahrten Landmann an. „Ja,

gnädigster Herr," erwiderte der Alte, „sie starb im vergangenen Herbst, und mir fehlt seitdem ein Weib im Hause."

„Dein ältester Sohn soll heirathen," erwiderte der Graf; „Wasiliews Tochter ist ein Weib für ihn. Ich werde ihnen in diesen Tagen die Hochzeit ausrichten." Der Alte dankte mit unterwürfiger Freude für diesen Befehl; denn ein solcher war das ausgesprochene Wort des Grafen.

Der Verwalter fragte behutsam nach den Kriegsbegebenheiten.

„Der Feind rückt gegen unsre Grenzen heran," entgegnete der Graf; „er dringt mit großer Heeresmacht vor; ich bin hauptsächlich deshalb hierhergekommen, um die Anordnungen zu treffen, welche der Krieg nöthig macht."

„Ich hörte heut' in Smolensk," fing der Verwalter mit wichtiger und zugleich besorgter Miene an —

„Vermuthlich dieselben albernen Gerüchte, die auch mich verfolgt haben," unterbrach der Graf ihn streng, ohne jedoch sich näher auszulassen.

Der neugierige Verwalter versuchte sein Heil noch einmal und bemerkte mit ängstlichem Ausdruck: „Man war hier bereits sehr bestürzt —"

Doch der Graf, der es nicht liebte, mit seinen Dienern zu schwatzen, wandte sich ohne Antwort ab und zu dem Geistlichen: „Ich werde Eures Beistandes bedürfen, Gregor, um meine Unterthanen muthig und vertrauensvoll zu erhalten, zumal wenn man ihnen durch die Verbreitung thörichter Gerüchte unnütze Besorgnisse einflößt." Der Verwalter zog sich scheu auf die Seite, froh, seinen Vorwitz nicht strenger bestraft zu sehen.

Gregor erwiderte auf die Worte des Grafen: „Ich werde die Herzen des Volkes entflammen für den Glauben

ihrer Väter, für den alten Thron ihrer Zaaren, für das Heiligthum des Vaterlandes."

„Ihr werdet wohlthun," erwiderte der Graf; „doch mehr als die Liebe vermag der Haß, darum sähe ich es lieber, wenn Ihr ihre Seele mit unversöhnlichem Grimm gegen die Feinde erfüllen wolltet. Schildert sie ihnen als Räuber, die nur heranziehen, um unsre Felder zu zerstören, unsre Dörfer und Städte mit Feuer zu verwüsten, die Heerden wegzuführen, Weiber und Töchter zu mißhandeln und die Männer zu ermorden."

„Möchten sie dies Alles, möchten sie noch gräßlichere Verbrechen verüben wollen," erwiderte Gregor; „es wäre darum doch meine Priesterpflicht, Versöhnung und Milde gegen sie zu lehren; aber sie kommen als Feinde Gottes, als Zerstörer unsrer Tempel, und diesen Frevel müssen wir rächen; die andren Güter, diese vergänglichen Zierden des Lebens, dürfen wir nur vertheidigen."

Eine Falte auf des Grafen Stirn zeigte, daß er mit der Antwort des Geistlichen unzufrieden war. Doch er schwieg, denn er wußte, daß er leichter einen Felsen als Gregors gläubige Festigkeit und Strenge erschüttert haben würde.

Indessen hatte man das Schloßthor erreicht, und der Graf trat in seine Besitzung ein, während die Landleute draußen zurückblieben. Nur Gregor begleitete ihn auf einen Wink die Stiege hinauf. „Erwartet uns im Speisesaale, frommer Vater," sprach er zu ihm; „sobald wir die Reisekleider abgelegt haben, werden wir Euch dort aufsuchen. Ich selbst werde in wenigen Minuten wieder bei Euch sein, um eine Angelegenheit, die mir wichtig ist, mit Euch zu besprechen." Mit diesen Worten verschwand er in der Thüre, welche zu seinen Wohnzimmern führte; die Frauen

begaben ſich gleichfalls auf ihre Gemächer, um ſich umzukleiden; der Fremde wurde in die zur Aufnahme der Gäſte beſtimmten Zimmer geführt.

Gregor trat in den Saal ein, woſelbſt der Graf ihn geheißen hatte ſeiner zu warten. Länger als zwei Jahre war es her, daß er dieſe Räume des Schloſſes nicht betreten hatte. Der Saal, in welchem er ſich befand, war in einem alterthümlichen, ſeltſam gemiſchten Style erbaut. Vier hohe gothiſche Bogenfenſter ſahen auf die Landſchaft nach dem Strome zu hinaus, ſo daß der glühend gefärbte Abendhimmel ſeinen goldenen Wiederſchein in die gewölbte Halle warf. Die Wände waren mit Säulen von ſchwarzem Marmor geziert; zwiſchen dieſen hingen lebensgroße, in alterthümliche Rahmen gefaßte Bilder der Vorfahren der gräflichen Familie. Die Täfelung des Fußbodens war von Holz; eben ſo die Pannelwerke, nach dem Geſchmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., mit goldenen Leiſten geziert. Zwei alterthümliche Kronleuchter hingen von der Wölbung der Decke herab; rings an den Wänden ſtanden große, doppelarmige Candelaber. Das Ganze zeugte von Pracht und Reichthum, hatte aber doch einen düſtren, faſt ſchauerlichen Anſtrich, der es bewirkte, daß ſogar die Landſchaft und der Himmel, wie beide in den gothiſchen Rahmen der Bogenfenſter ſich darſtellten, einen herbſtlich traurigen Charakter gewannen, obwohl man ſich im Juni, dem eigentlichen Frühlingsmonat dieſer Gegenden, befand.

Gregor nahm auf einem der alterthümlichen Lehnſeſſel, welche im Saale ſtanden, Platz; er überließ ſich ſeinen ernſten, trüben Gedanken. Vierundſiebenzig Jahre habe ich gelebt, dachte er, und mein Wirken war fromm und friedlich; denn keine bösartige Gewalt bedrohte die Heiligthümer, die meiner Obhut anvertraut waren. Und jetzt, in den ſpä-

ten Herbſttagen des Lebens, wo mein Pfad ſchon dicht am Rande der Gruft hinführt, jetzt muß ich noch die Palme des Friedens, die der Hand des greiſen Mannes ſo viel ſchöner ſteht, mit dem Schwerte der Rache vertauſchen! Allein wie der Allmächtige will. Sein iſt der ſegnende Thau, der milde Regen, der goldene Strahl der Sonne; ſein ſind die Blitze und Donner des verfinſterten Himmels. Er ſende ſeinen Diener aus, zu ſegnen oder zu rächen, die Frommen zu belehren und ſanft zu ihm zu führen, oder die Frevler in den finſtren Abgrund der Hölle, aus dem ſie aufgeſtiegen ſind, zurückzuſchleudern: Gregor wird ſein greiſes Haupt gehorſam dem Willen des Vaters beugen.

Während er, in dieſe Betrachtungen verſenkt, das Antlitz der ſinkenden Sonne, dieſem ſchönen Bilde ſeines Lebens, zuwandte, hatten ſich die Flügelthüren des Saales geöffnet, und Graf Dolgorow war eingetreten. Trotz ſeines ſtolzen Ganges, trotz des Herrſcherblickes, der unter ſeiner hohen Stirn flammte, erſchien er doch in ſeinem ganzen Weſen wie von Gram und Unmuth gebeugt. „Ich habe ernſte Dinge mit Euch zu beſprechen, Vater Gregor," begann er, indem er raſch auf den Greis zuſchritt und dieſen hinderte, von dem Seſſel aufzuſtehen; „wir müſſen die Augenblicke ergreifen, in denen wir allein ſind." Mit dieſen Worten zog er einen Seſſel heran und nahm dem Geiſtlichen gegenüber Platz.

„Es iſt eine ernſte Zeit," erwiderte Gregor und ſchüttelte langſam das ehrwürdige Haupt.

„Bevor wir von den Dingen reden, die das Land und uns Alle betreffen, habe ich von etwas zu ſprechen, was mich allein angeht. Der fremde Herr, welcher mich begleitet, iſt der Fürſt Ochalskoi, Obriſt im Heere des Kaiſers. Ich will meine Tochter Feodorowna mit ihm vermählen; al-

lein ſie widerſtrebt mir und ſucht ſich durch den thörichten Entſchluß, das Kloſter zu wählen, meinem väterlichen Befehle zu entziehen. Ihr, Gregor, habt den meiſten Einfluß auf ihr Herz; von Euch erwarte ich es, daß Ihr ſie zum Gehorſam zurückführt."

Der Prieſter wollte antworten, doch Dolgorow unterbrach ihn: „Laßt mich endigen, Vater. Ihr wißt vielleicht nicht, was ich in dieſen verhängnißvollen Zeiten dem Dienſte des Vaterlandes geopfert habe. Der dringende Trieb, an wichtigen Standpunkten zu ſtehen, Ehrenſtellen und Ämter zu erlangen, durch die ich Theil hatte an der Leitung der Weltgeſchicke, ließ mich Alles daran ſetzen. Mein anſehnliches Vermögen iſt zerrüttet, und noch bin ich nicht an dem Ziele, wo ſich dieſe Aufopferungen vergelten. Die Vermählung meiner Tochter mit dem Fürſten würde mich dahin führen; nicht nur ſein unermeßlicher Reichthum, ſondern auch ſeine mächtigen Verbindungen gewähren mir die Mittel dazu. Ja, ich bin ihm ſchon ſo verpflichtet, daß ich mich nur durch ihn in der Stellung erhalten kann, die ich jetzt behaupte. Es gilt das Glück, die Ehre ihres Vaters; Ihr werdet Feodorowna's Pflichten jetzt richtig zu erkennen wiſſen. Euch vertraut ſie; von Euch, frommer Vater, erwarte ich Hülfe. Ich könnte ſie zwingen; doch möchte ich gern das Äußerſte vermeiden. Auch fürchte ich, der Stolz des Fürſten würde ſich weigern, eine Gattin aufzunehmen, die nicht Bitte, ſondern Befehl in ſeine Arme führt. Denn er liebt Feodorowen!"

Gregor ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete er ſanft, doch feſt: „Es thut mir wehe, wenn Vater und Tochter in Zwieſpalt leben; allein ich kenne das Herz Feodorownas, es iſt edel, groß, ſanft und gut. Hat ſie es heiligen Dingen zugewendet, will ſie wirklich abſcheiden aus

dieſer glänzenden Welt, um ſich der klöſterlichen Stille zu widmen, ſo darf der Diener des Herrn ſie von dieſen nächſten und reinſten Wegen zur ewigen Glückſeligkeit nicht abwendig machen."

Der Graf ſtand heftig auf und blickte den Prieſter mit rollenden Augen an: „Wie, auch von Euch erfahre ich Widerſtand? Iſt etwa das der fromme Beruf des Geiſtlichen, ungehorſame Kinder in Schutz zu nehmen wider ihre Väter? Aber wißt, wollt Ihr es aufs Äußerſte treiben, ſo thue ich es auch, und der Erfolg wird lehren, ob der Eigenſinn eines Mädchens, beſchützt von einem Prieſter, den eiſernen Willen eines Vaters zu brechen vermag."

Gregor blickte den Grafen ernſt, aber ohne zu zürnen, an. „Ihr mißverſteht mich ſehr, Herr Graf," antwortete er, „wenn Ihr glaubt, daß ich den Ungehorſam einer Tochter gegen ihren Vater in Schutz nehmen wolle; vielmehr das Gegentheil. Denn ich will ſie prüfen, ob ſie wirklich einem Gebot ihres Vaters im Himmel gehorcht; und das werdet Ihr doch nicht leugnen, daß ſeine Rechte den Eurigen vorgehen." Der Graf drückte vor Zorn die Lippen zuſammen und ſchwieg; heftig ging er einige Male in dem Saale auf und nieder, während Gregor ruhig auf ſeinem Seſſel blieb und in ſeiner ernſten, frommen Haltung, wie der Schimmer des Abendroths ſeine ſilbernen Locken umfloß, einem Heiligen ähnlich ſah. Dolgorow trat vor ihn hin und ſprach mit erzwungener Ruhe: „Seid vernünftig, Gregor, fügt Euch meinen Wünſchen. Erinnert Euch, daß Ihr noch Manches von mir zu bitten habt. Euer Wunſch, die Kirche neu auszuſchmücken, ſoll nicht nur gewährt, er ſoll weit übertroffen werden. Ich will ſie von Grund aus prächtig neu aufbauen, das Muttergottesbild —"

„Wollt Ihr den Herrn des Himmels beſtechen?" ent-

gegnete Gregor lächelnd. „O Herr Graf, schon dreißig Jahre wohne ich unter Eurer Herrschaft auf diesem Gute, und noch kennt Ihr mich so wenig. Euer Vater —"

„Es ist genug," unterbrach ihn Dolgorow finster. „Ich hoffte mit Güte zum Ziele zu kommen, Euer Eigensinn treibt mich zur Gewalt. Wohl denn, Ihr mögt Euren Willen haben, und Feodorowna mag versuchen, ob sie die Macht hat, dem Vater zu widerstreben, der ihre Vermählung unwiderruflich beschlossen hat."

„Die Wahl ihres Gatten hängt von Euch ab," erwiderte Gregor; „doch frei ist ihr Wille, wenn sie Jungfrau bleiben und den klösterlichen Schleier nehmen will, denn sie ist eine Freigeborene, nicht Eure Leibeigene."

„Sie ist —" fuhr der Graf, durch Gregors unerschütterliche Ruhe noch mehr erbittert, wild auf, hielt aber plötzlich wieder inne, da eben die Thüre sich öffnete, und die Gräfin eintrat. „Wir reden morgen weiter davon," sprach er schnell, doch leise, und ging seiner Gemahlin entgegen. Mit der Gewandtheit des Hofmannes wußte er jede Leidenschaft seiner Brust durch ein heitres, wohlwollendes Angesicht zu verhüllen. Auf die ungezwungenste Weise redete er die Gräfin an: „Nun, Liebe, sein Sie willkommen in diesen wohlbekannten Hallen. Ich denke, die mancherlei Sorgen, welche uns auch jetzt bewegen, sollen es doch nicht hindern, daß wir auf einige Tage recht heimisch hier werden, denn länger wird mich und unsern Gast die Pflicht hier nicht verweilen lassen."

„Ich hoffe es gleichfalls," entgegnete die Gräfin, „obwohl mein Herz der Zukunft nicht fröhlich entgegenschlägt. Denn was werden die nächsten [illegible], die sonst nur das Schöne bringen, Furchtbares für unser Vaterland gebähren!"

„Dafür, hoffe ich, wird der Winter, der sonst so rauh

und ſtreng in dieſem Lande erſcheint, diesmal ein gütiger Beſchirmer deſſelben werden. Die Schrecken, welche über Rußland hereinzubrechen drohen, ſehen furchtbarer aus, als ſie ſind; der Feind weiß nicht, hinter welchen Wällen und Mauern dieſes Reich ſieben Monate lang jedem Angriffe zu trotzen vermag. Wir werden vielleicht die Ernte eines Jahres und einen zehnjährigen Nachwuchs unſrer unermeßlichen Wälder aufzuopfern haben; mehr befürchte ich nicht. Laſſen wir dem Feinde dieſen Boden auf einen Sommer, er wird ihn uns dafür im nächſten, mit ſeinem Blute gedüngt, deſto fruchtbarer zurückgeben. In Schlachten mag der große Welteroberer unbeſiegbar ſein; laßt ſehen, ob er auch auf Feldern von Sand und Aſche Ernten halten, ob er ſeine Krieger unter freiem Himmel gegen den nordiſchen Herbſt, des Winters nicht zu gedenken, beſchützen kann. Er muß, während wir ſprechen, über den Niemen gegangen ſein; es iſt ſein Rubicon; Cäſars Scheinglück nahm ein trauriges Ende. Nicht wahr, würdiger Vater, wandte er ſich zu Gregor, auch Ihr habt Hoffnung, daß Rußland ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgehen wird?"

„Die Kraft ſeines Volks und die Gnade ſeines Gottes werden es erhalten," erwiderte der Geiſtliche. „Wenn alle Gemeinden ſo handeln gegen dieſe blutigen Zerſtörer unſerer Heiligthümer, wie ich es von der mir anvertrauten Schaar erwarten darf, ſo würden die Heerſchaaren des Xerxes nicht hinreichen, unſer Vaterland zu unterjochen."

Fürſt Ochalskoi trat, in die Uniform ſeines Regiments gekleidet, in den Saal. Dolgorow begrüßte ihn, ging ihm entgegen und zog ihn ſogleich ins Geſpräch. „Es iſt mir lieb," fuhr er ſodann fort, „daß Ihr ſchon ſelbſtthätig zu wirken geſucht habt, Vater Gregor; denn eine Haupturſache, weshalb ich auf die Güter komme, iſt die, deſſalls Rück-

ſprache mit Euch zu nehmen und Euch den Willen des Kaiſers in dieſer Beziehung zu verkünden. Es iſt zu Petersburg im großen Kriegsrathe beſchloſſen worden, daß wir dem Feinde den Schein des Sieges lange laſſen werden, um die Gewißheit deſſelben um ſo zuverläſſiger für uns zu gewinnen. Unſre Heere werden ihm nur da Widerſtand leiſten, wo er jeden Vortheil mit ungeheuren Aufopferungen erkaufen muß; vergeblich wird er auf eine Schlacht hoffen, vergeblich in raſtloſen Märſchen Tag und Nacht die Kräfte ſeines Heeres erſchöpfen, um das ewig vor ihm ſchwebende Scheinbild des Sieges zu erhaſchen. Nirgend ſoll er eine Ruheſtätte für die Ermatteten finden, überall muß ihn die öde, ſchauerliche Wüſte empfangen, ſo daß Muthloſigkeit und endlich Empörung die Bande zwiſchen Heer und Feldherrn löſen."

„Gebe der Himmel," ſprach die Gräfin halb ſeufzend, „daß der Plan gelinge, daß ſo viele Opfer nicht vergebens ſein mögen!"

„Was wird geopfert werden," entgegnete Ochalskoi, „als einige wenige Dörfer und Städte, die gegen den ungeheuren Raum unſres Reiches verſchwinden! Und denen, welche verlieren müſſen, wird es die Gnade des Kaiſers reichlich erſetzen."

„Doch wo bleibt Feodorowna?" fragte Dolgorow, welcher ſchon mehrere Male unruhig nach der Thüre geblickt hatte. „Geht hinüber," gebot er einem Diener, welcher an der Thüre ſtand, um jedes Winkes gewärtig zu ſein, „und meldet der Gräfin Feodorowna, daß uns ihre Gegenwart im Saale ſehr erwünſcht ſein werde." Der Diener ging, kam jedoch nach einigen Minuten zurück und berichtete, es ſeien Mädchen aus dem Dorfe auf dem Zimmer der Gräfin.

„Gewiß ihre Jugendgespielinnen," bemerkte die Mutter, „welche sie gleich hat zu sich laden lassen."

„So werden wir wohl noch eine Stunde warten müssen," sprach Dolgorow verdrießlich. „Jedenfalls sagt der Gräfin, daß wir sie zum Abendessen erwarten, und tragt Sorge, daß bald angerichtet werde. Denn ich denke," wandte er sich zu den Übrigen, „Sie werden Alle so hungrig und müde sein wie ich, der ich mich in der That durch die Reise etwas angestrengt fühle."

Zweites Capitel.

Feodorowna war kaum in ihrem Gemach angelangt, als sie ihr Kammermädchen hinabschickte, um einige junge Mädchen zu rufen, welche mit ihr im Schloß als Gespielinnen erzogen worden waren. Das Loos dieser Armen erschien ihr äußerst traurig; denn nachdem sie das Glück besserer Verhältnisse und höherer Ausbildung halb gekostet hatten, mußten sie in den nun erst recht drückenden Stand dienstbarer Leibeigenschaft zurückkehren, und die düstren Wohnungen und Beschäftigungen ihrer Ältern theilen. Darum gedachte sie dieser Genossinnen ihrer Kindheit, mit denen sie so manche Stunde der unbefangensten Freude durchlebt hatte, stets mit ganz besonderer Liebe. Es waren drei Töchter der Landleute, mit denen sie aufgewachsen war: Kathinka, Olga und Axinia. Alle drei waren in Feodorownas Alter; Kathinka und Olga, gute Geschöpfe, doch in jener beschränkten, demüthigen Ansicht, welche dem Leibeigenen durch alle Verhältnisse des Lebens aufgedrungen wird, fast unter-

gegangen. Sie empfingen daher die Zeichen der Liebe und die Geſchenke, welche Feodorowna ihnen mitgebracht hatte, nur mit einer unterwürfigen Dankbarkeit, ohne den Muth zur Äußerung der Freude zu haben. Axinia dagegen zeigte eine tiefe, zitternde Rührung; ſie war dankbarer für die Liebe, als für die Gaben derſelben; doch ſagten die Thränen, welche ihre Wange benetzten noch etwas Anderes. Es ſchien ein geheimer Kummer auf ihrer Seele zu laſten. Feodorowna, welche theilnehmend nach Allem fragte, was die Lebensumſtände ihrer Jugendgeſpielinnen anging, ſuchte auch Axiniens Kummer zu erforſchen. Doch das ſchüchterne Mädchen blickte ſcheu zur Erde; ihre Thränen floſſen reichlicher, aber ſie ſchwieg und ſeufzte nur aus tiefer Bruſt.

In dieſem Augenblicke trat grade der Diener ein, der ihr die Aufforderung des Vaters, beim Abendeſſen zu erſcheinen, überbrachte.

„Man erwartet mich wohl ſchon?“ fragte Feodorowna.

„Se. Excellenz,“ erwiderte der Diener ſich tief verneigend, „haben wenigſtens befohlen, daß ſchleunigſt aufgetragen werde.“

„Meldet meinem Vater, ich würde ſogleich kommen,“ erwiderte Feodorowna und winkte dem Diener, ſich zu entfernen. „Ich muß Euch jetzt entlaſſen,“ ſprach ſie zu den Mädchen, „allein Morgen in der Frühe beſucht mich wieder. Und ſo hoffe ich Euch die Zeit hindurch, die ich hier verweilen kann, wenigſtens jeden Tag zu ſehen.“

Die Mädchen gingen; nur Axinia zögerte, als habe ſie noch etwas auf dem Herzen. „Wünſcheſt Du noch etwas, Liebe?“ ſagte Feodorowna, als ſie das Zögern des Mädchens wahrnahm, und nahm ſie freundlich bei der Hand.

Axinia, in Thränen, vermochte nicht zu antworten; ſie zitterte. „Willſt Du mir's allein anvertrauen?“ — „Ja, ja!“ rief die Weinende heftig. „Nun ſo komm morgen

ganz frühe, oder wenn Du magſt, erwarte mich hier auf meinem Zimmer bis nach dem Abendeſſen. Es bleibt ſo jetzt die ganze Nacht hindurch hell, und Kathinka beſtellt wohl Deinem Vater, daß Du ſpäter kommſt."

Dankbar ergriff Xinia die Hand ihrer milden Wohlthäterin, küßte ſie mit innigſter Liebe und bat mit kaum hörbaren Worten, bleiben zu dürfen. Feodorowna eilte indeſſen hinab, um den Vater nicht warten zu laſſen. Sie trat in den Saal, wo ſchon die Abendtafel gedeckt wurde; der Vater hörte ihre Entſchuldigung wegen des längeren Verweilens finſter aber ſchweigend an. Ochalskoi ſagte ihr einige höfliche Worte, jedoch in jenem kalten Tone, welcher ſtets einen richtigeren Maaßſtab für das Geſagte ergiebt, als die Worte ſelbſt. Man ging zur Tafel; die Unterhaltung war einſylbig und froſtig. Das unbehagliche Gefühl des innern Zwieſpalts unter den Anweſenden lähmte jede freiere und wärmere Ergießung der Bruſt. Selbſt Gregor vermochte nicht das liebevolle Entgegenkommen ſeiner Schülerin ſo herzlich zu erwidern, als nach langer Abweſenheit zu geſchehen pflegte; denn auch ihn drückte der niederſchlagende Gedanke an die Mittheilungen, welche der Vater ihm gemacht hatte. So wurde die Tafel bald aufgehoben, und man begrüßte ſich ſo kalt, als man beiſammengeſeſſen hatte. Gregor ging; der Greis nahm einen herzlich wehmüthigen Abſchied von Feodorowna. Seine mitleidigen Blicke bewegten ſie, denn ſie verſtand ſie richtig. O Gott, alle Qualen ihrer Seele ſtammten von den Ältern, denen ſie ihr ganzes Leben hindurch nur die heißeſte Liebe gezeigt, ihnen tauſend Opfer gebracht hatte! Um ihre Thränen zu verbergen, trat ſie in eines der Fenſter und blickte auf die Landſchaft hinaus, welche noch immer in dem röthlichen Dämmerſcheine des Abendhimmels glühte, da die Sonne in dieſen nördlichen Gegenden kaum ein we-

nig unter den Horizont taucht, ſo daß Abend- und Morgenröthe ineinanderſchmelzen und mit ihrem Roſenſchimmer die ganze laue Juniusnacht erhellen. Der Strom zog in goldenen fluthender Bahn zwiſchen ſeinen Hügelufern dahin; zwei Fiſchernachen wiegten ſich leicht auf der Welle; ein Geier mit breiten ausgeſpannten Flügeln ſchwebte majeſtätiſch, hoch über den Waldgipfeln des jenſeitigen Ufers; die Thürme der Feſtung Smolensk ragten wie ſchwarze Baſaltfelſen aus dem goldenen See des Abendhimmels empor. Eine feierliche Stille waltete über der ganzen Landſchaft. Feodorowna blickte wehmüthig über die Fluren hin, wo ſie die Tage der Kindheit verlebt hatte. „Ach," ſeufzte ſie ſtill, „iſt denn mein Herz eine fremde Pflanze auf dieſem Boden? Hat er es nicht genährt? Oder haben mich ſanftre Sitten und ein milderer Himmel ſo entartet, daß ich nicht mehr tauge für den rauhen Norden? Die Wiege meiner Tage ſieht mich nicht lächelnd an wie ſonſt, ſondern düſter, als ſolle ſie zu meinem Grabe werden. Iſt denn nichts wahr und ewig in der Natur? Trügen ſelbſt die heiligſten Bande? Gütiger Gott, vergieb mir; aber wie der Boden der Heimath mir fremd geworden, ſo ſcheint mir's auch, als ob der heilige Quell meines Lebens ſich trübe, als ob das Herz des Kindes den Ältern nicht mehr warm und frei entgegenzuſchlagen vermöge! Kalt wie eine Schlange umſchlingt dies Gefühl meine Bruſt! Wäre es denn wahr, daß es nur noch eine Pflicht der Liebe für mich gäbe, aber daß ihre lebendigen Wurzeln ſelbſt erſtorben ſind? Nein, nein! Es kann, es darf nicht ſein, es iſt nur der ewige Feind, der mich täuſchen will. Die Natur iſt heilig, wahr, redlich; nur unſer Herz entartet. Himmliſche Mutter Gottes, läutere das meine, flöße ihm die alte heilige Liebe wieder ein, in der das ſchuldloſe Kind ſo glücklich war."

Ein großer, liebender Entſchluß war in dieſem Augenblicke in ihrer Seele gereift; ſie wollte ſich bittend, reuig, weinend zu den Füßen des Vaters und der Mutter werfen und von ihrer Liebe erflehen, was ſie bereits durch Feſtigkeit zu erringen ſich vorgenommen hatte. Schnell wandte ſie ſich um; da ſah ſie den Saal leer, nur die Diener waren noch beſchäftigt, die Tafel abzuräumen. Ihre Ältern, Graf Ochalskoi hatten ſich bereits gleichgültig, ohne Nachtgruß entfernt. Der letztere wohl nur, weil Dolgorow ihn zu einem vertrauten Geſpräch an den Arm genommen und mit in ſein Gemach geführt hatte. Von dem Schauer des Unbehagens berührt, den plötzlichen, vollen Erguß ihrer Seele ſo ſtörend gehemmt zu ſehen, koſtete es Feodorowna Mühe, die äußere Faſſung zu behalten. Da drang plötzlich der Gedanke ſanft tröſtend in ihr Herz: es wartet ja ſelbſt eine Unglückliche auf Milderung ihrer Leiden durch mich; ich will ſie freundlich an dieſes Herz nehmen; was ſie auch quäle und bedränge, von mir ſoll ſie die Liebe erfahren, nach der ich mich ſo vergeblich ſehne. — Mit dieſen Gedanken ging ſie hinüber auf ihr Gemach, um Xiniens Klagen zu hören.

Als ſie, denn ihr ſchwebender Schritt war kaum zu hören, unvermuthet die Thür ihres Zimmers öffnete, ſah ſie das Mädchen im inbrünſtigen Gebet vor einem Marienbilde knien, welches in einer Niſche an der gegenüberſtehenden Wand aufgeſtellt war. Um ſie nicht zu ſtören, blieb Feodorowna an der Schwelle ſtehen. Xinia kniete ſo, daß nur ihr Halbprofil zu ſehen war. Dieſes wurde aber durch das Roſenlicht, welches durch die Fenſter zur Seite fiel, zauberiſch beleuchtet. Sie hatte die weißen Arme ſanft gehoben und hielt die Hände gefaltet; das Haupt war zu der himmliſchen Helferin emporgewandt. In zwei zierlich geflochtenen Zöpfen hing das reiche braune Haar ihr über den Nacken

herunter. Leiſe zog Feodorowna die Thüre nach ſich und ſchwebte nun einige Schritte vorwärts, ſo daß ſie nun das Geſicht das Mädchens faſt ganz von der Seite ſehen konnte. Da erſt bemerkte ſie die kalten, ſtarren Thränen, die der Armen auf der bleichen Wange hingen, die ſelbſt das roſige Licht des Abends, das ſie umfloß, nicht fröhlich röthen wollte. Ihr Buſen hob ſich von leiſen, tiefen Seufzern, die Lippen bewegten ſich wie flüſternd im Gebet; das Auge hing ſo unverwandt an dem Antlitz der himmlichen Mutter, ihre Seele war ſo ganz in dem heißen Flehen aufgegangen, daß ſie die Kommende noch nicht bemerkte, als dieſe ſchon ganz nahe ſtand. Erſt als ſie ſanft zu ihr ſprach: „Axinia, Du beteſt?“ fuhr ſie erſchreckt empor, ſtand zitternd vor der gütigen Gebieterin und wollte ſich demüthig niederbeugen, um ihre Hand zu küſſen.

„Nein, nein, nicht ſo,“ ſprach Feodorowna, nahm ſie liebevoll in die Arme und blickte ſie mit unbeſchreiblicher Güte an; „ſei wieder die alte, vertraute Geſpielin. Schütte mir Dein ganzes Herz aus, Du Arme, denn ich ſehe, Du haſt tiefen Kummer!“

„Ach, Ihr werdet mich verſtoßen, werdet mich verachten,“ rief das Mädchen, wand ſich los und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„Axinia, was iſt Dir, ſprich, entdecke Dich,“ fragte Feodorowna ahnungsvoll ſchauernd.

„Nein, nein, ich vermag es nicht,“ rief die Unglückliche, und bedeckte ihr glühendes Antlitz mit beiden Händen; Die Beklemmung drohte ihr den Athem zu rauben.

Was bedurfte es noch der Worte! Jeder Zug des in Angſt, Schaam und Jammer vergehenden Mädchens ſprach zu deutlich. „Axinia, Du biſt gefallen? Du?“ ſprach Feo-

dorowna mit tiefſtem Ausdruck des Schmerzes, aber ohne Vorwurf.

Das Mädchen ſank, wie zuſammenbrechend, ihr zu Füßen nieder. „Tretet die Verworfene in den Staub," rief ſie wild; „ach, ſeid barmherzig, und laßt mich nicht länger bitten!"

Feodorowna beugte ſich mitleidsvoll zu ihr nieder und verſuchte ſie emporzuheben. „O Du Unglückſelige! Richte Dich auf, faſſe Dich; Du haſt Troſt bei mir geſucht, ich werde Dich nicht von mir ſtoßen."

„Nein! Laßt mich zu Euren Füßen liegen," rief Axinia und drückte das Haupt verbergend in Feodorownas Gewänder, indem ſie ihre Knie feſt umſchlang.

Feodorowna legte ihr beide Hände wie ſegnend auf das Haupt und ſprach erſchüttert: „Deine Schuld richtet Gott! Mein Herz, das ſelber menſchlich fehlt, ſoll Dich nicht verdammen; ich will mit Dir weinen, will Deine Qualen lindern, wenn ich's vermag. O, Du warſt gut, Axinia, Du warſt gut auch gegen mich. Du hatteſt ein weiches, liebendes Herz; es kann kein böſes geworden ſein. Ich will Dich nicht von mir ſtoßen, da ich weiß, was das Herz der Unglücklichen ſucht. Vertraue mir, richte Dich auf, ſei ganz offen gegen mich; dies iſt der erſte Schritt der Rückkehr von der Verirrung!"

Axinia hob das Antlitz langſam empor und blickte zu Feodorowna auf. „O, Ihr ſeid mild wie eine Heilige," rief ſie, und ſanfte Thränen entſtrömten ihren Augen. Sie bedeckte die hüfleich dargebotene Hand mit Küſſen und ließ ſich von der gütigen Gebieterin emporheben, denn ihre bebenden Kniee verſagten ihr faſt den Dienſt. Feodorowna leitete ſie an ihr Ruhebett, und ſetzte ſich zu ihr nieder.

Lange dauerte es, bis die Wallung in Axiniens Bruſt

es ihr gestattete, das Bekenntniß ihrer Verirrung abzulegen. Der Graf hatte einen jungen Deutschen, Namens Paul, als Gärtner in seinen Diensten, den er sehr begünstigte. Dieser hegte schon längst eine Neigung zu der anmuthigen Xrinia der sich jedoch ihr Vater Wasiliew widersetzte, weil der Graf abwesend und dessen Erlaubniß unumgänglich nothwendig war. Sein Aufenthalt war aber damals den Bewohnern seiner Güter unbekannt, indem er schon seit Jahren durch die entferntesten Länder Europas reiste. Zugleich trug der Alte Bedenken, weil Paul sich zur protestantischen Religion bekannte. Indessen hatte Xrinia ihm ihre innigste Liebe zugewendet, und Beide unterhielten lange ein geheimes, süßes Verständniß. Als nun der keimende Frühling alle Triebe mit süßen Kräften schwellte, wurde auch in den jugendlichen Herzen die Leidenschaft mächtiger als das strenge Gebot der Pflicht. Paul, der seinem deutschen Herzen die knechtischen Gesinnungen der Leibeigenen nicht einzupflanzen vermochte, glaubte überdies ein Recht des freien Menschen üben zu dürfen und wähnte, wenn Xrinia erst durch die Bande der Liebe sein Weib sei, so müsse sich auch das Gesetz seinem Willen fügen. Mit kühnem Ungestüm bedrängte er das weiche, hingebende Mädchen; ihr widerstehender Wille ermattete und löste sich kraftlos auf in dem süßen Rausche des Herzens. Sein glühendes Bitten, seine brennenden Küsse siegten über ihre Thränen, über ihre bangen Seufzer. Zu spät erwachte sie aus der qualvoll seligen Betäubung, und mit Entsetzen sah sie nun das wahre Antlitz der That, erkannte die Natter, die sich unter den Rosen ringelte, auf denen sie entschlummert war.

Die stumme Todesangst in der Brust, barg sie sich scheu im Hause des Vaters und sah selbst den Geliebten nicht mehr. Angstvolle Nächte folgten den Tagen der Qual.

So verſtrich ein voller Monat. Paul ging indeſſen ſtumm, verſtört umher. Die Nachricht, daß der Graf komme, gab ihm das Leben wieder. Dem Herrn, der ihn liebte, wollte er Alles geſtehen, von ſeiner Gunſt die Geliebte erbitten. Unter die Landleute gemiſcht, eilte er ihm voller banger Hoffnungen entgegen. Da war das erſte Wort, welches er hörte, das Verſprechen Dolgorow's, ſeine Geliebte, Waſſiliews Tochter, mit dem Sohne des alten Iwan zu vermählen. Er wußte, daß der Graf ſolche Entſchlüſſe, ſolche Verſprechungen nicht zurücknahm. In Todesangſt eilte er zu Axinien, die ſtill und traurig daheim geblieben war, während die Übrigen die ankommende Herrſchaft begrüßten; denn ſie wagte es nicht, ihrer ſonſt ſo geliebten Gebieterin vor die Augen zu treten. Während Paul in ſtummer Verzweiflung noch bei Axinien verweilte, und Beide ihres Jammers keinen Rath wußten, traf ſchon Feodorowna's Botſchaft ein, welche die Geſpielin aufs Schloß berief. Von der Kraft der Liebe ermuthigt, von dem immer näher herandringenden Unglück zur Nothwendigkeit des Handelns getrieben, beſchloß Axinia, der Gebieterin Alles zu entdecken, und durch den ſchwachen Schimmer der Hoffnung, der ſich an dieſen Entſchluß knüpfte, aufgerichtet, ging ſie aufs Schloß. — Sie hatte ihn nun vollführt, und ihrem Unglück eine tröſtende Theilnahme, ihrem Fehltritt eine milde Vergebung gefunden.

Nachdem Feodorowna die Bekenntniſſe Axiniens angehört hatte, richtete ſie die Verzagende durch ſanften Zuſpruch auf. „Es kann noch Alles gut werden, Axinia; ich werde meinen Vater morgen mit dem Früheſten bitten, daß er ſeine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Paul gebe; für das Verſprechen, welches er dem alten Iwan gegeben, wird ſich wohl eine Entſchädigung finden laſſen. Denkt mein Vater wie ich, ſo wird er Deine Verbindung mit Paul für eine

Pflicht halten, von der er ſelbſt ſich nicht loszuſagen vermag. Du, gehe nun nach Hauſe, und lege Dich getröſtet zur Ruhe; für heute iſt es zu ſpät, doch morgen mit dem Früheſten will ich Paul zu mir rufen laſſen und ſelbſt mit ihm ſprechen. Nun gute Nacht; ſtille Deine Thränen, Arinia, Gott hat Deine Reue, Deinen Schmerz geſehen; er wird Dir vergeben. Und haſt Du bittere Tage, troſtloſe Nächte erdulden müſſen, ſo glaube nur, Du biſt nicht die einzige Unglückliche auf dieſer Erde.“ Schnell wandte ſich Feodorowna nach dieſen Worten ab, verhüllte das ſchöne Antlitz in ihr Tuch, ſank müde in die Kiſſen ihres Lagers und ſtützte das gramgebeugte Haupt trauernd in die Hand. Arinia ergriff in gerührter Dankbarkeit die matt herabgeſunkene Rechte ihrer Gebieterin, bedeckte ſie ſtumm mit Küſſen und Thränen und verließ dann leiſe das Gemach. — Es war ſchon Alles ſtill im Hauſe, das Kammermädchen, Jeannette, eine Deutſch und Franzöſiſch ſprechende Elſaſſerin, welche Feodorowna erſt vor wenigen Wochen zu St. Petersburg in ihre Dienſte genommen hatte, harrte noch im Vorſaale auf die Befehle ihrer Gebieterin. Sie geleitete Arinia bis an die Pforte hinab, die der alte Schließer mürriſch öffnete. Der Ordnung des Hauſes gemäß, die um ſo ſtrenger beobachtet wurde, da der Herr eben wiedergekehrt war, befanden ſich alle Diener und Beamte ſchon in ihren Wohnungen. So gern daher Arinia ihren Freund von der glücklichen Wendung ihres Geſchicks unterrichtet hätte, ſo beſtimmt ſie wußte, daß er bange darauf geharrt hatte, ſo war es doch heute nicht mehr möglich für ſie; haſtig, durch die ſpäte Stunde ein wenig ängſtlich, ſchlüpfte ſie daher der Hütte ihres Vaters zu, in der ſie ſeit einem Monat die erſte Nacht zubrachte, ohne wachend in hoffnungsloſem Jammer auf ihrem Lager zu ſitzen.

Drittes Capitel.

Feodorowna war ſpät entſchlummert; ſie erwachte daher erſt, als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Da ſie ihrem Mädchen klingelte, trat dieſe ängſtlich mit Thränen in den Augen ein. „Was haſt Du, Jeannette?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ach, gnädigſte Gräfin, wie ſchrecklich wird man in dieſem Lande gemißhandelt! Der unglückliche Menſch wird die gräßliche Strafe nicht überleben!“

„Wer?“ fragte Feodorowna erſtaunt; „was iſt geſchehen? wer wird mißhandelt?“

Unter Zittern und Schluchzen ſtotterte Jeannette die Worte heraus: „Der Herr Graf iſt gar zu aufgebracht! O Himmel, wenn es mir einmal ſo ergehen ſollte! Das junge Blut — und vierzig Knutenhiebe! Er ſtürzte ja ſchon leichenblaß zu Boden, als der Herr Graf den Befehl gab!“

Feodorowna war mehr todt als lebendig. „Wer? wer?“ rief ſie außer ſich und trat erblaſſend zurück, als Jeannette den Namen des Gärtners Paul nannte. Das Mädchen ſprang der Gebieterin, die in Ohnmacht zu ſinken drohte, zu Hülfe. Doch nur wenige Augenblicke dauerte Feodorownas halbe Betäubung; dann ermannte ſie ſich mit gewaltſamer Anſtrengung und rief: „Gieb ſogleich Befehl, die Leute ſollen einhalten, ich verantworte es! Eile, eile hinab, ehe es zu ſpät wird.“

Jeannette flog wie ein Reh durch den Vorſaal, die Stufen hinunter, in den Hof, wo drei Knechte eben beſchäftigt waren, den Unglücklichen an den Marterpfahl zu binden.

Indeß kleidete ſich Feodorowna in der höchſten Eile an,

warf einen Shawl über und eilte mit schwankenden Schritten, denn sie ahnte die Veranlassung dieses Unfalls nur zu richtig, zu dem Vater hinüber. Sie fand ihn in der heftigsten Aufregung in seinem Zimmer auf und nieder gehend. Er empfing die Eintretende mit finstren Blicken und dem rauhen Wort: „Was willst Du?"

„Gnade für einen Unglücklichen, mein Vater! O, nehmen Sie Ihr rasches Wort zurück; es war nicht Ihr menschliches Herz, welches dieses grausenvolle Urtheil aussprach."

„Kennst Du sein Verbrechen?" rief der Graf und rollte zornig die Augen. „Alle diese Fremden sind Heuchler und Verräther; die Stunde ist gekommen, wo die Rache sie ereilt. Sie trotzen darauf, daß unser Gesetz sie nicht trifft; sie sollen wenigstens erfahren, daß unsre Macht sie strafen kann, und daß diejenigen, welche keinem Gesetz gehorchen wollen, auch von keinem beschützt werden. Ließe ich einen solchen Frevel an der geheiligten Person des Herrn unbestraft, ich wäre werth, daß meine Vasallen mich verachteten. Die Hand gegen seinen Gebieter aufzuheben! Es fehlte nur, daß eine Tochter, die den kindlichen Gehorsam verleugnet, sich noch verbrecherischer und aufrührerischer Knechte annehme!"

Feodorowna, so sehr sie durch diese rauhe Entgegnung zurückgeschreckt war, verlor doch den Muth nicht, sondern nahte sich dem Vater noch einmal mit rührender Bitte: „Ich kenne das Vergehen des Unglücklichen nicht, ich weiß nur, daß seine Strafe grausenvoll, daß sie entsetzlich ist. Haben die sanfteren Sitten fremder Länder Sie nicht entwöhnt, mein Vater, von dem blutig strengen Gesetz, das über die Bewohner dieses Landes waltet? Ich hatte es ohnehin heute im Sinne, Ihr Herz zu einer milden Handlung der

Gnade für diesen Unglücklichen zu bewegen. Sein Loos knüpft sich an das —"

„Ich glaube, Du bist im Einverständniß mit meinen zuchtlosen Dienern," rief der Graf entrüstet. „Also kennst Du schon früher als ich die Verbrechen, welche hier verübt wurden? Wer hat es gewagt, meine Tochter zur Vertrauten von Vergehen zu machen, die das jungfräuliche Ohr nicht nennen hören sollte?"

Feodorowna erröthete vor Unwillen und Beschämung zugleich; sie wollte im Gefühl ihrer Würde erwidern, doch bezwang sie die Aufwallung und sprach mit sanftem Tone: „Meine Jugendgespielin, theuerster Vater, die unglückliche Arinia, vertraute mir unter Thränen der Angst und Verzweiflung gestern am späten Abend ihr Vergehen. War es nicht natürlich, daß sie ihr Herz einer schwesterlich empfindenden Brust öffnete? Nein, mein Vater, so werden Sie Ihre Tochter nicht verkennen, daß Sie einen kränkenden Verdacht auf sie werfen sollten!" Feodorowna blickte den Vater bei diesen Worten so schmerzlich mit ihren feucht glänzenden blauen Augen an, daß selbst seine zürnende Strenge sich einer milderen Regung nicht erwehren konnte. Ernst nahm er das Wort: „Ich hätte dem Unbesonnenen, der, ein Fremder, die Ehre einer Tochter Rußlands so gering schätzte, daß er sie mit Füßen trat, vielleicht vergeben, wenn er in Demuth und zur rechten Zeit sein Verbrechen gestanden hätte. Warum ließ er mich gestern mein Wort geben? Habe ich es jemals meinem geringsten Vasallen gebrochen? Darf ich es jemals, ohne vor mir selbst zu erröthen? Der Bursche aber, im feigen Bewußtsein seiner Schuld, wagte nicht, den Mund zu öffnen, wagte nicht, was er doch konnte, mir schriftlich schon nach Petersburg sein Vergehen zu melden! Und heute in aller Frühe kommt er zu mir wie

ein Rasender, begehrt ungestüm, was er in tiefster Demuth erflehen sollte, und da ich es ihm streng verweigre, stürzt er wüthend auf mich ein und bedroht mein Leben mit jenem Messer dort!" Dolgorow deutete hier auf den Tisch, wo ein Gartenmesser lag.

„O, vergeben Sie dem Wahnsinn eines Verzweifelnden," bat Feodorowna, „und krönen Sie das Werk Ihrer Gnade durch eine noch schönere Handlung menschlichen Mitgefühls!"

„Genug," entgegnete der Graf streng, „das Geschehene habe seinen Lauf! In der That, eine liebevolle Tochter, die den Mörder ihres Vaters belohnt wissen will!"

„O, allmächtiger Gott der Gnade," rief Feodorowna aus und rang verzweiflungsvoll die Hände; „so soll denn das gräßlich Unmenschliche geschehen, und mein Flehen kann den Unglücklichen nicht retten! Vater! Vater! Es giebt einen Gott im Himmel; er wird Euch richten, wie Ihr gerichtet habt! Auf welche Gnade habt ihr zu hoffen, wenn Euer Herz sich dem Mitleid ehern verschließt. O, Land des Entsetzens, wo die Willkühr ohne Schranken gebietet! Vater, hören Sie die Bitte Ihrer Tochter, üben Sie das göttliche Recht der Gnade!" Feodorowna stand bleich und zitternd mit flehend emporgehobenen Armen vor dem Vater und war im Begriff, zu seinen Füßen niederzusinken, als der angstvolle Ruf einer weiblichen Stimme draußen erschallte, und gleich darauf Xrinia mit fliegendem Haar hereinstürzte. „Laßt mich, laßt mich! Ich muß!" So rief sie wild, entrang sich den Dienern, welche sie zurückhalten wollten, und warf sich außer sich vor Dolgorow nieder, indem sie mit beiden Armen seine Knie umklammerte. „Gnade! Gnade!" wimmerte sie. Ihre Stimme erstickte in athemloser Angst; heftig preßte sie das Antlitz gegen die Füße des Gebieters,

der ſie, im Gefühle ſeines Unrechts, aber zu ſtolz, um der Stimme der Menſchlichkeit Gehör zu geben, nur deſto ergrimmter anblickte. „Laß mich, ſchamloſe Dirne!“ rief er. „Danke es meiner Gnade, daß ich Deine Schande durch eine ehrenvolle Ehe verbergen will!“ Xrinia ließ die Arme ermattend los und richtete ihr bleiches, verzweifelndes Angeſicht empor; jetzt erſt gewahrte ſie Feodorowna. „O, bittet, bittet für mich,“ ſprach ſie matt und verſuchte, ſich auf den Knien zu ihr hinzuſchleifen, ſank aber kraftlos mit dem Antlitz gegen den Boden.

Feodorowna kämpfte mit einem furchtbaren Entſchluß; ihr Buſen flog, ſie zitterte heftig. Endlich ſchwankte ſie mit bebenden Schritten auf den Vater zu: „Vater!“ rief ſie, „Gnade, Gnade! — Ich will, ich muß — o, auf dieſer Folterbank wird mir das Ja erpreßt! — Nun wohl denn, es ſei! Es gilt die Rettung zweier unſchuldiger Opfer! Ich kann ſie nicht bluten laſſen — ich darf es nicht. — Gnade für ſie — und ich bin Ochalskoi's Gattin!“ Mehr vermochte ſie in dieſer gewaltſamen Anſtrengung ihrer Kräfte nicht; ein Marmorbild, ſank ſie bewußtlos in Dolgorow's Arme.

Dieſer ließ ſie auf einen Seſſel niedergleiten und zog dann die Schelle: „Geht in den Hof hinunter und laßt den Gärtner Paul losbinden, ſeine Strafe iſt vorläufig aufgeſchoben,“ rief er dem Diener zu. „Ruft auch das Kammermädchen der Gräfin, ihr iſt unwohl geworden!“

Feodorowna ſaß bleich, mit zurückgelehntem Haupt in dem Seſſel; die weißen Arme waren matt herabgeſunken, der tief blaue Himmel ihres Auges durch das geſchloſſene Augenlid bedeckt. Xrinia lag noch immer betäubt am Boden. Einen Tiger hätte dieſer Anblick des zerreißendſten Jammers, dieſes rührende Bild der aufopfernden Duldung gerührt. An

der kalten, durch das Verderben der Liebloſigkeit, welches in den höheren Ständen herrſcht, von Jugend auf verhärteten und vergifteten Bruſt Dolgorow's, gleitete der Pfeil ab, als ob ein eherner Harniſch ſie bedeckte. Es wird vorübergehen, dachte er kalt; denn der Schmerz Feodorownas erſchien ihm nur wie die Thorheit einer Schwärmerin und Arinias Jammer berührte ihn gar nicht, da ſie zu einer Gattung Weſen gehörte, die er von Jugend auf nur als Dinge betrachtet hatte. Er war nur voller Freude, daß dieſes zufällige Ereigniß die Hinderniſſe aus dem Wege räumte, welche ſich noch geſtern ſeinen Planen unbeſiegbar entgegenzuſtellen ſchienen. Schnell eilte er daher zu Ochalskoi herüber, um dieſen von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und überließ es der eintretenden Jeannette, für ihre Gebieterin zu ſorgen. Dieſe ſchlug bald das Auge wieder auf und war nun der Dienerin behülflich, Arinien ins Leben zurückzurufen. Als auch ſie endlich aus ihrer Betäubung erwachte, blickte ſie irr umher und ſchien mit den Augen einen Gegenſtand zu ſuchen, den ſie nicht zu nennen vermochte. Anfangs traf der tröſtende Zuſpruch Feodorownas nur ein taubes Ohr, ſie wußte nicht, was der leere Schall der Worte bedeutete, die ſie vernahm. Endlich faßte ſie es, als Feodorowna zu ihr ſprach: „Beruhige Dich, Arinia, der ſchreckliche Traum iſt vorüber; Du wirſt glücklich ſein!“ Da ſank die Gequälte, wie im Rauſche des Entzückens, mit heißen Freudenthränen an die Bruſt der Wohlthäterin, die ihr beide Arme öffnete und ſie liebend an das Herz drückte: „Du wirſt glücklich ſein, Arinia,“ rief ſie noch einmal mit unausſprechlichem Schmerz. Aber Du weißt nicht, um welchen Preis! tönte es heimlich in ihrer Bruſt nach. Lange hielten ſich Beide umfaßt, die mächtigen, betäubenden Wellen der Schmerzen und der Wonne, auf denen ihr Herz gehoben wurde, hatten jeden

Damm, der ſonſt das Bett ihres Lebens ſchied, überfluthet, und wie gerettete Schiffbrüchige umarmten ſie ſich an dem Strande, wohin die Lebenswelle ſie geworfen hatte, kaum wiſſend, ob in Jammer oder in Seligkeit. Endlich verließen Feodorowna die Kräfte, und ſie bat: „O, leitet mich auf mein Zimmer! Ich bin ſehr erſchöpft!“ — Gütiger Himmel! dachte ſie, habe ich denn nicht auf der Folterbank gelegen, bis die Qual mir mein eignes Todesurtheil auspreßte! Aber ſie ſchwieg, und kein Laut verrieth das unermeßliche Opfer, welches ſie der Menſchlichkeit gebracht hatte. Langſam geleiteten Jeannette und Xinia ſie auf ihr Gemach; hier fanden ſie Einſamkeit und Ruhe, um einen klarern Blick auf die Löſung der verworrenen Fäden ihres Geſchicks zu werfen.

Viertes Capitel.

Die feierliche Verlobung ſollte ſogleich vollzogen werden; die Vermählung ſelbſt forderte der unerläßlichen Ceremonien wegen einen längeren Aufſchub, und man mußte es einſtweilen der Wendung der Zeitereigniſſe überlaſſen, wann dieſes Feſt am ſchicklichſten anzuſetzen ſei. Daß Feodorowna zurücktreten werde, befürchtete der Vater nicht, denn er wußte, daß ſie bei der Strenge ihrer Grundſätze, ein gegebenes Verſprechen zu heilig halte, um es unter irgend einem Vorwande zurückzunehmen.

Dolgorow und Ochalskoi gingen, um ſie zu benachrichtigen, zur Gräfin hinüber, die, gewohnt ſpät aufzuſtehen, von

dem Vorgefallenen noch nicht das Mindeſte erfahren hatte, aber begreiflicherweiſe ſehr erfreut darüber war.

Während deſſen hatte Feodorowna mit Xinien auf ihrem Gemach eine traurige Stunde hingebracht, in welcher ſie erſt den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten erfuhr, die Xinias Hinzukommen zu ihrer Unterredung mit dem Vater verurſacht hatten. Um Paul von dem, was Feodorowna für Beide thun wollte, zu unterrichten, hatte ſie von dem früheſten Morgen an eine Gelegenheit geſucht, ihn zu ſprechen; indeſſen war es ihr mißlungen. Eben wollte ſie zum dritten Male nach dem Schloſſe gehen, als ihr der Verwalter, der ein erbitterter Feind Pauls war, im Schloßthore die Nachricht von ſeiner Beſtrafung mit höhniſchen Worten mittheilte.

Kaum hatte ſie die entſetzliche Nachricht vernommen, deren Zuſammenhang mit ihrem eignen Geſchick ſie ſogleich dunkel ahnte, als ſie auch im Hofe den an den Pfahl gebundenen Paul erblickte.

Dies ſehen, die Stufen der Marmortreppe hinanfliegen, durch die Schaar der Diener unaufhaltſam bis zum Zimmer des Grafen vordringen und hineinſtürzen, war das Werk weniger Augenblicke geweſen. Glücklicherweiſe war Jeannette noch zur rechten Zeit mit Feodorownas Befehl, Pauls Strafe aufzuſchieben, eingetroffen. Jetzt hatte man ihn losgebunden und in ein kleines Zimmer geführt, wo er als Gefangener bewacht wurde. Xinia hegte Anfangs noch einige Beſorgniſſe um ihn, indeſſen gab Feodorowna ihr die heilige Verſicherung, daß ſie nun nichts mehr zu fürchten habe; zugleich ſandte ſie, da ſie ſich der Vollmacht ihres Handelns gewiß fühlte, durch Jeannette den Befehl hinüber, Paul ſofort frei zu laſſen und ihn zu ihr zu ſenden.

Dolgorow ließ ſeine Tochter zu ſich bitten. Sie ging,

erſchüttert, aber gefaßt, bleich, aber ohne Thränen. Die Ältern waren allein. Sie fand den Vater freundlicher als jemals, auch die Mutter zeigte ſich gütig. „Du willſt nun gehorſam ſein, willſt unſere Wünſche erfüllen, Feodorowna?“ ſprach ſie ſanft. Es war ſeit Monden der erſte Laut der Liebe aus dem mütterlichen, ſonſt ſo heiß von der Tochter geliebten und verehrten Herzen.

„Ja, meine Mutter,“ entgegnete ſie, „ich will jetzt das Glück meines Lebens einer Pflicht opfern, von der mich nichts loszuſprechen vermochte. Allein ich mache es mir zur unerläßlichen Bedingung, daß ich über das Schickſal der Unglücklichen jetzt völlig frei beſtimmen darf.“

„Es ſei Dir gewährt,“ ſprach Dolgorow faſt mit dem Ausdruck der Güte.

„Noch eine zweite Bedingung muß ich mir machen,“ fuhr Feodorowna fort. „Den Schritt, welchen ich zu thun im Begriff bin, muß ich mit Faſſung, mit weiblicher Würde vollführen; ich darf auch nicht mit dem zerſtörten Antlitz des Schmerzes zu meinem Bräutigam treten, denn meine Züge würden dem Ja meiner Lippen zu ſchroff widerſprechen. Es müßte ihn beleidigen, und das will ich nicht; denn von dem Augenblicke an, wo ich ihn zum Gatten wähle, bin ich ihm Achtung ſchuldig; mein zu heftiger Schmerz würde dieſe verletzen. Darum verlange ich drei Tage, um mein Herz zu faſſen, meine Seele ernſt zu ſammeln; der fromme Zuſpruch des Vater Gregor wird mir in dieſem ſchweren Kampfe hülfreich zur Seite ſtehen. Mit der Sonne des vierten Tages bin ich bereit den Verlobungsring mit dem Grafen zu wechſeln; bis dahin laſſe man mich meiner Einſamkeit.“

„Auch dies ſei Dir gewährt,“ ſprach der Vater; „Du weißt, Deine Ältern haben Dich ſtets geliebt, und nur Dein

ſtarrer, unbegreiflicher Ungehorſam konnte ihr Herz von Dir abwenden."

Feodorowna richtete ihr Auge gen Himmel und ſeufzte leiſe. O wie gern hätte ſie dieſen Worten Glauben geſchenkt; allein ſie fühlte, es war unmöglich, denn die That widerſprach ihnen zu hart. Wie hätten liebende Ältern ihr Kind der jahrelangen, ſtummen Qual übergeben können? Auch war kein Blick der Liebe in ihren Augen zu leſen, ſondern nur das Wort ahmte todte Formen der Neigung nach.

Sie ging zurück auf ihr Gemach.

Im Vorzimmer traf ſie Paul bleich, mit kummervollen Zügen an, denn er war zu furchtbar von dem Sturm gewaltiger Leidenſchaften auf- und niedergeſchleudert worden, um aus einem leichten Schimmer der Hoffnung Muth ſchöpfen zu können. Erſt jetzt gab ihm Feodorowna durch die Verſicherung das Leben wieder, daß ſein Schickſal ganz in ihrer Hand liege. Sie hieß ihn ihr folgen; im Gemach führte ſie ihn ſelbſt zu der ſelig erröthenden Arinia, legte ihre Hände ineinander und ſprach: „Seid glücklich! — Ihr wart nicht ohne Schuld, doch Ihr habt ſie ſchwer gebüßt. Weihet nun Eure Liebe durch den geheiligten Bund der Ehe. Dann aber Paul, verlaſſe dieſes Land und kehre zurück in Deine Heimath. Wehe dem, der es Vaterland nennen muß; wohl dem, der eine andere Heimath kennt! Beſchützen kann ich Euch nur, ſo lange ich hier bei Euch verweile; es werden vielleicht nur wenige Wochen ſein. Drum ſobald der Pfad Euch offen ſteht, ziehet hin in Länder, wo ein mildes Geſetz über Alle gleich waltet. Jetzt laßt mich; geht, ſeid glücklich."

Sie wandte ſich ab, um den Schmerz zu verbergen, der ſie überwältigte.

Arinia ſprach, indem ſie ihre Hand ergriff, ſchüchtern,

doch mit dem Ausdruck der innigſten Liebe: „Habt Ihr mir auch ganz vergeben? Ach, verdiene ich es denn auch? O ſeht mich noch einmal gütig an!“

Feodorowna wandte ſich um; ſie blickte ſie, durch ihre Thränen, freundlich an. „Dein Herz iſt lauter! Du liebſt! Um der Liebe willen wird uns viel vergeben. Ich vergebe Dir Alles. Und könnte die Blüthe Deines Glückes nur aus meinem Grabe aufſprießen — ich würde Dich ſegnen aus der ſtillen, kühlen Gruft herauf. Doch — geht, geht!“

Sie verließen ſtill das Gemach.

„Himmliſche Beſchützerin! Gnädig waltende Mutter Gottes,“ rief Feodorowna jetzt und beugte ihre Kniee vor dem Marienbilde, „gieb Du mir Troſt und Kraft. Ich vertraue mich Deiner ſegnenden Milde! Du wirſt mich nicht verlaſſen in der kalten, ſchauerlichen Nacht des Lebens. Dein ſanftes Geſtirn wird mir leuchten, auch wenn der ganze Himmel ſich düſter verhüllt!“

Nach dieſem Gebet kam eine tröſtende Ruhe über ihr Herz. Segnend empfand ſie es, daß es eine Hand giebt, die unſre brennendſten Wunden zu heilen vermag, ein Auge, daß uns nicht verliert in der dunkelſten Tiefe des Abgrundes. Durch das graue, finſter wogende Nebelgewölk ihrer Zukunft brach ein Lichtſtral und weckte einen zarten Keim der Hoffnung in ihrer Seele. Verzage nicht, rief es ihr zu; wenn auch dein ſterbliches Auge keinen Pfad mehr ſieht, der dich zu einem glücklichen Ziele führen könnte; hinter dieſen düſtren Nebelſchleiern ruht ja der Himmel in ſeiner ewigen Klarheit. Ein Hauch des Allmächtigen und das Gewölk zerfließt, und über dir ſteht das reine, blaue Gewölbe des Äthers mit ſeinem ſeligen Sonnenlicht.

Feodorowna trat ans Fenſter. Der Frühling ſchmückte die Erde; er lieh ihr, ſelbſt in dieſer nordiſchen Öde, den

Reiz der Jugend. Der Strom ließ sein dunkelblaues Band durch die grünen Gefilde flattern; die Wipfel der Tannen wurden von milden Lüften gewiegt; aus den Gebüschen ertönte der Gesang der Drossel; über den Feldern wirbelte die Lerche; Schwalben kreuzten über dem Spiegel des Wassers; an den steilen, grünen Hügelwänden, die sich in den Strom hinabsenkten, hingen die Heerden; wohin das Auge blickte, Leben, Freude, Gnade! Eben rief der feierliche Ton der Glocke zum Frühgottesdienst, denn es war Festtag! Da kam eine süße Wehmuth über die Duldende. Die Bilder und Träume der Jugend drangen mit alter, heiliger Kraft in ihr Herz; ihre Thränen flossen sanft. Mit jedem Tropfen, der ihren Augen entrann, hob ihre Brust sich freier, füllte sich mehr und mehr mit gläubigem Vertrauen. „Gott ist mir nahe," rief sie stark und freudig aus, „ich fühle seine segnende Kraft. Muth denn, Feodorowna; du hast nach seinem Gebot gehandelt, er wird dich nicht verlassen."

So gestärkt und im Innersten gekräftigt, beschloß sie zur Kirche zu gehen und die Andacht der Landleute zu theilen.

Als sie zurückkehrte fand sie das Schloß in lebhafter Bewegung. Das im Thor angebundene Pferd eines Kosacken unterrichtete sie schon von Weitem von der Ankunft eines Boten. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Vater zu ihr aufs Gemach und redete sie folgendermaßen an: „Du weißt, meine Tochter, daß ich meine gegebenen Versprechungen streng halte; aber ich komme, mich zum Theil durch Dich davon entbinden zu lassen. Du wolltest drei Tage zu Deiner Sammlung haben. Gern hätte ich sie gewährt. Doch vor wenigen Minuten traf ein Bote, den mir der General sendet, mit Briefen für mich und den Grafen Ochalskoi hier ein. Der Feind ist wirklich über den Niemen gegangen und rückt

mit reißender Schnelligkeit vor. Dies zwingt uns, noch heute zur Armee abzugehen; meine Abreiſe iſt dringend, die des Grafen unerläßlich. Unter ſolchen Umſtänden wirſt Du gewiß einwilligen, dem Aufſchub zu entſagen, da es mir wichtig ſein muß, eine Familienangelegenheit wenigſtens ſo weit, als dies möglich war, geordnet zu haben, bevor ich mein Leben und das Deines künftigen Gemahls dem ungewiſſen Schickſal einer Schlacht preisgebe.

Nur durch die fromme Faſſung, die ſie errungen, war es Feodorownen möglich, dem Wunſche ihres Vaters zu entſprechen. Dennoch faßte ein innerer Schauer ſie an und berührte ihr Herz mit einem kalten Entſetzen. „Wenn es denn ſein muß," ſprach ſie mühſam, „ſo bin ich bereit zu gehorchen. Nur eine Stunde der Sammlung gönnen Sie mir mein Vater!"

„Wir werden indeſſen unſre Anſtalten zur Abreiſe treffen," erwiderte dieſer; „denn jede Minute iſt jetzo wichtig. In einer Stunde werde ich zu Dir ſenden." Mit dieſen Worten verließ er das Gemach.

Erſchöpft ſank Feodorowna auf einen Seſſel. Sie hatte Muth zur Entſagung gehabt, doch der Augenblick der Entſcheidung erneuerte alle Kämpfe ihrer zerriſſenen Bruſt. „Noch iſt die Rückkehr möglich — noch darf dieſes Herz wählen —" rief ſie und rang die Hände; „eine Stunde verrinnt und alles iſt vorbei! — Nein es iſt ſchon jetzt vorbei, denn du gabſt ein unwiderrufliches Verſprechen. So übe denn mit Ergebung die Pflicht, die der ſtrenge Arm des Allmächtigen dir auferlegt. Er allein, der dein Herz zermalmt, vermag es aufzurichten, ihm vertraue dich!"

Sie ſchellte. Jeannette erſchien.

„Du mußt mich zur Verlobung ſchmücken, Liebe," ſprach

ſie weich; „in einer Stunde ſchon ſpreche ich das entſcheidende Wort aus.“

Sie zitterte; das Mädchen ahnte, was ihre Gebieterin empfinde. Sie weinte ſtill und übte ſchweigend ihre kleinen Pflichten.

„Welches Kleid?“ fragte ſie, als Feodorowna nur noch des letzten Gewandes bedurfte.

„Das ſchwarze — nein, das weiße; ich traure ja um Niemand, ich bin ja ſelbſt die Blutende. O wäre ich eine Braut, die man für die Gruft ſchmückt!“

Es war ein Ausruf des tiefſten, die Seele zerreißenden Schmerzes, der ſich der Duldenden entrang. Ermattet ſank ſie in Jeannettes Arm und weinte überwältigt an ihrer Bruſt.

Nach einigen Minuten richtete ſie ſich ſanft empor; ſie wandte einen frommen Blick auf das Muttergottesbild, an welchem eben einige Sonnenſtralen ſpielten. „Ein Troſt, eine Hoffnung bleibt ja doch unzerſtörbar in unſerer Bruſt,“ ſprach ſie mit mildem Laut; „warum will ich denn verzagen? Nach allen Erdenmühen muß ja die Stunde kommen, wo Du Dein Kind mit unvergänglichem Heil beſeligſt.“

Von jetzt an blieb ſie ruhig. Schön wie eine Lilie mit ſanft gebeugtem Kelch war ſie in der weißen Seidenhülle. Sie ſchwebte an Jeannettes Arm hinab in den Saal. Dort harrten ſchon die Ältern, Ochalskoi, Gregor.

Eine ſtumme Begrüßung fand ſtatt.

„Ich wünſche, daß der Vater Gregor meine Verlobung einſegne, wenn es auch ſonſt nicht gebräuchlich iſt;“ bat Feodorowna ſanft, aber in einem Tone, der keine Abweiſung zuließ.

Gregor ſprach einige Worte. Dann wurden die Verlobungsringe gewechſelt, und die Braut duldete ſtumm die Umarmung und den Kuß deſſen, dem ſie ſich jetzo feierlich

gegeben hatte. Aber in seinen Armen erblaßte sie, [illegible] leise auf, sank zusammen, [illegible] leblos mußte man sie auf ihr Gemach tragen.

Sie blieb der Sorge der M[illegible] [illegible]lassen, denn [illegible]on stampften die Rosse vor dem Wagen, in welchem [illegible]ow und Ochalskoi sogleich zum Heere ab[illegible].

Fünftes Capitel.

Es war am 22. Junius, als Rasinski mit seiner Reiterschaar zu der Hauptcolonne der Armee, welche der Kaiser selbst führte, stieß. Ein Befehl, den er unterwegs erhalten, hatte seinen Marsch beschleunigt. Die übrigen Truppentheile, Regnard's Regiment, die Artillerie und zwei Escadrons schwerer Kavallerie, welche bei Lomza zu ihnen gestoßen waren, konnten nicht so eilig folgen. Die Sonne senkte sich eben hinter die blauen Wälder, welche den westlichen Horizont umschlossen, als man von einer Anhöhe die französische Armee zuerst gewahr wurde. In unabsehbarer Weite bedeckten die schwarzen Truppenmassen die sanfte Einsenkung, welche sich diesseits der Hügelreihen, die das Ufer des Niemen begleiten, und an dem Saume des großen Waldes von Pilwiski hinzieht. Rasinski war mit Bernhard und Ludwig, die er gewissermaßen als seine Ordonnanzen gebrauchte, etwa tausend Schritte dem Regiment voraus geritten. „Heiliger Gott!“ rief er aus, „welch' eine Welt in Waffen. Seht Freunde, seht dort hin! Über eine Meile dehnt sich die Linie dieser eng aufeinandergerückten Colonnen aus. Und von dort herüber sind noch unzählbare Massen im Anmarsch. Welch

ein ungeheurer Geiſt, der ſo viele tauſend Kräfte der Einzelnen alle in dem Mittelpunkte ſeines Willens vereinigt! Alle Zungen Europas vernehmt Ihr in dieſem Feldlager. Von den Nachbarn des Ebro und des Veſuvs, von den Söhnen der Alpen und Pyrenäen bis zu den ſlaviſchen Stämmen, die unſere rauhen Steppen bewohnen, hat jede Stadt, jedes Dörfchen einen Sohn hiehergeſandt, und Alle folgen ſie in glühender Begeiſterung und im ſtummen Gehorſam dem Wink des Führers. Sie gehorchen ihm und glauben an ihn wie an einen Gott, dem der Menſch ſich beugt, auch ohne ihn zu begreifen! — Seht die herrlichen Artillerieparks, welche dort am Abhange aufgefahren ſind; ich ſchätze die Stärke derſelben auf vier- bis fünfhundert Feuerröhre, und doch iſt es kaum die Hälfte von denen, welche Napoleon heranführt, um das Verderben in die feindlichen Reihen zu ſchleudern."

Raſinski hielt und ſah ſich aufmerkſam rings um. „Hier, über jene drei Bäume hinweg, liegt Kowno, es wird muthmaßlich hartnäckig von den Ruſſen vertheidigt werden. Dorther kommt die Straße von Königsberg, die ſich in dem Gebüſch vor uns mit der unſrigen vereinigt. Das Örtchen hier unten am Walde heißt Pilwiski; dort weiter links jener ſpitze Thurm gehört dem Städtchen Schirwindt an. Seht Euch die Lage der Orte genau an, Freunde; denn ich könnte Euch noch in dieſer Nacht nach beiden zu verſchicken haben, da ich vermuthe daß der Stab in denſelben liegt."

Während Raſinski ſeine beiden Begleiter auf dieſe Weiſe mit der Gegend bekannt machte, war ſein Regiment herangekommen. Er ſetzte ſich jetzo an die Spitze deſſelben und ließ es im geordneten Zuge gegen das Lager vorrücken.

Noch bevor er die erſten Poſten erreicht hatte, ſprengte ihm ein Generalſtabsoffizier entgegen: „Ich bin beauftragt, Herr Obriſt," redete derſelbe ihn an, „Ihnen die Stelle an-

zuweiſen, wo Sie mit Ihrem Regiment den Bivouac zu beziehen haben. Ihre Ankunft war bereits gemeldet. Sie werden ihr Lager dort drüben auf jenem Hügel zunächſt der kaiſerlichen Garde einnehmen."

Raſinski erkannte ſogleich die Auszeichnung, welche in dieſer Beſtimmung lag und ſprach, indem er für die Meldung dankte, ſeine Freude darüber lebhaft aus.

Von dem Generalſtabsoffizier geführt, rückte das Regiment jetzt mitten durch das Lager ſeinem Bivouacsplatze zu. Das mannichfaltigſte Schauſpiel bot ſich auf dieſem Zuge dar. Zuerſt kam man an langen Reihen ſchwerer Geſchütze, an dicht aufgefahrenen Parks von Munitionswagen vorbei. „Das ſind die ehernen Knochen des Kriegsungeheuers," ſprach Ludwig zu Bernhard im Vorüberreiten.

„Oder vielmehr ſeine feuerſpeienden Rachen," erwiderte Bernhard. „Mir iſt ſeltſam zu Muthe," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „indem ich in dieſe Thore des Krieges einziehe, erſcheine ich mir gegen die ungeheueren Maſſen der Kräfte plötzlich ſo ganz unbedeutend, ich verliere ſo vollſtändig das Gefühl eigner Thatkräftigkeit, daß ich mir vorkomme wie eine Nußſchale, die auf dem brandenden Ocean ſchwimmt. Aber etwas zu thun werde ich hier bekommen für mein Skizzenbuch, denn alle zehn Schritte ſehe ich ein köſtliches Genrebild vor mir, und ich merke, daß man nur einmal durch ein Feldlager geritten zu ſein braucht, um ein Philipp Wouvermann zu werden, wenn man ſonſt den Pinſel dazu hat und keiner iſt."

Man war jetzt an die erſten Bivouacs der Infanterie gekommen und konnte mit Muße die Gruppen betrachten, welche ſich um die Feuer gelagert hatten. In der Ferne hörte man die halb verwehten Töne der Feldmuſik, welche die Marſeiller Hymne ſpielte. Gleich im Vordergrunde la-

gen ein Duzend Grenadiere um ein ſtattliches Feuer. Ein bärtiger Sapeur rührte eifrigſt die Nachtkoſt im Feldkeſſel um. Er war jeden Augenblick genöthigt ſeinen langen Bart vor der aufflackernden Flamme zu ſichern; einige junge Leute, die ſeine Noth anſahen, trieben ihren Spott mit ihm. Einer lag mit verbundenem Kopf und ſchlief; ſeine Kameraden hatten ihm mit Kohle einen ungeheuren Schnurbart gemalt; Zwei ſtanden und fochten ſcherzhaft mit den Händen. Die Übrigen ſaßen oder lagen im Kreiſe umher und betrachteten müßig das vorbeiziehende Regiment, ſchienen jedoch keine ſonderliche Aufmerkſamkeit auf die, für ſie ſo alltägliche Begebenheit zu wenden. Ohne Umſtände deuteten ſie mit Fingern auf das, was ihnen auffiel, und Einer drehte ſogar dem ihn ſcharf anblickenden Bernhard muthwillig eine Naſe, worüber die Andern ein helles Gelächter aufſchlugen.

Einige Schritte weiter war eine andere Gruppe gelagert, welche aufmerkſam einem muſikaliſchen Genie zuhörte, das auf einer kleinen Querflöte die Romanze: „Il pleut, il pleut bergère," blies. Dieſes Lieblingsliedchen ſchien die Zärtlichkeit eines Sergeanten zu entflammen, der hinter dem Kreiſe ſeiner gelagerten Kameraden einer niedlichen Marketenderin die feinſten Galanterien zu ſagen ſuchte und ihr das Kinn mit einem gewiſſen väterlichen Wohlwollen ſtreichelte, obgleich ſeine lebhaften Augen eine viel feurigere Zuneigung zu dem muntern Mädchen verriethen. Sie nickte wohlgefällig mit dem Köpfchen zu dem Takte der Melodie und achtete nicht ſonderlich auf den Liebhaber, dem ſie nur dann und wann die Hand abwehrend zurückſchlug.

„Die Liebe iſt überall zu Hauſe," ſprach Bernhard lachend; „auch im Bivouac treibt ſie ihre Blüthen. Der ewig dürre Boden, wo ſie gar nicht fort will, glaube ich, iſt mein

Herz. Denn wenigſtens von den Blüthen glücklicher Liebe kann ich noch kein ſonderliches Herbarium aufweiſen."

Ludwig ſchwieg; er hing ſeinen ernſten Gedanken nach, die durch Bernhards Worte lebhaft aufgeregt waren.

„Nun Tölpel," rief Bernhard etwas verdrießlich, denn ein mächtiger Dragoner, dem ein dichter ſchwarzer Buſch von Pferdehaaren vom Helme herabhing, ritt auf einem wahren Brauerpferde dicht an ihm vorbei und rannte ihn faſt vom Sattel. Der Kerl ſteckte jedoch den Tölpel ein ohne ſich umzuſehen und ritt ſeiner Wege.

„Ein unverſchämter ſchnauzbärtiger Eſel, der dort ſeine langen Beine über den plumpen normänniſchen Gaul gehangen hat," polterte Bernhard; „der Kerl machte einen förmlichen Choc gegen mich mit ſeinem Elephanten."

„Das ſind die Höflichkeiten des Lagers," rief Jaromir lachend, der Bernhards Unfall geſehen hatte. „Du wirſt ſo lange welche einſtecken müſſen, bis Du ſie wieder austheilen lernſt!"

„Pah!" erwiderte Bernhard, „in dieſem Punkte bin ich als Meiſter geboren; bei Grobheiten gleiche ich gewiſſen Echos, welche den Schall nicht nur vervielfältigen, ſondern auch verſtärkt zurückgeben. Bei mir wäre das Sprichwort: wie man in den Wald hineinſchreit, ſo ſchallt es wieder heraus, nicht ganz richtig angewendet, denn ein grober Flegel bekommt mich in einem Hohlſpiegel zu ſehen, wo ich ihm ein grimmiges Geſicht ſchneide."

Man kam jetzt an einen Cavalerieblvouac, wo die Pferde in langen Reihen an ausgeſpannten Leinen ſtanden. Das muthige Stampfen und Wiehern der Roſſe machte das Schauſpiel lebendiger. — Eines derſelben riß ſich los, als das Cavalerieregiment anrückte, und wollte den brüderlichen Reihen zueilen; ſogleich waren einige Dragoner hinterdrein, um es

zu greifen, doch es ſchlug unbändig aus, warf einige Feldkeſſel um, daß die eben fertige Abendkoſt in die Kohlen geſchüttet wurde, und entſprang dann in wilden Bogenſätzen. Die Infanteriebataillone, welche in der Nähe lagen, erhoben ein jubelndes Gelächter über dieſe Jagd und ſuchten das Thier durch Geſchrei zurückzujagen. Die polniſchen Reiter drehten gleichfalls lachend die Köpfe nach dem Schauſpiel um, als plötzlich Raſinski's Commandowort: „Richtet Euch! Augen rechts!" ſie in die ſtrengen Feſſeln des Dienſtes legte. Es war ein franzöſiſcher General, welchem Raſinski auf dieſe Art den Zoll des militairiſchen Ehrengrußes abtrug. Er ritt einen prächtigen Grauſchimmel, deſſen Zäumung und Schabracke reich mit goldnen Verzierungen und Stickereien bedeckt war. Grüßend faßte er an den Hut und betrachtete im Vorüberreiten die Leute mit einem großen, aufmerkſamen Auge. Die athletiſche Geſtalt, das ernſte Feuer im Blicke, die ſtrengen Züge auf der hohen Stirn, alles dies zuſammen verlieh ihm jene Gewalt der Perſönlichkeit, wodurch der Soldat ein ſo unbedingtes Vertrauen zu ſeinem Führer gewinnt. Auch ſtanden von beiden Seiten die Leute im Lager ehrfurchtsvoll ſtill und hielten ſich in ſtrenger dienſtlicher Haltung, bis er vorüber war.

Ludwig, auf den die Erſcheinung einen ganz beſondern Eindruck gemacht hatte, fragte leiſe den ihm zur Seite reitenden Boleslav: „Wer iſt dieſer General?"

„Der Marſchall Davouſt, Fürſt von Eckmühl," erwiderte dieſer mit ernſter, gewichtiger Miene, welche die Bedeutung wahrnehmen ließ, die der berühmte Feldherr auch für ihn hatte.

„Der Marſchall Davouſt," ſprach Ludwig weiter zu Bernhard, und Beide ſahen ihm mit geſpanntem Auge nach, bis er ſich in das Getümmel des Lagers verlor.

Es fing ſchon an zu dunkeln als das Regiment den Platz, der zu ſeiner Lagerſtätte beſtimmt war, erreichte. Der Raum, welchen es einnehmen durfte, war ſchon durch die Örtlichkeit genau abgeſteckt. Man befand ſich nämlich auf einem Hügel, der, auf der Oberfläche kahl, rings umher von Buſchwerk begrenzt wurde. Einige hundert Schritte ſeitwärts hatte man auf der Spitze eines andren, etwas höheren Hügels das Zelt des Kaiſers aufgeſchlagen. Die dreifarbige Fahne wehte von demſelben herab. Zwei Mann der alten Garde ſtanden Wache davor. Generaloffiziere, Adjutanten, Ordonnanzen kamen und gingen ununterbrochen. Bernhard ſchaute unverwandt nach dem Gezelt hinüber, wo ſich in dieſem Augenblicke das Geſchick Europas entſchied. Indeſſen blieb ihm nicht lange Zeit zu müßigen Betrachtungen; die angenehmſte Arbeit des Soldaten, ſich in ſeinem Bivouac einzurichten, begann. Die Ställe für die Pferde wurden durch Piketpfähle mit umgeſchlungenen Fouragierleinen abgetheilt. Man beſtimmte die Feuerſtellen; Einige holten Holz und Stroh, Andere Waſſer herbei. In kurzer Zeit loderten die Bivouacfeuer luſtig auf; die Kameraden lagerten ſich umher, trauliche Geſpräche knüpften ſich an, man wurde heiter und heitrer. Ein guter Trunk, den Raſinski ſpendete, erhöhte die ſorglos frohe Stimmung; ja ſogar fröhliche Kriegslieder erſchallten laut, bis die ſinkende Nacht und die Ermüdung des Tages den Schlaf herbeiriefen, der das bewegte Treiben des Lagers in eine feierliche Ruhe verwandelte.

Sechstes Capitel.

Mitternacht war vorüber. An einem größeren Feuer, unter einer breitäſtigen Eiche, in den Reitermantel gehüllt, lag Raſinski und ſchlief auf dem ſchlichten Lagerſtroh, ohne das Obdach einer Hütte, oder eines Zeltes über ſich zu haben; Boleslav, Jaromir, Bernhard und mehre jüngere Offiziere waren um ihn gelagert.

Eine Ordonnanz trat in den Kreis und fragte Ludwig, der eben die Feuerwache hatte, nach Raſinski. Noch ehe er antworten konnte, fuhr dieſer, deſſen leiſer Schlummer ſeine Wachſamkeit kaum unterbrach, bei dem Klange ſeines Namens auf.

„Was giebt's?" fragte er, ſich aufrichtend.

Die Ordonnanz überreichte ihm einen verſiegelten Zettel, den Raſinski bei dem Schimmer des Bivouacfeuers las. „Sehr wohl, Kamerad! Ich werde pünktlich ſein," ſprach er, nachdem er den Inhalt geleſen hatte.

Die Ordonnanz entfernte ſich wieder. Raſinski rief nach ſeinem Reitknecht. „Sattle ſogleich meinen Rappen," gebot er dieſem; „und auch Ihr, Freunde," wandte er ſich zu Ludwig und dem gleichfalls erwachten Bernhard, „ſattelt Eure Pferde, denn wir müſſen ſogleich fort."

Schnell ſprangen Beide auf und eilten nach ihren Pferden; denn ſie hatten ſich's zum Geſetz gemacht, alle Arbeiten des Soldaten ſelbſt zu verrichten, um weder weichlich zu erſcheinen, noch Neid zu erregen. — In wenigen Minuten kehrten ſie zu Pferde zurück. Raſinski war ſchon aufgeſeſſen. Die übrigen Offiziere, welche am Feuer gelegen hatten, waren erwacht und aufgeſtanden. „Ich bin wahrſcheinlich vor Tagesanbruch zurück," ſprach Raſinski, „ſollte indeſſen

während meiner Abweſenheit etwas vorfallen, ſo haben Sie ſich an den Rittmeiſter Negolinski, als dem älteſten des Regiments, zu wenden. Er iſt bereits benachrichtigt. Auf Wiederſehn!"

Sie ritten im Schritt hinweg, den Hügel herab durch das Gebüſch grade auf das Zelt des Kaiſers zu.

„Wie ſpät iſt's?" fragte Raſinski.

„Halb zwei Uhr," erwiderte Bernhard.

So kommen wir noch faſt zu früh. Um zwei Uhr, im erſten Dämmerſchein will der Kaiſer den Niemen recognosciren; ich bin befehligt mich ſeinem Gefolge anzuſchließen, weil ich die Gegend genau kenne. — Ich empfehle Euch möglichſte Stille, lieben Freunde, denn in ſo wichtigen Augengenblicken, wo der Kaiſer ſeine ungeheuren Entwürfe abwägt, haßt er jedes müßige Geräuſch."

Beide junge Männer wurden durch dieſe Worte in eine feierliche Spannung verſetzt. Zum erſtenmale ſollten ſie jetzt Zeugen eines jener großen Augenblicke ſein, wo der Beherrſcher Europas die erſten Fäden zu einem kühnen, rieſenhaften Gewebe aufſpannte. Sie wurden gewiſſermaßen in die Werkſtätte der Weltgeſchichte geführt, ſollten dem unſcheinbaren Quell der Ereigniſſe nahen, der, zum Strom, zum Ocean anwachſend, die Geſchicke ganzer Nationen auf ſeinen brauſenden Fluthen zu wiegen beſtimmt war.

Stumm ritten ſie, dem gleichfalls ernſt ſchweigenden Führer folgend, durch Nacht und Wald dahin, zwiſchen den rechts und links düſter glimmenden Feuern des Lagers hindurch, auf das Zelt des Kaiſers zu. Sie fanden dort ſchon mehrere Generale und Offiziere verſammelt. Einige Minuten ſpäter trat der Kaiſer aus dem Zelt und ſchwang ſich aufs Pferd. Es begann ſchon zu dämmern, doch war die ganze Landſchaft noch in einen grauen Schleier, welchen hie und

da die Morgennebel verdichteten, gehüllt. In weniger als einer Viertelstunde hatte man die Waldhöhen, welche den Lauf des Niemen begleiten, erreicht. Der schöne Strom schimmerte blaß glänzend, halb erlöschende Sterne wiederspiegelnd, zwischen den dunklen Ufern. — Jenseit beginnt das russische Gebiet.

Der Kaiser hielt auf der Anhöhe still und sah sich einige Zeit aufmerksam nach allen Seiten um. Dann sprengte er in kurzem Galopp die Höhe hinunter nach dem Flusse zu. Als sein Pferd die feuchte Sandfläche des Ufers erreichte, sank es plötzlich mit den Vorderfüßen ein, stürzte, und schleuderte den Reiter über sich hinweg auf den Boden.

Einen Augenblick fühlte sich Jeder durch dieses Ereigniß, welches einem unheilvollen Vorzeichen zu ähnlich sah, betroffen; Rasinski war so überrascht, daß er unwillkürlich halb laut ausrief: „Ein Römer würde umkehren." Doch das rings herrschende tiefe Schweigen und die Morgenstille, welche den Schall so weit fortpflanzt, bewirkte, daß die Worte von Allen gehört wurden. Selbst der Kaiser, der rasch aufgesprungen war, mußte sie vernommen haben, denn er sah sich aufhorchend um, sagte jedoch nichts. Ruhig bestieg er sein Pferd wieder und setzte die Recognoscirung fort. Er rief Rasinski in seine Nähe und sprach öfters lebhaft mit ihm. Eine gute Stunde lang ritt er am Ufer entlang, dann wandte er um, sprengte einen Hügel hinan, winkte den Marschall Berthier zu sich und befahl, indem er mit der Hand auf den Strom deutete, daß mit der einbrechenden Abenddämmerung an drei Punkten des Ufers, die er bestimmt angab, Brücken geschlagen werden sollten. Hierauf kehrte er nach seinem Zelte zurück, und Rasinski ritt mit seinen beiden Begleitern der Stelle seines Bivouacs wieder zu.

Der Tag verging in einer erwartungsvollen Unruhe.

Das Zelt Napoleons wurde abgebrochen. Er begab sich in ein unfern gelegenes Bauerhaus, das er von Zeit zu Zeit verließ, um einen Ritt durch das Lager zu machen und den Muth der Truppen durch seine Gegenwart zu beleben. Mit der steigenden Sonne wurde es schwül und schwüler. Die drückende Hitze der langen Sommertage des Nordens drohte Alles zu ersticken; die Sonne schoß glühende Pfeile herab. Still hielten sich die Truppen im Lager; die Sorge für die Pferde und Waffen war die einzige Beschäftigung, welche man vornahm; doch selbst diese ermüdete in der durchglühten Luft. Jedes schattige Fleckchen wurde sorgsam aufgesucht und benutzt; ein frischer Trunk war das einzige Labsal, wornach man strebte. In Ägypten, in Syrien, nicht in dem nordischen Rußland glaubte man Krieg zu führen.

Endlich wuchsen die Schatten wieder, die Sonne neigte sich. Gegen acht Uhr Abends brachen einige Pionnierabtheilungen nach dem Strome auf, um die Brücken zu schlagen. Mit der näher und näher rückenden Minute der Entscheidung stieg die Spannung. Schon deswegen würde der Schlaf die erwartungsvollen Krieger geflohen haben, wenn sie auch nicht in der ermattenden Hitze des Tages der Ruhe gepflegt hätten. Endlich um Mitternacht kam der Befehl zum Aufbruch. In größter Stille sollte man ausrücken; kein Laut durfte gehört, kein Funke gesehen werden.

Rasinski ließ aufsitzen und rückte in dicht geschlossenen Colonnen auf einem breiten Wege vor, der nach dem Strome führte. Nach einer halben Stunde machte man Halt auf einem, mit thaugem Getreide bewachsenen Hügel. Die hungrigen Pferde rupften das junge Korn ab; die Leute lagerten sich auf dem feuchten Boden. Mit Ungeduld erwartete man den Anbruch des Tages. Düstre Nachtnebelwolken verzögerten ihn. Endlich erhob sich ein frischer Wind, zerstreute

die Dünſte und enthüllte das erſte, zarte Morgenroth, welches aus dem tiefen Rußland herüberglänzte. Jetzt vermochte der Blick über die jenſeitigen Ufer hinzuſchweifen, denn man überblickte ſie weit hin von den Hügeln, auf denen man ſtand. Welch ein düſtre Ahnungen weckender Anblick! Nur über unermeßliche Wälder und wüſte Sandſteppen ſchweifte das Auge hin. Wie? Zog man deshalb aus, um mit ſo vielen tauſend Opfern, mit Strömen Blutes ein ſo ödes, unwirthbares Land, das nur einem unermeßlichen Gefängniß glich, erobern zu wollen? Eine trübe Niedergeſchlagenheit bemächtigte ſich der Seele des Kriegers. Da tönte ein ſchmetterndes Trompetenſignal; die Sonne ſtieg blutig, aber glänzend über dem ſchwarzen Fichtenwalde hervor, und ein friſches Wehen der Morgenlüfte erfüllte die Bruſt wieder mit Freude und Kraft. Aller Augen wandten ſich zurück nach der Gegend, woher das kriegeriſche Zeichen des Aufbruchs erklang. Es war am Gezelt des Kaiſers, welches man in der Nacht auf der höchſten Uferhöhe aufgeſchlagen hatte. Die Sonne beleuchtete es ſtralend; prächtig ſchimmerten die weißen, blauen und rothen Felder der dreifarbigen Fahnen, die es ſchmückten. Ein glänzendes Gefolge von Marſchällen und Generalen hielt vor dem Zelt. Der Kaiſer trat heraus, grüßte militairiſch und ſchwang ſich auf ſeinen arabiſchen Schimmel. Jetzt brachen wie auf einen Wink die Colonnen aus dem Saume des Waldes hervor. In wenigen Minuten bedeckten ſich alle Hügel mit den ſchwarzen ſtrömenden Maſſen, aus deren hellen Waffen die glühende Morgenſonne zurückblitzte. Das ganze Gefilde wogte und leuchtete; das Herz wuchs bei dem Anblick dieſer ungeheuren Kräfte. In drei breiten Strömen ergoß ſich die ſchwarze Flut ſchlängelnd durch die Strandebenen gegen die drei Brücken zu, welche die Ufer des Stroms verbanden, deſſen Spiegel bald die

Schaaren verdoppelte. Jetzt brach auch der Kaiſer auf und ritt mit ſeinem Gefolge an den Colonnen hinunter, der mittleren Brücke zu und hinüber. Nicht zagend, nicht bedenklich, betrat er das feindliche Ufer; ungeſtüm, feurig ſprengte er hinüber, als gelte es in die Arme einer Braut zu eilen. Jenſeits hielt er an und ließ die Schaaren an ſich vorüberziehen; der Blick ſeines dunklen Auges entzündete ein unerlöſchliches Feuer des Muthes in der Bruſt der Krieger. Sie begrüßten ihn mit lautem Jubel, daß das ganze Gefilde erdröhnte, und die ſtummen Waldwüſten das brauſende Getöſe ſtaunend zu vernehmen ſchienen.

Erſt gegen die zehnte Vormittagsſtunde rückte Raſinski mit ſeinem Regiment über die Brücke; der Kaiſer ſah ihn wohlwollend an und grüßte freundlich, als die Polen in ihrer Sprache den Jubelruf: „Es lebe der Kaiſer!“ erhoben. Dann wandte er plötzlich ſein Roß und jagte pfeilſchnell die ſandige Landſtraße hinunter, tief in den Wald hinein, ſo daß er den Blicken ſeiner Krieger völlig verſchwand. Ein Gefühl ſeltſamer Unruhe bemächtigte ſich ſogleich ihrer Bruſt, als ſie den, der ſie in dieſe Öden des Nordens geführt hatte, plötzlich allein in denſelben verſchwinden ſahen, als würde er von der Wüſte verſchlungen. Doch bald kehrte er mit verhängten Zügel zurück. Er ſah unruhig, mißmuthig aus; es ſchien ihn zu verdrießen, daß er den Feind, den ſein kampfbegieriges, ſieggewiſſes Herz herbeiwünſchte, nicht antraf.

Langſam zogen die Heermaſſen den Strom aufwärts. Jetzt hörte man in der Ferne Kanonendonner. Man lauſchte; es dröhnte abermals dumpf, wie fernes Krachen des Geſchützes.

In Aller Zügen las man die unruhige, erwartungsvolle Spannung; die Reihen ſchloſſen ſich dichter, ordneten ſich ſtrenger. Adjutanten ſprengten hin und wieder; die Generale ritten die Uferhöhen hinauf. Man durfte vermuthen, daß

eines der Seitencorps unter dem Könige von Weſtphalen oder dem Vicekönige von Italien den Kampf angenommen habe. Da tönte das dumpfe Rollen ſtärker, aber es war nicht das einer fernen Schlacht, ſondern der Donner eines ſchwer heraufziehenden Gewitters.

Schon wuchs das ſchwarze, mit ſchwefelichen Wetterſtreifen durchzogene Gewölk über die unteren Waldhügel herauf; der Strom ſchoß in finſtren Wellen dahin; die Sonne verſchwand. Von allen Seiten zog ſich die düſtre Hülle über das reine Blau des Himmels; ringsumher rollte der Donner; eine erſtickende Schwüle beklemmte den Athem. Schweigend, langſam, zog das Heer vorwärts; man vernahm nichts als das geheimnißvolle, hoch über den Häuptern und rings in den Tiefen der Wälder murmelnde Getöſe des Donners. Jetzt erhob ſich auch der Sturm, zog ſauſend heran und jagte die Wellen mit ſchäumenden Häuptern zwiſchen den Ufern dahin. Plötzlich zuckte ein furchtbarer Blitz durch den Himmel, daß der ganze Horizont in Feuer ſtand, und der Niemen die flammende Helle röthlich zurückſpiegelte. Mit bleichem Antlitz ſahen die Krieger einander an. Da krachte der Donner betäubend über ihren Häuptern, der Himmel zerriß und in ziſchenden Strömen praſſelte der Regen herab.

Das war der Empfang auf Rußlands Boden!

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

L. Rellstab.

In vier Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Zur Grofzherzogl;
Doberaner Bibliothek.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Seit Ludwigs Abweſenheit ſchwanden ſeiner Mutter und Schweſter die Tage ſtill und traurig dahin; Marie trug ihren Schmerz mit ſanftem Dulden. Sie klagte nicht, ſie weinte nicht, nur in verdoppelter liebender Sorge für die Mutter ſuchte ſie Troſt; über ihr ganzes Weſen war eine wehmüthige Freundlichkeit gebreitet, welche ihr einen neuen zarteren Reiz verlieh. Sie wurde, und dies iſt die Natur edler Seelen, durch ihren Kummer beſſer, und jemehr ſie ſelbſt litt, deſto reger wurde ihre Aufmerkſamkeit und ihr Mitgefühl für die Leiden Anderer. So widmete ſie der Mutter, deren Bruſtübel ſich ſeit der inneren Erſchütterung, die Ludwigs Schickſal ihr bereitet hatte, leider bedenklich verſchlimmerte, alle Gedanken ihrer Seele; vom früheſten Morgen an, denn ſie, vor dem Tage erwacht, einſam auf ihrem Lager ſaß, ſann ſie darauf, wie ſie durch kleine Freuden und Annehmlichkeiten der Kränkelnden über die lange ſtumme Dauer dieſer trüben Tage hinweghelfen, ſie unvermerkt über ihren Schmerz täuſchen wollte. Heimlich aber quälte ſie ſich mit der Beſorgniß, daß die Tage der Mutter ihrem Ziele nahe ſeien. Und nicht ohne Grund; denn ſie kannte jenes ſtille Untergraben

der Gesundheit, welches der verschlossene, entweder aus Grundsatz, oder in Folge einer besonderen Eigenthümlichkeit des Gemüths sich wenig äußernde, innerlich aber desto mächtiger verzehrende Schmerz ausübt. Und die Mutter duldete so. Ein Fremder hätte bei dem steten Gleichmuthe, welchen sie zeigte, bei ihrer freundlichen, wiewohl nicht lebhaften Theilnahme an allem, was um sie her vorging, schwerlich geahnet das die Brust dieser still wohlwollenden Frau von einer so schweren Sorge, einem so tiefen Kummer erfüllt war. Marie kannte sie und fürchtete daher um so mehr, je weniger zu fürchten schien.

So seltsam es scheinen mag, so war doch diese Zeit der Prüfungen eine ungemein wohlthätige für Marien, denn die strengen Forderungen der Pflicht, welche sie als besorgte Pflegerin der Mutter zu erfüllten hatte, zogen sie von der steten Beschäftigung mit ihrem eignen Schmerz ab, der auf diese Weise unvermerkt von seiner herben Schärfe verlor und mild auszuheilen begann, so daß sie nicht mehr die heißen Schmerzen der Wunde selbst, sondern nur die sanfte Ermattung empfand, welche nachzufolgen pflegt, wenn die heftigste Verblutung vorüber ist. Sie war auch zu einer äußerlichen Thätigkeit gezwungen, und diese zog sie am meisten vor dem Versinken in sich selbst ab. Manches trug auch das dazu bei, daß abwechselnd Julie oder Emma vom Lande hereinkamen und ihr treulich Gesellschaft und Beistand leisteten.

So verstrich die Hälfte des Sommers fast zum Erstaunen schnell, und die Tage fingen schon merklich an wieder abzunehmen, als die Mutter sich wieder gestärkt genug glaubte, um ins Bad nach Teplitz gehen zu können, welches sie in jedem Jahre zu gebrauchen pflegte. Der Julius war noch nicht ganz verflossen, als sie diese Reise in Begleitung Mariens antrat. An einem heitern Morgen, wo der Himmel

im reinſten Blau über der Erde ſtand, und das Silbernetz des Thaues reich blitzend über die ganze Flur geworfen war, verließen ſie die Stadt. In einem einſamen, an der Straße unweit Peterswalde ſtehenden Gaſthauſe brachten ſie die Mittagsſtunden zu. Während deſſen kühlte ein am Himmel heraufgeſtiegnes Gewitter, welches ſich in einem fruchtbaren Regenſtrom entlud, die glühende Atmoſphäre wohlthätig ab. Sie fuhren weiter, als der Regen noch leiſe herabtröpfelte, obwohl das Gewölk ſich ſchon verzog, und heitere blaue Streifen durch die duftigen Nebelſchleier blickten. Die tiefer ſtehende Sonne warf freundliche Stralen ſeitwärts herein, daß Laub und Auen im funkelnden Diamantenſchmuck der Tropfen glänzten. So erreichten ſie den Nollendorfer Berg, den ſie langſam hinanfuhren. Mit der Nachmittagsſonne langten ſie auf dem Gipfel bei der kleinen Kirche an, und nunmehr lag das ganze Königreich Böhmen zu ihren Füßen ausgebreitet da. So oft Marie auch dieſen großartigen Anblick gehabt hatte, ſo war ſie doch immer neu von demſelben überraſcht und entzückt.

Sie ſtieg mit der Mutter aus dem Wagen und ging mit ihr von der Straße ab bis an die Kapelle, wo ſie ſich im Schatten derſelben — denn die Sonne ſtand ſchon weſtlich hinter dem Gebirg — auf einer Bank niederſetzten. Das Erzgebirge dehnte ſeine grüne ſchattige Waldmauer majeſtätiſch nach Südoſt hin aus; in den tiefen Schluchten glänzten die reinlichen Häuſer vieler Ortſchaften, Schlöſſer, Abteien. Die langen Waldungen ſtreckten ſich oft weit in das Land hinein, bevor ſie ſich in Kornfelder oder Wieſen verliefen; die Chauſſée zog ihren weißen glänzenden Streifen in ſchlängelnder Windung den Abhang des Berges hinunter, theilte den Fichtenwald und reihte dann nach und nach die reichen Dörfer der Hügelebene an ihrem Bande auf. Marie lie-

mit Wohlgefallen ihre Blicke über die bekannte Landschaft schweifen. Mit träumerischer Ahnung heftete sie das Auge an die hohen blauen Bergkolossen der beiden Millschauer, welche, ein majestätisches Zwillingspaar, im Herzen Böhmens aufstiegen und den Haupttheil der östlichen Begrenzung des Horizonts einnahmen. Über sie hinaus, dorthin, wohin der Westwind die verziehenden Gewitterwolken trieb, dorthin lag das ungeheure Land, wo jetzt die Theuersten weilten, welche sie auf Erden besaß. Denn in tiefer, verschleierter Stille schlug ihr Herz auch für den Mann, dessen männlich würdiges Wesen, dessen edler Sinn ihre Liebe zugleich mit der wärmsten Achtung gewonnen hatte, und dem sie gern gefolgt wäre, wenn sie sich nicht durch heiligere Bande an das Vaterland gefesselt fühlte.

Der Wagen mußte des steilen Abhanges wegen einhemmen, daher konnten die Frauen einen näheren Fußpfad einschlagen, der sich bald wieder mit der Straße vereinigte. Dort stiegen sie ein und erreichten nunmehr nach wenigen Stunden ihren wohlbekannten Aufenthaltsort. Sie wurden daselbst von ihren alten Wirthen, dem Tischlermeister Holder und seiner Frau, denen sie schon angemeldet waren, aufs freundlichste begrüßt, und Marie hatte die Freude, von allen Kindern des Hauses, selbst von dem kleinen vierjährigen Mädchen, wieder erkannt zu werden. In wenigen Minuten waren sie in ihren beiden stillen Gartenstübchen eingerichtet und fühlten sich so traulich und wohl daselbst wie in ihrem eignen Hause. Die Thür ihres Wohnzimmers leitete unmittelbar in den ziemlich großen Garten — denn das Haus lag in der Vorstadt — hinaus; zwar war derselbe größtentheils zu Obst und Gemüsegewächsen benutzt, jedoch fanden sich auch einige Blumenstöcke und schattige Lauben darin, welche einen ganz angenehmen Aufenthalt gewährten, zumal da man in der Ferne

den Schloßberg mit seiner herrlichen Ruine über die Gebüsche hineinragen sah.

Marie hatte einen ganz eigenthümlich weiblichen Sinn des Einnistens und Einbauens in trauliche Verhältnisse; es war ihr zur andren Natur geworden, alles um sich her freundlich und heimisch zu gestalten. Ein nicht geordnetes Zimmer erregte ihr oft, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt war, ein peinliches Unbehagen. Dagegen fand sie sich glücklich im Einrichten und Aufschmücken eines Ortes, den sie zum Aufenthalt gewählt hatte. Nicht daß sie die Pracht oder auch nur die modische Eleganz geliebt hätte, aber alles um sie her mußte einen freundlichen Anstrich haben. Die Art, wie sie einen Blumentopf setzte, ihre weiblichen Handarbeiten im Zimmer um sich her ordnete, die Bücher, welche sie zunächst las, ihre Noten, kleinen Zeichnungen rings um sich her verbreitete, alles dies gewährte eine Behaglichkeit, von der sich jeder Eintretende, sobald er nur einen Blick über das Zimmer geworfen hatte, überrascht fand. So war es denn auch jetzt ihr erstes Geschäft, die Koffer auszupacken und die Räume des Gemachs theils zu füllen, theils zu zieren. Ihr weiblicher Ordnungssinn war aber nicht auf äußeren Schein allein gerichtet, sondern erstreckte sich auch überall dahin, wohin das Auge des fremden Beobachters nicht drang. In ihrem Nähtisch, ihrem Kleiderschrank war dieselbe zierliche und bequemnützliche Einrichtung anzutreffen wie in ihrem Zimmer; ja in ihrer Kleidung, in ihrem Haar erkannte der Beobachter das Walten desselben Gesetzes, die Wirksamkeit derselben Eigenschaften der Seele. Sollte man sich verwundern, wenn die trauliche Ordnung und harmonische Verbindung der Räume und Dinge auch gewissermaßen in ihrem Charakter selbst zu erkennen war? Sie hätte einen düstren Kerker wohnlich zu machen gewußt durch weibliches Ordnen und Walten.

wie hätte sie nicht durch fromme entsagende Betrachtung, durch ein stetes aufmerksames Zusammenhalten ihrer Kräfte und Pflichten, durch ein williges Anerkennen alles dessen, was ihr Gütiges begegnete, auch der trüben Verwirrung tief schmerzlicher Geschicke eine sanftere Gestaltung geben, durch einen gefaßten Willen die Heftigkeit aufgeregter Leidenschaften auf eine schöne, wohlthuende Weise zügeln sollen?

Dieser eigenthümlichen Kraft ihres Gemüths verdankte sie eine sanfte Heiterkeit, die sie sogar in so traurigen Zeiten, wie sie jetzt durchlebte, nicht verließ und sich auch auf ihre Umgebungen verbreitete. Und die segnende Wirkung dieser, es ist schwer zu entscheiden, ob durch Übung des Willens oder durch eine glückliche Naturanlage erlangten Kraft strömte auch auf sie selbst zurück. Denn wie sie durch dieselbe ihre Nächsten, Liebsten und vor Allen ihre Mutter erheiterte, so wurde sie selbst in der That glücklicher, froher, hoffnungsreicher und sah, wenngleich durch einige trübe Schleier, doch mit freierem, vertrauensvollem Blicke in die Zukunft hinaus.

Am ersten Abende verließen beide Frauen das Haus nicht mehr; Marie hatte den Theetisch in die Gartenlaube tragen lassen, wo man, von wilden Weinranken und blühendem Jelängerjelieber umschattet, behaglich im Kühlen saß und den Schloßberg mit seinen Ruinen, von der Abendsonne glänzend vergoldet, vor sich sah. Hierhin lud sie die Töchter des Wirthes ein, Anna und Therese, die erste ein zwölfjähriges, kluges, aufgewecktes Kind, das Marien schon so manche Belehrung verdankte und sie wohl genutzt hatte, die andere ein blondes vierjähriges Lockenköpfchen, dessen drollige Munterkeit und liebkosendes zuthuliches Wesen es Marien so lieb wie ein Schwesterchen machten, wenn sie auch nicht die Pathe der Kleinen gewesen wäre. Anna fand sich geehrt dadurch,

daß ſie mit ihrem Strickzeug, einer kleinen Dame gleich, an dem Theetiſch der fremden Herrſchaften ſitzen konnte; Thereſe ergötzte durch ihr munteres Plaudern und ihre naiven Fragen. Marie ſorgte für Beide mit der Freundlichkeit einer älteren Schweſter und munterte ſie durch ein Eingehen auf ihre kindiſchen Vorſtellungen zur freieſten Äußerung ihres Weſens auf, bis endlich Thereſe, ungeduldig, ſo lange zu ſitzen, mit einem Stückchen Zucker in der Hand munter davon hüpfte und Marien aufforderte, ſie zu haſchen. Einem kleinen Amor gleich ſchlüpfte das Kind durch die Gebüſche, um der mit ſcherzhafter Drohung nacheilenden Marie zu entfliehen; dieſe trieb abſichtlich das muthwillige Spiel eine Zeitlang fort, weil es gar zu reizend ließ, wenn die Kleine ihr Lockenköpfchen hinter den Zweigen eines grünen Buſches hervorſteckte und mit ihrem Silberſtimmchen fragte: „Siehſt Du mich, Tante?“

Indeſſen war die Abendröthe faſt verduftet, und bläuliches Mondlicht miſchte ſich mit der roſigen Dämmerung, die ſich über den Garten ergoß; die Sichel des Neumonds ſchwebte auf dem blauen ruhigen Ocean des Himmels und warf ſilberne Blicke zwiſchen die flüſternden Gebüſche hindurch. Die Kinder mußten nun hinauf, um ſchlafen zu gehen, und Thereſe war auch, nachdem dem aufregenden Spiel der Neckereien die Abſpannung gefolgt war, herzlich müde. Sie folgte daher willig der Dienſtmagd und ließ ſich hinauftragen. Die zunehmende Abendkälte nöthigte auch die Mutter das Gemach zu ſuchen; Marie ging noch eine Zeitlang im Garten auf und nieder, dann folgte auch ſie nach und genoß bald einer ſanften erquickenden Ruhe, die ſelbſt das trauernde Herz nicht flieht, wenn es zugleich ein rei[illegible]

Mit dem nächſten Tage begannen die Einrichtungen, welche man für den Gebrauch des Bades zu treffen [illegible]

ein sehr frühes Aufstehen wurde nothwendig, die übrigen Beschäftigungen mußten danach geregelt werden. Dahin gehörten auch die Spaziergänge, welche der Arzt verordnete. Marie begleitete ihre Mutter überall; während sich dieselbe im Bade befand, pflegte sie mit einigen Bekanntinnen aus Dresden, die sich gleichfalls als Badegäste eingefunden hatten, einen Spaziergang, zumeist im Schloßgarten zu machen. Auf diesem wurde Marie, so eingezogen sie übrigens lebte, doch allmälig mit den verschiedenen, zum Theil seltsamen Figuren, welche sich in dem Badeort versammelt hatten, bekannt. Nach und nach wußte man, mit wem man die Badezeit zubrachte, Abreisende wurden vermißt, Neuankommende sogleich bemerkt. Die größere Freiheit des Umgangs, welche in einem Bade herrscht, brachte es mit sich, daß man auch mit fremderen Männern leicht in ein Gespräch gerieth. Diese schlossen sich auch sehr gern an die Gruppe an, in welcher sich Marie befand; denn ihr feiner Wuchs erregte schon von Ferne Aufmerksamkeit, ihre zierliche, wiewohl sehr bescheidene Tracht reizte näher zu gehen, der sanfte, weibliche Ausdruck ihrer Züge, der treue Blick des blauen Auges und vor allem ihr einnehmendes, von spröder Zurückgezogenheit wie von anmaßendem Hervortreten gleich entferntes Wesen fesselten so mächtig, daß sich ältere wie jüngere Männer bestrebten, in ein Gespräch mit ihr zu kommen. Auch Frauen fühlten sich durch Mariens Wesen ungemein angezogen, und [illegible]stimmig bedauerte man es, daß diese liebenswürdige Er[illegible]nung nur in der einen Morgenstunde sichtbar war und [illegible] ganzen übrigen Theil des Tages verschwand. Zum [illegible]war dies eine Täuschung; denn obwohl Marie nur die [illegible] Abende zu Spaziergängen benutzen konnte, weil die [illegible] jede Feuchtigkeit und Kühle scheuen mußte, so war [illegible] nicht selten mit dieser und auch wohl im Kreise

einiger näheren Bekannten in den schönen Umgebungen von Teplitz anzutreffen. Freilich aber, wählte sie nicht jene von der großen Welt besonders vorgezogenen Orte, wo sich eine glänzende Menge zu versammeln pflegte, sondern sie suchte schöne, aber einsame Punkte am liebsten auf, wo sich kein anderer Genuß darbot als der jener reinen erquickenden Gaben, welche die Natur uns aus nächster Hand wohlwollend reicht. Indessen hatte Mariens Erscheinen auf den Morgenspaziergängen sie doch der jüngeren Badewelt nachgerade so bekannt gemacht, daß man ihre Gegenwart bei einem ländlichen Fest, welches man veranstalten wollte, für unerläßlich hielt, wenn dieses nicht seines schönsten Schmuckes entbehren sollte. Als sie daher eines Morgens in der Nähe des Brunnens wie gewöhnlich in Begleitung ihrer Freundinnen erschien, näherte sich ihr eine Deputation junger Männer, an deren Spitze ein östreichischer Rittmeister, Arnheim, stand, welcher das Bad besuchte, um dadurch einen in Folge einer schweren Verwundung, die er in der Schlacht bei Wagram erhalten hatte, gelähmten Arm zu heilen. Er redete sie mit bescheidenem Wesen folgendermaßen an: „Ich habe Ihnen im Namen der Brunnengesellschaft eine große Bitte vorzutragen, mein Fräulein; allein ich fürchte fast, Sie schlagen mir sie ab."

„Gewiß nicht," erwiderte Marie freundlich, „wenn die Erfüllung irgend in meiner Macht steht. Doch wüßte ich nicht," setzte sie unbefangen lächelnd hinzu, „was ich zu thun vermöchte, woran der Gesellschaft etwas gelegen sein könnte?"

„Sie sind bis jetzt nur ein Morgenstern für uns gewesen, der mit dem wachsenden Tage verschwand," antwortete der Rittmeister, der dem Gleichniß übrigens nur einen [illegible] haften Ton gab; „wir wollten Sie bitten, uns doch auch einmal als Abendstern zu glänzen. Auf Morgen haben wir ein gemeinsames Fest veranstaltet; es würde uns sehr [illegible]

thun, wenn es des schönen Schmuckes, den Ihre Gegenwart ihm leihen müßte, entbehren sollte. Dürfen wir darauf hoffen?"

Zugleich waren die übrigen jungen Leute näher getreten und vereinigten ihre Bitten mit denen des Rittmeisters.

„Sehr gern werde ich die Einladung annehmen," sprach Marie freundlich, „wenn meine Mutter es erlaubt."

„Nehmen Sie unsern aufrichtigsten Dank zuvor," entgegnete der Rittmeister lebhaft, und die übrigen jungen Männer äußerten sich ebenfalls dankend und freudig.

„Doch wo werden Sie ihr Fest geben?" fragte Marie nach einigen Augenblicken.

„Wir sind übereingekommen," entgegnete Arnheim, „eine kleine Ausflucht in das Gebirge zu unternehmen und uns dabei durch Scherz und Spiel und, wenn es sein kann, auch durch Tanz in Freien so gut zu unterhalten, als es uns gelingen will. Wir denken nach Aussig hinüberzufahren und dort die Elbe hinauf nach dem Schreckenstein zu schiffen. Das Übrige wollen wir der Gunst des Wetters einstweilen anheimstellen."

„Die Wahl der Unterhaltung kann meinen Neigungen nicht entsprechender sein," entgegnete Marie. — Die jungen Männer drückten nochmals ihren Dank und ihre Freude aus und entfernten sich dann, um sich unter die übrigen Spaziergänger zu mischen. Die Familie aus Dresden, der sich Marie angeschlossen hatte, war gleichfalls zu dem Fest geladen, und die Töchter boten es sogleich Marien an, mit ihr gemeinsam hinauszufahren, falls die Mutter die Theilnahme ablehnen sollte. „Dies ist leider nur zu gewiß," sprach Marie, „denn der Ungewißheit des Wetters darf sie sich durchaus nicht aussetzen, ja selbst die Kühle des Stroms und des Abends wären, trotz der Wärme der Jahreszeit, zu ge-

fährlich für ſie. Wie gern nehme ich es daher an, unter Ihrem Schutze dem Feſte beizuwohnen; nicht, daß ich ſelbſt in einer Stimmung wäre, die mir große Freude verſpräche, aber weil es mir weh thun würde, eine ſo wohlwollende Einladung auszuſchlagen."

Indem ſie noch ſprach, kam ihre Mutter den Laubgang herauf aus dem Bade zurück. Marie trug ihr ſogleich die Sache vor und erhielt die bereitwilligſte Zuſtimmung.

Zweites Capitel.

Der heiterſte Morgen war angebrochen; es ſchlug eben ſechs Uhr, als Marie in einem leichten, weißen Sommerkleide, welches durch nichts als durch einige Lilabandſchleifen verziert war, munteren Schritts, nachdem ſie die Mutter zum Abſchiede herzlich geküßt hatte, durch den Garten ging, um durch das Hinterpförtchen deſſelben den nächſten Weg zu jener befreundeten Familie einzuſchlagen, welche ihr zur Beſchützerin dienen ſollte. Es ſtand bereits ein Halbwagen vor der Thüre des Hauſes, und die beiden jungen Mädchen flogen Marien ſchon auf der Treppe freudig entgegen. „Wir werden das ſchönſte Wetter haben," ſprach dieſe, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren; „ich freue mich ſehr auf die romantiſche Landſchaft, die ich ſeit langer Zeit nicht beſucht habe." Während dieſes Geſprächs traten ſchon die [illegible] heraus, hießen Marien willkommen, und insgeſammt ging man nun die Treppe hinunter, um einzuſteigen. Bald hatte der Wagen die Stadt verlaſſen und rollte zwiſchen thauigen

Büschen und Hecken, Wiesen und Kornfeldern dem Ziel entgegen. Es mußte Wunder nehmen, daß man noch keinen Wagen auf der Landstraße sah, da doch eine große Anzahl von Personen an dem Feste Theil nahm. — Auf einer kleinen Anhöhe, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, wurde man auf das angenehmste überrascht. Schon von weitem entdeckte sich's, daß der Weg durch eine Blumenguirlande gesperrt sei; höher hinaufgekommen, gestaltete sich eine sehr anmuthige Ehrenpforte. Denn in freien, leicht geschwungenen Bogen knüpfte sich die Blumenkette zwischen den Gipfeln zweier jungen Buchen, welche am Wege standen, und das Gebüsch, von welchen diese umgeben waren, hatte man reich mit Kränzen geschmückt, die sich von Zweig zu Zweig zogen und so ein zwar wenig geregeltes, doch eben in seiner Willkür und phantastischen Freiheit höchst überraschendes Gemälde bildeten. Mit Vergnügen verweilten die Blicke der Mädchen auf diesem angenehmen Schauspiel, welches ein günstiges Vorzeichen für die Freude des Tages zu sein schien. Plötzlich, als der Wagen sich eben unter der Ehrenpforte befand, sprengte von jeder Seite aus dem Gebüsch ein Reiter hervor, dessen Hut mit grünen Zweigen und Blumen romantisch geschmückt war; diesen folgten mehrere, die sich von beiden Seiten des Weges aufstellten und den Frauen einen fröhlichen Morgengruß brachten. Die Führer ritten hierauf an den Schlag und überreichten jeder Dame einen duftenden Strauß. Es war der Rittmeister, welcher Marien auf diese Weise bewillkommnete. Er und noch ein anderer Reiter begleiteten hierauf den Wagen, indem sie am Schlage desselben ritten. Sie [illegible] zugleich, man möge langsam, im Schritt fahren, weil [illegible] diese Weise sich nach und nach die übrigen Wagen aus der Stadt anschließen und so einen langen und fröhlichen Zug bilden sollten. „Wir sind also die Ersten?“ fragte

Marie, als der Wagen weiter fuhr und der Rittmeiſter daneben hinritt. „Allerdings," erwiderte dieſer. „Wir hatten alle Damen gebeten, pünktlich um ſechs Uhr auszufahren, und es war ſo unter uns verabredet worden, daß wir, die wir beritten ſind, alsdann hier auf der Höhe die Ankommenden begrüßen und uns zu zweien jedem Wagen anſchließen ſollten, wobei wir, da wir uns geordnet aufſtellten, es alsdann ganz der Hand des Zufalls überlaſſen wollten, weſſen Ritter wir auf dieſe Art würden. So ſollte jeder Streit, jeder ſcheinbare Vorzug vermieden werden; der Zufall ordnet die Wagen und paart die Begleiter derſelben, denn wir hatten uns gegenſeitig unſer Wort darauf gegeben, keiner Dame die kleine Überraſchung hier oben zu verrathen, allen aber dieſelbe Stunde der Abfahrt zu beſtimmen. So ſind wir auch der läſtigen Maaßregel überhoben worden, auf den Rang mancher Perſonen Rückſicht zu nehmen, und wir hoffen, daß, wenn einmal bei unſerm Feſt dieſe ſteifen Geſetze des Herkommens aufgehoben ſind, ſie uns auch den ganzen Tag über nicht weiter an dem Genuß der Freude ſtören werden. — Aber indem wir ſprechen, geſtaltet ſich ja unſere Karawane ſchon recht anſehnlich! Betrachten Sie nur, wie ſich uns ſchon Wagen auf Wagen nähert, um ſich an unſrem Zuge anzuſchließen." In der That erblickte man auf der Höhe, die man ſo eben hinunter gefahren war, drei Wagen, welche, von ihren Reitern begleitet, in verſchiedenen Zwiſchenräumen die Straße daherkamen. Bald hatten ſie den erſten erreicht und fuhren nun gleich dieſem im Schritt. Da man fortwährend die Straße bis zu dem Punkte im Auge behalten konnte, wo die Blumenpforte errichtet war, ſo gewährte es den heiterſten Anblick, das Ankommen der Wagen zu beobachten, welche durch die farbigen Shawls, Kleider und hellen Hüte der Damen wie durch die Blumenſträuße, mit denen

die Reiter geschmückt waren, lebhaft gegen die Auen und Felder abstachen und einen schimmernden Glanz der Farben in das ruhige Bild der Landschaft brachten. Die zerstreuten Punkte, an denen das Auge haftete, rückten näher und näher zusammen, und bald gestalteten sie sich zu einer reichen buntfarbigen Kette, die sich beweglich durch die Fluren dahinzog. Sie wand sich mit den schlängelnden Krümmungen der Straße, stieg mit ihr jede sanfte Höhe hinan und senkte sich im malerischen Abfall wieder ins Thal hinunter. Es war reizend, sie in den Gebüschen halb verschwinden, halb durch das Grün der Zweige schimmern zu sehen, oder sie an die steilere Wand einer felsigen Höhe gelehnt zu betrachten. Der ganze Zug unter dem heiteren Himmel dahin, beglänzt von der Morgensonne, bot einen so fröhlichen Anblick dar, daß schon dadurch alle Anwesenden zur Freude gestimmt wurden, und sich das Fest auf das Glücklichste einleitete.

Da jetzt Niemand mehr in der Reihe fehlte, so nahm man von Zeit zu Zeit auch raschere Bewegungen und erreichte so bald eine Anhöhe, ungefähr in der Mitte zwischen Teplitz und Aussig, wo man ein Frühstück im Freien, für welches die Unternehmer Sorge getragen hatten, einnehmen wollte. Der Hügel gewährte einen angenehmen Überblick der Landschaft: am Fuße desselben streckte sich ein reich umbüschtes Dörfchen hin, durch welches ein Gebirgsbach seinen munteren Lauf nahm; darüber hinaus erblickte man wogende Saatfelder, die sich über die Hügel dahinzogen und nur hie und da von Wiesenstreifen durchgittert wurden. Um diesen freundlichen Vordergrund zog das höhere Gebirg seine blaue, in duftige Morgennebel verschleierte Ringmauer. Hinter dem Platz, welchen man zum Ruhepunkt gewählt hatte, stieg die Bergwand etwas steiler und dicht bewaldet auf; sie zog sich links abwärts bis zum Städchen Aussig hin, wo sie sich

gegen den Marienberg verlief. Dort entdeckte man auch an einer Reihe dunkler Waldhöhen das Elbthal, wiewohl man den Strom ſelbſt nicht gewahrte.

Eine alte Linde bot den ſchattigſten Platz zum Frühſtücken dar; einige gefällte Baumſtämme, welche am Boden lagen, wurden ſchnell zu ländlichen Ruheſitzen umgeſchaffen; überdies breitete man die Wagenkiſſen auf dem Raſen aus und erhielt ſo für die Frauen türkiſche Polſterſitze, auf denen ſich's trefflich ruhen ließ. Bald war der ganze fröhliche Kreis gelagert, und man beſchaute einander mit ſelbſt vergnügter Zufriedenheit. Jedermann lobte die Veranſtalter des Feſtes; dieſe gingen eifrig bemüht umher, fragten nach eines Jeden Wünſchen und Bedürfniſſen und ſuchten von den Damen Rath zu erholen, wie dies und jenes noch zweckmäßiger einzurichten ſei. Indeſſen kreiſten ſchon die Erfriſchungen; in den Händen der Männer ſah man gefüllte Gläſer; der Geiſt des Weines verbreitete ſeinen belebenden Einfluß; Fröhlichkeit, Scherz und Muthwillen regten ſich überall; das vertraulichſte Band der Geſelligkeit verknüpfte ſchon jetzt alle Anweſenden ſo, als ob ſie längſt mit einander umgegangen wären, wiewohl die meiſten ſich doch faſt fremd waren. Marie ſelbſt wurde heiter in dieſer heitren Umgebung; doch war ſelbſt in den glücklichſten Zeiten ihre Freude immer ſtillerer Art; ſie genoß mit einem reizenden Lächeln auf den Lippen, was ſich ihr Schönes darbot, gewiſſermaßen nur in einem inneren wohlgefälligen Betrachten der Bilder, welche von außen her in ihre Seele fielen. So ließ ſie auch jetzt die Blicke ruhig über den Kreis der Verſammelten ſchweifen und betrachtete die mancherlei Geſtalten, deren es ernſte und komiſche, reizende und zurückſtoßende im bunten Gemiſch durcheinander gab. Vor Allen fielen ihr aber zwei Frauen auf, welche ihr gegenüber ziemlich entfernt, gegen den Stamm eines Baumes ge-

lehnt, auf Polstern saßen und von einem älteren und einem jüngeren Manne lebhaft unterhalten wurden. Sie fragte den Rittmeister, der sich neben ihren Sitz auf den Rasen gelagert hatte, wer die beiden Damen seien. „In der That," erwiderte dieser, „ich weiß es selbst nicht genau anzugeben; nur so viel ist mir bekannt, daß es erst gestern eingetroffene Fremde sind, welche noch nicht auf der Badeliste stehen. Erst diesen Morgen sind sie zu dem Feste eingeladen worden, als die vielen an dem Hôtel vorüber fahrenden Wagen sie aufmerksam auf das machten, was man vorhabe. Zufällig wohnte einer der Mitveranstalter, der zurückgeblieben war, um einiges zu besorgen, was erst zu Mittag in Aussig eintreffen soll, auf demselben Corridor mit ihnen. Er begegnete ihnen, als sie eben nach dem Brunnen wollten; sie fragten ihn, was man vorhabe, und so konnte er natürlich nicht umhin, sie zu bitten, eine Einladung zu unsrem Fest anzunehmen. Da der Wagen, mit dem sie nach dem Bade fahren wollten, vor der Thür stand, so durften sie nur die Richtung ändern, um sich gleich unsrem Kreise anzuschließen. Und ich denke, wir werden nichts dabei verloren haben, denn die Mutter zeigt noch jetzt die Spuren hoher Schönheit, und die Tochter ist in der That ein reizendes Wesen. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich ihnen vorstellen zu lassen, allein ihr ganzes Benehmen zeigt von einer gewandten Bildung. Ich will aber doch sogleich einmal hinüber und den Baron Erlhofen selbst nach den Namen derselben fragen, damit Sie volle Auskunft haben."

Noch ehe Marie es hindern konnte, war der Rittmeister aufgesprungen, um die Erkundigungen einzuziehen. Während dessen hatte sie Muße die beiden edlen Gestalten aufmerksamer zu betrachten. Sie mußte sich gestehen, selten schönere Frauen gesehen zu haben, zumal hatte die ältere eine solche Hoheit

in ihrem Weſen, daß ſie, obwohl die jüngere mit allen Reizen zarter Anmuth geſchmückt war, dieſelbe doch gewiſſermaßen verdunkelte. Das reiche ſchwarze Haar, welches die weiße edle Stirn bedeckte, lieh in Verbindung mit dem großen dunklen Auge dem Angeſicht eine edle Melancholie, welcher die älteren Züge, insbeſondere die mindere Friſche der Wangen, noch einen erhöhteren Grad gaben. Zwar ſaß die Fremde, und ein weiter dunkelrother Shawl verhüllte den Bau ihres Körpers, allein man war gewiß, wenn ſie aufſtand, mußte ſie den Anſtand einer Königin haben. Die Tochter war gewiſſermaßen der ſanfte blaß aufſteigende Mond jener prächtig untergehenden Sonne gegenüber. Man konnte nicht eben von einer Ähnlichkeit zwiſchen Beiden ſprechen, doch war wenigſtens eine nationelle Verwandſchaft ſo hervorſtechend bemerkbar, daß auch der oberflächlichſte Blick hinreichte, einen nahen Zuſammenhang zwiſchen Beiden zu erkennen.

Während Marie ſich dieſen Eindrücken überließ, kehrte der Rittmeiſter zurück und ſprach: „Ich kann Ihnen jetzt genaue Kunde geben, die Damen ſind Polinnen, die ältere eine Gräfin Johanna Micelska, die jüngere ihre Pflegetochter, Namens Lodoiska.“

Marie ſchreckte freudig zuſammen, denn durch die Briefe ihres Bruders kannte ſie dieſe Namen und wußte, daß Johanna Raſinki's Schweſter war. Allein ſie befand ſich in einer eignen, ängſtlichen Verlegenheit, da ſie gar nicht wußte, ob Raſinski ihrer jemals erwähnt habe; ihr Verhältniß zu Ludwig konnte er nicht mitgetheilt haben, da dieſer einen andren Namen führte, jedoch war es wohl möglich, daß er ſie ſeiner Schweſter genannt hatte, zumal da alle Briefe Mariens unter Raſinski's Adreſſe gingen, und er auch Ludwigs oder Bernhards Antworten immer mit einem Couvert von ſeiner Hand und mit ſeinem Siegel einſchloß und ſie

so an Mariens Mutter beförderte. Sie hatte die größte Sehnsucht, mit der schönen Frau zu sprechen, sich nach ihrem Bruder, nach Bernhard zu erkundigen. Eine leise, aber dringende Stimme ihres Herzens, der sie jedoch kein Gehör schenken wollte, trieb sie auch an, nach dem Mann zu fragen, der ihr so schnell theuer geworden war; welch einen Kampf mußte sie bestehen, wenn sie gezwungen war, alle diese heiligen, mächtigen Triebe in die stummen Banden des Schweigens zu legen! Ihre Unbefangenheit für die Freude des Festes war dahin; alle ihre Gedanken richteten sich nur auf den einen Punkt, sie vermochte fast die Blicke nicht wieder von der Gräfin abzuwenden. Der Rittmeister knüpfte ein Gespräch mit ihr an, doch sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um nur die nothwendigsten Antworten geben zu können. So lebhaft der gebildete Mann sprach, mit so geläufiger Anmuth er auch die gesellige Bedeutung eines solches Festes zu schildern wußte, Marie bemerkte oftmals mit leichtem Erschrecken, daß sie ihn zwar aufmerksam angesehen, aber kein Wort von dem, was er sagte, gehört hatte. Sie sah nicht, wie anmuthig sich die Gruppen im Grünen lagerten, hörte nicht, wie fröhlicher Scherz überall laut wurde, ja sogar der Muthwille schon anfing ein wenig übermüthig auszubrechen. Es war ihr daher sehr lieb als man nach einer halben Stunde wieder aufbrach, und der Rittmeister ihr den Arm reichte, um sie wieder an den Wagen zu führen. Hier gab es einige Verwirrung; denn nicht Alle hatten sich genau die Wagen gemerkt, in denen sie gekommen waren, und da es meistens Miethwagen aus Töplitz waren, so wußten die Wenigsten sie wieder aufzufinden. So geschah es, daß man in einen freundschaftlich scherzhaften Streit gerieth, den der Muthwille einiger jungen Männer noch mehr verwirrte. Auch Marie kam in eine ähnliche Verlegenheit, da fremde

Damen ſchon in den Wagen eingeſtiegen waren, auf welchen ſie mit ihrer Geſellſchaft Anſprüche zu haben glaubte. Die Verwirrung war groß, aber durchaus ſcherzhaft, zumal da die jungen Männer die Kutſcher durch ein Trinkgeld anſtifteten, zu behaupten, ſie könnten gar kein gültiges Zeugniß der Entſcheidung ablegen, indem ſie ja immer mit dem Rücken gegen die Herrſchaften geſeſſen hätten, folglich nicht wüßten, wer ſich im Wagen befunden habe. Der Streit wurde bald ein großmüthiger, da Jeder nunmehr mit geſellſchaftlicher Höflichkeit Unrecht haben und dem Andern weichen wollte; ſo kam man freilich noch weniger vorwärs. Da rief endlich der Baron Erlhofen, einer der Anordner des Feſtes, der als ein wohlbeleibter Vierziger ſchon einiges Anſehn hatte, mit lauter Stimme um Gehör. Man verlangte allgemein Stille, um ſeine Rede zu vernehmen. Er ſprang munter auf einen abgeſtumpften Baumſtamm, ſchwenkte ſein Tuch, um die Zuhörer herbei zu winken, und als ſich eine anſehnliche corona um ihn verſammelt hatte, begann er folgendermaßen: „Höchſt ehrenwerthe Verſammlung! Ich bin weder Cicero noch Demoſthenes, aber beide Redner würden in meinem Falle faſt eben ſo viel Schwierigkeiten haben, als ich; denn das Unüberſteigliche iſt für Alle gleich. Die Weltgeſchichte meldet uns viel von der Verwirrung beim Thurmbau zu Babel, ſie ſpricht von den Irrgängen des Labyrinths, von den unlösbaren Verſchlingungen des gordiſchen Knotens, von den gemiſchten Sämereien, welche Aſchenbrödel auseinanderleſen mußte, von den unauflöslich verwickelten Beinen der Schildbürger — alles aber verſchwindet, gegen die furchtbare Verwirrung und Verblendung, mit welcher ein Gott oder ein Dämon uns in unberechenbares Unheil zu ſtürzen beabſichtigt. Die eiſernen Männer welche aus den Drachenzähnen emporwuchſen, die Jaſon auf Medeens Geheiß mit den feuerſprühen-

dem Stieren untergepflügt hatte, erschlugen einander um den Stein, den der Räuber des goldenen Vließes unter sie warf, nicht mit solcher Erbitterung, als wir, edle Freunde, im Kampf um die teplitzer Miethwagen fast schon gezeigt hätten. Trojaner und Griechen fochten nicht so entbrannt um die treulose Helena, ja selbst Here, Pallas und Aphrodite stritten nicht so giftig um den Apfel der Eris als unsere Schönen um die Plätze dort in der Reihe der stolz aufgefahrenen Wagenburg. Alle Weisheit des Minos oder des Königs Salomo wäre nicht im Stande, diesen Streit zu schlichten. Ob es daher unbescheiden von mir sei, falls ich mich ein wenig höher anschlüge, als diese beiden, wenn ich ein Auskunftsmittel gefunden hätte, welches alles schlichtete; ob ich in einem solchen Falle nicht eine Lorbeer-, Eichen- und Mauerkrone zugleich verdient hätte: darüber mögen die Gerechten in dieser erlauchten Versammlung entscheiden. Mein Vorschlag aber ist der, da doch einmal eine Revolution in unsrem nomadischen Wanderstaate unvermeidlich ist, sogleich ein wahrhaft lykurgisches Gesetz zu geben, und Freiheit und Gleichheit ungemein vollkommner herzustellen als in der französischen Republik, dadurch, daß wir allen Privatbesitz aufheben und jene sämmtlichen stattlichen Wagen und Rosse für Nationaleigenthum erklären. Doch dies ist noch nicht genug; mein republikanisches Gemüth verstattet nicht einmal, daß man sich selbst als Privateigenthum besitze. Es werde daher unsre Gesellschaft gewissermaßen als Schiffsgut gleichmäßig auf jene unsre zahlreiche Flotte verladen, welche sich von der englischen durch wenig andres unterscheidet, als daß diese mit ausgespannten Segeln, die unsrige mit angespannten Pferden vorrückt. Um die gleiche Vertheilung zu bewirken, scheint mir's, verehrteste Freunde, am angemessensten, daß wir eine Polonaise aufführen, und so uns tanzend zu

zwei und zwei Paaren einſchiffen. Findet dieſer Vorſchlag, der uns aus einer der ſchrecklichſten Calamitäten des Lebens retten ſoll, Ihren Beifall, meine Schönen, ſo bekunden Sie es dadurch, daß Sie Ihre zarte Hand den auffordernden Rittern reichen, und mir, der ich als dux gregis, wozu mich die vorwaltende Capacität meines Geiſtes erhoben hat, voranzugehen beabſichtigte, willig paarweiſe nachfolgen.“

Nach dieſer im ernſteſten Tone von dem Baron gehaltene Rede erhob ſich ein allgemeiner Beifallsruf, und man nahm ſein Geſetz zuerſt durch Acclamation und dann durch die That an, indem man ihm, als er die Gräfin Micelska aufforderte, ſogleich folgte. Jeder Herr, der nicht beritten geweſen war, reichte einer Dame die Hand, ja ſogar Einige, die ſich ſchon in die Wagen geſetzt hatten, weil ihre Anſprüche nicht beſtritten worden waren, ſtiegen wieder aus und unterwarfen ſich ebenfalls dieſem neuen Lykurgus. Erlhofen führte den Zug einigemal auf dem Raſen umher, bis ſich alles geordnet und angeſchloſſen hatte, und alsdann nahm er ſeinen Weg nach dem nächſten Wagen, den er mit dem ihm folgenden Paare beſtieg. So ordnete ſich alles auf das Beſte und Schnellſte, und ſelbſt die ſtrengſten Mütter und Aufſeherinnen ließen für diesmal die Anordnungen des Zufalls gelten, ſelbſt wo er nur ganz jugendliche Paare zu einander geſellte. Auch die Überraſchung that das ihrige, um die Freude zu erhöhen, denn erſt im Einſteigen erfuhr man, welches Paar das zweite in jedem Wagen wurde. Marie ſah gleich beim Beginn des Tanzes mit klopfendem Herzen, daß ſie mit der Gräfin in einem Wagen fahren werde, indem ſie, von dem Rittmeiſter, welcher ſein Pferd einem Freunde übergeben hatte, aufgefordert, unmittelbar dem Baron folgte. So bekommen ihre ſeltſamen Verhältniſſe ſie machten, ſo mußte es ſich doch jetzt entſcheiden, ob ſie der Gräfin völlig unbekannt

bleiben, oder in eine nähere Beziehung zu ihr treten würde, denn es konnte nicht fehlen, daß Erlhofen und der Rittmeister, zumal da Beide Ordner des Festes waren, die Damen einander vorstellen würden. Dies geschah auch, sowie sie im Wagen saßen; kaum hatte Erlhofen Mariens Namen genannt, als die Gräfin auch sogleich angelegentlichst fragte, ob sie aus Dresden sei und den Obrist Rasinski, ihren Bruder, gekannt habe.

Als Marie beides bejahte, fragte die Gräfin auch nach ihrem Bruder und nach ihrer Mutter, und ob beide anwesend seien.

„Meine Mutter," sprach Marie etwas betreten, „ist zwar in Teplitz, allein durch Kränklichkeit gehindert, diesem Feste beizuwohnen; mein Bruder aber befindet sich wieder auf Reisen, so daß ich selbst in diesem Augenblick seinen Aufenthalt nicht anzugeben wüßte."

Die Gräfin sprach die Hoffnung aus, wenigstens die Bekanntschaft der Mutter zu machen, da sie sich vier Wochen in Teplitz aufzuhalten gedenke. „Dresden," bemerkt sie nach einigen Augenblicken, „ist für meinen Bruder überhaupt ein sehr glücklicher Ort gewesen, so kurze Zeit auch sein Aufenthalt daselbst gedauert hat. Denn er hat auch zwei Freunde dort gewonnen, welche aus Neigung zu ihm in seinem Regimente Dienste genommen haben und einige Zeit zu Warschau in meinem Hause wohnten, gewiß werden Sie sie kennen; Graf Lomond und Herr von Soren."

Marie gerieth in eine quälende Unruhe; einmal war jede Verstellung, jede, selbst die unschuldigste Unwahrheit ihrem Herzen so fremd, daß sie sogar in so dringenden Fällen davor zurückbebte, und dann wußte sie ja auch nicht, wie weit Bernhard und Ludwig mit ihr bekannt zu sein angegeben

haben mochten. Faſt unhörbar, über das ganze Geſicht erglühend, erwiderte ſie daher: „O ja, ich kenne ſie ſehr entfernt.“ Der Gräfin entging ihre Verlegenheit nicht, indeß gab ſie derſelben eine andere Deutung; ſie glaubte nämlich aus Marieens auffallender Bewegung die Vermuthung ziehen zu dürfen, daß ihr Herz bei dieſer Bekanntſchaft ſtärker betheiligt ſei, als ein junges Mädchen verrathen darf. Mit einem leichten, eben ſo ſchnell, als es entſtand, unterdrückten Lächeln ließ ſie daher das Geſpräch fallen und ging zu andern Gegenſtänden über. Mit der Gewandtheit einer Frau von Welt wußte ſie ſich ſogleich, ohne einen auffallenden Sprung zu machen, auf das angenehmſte über das heitere Feſt zu verbreiten, deſſen Theilnehmerin ſie ſo unvermuthet geworden war. Marie fragte dagegen nach der Tochter der Gräfin, für welche ſie die junge Lodoiska hielt.„ Ihretwegen,“ erwiderte dieſe, „beſuche ich hauptſächlich das Bad. Weniger weil ihre Geſundheit den Gebrauch deſſelben nothwendig macht, als weil ſie einer Zerſtreuung bedurfte, die ſie jetzt in unſerer, dem Kriegsſchauplatze zu nahe gelegnen Vaterſtadt Warſchau nicht finden kann. Nichts konnte mir daher erwünſchter ſein, als gleich bei meiner Ankunft auf eine ſo überaus heitere Weiſe begrüßt zu werden. Ich habe auch bemerkt, daß dieſes Vorzeichen, wenn wir es ſo nennen wollen, auf Lodoiska einen ungemein glücklichen Eindruck gemacht hat. Sie giebt viel auf dergleichen, denn ſie iſt überhaupt eine liebe Träumerin. Leider neigt ſie ſeit einigen Monaten ſo ſehr zur Schwermuth, daß ich faſt daran verzweifelte ihren Antheil für die heitren Genüſſe des Lebens wieder rege zu machen. Allein nichts wirkt mehr auf den Menſchen als das Ungehoffte, Unvermuthete, worin er keine Veranſtaltung, keine Abſichtlichkeit, ſondern eine Fügung, ja gewiſſermaßen eine Wendung ſeines eignen Geſchicks ſieht und daher mit

einem ungleich ſtärkern Glauben und Vertrauen daran geht als wenn er mühſelige menſchliche Beſtrebungen darin zu erkennen wähnt."

Drittes Capitel.

Unter ſolchen Geſprächen, bei welchen man ſich wenigſtens in den nächſten Beziehungen kennen lernte, war der Zug ſeinem Ziele näher und näher gekommen. Schon ſah man das Städtchen Auſſig, wie es ſich an dem Ufer der Elbe maleriſch hinzog, ganz nahe vor ſich. Die Reiter, welche bisher die Wagen begleitet hatten, ſprengten nun voran, um die Ankunft der Damen zu melden und alles auf ihren Empfang vorzubereiten. Der ganze Ort kam in Aufregung, als die ſtattliche Reihe junger Männer zu Pferde ihren Einzug hielt; alles flog an die Fenſter, vor die Hausthüren. Die niedlichſten Mädchen in ihren böhmiſchen Häubchen guckten neugierig mit den lebhaften ſchwarzen Augen nach den vornehmen jungen Herren hinaus, und fuhren halb verſchämt, halb vergnügt lachend, mit den artigen Köpfchen ſchnell zurück, wenn ihnen ein Kuß zugeworfen, oder ein Gruß hinaufgewinkt wurde, wozu ſich die jungen Leute in ihrem fröhlichen Übermuth gar ſehr aufgelegt fühlten. Der Wirth des Gaſthauſes war ſchon benachrichtigt; mit dienſtfertiger Eile ſprangen er und ſeine Leute den Ankommenden entgegen und nahmen ihnen die Pferde ab. „Es iſt alles ſchon aufs beſte in Ordnung, meine Herren," rief der Wirth; „das ganze Haus ſteht zu Ihren Dienſten, die Zimmer ſind gereinigt

und aufgeſchmückt, für eine gute Tafel habe ich geſorgt, kurz, ich hoffe die gnädigen Herrſchaften werden mit mir zufrieden ſein."

„Wir wollen ſehen," ſprach der Baron Heilborn, einer der Anordner des Feſtes, „wir wollen alles in Augenſchein nehmen. Längſtens in zehn Minuten treffen die Wagen mit den Damen ein, und da darf nichts mehr fehlen. Haben Sie auch Blumen genug, um die Treppe zu beſtreuen, und iſt auch der Eingang gehörig bekränzt?"

„Das will ich meinen, Ew. Gnaden," erwiderte der Wirth; „und nicht nur die Eingänge, ſondern auch der Speiſeſaal, ſo gut wir's anzuordnen gewußt haben, und ſo gut das freilich nicht ſonderlich ſchöne Lokal es zulaſſen wollte." Unter dieſen Worten ging man die Stiegen hinauf, um den obern Raum des Hauſes, der zum Empfang der Gäſte eingerichtet war, zu beſichtigen. Prachtgemächer durfte man freilich nicht erwarten; denn vier ziemlich grob geweißte Wände, auf denen die niedrige Decke faſt ängſtlich drückte, plumpe, ſchlechtſchließende Thüren mit rothbrauner Farbe getüncht, kleine, trübe Fenſter deren Scheiben in Blei gefaßt waren, und ein Fußboden von ſchlechten Dielen, der nirgend wagerecht lag, konnten freilich keinen glänzenden Palaſt bilden, und außer einiger Stuccaturarbeit an den Decken war nichts zu ſehen, was man eine architektoniſche Verzierung hätte nennen können. Indeſſen hatte der Wirth die Thüren mit dicken Eichenlaubkränzen zwiſchen denen ſich auch einige Blumengewinde wahrnehmen ließen, behangen; der Geſchmack in der Anordnung war zwar nicht der feinſte, verlieh aber einen ländlich fröhlichen Anſtrich, wie denn Grün und Blumen uns immer freundlich anſehen, wenn ſie auch noch ſo kunſtlos geordnet ſind. Ähnlich wie die Thüren war der Saal geſchmückt; rings an ſeinen weißen Wänden zogen ſich

die grünen vollen Eichenkränze in anmuthig geschwungnen Bogen (eine schöne Form welche das Gesetz der Schwere von selbst erzeugt) etwa einen Fuß unterhalb der Decke dahin. Die Eintretenden sahen sich rings um und riefen dann dem Wirth ein anerkennendes Bravo zu; denn ein frohgestimmter Sinn läßt sich mit allem gnügen, was seiner Stimmung entgegenzukommen sucht. Doch hatte man nicht Zeit, sich lange im Saale zu verweilen, da die Wagen jeden Augenblick eintreffen konnten. Die jungen Leute eilten daher hinunter, ordneten an daß Treppen und Hausflur mit Laub und Blumen bestreut wurden, und stellten sich nun müßig in das Thor, um die Ankunft der Übrigen zu erwarten. Rings in allen Fenstern lagen die erwartungsvollen Bewohner des Städtchens; ein Kreis von Kindern hatte sich um das Haus versammelt. So ärmlich und halb entblößt die meisten waren, so leuchtete doch die Freude über das ungewohnte Schauspiel, welches ihrer wartete, aus den muntern beweglichen Augen. Der Wirth wollte sie verjagen, damit die gnädigen Herrschaften, wie er sich ausdrückte, nicht belästigt würden; doch Heilborn wehrte ihm und sprach: „Laßt den Kindern die Freude; sie stören die unsrige nicht, so mögen sie auch die ihrige haben; ja es macht es noch lustiger, wenn ein so munterer kleiner Schwarm seinen Jubel erhebt. Sieht man Andere fröhlich, so wird man es selber desto mehr; also laßt nur die Kleinen hier herumspringen und Jauchzen und Jubeln und in die Händchen klatschen, so viel ihnen beliebt. Wir wollen wetteifern, wer am lustigsten ist, sie oder wir."

Jetzt rasselte der erste Wagen auf dem holprigen Steinpflaster des Städtchens; alle Köpfe drehten sich nach der Ecke, wo die Gasse vom Thor in den Markt einlief. Ein Jubelgeschrei erhob sich unter den Kindern, als die Schimmel, welche den vordersten Wagen zogen, aus der Gasse zum Vor-

ſchein kamen. „Laßt uns die Kinder nachahmen," rief Heilborn, „und ſalutiren!" Dabei zog er ſein Schupftuch aus der Taſche und ſchwang es hoch in die Lüfte. Die Übrigen ahmten dieſes Begrüßungszeichen nach, und die Kinder verdoppelten ihr Jubelgeſchrei. Es waren die Gräfin, Marie, der Rittmeiſter und Erlhofen, welche in dem erſten Wagen, dem der zweite übrigens unmittelbar folgte, ſaßen. Die jungen Männer flogen an den Schlag, um den Damen beim Ausſteigen behülflich zu ſein. „Da wären wir," rief Erlhofen freudig, „und ſiehe da, eine ganze Volksverſammlung, um uns zu empfangen. Das iſt würdig, das iſt recht, das freut mich, Ihr meine Mitgenoſſen und Mitanordner dieſes olympiſchen Feſtes. Bei großen Angelegenheiten muß aber auch Geld unter das Volk vertheilt werden." Zugleich zog er eine lange grüne Börſe hervor, nahm eine Handvoll kleiner Silbermünzen und großer Kupferkreuzer heraus und warf ſie, im Wagen ſtehend wie ein Triumphator unter die kleine Menge, indem er laut rief: „Panem et circenses!" Gleich ſprang er aus dem Wagen und eilte den ſchon vorangegangnen Damen in die Hausthür und die Treppe hinauf nach.

Wagen auf Wagen kam jetzt an, fuhr raſſelnd vor, und die zierlichſten Geſtalten im ſommerlichen Putz hüpften den Tritt hinab und in das Thor des Gaſthofes hinein. Die reichlich geſtreuten Blumen entlockten faſt jedem ſchönen Munde ein dankendes Wort. Endlich ſah man das letzte zierliche Füßchen über den Wagentritt hüpfen und im munteren Schritt die Treppe hinaufeilen. Oben im Saal und den anſtoßenden Gemächern war Erlhofen, unterſtützt vom Rittmeiſter, Heilborn und den übrigen Dirigenten des Feſtes aufs thätigſte bemüht, Seſſel für die Damen zu ſtellen, ihnen behülflich zu ſein, ihre Shawls, Hüte, Mäntel, Sonnenſchirme, Strickbeutel und alle jene tauſend Kleinigkeiten, welche die

artigen Ornamente der Frauenzimmer bilden, unterzubringen. Als einigermaßen die Anfangs herrſchende Verwirrung gelöſt und die Ordnung zurückgekehrt war, entſtand die Frage, was man nun beginnen ſolle. Erlhofen zeigte nicht übel Luſt, wiederum die Rednerbühne zu beſteigen und einen Ciceronianiſchen Vortrag, wenn auch nicht de officiis oder de amicitia, ſo doch wenigſtens de deliciis zu halten. Allein der Rittmeiſter fiel ihm ins Wort und ſprach: „Ein Staat muß regiert werden und in entſcheidenden Momenten braucht ſelbſt die Republik einen Dictator. Wollen wir über alles rathſchlagen und abſtimmen, ſo möchte darüber ſoviel Zeit vergehen, daß, wenn wir von tauſend Entſchlüſſen den beſten gefaßt hätten, es uns an nichts mehr fehlen würde als an der Zeit, ihn auszuführen. Ich ſchlage daher vor, daß wir einen König und eine Königin erwählen, denen wir heut gehorchen wollen; dieſe mögen dann, wenn es nöthig iſt, ihre Miniſter ernennen, kurz die ganze Verwaltung des Staates auf ſich nehmen.“

Der Vorſchlag ward mit lautem einſtimmigen Beifall angenommen, und man ſchritt ſogleich zur Wahl des Monarchen, deſſen Ernennung vorzugsweiſe den Damen übertragen wurde. Erlhofen ward einſtimmig gewählt, und man überließ es ihm, eine Königin an ſeine Seite auf den Thron zu erheben. Der Gekrönte trat mit ſtolzen Miene in den Kreis, er warf gnädige aber doch ſogleich forſchende Blicke ringsumher auf die ſchönere Hälfte ſeiner Unterthanen. Dann näherte er ſich mit feierlichen Schritten der Gräfin Micelska, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder und ſprach: „Die mir das Schickſal zugeführt, ſei meine Beherrſcherin; ſie theile den ſchönſten Thron Europas, denn er iſt der ſorgenfreiſte, mit mir.“

Die Gräfin reichte ihm lächelnd die Hand, ſtand auf,

hob ihn empor und ſprach mit Anmuth: „Ich werde herrſchen, aber wie es der Frau geziemt, durch Überredung und gehorſam den Beſtimmungen meines königlichen Gebieters.“ Ein lauter Beifall begrüßte das neue Königspaar. Dieſes ſchritt ſofort zu ſeinen nächſten Pflichten, indem es ein Miniſterium ernannte: „Die Juſtiz,“ ſprach Erlhofen, „behalten wir uns ſelber vor. Einen Kriegsminiſter werden wir hoffentlich nicht nöthig haben, das Finanzweſen kommt erſt auf den Abend zur Sprache; beim Licht beſehen bedürfen wir nur eines Hausminiſters und eines der öffentlichen Vergnügungen. Da deſſen Functionen aber ſehr verwickelt ſein dürften, und es uns auf Gehalt nicht ankommt, da wir keines zahlen, ſo beſetzen wir dieſe Stellen zwei-, drei-, vierfach, indem wir alle Feſtordner zugleich dazu ernennen und es uns vorbehalten, ihnen ihre ſpeziellen Befehle zu ertheilen.“

Man war mit dieſer Anordnung des neuerwählten Monarchen vollkommen zufrieden und ſchien überhaupt geneigt, ſich dem Herrſcherpaar im Gehorſam zu fügen. Der erſte Befehl lautete, man ſolle einen Spaziergang auf den Marienberg antreten, welcher, dicht bei der Stadt gelegen, einen reizenden Blick über das Elbthal gewährt und nicht ſchwer zu erſteigen iſt. Dabei wollte man dann das Weitere beſprechen. Paarweiſe machte man ſich auf und trat den Weg an. Es war ein heiterer Zug, der ſich leicht und munter Anfangs durch die Gaſſen des Städtchens zwiſchen den gaffenden Einwohnern hindurch und dann über den Raſen unter ſchattigen Bäumen dahinbewegte. Tücher, Bänder und Gewänder flatterten im Luftzuge, die farbigen leichten Sonnenſchirme ſchimmerten durch das Grüne der Gebüſche. Den Krümmungen des Bergpfads folgend, fing man ſchon an, zwiſchen den Weinmauern und Gartenhecken, welche den Abhang lebendig durchſchneiden, aufwärts zu ſteigen. Man

ſah die Reihen dreifach übereinander, in hin und wieder laufender Bewegung, bis ſie höher hinauf in der Biegung des Pfads und dem Dunkel des mit Gebüſchen gekrönten Gipfels verſchwanden. Erlhofen ſchritt, mit der Gräfin am Arm, an der Spitze ſeines Volkes; von Zeit zu Zeit ſtand er ſtill, theils um ausruhen zu laſſen, theils um auf die ſchönen Blicke, welche man in das Thal hatte, aufmerkſam zu machen. Der Gipfel war bald erreicht; er gewährte, wenngleich nicht eine weite Ausſicht, doch einen ungemein reizenden Überblick der nächſten Landſchaft. In die Gaſſen des Städtchens ſah man ſo hinein, als ſtände man auf einem Thurm. „Wir können unſere Monarchie von hier oben deutlich überſehen," ſprach der Baron und deutete mit dem Finger auf den Gaſthof am Markt, in deſſen Fenſter man hineinblicken konnte; „auch unſere Heeresmacht können wir zählen, die ſich dort in Form einer Wagenburg im Schatten des Rathhauſes am Markt aufgeſtellt hat. Ich ſehe aber nicht ein, weshalb ich nur unſere nächſten Beſitzthümer der Monarchie einverleiben will! Was heißt beſitzen? Meiner Meinung nach beſitzt man alles das, was man genießt, wenigſtens ſo lange man es genießt. Dadurch erweitern ſich die Grenzen unſres Gebiets bis ins Unermeßliche; das Elbthal, deſſen ſchöner Anblick uns heute erfreuen ſoll, gehört uns nun ganz unbeſtreitbar, und was man wider unſere Herrſchaft über die Sonne, die uns heut die Luft milde erwärmen muß, und über den Mond, dem ich's beſonders aufgetragen habe, uns nach Hauſe zu leuchten, einwenden will, kann ich mir kaum vorſtellen."

„Die ſchönere Hälfte unſeres Beſitzthums," erwiderte die Gräfin, indem ſie ſich freundlich umſah, „ſcheint mir der lebendige Theil unſrer Herrſchaft zu ſein; ich werde mich als eine wahre Landesmutter am meiſten in dem Wohlſein meines Volkes glücklich fühlen." „Wahrlich!" rief Erl-

hofen, „Ihr habt Recht, Majeſtät! Wenn ich hier unſre Unterthanen betrachte, ſo möchte ich faſt behaupten, kein Monarch in Europa beherrſche eine ſo gebildete, reiche und ſo folgſame Bevölkerung. Denn wir haben in unſrem Staate zwar Mangel an den nothwendigſten Einrichtungen, allein aus ſehr guten Gründen. Es fehlt uns eine Polizei, weil wir keine Vagabunden haben, oder vielleicht alle zuſammen welche ſind; von einem Gerichtshof wiſſen wir nichts, aus Mangel an Verbrechern, und ein Advokat könnte unter uns nicht leben, weil, ſo lange unſer Thron ſteht, noch kein Prozeß geführt iſt. Armenanſtalten fehlen, weil kein Bettler ſich zeigen will als höchſtens einer um einen Kuß; und da, hoffen wir, wird man ſich im Nothfall wohlthätig zeigen."

„Nicht zu voreilig, lieber Monarch," erwiderte die Gräfin lächelnd, „nicht gar zu früh laßt uns über den guten Zuſtand unſres Reiches frohlocken. Wer weiß, ob nicht bald Zwieſpalt und Aufruhr in demſelben ausbricht; wenigſtens dürfte Ihre letzte Annahme einen Gerichtshof nöthig machen, einen Liebesgerichtshof, verſteht ſich." — „Da führen wir ſelbſt den Vorſitz, Königin," rief der Baron lebhaft, „und ich wollte nur, daß ſchon ein klagbares Liebespaar vor uns ſtünde."

Unter dieſen Geſprächen hatte man ſich einen anmuthigen Punkt ausgeſucht, der auf weichem Mooſe unter ſchattiger Umbüſchung einen einladenden Ruheplatz darbot. Der König gab das Geſetz, daß man ſich in bunter Reihe lagern ſolle, die gehorſamen Unterthanen vollzogen den Befehl willig. „Ich denke," erhob der Monarch die Stimme, „wir richten uns mit unſren Vergnügungen theils nach unſren Kräften, theils nach den Winken, welche die Natur uns ſelbſt gibt. In dieſen ſtillen Vormittagsſtunden, wo die Sonne höher und höher ſteigt, die Wärme mit jedem Augenblick zunimmt, muß man ruhend das Schöne genießen. Erſt der Nachmittag,

wo mit jeder Minute uns ein kühlerer Hauch der Lüfte trifft, eignet ſich zu körperlichen Vergnügungen. Jetzt werden uns Geſpräch und Scherz am beſten thun; denn wir behalten dabei Muße, auf das angenehme Summen und Weben der Inſecten zu horchen, den Blick aufwärts in die Laubwipfel zu richten, wie ſie, kaum bewegt durch die milden Lüfte, anmuthig ſtill unter ſich flüſtern und Sonnenſtral und Himmelsblau durch ihr freundliches Gitter äugeln laſſen. Ein ganz leicht bewegliches Spiel ließe ich mir allenfalls gefallen, nur keines jener heftigen, wobei man ſich ganz außer Athem laufen muß, welches ſich überhaupt für eine Majeſtät nicht ſonderlich ſchicken würde.“ Man war ſeiner Meinung, und die Gräfin brachte, von den Damen zu einem Vorſchlag aufgefordert, ein Pfänderſpiel in Gang. Dies gab zu allerlei heitren Scherzen Anlaß, denn der König geſtattete nicht nur, ſondern gebot ſogar manche kühne Freiheit bei der Auslöſung. Nachdem dieſe vollbracht war, wurde ein allgemeiner Aufbruch befohlen, um einen neuen Anſiedelungspunkt aufzuſuchen, weil die Sonne anfing empfindlich zu ſtechen, indem das zarte Laubgitter ihre Stralen nicht mehr recht abhalten wollte. Der Monarch ſandte ſeine Miniſter als Boten nach verſchiedenen Gegenden aus, um einen angenehmen Aufenthaltsort zu erkunden. Nach einigen Minuten kehrte der Rittmeiſter zurück und behauptete, einen Platz ausfindig gemacht zu haben, der alle Eigenſchaften eines angenehmen Ruheſitzes vereinige. Man folgte ihm, und er führte die Geſellſchaft auf dem Kamm des Berges thalabwärts entlang; dann ſchlug er einen Fußſteig ein, der ſich ein wenig gegen den Abhang hinunterzog und bald im dunkleren Walde verlor, wo hohe Buchen den kühlſten Schatten gaben. Hier rieſelte aus einer Felsſpalte ein klarer Quell hervor, der ſich in einem durch ihn ſelbſt gehöhlten Becken ſammelte und dann, ſanft den

Rand deſſelben überfließend, munter ins Thal hinabhüpfte. Der Abhang des Berges bildete die bequemſten Sitze; die moosbedeckten Wurzeln einer alten Buche gewährten einen etwas erhöhten Platz, der ſich trefflich zum Thron für das Königspaar eignete. Zugleich war man, trotz der dunklen Waldkühle dennoch nicht ohne eine ſchöne Ausſicht, denn eine hohe Bogenöffnung der Baumgewölbe verſtattete einen Blick auf den Elbſpiegel, über den ſich grade im Mittelpunkte des durch die Zweige begrenzten Raumes, das Schloß Schreckenſtein auf ſeinem ſchwarzen Felſen erhob. Außerdem konnte man auch gerade vor ſich hinab ins Thal ſehen, wo die Wellen des Stromes ſilbern zwiſchen dem ſpielenden Laub heraufglänzten. Der Platz überraſchte ſo durch ſeine Schönheit, daß er mit einem allgemeinen Ausruf der Freude begrüßt wurde. Der Monarch nahm auf dem weichen Thronſitze Platz, die Königin ſetzte ſich an ſeine Seite, die Übrigen lagerten ſich im Halbkreiſe amphitheatraliſch den Bergeshang abwärts Paar und Paar auf dem Raſen. „Hier iſt es ſelbſt zum Spiel zu ſchön," begann die Königin; „der Ort iſt faſt zu heilig, um durch leichten Scherz entweiht zu werden. Gar anmuthig aber würde man hier einem Erzähler oder Sänger lauſchen, der uns Kunde von den romantiſchen Wundern dieſes Thales gäbe. Hat Niemand unter unſren Unterthanen den Alten dieſes Felſens geſprochen? Erſchien keinem der Berggeiſt oder die liebliche Nymphe dieſes Stroms? Hat ſie keinen unſrer Ritter, der ſich auf der Jagd verirrte, im geheimnißvollen Dunkel des Waldes angeredet, dem Durſtenden einen erquickenden Becher gereicht, dem Ermüdeten den Helm gelöſt und ihn eingeladen, das Haupt ſanft in ihrem Schooße zu ruhen? Und hat ſie ihm dann nicht erzählt von ihren Schlöſſern im tiefen Bau der Felſen oder unter der kühlen ſilbernen Hülle der Waſſer? Hat ſie ihm nicht ſüße

Lieder geſungen, vom Rauſchen der Wellen und Bäume begleitet, um ihn einzuwiegen in ſanften Schlummer? Führte ſie Keinen in ihre Paläſte ein und ließ ihn dem Tanz der Nymphen, ihrer Geſchwiſter, zuſchauen? Oder iſt vielleicht ein Glücklicher unter uns, den ſie gar ſchmeichelnd nach ſich zog in die geheimnißvolle Grotte, um in trauter Einſamkeit mit ihm zu koſen? Ach ich fürchte, die ſchöne Zeit der Wunder iſt vorbei, und kaum daß uns noch der Dichter Kunde giebt von jenen goldnen Tagen, wo Götter ſich zu den Sterblichen geſellten! Wäre aber Jemand hier, der es ſelbſt erfahren hätte, daß die alten holden Träume nicht verklungen ſind, daß die gütigen Weſen, von denen unſre Urväter wußten, noch umherwandeln, wenngleich tief in die Einſamkeit geſcheucht durch das unheilige Geräuſch und Getöſe der Welt: er trete auf und erzähle uns, was er erlebte." Es blieb Alles ſtill, doch lächelte man vergnügt über die anmuthige Weiſe, mit der die Gräfin zum Erzählen einer Sage oder eines Mährchens aufgefordert hatte. Endlich erhob ſich ein junger Männ, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, aber durch ſein ſanftes, beſcheidnes, faſt jungfräulich zu nennendes Weſen, ſo wie durch ſeinen ſchönen blonden Lockenkopf und die zarte Röthe und Rundung ſeiner Wangen bereits Allen aufgefallen war, und ſprach: „Ich bin vielleicht der Jüngſte in dieſer Geſellſchaft und darf nicht Anſpruch machen, durch meinen Vortrag etwas zu gelten; doch ich bin in dieſen Bergen auferzogen und kenne ſo manche ſchöne Sage, mit der man ſich hier im Volke trägt. Wenn ich —"

„O erzählen Sie geſchwind, erzählen Sie," riefen viele Stimmen und unterbrachen ſo den Eingang den er blöde und erröthend geſprochen hatte. Die Gräfin aber ſtand auf, und ſprach: „Das iſt ſchön, daß Sie Ihrer Monarchin ſo gehorſam ſind; allein der Erzähler muß einen Platz haben, wo

Alle ihn ſehen und hören können, ſetzen Sie ſich daher auf meinen Thron, ſo lange die Erzählung dauert."

Die Gräfin hatte ihre Worte noch nicht vollenden können, als auch ſchon Erlhofen aufſprang und rief: „Das verhüte der Himmel, daß ich meine Königin ihres Thrones beraubt ſehen ſollte. Aber der Dichter und der Sänger iſt der wahre König, denn er beherrſcht die Herzen, und zumal der Frauen. Er nehme daher meinen Thron ein und ſitze zur Seite der Königin, deren holde Nähe ihn begeiſtern möge."

Alles rief dieſem Entſchluſſe Beifall, und der Jüngling, Benno war ſein Name, nahm mit einer Befangenheit und Schaam, die ſeinem jugendlichen Antlitz ungemein reizend ſtand, an der Seite der Gräfin Platz. Nach einigem Beſinnen erzählte er ein von ihm ſelbſt auf eine der Gebirgsſagen gedichtetes Mährchen. Es enthielt die Geſchichte eines von den Bewohnern der Berge und Ströme begünſtigten Jünglings, der die Liebe einer Jungfrau, welche in den Tiefen des Gebirgsſees wohnt, gewinnt und ihr ewige Treue ſchwört. Doch er muß ſtrenge Prüfungen beſtehen; heimliche Kräfte und Mächte umgeben ihn überall. Zwar verwahrt ihn die Geliebte mit geheimnißvollen, wunderkräftigen Geſchenken gegen die zauberiſchen Wirkungen; doch er wird verblendet, wird untreu, und plötzlich ſieht er ſich von allen Bildern ſeiner Täuſchung verlaſſen und in tiefſtes Elend geſtürzt. Voll Verzweiflung endet er ſein Leben, indem er ſich in den See ſtürzt, auf deſſen Grunde der kryſtallene Palaſt ſeiner Geliebten verborgen iſt. Seit jener Zeit haben ſich die blauen Wogen deſſelben getrübt und verfinſtert, und ſelbſt der lichteſte Himmel erblickt ſich in der Tiefe des Gewäſſers nur in einem ſchwarzen Spiegel.

Viertes Capitel.

Als Benno dieſe Erzählung beendet, waren alle Gemüther in einer gewiſſen ängſtlichen Spannung, und tiefes Schweigen herrſchte umher. Er hatte ſo lebendig dargeſtellt und ſeine Hörer ſo vollſtändig von der Nähe des Schauplatzes, auf dem ſich dieſe Begebenheiten zugetragen haben ſollten, überzeugt, daß man die Landſchaft umher mit der Empfindung betrachtete wie irgend eine geſchichtlich denkwürdige Stätte, wo man gewiſſermaßen noch die Fußtapfen der dort vorübergegangnen großen Ereigniſſe auf heiligem Boden zu entdecken glaubt und ſie mit Ehrfurcht und Rührung betrachtet.

„Befindet ſich wirklich hier in der Nähe ein ſolcher See?“ Mit dieſer Frage unterbrach die Gräfin zuerſt die allgemeine Stille.

„Er iſt wenig bekannt,“ verſetzte Benno, „und, aufrichtig geſtanden, auch eben nicht beſuchenswerth, falls es nicht der Sage halber wäre. Allein wie es bisweilen geht, ſo haben unſere Voraltern, trotz ihrer romantiſchen Anlage zur Poeſie, in Beziehung auf die Landſchaften, an die ſie ihre Sagen knüpften, nicht ſo viel Sinn für Naturſchönheit entwickelt, als man ſo dichteriſchen Gemüthern zutrauen ſollte.“

„Mir ſcheint dieſe Anklage doch nicht ganz gerecht,“ wandte Marie ein; „denn erſtlich finden wir wohl viele Spuren, daß unſre Väter das Schöne, Schauerliche und Erhabene in der Natur ſehr beſtimmt gefühlt haben, wie dies ja ſchon die Namen ausgezeichneter Berge, Felſen und Schluchten beweiſen; zweitens aber war die Sage doch gewiß nichts rein Willkührliches, und wenn ſie ſich auch zum Theil aus der Örtlichkeit ſelbſt erzeugte, ſo bedurfte ſie doch auch gewiß

einer Begebenheit, einer Handlung, ſo daß man ſie gewiſſermaßen als eine geheimnißvolle Tochter der That und des Orts betrachten kann. Und wie häufig findet ſich's, daß auch der Schauplatz der Begebenheiten ungemein tief mit dieſen ſelbſt in Verbindung ſteht."

„Sie haben gewiß recht," erwiderte Benno ein wenig erröthend; „indeſſen kommen auch manche Beiſpiele vor, wo ſich die ſchönſten Mährchen an eine wenig hervortretende Örtlichkeit knüpfen, und eines davon iſt meine Erzählung. Doch geſtehe ich gern, daß meine allgemeine Schlußfolge aus dieſen Beiſpielen etwas zu raſch war."

„Dem ſei wie ihm wolle," ſprach die Gräfin, „Ihre Erzählung hat uns eine angenehme Stunde bereitet. Ich als Monarchin habe die Verpflichtung, den Dichter meines Minnehofes zu belohnen, und ich denke, es ſoll in wahrhaft fürſtlicher Weiſe geſchehen. Die Erzählung iſt auf dem reinen Boden der Natur gewachſen; mit ihren reinen urſprünglichen Gaben ſoll ſie auch belohnt werden. Sie empfiehlt auf eine eindringliche Weiſe die Treue als die wahrhafte Seele der Liebe und nimmt ſich, ſomit insbeſondere unſres Geſchlechts an, welches von der Treuloſigkeit der Männer ſo viel zu dulden hat. Es iſt daher billig, daß eine weibliche Hand den ſinnvollen Dichter, für den uns der Erzähler gelten muß, belohne. Ich befehle alſo allen Jungfrauen unſres Hofes, ſich aufzumachen, um die ſchönſten Feldblumen zu ſuchen. Bei der Rückkehr unſrer ſchönen Edelfräulein werde ich ſelbſt Drei von ihnen auswählen, um einen Kranz aus den Blumen zu flechten, und hierauf ſoll das Loos entſcheiden, welche dieſer Drei den Dichter bekrönen und, ſo lange unſer Reich dauert, ſeine Gefährtin ſein wird."

Ein allgemeiner Beifall erhob ſich, als die Monarchin dieſen Beſchluß bekannt machte. Die Männer klatſchten

freudig in die Hände und priesen die Fürstin hoch, welche einen Liebeshof so trefflich zu regieren wußte. Erlhofen ergriff mit komischem Pathos einen Zweig als Scepter, erhob ihn mit feierlicher Geberde und rief: „Ihr, meine Völker! Vernehmt! Ich ertheile hiermit dem Ausspruch unsrer königlichen Gemahlin meine allerhöchste Sanction. Gehet also hin Ihr Jungfrauen und kehret nicht eher wieder, bis Ihr das Gebiet unsres Reichs seiner schönsten Blumen beraubt habt."

Auf diese Rede erhoben sich die Mädchen und zogen mit ihren flatternden schimmernden Gewändern in den grünen Wald hinein, um an sonnigen Stellen die Blumenlese zu beginnen. Viele der Männer hatten große Lust, die Frauen zu begleiten, doch die Monarchin verbot es streng, denn auf diesem Zuge sollten die Jungfrauen unbegleitet bleiben. Man hatte also nur von Ferne den Anblick, die anmuthigen Gestalten auf dem Rasen hin und wieder schweben, in den Gebüschen bald verschwinden, bald wieder erscheinen, sie sich bücken, die gepflückten Blumen in den Körbchen sammeln, bei einer gleichzeitig entdeckten schönen Blüthe wetteifernd darauf zueilen, kurz alle jene anmuthigen Bewegungen und Thätigkeiten ausüben zu sehen, die der weiblichen Jugend so wohl stehen.

„Sieht der Wald nicht aus, als wäre er von Nymphen bevölkert?" Fragte die Gräfin lächelnd, indem sie auf die blumenpflückenden Mädchen hindeutete.

„Es sind die lieblichsten Oreaden, Dryaden, Hamadryaden, Sylphiden, Elfen und Waldschwestern, die ich jemals gesehen," rief Erlhofen aus.

Man sprach scherzhaft noch manches hin und her über das glückliche Loos des Dichters, über den Eifer der Frauen, ihn zu belohnen, über das zweifelhafte Glück, seine Gefährtin zu werden; indessen hatten die jungen Mädchen ihre Körbchen

bald gefüllt und kehrten zur Gesellschaft zurück. Sie schütteten ihren Vorrath auf den Rasen, und die Königin betrachtete ihn mit prüfenden Wohlgefallen.

„Sehr schön," sprach sie; „jetzt werde ich meine Kranzwinderinnen ernennen." Ihre Wahl fiel auf Marie, Lodoiska und Louise, die sehr artige Tochter eines wohlhabenden Mannes aus Teplitz, die von den Brunnengästen, welche in ihrem Hause wohnten, zu der Spazierfahrt eingeladen war. Die Mädchen setzten sich sogleich auf den Rasen und begannen den Kranz zu winden, der sich unter ihren zierlichen Händen schnell füllte und rundete. Als er vollendet war, wählte die Gräfin drei Blumen aus, eine wilde Rose, eine Cyane und ein Veilchen, das sich als ein Spätling noch an einer schattigen Stelle vorgefunden hatte. Dem Dichter wurden jetzt die Augen verbunden, die Gräfin gab jedem der jungen Mädchen eine der drei Blumen und gebot nun Benno zu wählen. Dieser nannte die Rose, und Lodoiska wurde seine Gefährtin. Ihr war es bestimmt, den vollen, frischduftenden Kranz auf Benno's blondlockiges Haupt zu setzen. Sie nahm ihn weiblich schüchtern und leicht erröthend, Benno beugte ein Knie vor seiner schönen Gebieterin und empfing mit klopfendem Herzen den Lohn für seine dichterische Gabe. „Möge dieser Kranz Sie so erfreuen," sprach Lodoiska, „wie Ihre schöne Erzählung unser Herz bewegt hat." Bei diesen Worten wich das holde Erröthen wieder von ihrer Wange, und es blieb nur jener leichte Anhauch zurück, der ihren schönen Zügen einen so ungemein fesselnden Reiz verlieh. Benno stand auf, ergriff ihre Hand, küßte sie mit Lebhaftigkeit und erwiderte mit den leicht geänderten Worten des Dichters:

„O, daß mein Lohn nicht Eure Strafe werde!"

Er reichte ihr jetzt den Arm und begleitete sie zu ihrem

Rasenſitz, wo er ſich an ihrer Seite niederließ. — Indeſſen war die Sonne dem Meridian ſchon näher gerückt, und nur die hohen Wölbungen der Zweige erhielten es angenehm kühl. Doch war es Zeit, in das Städtchen zurückzukehren, wenn man das Mittagsmahl nicht warten laſſen wollte. Erlhofen als König erklärte dies für die wichtigſte Angelegenheit des Reichs und ſchwur Jedem die fürchterlichſten Strafen zu, der hierin Ungehorſam oder Verrath üben würde. Gehorſam nahm daher die Gräfin ſeinen Arm an, und der Zug ſetzte ſich paarweiſe, wie er gekommen war, wieder in Bewegung und nahm ſeine Richtung hinabwärts.

Das Mahl war bereit, in gemiſchter Reihe ſetzte man ſich um die lange Tafel, um es einzunehmen. Erlhofen mit der Gräfin präſidirten natürlich, und der Monarch ließ es nicht an mannichfaltigen Reden fehlen, zu denen die Tafel ihm hinlängliche Gelegenheit gab. Auch brachte er ſelbſt viele Trinkſprüche aus, welche allgemeines Ergötzen erregten. Dazu kam, daß der Wein, ſo ſparſam er auch die weiblichen Lippen benetzte, die Frauen dennoch unvermerkt mit ſeiner Macht überſchlich und ſie zu jener freieren Lebhaftigkeit und Keckheit anregte, die, wenn ein gebildeter ſittlicher Sinn ſie ſtets in den Schranken des Schönen erhält, ihnen ſo ungemein reizend ſteht. Sie verlieren dann unwillkürlich nur das Zuviel der Sorgſamkeit und Selbſtbeherrſchung, gewinnen jenes offene Vertrauen, was ihnen den Muth einflößt, auch einmal ihr ganzes fröhliches Herz zu zeigen; und, wie ſie ſelbſt ſo völlig ohne Arg ſind, werden ſie feſter und feſter in dem Glauben, keine Bruſt auf der weiten Erde ſinne und beherberge etwas Unlauteres. Dann tritt die ſchöne weibliche Natur in ihrer heiteren Entfeſſelung von den Banden vor uns, die doch nur die tief in äußere Sitten und Geſinnungen eingedrungene Verderbniß den Frauen auf-

gelegt hat, und denen ſie ſich freilich für die Dauer des Lebens fügen müſſen. Der ängſtlich hemmende Faden, an dem ſie kaum zu flattern wagten, zerreißt, und ſie gaukeln einmal fröhlich, von den Lüften und Wellen der Freude getragen, von freieren Flügeln gewiegt, in dem erweiterten Gebiet umher und wagen ſich zu bisher nicht gekannten Höhen und Räumen. Die Sitte und die Tugend herrſchen nur als freie ſchöne Gewohnheiten des Lebens und der Seele, nicht mehr als fremde ſtrenge Gebieterinnen über ſie.

Mit der höheren Röthe der Wange färbt ſich auch die Luſt ſchimmernder und lockender; friſche Lüfte regen die unmerklich fließenden Wellen der Seele zu höherem Wallen auf, und raſcher eilt der Strom zwiſchen den reizenderen Ufern dahin.

Die Wärme im Saale, obwohl durch offene Fenſter, die ein kühles Fächeln der Lüfte erzeugten, und durch den Duft der Kränze und Blumen gemildert, wurde doch nach einiger Zeit drückend, und bald hielt es zumal die Jugend nicht mehr länger aus, an den beſtimmten Platz gefeſſelt zu ſein, ſo angenehm er durch die Nachbarſchaft wurde. Mit allgemeiner Freude nahm man daher die Nachricht auf, welche Heilborn und Arnheim als Feſtordner und Miniſter brachten, daß zwei Gondeln auf der Elbe in Bereitſchaft ſtünden, um die Geſellſchaft nach dem Schreckenſteine zu führen, wo man den Nachmittag zubringen wollte. Erlhofen hätte zwar noch gern eine Zeitlang bei Tafel geſeſſen, zumal da der anſehnliche Vorrath von Champagner noch lange nicht erſchöpft war, doch die Jugend war nicht länger zu feſſeln, und ſelbſt ſeine königliche Autorität vermochte nichts über ſie. So brach man denn fröhlich auf, die Paare blieben geordnet wie zuvor, und der Zug trat ſeinen Weg nach dem Ufer des Fluſſes an.

Die mit luſtig flatternden Wimpeln und Kränzen geſchmückten Gondeln gewährten einen ſo heitren Anblick, daß man dadurch ſchon mit der beſten Hoffnung für die ſchöne Fahrt erfüllt wurde. Eine angenehme Muſik von Blasinſtrumenten — es waren böhmiſche Bergleute — ließ ſich von einem eignen für dieſelben eingerichteten Nachen vernehmen. Die feſtlich gekleideten Schiffer, deren Hüte mit Bändern und Sträußen prangten, begrüßten die Geſellſchaft mit einem fröhlichen Lebehoch. Die Stegbreter wurden ausgelegt, die Damen hüpften mit Grazie hinüber, die Paare nahmen, wie ſie einander folgten, auf den Bänken Platz; bald waren die Gondeln gefüllt, die Muſik ſtimmte einen lauten Tuſch an, unter Jubelruf der Schiffer und der verſammelten Zuſchauer ſtieß man vom Lande, und vom muntern Ruderſchlage bewegt, ſchwammen die Nachen luſtig auf dem Strome dahin. Jetzt erſt, da man die Mitte deſſelben erreicht hatte, konnte man recht tief in das prachtvolle Waldthal hinunterblicken, aus dem die Elbe hervorbrauſt. Hinterwärts ſtieg das Städtchen freundlich am grünen Ufer empor und ſpiegelte ſich hell in den Wellen ab; vorwärts nur dunkle Waldhöhen, die ſich ſchroff gegen den Strom hinabſenkten und ihr düſtres Bild in ſeine Tiefe warfen. Zur Linken wurde der Blick durch den ſchwarzen Felſen des Schreckenſteins begrenzt, der, in ſchräger Richtung aus dem Gebirge hervorragend, den Gipfel weit über die Wellen ſtreckt und ſeine Mauerkrone von verfallenen Thürmen drohend über den Abgrund hinaushängt. Ein friſcher Wind, der das Thal hinaufwehte, machte die Ruder unnöthig; man konnte die Segel aufſpannen und ſich von ihnen gegen den rauſchenden Strom hinaufziehen laſſen. Pfeilgeſchwind zogen die Ufer an den Schiffenden vorbei und zeigten eine Reihe reizend wechſelnder Bilder. Bald fuhr man unter

einem hohen Bergkegel, der den breiten Schatten quer über den Strom warf, dahin, bald tanzten die Gondeln auf dem ſilbernen, im Sonnenſcheine blitzenden Wellen, während das Ufer in grüner dämmernder Nacht des Waldes und der Beſchattung ruhte und ſich heiter in der Fluth abſpiegelte: Jetzt verengte ſich das Bett des Stromes, und er ſchoß brauſend zwiſchen und über Felſen dahin, jetzt erweiterte es ſich zum ruhigen See, in deſſen Tiefe die Wolken ſtill vorüberzogen. Nach einer Stunde hatte man das Ziel, den Schreckenſtein und ſeine Felſenburg, erreicht.

„Ich hätte mir den Fels doch höher vorgeſtellt," ſprach Lodoiska zu Benno, indem ſie, am Ufer ſtehend, die Blicke nach den Thurmſpitzen hinaufwarf; „von Weitem erſchien er mir weit majeſtätiſcher. Es iſt der erſte ſchroffe Fels, den ich in meinem Leben ſehe, denn bei uns in Polen iſt das Land nur eben und von Wald oder Brüchen durchſchnitten."

„Laſſen Sie uns nur erſt den Gipfel beſteigen," erwiderte Benno, „alsdann werden Sie es wohl bald empfinden, daß der Fels nicht unbedeutend iſt. Jetzt verſchwindet er freilich gegen die viel höher hinter ihm aufſteigenden Waldgebirge."

Lodoiska heftete noch immer die ſinnenden Blicke auf den verwegnen überhangenden Gipfel. „Gebirgsländer ſind doch ſehr ſchön!" ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe. „Polen hat auch Gebirge, aber nur im ſüdlichen Theile, wo ſich einige Zweige der Karpathen erheben. Ich bin niemals dort geweſen!"

Ein Theil der Geſellſchaft hatte, während Beide ſprachen, ſchon den Weg, die Felſenhöhe hinauf, angetreten; Benno reichte daher ſeiner ſchönen Kranzwinderin den Arm und führte ſie gleichfalls den ſteilen Pfad hinan. Als ſie die Höhe halb erreicht hatten, wollte ſich Lodoiska umwenden,

um des Rückblickes zu genießen, doch Benno bat ſie, es zu laſſen. „Gönnen Sie mir die Freude, Sie oben auf dem ſchönſten Punkte mit dem Ueberblicke des Ganzen zu überraſchen. Ich würde Sie bitten, die Augen ganz zu ſchließen, wenn der Weg nicht von der Art wäre, daß ſelbſt der aufmerkſamſte Führer nicht vor kleinen Unfällen ſchützen kann. Der Boden iſt zu rauh, es liegen hier viele Steine im Wege, die Richtung ändert ſich oft zu ſchnell, um mit geſchloſſenen Augen feſten Fuß zu faſſen. Aber heften Sie nur die Blicke gerade auf den Pfad vor ſich, und gewinnen Sie es über ſich, weder rechts noch links zu blicken, ſo werden Sie einen reichen Lohn für dieſe Enthaltſamkeit empfangen.“

Lodoiska verſprach es gutmüthig und ließ ſich nun ganz durch Benno, der ſie bei der Hand ergriffen hatte, leiten. Die übrigen Mitglieder der Geſellſchaft neckten ſie mit ihrem Gehorſam, doch ließ ſie ſich nicht irre machen, ſondern lächelte ſtill vor ſich hin und ſprach: „Ich traue meinem Führer, denn er kennt dieſe Gebirge genau und weiß ihre Schönheiten zu empfinden.“ Vergeblich ſuchten einige junge Leute muthwillig ihre Neugier rege zu machen, und rühmten bald dieſen Blick in die Tiefe, bald jene Ausſicht das Thal herunter; ſie blieb ſtandhaft. Nach kurzer Wanderung ſtand ſie auf dem Gipfel, und Benno führte ſie nun durch das Gemäuer hindurch in einen Eckthurm, wo man einige halb verfallene Stufen hinanzuſteigen hatte, ſich aber alsdann in einem kleinen Raum mit weit ausgebrochenen Fenſterhöhlen befand, der ſo auf der äußerſten Grenze des Felſens liegt, daß man gar kleinen Boden unter ſich gewahr wird, ſondern frei über dem Elbſpiegel zu ſchweben ſcheint. Bevor ſie hier eintrat, hatte Lodoiska das Auge auf Benno's Rath ganz geſchloſſen und ließ ſich nun von dieſem an das Hauptfenſter ſtel-

len, von dem ſie zugleich den ſchauerlichſten Blick in die Tiefe und den reizendſten in die Ferne, das Thal hinab, hatte.

„Jetzt," ſprach Benno, „jetzt öffnen Sie die Augen! Nun iſt es Zeit ſich umzuſchauen."

„Heiliger Gott!" rief Lodoiska und trat erſchreckend einen Schritt zurück, als ſie in den ſchwindelnden Abgrund vor ſich blickte. Doch einen Augenblick darauf hatte ſie ſich ſchnell gefaßt, und obwohl ſie noch ein wenig zitterte, trat ſie doch, aber ohne Benno's Hand loszulaſſen, wieder dicht an die niedrige Fenſterbrüſtung und beugte ſich hinab. „Welch ſchauerliche Wonne!" ſprach ſie beklemmt. „Wie paaren ſich hier Reiz und Schrecken ſo mächtig miteinander!"

„Nun," fragte Benno, „iſt der Fels hoch? Verdient er ſeinen Namen Schreckenſtein?"

„Gewiß, gewiß! O es iſt überaus herrlich hier!" rief Lodoiska, deren Wangen jetzt nach und nach in ein Staunen überging. „Wie klein unſere Gondeln dort in der Uferbucht erſcheinen! Schon das Gärtchen des Thürmers hier dicht unter uns liegt tief, und von dort ſenkt ſich doch erſt der Fels hinunter. Sehen Sie nur, wie die Schwalben faſt ſo tief unter uns ſchweben als ſonſt über uns!"

„Die Raubvögel aber bleiben noch immer hoch über unſrem Haupte," bemerkte Benno, und deutete auf einen Habicht, der eben quer über das Thal hinſchwebte und ſich auf breiten Fittigen wiegte.

Lodoiska hob das Auge aufwärts. Eben ſtand der Raubvogel faſt unbeweglich und ließ ſich nur von den breit ausgedehnten Schwingen tragen. Plötzlich ſchoß er pfeilgeſchwind auf einen Flug Bergtauben herab, der ſich unter ihm geſellig kreuzte. Die verſcheuchten Thiere flatterten haſtig nach allen Seiten auseinander; eine jagte der Stößer vor

ſich her und verfolgte ſie mit mächtig geſchwungenen Fittigen. Sie nahm ihren Flug nach dem Thurm zu; doch faſt in dem Augenblick, wo ſie die ſichere Zuflucht erreichte, war auch der Feind ihr nachgekommen und packte das ängſtlich flatternde Thierchen mit ſeinen grimmigen Fängen dicht vor Lodoiska's Augen. Sie ſah einige durch den krallenden Griff ausgerupfte Federn fliegen und hörte das angſtvolle Kreiſchen des Täubchens. Der Habicht ſtrich im Schuß des Fluges ſo nahe an den Thurm, daß er mit den breiten grauen Flügeln gegen das Geſtein ſchlug, dann aber ſcheu vor den Menſchen, jedoch ohne den Raub fahren zu laſſen, ſich wieder hoch in die Lüfte ſchwang.

Die Frauen — denn auch Maria, die Gräfin und einige andere Damen der Geſellſchaft waren nach und nach in den Thurm getreten — hatten mit ängſtlicher Theilnahme dem Schauſpiel zugeſehen. Das Mitleid mit dem gequälten Thierchen, dem Niemand helfen konnte, und ſelbſt der Schrecken vor dem wilden, heiſer kreiſchenden Raubvogel, hatte Alle mehr oder weniger ergriffen. Lodoiska aber ſah bleich aus wie der Tod und zitterte heftig. Sie war noch zu aufgeregt von dem ſchauerlichen Gefühl, das der ſchwindelnd hohe Standpunkt, auf dem ſie ſich ſo plötzlich erblickt hatte, in ihr hervorbrachte, um nicht durch eine neue ähnliche Empfindung heftig erſchüttert zu werden. Das Geſicht abwendend, trat ſie zurück, und als ihr Auge auf die Gräfin traf, warf ſie ſich mit einer Art von Zucken an die Bruſt derſelben und rief einige Worte in polniſcher Sprache. Ihre mütterliche Freundin antwortete eben ſo, aber mit ſanftem, flüſterndem Ausdruck. Dann wendete ſie ſich zu den Umſtehenden und ſprach, um gewiſſermaßen den Gebrauch der fremden Sprache zu entſchuldigen: „Sie hat etwas Ähnliches geträumt, darum ergriff der Vorfall ſie ſo heftig.“

„Ja es war ein Traum, recht ein böſer Traum," ſetzte Lodoiska mit einem mühſamen Lächeln hinzu; „aber ich will nicht weiter daran denken," ſprach ſie gefaßter und trat wieder zu den Übrigen.

Fünftes Capitel.

Um den leichten Schreck zu verwiſchen, ſchlug Benno vor, die alte Burg genauer zu beſichtigen, was, zumal da er ſich zum Führer erbot, dankbar angenommen wurde. Nachher unterhielt man ſich mit allerlei geſelligen Spielen, ſchoß mit der Armbruſt, warf Reifen und ſchlug Federball, in welchem letztern Spiele Lodoiska ſich ganz beſonders geſchickt und anmuthig zeigte.

Die Sonne ſenkte ſich ſchon gegen die Berge hin, ihre Stralen gewannen ſchon die leicht röthliche Färbung, durch welche die Landſchaften in der ſpätern Nachmittagszeit in einer ſo warmen Beleuchtung erſcheinen.

Nicht ganz mit Unrecht fürchtete man für die Rückfahrt jene ſchnelle Abkühlung, welche in Gebirgsthälern ſtattfindet, ſobald die Berge ſie erſt ganz mit ihren Schatten bedecken. Der Wunſch, aufzubrechen, wurde daher vielfach ausgeſprochen, wiewohl man ſich ungern grade in der ſchönſten Zeit von dem romantiſchen Punkte trennte, wo man die Nachmittagsſtunden ſo angenehm zugebracht hatte. Auch wendete Arnheim ein, daß nichts reizender ſein werde, als in der Zeit, wo der Purpur des Abends ſich mit dem Silberlicht des Mondes miſche, ohne Ruderſchlag auf den Wellen des Stromes hinunterzutreiben. Es erhoben ſich daher mehrere

Stimmen gegen die beſchleunigte Abfahrt, und endlich kam man dahin überein, daß man ſich theilen wolle. Wer die Abendkühle fürchtete, ſollte auf der erſten Gondel ſogleich zurückfahren, die Übrigen wollten eine Stunde ſpäter folgen; Alle jedoch waren der Meinung, daß man zuſammen das Abendeſſen einnehmen müſſe. Nach dieſer gütlichen Ausgleichung der verſchiedenen Anſichten, wanderte die größere Hälfte der Geſellſchaft den Berg hinunter; die andere, zu welcher das Königspaar, Marie, Lodoiska, der Rittmeiſter, Benno und einige Andere gehörten, entſchloſſen ſich auf des letzteren Vorſchlag, einen Spaziergang höher an die Berge hinauf zu machen, von dem man ſich noch manchen überraſchenden Blick in das Thal verſprach. Ein Fußpfad, welcher kaum für Zweie Raum hatte, führte in ſchlängelnden Windungen berganſteigend durch die Waldung.

Der Weg hatte etwas ungemein Reizendes; verſteckt, ſich gleichſam heimlich durch den Wald ſchleichend, zog er ſich unvermerkt höher und höher gegen den Gipfel hinan. Zwiſchen dem Gitter des bewegten Laubes hindurch ſah man nach oben den Himmel ſchimmern, unten den blinkenden Strom glänzen. Weitere Oeffnungen des Gebüſches überraſchten durch ſchöne Blicke in das Thal, die mit jeder Wendung des Pfades wechſelten. Allmälig wurde es immer einſamer und ſtiller, der Pfad verſchwand faſt in dem hoch emporſchießenden Graſe, die Laubwaldung hörte auf, und die tieferen Schatten eines dunklen Tannenwaldes nahmen die Wandrer auf. Jetzt hatte man in der That die Wildniß des Gebirgs erreicht. Einen Pfad gab es nicht mehr, aber man ging weich auf der Moosdecke, welche den Boden überſpann, dahin, und die Luft war erfüllt mit dem balſamiſchen Geruch kräftiger Kräuter. Die volle Gebirgserdbeere wuchs hier im reichen Maaße und ließ die dunkelrothe Frucht aus

der Blätterhülle hervorſchimmern; einzelne hohe Büſche von Farrenkräutern ſchoſſen neben den zerſtreuten Felsblöcken auf, unter denen das Quellwaſſer hervorrieſelte. Ein hohes Wehen und Rauſchen zog durch die Gipfel der Tannen; die ganze Natur blickte den Menſchen hier mit einfach erhabenen Zügen an. Benno, der der Gegend aufs genaueſte kundig war, ſchlug mit Sicherheit eine von der bisherigen abweichende Richtung ein, um zu einem hohen maleriſchen Felsblock zu gelangen, deſſen gewaltige Maſſe hier oben auf einer freien Grasebene gelagert war. Schon ſah man ihn in der Entfernung von wenigen hundert Schritten liegen; er glich faſt einem ungeheuren Sarkophag, deſſen eine obere Ecke jedoch, weit vorſpringend, ſich kühn über die Grundfläche hinausſtreckte. Auf der Spitze derſelben ſchwankte eine junge Tanne, die ihre zähen Wurzeln um den Stein geklammert hatte. Unſre Wandrer glaubten ſich ganz einſam auf dieſer Höhe, als ihnen zu ihrer Verwunderung ein weißes Windſpiel entgegenſprang, ſie Anfangs von Weitem anbellte, dann aber ſich zutraulich näherte und Lodoiskas Liebkoſungen durch ein freundliches Anſpringen und ein ſchmeichelndes Hinaufdrücken des Kopfes gegen ihren Schooß erwiderte.

Munter vorausſpringend verſchwand das leichtfüßige Thier hinter dem Felsblock.

„Vermuthlich raſtet dort ein Jägersmann,“ ſprach Benno, „denn hier oben giebt es für den Jagdluſtigen oft eine reiche Ausbeute.“

Man war indeſſen ganz nahe an den Felſen gekommen und ging, um zu ſehen, ob man wirklich nicht allein ſei, um denſelben herum. Auf der andern Seite fand man, wie Benno richtig vermuthet hatte, zwei Herren in Jagdkleidung, die jedoch, von der Arbeit des Tages ermüdet, im feſten Schlaf lagen und weder durch das Gebell des Wind-

hundes, noch durch die Annäherung der Gesellschaft daraus erwachten.

„Es müssen Badegäste sein," sprach Benno leise, „denn ich habe sie schon gestern in Teplitz gesehen. Sie wohnen vermuthlich im Goldnen Löwen, denn dort gingen sie nach der Morgenpromenade hinein, und ich sah sie, obwohl ich über eine Stunde in dem Hause gegenüber verweilte, nicht wieder herauskommen."

Indem fiel in der Nähe ein Schuß; das Windspiel schlug laut an, die Jäger fuhren aus dem Schlafe empor. Sie schienen sehr erstaunt, eine so zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen in ihrer Nähe zu sehen; rasch sprangen sie daher auf und begrüßten die Angekommenen, indem sie sich zugleich wegen der Lage, in der man sie getroffen, entschuldigten. — Es waren Franzosen. Als große Liebhaber der Jagd hatten sie die Einladung eines böhmischen Edelmannes, dessen Bekanntschaft sie auf der Reise von Prag nach Teplitz gemacht hatten, auf seinem Territorium zu jagen, mit Freuden angenommen, waren aber von ihm abgekommen und ruheten hier oben aus, um Kräfte zur Fortsetzung ihres Vergnügens zu sammeln. Der eben gefallene Schuß mußte von ihrem Freunde herrühren, denn man erblickte bald darauf seinen schönen Hühnerhund. Es dauerte auch nicht lange, so sah man ihn unter den Bäumen hervortreten und gerade auf die Gesellschaft zuschreiten. Es war der Baron Sedlazeck, ein reicher Gutsbesitzer der Umgegend, den Erlhofen, Arnheim und Benno sehr wohl kannten. Man begrüßte einander mit der erhöhten Theilnahme, welche ein Begegnen am ganz unvermutheten Orte erzeugt, und der Baron bat um Erlaubniß, sich mit seinen beiden Freunden, die er als die Herren von St. Luces und Beaucaire vorstellte, der Gesellschaft anschließen zu dürfen, was

natürlich höflich angenommen wurde. Marie hatte während deſſen zufällig entfernt geſtanden und daher die Namen der Ankömmlinge nicht gehört; ſonſt würde ſie freilich aufs heftigſte erſchrocken ſein, da ſie wußte, wie nahe ſie mit dem Schickſal ihres Bruders zuſammenhingen. Von Anſehn kannte ſie keinen derſelben.

Man trat jetzt gemeinſchaftlich den Rückweg nach dem Schloſſe an. Die beiden Fremden wußten ſich mit franzöſiſcher Gewandtheit und Galanterie den Damen zu nähern und waren bald ſo bekannt mit ihnen, als wären ſie die älteſten Freunde. Da man ſich im Hinabgehen vereinzeln mußte, hielt der ältere der Fremden, St. Luces, den Rittmeiſter ein wenig zurück und fragte ihn mit der gewöhnlichen geſelligen Neugier nach Stand und Namen der Anweſenden. Auch Beaucaire drängte ſich zu hören heran. Die Namen Erlhofen, Benno, ſelbſt die der Gräfin und Lodoiskas ſchienen ſie ziemlich gleichgültig zu laſſen; als aber Arnheim Marien nannte, fiel der ältere Fremde ihm überraſcht in die Rede: „Wie? Roſen? Aus Dresden? Haben Sie gehört, Beaucaire?“

„Allerdings,“ erwiderte dieſer mit einer Miene, deren ſeltſamer Ausdruck dem Rittmeiſter auffiel.

„Kennen Sie die junge Dame?“ fragte er erſtaunt.

„Ein wenig, verehrteſter Freund,“ erwiderte St. Luces, „ein wenig. Ich habe ſie in Dresden, wo ich mich vor einigen Monaten aufhielt, mehrmals im Theater geſehen und, da mir ihr angenehmes Äußere auffiel, ſie mir nennen laſſen. Dies iſt unſre ganze Bekanntſchaft.“ Dabei warf er jedoch ſo ſeltſame Blicke zu Beaucaire hinüber, daß der Rittmeiſter wohl merkte, es müſſe hier eine andere Beziehung obwalten, die ſeine Neugier nicht wenig ſpannte. Denn, er mochte ſich's geſtanden haben, oder nicht, er hatte eine

lebhafte Neigung für Marien gefaßt, und dieſe unvermuthete Bekanntſchaft, welche St. Luces mit ihrem Namen zeigte, regte allerlei eiferſüchtigen Verdacht in ihm auf.

„Sagen Sie mir doch," fuhr dieſer indeſſen fort, „iſt dieſe junge Dame allein, oder mit ihren Verwandten hier?"

„So viel ich weiß, nur mit ihrer Mutter," entgegnete Arnheim, „welche jedoch ihrer Kränklichkeit wegen zu Hauſe geblieben iſt."

„Alſo ihr Bruder iſt nicht mit hier?"

„Ihr Bruder? Ich weiß von keinem. Es iſt indeſſen nicht unmöglich, daß er hier geweſen iſt oder erwartet wird; da ich erſt ſeit einigen Tagen die Ehre habe, das Fräulein zu kennen, ſo kann ich über ihre näheren Familienverhältniſſe durchaus keine Auskunft geben."

„Alſo dürfte man den Bruder noch erwarten?" fragte St. Luces mit einem Eifer, welcher zeigte, daß ihm daran gelegen war.

„Darüber würde die Dame Ihnen wohl ſelbſt am beſten Auskunft geben können," erwiderte der Rittmeiſter, dem das gegenſeitige Anblicken beider Fremden, ihre bedeutenden Augenwinke immer auffallender und unangenehmer wurden. Sie fragten indeß nicht weiter, und Arnheim ſuchte ſich von ihnen loszumachen, was ihm um ſo leichter wurde, da Beide ziemlich weit zurückblieben und leiſe, aber emſig mit einander ſprachen. Um ſo angelegentlicher beſtrebte er ſich dagegen, Marien zur Seite zu kommen, um ihr zu ſagen, daß ſie von jenen Fremden gekannt ſei, und wo möglich zu erfahren, wie es mit jener Bekanntſchaft, die von ihrer Seite durchaus nicht geltend gemacht worden war, zuſammenhängen möge. Bei einer Wendung des Pfades gelang es ihm, durch einen kecken Sprung den Abhang hinunter

die vor ihm Gehenden abzuſchneiden und Mariens Nachbar zu werden.

„Sie ſind die einzige Dame der Geſellſchaft," ſprach er, nachdem einige unbedeutende Worte hin und wieder gewechſelt waren, „welche den beiden Fremden nicht unbekannt iſt. Sie behaupten ſchon in Dresden das Glück gehabt zu haben —"

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete Marie ein wenig ſchnell; „ſie ſcheinen mir franzöſiſche Offiziere zu ſein, mit denen ich durchaus nicht in Bekanntſchaft geſtanden habe."

„Vielleicht in keiner näheren," antwortete Arnheim; „doch war dem ältern Herrn Marie bekannt, und ſie verſichern, Sie öfters im Theater geſehen zu haben."

„Unmöglich," entgegnete Marie, „ich bin ſeit länger als einem Jahre nicht im Theater geweſen, und niemals, wenn franzöſiſche Garniſon in Dresden ſtand." Ihre Antwort war ſo lebhaft, daß Arnheim ihr mißfällig geweſen zu ſein fürchtete; und in der That fühlte ſich Marie auch faſt beleidigt, da ſie bei ihrem tief gewurzelten Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes es faſt für einen Frevel gehalten haben würde, mit franzöſiſchen Offizieren Umgang gehabt zu haben, ſelbſt wenn ſich in jener Zeit nicht ſo leicht eine üble Nachrede an Bekanntſchaften dieſer Art geknüpft hätte.

„Ich darf betheuern," ſprach Arnheim, „daß ich nur widerhole, was mir die Herren nur ſelbſt geſagt haben."

„Ich glaube Ihnen das ſehr gern," entgegnete Marie milder, weil ſie glaubte Arnheim verletzt zu haben; „aber Sie wiſſen, es liegt in der Art dieſer Franzoſen, überall gewiſſenlos zu verfahren, ſelbſt mit dem Ruf eines Mädchens. Die Bekanntſchaft dieſer Herren mit mir iſt möglich, wenn ſie mich auf der Straße oder beim Spaziergange geſehen

haben; ſie beſteht aber, ich verſichere es Ihnen nochmals, nur von ihrer Seite."

Arnheim, dem es lieb war, daß keine ſeiner Vermuthungen ſich beſtätigte, brach das Geſpräch ab, welches Marien ſo ſichtlich verletzte. Und ſo war von den beiden Fremden weiter nicht mehr die Rede.

Der Weg abwärts ließ ſich raſcher zurücklegen als aufwärts; man erreichte denn auch bald den Schreckenſtein wieder, wo man noch eine kurze Zeit verweilte und dann, als die untergehende Sonne eben den hellen Himmel mit roſigem Duft überhauchte, und der bleiche Vollmond gegenüber im lichten Äther ſchwebte, die Gondel wieder beſtieg, um auf den Wellen des ſchönen Stroms bis an das Städtchen hinunterzutreiben.

Die Geſellſchaft überließ ſich dem Genuß der Waſſerfahrt und des in der That entzückenden Abends. Die gefürchtete Kühle war nicht eingetreten, ſondern nur laue Lüfte kräuſelten die Wellen. Die Häupter der Berge waren auf der einen Seite von purpurnem Dämmerſchein umfloſſen, auf der andern zog ſich das flüſſige Nebelſilber des Mondlichts duftend um die ſchwarzen Gipfel. Die Elbe ſpiegelte Himmel und Ufer in ſanft wallenden Linien klar zurück; aus dem Waſſer herauf ſtieg ein kühler, erfriſchender Hauch. Man ſaß ſtill, faſt ohne zu ſprechen, in dem ſelig beruhigenden, alle wehmüthige Gefühle des Herzens erweckenden Genuß verloren. Da erklangen unvermuthet die leiſe angeregten Accorde einer Guitarre.

Alles horchte auf. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff die Bruſt bei dieſen Klängen, die ſo ſehr an italieniſche Sitten mahnten. Denn wer hätte nicht, ſei es durch Schilderungen oder durch eigne Erfahrung, ſchon jene ſüdliche Empfindungen gekannt, die durch die ſchaukelnde Barke und

das Lied des Gondoliers in uns erweckt werden. Es war, als ziehe der Strom mit seinen Ufergebirgen plötzlich unter einem italienischen Himmel dahin, als sei es die Welle des Brenta oder des Po, von der man sich geschaukelt fühle.

Der schöne, blondgelockte Benno war es, der die Saiten gerührt hatte, um eine Ballade vorzutragen, welche er auf eine Sage von dem Schreckensteine gedichtet hatte. Die Schiffer saßen lauschend am Steuer und richteten die Blicke auf den Sänger; die übrigen Hörer winkten, erfreut durch die Ueberraschung, einander mit den Augen Stille zu. Man hörte jetzt nichts als das leise Flüstern der Wellen an dem Kiel des Schiffes. Der Mond warf seine Stralen auf Benno's Angesicht, der, einem begeisterten Improvisator gleichend, das große blaue Auge gegen das Licht aufschlug und dann mit wohlklingender Stimme die in Verse gebrachte Sage vortrug, wonach ein tyrannischer Vater den Geliebten seiner Tochter, als dieser bei Nacht den steilen Fels hinauf klimmte, tückisch lauernd in den Abgrund gestürzt haben soll. Die Geliebte in ihrem Schmerz stürzt sich nach in den Strom, und die ewig fortziehenden Wellen desselben bilden die Gruft des liebenden Paares und kühlen die Gluth ihrer Schmerzen. — Benno sang mit sanfter, angenehmer Stimme und tief empfundenem Ausdruck.

Am Schluß des Liedes saß Alles, wie zuvor, in tiefem Schweigen. Wen hätte die traurige Mähr nicht erschüttert? Wer hätte nicht in der eigenen Brust Anklänge gefunden für die heiligen Gefühle der Unglücklichen. Selbst St. Luces und Beaucaire hatten so viel geselligen Takt, die Stille nicht sogleich zu unterbrechen, obwohl sie neugierig auf den Inhalt des Gesanges, dessen Worte sie nicht verstanden hatten, waren.

Indeſſen war man nahe an der Stadt, und das lebhaftere Treiben am Ufer, einige kreuzende Nachen mit Luſtfahrenden aus dem Städtchen unterbrachen die heimliche Ruhe, welche bisher in der Landſchaft geherrſcht hatte. Nach und nach entfeſſelte ſich daher auch die ſo lang verſtummt gebliebene Rede wieder, und man kam im lebhaften Geſpräch am Landungsplatze an. Dort hatte ſich der Theil der Geſellſchaft, welcher vorangeſchifft war, verſammelt und empfing die Ankommenden mit freudiger Begrüßung. In ungeordnetem, fröhlichem Durcheinanderſchwirren begab man ſich in den Gaſthof, wo der hell mit Kerzen erleuchtete Saal die Geſellſchaft wieder aufnahm und den angenehmen Anblick einer mit Früchten, kalten Speiſen und Wein wohlbeſetzten Tafel darbot, an welcher man ſich vor der Rückfahrt noch einmal geſellig ſammelte und durch Scherz und belebtes Geſpräch den heitren Tag beſchloß. Endlich, als es faſt Mitternacht war, mußte man ſich doch trennen und zur Heimkehr anſchicken. Erlhofen konnte die Gelegenheit zu einer wohlgeſetzten Rede nicht ungenutzt verſtreichen laſſen. Er erhob ſich auf ſeinem Platze, füllte ſein Glas und ſprach: „Nach einer kurzen, aber, ſo hoffe ich, rühmlicheren Regierung, als je ein ſceptertragender König geführt — denn während meiner Herrſchaft wurde keine Minute anders als zur Beglückung meiner Unterthanen verwendet —, nach einer ſolchen kurzen Titusthronverwaltung nehme ich die mir anvertraute Krone wieder vom Haupt und lege das Scepter dabei nieder. Kein Aufruhr hat mich geſtürzt, nicht die Hand des Todes raffte mich hinweg; aber mein Reich verſchwindet noch ſpurloſer von der Erde als das des Königs Priamus; denn meine Unterthanen zerſtreuen ſich, nur einem unwiderruflichen Spruch des Schickſals gehorchend, weithin in alle Welt. Der mit einem Scepter verlängerte Arm

ſtreckt ſich gigantiſch über weite Länderſtrecken und Millionen Bewohner derſelben, ſchützend und ſtrafend aus; man raube ihm die zwei Fuß Herrſcherſtab, und er verkürzt ſich um zwanzigmal ſo viel Meilen, er ſchrumpft ein zu einem lilliputaniſchen Stumpf, der froh iſt, wenn er ſich eine Fliege von der Naſe jagen kann. Wie ſchmerzlich empfinde ich's daher, theure Freunde und Unterthanen, daß ich jetzo gleich dieſe entſetzliche Amputation werde erdulden müſſen! Noch bin ich Euer Gebieter, noch halte ich Euch mit dem Bande unſres Freudengeſetzes zuſammen; wenige Körner Sands verrinnen, und das Band iſt geſprengt, und Ihr fahret auseinander, oder vielmehr zuſammen, nach Hauſe, verſteht ſich. Jetzt erſt beginnen die mühſeligen und gefahrvollen Wege, und jetzt grade überläßt der Abfall ſeines Herrſchers Euch dem Zufall, der ſo leicht zum Falle werden kann auf der holprigen Straße nach Teplitz. Nun denn, meine Unterthanen, fahret hin! — aber fahret wohl!" Damit leerte er ſein Glas, bot der Monarchin den Arm und führte ſie hinab an den Wagen. Wie zuvor ſtieg man nach geordneten Paaren ein, und eines nach dem andren rollte in der ſchönen Mondnacht dahin, die ihren ſanft verhüllenden Schleier über Thäler und Gebirge warf.

Der Tag der Freude war verrauſcht, die herzliche Luſt verklungen. Nur ein leiſes Echo bebte noch in mancher Bruſt nach und erfüllte ſie mit ſüß wehmüthigen Empfindungen.

Sechstes Capitel.

Der Morgen graute bereits, als Marie leiſe wieder in die kleine Hinterpforte trat, deren Schlüſſel ſie mitgenommen, um, ohne Jemand zu ſtören, ihr Schlafgemach erreichen zu können. Es nahm ſie Wunder, daß in dem Zimmer der Mutter noch Licht brannte. Vorſichtig ſchlich ſie näher und blickte durch die mit Weinlaub vergitterten Fenſter hinein. Es brannte eine Nachtlampe; ein Lichtſchein warf einen dunklen Schatten auf das Bett, und an demſelben ſaß auf einem Lehnſeſſel eine weibliche Geſtalt, deren Züge Marie nicht unterſcheiden konnte. Ein heftiger Schreck durchbebte ſie bei dieſem Anblick; ſie empfand ihn bis in die zitternden Kniee hinein, ſo daß es ihr faſt unmöglich wurde, ſich auf den Füßen zu erhalten und in das Haus zu gehen. War die Mutter plötzlich ſo krank geworden? War ihr irgend ein andres Unheil zugeſtoßen? Von dieſen Gedanken geängſtigt trat ſie in ihr Gemach ein und öffnete alsdann leiſe die Thür, welche zur Mutter führte. Als ſie eintrat erwachte die Wirthin, denn ſie war es, welche im Lehnſtuhl ſaß, aus dem leichten Schlummer, in den ſie geſunken war; ſie erkannte Marien ſogleich und winkte ihr mit dem Finger auf dem Munde Ruhe zu, während ſie mit der andren Hand auf die ſchlummernde Kranke deutete. Marie blieb erwartungsvoll in der Thür ſtehen; Frau Holder ging ihr auf den Zehen entgegen und mit ihr in das Nebengemach.

„Um Gotteswillen, was fehlt meiner Mutter," fragte ſie, als die Thür geſchloſſen war, aus tief beklommener Bruſt.

„Ängſtigen Sie ſich nicht zu ſehr, liebes Fräulein," entgegnete die Wirthin beruhigend, „der Zufall wird nicht von Bedeutung ſein. Heut früh, als ihre Frau Mutter ſich, von mir begleitet, nebſt vielen andren Brunnengäſten auf der Promenade befand, erſchallte plötzlich der Ruf: Ein toller Hund, ein toller Hund! Alles ſtürzte erſchreckt auseinander und ſuchte eine Zuflucht in den nächſten Gebäuden. Auch wir flüchteten mit größeſter Eile, um ein Haus zu erreichen. Da hörten wir lautes Geſchrei hinter uns, und als wir uns umſahen, erblickten wir in der That das wüthende Thier im vollen Laufe nach der Richtung, die wir genommen hatten. Im Schrecken ſtürzten wir ſeitwärts die kleine Anhöhe hinan zu den großen Kaſtanienbäumen hinauf. Wir errrichten ſie glücklich; das tolle Thier nahm ſeinen Lauf an uns vorüber, nach der Stadt zu, wo es auch erſchoſſen worden iſt. Allein die Anſtrengung und der Schreck hatten uns Beide ganz außer Athem gebracht, und beſonders ihrer Frau Mutter war die Bruſt etwas angegriffen; daher ihre Unpäßlichkeit."

Marie hatte bebend und mit abwechſelndem Erröthen und Erblaſſen die Erzählung angehört. Sie ſchöpfte erſt Athem, als es vorüber war, dann ſprach ſie gefaßt: „Sagen Sie mir Alles, liebe Frau Holder, ja Alles. Ich muß es ja wiſſen, wenn ich die Pflegerin meiner Mutter ſein ſoll! Iſt der Arzt hier geweſen? Was hat er verordnet?" — Im Sprechen verlor Marie ihre ſchwer errungene Faſſung wieder; denn immer ängſtigendere Vorſtellungen ſtiegen während dieſer Fragen in ihr auf.

„Gewiß haben wir ſogleich zum Arzt geſchickt," ſprach die Wirthin; „er hat der Kranken vor allem Ruhe empfohlen, da er hörte, daß ſie etwas Blut ausgeworfen habe."

„Ein Blutſturz!“ rief Marie von dem ſchrecklichen Wort mit plötzlicher Übermacht getroffen. „Allmächtiger Gott, auch das noch ſendeſt Du mir!“

Es war zu viel für ihre Kräfte; die ganze weiblich ſtarke Entſchloſſenheit ihrer Seele war durch dieſen unvermutheten Schlag bis zur Erſtarrung gelähmt. Denn da ſie die Leiden der Mutter kannte, öffnete das Wort alle Thore der düſterſten Ahnung in ihrer Bruſt. Sie mußte ſich von der Frau Holder an einen Seſſel leiten laſſen, auf dem ſie ſich ermattet niederließ. „Sein Sie nicht zu beſorgt,“ ſprach dieſe tröſtend, „der Arzt hat die beſte Hoffnung gegeben. Nur möglichſte Ruhe hat er uns anempfohlen, damit der Zufall ſich nicht wiederhole. Gehen Sie darum nur ruhig ſchlafen, ich will ſchon weiter am Bette der Kranken wachen. Sie weiß einmal, daß ich bei ihr bin, und würde vielleicht erſchrecken, wenn ſie plötzlich ſähe, daß Sie die Pflege übernommen haben. Denn ſie hat ſtreng geboten, Ihnen bei Ihrer Rückkunft nichts zu ſagen, weil Morgen doch Alles wieder gut ſein würde, und Sie dann den Schreck nicht gehabt hätten. Das wagte ich aber doch nicht ganz ſo auf mich zu nehmen. Nun müſſen Sie aber auch hübſch ruhig hier auf Ihrem Zimmer bleiben und ſich niederlegen, denn ſonſt werden Sie am Ende auch noch krank. Sie müſſen ſo ganz erſchöpft ſein von der langen Spazierfahrt!“

Marie war es freilich, doch würde ſie Kräfte genug in ſich gefunden haben, um auch dieſe neue Anſtrengung zu ertragen, wenn nicht der plötzliche Schreck ſie ſo heftig getroffen hätte. Aber, ſie durfte ſich's nicht ableugnen, in dem Zuſtande der Aufregung, in welchem ſie ſich jetzt befand, würde ſie zur Krankenpflege völlig untauglich geweſen ſein. Daher mußte ſie das wohlwollende Anerbieten der Wirthin annehmen, die mit ſorglicher Theilnahme entſchieden darauf drang, daß

Marie ſich niederlegen und wenigſtens einige Stunden der Ruhe pflegen ſolle. Sie that es, obwohl ſie überzeugt war, daß kein ſanfter Schlaf ſie erquicken werde; doch verurſachte die große Ermüdung des Körpers, verbunden mit der Erſchütterung ihrer Seele, eine ſolche Abſpannung ihrer Kräfte, daß ſie wenigſtens in eine Art von Betäubung verſank, während welcher die Aufregung des Gemüths, überwunden durch die Kraft der Natur, ſchwieg. So gewann der Körper die nothwendige Erholung, die ſie ſich freiwillig nicht gewährt haben würde.

Nach einigen Stunden trat Frau Holder an ihr Lager und weckte ſie mit ſanfter Anrede.

Sie ſtand ſchnell auf, kleidete ſich flüchtig an und ging zur Mutter hinein. Mit Feſtigkeit nahm ſie ſich's vor, ihre Seele zu beherrſchen und ihren bangen Schmerz auch nicht durch die leiſeſten Spuren zu verrathen.

„Guten Morgen, meine beſte Mutter," ſprach ſie mit leichtem Hauch des Tons, „wie geht es Dir? Iſt Dir etwas beſſer?"

Die Kranke zeigte in den ſanften ſtillen Zügen ihres Angeſichts den ruhigen Ausdruck der Ergebung in ihre Leiden; jene Ergebung mit der ſie ſeit langen Jahren alle harten Schläge des Geſchicks in chriſtlicher Faſſung trug und ſich der frohen Ereigniſſe niemals überhob. Sie lächelte die Tochter mild an, jedoch ohne zu ſprechen, und bot ihr die auf dem Bette ruhende Hand durch ein leichtes Umwenden und Öffnen dar, hatte indeß die Macht nicht, ſie zu erheben. Marie durchſchaute mit dem Scharfblick liebender Sorge die leichte Hülle der Ruhe, unter der die Mutter ihren Zuſtand zu verbergen ſuchte. Bei dem erſten Anblick des lieben, duldenden Angeſichts fühlte ſie die entſetzliche unausweichbare Wahrheit — ſie iſt für dich verloren! An dem matten Auge,

an der blaſſen Lippe erkannte ſie es, noch mehr als an der ſtummen Begrüßung, an jenem Verſagen der Sprache, das der freundlichen Mutter ſo ganz unähnlich ſah. Ihr Herz zuckte unter der Berührung dieſes neuen Jammers, der über ſie kam; doch ſie behielt die Feſtigkeit, und ihr Mund lächelte, während ihre Bruſt von namenloſem Schmerz zerriſſen wurde.

„Meine liebe, gute Mutter," ſprach ſie, „während ich Leichtſinnige Freude in Fülle und Übermaß genoß, mußte ein entſetzliches Unheil Dich treffen, und Dir in der kurzen Zeit, die der Herſtellung Deines ſchwachen Körpers gewidmet war, ein neues Leiden bereiten. Aber gewiß hoffe ich, es werde eben ſo ſchnell vorübergehn, als es plötzlich gekommen iſt. Bleibe nur recht ruhig, antworte mir gar nichts, tröſte mich nicht, heiße mich nichts thun; ich vermag Alles, was Du bedarfſt und wünſcheſt, in Deinen Augen zu leſen, und meine wachſame Aufmerkſamkeit wird errathen, was Du nicht durch Winke ausdrücken kannſt."

Sogleich legte ſie auch die Hand an, um das eingeſunkene Lager der Kranken wieder herzuſtellen, und ihrer bedrängten Bruſt eine freiere Lage zu verſchaffen. Dann füllte ſie eine Schaale mit Thee, den der Arzt verordnet hatte, und reichte ihn, vorſichtig gekühlt, in kleinen Pauſen, der Mutter dar. Als dieſelbe getrunken hatte, fragte Marie: „Soll ich Dir vorleſen?" Ein Wink des Auges war ihr genug, um ein Andachtsbuch herbeizuholen, in welchem die Mutter jeden Morgen zu leſen pflegte. Mit ſanfter, aber feſter Stimme begann ſie nun das ernſte Geſchäft. Die ſchlichte Frömmigkeit, die einfache Würde der Geſinnung, welche in dem Buche waltete, ſtärkte auch ihr banges Herz, daß es ſich mit Kraft erhob in den irdiſchen Leiden und Beängſtigungen. Nach wenigen Seiten kam ſie an eine Stelle, welche für ihre Lage

beſonders geſchrieben zu ſein ſchien. Sie las ſie, tief im Innerſten von der größten Wahrheit durchdrungen, mit erhöhterer Stimme, mit wachſender Kraft der Ergebung und des Vertrauens, ſo, daß die Mutter auf ihrem Krankenlager von den freudigen Worten der Tröſtung ſtärkend aufgerichtet wurde, und mit belebterem Auge zuhörte Marie, welche es nicht unterließ, in kleinen Zeiträumen über das Buch hinweg die Kranke anzublicken, um jedem ihrer Wünſche zuvorzukommen, bemerkte den Eindruck, welchen die Stelle gemacht hatte. „Soll ich dies noch einmal leſen, beſte Mutter?“ fragte ſie freudig, denn ſie kannte deren Gewohnheit, Stellen, die ihr beſonders zuſagten, zu wiederholen. Die Kranke lächelte und winkte mit dem Haupt. Marie las: „Es giebt Zeiten im Leben, wo ſich uns der heitre Himmel ganz zu verbergen ſcheint, und eine graue, trübe Wolke nach der andern heraufzieht, und über unſrem Haupte verweilt. Wir meinen dann wohl oft, nun ſei das Maaß gefüllt und wir wüßten nicht, wie uns noch ein härteres Loos, ein ſchmerzlicheres Leid treffen könnte. Das aber iſt die Geſinnung eines verzagenden Gemüthes, welches die unendlichen Wohlthaten Gottes verkennt. Seine Gnade iſt zu groß um Euch das Maaß des Elends erſchöpfen zu laſſen; Ihr würdet es nicht ertragen; ehe Ihr den Kelch zur Hälfte leert, ſchwinden Eure irdiſchen Kräfte. Aber weshalb glaubt Ihr, daß Ihr die Tiefe des Jammers erſchöpft habt? Weil Ihr nicht mehr mit dankendem Herzen betrachtet, welche reiche Fülle göttlicher Wohlthaten Euch auch dann noch immer umgiebt, wenn Ihr nur den Stachel des Schmerzes zu empfinden glaubt. Eine Frucht von dem Baume des Lebens zernagt der Wurm, und ſie fällt verdorrt herab; aber noch prangt die ganze übrige Krone in reicher Fülle der Früchte, des Laubes, der Blüthen und Keime zu tauſend neuen Früchten. Ihr aber beweinet

nur, was Ihr verloren habt und ſchließet Euer undankbares Auge Allem, was Euch bleibt. Einer Mutter ſtirbt ein geliebtes Kind; ſie klagt im tiefſten Schmerz und ſieht nicht, wie ein blühender Kreis lieblicher Söhne und Töchter ſie noch umringt, durch deren Liebe der Herr ihr tauſend Wonneſtunden der Zukunft zu bereiten trachtet. Und wenn Euch Alles geraubt würde, wenn eine Waiſe allein, troſtlos und jammernd ohne Rath und Hülfe ſtünde, wenn ſie nirgend mehr eine Pforte erblickte, die aus dem öden Abgrunde des Jammers in das heitre Thal der Freude zurückführte — bliebe ihr nicht der allliebende Vater? Ebnet ſeine Hand nicht tauſend Pfade, wo das ſterbliche Auge keinen Ausweg mehr entdeckt? Iſt alles Weh was Euch trifft nicht ſchnell vorüberziehendes Weh der Erde? Und wohnet die ewige Freude nicht in den unendlichen Räumen des Himmels? Wenn es hier düſtre Nacht iſt, wenn Nebel und Wolken Euch die Geſtirne verdecken, flammen nicht tauſend blitzende Sonnen im Weltraum über dem niedern Erdengewölbe? Ja, ruht nicht die Hälfte dieſer Erde ſelber noch im Glanz des Lichts, während die andere in ſchnellfliehende Nacht gehüllt iſt? So gewiß Euch der Anbruch des roſigen Morgens iſt, ſo gewiß iſt dem Glaubenden die Seligkeit nach der kurzen Stunde der Prüfung. Darum lieben Freunde, ſeid getroſt. Ein Auge giebt es, das dringt durch die tiefſte Nacht der Wolken und zählt die Thränen der Bekümmerten, die zu ſeinem ſanften Strahl hinaufblicken; ein Herz giebt es, das fühlt den Jammer in jeder Bruſt, die ſich nicht treulos von ihm abwendet; eine Hand giebt es, die reicht in den dunkelſten Abgrund und ergreift die Hand des Hülfloſen, die ſich ihr entgegenſtreckt. Dies Auge wacht ſtets über Euch, dies Herz ſchlägt mit dem Euren, dieſe Hand leitet Euch auf dunklen Wegen der Drangſal und der Gefahr. Darum ſeid getroſt,

denn wo Ihr wandelt, da wandelt der Herr mit Euch, und er verläſſet Keinen, der ihm getreu iſt."

Im eifrigen Leſen hatte Marie nicht bemerkt, daß der Arzt eingetreten war, und ſchon ſeit einigen Minuten an der Thür ſtand und zuhörte, ohne von ihr oder der Kranken geſehen werden zu können. Er näherte ſich jetzt, indem er, um Marien eine leichte Verwirrung zu erſparen, den Schein annahm, als ſei er ſo eben gekommen. Der ſchon alternde Mann bot einen freundlichen guten Morgen, und trat dann zu der Kranken, deren Puls er faßte, und ſie aufmerkſam betrachtete.

„Hm, noch immer ein wenig unruhig," ſprach er, „wir müſſen noch mit beſänftigenden Mitteln fortfahren."

Nachdem er einige Fragen über die Kranke gethan, nahm er Papier und Feder und ſchrieb ein Recept auf, deſſen eilige Bereitung er empfahl; dann ſchickte er ſich an zu gehen. Marie begleitete ihn unter dem Schein der höflichen Formen, in der That aber, um von ihm die Wahrheit über den Zuſtand der Mutter zu erfahren, da ſie ſelbſt die härteſte Gewißheit mit größerer Faſſung und Standhaftigkeit zu tragen ſicher war, als jenen Zuſtand der unbeſtimmten Angſt, die zu der wirklichen Gefahr tauſend neue ſchafft. Mit bittendem Ton, aber doch mit entſchiedner Gemüthsruhe, ſprach ſie daher im Vorzimmer zu ihm: „Sagen Sie mir die Wahrheit, die volle reine Wahrheit. Halten Sie mich nicht für ein ſchwaches weibliches Geſchöpf, das in müßige, verſchlimmernde Klagen ausbrechen oder gar in ohnmächtiger Muthloſigkeit hinſinken wird, wenn die Gefahr drohend iſt; aber gönnen Sie auch einer bangen Tochter den Troſt der Hoffnung, den Ihr Ausſpruch ihr gewähren kann. Sagen Sie mir die ſtrenge Wahrheit, darum bitte ich Sie noch einmal ſo dringend, als nur je ein Wunſch es vermag!"

„Mein gutes Kind," entgegnete der Arzt freundlich aber weich, „Sie thun am beſten, ſich an die ſchönen Worte des Troſtes zu halten, die ich Sie bei meinem Eintritt leſen hörte. Ich habe wenig Hoffnung! Kehrt der Blutſturz wieder, ſo iſt es vorbei. Bis Mittag wird ſich das, denke ich, entſcheiden!"

So gefaßt Marie war, ſo feſt ihr Entſchluß geweſen, jede weiche Regung ſtark zu überwinden; dies nahe Todesurtheil raubte ihr doch einen Augenblick die Kraft. Sie brach in bitterliche, ſtille Thränen aus und mußte ſich erſchöpft an die Schulter des Arztes lehnen, der ihr mit ſanften Worten Muth zuſprach. Nach einigen Minuten richtete ſie ſich wieder auf.

„Es iſt nun überwunden," ſprach ſie matt; „ich fühle daß ich die Stärke habe, um am Lager der Mutter mit Faſſung auszudauern. Ich danke Ihnen, daß Sie mir nichts verborgen haben. Ich nehme nun das Härteſte für gewiß an, ich ergebe mich in den Verluſt des Theuerſten, des Einzigen was ich jetzt auf dieſer Erde beſitze!

„Denken Sie an das Auge, das die Thränen des Ihrigen zählt, an das Herz, das mit dem Ihren ſchlägt, an die Hand die Sie führen wird auf einſamem Wege des Lebens," ſprach der Arzt; „das wird Ihnen Muth und Stärke in der letzten Stunde geben. Leben Sie jetzt wohl! In einigen Stunden ſehen Sie mich wieder. Fällt indeſſen das Mindeſte vor, ſo ſenden Sie zu mir und ich werde auf das ſchleunigſte hier ſein."

Mit dieſen Worten nahm er Mariens Hand, drückte ſie mit freundſchaftlicher Wärme, und verließ dann ſchnell das Gemach, da die Rührung ihn ſelbſt zu überwältigen drohte.

Marie aber warf ſich fromm auf die Kniee nieder, und betete aus inbrünſtigem Herzen zu Gott, daß er ihr Kraft ver-

leihen möge in der Stunde der Prüfung. Noch einmal vergoß ſie ſanfte erleichternde Thränen, dann durchdrang das freudige Gefühl der kräftigen Entſchließung ihre Seele, und ſie kehrte mit erleichterter Bruſt zu der Mutter zurück.

Siebentes Capitel.

St. Luces und Beaucaire waren, als ſie in ihre Wohnung heimkehrten, zu ermüdet, um über die Begegniſſe des Tages noch ausführlich zu ſprechen; am Morgen jedoch, als der Diener Beaucaire den Kaffee brachte, war es ſein erſter Gedanke, die Entdeckung, welche er geſtern gemacht, und die mancherlei Plane, welche er ſogleich entworfen hatte, weiter zu verfolgen. Er ging daher zu St. Luces hinüber, den er ſchon am Schreibtiſch ſitzend fand, begrüßte ihn und begann folgendermaßen: „Ich glaube wir haben geſtern glückliche Jagd gemacht, wenigſtens ſind wir auf der Fährte eines edlen Wildes, welches uns tauſend Napoleonsd'or Schießgeld eintragen könnte."

„Freilich, freilich," entgegnete St. Luces lächelnd, „aber es iſt nur die Frage, wie wir es vor den Schuß bringen. Ich bin ſo eben ſchon damit beſchäftigt, Schritte in der Sache zu thun, nämlich nach Dresden zu ſchreiben, um mir einige nöthige Vollmachten zu verſchaffen, damit ich die hieſigen Behörden in Requiſition ſetzen kann; denn wie wir hier ſind, vermögen wir gar nichts."

„Das iſt nicht der Weg den ich einſchlagen würde," entgegnete Beaucaire, „ich fürchte, er führt uns nicht weiter,

als wir das erstemal kamen. Wir haben es mit Bewohnern verbündeter Länder zu thun, gegen die man schonend verfahren will, sonst würde man längst durch Mutter und Schwester den Aufenthalt des Bruders haben ermitteln können; denn an das Mährchen von dem Duell, und an die völlige Unkunde der Mutter von dem Aufenthalte des Sohnes, hat doch wohl Niemand geglaubt. Und gesetzt auch, sie habe ihn damals nicht gekannt, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie ihn früher oder später erfahren mußte. Wollte man ihn daher durch das Geständniß der Frauen ermitteln, so wäre nichts in der Welt leichter gewesen. Ich bezweifle also, daß man uns jetzt die nöthigen Vollmachten einräumen wird; und geschähe es auch, so gäbe es jedenfalls eine gehässige öffentliche Scene, für deren Ausgang ich bei der Erbitterung, die trotz der Verbündung des Kaisers und seiner Verwandtschaft mit dem Hause Östreich hier gegen uns herrscht, nicht stehen möchte. Allein mir däucht, wir hätten noch andere Mittel um hinter das Geheimniß zu kommen."

„Und die wären?" fragte St. Luces aufmerksam.

„Wir müssen nur nicht geizig sein," fuhr Beaucaire mit einem schlauen, boshaften Lächeln fort, „und von den tausend Napoleonsd'oren funfzig bis hundert zu opfen wissen, die der Postmeister hieselbst erhielte, im Fall er uns alle Briefe zu einer kleinen Durchsicht auslieferte, die von den beiden Frauen abgesendet werden, oder an sie einlaufen. Meinen Sie nicht, daß unser heißes Messer das Siegel von einem Frauenzimmercouvert eben so gut lösen würde, als von den sorgfältigst verwahrten diplomatischen Depeschen?"

„Ich fürchte nur, man hat uns bereits erkannt, und wird gar sehr auf der Huth sein!"

„Wer sollte uns erkannt haben?" rief Beaucaire, „das junge Mädchen? Dies hätten wir sogleich bemerken müssen;

aber ich bin überzeugt, ſie hat nicht einmal unſren Namen gehört, denn als wir vorgeſtellt wurden, war ſie zu weit entfernt, und von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, wer ſie ſei, habe ich ſie nicht aus den Augen gelaſſen. Auch ich nicht, entgegnete St. Luces, aber grade an ihrem Benehmen, ihren Blicken glaube ich wahrgenommen zu haben, daß ſie, wenn ſie uns nicht kennt, doch wenigſtens irgend einen Argwohn gegen uns hat, oder nach einer Erinnerung ſucht, mit welcher ſie uns in Verbindung bringen will."

„Und wenn die Frauen uns Beide vollſtändig kennen ſollten, was thäte dies am letzten Ende?" rief Beaucaire aus.

„Sie würden auf's Äußerſte vorſichtig ſein, ihre Briefe auf Umwegen befördern, vielleicht gar abreiſen!"

„Möchten Sie doch! Ihre Vorſicht könnte ſich aber doch nur auf die abzuſendenden, nicht auf die ankommenden Briefe erſtrecken, und dieſe letzteren würden uns am Ende noch mehr Licht geben als die erſteren, die vielleicht unter einer falſchen Adreſſe abgehen. Denn das wird der flüchtige Ritter um ſeiner eignen Sicherheit willen wohl angeordnet haben."

St. Luces ging nachdenkend auf und ab.

„Und werden Sie," fragte er plötzlich, „nicht an der plumpen Ehrlichkeit des deutſchen Beamten ſcheitern, und uns vielleicht gar compromittiren?"

„Ich dächte, Herr Baron," erwiderte Beaucaire etwas empfindlich, „ich hätte Ihnen einige Beweiſe gegeben, daß ich ſchwierigere Unterhandlungen einzuleiten gewußt habe, wobei mehr auf dem Spiel ſtand; wann wäre ich ſo ungeſchickt geweſen uns früher Preis zu geben, als bis ich des Gegners gewiß war? — Seyn Sie außer Sorgen, überlaſſen Sie die Sache mir; ich will ſchon Mittel finden den Faden fein anzulegen und fortzuſpinnen, aus dem ich die Fangſchlinge für unſren Abenteurer zu knüpfen hoffe."

St. Luces ging noch einigemal unſchlüſſig im Zimmer auf und nieder; dann reichte er ſeinem Genoſſen entſchieden die Hand, und ſprach: „Nun meinethalben; ich laſſe Sie gewähren, ich will Ihnen auch den größten Antheil des Lohnes laſſen, nur gefährden Sie den Ruf unſerer Gewandtheit nicht. Denn eben weil hier alle Spur verloren ſchien, weil man nicht gerade zu auffallende, die Gemüther erbitternde, Zwangsmaßregeln gebrauchen wollte, käme mir viel darauf an, die Sache mit einer geſchickten Wendung zu beendigen, um mich dadurch zu neuen wichtigen Aufträgen zu empfehlen. Wir ſind eng mit einander verknüpft, Freund, denn Sie folgen meiner Bahn Stufe für Stufe. Rücke ich aufwärts, ſo nehmen Sie die Lücke ein die ich laſſe, und Sie können darauf zählen, daß ich Ihnen die Hand reichen werde, um Sie nachzuziehen, bevor ein andrer ſich eindrängen kann. — Noch einmal; dieſe Sache übergebe ich ganz Ihnen, ziehe mich aber auch durchaus zurück, wenn ſie eine unangenehme Wendung nehmen ſollte.“

„Verlaſſen Sie ſich blind auf mich,“ rief Beaucaire, indem er ſich mit Unterwürfigkeit verbeugte; „ich eile das Gewebe anzulegen, denn wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“

Mit dieſen Worten empfahl er ſich, und eilte hinab in ſein Zimmer, um ſich anzukleiden. Hierauf machte er ſich auf den Weg, um ſein Garn auszuwerfen.

Sein erſtes war, daß er in ein Kaffeehaus ging, um in der Badeliſte die Wohnung der Frauen, die er ſo argliſtig zu umſpinnen dachte, aufzuſuchen. Nebenbei knüpfte er daſelbſt ein Geſpräch mit einigen Bürgern an, um über den Charakter des Poſtverwalters einige Aufſchlüſſe zu erhalten; was er erfuhr, ſchien ſeinen Plan zu begünſtigen.

Er ging daher getroſt nach der Poſthalterei, um ſeine

Unterhandlung zu beginnen. Zu ſeinem Verdruß mußte er erfahren, daß der Poſthalter an demſelben Morgen nach Dresden abgereiſt ſei, und binnen vierzehn Tagen erſt zurück kommen werde. Dieſe Auskunft gab ihm ein alter Expedient, in deſſen ſcharfgefurchten Zügen und blinzenden grauen Augen Beaucaire etwas zu leſen glaubte, was ſeinen Anſichten günſtig wäre.

„Sie beſorgen wohl indeß die Geſchäfte mein Herr?“ fragte er höflich, „und vielleicht kann ich mich an Sie wenden, um eine Gefälligkeit zu erhalten, für die ich ſehr dankbar wäre.“ Bei dieſen Worten reichte er den Alten freundlich die Hand dar, und wußte mit Geſchicklichkeit einige Goldſtücke in deſſen dargebotene Rechte zu drücken. Dies pflegte Beaucaire's, gewöhnlicher Probeſchuß zu ſein, um den Boden, welchen er betreten wollte zu unterſuchen. Er gab bevor er ſagte wofür; wer in ſolchen Fällen nimmt, ehe er weiß ob man wirklich nur ſeine Mühe vergelten, oder ihm eine Lücke im Gewiſſen mit Gold ausfüllen will, der erklärt von vorn herein ſeine Rechtlichkeit für überwindlich. Indeſſen ging Beaucaire doch noch ferner vorſichtig zu Werke; er bat erſt um frühere Auslieferung der eigenen Briefe, und rückte dann, da der Alte ſich immer geldbegieriger zeigte, andeutungsweiſe mit ſeinem Antrage näher. Noch hatte er ihn jedoch nicht ausgeſprochen, als beide unterbrochen wurden, indem ſo eben die Poſt eintraf. Der alte Poſtbeamte öffnete die Briefliſte, welche die Adreſſen der angekommenen Briefe enthielt. Beaucaire warf einen flüchtigen Blick darüber hin, und las durch den Zufall geleitet, den Namen Roſen.

Wie der Falk auf eine Taube ſtößt, ſo ſchoß ſein raubgieriger Eifer auf dieſe Beute los. Die Eile, mit welcher er durch dieſen Umſtand angeregt, des Briefes habhaft zu werden wünſchte, war Schuld daran, daß er ſeine Vorſicht einem

Augenblick vergaß, und raſch, aber leiſe fragte: „Kann ich dieſen Brief auf eine Viertelſtunde haben, ſo ſind zwanzig Goldſtücke die Ihrigen.“ Zugleich griff er in die Taſche, um das Geld herauszulangen. Der Beamte that als habe er nichts gehört, ſchob aber leiſe den Brief bei Seite, empfing das Gold mit einem verſtohlenen Griff der Hand, und ſah eiſernen Blicks in ein Aktenſtück hinein, welches aufgeſchlagen neben ihm auf dem Tiſche lag. Beaucaire verſtand den Wink; er griff daher ohne weiteres zu, und bemächtigte ſich des Briefes. Erſtaunt ſah er an dem Poſtſtempel, daß derſelbe aus dem Hauptquartiere kam. Sogleich eilte er damit nach Hauſe, trat mit triumphirender Miene in St. Luces Zimmer, und ſprach: „Wie nun Herr Baron, wenn ich ſchon den Sieg in der Hand hätte, wenn der Schlüſſel des Geheimniſſes ſchon mein wäre!“

„Das wäre!“ rief St. Luces, und ſprang freudig auf. Beaucaire reichte ihm den Brief hin, St. Luces laß erſtaunt die Aufſchrift.

„Nun? Was ſagen Sie? dieſer Brief wird uns denn doch wohl einige Aufſchlüſſe geben?“

„Wie ſo?“ ſagte St. Luces.

„Nur Geduld, wir werden ſogleich im Klaren ſein,“ entgegnete Beaucaire, und ſchickte ſich an, den Brief zu öffnen. „Sehen Sie da!“ rief er, mit einem von boshafter Freude leuchtenden Angeſicht, als er das Blatt aus dem Couvert gezogen und entfaltet hatte: „„Theuerſte Mutter!““ lautet die Ueberſchrift. Und die Unterſchrift: „„Euer getreuer L.““ — Sind das Spuren? Haben wir den Faden in der Hand?“

„Sie ſind in der That ſehr glücklich geweſen,“ ſprach St. Luces, doch wird die Entdeckung uns nicht viel helfen, denn der Flüchtige hat ſicher einen falſchen Namen angenom-

men, die Armee zählt eine halbe Millionen Köpfe, und unter dieſen gerade den aufzufinden den wir ſuchen, gegen ihn eine Unterſuchung einzuleiten, — das Alles ſieht ſo unendlich weitläuftig aus, daß ich kaum darauf eingehen möchte." —

„Mein Entdeckung iſt ſo glücklich," erwiederte Beaucaire, „ich bin ſo zufrieden über die Art, wie ſie mir eingeſchlagen iſt, daß ich mich vorläufig damit genügen laſſe. Wer weiß aber, ob der Inhalt des Briefes uns nicht noch ausführlicher belehrt."

Er ſetzte ſich hierauf, und durchlief ihn flüchtig. Seine Mienen wurden immer wohlgefälliger, drückten eine ſtets wachſende boshafte Freude aus. Am Schluß rief er aus: „Es bleibt uns nichts zu wünſchen übrig, denn aus dieſem Schreiben läßt ſich unzweifelhaft erſehen, daß die beiden Flüchtlinge, denen wir nachſpüren, bei der Armee, und zwar höchſt wahrſcheinlich in dem Regimente des Grafen Raſinski ſtehen. „Denn obwohl kein einziger Name in dieſem Briefe ausgeſchrieben iſt, ſo bleibt es doch für jeden, der die Diſtocation der Regimenter kennt, keinem Zweifel unterworfen. Wir haben daher nichts weiter zu thun, als die Anzeige zu machen, und höchſtens hier noch die Namen auszumitteln, welche die beiden jungen Leute muthmaßlich angenommen haben, um unerkannt zu bleiben. Bei meinem jetzigen Bündniß mit dem Poſtſekretair, iſt aber nichts leichter als dies, denn wir dürfen nur die Antwort auf dieſes Schreiben abwarten."

St. Luces ärgerte ſich innerlich heftig darüber, daß Beaucaire in dieſer Entdeckung ſo viel Glück gehabt hatte, denn den Verdienſten der Geſchicklichkeit deſſelben eine Anerkennung deshalb zukommen zu laſſen, hatte er nicht die geringſte Neigung. Er war aber verſchlagen genug, um ſich nicht das mindeſte äußerlich merken zu laſſen. Mit raſchen

Schritten ging er im Zimmer auf und ab, und ſuchte ſich das Anſehen zu geben, als ſei es der Eifer, dem man jetzo in der Verfolgung dieſer Entdeckung beobachten müſſe, welcher ihn in eine ſo unruhige Bewegung ſetze. Heimlich indeſſen hatte er ganz andere Gedanken, die auf zweierlei Ziele hinaus liefen. Um jeden Preis wollte er Beaucaires Entdeckung vereiteln, am liebſten aber freilich ſie für ſich nutzen. Mit der freundlichſten Miene von der Welt, überhäufte er ihn daher mit Lobſprüchen, um ihm jeden Verdacht zu rauben. „Ich muß Ihrem Talent und Ihrer Geſchicklichkeit die vollſte Anerkennung widmen, mein lieber Beaucaire," ſprach er; „Sie haben in dieſer Sache mit einem Scharfblick und einer Gewandtheit gehandelt, die nicht übertroffen werden kann. Gern geſtehe ich's, daß ich im erſten Augenblick eine kleine Anwandlung von Verdrießlichkeit hatte, die der Neid auf Ihre meiſterhafte Ausführung des glücklichen Gedankens in mir erregte. Betrachten Sie dieſe Aufwallung, der ich nunmehr vollkommen Herr geworden bin, als die wahrhaftigſte Huldigung gegen Ihre Verdienſte; ſie iſt vielleicht ſogar die ſchmeichelhafteſte."

Wie die Schlauheit aller Schurken nur bis zu einem gewiſſen Grade reicht, und das ganze künſtliche Gewebe ihrer Verſtandescombinationen eigentlich nur zu einer verlängerten Dummheit wird, weil es der feſten Grundlage des Vernünftigen, und ſomit des Sittlichen entbehrt, ſo fand auch Beaucaires Scharfſinn hier eine Grenze, indem ſeine Eitelkeit ihm das Auge verblendete, mit welchem er ſonſt die Dinge durchaus richtig zu ſehen wußte, und ſich nicht leicht durch einen Schein täuſchen ließ. St. Luces beſaß aber auch die Kunſt im höchſten Grade ſeine Züge in jede Form zu legen, den überzeugenden Ton redlicher Wahrheit anzunehmen, und damit oft ſelbſt diejenigen zu täuſchen, die ſchon Zeuge geweſen

waren, wie er dieſelben Waffen gegen Andre gebraucht hatte. Beaucaire konnte es nicht laſſen, noch einige Zeit ruhmredig, wiewohl mit dem Ausdrucke und den Formen der Beſcheidenheit, auf ſeine Geſchicklichkeit und die ſchnelle Ausführung ſeines glücklichen Gedankens, zurückzukommen. St. Luces ungleich ſchärferer Blick durchſchaute ihn bis auf den Grund; um ſo ſicherer vermochte er ihn in ſeiner Verblendung zu beſtärken, und in die ſchmeichelhafteſten Täuſchungen einzuwiegen.

Da vorläufig in der Angelegenheit nichts weiter zu unternehmen war, vor allen Dingen aber der Brief der Poſt zurück gegeben werden mußte, damit man dieſe Hülfsquelle nicht für die Folge einbüße, ſo übernahm Beaucaire das letztere, und eilte, nach dem er das Couvert wieder verſiegelt hatte auf das Bureau zurück, um ihn dem Beamten wieder einzuhändigen.

St. Luces ging gedankenvoll in ſeinem Zimmer auf und ab, und überlegte wie er es anzufangen habe, um Beaucaires eitle Nebenbuhlerſchaft zu vereiteln, und die etwanigen Verdienſte ſeiner Entdeckung ſich ſelbſt zuzueignen.

Achtes Capitel.

Während Marie ſorgend mit töchterlicher Angſt an dem Bette der erkrankten Mutter ſaß, ahnte ſie nicht, wie Bosheit und Habſucht ſich beriethen, um ihrem Herzen neue Qualen zu bereiten. Ach, und hätte ſie es gewußt, ſie würde über die nächſte Sorge die entferntere vergeſſen haben; denn in tiefen Leiden iſt die Schwäche der menſchlichen Bruſt ihre

einzige Rettung, weil ſie, wie auch die Fluthen des Jammers über ſie heran bringen mögen, nur ein beſtimmtes Maaß derſelben faßt. Das übrige zerrinnt in dem weiten Raum des Weltalls wie Schall und Licht, welche Ohr und Auge nicht in ſich aufnehmen. Mariens inniges, ſtummes Gebet war die Erhaltung der Mutter. Einem behütenden Engel gleich, ſaß ſie an ihrem Lager, und wehrte alles Feindſelige, was der Kranken nahen konnte, mit ſanfter Feſtigkeit, mit unermüdlicher Ausdauer ab. Doch in dem Rath des Ewigen war es anders beſchloſſen. Ihrer zarten jungen Blüthe ſollte die beſchützende ältere Nachbarpflanze, an der ſie ſich empor geſchmiegt hatte, entriſſen werden.

Die Mutter hatte eine lange Zeit ſtill mit einem ſanft ſchmerzlichen Lächeln auf den Lippen, in die Kiſſen zurück gelehnt, gelegen. Mariens beobachtendes Auge bemerkte ſchon längſt einen heimlichen Kampf in den Zügen der Kranken; mehrmals hatte ſie ängſtlich nach der Urſache geforſcht, und die Mutter gefragt, ob ſie Schmerzen empfinde. Dieſe hatte es durch ſtumme Winke, wie durch ein leiſes Nein, eben ſo oft verneint. Jetzt ſprach ſie plötzlich: „Meine Tochter, ich fühle, — es wird bald vorüber ſein; — das Uebel kehrt zurück,— ich werde es nicht mehr überwinden. Ein Geheimniß für dich und deinen Bruder, — Euer Vater, — die Papiere in dem geheimen Fach meines Schreibtiſches, — ach meine Tochter in Deinen Armen! — —“

Mit dieſen, zuletzt faſt ohne Athem ausgeſtoßenen Worten ſtreckte ſie die Arme verlangend nach der Tochter aus. Ein krampfhaftes Uebel ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen, ſie ſuchte ſich mit Mariens Hülfe, welche ſie weinend umſchlungen hatte, emporzurichten. Dieſe ergriff, während ſie mit der Rechten die Mutter unterſtützte, mit der Linken die Klingel, welche am Bett ſtand und ſchellte heftig. „Der Arzt! der

Arzt!" rief ſie athemlos, als Frau Holder eintrat, und dieſe eilte raſch wieder zurück, um die Hülfe herbei zu rufen.

„O meine Mutter verlaß deine Tochter nicht," dies waren die einzigen Worte welche Marie unter Thränen auszuſprechen vermochte. Die Kranke war zu beängſtigt von dem Krampf, um zu hören oder vollends zu antworten. So vergingen einige Minuten in der entſetzlichſten Pein für Marien, welche allein, faſt ſelbſt der Hülfe bedürftig, aller Anſtrengung ihrer Seele nöthig hatte, um nicht durch den Anblick der Leiden ihrer geliebten Mutter, und durch den eigenen zerreißenden Schmerz unfähig zu dem Beiſtande zu werden, den ſie der Kranken leiſten mußte. Endlich ließ das Uebel nach, aber nur um in ein anderes, die Auflöſung beſchleunigendes, überzugehen. Ein heftiges Bluterbrechen ſchaffte der Gequälten Luft; zugleich damit aber ſchwanden die letzten angeſpannten Kräfte, und ſie ſank bleich und ſprachlos auf die Kiſſen zurück.

Zitternd, ein bleiches Bild des Kummers, mit ſtummen, unaufhaltſam fließenden Thränen, ſaß Marie an dem Lager, und beobachtete mit ängſtlichen Blicken, wie die theuerſte Seele, welche ſie auf dieſer Erde beſaß, ſich der ſterblichen Hülle entrang. Die Mutter blickte nur noch irr und träumeriſch, aber doch mit ſeliger Liebe und Freundlichkeit aus ſchon brechenden Augen zu der Tochter hin. Die Bruſt wurde kaum noch durch das leiſe, matte Athmen bewegt; die Lippen wollte der Todeskampf ſchmerzlich verziehen, doch er ward beſiegt, durch ein frommes Lächeln, dem Widerſchein des Jenſeits in der ſchon brechenden irdiſchen Bruſt. Denn halb gehörte die fliehende Seele ſchon jenen Räumen des ewigen Lichtes an, wo ſie ihre urſprüngliche Heimath wieder findet.

Noch ein matt glänzender Blick der Liebe, und das Auge erloſch; Marie ſeufzte bang auf, und beugte ſich über das

bleiche Antlitz der Mutter, um ihrem Athemzuge zu lauschen. Vergebens, er war entflohen; es regte sich kein Hauch des Lebens mehr auf den erbleichenden Lippen.

Der strenge Spruch des Schicksals hatte sich vollendet; Marie stand nun einsam auf der Welt.

Einige Minuten blieb sie nur ihrem kalt erstarrenden Schmerz, dessen ungeheueres Maaß sie noch nicht zu übersehen vermochte, gegenüber. Die Ersten, welche die tiefe Grabesstille unterbrachen, waren der Arzt und Frau Holder. Jener hatte kaum einen Blick auf das Lager geworfen, als er ausrief: „Wir kommen zu spät; ich ahnte es wohl; hier war keine Hülfe mehr möglich!" Diese Worte rissen Marien aus ihrer dumpfen, starren Betäubung empor. Sie wandte sich zu der betrübt da stehenden, gutmüthigen Frau Holder um, und wollte ihr mit sanfter Stimme sagen: „Meine Mutter ist todt!" doch mit jeder Sylbe schlug der Schmerz heftigere Töne an, und endete fast in einem Schrei der Angst, mit dem Marie der rasch herbeieilenden in die Arme sank. Doch dauerte dieser gewaltsame Zustand der nur ein Ueberbrausen der so lange mit Kraft beherrschten Empfindungen war, welche jetzt die zu schwachen Schranken durchbrachen, nicht lange. Bald hörte der Strom der Schmerzen auf wild zwischen den Ufern dahinzurauschen, und floß wieder besänftigt im ruhigeren Bette.

Marie ließ sich die Sorge nicht nehmen, wenigstens wollte sie dieselbe der Frau Holder nicht allein überlassen, die Abgeschiedene auf eine reinliche Lagerstatt zu bringen, und sie einfach, aber vollständig zu kleiden.

Sie flüchtete nicht vor ihrem Schmerz, wie schwächere Seelen pflegen, sondern erkannte daß er jetzt ihr Theuerstes sei. Denn sie trauerte ja um den Verlust eines geliebten Wesens; so mußte es ihr einziger wahrer Trost sein, sich

ganz, äußerlich wie innerlich, der Beſchäftigung mit derſelben zu widmen.

Jede tiefer empfindende Seele liebt ihren Schmerz und findet ihr trauriges Glück allein darin, ihm nachzuhängen. Sie flieht die Zerſtreuungen des Lebens, denn ſie weiß, daß jene ſcheinbaren Bilder der Heiterkeit und des Glücks, mit denen man ſich zu umgeben vermag, in ſolchen Tagen nur die Freude heucheln, und neben dieſer glänzenden Lüge ſteht die düſtre Geſtalt der Wahrheit deſto unerbittlicher und zerſtört die Täuſchung. Denn das Leben gleicht einen Spiegel: wer davor tritt, ſieht nur ſich ſelbſt; alle die reizenden Bilder dahinter ſind nur Schein, und liegen dem ewig ferne, der ſie nicht in der eignen Bruſt trägt.

Die beiden Töchter der Wirthin, Anna und Thereſe, das kleine liebliche Weſen, traten ein, als Marie eben die Umkleidung der Mutter vollendet hatte. In weiße Tücher gehüllt, lag ſie auf der Bahre; das Antlitz war ſanft, ohne Ausdruck des Leidens. Ein ſtilles Lächeln umſchwebte die Lippen.

Die beiden Kinder trugen ein Körbchen, mit Blumen gefüllt, welches die Mutter ihnen gegeben hatte; um damit das Lager der Todten auszuſchmücken. Anna, die Ältere, ſollte den Auftrag ausrichten, allein das arme Kind vermochte vor Thränen nicht zu ſprechen; Thereſe aber rief freudig: „Sieh nur die ſchönen Blumen, die ſollſt Du alle haben.“

Marie betrachtete die Kinder mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie küßte die Ältere und drückte ſie ſanft weinend ans Herz; dann nahm ſie die kleine Thereſe, welche die Händchen verlangend zu ihr emporhielt, auf den Arm, ließ ſich von dem Kinde liebkoſend umſchlingen und verbarg in der Umarmung deſſelben ihr thränendes Antlitz. Auch das Kind fing jetzt an zu weinen, jedoch nur weil der Kummer der Andren es

ängſtlich machte. Marie tröſtete es liebreich beruhigend und ſprach: „Weine nicht mein Herzchen, ſieh, auch ich bin ſchon wieder fröhlich; komm, wir wollen die Blumen nehmen und ſie auf das Bett der Mutter ſtreuen. Siehſt Du wohl, wie ſanft ſie ſchläft?“

Das Kind wurde wieder ruhig und ſprach: „Ich will Dir helfen.“

„Ja das ſollſt Du auch, Thereſe, Du ſollſt mir alle Blumen zureichen.“ Sie gab hierauf der Kleinen das Körbchen, welches dieſe neben ſich ſtellte und ihr nun einzeln die Blumen daraus mit den kleinen Ärmchen entgegenſtreckte. Anna half das Lager der Todten damit ſchmücken; das fromme Geſchäft geſchah faſt ſchweigend, nur daß Thereſe durch ihre unſchuldigen, ahnungsloſen Fragen und durch ihr oft ſogar munteres Dazwiſchenrufen bisweilen ein freundlich beruhigendes Wort von Marien nöthig machte.

Die Hingeſchiedene lag nun ſanf geſchmückt, von Blumen umgeben, auf dem Todtenlager; die letzten frommen Tochterpflichten hatte Marie an ihr erfüllt. Stumm, mit herabgeſunkenen, ineinandergefalteten Händen ſtand ſie ernſt betrachtend an der Bahre und heftete die Blicke auf das Angeſicht der Mutter. Doch ſchwebten die Züge des Lebens darauf, noch war es nicht jene kalte ſtarre Maske der Todten, noch ſchien ſie nur in einem leichten Schlummer zu ruhen, von dem ſie das Auge bald wieder aufſchlagen könne. Es war Marien einen Augenblick lang zu Muthe, als ſei es unmöglich, daß jedes Band der Vereinigung nunmehr auf immer zerriſſen ſei, daß dieſes Auge ſie nie wieder freundlich anblicken, dieſer Mund niemals mehr ſanfte Worte zu ihr reden ſollte. Da trat eine heftige Angſt und Beklemmung ſie an; ſie mußte ins Freie. Raſch nahm ſie die Kinder bei der Hand und ſprach: „Laßt uns ein wenig hinausgehen

in den Garten, die Sonne ſcheint ſo ſchön.“ Sie gingen.

Indem Marie aus der Thüre trat, ſtanden zwei weibliche Geſtalten vor ihr, die ſie im erſten Augenblick, weil der Schmerz ſie Allem entfremdet hatte, nicht erkannte, ſondern überraſcht und unſicher anblickte. Es waren die Gräfin und Lodoiska, welche, um die geſtern auf der Spazierfahrt gemachte Bekanntſchaft fortzuſetzen, einen erſten Beſuch bei Marien und deren Mutter machen wollten.

Noch mehr als Marie über die Kommenden, erſtaunten dieſe über den Anblick der bleichen verweinten Geſtalt; doch das gegenſeitige Befremden dauerte nur wenige Secunden, denn auf die Frage der Gräfin: „Mein Gott was iſt Ihnen begegnet?“ erwiederte Marie mit ſchwacher Stimme: „Sie treten in ein Haus der Trauer! Eine Waiſe ſteht vor Ihnen!“ Ueberwältigt von der Gewalt des Schmerzes, ſank ſie halb bewußtlos der Gräfin in die Arme, welche dieſe mitleidig öffnend gegen ſie ausbreitete. Mit Wärme drückte ſie die im ſtummen Schmerz an ihrer Bruſt Ruhende an ſich und ſprach ſanft: „Sei meine Tochter!“ Und Lodoiska ſetzte weich hinzu, indem ſie Mariens herabgeſunkene Hand ergriff: „Und meine Schweſter!“

O wie wohlthuend, wie ſanft legten ſich dieſe tröſtenden Stimmen mitfühlender Seelen, die der Himmel der Gequälten im Augenblicke ihrer tiefſten Einſamkeit auf der Erde zuſandte, an das bebende, blutende Herz! Wie hatte dieſer eine, warme Augenblick die kalten, ehernen Schranken, welche das Leben ſonſt ſo lange zwiſchen die Menſchen ſtellt und ſie damit fern auseinanderhält, hinweggeſchmolzen! Jahre gemeinſamer, unbedeutender Erlebniſſe verknüpfen nicht ſo feſt als ein einziges, tief erſchütterndes Ereigniß, wo die menſchliche Seele, in dem erhöhten Gefühl der Nichtigkeit

alles Aeußerlichen und Zufälligen nur ihres Gleichen ſucht, nur in der Liebe die Wahrheit erkennt. Auf dem klaren Strom der Freude rinnen die Seelen der Menſchen ineinander; noch inniger aber auf dem düſtren des Schmerzes.

So waren die drei Frauen durch dieſen einen Augenblick für das Leben verbunden, und Marie empfand mit klarer Einſicht die erſte Segnung, die Gott dem Menſchen aus trüben Geſchicken bereitet, die, daß ſeine Seele reicher an empfangender und ſpendender Liebe wird. — Der aufgeregte, beklommene Zuſtand der vom heftigſten Schmerz Zerriſſenen forderte, daß ſie, bevor ſie die neue mütterliche und ſchweſterliche Freundin an die Bahre führte, einige beruhigende Gänge durch den Garten that.

Als auf dieſem Wege der ernſte, Zutrauen einflößende Troſt der Gräfin und Lodoiskas weiche Schweſterliebe ihrer trauernden Bruſt ſo im Innerſten wohlthaten, da ſtieg es in ihrer Seele faſt als der Gedanke eines Verbrechens auf, daß irgend eine Falte ihres Herzens derjenigen verborgen ſein ſollte, deren Liebe ſich ihr ſo ganz hingab. Der Entſchluß, Beiden mitzutheilen, was Raſinski für ihren Bruder gethan, wurde zur unausweichbaren Nothwendigkeit für ſie. „Ich kann," ſprach ſie und wandte ihr offenes blaues Auge zu der Gräfin empor; „ich kann es nicht ertragen, einer ſo edlen Frau halb verſchleiert, mit mißtrauiſchen Rückhalten gegenüberzuſtehen. Sie haben mich nach meinem Bruder gefragt; o, Sie kennen ihn, denn in Ihrem Hauſe fand er als Ludwig Soren nebſt ſeinem Freunde Bernhard die gaſtlichſte Aufnahme."

„Wie?" rief die Gräfin erſtaunt; „jener junge Mann, der durch ſein männlich ernſtes Weſen uns allen ſo lieb geworden, war ihr Bruder?"

„Er iſt es; doch muß es das tiefſte Geheimniß bleiben," ſprach Marie und erzählte hierauf den ganzen Zuſammenhang der Begebenheiten, durch die Ludwig in ſeine wunderbare Lage verſetzt worden war. Dabei nannte ſie auch die Namen St. Luces und Beaucaire, worauf die Gräfin, die auf alle Verhältniſſe ein ſehr aufmerkſames Auge hatte, ſich ſogleich an das geſtrige Zuſammentreffen mit den beiden Fremden erinnerte, und die nur zu gegründete Beſorgniß ausſprach, daß eben dieſe die gefährlichen Männer ſeien. Jetzt fiel auch Marien ein, was Arnheim ihr geſtern geſagt hatte, und es konnte faſt kein Zweifel mehr obwalten. Sie blickte, nachdem ſie der Gräfin dieſe Mittheilung gemacht hatte, dieſelbe fragend und ängſtlich an. „Man muß nur den Muth nicht verlieren," ſprach die entſchloſſene Frau, „und ſehr vorſichtig ſein. Obgleich ich als Polin den Kaiſer der Franzoſen begeiſtert verehre und Frankreich als unſren ſchützenden Bundesgenoſſen betrachte, ſo kenne ich doch alle die Bedrückungen und Gräuel jener zur Verwaltung feindlicher Länder eingeſetzten Beamten, welche, nicht Soldaten, nicht Männer von Muth, auch männlichen Muth nicht ehren und nur über Schwäche zu triumphiren wiſſen. Zu dieſen dürften auch Ihre Gegner leicht gehören. Alſo auf der Huth! — Wie befördern Sie Ihre Briefe?"

„Unter der Aufſchrift an den Grafen Raſinski," entgegnete Marie nicht ohne Erröthen.

„Gut," ſprach die Gräfin raſch, ohne Mariens Verwirrung zu bemerken; „allein vielleicht noch nicht hinreichend. Geben Sie mir Ihre Briefe. Ich kenne viele Offiziere des Regiments, welches mein Bruder führt. Ich kann mit den Adreſſen wechſeln und es doch ſo einrichten, daß die Briefe von meinem Bruder geöffnet werden. — Alſo durch mich, Liebe, führen Sie künftig den Briefwechſel mit ihrem Bruder."

Unter dieſem Geſpräch war man bis zu dem Hauſe zurückgekehrt, und Marie führte die Beſchützerin und die Freundin, welche ſie gefunden, zu der entſeelten Hülle derjenigen, in der ſie beides verloren.

Schweigend ſtanden die drei Frauen an der Bahre. Marie lehnte ſich ſanft gegen die tief gerührte Lodoiska und weinte ſtill an ihrem Herzen.

„Wie freundlich dieſes Antlitz iſt!“ ſprach die Gräfin und legte die Hand auf die Stirn der Todten, um ihr das Haar noch ein wenig zurückzuſtreichen. „Wie ſanft muß die Seele aus dieſem Körper geſchieden ſein! Wie gefaßt, wie fromm, wie ruhig!“

„O ſie war mild wie die Abendſonne,“ ſprach Marie; „gleich ihr ſchied ſie dahin, und in dieſem ſtillen, freundlichen Antlitz ſchimmert die Abendröthe ihrer Seele aus der ſchöneren Welt, in die ſie hinübergegangen, noch in dieſe zurück. Bald aber wird die lange, undurchdringliche Nacht eingetreten ſein, die ſie uns für ewig verhüllt.“

Sie meinte die Beſtattung.

Thereſe und Anna traten halb hüpfend ein. — Sie hielten einen Brief in der Hand. Er war von Ludwig; derſelbe, den Beaucaire vor einer Stunde mit verbrecheriſchen Händen erbrochen.

„Von meinem Bruder an meine Mutter,“ ſprach Marie und brach aufs Neue in Thränen aus. — „O der Arme. Er wußte nicht, daß diejenige, an die er ſeine Worte richtete, ſie nicht mehr vernehmen wird! Für ſein Leben bebten wir, weil es von tauſend Gefahren umringt iſt; und wer weiß, bleibt er der einzige Überlebende von uns Allen. O, dann würde ich ihn tief beklagen. — — Aber nein! So hart wird uns Gott nicht prüfen,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken mit frommem Ausdruck in den Zügen fort;

„er wird uns nicht trennen. Seine tröſtenden Engel werden mich aufrecht halten und ſeine ſchützenden meinen Bruder umſchweben.“

Die Gräfin machte jetzt Marien den Vorſchlag, das Haus des Todes zu verlaſſen, mit ihr zu kommen und bei ihr zu wohnen, damit ſie nicht ganz einſam in der nunmehr verödeten Wohnung zurückbleibe, ſondern eine vertraute Bruſt habe, an die ſie ihr müdes Haupt lehnen könne. Marie willigte dankbar ein; denn vor der erſten einſamen Nacht ſchauerte ſie zuſammen. Lodoiska, die den Schmerz ganz mit ihr theilte, doch dann am verſchloſſenſten blieb, wenn ihr Herz am vollſten war, weil ſie der leichten Gabe der Mittheilung ermangelte, blieb noch bei Marien zurück, um ihr in einigen nothwendigen Anordnungen zu helfen. Die Gräfin begab ſich nach Hauſe, um die Anſtalten zu Mariens Aufnahme zu treffen.

Dieſe ordnete mit Lodoiska ihr kleines Beſitzthum auf das vollſtändigſte, wählte nur einiges aus ihren Büchern, Papieren, Kleidern und Arbeiten aus, welches ſie mit in die neue Wohnung hinübernehmen wollte und hüllte ſich dann in Trauerkleider. Als ſie umgekleidet aus dem Seitengemach trat, erſtaunte Lodoiska über die ſanfte Hoheit ihrer edlen Geſtalt; zuvor war ſie immer nur lieblich erſchienen, nur Anmuth hatte ihr die holden Reize verliehen; jetzt aber ſchien ſie eine trauernde Fürſtin zu ſein, ſo wurde ihr Anſtand durch die ernſte Kleidung und Haltung, wie durch den tief ſchmerzlichen Ausdruck ihrer Züge geadelt.

Mit herzlichen Küſſen und Thränen nahm Marie von den Kleinen, mit warmer Dankbarkeit von deren Mutter Abſchied und ging, das Antlitz durch einen ſchwarzen Schleier vor den läſtig neugierigen Blicken der Menge verhüllend, an der Seite ihrer jungen ernſten Freundin ihrer

neuen Wohnung zu. Im Gehen war es ihr, als müßten ihre Sinne sie verlassen, da sie jetzt der vertrauten Stelle den Rücken wandte, wo sie noch vor wenigen Stunden die Stimme der Mutter gehört, ihr freundliches Winken der Augen gesehen hatte. Und nun alles so stumm und starr, so ewig verschlossen!

In der Hausthür stand Frau Holder mit ihren beiden Mädchen. Die gute Frau reichte Marien nochmals die Hand dar, während sie sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen wischte. Anna verbarg sich blöde und traurig hinter die Mutter, doch die kleine Therese hob schmeichelnd die Ärmchen an Marien hinauf und rief: „Marie, komm bald wieder zu Haus!"

„Bald, bald, recht oft, mein liebes Kind!" sprach Marie mit von Thränen überwältigter Stimme und hob das kleine, holde Wesen zu sich empor. Dann erst riß sie sich los und ging rascher, um ihre ermattende Kraft gewaltsam aufzurichten.

Neuntes Capitel.

Am ganz frühen Morgen des dritten Tages war die Hingeschiedene bestattet worden. Nur Marie, die Gräfin, Lodoiska und Frau Holder waren zugegen gewesen, als man sie einsenkte zu der ewigen Ruhestätte. Marie zeigte sich ernst, gefaßt; sie rechtfertigte die Furcht der Gräfin, welche sie dringend gebeten hatte, von der traurigen Feierlichkeit zurückzubleiben, nicht. In ihrer eben so festen als zarten Seele

ſchloß ſie ſchnell mit allem Geſchehenen, mit allem Unvermeidlichen ab; nur der Zweifel, die Sorge, die Furcht vor dem Kommenden griffen ſie ſo heftig an. Sie bebte vor der drohend gehobenen Hand des Schickſals; war der zerſchmetternde Schlag gefallen, ſo kämpfte ſie mit ſittlicher Stärke, mit feſtem, treuem chriſtlichen Glauben gegen die vernichtende Gewalt.

So ernſt ſie den Tag über blieb, nahm ſie doch mit ſtiller Freundlichkeit an dem Geſpräch Theil. Erſt als die Sonne ſchon röthlich hinter dem blauen Gebirge ſtand, und die Wehmuth der Abendſtille ſich über die Landſchaft ergoß, da erſt wurde auch ſie weich und zerfloß faſt in Thränen. Es trieb ſie an nach dem Grabe der Mutter hinauszugehen; die tröſtenden Freundinnen wollten ſie begleiten, doch ſie bat, man möge ſie allein gewähren laſſen. „Glaubt nicht, daß dieſer Gang mich tiefer beugen wird; nein, er wird mein Herz tröſten, meine geängſtigte Bruſt durch ſanfte Thänen erleichtern. Meine Wunden müſſen frei ausbluten; vielleicht ſind ſie tödtlich; ſie werden es aber gewiß und ſchneller, wenn ihr den Schmerz derſelben gewaltſam in mein Inneres zurückpreſſen wollt. O, mir wird wohl ſein auf dem Hügel meiner Mutter!" Sie ging.

Das Grab war mit friſchem Raſen bedeckt; noch hatte es keine andre Zierde. Der Kirchhof lag einſam, friedlich, von hohen Bäumen beſchattet. Marie ſetzte ſich auf die Gruft nieder und ſaß in nachdenklicher Stellung, während ihre Thränen ſtill herabfloſſen. Plötzlich ſchreckte das Herannahen eines männlichen Trittes ſie auf. Sie blickte zurück und gewahrte St. Luces, der gerade auf ſie zuging.

Unangenehm, ja faſt widerwärtig durch ſeine Nähe geſtört, ſtand ſie auf, erwiderte ſeinen ehrerbietigen Gruß mit einer leichten ängſtlichen Verbeugung und wollte den Kirch-

hof verlaſſen. Er aber ereilte ſie mit raſchen Schritten und redete ſie an:

„Vergeben Sie mir, wenn ich Ihre Trauer geſtört habe; — der Zufall führte mich hieher, ich hatte Sie nicht früher erkannt, ſonſt würde ich mich ehrerbietig zurückgezogen haben.“

St. Luces log mit der Zunge und den Augen gleich fertig; denn eben ſo unwahr als ſeine Worte waren die ſcheinbar verwirrten Blicke, die mit größter Geſchicklichkeit geheuchelte Trauer auf ſeiner Stirn. Schon ſeit drei Tagen erſpähte er nämlich auf jede erſinnliche Weiſe eine Gelegenheit, Marien zu ſprechen. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Mutter war ihm im höchſten Grade willkommen, denn ſie begünſtigte ſeine doppelt verbrecheriſchen Pläne. Mariens holdſelige Anmuth hatte, gleich als er ſie zum erſten Male ſah, ſeine verderbte, niedrige Leidenſchaft entzündet. Mit der allen Elenden ſo geläufigen Berechnung der bedrängten Lage Anderer, um ihnen das Äußerſte abzupreſſen, entwarf er ſchnell den teufliſchen Plan, zuerſt die Angſt der Schweſter durch die Bedrohung des Bruders zu erregen und dann durch das Verſprechen der Rettung — auf das Halten kam es ihm freilich nicht an — ihre Gunſt zu erwecken. Deshalb war ihm eigentlich Beaucaire's habſüchtige, gerade auf das Ziel losgehende Liſt ſo zuwider. Vollends aber würde er erbittert geweſen ſein, wenn er geahnet hätte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſei und mit größerer Frechheit, daher aber auch mit minder künſtlicher Verfeinerung der Bosheit demſelben Zwecke nachſtrebte.

St. Luces wollte eine Liebesintrigue anſpinnen; er berechnete, daß das weiche Herz einer Trauernden das empfänglichſte für den Troſt ſei, den eine geheuchelte innige Theilnahme gewährt; er wollte Marien mit einem Worte verfüh-

ren, aber nicht ohne ihr Gelegenheit zu geben, ihre Schwachheit durch eine Art von Heiligenſchein zu verhüllen, indem er an ihre Gunſt die Rettung des Bruders zu knüpfen dachte.

Beaucaire hatte denſelben Plan, doch roher; mit dem Henkerſchwert über dem Haupte des Bruders wollte er die geängſtigte Schweſter in ſeine Arme treiben. Ihm war es nur um den ſinnlichen Genuß zu thun, und er kümmerte ſich nicht um den Abſcheu ſeines Opfers.

St. Luces, feiner gebildet und durch viele ähnliche Abenteuer ſeines Lebens, bei denen ihm eine große Gewandtheit und beſtechendes Äußere zu Hülfe kam, denn in ſeiner Jugend war er ſogar ein ſchöner Mann geweſen, berechnete, daß der Reiz einer ſolchen Verbindung durch die getäuſchte Neigung des weiblichen Gemüths unendlich erhöht werde. Er wollte nicht eher unter ſeiner Larve erkannt ſein, bis er ſelbſt mit der völligſten Sättigung und Gleichgültigkeit das angeſponnene Verhältniß wieder trennte. Dieſe Plane verbargen Beaucaire und St. Luces natürlich einander aufs ſorgfältigſte, und in der That ahnte keiner von Beiden die Abſicht des Gegners, einmal weil ſie einen ganz verſchiedenen Weg einſchlugen, und zweitens auch, weil Einer den Andern entweder nicht für ſchlau oder boshaft genug hielt, um ſo viel Nutzen aus der Lage der Verhältniſſe zu ziehen. Beaucaire ſpürte unabläſſig rings umher, ob er nicht den Aufenthalt Ludwigs bei der Armee, den Namen, den er jetzt führte, mit Beſtimmtheit erfahren könnte. Daher lauerte er wie der Ameiſenlöwe in der verſteckten Finſterniß ſeiner Höhle nur auf einen Brief Mariens an ihren Bruder, um ihn mit ſeinen Fangzangen hinunterzuziehen. Dann wollte er vor die Unglückliche hintreten, um ſie durch das Meduſenhaupt ſeiner Entdeckung zu erſtarren und ſo die Willenloſe hinzuopfern. Der Tod der Mutter war daher auch ihm willkom-

men gewesen. Denn mit Recht glaubte er, daß Marie ihn dem Bruder sogleich, oder doch in den nächsten Tagen melden werde. Er hatte es deshalb nicht an Geld fehlen lassen, um den verrätherischen Postbeamten aufmerksam zu machen. Diesmal verschwendete er es jedoch vergeblich, weil Mariens Brief längst durch die Gräfin abgesandt war, die ihn einem nach Dresden reisenden Landsmanne anvertraut hatte, um ihn dort auf die Post zu geben. Von St. Luces Absichten hatte Beaucaire, da dieser ihn durch Schmeicheleien und Zuvorkommenheit in die größte Sicherheit und so leicht getäuschte eitle Selbstgefälligkeit einwiegte, keine Ahnung und daher auch keinen Arg aus dessen Spaziergängen, um so mehr da derselbe sie höchst geschickt einzuleiten oder zu verbergen wußte.

Es war jetzt das erste Mal, daß St. Luces Marien allein traf. Sie erwiderte seine Anrede mit einigen befangenen Worten und wollte sich entfernen; doch er that als bemerke er dies nicht, und zwang sie durch eine rasche Antwort zu bleiben. „Wie hinterlistig lauert das Schicksal oft auf uns! Wer hätte ahnen, sollen daß Sie, von dem heitren Ausflug froh zurückkehrend, daheim das Unglück so finster vor der Schwelle gelagert finden sollten! O glauben Sie mir, Ihr Trauerfall war so erschütternd, daß er kein Herz ungerührt gelassen hat; noch jetzt wendet sich der Gedanke, das Gespräch immer wieder darauf zurück, und es giebt kaum ein Auge in diesem, von so vielen Fremden überfüllten Orte, das nicht Ihrem Schicksal eine Thräne geweint hätte."

Marie schauderte; denn da sie wußte, welchen Einfluß St. Luces auf das Schicksal ihres Bruders geübt hatte, erfüllte seine Nähe sie nur mit einem unheimlichen Grauen. Doch suchte sie sich zu fassen.

„Ich weiß es," sprach sie nach einigen Augenblicken,

„daß der plötzliche Todesfall meiner Mutter Aufſehn erregt hat, zumal da er mit einem Ereigniß in Verbindung ſtand, das Viele erſchreckte. Doch eben dieſes Aufſehn muß mir ſchmerzlich drückend ſein; denn der Trauernde ſucht die ungeſtörte Einſamkeit am liebſten auf."

St. Luces verſtand die Beziehung der letzten Worte ſehr wohl; allein er wollte ſie nicht verſtehen und wußte ſeinen Verdruß darüber vollkommen zu beherrſchen. „Gewiß, gewiß," ſprach er; „allein nicht immer iſt das, was der Kranke begehrt, ihm das Heilſamſte. Nicht ganz dem Schmerz ſollten Sie ſich überlaſſen; einige Augenblicke ſollten Sie ſich doch abmüßigen für die, welche wahrhaft Ihre Freunde ſind."

Er ſchwieg; auch Marie.

„Es iſt faſt dunkel geworden! — Mir ſcheint es Pflicht, Sie zu erinnern, daß Sie kaum noch allein den Weg zur Stadt zurückmachen können," begann St. Luces nach einigen Augenblicken wieder.

„Sie haben Recht, ich hätte ſchon gehen ſollen," ſprach Marie höflich, grüßte und ging.

Kaum hatte ſie die Thüre des Kirchhofes erreicht, als ſie ſeine Schritte abermals dicht hinter ſich hörte.

„Ich habe mit mir gekämpft," ſprach er haſtig, indem er herantrat, „ob es meine Pflicht ſei, Ihnen unberufen die volle Wahrheit zu ſagen, ob es Gründe giebt, die dringend genug ſind, meine Einmiſchung in die Angelegenheiten ganz fremder Perſonen zu rechtfertigen. Die Entſcheidung lautet: ich müſſe reden. Wiſſen Sie denn, ich kam nicht abſichtslos hieher; ich ſuchte Sie auf. Ich weiß daß Jemandem, der Ihnen ſehr theuer iſt, Gefahr droht, daß man nahe daran iſt ſeinen Aufenthaltsort zu entdecken, ihn in dieſem Augenblicke vielleicht ſchon entdeckt hat. Sie könnten durch Unvorſichtigkeit in die traurigſten Schickſale verwickelt wer-

den — ein Gefühl," hier heftete er das Auge wie verwirrt auf den Boden, „welches nur Jüngere zu kennen pflegen, das mich aber von dem erſten Augenblicke ergriff, wo ich Sie ſah, deſſen ich nicht Meiſter bin — zwang mich — ich fürchte zu einer Verletzung meiner Pflicht. Mehr darf ich nicht thun — ſein Sie auf Ihrer Huth!"

Mit dieſen Worten wandte er ſich um und wollte raſch hinwegeilen. Marie, die ihm mit zitterndem Erſtaunen zugehört hatte, rief ihm nach: „Um Gottes Willen, erklären Sie ſich deutlicher. Ich bitte Sie dringend!"

St. Luces ſtand ſtill; er ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Endlich kehrte er zurück. „Deutlicher? Iſt es nicht genug, daß Sie mich verſtehen? Ich begehe eine Verletzung an meiner Pflicht — und doch, wenn ich Ihre Thränen ſehe, wie könnte ich widerſtehen!" Er trat Marien einen Schritt näher und ergriff ihre Hand, die ſie ihm unſchlüſſig weder zu reichen noch ſie zurückzuziehen wagte.

In dieſem Augenblicke rauſchte es im Gebüſch dicht neben ihnen, und Benno trat hervor. Mariens bleiches Angeſicht wurde von einer dunklen Schaamröthe übergoſſen, da ſie an dieſem einſamen Orte allein mit dem Fremden in ſo vertrauter Stellung betroffen wurde. Sie ahnte nicht, daß Benno ihr guter Engel ſei, denn in der Überraſchung wäre es St. Luces vielleicht gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen und ſie auf dieſe Weiſe völlig zu verderben.

Benno war ſelbſt noch zu jung und unſchuldig, um aus einem ſo leichten Anſchein einen kränkenden Verdacht zu ſchöpfen. Seine dichteriſchen Träumereien hatten ihn auf den Friedhof geführt, wo mancher früh entſchlummerte Freund von ihm lag. Als er jetzt Marien erblickte, von deren traurigem Schickſal auch er gehört, ging er unbefangen, tief bewegt auf ſie zu und redete ſie an. „O daß ich Sie hier

wiederſehen ſollte, nach jenem ſchönen, unvergeßlichen Tage; wer hätte das geahnet!“ Auch er ergriff, von dem Gefühl ſeiner Wahrhaftigkeit und Unſchuld geleitet, Mariens Hand und küßte ſie mit jugendlicher Ehrerbietung. Es war als ſänke Marien ein Schleier von den Augen und eine ſchwere Laſt vom Herzen. Denn als Benno's natürliches Mitgefühl neben St. Luces geheucheltem ſtand, da erblickte ſie die heiligen einfachen Züge der Wahrheit ſiegreich neben der gekünſtelten Larve der Verſtellung. Der Unterſchied zwiſchen Beiden war nicht mehr zu verkennen. Marie ſchauderte zuſammen, ohne ſich deutlich bewußt zu ſein, weshalb. Ein ſanfter Druck ihrer Hand war die einzige Antwort, die ſie geben konnte; er dankte dem jungen Freunde zugleich für ſeine Theilnahme und ſeine Argloſigkeit. Denn ein Blick auf ſeine Züge belehrte ſie, daß nicht die leiſeſte Spur des Argwohns in ſeine reine Seele gedrungen ſei.

„Es iſt ſpät — ich muß gehen,“ ſprach ſie nach einigen Augenblicken und wollte fort.

„Es iſt ſo ſpät, daß ich Sie unmöglich allein gehen laſſen kann,“ rief St. Luces, und Benno im reinſten Wohlwollen ſetzte hinzu: „Ja wohl, wir müſſen Sie begleiten.“

Marie athmete leichter, als dieſer reine Schutzengel ſich ihr zugeſellte; in St. Luce's Zügen aber trat der ſchon vorher ſchlecht verhehlte Verdruß über Benno's Dazwiſchenkunft ſo auffallend hervor, daß er es mit den gewandteſten Worten nicht mehr vermochte, den Argwohn zu beſchwichtigen, der Mariens Seele ergriffen hatte.

Wenig ſprechend ging man nebeneinander hin. Marie eilte, nach Hauſe zu kommen. Als man ſich wieder in der erſten Gaſſe der Vorſtadt befand, ſtreifte raſch eine fremde Geſtalt von hinten her an den Dreien vorüber, warf einen flüchtigen Blick ſeitwärts, grüßte und ſprach im Vorüberge-

hen: „Bon soir Monsieur de St. Luces!“ — Dieſer erwiderte den Gruß ein wenig überraſcht, denn es war Beaucaire.

Man hatte das Hôtel erreicht, wo die Gräfin wohnte; Marie nahm mit einem ſtummen, verlegenen Gruße Abſchied von ihren Begleitern. Oben erzählte ſie ſogleich, was ihr begegnet ſei. Die Gräfin hegte denſelben Argwohn gegen St. Luces und erhöhte ihn noch durch mancherlei nicht abzuweiſende Bemerkungen, woraus die offenbare Abſichtlichkeit ſeines Benehmens hervorging.

Die Uhr der Schloßkirche hatte eben zehn geſchlagen, und die Frauen ſchickten ſich nach der Sitte des Badeortes bereits an, zur Ruhe zu gehn, als es ſtark an der Hausthür ſchellte. Der Diener brachte einen Brief herauf, den ein Unbekannter abgegeben hatte. Die Aufſchrift war an Marien. Sie öffnete und fand nur einen Zettel mit den Worten:

„Hüten Sie ſich vor Herrn von St. Luces!“

„Ihr Freund.“

Wer war dieſer räthſelhafte Warner? Vergeblich beſtrebten ſich die Frauen, es zu errathen; der Einzige, auf den ſie vermuthen konnten war Benno. Und doch, was ſollte er wiſſen oder ahnen?

Voll neuer banger Sorgen legte ſich Marie zur Ruhe; doch die ängſtigenden Vorſtellungen verfolgten ſie auch in ihre Träume hinein, und ſie erwachte oft verſtört aus der ſchweren Betäubung des fieberhaften Schlafes. So rang ſie zwiſchen Angſt und Thränen. Ach, war es denn nicht genug, eine Mutter zu beweinen, mußte ſie auch noch für das Haupt des Bruders zittern?

Zehntes Capitel.

Marie hatte nur noch ſo lange in Teplitz verweilen wollen, bis ihre Mutter beſtattet war, und die mancherlei unerläßlichen Schritte, welche die geſetzlichen Pflichten bei Todesfällen herbeiführen, geſchehen ſeien. Alsdann war es das Natürlichſte für ſie, zu der Schweſter der Dahingeſchiedenen zu reiſen und ſich dem Schutze dieſer, ihr ſo herzlich wohlwollenden Verwandten anzuvertrauen. Vorläufig hatte ſie das traurige Ereigniß durch einen Brief berichtet, auf den ſie jedoch bis jetzt noch die Antwort erwartete.

Nach der unruhig und kummervoll halb durchwachten Nacht wurde ſie endlich durch einen ſanften Morgenſchlummer mit beruhigenden Träumen erquickt, der ſie bis weit über die gewöhnliche Stunde in ſeinen ſüßen Feſſeln hielt. Als ſie die Augen aufſchlug war es hoher Tag, ſo daß die Sonne ſchon über die Dächer der gegenüberſtehenden Häuſer ins Gemach ſchien. Faſt beſchämt über den langen Schlaf kleidete ſie ſich eilig, doch ſtill an und trat in das gemeinſchaftliche Frühſtückszimmer. Mit Erſtaunen ſah ſie gleich beim Öffnen der Thür einige fremde Damen in Trauerkleidern ſitzen; doch ehe ſie nur Zeit zu einer Vermuthung hatte, fühlte ſie ſich ſchon von liebenden Armen umfangen. Es war Emma, die ſeitwärts von der Thüre am Fenſter ſitzend, die Eintretende zuerſt geſehen und erkannt hatte. Der freudig überraſchte, doch wehmüthige Ausruf beider Mädchen bewirkte, daß auch die andren Frauen, die Mariens leiſes Öffnen der Thür nicht bemerkt hatten, aufſprangen und ihr entgegeneilten. Es waren Julie und ihre Mutter; alle Drei kamen, um Marien in ihrer traurigen Einſamkeit aufzuſuchen und ſie liebend zurück zu geleiten.

Liebe und Freundschaft wetteiferten. Die Gräfin und Lodoiska wollten Marien noch nicht von sich lassen, ihre Verwandten sie so schnell als möglich zu sich nehmen. Endlich wurde beschlossen, daß die Gräfin und Lodoiska Marien auf einige Tage auf das Gut begleiten sollten, und man setzte die Abreise für den nächsten Morgen fest.

Nachdem man eine Zeitlang im vertraulichen Gespräche zugebracht, äußerten die Angekommenen den Wunsch, das Grab der Hingeschiedenen zu besuchen. Marie führte sie dahin.

Als sie das Thor fast erreicht hatten, sahen sie in einer Seitenstraße einen Auflauf von Menschen, der die Gasse stopfte. Sie wollten sich eben nach der Ursache erkundigen, als Benno an sie herantrat und ihnen erzählte, man habe einen Beamten der Post wegen eben entdeckter, grober Veruntreuungen an Geldern und Geldbriefen verhaftet, und so eben sei das Gericht beschäftigt, die Wohnung des ins Gefängniß Abgeführten zu durchsuchen, seine Papiere in Beschlag zu nehmen und dann Alles zu versiegeln.

Diese Begebenheit an sich würde nur eine entferntere Theilnahme in Marien erregt haben, wenn sie nicht fürchtend geahnet hätte, daß sie selbst eine schwer Betheiligte bei dieser Treulosigkeit sei. Jetzt war es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß St. Luces von Allem unterrichtet sei, daß seine Warnung Grund hatte. Aber auch vor ihm war sie gewarnt worden! Wer half ihr diese Räthsel lösen? Wer kannte alle ihre geheimsten Verhältnisse so genau? War sie rings mit Netzen umstellt? Bewacht, belauscht, beobachtet von allen Seiten?

Indem sie noch diesen beängstigenden und verwirrenden Gedanken nachhing, trat ein hübsches Blumenmädchen, dessen Äußeres jedoch einen leichtfertigen Lebenswandel zu verra-

then ſchien, ihr entgegen und bot ihr Sträuße zum Kauf an. Marie wies ſie zerſtreut ab; das Mädchen erneuerte jedoch ihre Bitte mit dem freundlichen Talent überredender Verkäuferinnen.

„Dieſen Strauß nehmen Sie mir gewiß ab," ſprach ſie, „es ſind drei Roſen darin bei ſo ſpäter Jahreszeit." Zugleich drückte ſie ihn Marien faſt gewaltſam in die Hand und ſprach dabei leiſe die Worte: „Um Ihres Bruders Willen!" — Marie erſchrak, das Mädchen lächelte und fuhr mit verſtellter Unbefangenheit fort zu bitten. „Ja, dieſen behalten ſie, der iſt der ſchönſte von Allen und koſtet nur drei Kreuzer!"

Marie wollte das Mädchen befragen, doch dieſe verſchloß ihr die Lippen mit einem Wink des Auges und den leiſe geflüſterten Worten: „Strenges Geheimniß!"

Indeſſen hatte Benno ſich höflich zeigen und dem Mädchen Sträuße für die Damen abkaufen wollen. Er that es, die Kleine nahm das Geld mit vergnügter Miene, winkte Marien noch einmal zu, als wolle ſie ſagen: verrathe Dich mit keiner Sylbe — und ſchlüpfte dann leichtfüßig hinweg, um auch andren Vorübergehenden ihre duftende Waare anzubieten.

Marie war ſo betroffen von dem Ereigniß, daß ſie zitterte; ſelbſt an der Gruft der Mutter, die man bald erreichte, waren ihre Gedanken nicht bei der Todten, ſondern mitten in den Verwirrungen der Welt. Zu ungeübt in den kleinen Kunſtgriffen der Liebesintriguen hatte ſie gar nicht daran gedacht, den Strauß näher zu unterſuchen; ein zufälliger Blick ließ ſie erſt ein Streifchen Papier darin wahrnehmen. Mit geſpannter Erwartung zog ſie es unbemerkt hervor und las darauf die Worte: „Sie können Ihren Bruder retten, wenn Sie dieſen Abend mit dem Schlage der neunten Stunde al-

lein in den Schloßgarten an die alte Linde kommen. Er iſt verloren, wenn Sie ausbleiben, oder eine Sylbe verrathen. Zum zweiten Male warnt man Sie vor St. Luces!"

Wie erſtarrt ſtand ſie, nachdem ſie dieſe Zeilen geleſen. Welch ein neues ſchreckenvolles Geheimniß! Alſo dieſe Einladung und die geſtrige Warnung kamen von derſelben Hand? Immer labyrinthiſcher verſchlangen ſich die Pfade ihres Lebens, immer gefahrvoller liefen ſie am Abgrunde dahin. Ach, ſie fühlte es nur zu tief, ein Sturm hatte ſie weit verſchlagen von der heiligen Inſel der unbefangenen Kindheit. Den ſanften Wieſenteppich, auf dem ſie bisher zwiſchen friedlicher Umbuſchung, unbemerkt doch glückſelig dahingewandelt war, hatte ein furchtbares Erdbeben erſchüttert und verſchlungen. An ſeiner Stelle wogte der unbegrenzte, heimathloſe Ocean und trieb ſie auf ſeinen Wellen an gefährlichen Klippen dahin.

Sollte ſie das Geheimniß entdecken? Sollte ſie ſich denen, die ſie liebten, anvertrauen, ſich in ihren Schutz ſtellen? Aber vermochten dieſe den Bruder zu retten, wenn boshafte Tücke ihn verderben wollte?

Nein, ich will es wagen; es iſt meine heilige Pflicht es zu wagen, dachte ſie entſchloſſen; endlich müſſen dieſe Räthſel ſich löſen. Und wer ſagt mir denn daß ich einem neuen Unheil entgegengehe? Könnte es nicht ein großmüthiger Freund ſein, den ich, wenn ich das Schweigen bräche, ins Verderben ſtürzte? Du meine Mutter blickſt aus jenen ſeligen Höhen in mein angſterfülltes Herz, dein Schutzgeiſt wird mich ſchirmend umſchweben, ihm will ich mich anvertrauen.

Nach dieſem feſten Entſchluß wurde ihre Seele wieder ruhiger.

Der Tag verſtrich, die neunte Stunde nahte heran. Marie ging auf ihr Zimmer, ſiegelte den geheimnißvollen Zettel, den ſie erhalten hatte, ein und legte ein Blatt dazu, auf welches ſie die Worte ſchrieb. „Dies ſoll mich rechtfertigen, wenn ein unwürdiger Verdacht mich trifft, retten, wenn mir Gefahr droht. Es lehrt Euch wo ich bin.“ Auf das Couvert ſchrieb ſie: „An meine Lieben! Doch nur dann zu eröffnen, wenn ich um Mitternacht nicht zurück bin.“ Dieſen Brief legte ſie auf ihren Tiſch und verließ dann, in einen Mantel gehüllt, tief verſchleiert, leiſe das Gemach und das Haus, um ſich auf der beſtimmten Stelle einzufinden.

Es war ſchon ganz dunkel und völlig einſam; ſie bebte, aber ſie blieb entſchloſſen. Schüchtern trat ſie in die dunklen Laubgänge ein; die bezeichnete Linde ſtand im einſamſten, entfernteſten Theile des Gartens. Dies vermehrte ihre Beſorgniſſe. Ein Gartenarbeiter begegnete ihr und ſah ſie verwundert an. Plötzlich fiel ihr ein, daß ſie ſich den Beiſtand dieſes Mannes ſichern könne, ohne ihm irgend etwas zu entdecken. Sie wandte ſich um, ging ihm nach und redete ihn an: „Mein Freund, wollt Ihr ein gutes Trinkgeld, vielleicht noch mehr verdienen?

„Dazu wäre ich jetzt und alle Tage bereit.“

„So bleibt eine Stunde auf dieſer Bank ſitzen, oder verweilt doch ganz hier in der Nähe; doch ſorgt daß man Euch nicht bemerkt. Nehmt dies als Angeld; wenn ich zurückkehre erhaltet Ihr das Dreifache. Hört Ihr mich aber laut um Hülfe rufen, ſo eilt ſchnell nach der großen Linde dort unten an der Gartenmauer.“

„Da, wo der Herr im Mantel ſteht?“ fragte der Arbeiter.

„Ganz recht,“ erwiderte Marie nicht ohne Schreck.

„Hm! Hm! Ew. Gnaden ſollten lieber gar nicht hin-

untergehn," meinte kopfschüttelnd der Arbeiter. „Dem Herrn sind fremde Leute grade so lästig im Garten als sie Ew. Gnaden nöthig sein mögen. Er hat mir eben fünf Gulden geschenkt, damit ich aufhörte zu arbeiten und nach Hause ginge."

„Es mag schon sein," sprach Marie bebend, „ich will auch nicht, daß Ihr dorthin kommen sollt, aber bleibt hier in der Nähe," dabei gab sie ihm noch einige Goldstücke.

Der Arbeiter schüttelte bedächtig den Kopf und schwieg einige Augenblicke; endlich sprach er: „Je nun, an mir soll's nicht fehlen, ich will schon hier bleiben und Ew. Gnaden können sich auf mich verlassen. Aber nehmen Sie sich ja in Acht; der Herr hat so ein Ansehn wie ein italienischer Spitzbube, die ich kennen gelernt habe, als ich mit dem Herrn Fürsten Clary als Bedienter in Neapel war. Doch vergeben Ew. Gnaden nur mein Geschwätz, Sie werden ja wohl wissen, mit wem Sie zu thun haben."

„Ja wohl, ja wohl!" sprach Marie mit einem Tone, der das Gegentheil ausdrückte. Sie wankte in ihrem Entschlusse. Doch mit erneuter Kraft sprach sie zu sich selbst: „Du hast das Theuerste, deinen Ruf, bereits daran gewagt, und solltest jetzt für dein Leben zittern? Thorheit! Und was könnte dein Tod irgend Jemandem frommen? Es ist nichts; die Furcht ist eingebildet, deine Schwesterpflicht fordert diesen Gang von dir."

Raschen Schrittes setzte sie ihren Weg fort. — Als sie in der Nähe der Linde war, sah sie eine dunkle, verhüllte Gestalt unter derselben auf- und niedergehen. Zögernd näherte sie sich. Der Unbekannte hatte sie jedoch kaum erblickt, als er rasch auf sie zueilte und sie mit den Worten anredete: „Ich freue mich, daß Sie den Muth haben, meiner Aufforderung zu folgen."

Ein eiskalter Schauer überlief Marien als ſie dieſe Stimme vernahm; es war Beaucaire, vor dem ein unüberwindlicher Widerwille ſie vom erſten Augenblicke an gewarnt hatte. Doch faßte ſie ſich, weil ſie deutlich empfand, es ſei nothwendig, ſich dieſem Manne gegenüber mit aller Feſtigkeit, mit allem Adel zu waffnen, den das Gefühl der Unſchuld und des Rechts einem weiblichen Weſen verleihen kann.

„Ich mußte in der That wohl," entgegnete ſie, „da Sie mich durch eine geheimnißvolle Drohung hieher ſchreckten, die mir einen gewagten Schritt zur Pflicht machte, den ich ſonſt um keinen Preis gethan haben würde."

Beaucaire ſchien mißvergnügt über dieſe Antwort, die ihn durch die Beſtimmtheit, mit der ſie gegeben wurde, ſehr weit von dem Ziele ſeiner Wünſche zurückwarf. Er fühlte, daß er keinen leichten Stand haben werde; deshalb beſchoß er mit der eiſernen Stirn ſchaamloſeſter Frechheit vorzudringen. „Sie nehmen," ſprach er, „einen ſtolzen Ton an, der Ihnen, wie mich dünkt, nicht wohl geziemt. Wiſſen Sie denn, daß das Schickſal Ihres Bruders in meiner Hand ſteht, daß ich allein es vermag, ihn zu retten und zu verderben. Ich kenne ſeinen Aufenthalt; er hat ihn ſchlau genug da gewählt, wo man ihn am wenigſten ſuchen durfte, bei dem Heere.

Marie ſtand ſprachlos da; der Schrecken hatte ihr den Athem genommen.

„Sie dürften alſo," ſetzte Beaucaire mit ironiſcher Betonung hinzu, „wohl noch etwas mehr thun, als ich Ihnen bis jetzt zugemuthet habe, falls es Ihnen auf den Beiſtand eines Mannes ankommt, auf deſſen Lippen das Leben Ihres Bruders ſchwebt. — Doch, iſt Ihnen unwohl geworden?"

Marie war genöthigt geweſen, ſich erſchöpft gegen den Stamm der Linde zu lehnen. Beaucaire führte ſie, indem

er ſie mit unzarter Dreiſtigkeit faſt umſchlang, an eine, wenige Schritte entfernte Gartenbank.

„Sagen Sie mir," ſprach Marie mit Anſtrengung, „was ich für meinen Bruder thun kann. Ich werde das Schwerſte nicht ſcheuen, ich darf es nicht; der volle Dank einer liebenden Schweſter iſt Ihnen gewiß, wenn Sie mir großmüthig die Wege der Rettung zeigen."

„Vor allen Dingen geben Sie mir," fiel Beaucaire raſch ein, „genau an, wie ich Ihrem Bruder Papiere von Wichtigkeit aufs ſicherſte zuſtellen kann, denn er muß ſchleunig benachrichtigt und mit Mitteln zur Flucht verſehen werden, weil ſeine Entdeckung an Tagen, vielleicht an Stunden hängt."

Marie hatte wieder ſo viel Beſonnenheit gewonnen, daß ſie ſich durch die hinterliſtige Frage Beaucaire's nicht überraſchen ließ. „Was Sie meinem Bruder ſenden wollen, übergeben Sie mir," ſprach ſie raſch; „ich befördere es ſicher zu ihm. Einen andren Weg kann ich Ihnen nicht angeben."

Beaucaire biß die Zähne vor Verdruß über dieſe Antwort zuſammen; Marie hatte ſie kaum gegeben, als ſie ſelbſt über den glücklichen Ausweg erſtaunte, den ſie wie durch eine höhere Eingebung gefunden hatte. Freilich aber waren in dem kurzen Zeitraum von wenigen Secunden ihrer Seele eine Reihe von Gedanken und Verknüpfungen der Umſtände vorübergezogen, die ſie nothwendig mit dem äußerſten Verdacht gegen Beaucaire erfüllen mußten. Der Vorfall mit dem Poſtbeamten ließ ihr jetzt faſt keinen Zweifel mehr, daß das Briefgeheimniß auch in Bezug auf ſie verletzt ſein müßte; ſie rief ſich dabei mit möglichſter Genauigkeit den Inhalt von Ludwigs letztem Briefe zurück, um zu erwägen, ob etwas darin enthalten ſei, was ſeinen Aufenthalt, ſeinen Namen und ſeine ſonſtigen Verhältniſſe näher bezeichnete. Mit

leicht aufathmender Bruſt gewann ſie die Überzeugung, daß durch den Brief nichts verrathen ſein konnte als ſein Aufenthalt bei dem Heere. Mit jenem Scharfblick, jenen erhöhten Seelenkräften überhaupt, die der Himmel im Augenblicke der Bedrängniß unſchuldigen Seelen verleiht, entdeckte die ſonſt ſo Argloſe jetzt das Gewebe der Bosheit, mit dem man ſie umgarnen wollte, ohne jedoch die ſchwärzeſten Tiefen des Abgrunds zu ahnen, in den Beaucaire ſie hinabreißen wollte.

„Sie ſcheinen mir," ſprach er endlich mit empfindlichem Tone, „nicht zu trauen, obgleich ich Ihnen durch unſre Zuſammenkunft doch wohl einige Beweiſe meines guten Willens, Ihnen hülfreich zu ſein, gegeben habe. Bedenken Sie jedoch, daß auch ich Urſache habe, vorſichtig zu ſein; in meiner Stellung ſollte ich durchaus rückſichtslos verfahren, den Weg des ſtrengen Geſetzes gehen. Wage ich aus Mitleid eine Umgehung, ſo muß ich volle Gewißheit haben, daß mich keine Verantwortlichkeit deshalb treffen kann. Auf ſo gefährlichen Pfaden aber kann man nur ſich ſelbſt vertrauen."

„Wie?" rief Marie lebhaft, „fürchten Sie von der Schweſter, der Sie den Bruder retten, verrathen zu werden?"

„Nicht abſichtlich; doch Unvorſichtigkeit, Mangel an Einſicht, an Kenntniß der Verhältniſſe —"

„Dies Alles iſt hier unmöglich," fiel Marie ein; „denn der Weg, den ich einzuſchlagen habe, iſt zu einfach, als daß ich ihn verfehlen könnte."

„Sie mißtrauen mir alſo?" ſprach Beaucaire ergrimmt.

Marie erbebte; es war nicht ihre Abſicht, ihn zu reizen. Sie entgegnete daher mit ſanftem Tone der Stimme: „Ich habe ein fremdes Geheimniß zu bewahren; Sie werden gewiß nicht fordern, daß ich es verletze. Aus der Treue, mit der ich dieſer älteren Pflicht obliege, mögen Sie die Überzeugung ſchöpfen, daß ich um ſo vorſichtiger und gewiſſenhafter

gegen Sie handeln werde, da Sie mir eine Wohlthat erzeigen wollen, welche meine lebenslängliche Dankbarkeit nicht zu vergelten im Stande wäre."

Beaucaire fühlte sich verwirret; das edle, feste und doch so weiblich sanfte Benehmen Mariens übte selbst auf sein entartetes Herz eine so unwiderstehliche Macht aus, daß er fast den Muth verlor, ihr die empörenden Anträge zu machen, um derentwillen er diese einsame Zusammenkunft mit ihr gesucht hatte. Unwillkührlich hatte sein Gespräch mit ihr, das er durch den Schreck der ersten Drohungen seinem Ziele entgegenzulenken versuchte, eine völlig andere Richtung genommen, und er sah sich jetzt fast abgeschnitten von dem Wege, den er zu gehen gedacht hatte. Doch der Verdruß über sich selbst, daß seine festen Entschlüsse durch wenige Worte eines Mädchens wankend gemacht werden sollten, diese falsche Schaam verhärteter Unwürdigkeit trieb ihn an, plötzlich seine Larve wegzuwerfen.

„Auf Dank," sprach er, „hoffe ich allerdings, und darf ihn erwarten, da eine schöne Schwester grade die besten Mittel besitzt, um für einen wichtigen Dienst, den man dem Bruder leistet, die Schuld abzutragen."

Mit diesen Worten ergriff er die rechte Hand Mariens mit seinen beiden und drückte und küßte sie auf eine Weise, die dem erschreckten Mädchen plötzlich einen neuen Blick in den schwarzen Hintergrund seine Absichten öffnen mußte. Scheu sprang sie auf, und rief: „Mein Gott, was wollen Sie?" Beaucaire aber hielt sie fest, wollte sie wieder zu sich herabziehen und sprach: „Nicht so schüchtern, Liebe, das Leben eines Bruders ist doch wohl den Kuß einer Schwester werth!"

„Unwürdiger!" rief Marie, die jetzt den ganzen Umfang

ſeiner Abſcheulichkeit überſchaute, in überwallender Empörung: „Laſſen Sie mich, oder ich rufe um Hülfe!“

„Gemach, gemach,“ entgegnete Beaucaire, ohne die heftig ſich Sträubende loszulaſſen, „hören Sie mich an. Ihr Bruder iſt bei der Armee; morgen gehe ich nach dem Hauptquartier ab. Dort werden zwei Stunden genügen, den Aufenthalt deſſen, den ich ſuche, auszukundſchaften, und vier und zwanzig Stunden ſind hinreichend bei dem Kriegsgericht, um von der Anklage bis zur Vollſtreckung vorzurücken. Ihr Bruder hat den Tod verwirkt, ſein Leben iſt in meiner und in Ihrer Hand. Wollen Sie —“

„Nimmermehr!“ rief Marie, und riß ſich gewaltſam von ihm los. „Mein Bruder würde ein Leben verachten, das er ſo erkaufen müßte! Wagen Sie nicht, mir zu nahen, ein einziger Ruf führt mir Hülfe herbei.“

„Fürchten Sie keine Gewaltſamkeit,“ entgegnete Beaucaire mit verbiſſenem Grimm; „ich bin kein Raubthier, das Sie zerreißen will. Doch rathe ich Ihnen jetzt zum letzten Male,“ fuhr er hierauf mit ſchneidender Kälte fort, „verſchmähen Sie mein Anerbieten nicht. Hier hinter dem Schloßgarten hält ein Wagen; er bringt Sie an einen ſichren Ort. Dort treffe ich Sie in zwei Stunden und händige Ihnen dann Papiere ein, mittelſt deren Ihr Bruder ungehindert nach England, wo er in völligſter Sicherheit iſt, gelangen kann. Sie ſelbſt mögen ſie ihm auf ihrem Wege zuſtellen. Erklären Sie ſich jetzt.“

Marie ſtand im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt da. Plötzlich warf ſie ſich zu Beaucaire's Füßen nieder, umſchlang ſeine Knie mit angſtvollem Schluchzen und rief: „Nein, es iſt unmöglich! Ich glaube nicht an den Ernſt Ihrer furchtbaren Drohungen. Es iſt nur ein grauſamer Scherz, aber er iſt zu grauſam. Hören Sie auf, ich flehe

Sie, machen Sie meiner Angſt, meinen Thränen ein Ende. Laſſen Sie mich nicht länger auf dieſer namenloſen Folter. Ich that Ihnen Unrecht, gewiß, ſchreiendes Unrecht, und Sie ſtrafen mich jetzt dafür. Aber es iſt genug, ich habe genug gebüßt! Kehren Sie nun zur Wahrheit zurück! Ach, Sie kennen nicht die Angſt einer Schweſter, die für das Leben ihres einzigen Bruders, ach, des Einzigen, was ſie noch auf dieſer Erde beſitzt, beben muß."

„Stehen Sie auf, es kommt Jemand," ſprach Beaucaire heftig, aber leiſe.

Es war der alte Gartenarbeiter, der, durch das lebhafte Geſpräch aufmerkſam gemacht, ſich näherte.

„Nein, nein!" rief Marie, „nicht eher bis Sie mir ſchwören —"

„Sie ſind wahnſinnig," entgegnete Beaucaire wild, und riß ſie gewaltſam empor. „Wollen Sie mir folgen oder nicht? denn die Zeit verſtreicht!"

„Nimmermehr!" rief Marie mit zurückkehrender Kraft und Beſinnung, indem ſie ſich groß emporrichtete. „Mein Bruder müßte mich verfluchen und ich mich verachten. Geh denn hin, blutiges Ungeheuer, und übe Deine Schandthat aus. Füge auch dieſen Gräuel zu den namenloſen Verbrechen, die Euer freches Volk in unſrem Vaterlande begeht. Ich frage nach nichts mehr! Der Tod iſt ein Augenblick, das Jenſeit iſt ewig. Morde mich auch, wenn Du willſt. Wir zittern nicht vor dem Tode! Ich, ein Mädchen, weiß zu ſterben; glaubſt Du, unſre Männer wüßten es nicht? Segnen wird mich mein Bruder, daß ich's ihm erſpare, ſein Leben auf eine ſo ſchimpfliche Weiſe zu retten."

Beaucaire ſtand, von Grimm und Schaam gefoltert, vor der edel zürnenden Geſtalt; er ſcheute ſich zu flüchten, und wagte nicht zu bleiben. „Sie werden Ihre Raſerei be-

reuen!“ rief er endlich, da der Gartenarbeiter näher und näher herantrat, mit jener klangloſen Stimme unterdrückter Wuth. Hierauf drückte er ſich den Hut in die Augen und verſchwand mit ſchnellen Schritten in den dunklen Laubgängen.

Marie hatte ſich das weinende Antlitz verhüllt; nach einigen Augenblicken erhob ſie es wieder und ſprach, indem ſie gen Himmel blickte: „Du, meine Mutter, die Du dort oben über den Sternen weilſt, Du wirſt mich tröſten und beſchützen, wenn ich nun ganz allein bin auf dieſer Erde.“ Erſchöpft ſchwankte ſie der Bank zu und ſetzte ſich. Da trat der wohlwollende Alte zu ihr hin und fragte:

„Habe ich Unrecht gethan, Euer Gnaden zu ſtören? Aber weiß Gott, ich hörte ſo heftig ſprechen, daß mir bange wurde, es geſchehe ein Unheil.“

„Nein, guter Alter,“ erwiderte Marie, „Ihr thatet recht wohl! — Aber wolltet Ihr mich jetzt wohl nach Hauſe geleiten? Ich bin ſo erſchöpft; ich will's Euch gern vergelten.“

„Mit tauſend Freuden,“ ſprach der Greis, und Marie verließ, auf ſeinen Arm geſtützt, mit wankenden Schritten den Garten.

Sechſtes Buch.

Erstes Capitel.

„Zum Teufel, was giebt's schon wieder?" fuhr Bernhard, der, in seinen Mantel gehüllt, am Bivouaksfeuer lag, unwillig empor, als eine männliche Hand ihn aus dem Schlaf aufrüttelte, in den er erst seit wenigen Minuten gesunken war. „Ach, bist Du's, Ludwig?" setzte er gleich darauf sanfter hinzu, indem er den Freund erkannte. „Schon zurück? — Nun? Habt Ihr Abenteuer gehabt in Witepsk?"

„Mancherlei Art," antwortete Ludwig; „aber bist Du nicht bös, daß ich Dich so spät noch störe?"

„Ich bin so müde nicht, daß ich nicht noch eine Stunde plaudern könnte. Erzähle denn."

„Rathe zuerst, wen ich in Witepsk gesehen habe?"

„Nun? den großen Mogul, oder den Papst, oder den König von England?"

„Nein, sey ernsthaft, Bernhard!"

„Das sage ich Dir; denn wie soll ich von den zehntausend Möglichkeiten die eine Wirklichkeit treffen, wenn mein Rathen nicht ein Scherz sein soll. Also wen trafst Du an?"

„Ich ging an einem kleinen Häuschen in einer Quergasse vorüber, da hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme angenehm singen. Erstaunt wandte ich mich um, und sah in

einem mit Blumen halb verſetzten Fenſter die junge Sängerin aus Warſchau."

„Françoiſe Aliſette?" rief Bernhard einfallend und im höchſten Grade erſtaunt.

„Dieſelbe."

„Biſt Du deſſen auch gewiß? Haſt Du ſie geſprochen?"

„Das nicht, denn ſie zog ſich ſchnell zurück, da ſie mich erblickte. Doch bin ich meiner Augen ſicher.

„Hm!" murmelte Bernhard vor ſich hin, „ſollten ſich meine Vermuthungen ſo vollſtändig beſtätigen? Höre, Ludwig, ich möchte faſt wetten, der Obriſt Regnard ſteht auch in der Stadt mit ſeinem Regiment."

„Du irrſt; zwar habe ich ihn angetroffen, doch weiß ich, daß ſein Regiment in Oſtrowno liegt."

„Pah!" rief Bernhard, „das ſind fünf Stunden. Die reitet man in zweien mit Bequemlichkeit."

„Weißt Du noch etwas?" fuhr Bernhard fort; „ich glaube, es iſt gut, daß wir Jaromir nichts davon ſagen, wenn er es nicht ſchon weiß."

„Das glaube ich nicht; aber weshalb?" fragte Ludwig erſtaunt.

„Aus mancherlei Gründen. Einmal glaube ich, iſt Regnard eiferſüchtig auf ihn, und das könnte unangenehme Händel geben; dann habe ich ſo eine kleine Vermuthung, als ob der Obriſt auch nicht Unrecht hätte, nämlich ſo weit es die ſchöne Aliſette es verantworten müßte. Sie hatte ſchon zu Warſchau ſo gewiſſe Blicke für Jaromir, die einem jungen, unerfahrnen Menſchen, wie er, gefährlich werden könnten; daher iſt Schweigen hier gewiß gut."

„Wie Du meinſt," gab Ludwig zu.

Plötzlich unterbrach ein ziemlich naher Piſtolenſchuß das Geſpräch der Freunde. Die rings umher gelagerten Leute

ſprangen, denn man befand ſich faſt auf den äußerſten Vorpoſten, raſch auf, und ergriffen die Waffen, des Winkes gewärtig, ſich zum Gefecht zu ordnen. Man lauſchte, ob ſich ein neues Geräuſch vernehmen laſſe; aber Alles blieb ſtill, nur daß man in der Ferne, nach dem Vorpoſten zu, einige Leute lebhaft ſprechen hörte. Boleslav, der die Feldwache befehligte, ſandte den Unteroffizier Petrowski mit einer Patrouille ab, der Bericht über das Vorgefallene abſtatten ſollte. Dieſer kam nach wenigen Minuten zurück, und führte, gewiſſermaßen als Gefangene, einen jungen Mann und ein junges Frauenzimmer, der Tracht nach eine Ruſſin, ins Lager. Das Mädchen ſchloß ſich ängſtlich an ihren Begleiter an; ſie ging zitternd und ſuchte den Blicken der neugierig herantretenden Soldaten beſchämt auszuweichen.

„Der Tauſend, ein artiges Kind!“ rief Bernhard gegen Ludwig gewandt, indem ſie vorübergeführt wurden, und der Widerſchein des Wachtfeuers die Gruppe beleuchtete; doch kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der gefangene junge Mann ſtillſtand, und ihn anredete: „O, mein Herr, Sie ſind ein Deutſcher, helfen Sie einem Landsmann, der in großer Verlegenheit iſt, weil er nur Deutſch und Ruſſiſch ſpricht, welches dieſe Polen nicht verſtehen oder nicht verſtehen wollen.“

„Gern,“ erwiderte Bernhard, „ich werde Euch begleiten.“

Indeſſen war auch Boleslav herangetreten, und fragte den Unteroffizier, wer die Leute ſeien, was ſie wollten.

„Sie ſind,“ ſprach der Graubart Petrowski, „ſo eben mit einer Kibitke angehalten worden. Da wir ſie anriefen, gaben ſie keine Antwort, ſondern wollten raſch umwenden; als aber die Schildwache das Piſtol abſchoß, hielten ſie ſtill. Es ſind wahrſcheinlich Spione.“

Bernhard mischte sich ein, und bat Boleslav um Erlaubniß, die Leute deutsch zu befragen. „Woher kommt Ihr?“ redete er sie an, „wie ist Euer Name? was ist Euer Reisezweck?“

„O, mein Herr,“ erwiderte der Gefangene, „kein anderer, als in Frieden nach Deutschland zu ziehn, woher ich gebürtig bin. Ich heiße Paul, und dies ist meine junge Frau, Axinia, eine Russin. Ich war bisher als Gärtner in Diensten bei dem Grafen Dolgorow; allein da der Krieg Alles zerstört, hat er mich entlassen, damit ich in meine Heimath ziehen könnte.“

„Habt Ihr Papiere, guter Freund, welche diese Aussage bekräftigen?“ fragte Bernhard weiter.

„O, die allerbesten, mein Herr,“ entgegnete Paul, und zog eine Brieftasche hervor, aus welcher er seinen Taufschein, sein Dienstzeugniß und einen in Smolensk ausgestellten russischen Paß nahm, und Bernhard dieses darreichte.

„Die Papiere mögen ganz in der Ordnung sein, mein Freund,“ entgegnete dieser; „allein russische Pässe, begreift Ihr wohl, haben keine Gültigkeit durch das französische Lager. So leid mir es auch thut, wird man Euch doch zurückweisen müssen.“

O, mein Himmel, dann bin ich verloren,“ rief Paul aus, „denn nur durch ein Wunder ist es mir gelungen, mit meinen wenigen Habseligkeiten bisher den Schwärmen umherstreifender Kosacken zu entrinnen. Ich bitte Euch, bester Herr, wenn Ihr es irgend vermögt, helft uns durch, denn wir sind wahrlich ehrliche Leute, und begehren nichts, als ungestört reisen zu können.“

„Warum habt Ihr nicht die gerade Straße nach Witepsk genommen? Und weshalb wählt Ihr die Nacht zur Reise? Das macht sogleich verdächtig.“

„Nur um den Kosacken zu entgehen; und überdies sagte man uns, wir würden hier am Flügel der Armee vorbeikommen, und dann ohne weitere Hindernisse Boiszikowo und so die gerade Straße nach Wilna erreichen."

„Je nun, Marodeurs würdet Ihr dort auch noch genug antreffen," warf Bernhard hin, und sann nach, wie er den Leuten aushelfen könnte. „Sie scheinen mir durchaus ehrlich und unschuldig," sprach er zu Boleslav, „allein wenn Du sie auch ziehen ließest, so kann ihnen das nicht viel helfen, weil man sie anderwärts überall anhalten wird. Zumal ist diese junge Frau eine Waare, für die ich die Assecuranz nicht übernehmen möchte auf dem verwüsteten Wege von hier nach Wilna, wo sich noch immer Nachzügler umhertreiben, und die Juden und Bauern rauben, was diese übrig lassen."

„Was giebt's hier?" fragte plötzlich eine Stimme. Es war Rasinski, der mit übergeworfenem Mantel, eine Feldmütze tief ins Gesicht gedrückt, unvermuthet unter die Sprechenden trat. Bernhard berichtete den Fall.

„Bei wem standet Ihr in Diensten?" richtete Rasinski seine Frage an Paul.

„Beim Grafen Dolgorow," antwortete dieser.

„Eure Papiere."

Paul zeigte sie.

Rasinski durchlief sie mit schnellem Blick. „Es ist wie Ihr angebt; das ist die Unterschrift des Grafen. Ich werde Euch zu Eurem weitern Fortkommen behülflich sein. Diese Nacht müßt Ihr hier im Lager verweilen; Morgen aber geht ein Transport mit Kranken nach Wilna zurück, dem könnt Ihr Euch anschließen. Ich werde Euch die nöthigen Pässe dazu besorgen."

Paul dankte mit freudigen Worten und noch freudigern

Blicken; in Xiniens schüchterne Züge kehrte die Heiterkeit zurück. Erst jetzt schien Rasinski ihrer gewahr zu werden. Freundlich trat er auf sie zu und fragte sie russisch: „Und auch Du willst nach Deutschland ziehen, und bist doch eine Tochter aus Ruriks Reich, wie ich aus Deiner Tracht sehe?"

Xinia schlug erröthend die Augen nieder. „Es war der Wille der jungen Gräfin Feodorowna," erwiderte sie.

„Und weshalb sandte die Gräfin Dich nach Deutschland?" fuhr er nach kurzem Besinnen fort.

„Wir würden," meinte sie, „dort glücklicher sein."

„Jetzt? Es fragt sich; das Land ist auch nicht überreich an Glück. — Ist die Gräfin Feodorowna die Tochter des Grafen Dolgorow?"

„So ist es, mein gnädigster Herr!" entgegnete Xinia, indem sie das Haupt bejahend und mit dem Ausdruck der Demuth senkte. „In meiner Kindheit wurde ich als Gespielin der Gräfin mit ihr erzogen; ihr verdanke ich Alles;" hier wurde ihre Miene so bewegt, daß sie nicht weiter zu reden vermochte.

„Wenn Du so an ihr hängst, weshalb verließest Du sie, oder weshalb sandte sie Dich fort?"

Xinia stockte und erröthete.

„Ich verstehe," fuhr Rasinski lächelnd fort; „je nun, es ist die Pflicht des Weibes, dem Manne zu folgen. Du hast wohlgethan. Weiset diesen Leuten eine Stelle unten neben dem Hügel an, wo sie sicher übernachten mögen," sprach Rasinski abbrechend, und winkte mit der Hand.

„Nun, Freunde," begann er, als sich die Ankömmlinge entfernt hatten, „morgen setzen wir uns wieder in Marsch; das hatte ich Euch noch nicht gesagt. Ich erwarte jeden Augenblick Jaromir mit Depeschen aus Witepsk; dann werde

ich Euch ſagen können, wohin wir unſern Weg zu richten haben. Denn ich glaube nicht, daß wir beim Gros der Armee bleiben. Es wird endlich Zeit, daß wir in Thätigkeit kommen."

„Wahrlich," rief Bernhard, wenn der Feind uns Stand halten will. Bis jetzt haben wir mit einem Schattenbild gefochten. Wenn wir den Gegner dicht vor Augen hatten, und ihm endlich wie Achill dem Hektor zurufen konnten: Steh und kämpfe — dann verſchwand das Phantom wieder in die wüſte Nacht. Ich geſtehe, daß mich dieſe Art des Krieges bisweilen faſt ſchauerlich berührt hat. Der größte Feldherr, das ſieht man wenigſtens, muß einen Feind haben um ihn beſiegen zu können."

„Es iſt dies einmal die Form des Vertheidigungskrieges, wenn das Terrain dem Angreifenden durch ſeine Ausdehnung ungünſtig iſt; ſchon die alten ſcythiſchen Bewohner dieſes Landes führten ihren Krieg mit den Perſerkönigen auf dieſe Weiſe," antwortete Raſinski. „Ich war von Anfang an darauf gefaßt, denn ich kenne den Ruſſen und ſein Land. Aber das eben iſt mein Troſt. Hier iſt noch nicht die Stelle wo dieſem Reiche das Herz ſchlägt; halb fochten wir noch auf eignem Grund und Boden, auf altpolniſchem; auch Lithauen gehorchte ja den Jagellonen. Dieſer Boden iſt dem Ruſſen kein Heiligthum. Erſt jetzt berühren wir ſeine Grenzen; hier beginnt ſein Vaterland, ſeine Kirche. Gebt Acht, hier werden Ruriks Söhne ihre Schwellen und Altäre beſchützen; und je näher wir dem Sitz des heiligen Iwan, der ehrwürdigen Stadt Moskau rücken, je mächtiger wird ſich das Volk gegen uns waffnen. Nicht alle Bewohner des ruſſiſchen Reichs haben ein Vaterland. Die Grenzprovinzen gleichen dem Thorſchwellen und Vorſälen, wo das Heer der heimathloſen Sklaven gelagert iſt. Dieſe giebt man leicht

Preis, doch im Innern des Hauses wohnen die Söhne desſelben und ſie werden den Altar kämpfend beſchützen. Dann wird es an Schlachten, und ich hoffe an Siegen nicht fehlen."

Man hörte einen Reiter im Galopp heranſprengen. Es war Jaromir. Er überbrachte, raſch abſpringend, Raſinski Depeſchen, die dieſer beim Schein der Flammen eilig durchlief, während Jaromir die Freunde begrüßte.

„Morgen mit der vierten Stunde brechen wir auf. Gute Nacht denn; nutzt die Zeit der Ruhe die uns bleibt, denn der morgende Tag fordert vielleicht angeſtrengte Kräfte." Mit dieſen Worten ging er in ſein Zelt zurück, und die übrigen lagerten ſich wieder an dem Wachtfeuer, wo ſie bald in feſten Schlaf ſanken.

Als der Tag anbrach, befand ſich Raſinski mit ſeinem Regimente ſchon auf dem Marſche. Er zog auf einer langgedehnten Anhöhe am Saume eines Fichtenwaldes dahin, der ſich zu ſeiner Rechten weit in's Land hinein erſtreckte, während ſich zur Linken ein hügliches von Gebüſch durchſchnittenes Terrain ausbreitete. Boleslav, Jaromir, Ludwig und Bernhard ritten an ſeiner Seite. „Der Kaiſer hat einen kühnen Entwurf gemacht," begann Raſinski; „wie Ihr ſeht, nehmen wir eine Richtung, die uns vom Feinde, der weit links bei Rudnia und Inkowo ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat, entfernt. Wir werden über den Dnieper gehn, dann auf der linken Flanke, von dem Fluſſe gedeckt, bis nach Smolensk vordringen, die ruſſiſche Armee umgehen, und uns mitten zwiſchen ſie und Moskau hineinwerfen. Eine koloſſale Combination, die, wenn ſie glückt, den ganzen Feldzug in einem Wurfe entſcheiden muß. Was dem Marſchall Davouſt durch Schuld des Königs von Weſtphalen gegen Bagration fehlſchlug, das ſoll hoffentlich jetzt gegen Barclay

und Bagration zugleich gelingen. — Unſre Aufgabe dabei iſt die, die vorgeſprengte ſtreifende Cavallerie, die ſich etwa doch noch auf unſrer rechten Flanke befinden könnte, zu werfen, und ſie in ſolcher Entfernung zu halten, daß ſie die Bewegungen der Hauptarmee nicht zu früh erfährt."

Die Sonne war jetzt aufgegangen und warf ihre Stralen in die weite Landſchaft die man von der Höhe überſehen konnte. „Seht Ihr wie die Colonnen hervorbrechen," ſprach Raſinski, und deutete links hinüber. „Hier vorn der ſchwarze Strom iſt uns ganz nahe; dort jenſeits hinüber erkennt man es an der Staubwolke, daß Cavallerie marſchirt, und hinten an jenem Hügel, der zu entfernt iſt, um die Truppen ſelbſt wahrzunehmen, ſeht Ihr doch die glänzenden Blitze der Waffen.— In dieſen Tagen kann ſich viel entſcheiden."

Ludwig überſah das Gefilde, in denen ſich die ſchwarzen Ströme der Völker bewegten, mit einem eignen Gefühl.

„Was ſich hier bildet und entſcheidet," fragte er ſich ernſt, „wird es der Welt zum Heil oder zum Wehe gereichen? Wenn der gewaltige Geiſt, welcher dieſe Maſſen in Bewegung ſetzt, hier, wie Alexander einſt in Indien, das Ziel ſeiner Thaten fände? Wenn er ſcheiterte an dem ungeheuren Unternehmen? Wenn die koloſſale rohe Macht des Nordens ihr Übergewicht in Europa geltend machte? — Oder wenn umgekehrt der Strom des Sieges fortbrauſte bis in das Herz des alten Rußlands, und Frankreichs Fahnen, auch auf dem Sitz der Zaaren aufgepflanzt, herabwehten von den ſtolzen Zinnen des Kreml? — Wäre es dann mit Deutſchlands Selbſtſtändigkeit nicht am Ende? Müßte nicht alles dem franzöſiſchen Übermuth gehorchen? Würde der Name Vaterland nicht ein leerer Klang, ein hohler Schall für uns werden? — "

In dieſen Betrachtungen unterbrach ihn Bernhard, der

als Maler, alle äußern Erſcheinungen unter dem Geſichtspunkte eines Gemäldes auffaßte. „Was doch auch die todten Landſchaften für einen eigenthümlichen Reiz haben können," redete er ihn an; „ſieh nur wie dieſer blauſchwarze Waldſaum ſich mit ſeinen zarten Spitzen fein gegen den Himmel abzeichnet; dieſe traurige Einförmigkeit hat etwas eigen Ergreifendes, ſo wie auch die Wüſte einen großartigen Eindruck macht. Und die weiten Waldſtrecken, die ſich dort unten durch das Land ziehen, die nackten Hügel, dazwiſchen auf denen das rothe Heidekraut ſchimmert, der farbloſe Himmel, die langen grauen Wolkenſtreifen, — zu Zeiten möchte ich dergleichen lieber malen als Schweizerlandſchaften. — So lag ich auch in Schottland an ſtillen heitren Herbſttagen gern auf den öden Haiden des Hochlandes und ließ die Wolken über mich dahin ziehn."

„So lange der Menſch mit dem Schauerlichen und Düſtern frei ſpielt, es von ſich weiſen kann, wenn er mag," — entgegnete Ludwig, „ſo lange findet er ein ganz eignes Behagen darin, die heitren Zuſtände des Lebens zu vermeiden. Doch wenn die ſtrenge Nothwendigkeit uns ihre ernſten Wege wandeln läßt, dann ſehen wir das finſtre Antlitz des Geſchicks mit andren Augen an." — „Doch was ich ſagen wollte," brach er plötzlich ab. „Ja, was meinſt Du? Boleslav ſcheint ſehr trübe zu ſein, wie er denn überhaupt, ſeit wir Warſchau verlaſſen haben, täglich ernſter wird."

„Und täglich ſchöner," erwiderte Bernhard. „Sieh nur wie edel dieſe bleichen Züge ſind; welch eine ſtolze Stirn auf der die düſtren Schatten ſeine Trauer ſchweben! Und der Glanz des ſchwarzen Haares, das dunkle Glühen des Auges, der feine Mund! — Er iſt der Oreſtes zu dem lebensfrohen Pylades Jaromir, das romantiſche Nachtſtück zu ſeinem

Sonnenaufgang, oder doch die Herbſtlandſchaft zu ſeiner Frühlingslandſchaft."

Man war im Geſpräch an einen Scheideweg gekommen; links zog ſich die Maſſe den Hügel hinab in das freiere Feld nach Lozna zu, rechts bog ſie in den Wald ein, nach Babinowiczi und Orſza. Raſinski ſchlug den letzteren Weg ein, fand es aber, da er das Terrain vor ſich nicht mehr überſehen konnte, nöthig, eine Vorhuth und Seitenpatrouillen einzurichten. Jaromir erhielt den Befehl über die erſte, Boleslav wurde mit der Vertheilung und Beaufſichtigung der letzteren beauftragt. Ludwig und Bernhard blieben in Raſinki's Nähe, indem er ſich ihrer als Ordonnanzen bediente um Befehle an die detachirten Trupps zu ſenden. Man marſchirte indeß bis zum Abend ohne auf den Feind zu ſtoßen. Die Nacht bivouakirte man theils in, theils neben einem elenden Dorfe, welches ganz und gar von ſeinen Einwohnern verlaſſen war. Mit der Morgendämmerung rückte das Regiment wieder aus, und marſchirte auf Raſasna zu, wo die Armee den Übergang über den Dnieper machen wollte.

Der Kaiſer war bereits mit dem Davouſtſchen Corps eingetroffen; die Brücken bei Raſasna, welche ſchnell in dauernden Stand geſetzt worden waren, wimmelten ſchon von Truppen, die in langen ſchwarzen Maſſen hinüberzogen. Auch Raſinski ſchloß ſich denſelben an, und bezog ſein Lager jenſeits des Fluſſes über Raſasna hinaus, wo auch das Zelt des Kaiſers aufgeſchlagen wurde. Ein lithauiſcher Jude, der für Geld der Spion Raſinski's geworden war, unternahm es gegen eine gute Belohnung, noch einige Stunden weiter vorwärts zu gehen, um auszukundſchaften, ob der Feind von der Annäherung der Armee unterrichtet ſei, und vielleicht Truppenmaſſen entgegenſtellte.

Gegen drei Uhr Morgens, als es noch völlig dunkel war,

kehrte der Spion zurück. Bernhard war eben erwacht und hatte das Feuer geschürt, als die seltsame Gestalt des Israeliten, der sich leise heranschlich, — denn scheue Vorsicht war ihm schon zur andern Natur geworden, — im Widerschein der Flammen sichtbar würde. Wie ein hämischer Zauberer erschien er dem betroffenen Bernhard, als er so plötzlich aus der dunklen Nacht in den hellen Umkreis des Feuers trat. Ein langer schwarzer Talar, den in der Mitte ein lederner Gürtel zusammenhielt, hüllte die Gestalt ein; der spitze rothe Bart reichte bis über die Brust hinab, das schmale bleiche Gesicht guckte lauernd aus der Masse des verworrenen Haares hervor, und die scharfen grauen Augen blinzelten listig, aber auch zugleich boshaft, aus ihren tiefen Höhlen heraus. Ein widriges Lächeln verzog seine Lippen, als er Bernhard in seiner jüdischen Mundart anredete:

„Junger Herr! Sagt mir doch geschwind, wo der Herr Oberst schlaft! Ich hab ihn nothwendig zu sprechen, hört Ihr junger Herr?"

„Der Kerl sieht aus als ob sich der Teufel in einen Fuchs verwandelt hätte," murmelte Bernhard. „Haben Sie Dich nicht gehängt, Isaak?" fragt er den Juden.

„Vater Abraham, was thut Ihr für Fragen, junger Herr? Wird der alte Isaak so lange gelebt haben um nicht zu wissen wie man einer Hanfschlinge ausweicht? — Aber führt mich geschwind zum Herrn Obersten, es hat Eile!"

„Komm Sohn Abrahams, setze Deine Sohlen auf die Spuren meiner Füße, so wirst Du dahin gelangen wo Du den findest, dessen Gold Du suchst. Vorwärts." Mit diesen des Juden Weise parodirenden Worten ging Bernhard voran und führte den alten Schlaukopf zwischen die Gruppen der an den Feuern gelagerten Krieger hindurch bis an die Stelle, wo Rasinski in den Mantel gehüllt, auf einer

Schütte Stroh ſchlief. Sein leiſes aufmerkſames Ohr bewirkte, daß er bei der Annäherung der Schritte ſich ſogleich aufrichtete und ſcharf umherſah. „Biſt Du's, Freund Iſaak,“ rief er ſchnell ermuntert die Kommenden an. „Nun? Giebt's etwas Neues von Belang? —“

Der Jude winkte mit geheimnißvollen Minen und zog ihn bei Seite. Bernhard wollte ſich entfernen, doch Raſinski hieß ihn bleiben. Indeſſen ſprach er lange heimlich mit dem Juden, und hörte, wie es ſchien, mit ſehr geſpannter Theilnahme den Bericht deſſelben an. Die Züge des Spions wurden immer bedeutſamer; jenes widerwärtige boshafte Lächeln überglänzte ſie von Minute zu Minute ſtralender, je in dem Maaße wie Raſinski mit den Nachrichten zufrieden zu ſein ſchien.

„Verfluchter Judas!“ brummte Bernhard für ſich. „Ich könnte dieſer Phyſiognomie nicht trauen, und wenn dieſe Fuchsnaſe mir verſpräche, mein Führer grade ins Paradies zu ſein. Doch Raſinski kennt Leute, das muß man ihm laſſen!

Iſaaks Bericht war zu Ende; demüthig ſtand er vor Raſinski und ſchien in tiefſter Unterwürfigkeit deſſen Befehle abwarten zu wollen. Dieſer zog die Börſe; des Juden Geſicht glänzte vor Freude; die Begierde nach dem Metall blitzte ihm aus den Augen. Als er aber vollends in der geöffnet dargereichten Hand eine Anzahl von Goldſtücken fühlte, da brach er in die widerwärtigſten Dankbezeugungen aus.

„Gott Abrahams!“ rief er, indem er ſich beſtrebte, Raſinski's Hände zu küſſen, „beſchütze meinen Wohlthäter, der mich nicht darben läßt in der Zeit des Elends und des Kriegs! Der Hunger würde meine Eingeweide zerreißen, daß ich heulte wie der heißhungrige Wolf im Winter, wenn Ihr nicht mein großmüthiger Retter wäret, edler Herr!“

Rasinski machte eine abweichende Bewegung, und gebot ihm zu schweigen. Der Jude wollte sich entfernen und zog im Gehen einen kleinen ledernen Beutel hervor um die Goldstücke hineinzuthun. Doch zu gleicher Zeit zog er unversehens einen zweiten ungleich schwereren Beutel, an den sich die Schnur des erstern angehäkelt haben mußte, mit heraus, und dieser fiel auf den Boden nieder. Isaak erschrak sichtlich und wollte darnach greifen; Bernhard aber, der im Widerschein der Flamme das Gesicht des Juden beobachtet hatte, schöpft im Augenblick Verdacht und sprang gleichfalls herzu, um den Beutel aufzuheben. Da das Gras hoch und die Stelle des Erdbodens grade nicht von Feuer beleuchtet war, so tappten beide einigemal vergeblich darnach, endlich hatte Bernhard ihn zuerst.

„Gebt her, mein lieber junger Herr," rief Isaak sogleich, „es ist mein sauer erworbenes Gut. Was man jetzt nicht bei sich trägt, ist nicht sicher! Ich bitte Euch, gebt."

Der ängstliche Ton, mit dem er diese Worte sprach, seine hastigen Geberden, verstärkten nicht nur Bernhards Verdacht, sondern auch Rasinski wurde aufmerksam.

„Hm! Schwer, sehr schwer," sprach Bernhard absichtlich laut; vermuthlich lauter Gold?"

Rasinski trat näher.

„Ei bewahre!" rief Isaak, „ein wenig Silber und Kupfer, ein paar alte Dukaten dabei." Zugleich streckt er den Arm hastig nach dem Beutel aus und wollte ihn ergreifen. Bernhard aber zog die Hand zurück, hielt die Börse gegen den Schein der Flammen und sprach noch lauter: „Silber? Kupfer? Was ich beim Schein des Feuers durch die Maschen glitzern sehe, scheint mir helles Gold zu sein!"

„Zeigt doch her!" sprach jetzt Rasinski und trat rasch

heran. Lachend übergab er ihm den Beutel; der Jude wagte nichts einzuwenden, doch sprach er zitternd und mit demüthig bittendem Tone: „Großmüthigster Herr! Es ist das Wenige was ich aus der Kriegesnoth gerettet. Ihr werdet das Eigenthum eines hülflosen alten Mannes nicht rauben.“ —

„Rauben?“ sprach Rasinski verächtlich. „Bin ich ein Marodeur? Doch,“ fuhr er mit drohendem Tone und Blicke fort, „Du sollst mir nicht aufbinden, daß dieses Gold von längerher Dein Besitzthum gewesen. Meinst Du, ich wisse nicht besser was ein Jude Deines Gleichen in Lithauen ersparen kann? Wähnst Du, ich würde Dir glauben Du schlichest als Spion von einem Lager ins andere, und trügest diesen Schatz stets mit Dir herum? Zehn Fuß tief im dichtesten Walde vergraben würdest Du ihn noch nicht sicher glauben. Und warum verleugnetest Du, daß es Gold ist? Wo ist das Silber und Kupfer unter diesen neuen Dukaten? Bekenne, Jude, woher hast Du dieses Gold?“

Isaak zitterte an allen Gliedern, endlich sprach er stotternd: „Was mögt Ihr denken, gnädigster Herr Oberst? Wie soll der alte Isaak andres Gold besitzen, als woran er die sechszig Jahre seines Lebens gespart hat? Wo soll er es vergraben? Welcher Boden ist sein, daß er den Schatz wieder heben könnte? Und wenn ich's verhehlen wollte, daß ich etliche Dukaten erspart habe, so sagt mir doch, wann ist es gerathen, seinen Reichthum laut auszurufen?“

„Elende Ausflüchte!“ rief Rasinski. „Hier nimm Dein Gold zu Dir, ich begehre dessen nicht. Das aber sage ich Dir! Schmelzen lasse ich's, und glühend sollst Du's niederschlucken, wenn Deine Zunge mir Lügen berichtet hat! Diese Dukaten sehn aus wie ein Judaslohn für wichtigere Nachrichten, als Du mir gebracht. Hast Du dem Feinde etwas

verrathen, mißlingt der Plan den wir vorhaben, so zittre, denn Du sollst mich fürchterlich kennen lernen!"

Der Jude stand bleich wie der Tod da; seine Kniee schlotterten; plötzlich warf er sich zu Rasinski's Füßen nieder und rief mit verzerrten Gebärden: „Gnade, Barmherzigkeit!"

„Gerechtigkeit!" Donnerte Rasinski ihn an:

„Untersucht ihn sogleich auf das strengste, ob er Papiere oder sonst etwas bei sich hat."

Ein Offizier und zwei Soldaten bemächtigten sich auf einen Wink Rasinskis sogleich des Alten, schleppten ihn an das nächste Feuer, und hießen ihn, sich sofort von Kopf bis zu Fuß entkleiden.

In wenigen Augenblicken war es geschehen. Man durchsuchte den Talar, die Beinkleider, die Leibbinde, die Strümpfe und Schuhe, ohne etwas zu finden, selbst ein Schnitt durch die Schuhsohlen führten zu keiner Entdeckung. Isaak stand indessen zitternd im bloßen Hemde, und folgte mit ängstlichen Blicken den Bewegungen der Soldaten. Seine Züge erheiterten und beruhigten sich, je nachdem ein Stück seiner Kleidung nach dem andern als unverdächtig befunden, und auf die Seite gelegt war. „So wahr Gott Jehovah über mir lebt," rief er aus, „ich bin ein unschuldiger alter Mann. Gebt mir, ich bitte Euch, das meinige zurück, und meine Kleidungsstücke, und laßt mich heimkehren in meine Hütte!"

„Da, zieh den Plunder wieder an," rief ein Unteroffizier, und warf ihm die Beinkleider zu. Isaak fing sie mit den Händen auf; aber in demselben Augenblicke stellte ihm der Kriegsmann auch seinen zusammengeknäulten Talar auf dieselbe Weise zu. Da der Jude eben nach dem ersten Kleidungsstücke gegriffen hatte, fiel ihm das zweite, ehe er es abwehren konnte, über den Kopf, so daß er sich im ersten Augenblicke darin verwickelte. Dies gab den übermüthigen

Soldaten Anlaß, ihn zu necken, indem ſie ihm das weite Gewand über den Kopf hin und herzerrten, ſo daß er ganz darin verwickelt wurde und wie betäubt, jedoch heftig ſchreiend und abwehrend, hin und her taumelte.

Eben wollte Raſinski dieſem Spiel des Übermuths Einhalt thun, als der Jude, ſtark von einen Soldaten gezerrt, ſtolperte und auf den Boden niederfiel, ſo daß der Talar in den Händen des Kriegers blieb. Doch mit dem Gewande zugleich, war dem Gefallenen zu ſeinem äußerſten Schrecken auch die falſche Atzel, die er trug, entriſſen worden, und er lag barhaupt da. Niemand dachte im erſten Augenblicke etwas Arges, ſondern die Soldaten lachten über das neue Unglück was den Juden begegnete, als Bernhards ſcharfes Auge auf dem Boden ein Papier entdeckte, das der Jude ſtatt ſeinen Schädel und Perrücke verborgen gehabt und ſo eben verloren haben mußte. Er wollte darnach greifen; doch Iſaak der ſich nichts Gutes bewußt war, hatte ſelbſt nichts Eiligeres zu thun, als es aufzuraffen und in die Flammen des dicht neben ihm lodernden hohen Wachtfeuers zu ſchleudern, ſo daß es im Augenblicke zu Aſche verbrannte. Dieſer Umſtand gab Veranlaſſung zu einer neuen Unterſuchung. Der Jude leugnete alles ab; er ſchwur bei dem Gott ſeiner Väter, er wiſſe von keinem Briefe und habe nichts in die Flammen geworfen, ſondern nur ſein weißes Tuch vom Boden aufgerafft. Doch Raſinski ließ ihm ſofort den Schädel genauer beſichtigen, und man entdeckte, daß das Haar deſſelben friſch abgeſchoren war, Iſaak alſo einer Perrücke gar nicht nöthig gehabt hätte. Mit Gewandtheit entgegnete er aber zu ſeiner Vertheidigung: „Gott der Gnade! was ich gethan habe, um Euch dienen zu können, das ſoll jetzt mein Verderben bei Euch werden? Als ich mich anbot aus Hunger und Noth, das gefährliche Gewerbe für Euch zu treiben, mußte ich da nicht

darauf denken, wie ich Euch nützlich werden könnte ohne Euch zu verrathen? Wußte ich, was Ihr mir für Aufträge geben würdet? Habe ich nicht immer gehört, daß man Briefe, Verzeichnisse, und andere Papiere geschickt fortschaffen müßte? Darum habe ich — jetzt aber trifft mich die Strafe — das heilige Gesetz gebrochen, und ein Scheermesser an mein Haupt gebracht! Ist es aber an Euch Christen, mich deshalb zu richten, weil ich gesündigt habe, um Euch zu dienen? Sprecht, nehmt aber Euren Gott zum Zeugen, Herr Obrist, wenn Ihr mir hättet geheißen: Isaak, hier ist ein Brief, geh hin; schaffe ihn zum feindlichen General, doch laß ihn nicht fallen in fremde Hände! würdet Ihr Euch dann darum gekümmert haben, wie es der alte Isaak angefangen hätte, um den Auftrag auszuführen? Hätten sie mich ertappt und aufgeknüpft, würdet Ihr nicht gerufen haben: Es geschieht ihm recht; warum ist er nicht gewesen vorsichtig und schlau, als ein Kundschafter soll? — Hab ich Euch gefragt um die Mittel? Ist es meine Schuld, daß Ihr mir keinen andren als mündlichen Auftrag gegeben habt?"

In diesem Tone fuhr der Jude, von Todesangst gefoltert, mit unaufhaltsamem Strom der Rede fort, und in der That waren seine Gründe schwer abzuweisen. Dennoch mußte Rasinski den äußersten Verdacht gegen ihn hegen. Er befahl daher ihn zu binden und, wenn er ausrücken würde, auf einem Reservepferde mitzuführen.

„Sehe ich an den Bewegungen der Feinde," redete er den Juden an, als dieser abgeführt wurde, „daß er Kundschaft erhalten hat, so bist Du zum Galgen reif und sollst ihm nicht entgehen. Hast Du ihm nichts verrathen oder verrathen können, so magst Du laufen, bis Andre Dich hängen; denn jenseit Liady seid Ihr doch nicht zu gebrauchen, weil der Russe Euer ganzes, Blut und Mark der Armen aussau-

gendes Geschlecht in seinem Lande nicht duldet; das Einzige was ich gut an diesem Volke nennen kann. Nun fort! Bewacht ihn wohl!“

So wurde der Jude jammernd und wehklagend unter dem Hohn und Spott der übermüthigen Soldaten in Gewahrsam gebracht; denn zu verachtet ist das schnöde, aber leider unentbehrliche Handwerk des Spions, daß selbst diejenigen, denen er nützt, ihn lieber mißhandelt als belohnt sehen.

Zweites Capitel.

Mit Tagesanbruch war das ganze französische Heer wieder in Marsch.

Rasinski hatte den Befehl erhalten, sich der Avantgarde unter dem Könige von Neapel anzuschließen. Auf einem Seitenwege den Isaak angab, gewann er so viel Terrain, daß er an den langen Colonnen Infanterie, die unter dem Marschall Davouſt standen, vorbeikommen und ohne weitere Hindernisse an dem Punkt seiner Bestimmung eintreffen konnte. Hier fand man den Prinzen Murat schon von seinen Generalstabsoffizieren umgeben, wie er mit raschen Blicken das Terrain, welches vor ihm ausgebreitet war, musterte. Rasinski ritt zu ihm heran, um sich zu melden und dem Könige die Nachrichten mitzutheilen, die er der Kundschaft Isaaks verdankte, zugleich aber auch die Befürchtungen, welche er hegte, daß der Spion sich einer doppelten Maske bedient, und vielleicht noch mehr dem Feinde als dem Heere des Kaisers genutzt habe.

„Wenn nur das richtig iſt," antwortete der Prinz, „was der Jude Ihnen angegeben hat, ſo kann ſchnelles Handeln noch alles retten. Wir müſſen das Corps des General Newerowskoi abſchneiden, vernichten und Smolensk auf dieſe Art früher erreichen als er. Das Hauptheer des Feindes kann unmöglich aus ſeinen Standquartieren die Feſtung ſo raſch gewinnen, daß wir ihm nicht zuvorkommen ſollten. Es iſt der Augenblick wo wir den Feldzug des ganzen Jahres entſcheiden können. Doch Schnelligkeit iſt jetzt unſere nächſte Pflicht; wir wollen ſie erfüllen."

Dieſe Worte waren auch das Signal zum Aufbruch.

Der Marſch der Hauptarmee ging am Dnieper entlang, jedoch ſo, daß zwiſchen dem Fluß und der großen Straße noch ein bedeutender Raum blieb. Raſinski marſchirte jedoch mit ſeinem Regiment zunächſt dem Fluſſe; er ſandte Patrouillen voraus, welche Jaromir, und auf die rechte Flanke die ein jüngerer Offizier befehligte; zur Linken gewährte der Strom hinlängliche Deckung.

„Ein verdrießliches Geſchäft," ſprach Raſinski im Reiten zu Ludwig, „ſo dem flüchtigen Feinde nachzuziehen und ihn nicht erreichen zu können. Hier müſſen Koſacken dicht vor uns geweſen ſein, denn die Spuren ſind ganz friſch und rühren von unbeſchlagenen Pferden mit kleinen Hufen her. Ihnen verdanken wir vermuthlich, daß alle Stege und Brücken abgebrochen ſind, und wir durch alle dieſe Regenwaſſer hindurchreiten müſſen. Doch was giebt's dort! Jaromir ſchickt uns eine Meldung."

Man ſah einen Uhlanen heranſprengen, dem Raſinski entgegengaloppirte, um die Nachricht früher zu erhalten. Jaromir ließ ſagen, daß er in dem Augenblicke, wo er den Gipfel eines Hügels hinaufgekommen ſei, zwei Koſacken entdeckt habe, die aber in einen vorwärtsgelegenen Buſch ver-

ſchwanden und aller Vermuthung nach zu einem ſtärkeren Trupp gehörten.

„Hätten wir ſie endlich!“ rief Raſinski mit freudefunkelnden Augen, und befahl im Trabe vorzurücken. Das Regiment raſſelte die Anhöhe hinan, von der man vor ſich ein weites, flaches Terrain überblickte, welches nur durch jenes kleine Gebüſch unterbrochen wurde. Daſſelbe ſchien kaum einige hundert Schritt Tiefe zu haben und war auch nicht viel breiter; doch verdeckte es die Ausſicht. Die Patrouillen wurden herangezogen, und man rückte in geſchloſſenen Reihen raſch vorwärts. Dicht an dem Buſche theilte Raſinski das Regiment und ließ eine Schwadron links, die andere rechts um das Gebüſch reiten, während er ſelbſt mit den Übrigen den geraden Weg durch die Mitte deſſelben verfolgte, jedoch etwas langſamer, damit man zu gleicher Zeit jenſeits das Freie erreichte. Noch friſch dampfender Roßmiſt, den man im Wege fand, gewährte nebſt den vielen Spuren von Hufen ohne Eiſen, die Gewißheit, daß erſt einige Minuten zuvor, ein ſtarker Trupp Koſacken durch den Wald gekommen ſein mußte. Jetzt öffnete ſich derſſelbe, und man ſah durch die lichter werdenden Bäume das freie Feld.

„Wahrhaftig da ſind ſie,“ rief Raſinski und deutete mit dem Finger nach vorne, wo man viele Lanzenſpitzen über ein Getreidefeld hervorragen ſah; „nun, jetzt ſollen ſie uns nicht entwiſchen. Blaſ't zum Angriff!“

Die Trompete ertönte. Wie die Windsbraut brachen die Streitmaſſen aus dem Walde hervor. „In Zügen rechts und links marſchirt auf!“ commandirte Raſinski, als er das Freie erreicht hatte, und die tiefen Colonnen verwandelten ſich in eine breite Front. Die beiden Schwadronen welche um den Buſch herumgeritten waren, wurden auch wieder an dem Saume deſſelben ſichtbar und ſchloſſen ſich, frü-

heren Befehlen folgend, sogleich im gestreckten Galopp der Masse an.

Das Getöse, welches ein auf diese Weise vorrückendes Cavalerieregiment erregt, mußte den Kosaken, die ruhig vorwärts ritten, weil sie den Feind nicht so nahe vermutheten, plötzlich dessen Gegenwart verrathen. Ein Gefecht schien nicht in ihrer Absicht zu liegen; sie setzten ihre Pferde in Bewegung und ritten vollen Laufes vorwärts, bis sie in dem von Büschen und Hügeln durchschnittenen Terrain verschwanden.

Als der Staub, den die Flüchtenden verursacht hatten, sich gesenkt hatte, erblickte man eine kleine Stadt, die kaum noch eine Stunde entfernt sein mochte. „Das muß Krasnoe sein," sprach Rasinski. „Wo ist der Jude Isaak, er soll uns Auskunft geben." Isaak hatte bis dahin, mit gebundenen Händen auf einem Troßpferde sitzend, dem Regimente mit den Troßknechten und Dienern folgen müssen. Bei diesen suchte man ihn auch jetzt, doch vergeblich; es war ihm geglückt, in dem Getümmel des Verfolgens zu entwischen.

„So haben uns die Kosacken doch einen Schaden zugefügt," sprach Rasinski verdrießlich; „dem Juden hätte ich den Galgen gern gegönnt."

Indessen hatte sich doch ein Gefecht eines Theils der Infanterie und einiger leichten Cavalerie, mit dem Corps des General Neweroweskoi entsponnen, der nach tapfrer Gegenwehr geworfen wurde. — Mit der sinkenden Sonne rückte Rasinski's Regiment ins Lager ein. Eben hatte man sich's an einem großen Feuer behaglich gemacht, als unvermuthet der Donner der Kanonen ertönte.

Alles gerieth in Bewegung, doch erfuhr man bald, daß es nur Freudenschüsse waren, die man hörte.

Sie galten dem siegreichen Gefecht mit den Ruſſen und dem Geburtstage des Kaiſers.

„Wahrlich!“ rief Raſinski aus, „faſt hätte ich's vergeſſen, daß wir heute den funfzehnten Auguſt ſchreiben. Dieſe Ehrenſalve iſt etwas werth, denn ſie wird mit ruſſiſchem, heut erbeutetem Pulver gebracht. Laßt uns denn auch den Tag nicht vergeſſen, Freunde, ſondern im fröhlichen Kreiſe auf das Wohl des Kaiſers trinken.“

Die Einladung wurde mit Freude angenommen. Ein großes Feuer loderte empor; ringsum lagerten ſich die Offiziere des Regiments und Ludwig und Bernhard, die ſtets als zu ihm gehörig von Raſinski betrachtet wurden.

„Unſre Trinkgeſchirre ſind freilich nicht die glänzendſten,“ ſprach Raſinski, als jedem das Glas, der Becher, oder was er ſonſt zur Hand hatte, gefüllt war; „die Tafel iſt auch nicht überreich beſetzt, allein die Gäſte, denke ich, ſind ſo ſtattlich, als ſie jemals in einem Prunkſaale beiſammen geſeſſen haben. So heiße ich Euch denn willkommen, meine Kameraden!“

Plötzlich wurden ſeine Züge ernſt; mit Hoheit trat er vor den Kreis der gelagerten Brüder, ſtützte ſich mit der Linken auf den Säbel und hielt in der Rechten den gefüllten Becher empor. Dann begann er mit feierlicher Stimme: „Freunde! Seit langen Jahren betreten wir heut, geführt durch den großen Kaiſer der Franzoſen, zum erſten Mal wieder das Gebiet des alten Rußlands mit den Waffen in der Hand! Wir ſtehen auf dem Boden, wo unſre Väter vordem ſo manche ruhmreiche Schlacht mit dem verhaßten Nachbar fochten. Erinnert Euch, Brüder, daß es eine Zeit gab, wo Polens Fahnen in Moskau auf dem Kreml wehten, wo unſre Woiwoden den Ruſſen ihren Zaar gaben. Der Zaar Boris Godunow, der die alte Stadt Smolensk, welche dort

hinter jenen Hügeln von dem Dunkel der Nacht bedeckt wird, gründete, und die Mauer mit ihren Thürmen erbaute, welche wir morgen vielleicht im Sturm erſteigen — jener Zaar Boris Godunow, verlor den Thron durch die Tapferkeit unſrer Väter. Das waren Polens glänzende Tage! Aber ſie kehren wieder! Wie ein Phönix aus der Aſche wird der weiße Adler ſich aus dem rauchenden Schutt erheben, unter dem unſer Vaterland begraben liegt, ſeit Verrath und überfallende Gewalt den Feuerbrand in unſre Städte und Gefilde trugen. Denn in der Tiefe glühten die Brände fort; in der Bruſt jedes polniſchen Sohnes lodert noch die mächtige Flamme des alten Heldenmuths der alten Vaterlandsliebe. Der Tag der Vergeltung, der Sühne, der Gerechtigkeit iſt da. Die Weltgeſchichte hat den großen Mann geboren, der ihn heraufführt. Seinen Bannern folgend, ſtürmen wir zum Siege über unſre Feinde! Auf denn, leert ihm dieſen Becher. Es lebe der Kaiſer, es lebe Polen, es lebe die Freiheit!"

Wie wenn der Sturmwind praſſelnde Flammen aufjagt, drangen die begeiſterten Worte Raſinski's in das Herz der von Vaterlandsliebe und Thatendurſt glühenden Genoſſen ein. Zu Bildſäulen erſtarrt, hatten ſie jedem Wort ſeiner Lippen gelauſcht; nur das funkelnde Auge verrieth das Leben in ihrer Bruſt. Jetzt ſprangen ſie auf. Unter Thränen und Jauchzen widerholten ſie den Ruf: „Es lebe der Kaiſer, Polen, die Freiheit!" und ſtürzten den Wein hinab. Mit tauſendfachem Echo brauſte der Jubel weiter, denn der Kreis hatte ſich durch die rings herandringende Maſſe der Krieger bis ins Unüberſehbare vermehrt. Als Raſinski ſeinen Becher geleert hatte, warf er ihn hoch empor; dann breitete er die Arme aus und ſchloß den nächſten Kameraden an die Bruſt. Die Freunde umringten ihn, warfen ſich ihm zu Füßen,

ergriffen ſeine Hände, bedeckten ſie mit Küſſen und Thränen. Ein begeiſternder Wahnſinn ſtürmte in der aufgeregten Bruſt; laut weinend hielten Jünglinge und Männer einander in den Armen. Tiefſter Schmerz und namenloſes Entzücken loderten zugleich mit hohen Flammen in der Seele auf; ringsher in jedes Herz hatte der Blitz mächtig zündend eingeſchlagen. Greiſe wurden zu Jünglingen, und über die roſige Wange Jaromirs wie in den grauen Bart des alten Petrowski rollten gleich helle Thränen.

Lange dauerte es, bis die heftig überwallende Fluth wieder in das ruhigere Bett zurückkehrte. Dann erfüllte ein milder, ſanfter Ernſt die Gemüther. Traulich blieb man an der Flamme gelagert und überließ ſich dem ſüßen Gefühl herzlicher, brüderlicher Gemeinſchaft. Nach und nach brannten die Flammen der Lagerfeuer düſtrer; die ermüdete Natur ſank nach der doppelten Anſpannung in doppelte Ermattung. Ringsum löſte der Schlaf die Glieder. Jaromir lehnte ſich mit ſeinem blühenden Lockenhaupt an Bernhards Schulter, der ihn freudig ertrug und dann endlich müde mit ihm zurückſank auf den Raſen. Ludwig blieb noch lange wach. Alles war tief ſtill umher; die Holzſcheite brachen zuſammen; die Flamme erſtarb, der Nachthimmel wölbte ſich dunkel über das Lager. Durch den in langſamen Wirbeln duftig aufſteigenden, vom Wiederſchein gerötheten Dampf ſchimmerten die Geſtirne. Ein ernſtes, düſtres Bild!

Und düſter wurde es in Ludwigs Seele. Das hoffnungslos trauernde Vaterland, die fernen Geliebten, das theure Bild eines unbekannten, ewig verſchwundenen Weſens, von dem ſein ganzes Herz ſich noch immer erfüllte — das waren die ſchmerzlichen Geſtalten, die ſich ihm auf dem finſtren Hintergrunde der Nacht abzeichneten.

Eine tiefe, unausſprechliche Angſt erfüllte ihm die Bruſt; es war ihm plötzlich, als könne er dem Schmerze nicht länger Widerſtand leiſten, müſſe überwältigt erliegen. Mit aller Kraft innerlicher Faſſung mußte er ſich waffnen, um nicht weich zuſammenzuſinken unter der Laſt, die auf ſeinem Herzen lag. Sein Blick fiel auf Bernhard, der, vom matten Glanz des Feuers beſtralt, neben ihm ſchlummerte. Als er in das treue, edle Angeſicht blickte, wo die trotzige Kraft ſich mit wohlwollender Milde innig paarte, wo die Liebe ihn aus ſo brüderlich herzlichen Zügen anſprach, da kehrte ihm der Troſt in die verödete Bruſt zurück, und er dachte: Nein, der darf ſich nicht ganz unglücklich nennen, der an der Seite eines ſolchen Freundes entſchlummert!

Und beruhigter ſenkte auch er das Haupt nahe gegen die Bruſt des Freundes hinab, hüllte ſich in den Mantel und entſchlief.

Drittes Capitel.

„Das ſind die Thürme von Smolensk," rief Raſinski, als er an der Spitze ſeines Regiments die waldige Anhöhe erreicht hatte, von der aus man die alte Feſte kaum eine Stunde weit entfernt liegen ſahe. „Wir werden uns jetzt am Saume dieſer Höhe, vom Gebüſch verdeckt, hinunterziehen; ſo kommen wir bis auf Kanonenſchußweite unbemerkt vor die Stadt. — Ich fürchte, ich fürchte," ſetzte er mit beſorglicher Stimme hinzu, „wir werden hier einen harten Kampf zu beſtehen haben. Seht ihr dort die Staubwolken auf den Hügeln jenſeits des Dnieper? Das können keine Truppen unſ-

res Heeres sein! Ich wollte, der Jude säße im Schwefelpfuhl der Hölle, denn ich kann nicht anders glauben, als er hat die Absicht des Kaisers zu erlauschen oder zu errathen gewußt und Barclay benachrichtigt. Meinen Kopf will ich verwetten, es sind die Colonnen der russischen Hauptarmee die dort heranrücken!"

„Nun, dann wäre ja die erwünschte Schlacht da!" entgegnete Bernhard mit fragender Miene, um sich näher über Rasinski's Besorgnisse belehren zu lassen.

„Vielleicht, aber noch nicht gewiß. Jedenfalls aber unter viel ungünstigeren Umständen, als wenn wir Smolensk früher erreicht, es besetzt und so dem Feinde die Straße nach Moskau abgeschnitten hätten. Dann müßte er uns die Festung entreißen, jetzt werden wir Tausende von Menschen davor opfern müssen. — Wenn es nur gelungen wäre, Newerowskoi abzuschneiden, so hätten wir doch noch den Vorsprung gewonnen!"

Unruhig sprengte Rasinski allein vor, auf einen nahe liegenden Hügel, der eine freiere Aussicht gewährte. Während dessen zog das Regiment auf dem angedeuteten Wege, der sich in weiten Krümmungen der Stadt näherte, vorwärts.

„Die Gegend ist doch nicht ganz unschön," sprach Ludwig zu Bernhard, als eben eine Lücke in der Waldung einen weiten Blick in das Thal des Dniepers gestattete. „Siehst Du dort das Schloß jenseit des Flusses am Hügel?"

„Allerdings" entgegnete Bernhard; „ein stattliches Gebäude. Es scheint von seltsamer, alterthümlicher Bauart, so viel man von hier sehen kann. Vielleicht werden wir nächstens darin übernachten, denn es wird, sammt dem ansehnlichen Dorf, welches sich dort zur Seite ausdehnt, wahrscheinlich eben so verlassen sein wie alle die Orte, durch die wir bisher zogen!"

„Freilich eine traurige Wüste, durch die wir wandern!“ entgegnete Ludwig. „Doch jenes Schloß übt einen höchst besondren Eindruck auf mich aus. Ich finde hier zum ersten Male, daß die Ferne, die Fremdartigkeit, ihren Einfluß mächtig geltend machen. Die Bauart, die Lage, alles spricht mich ganz eigenthümlich und seltsam an.“

„Auch in mir sprühen einige Funken abenteuerlich romantischer Anwandlungen auf,“ warf Bernhard hin. „Wie, wenn dort eine reizende Fürstin wohnte, oder wenn das Schloß gestürmt würde, in Flammen aufginge, und wir ein liebliches Wesen von unbegreiflicher Schönheit aus den rauchenden Trümmern retteten? Mir däucht, ich sehe ordentlich schon die rothe Gluth um die seltsamen Thurmspitzen lecken.“

„Scherze nicht frevelhaft,“ sprach Ludwig ernst. „Deine Prophezeiung könnte wenigstens in so weit wahr werden, als das furchtbare Unheil über die unglücklichen Bewohner wirklich hereinbräche.“

„Leicht möglich, daß sie selbst die Brandfackel unter ihren Dachstuhl stecken; denn das Schloß liegt, wie es mir von hier scheint, nicht fern von der Landstraße, die sich am andren Ufer des Dnieper hinabzieht, und bisher haben wir an der Straße nicht viel unverwüstete Dörfer und Schlösser getroffen. Es scheint, daß uns die Russen leichter eine verödete Provinz als eine unzerstörte Stadt einräumen. Doch da kommt ja Rasinski mit verhängtem Zügel wieder zurückgesprengt“

In der That ritt er heran, daß das Pferd wild aus den Nüstern schnaubte, und der Staub sich hoch hinter ihm aufwirbelte. Er winkte von ferne mit dem Säbel. Sein nächster Stellvertreter, Major Negolin, verstand das Zeichen und ließ das Regiment im Galopp vorrücken. Man mußte eine Thalsenkung hinunter und dann gegenüber die leichte

Anhöhe hinauf. In wenigen Minuten war ſie erreicht. Jetzt hatte man Smolensk ganz nahe vor ſich; zugleich aber überſah man die Landſchaft weithin und entdeckte die verſchiedenen Corps der großen Armee, die bereits an mehreren Punkten bis auf Kanonenſchußweite vor die Stadt gerückt waren. Jenſeits des Fluſſes aber erblickte man zahlloſe ruſſiſche Colonnen, die im höchſten Eilmarſch gegen Smolensk heranrückten, um es zu beſetzen, ehe das franzöſiſche Heer ſich der Stadt bemächtigt hatte.

„Vorwärts! vorwärts!“ ſchrie Raſinski. „Ins Thal hinunter, am Fluß hinauf, vielleicht gelingt es uns, den Feind zu überraſchen.“ Er ſprengte ſelbſt wiederum weit voraus, als ob er den Augenblick, ſich mit dem Gegner zu meſſen, nicht erwarten könnte.

Als man den Fluß erreicht hatte, lag Smolensk auf ſeinen beiden ſteilen Hügeln diesſeits und jenſeits des Dnieper, dicht vor den Angreifenden, ja faſt über ihnen. Schon hörte man Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Wirbelnder Staub und Rauch verhüllte das Thal und den Fluß; nur die Zinnen der alten Stadtmauer und die hohen Thürme ragten über das Gewölk hervor. Die Reiter folgten ihrem Führer, ohne zu wiſſen, ob ſie Feind oder Freund vor ſich hätten, denn in dem dichten Staube, den der Wind ihnen noch dazu entgegentrieb, war nichts zu erkennen.

Plötzlich ſprengte Raſinski ihnen wieder entgegen. „Halt!“ war ſein Commandowort. Das Regiment ſtand wie angewurzelt; die Reiter, durch den raſchen Ritt auf beſchwerlichen Boden zum Theil aus ihren Reihen gedrängt, ordneten ſich in der Stille wieder. „Erſte Schwadron links ſchwenkt! Regiment Marſch!“

Langſam führte Raſinski die Seinigen an der Thalwand wieder hinauf und oben über das hüglige Feld zurück

gegen eine mit Wald bedeckte Anhöhe, die außerhalb des Bereichs der Festung lag.

„Es war zu spät," äußerte er im Zurückreiten. „Der König von Neapel wollte die Stadt auf dieser Seite mit der Cavalerie, der Marschall Ney jenseits mit der Infanterie im Überfall zu nehmen suchen. Doch die Russen sind zu fest verschanzt und haben zu viel Artillerie. In einer halben Stunde muß überdies die Hauptarmee heran sein, und dann wäre es eine Raserei, grade hier den Kampf zu beginnen. Doch läßt sich noch hoffen, daß man uns morgen durch eine Schlacht die Festung streitig zu machen sucht; denn hier gilt es freilich, die Hauptpforte zu vertheidigen, die nach Rußland führt."

Das Regiment bezog den Bivouac.

Gegen Abend sprengte ein Adjutant des Generalstabes ins Lager und fragte nach Rasinski. Er wurde zum Kaiser befohlen, bei dem sich nebst den Marschällen alle der Gegend und Landessprache kundigen Officiere versammelten, weil der Kaiser in Betreff des Angriffs, den er auf die Stadt machen wollte, genauere Auskunft von ihnen begehrte. Um etwanige Befehle schnell absenden zu können, ließ sich Rasinski von Bernhard und Ludwig begleiten. Sie hatten Mühe, das Zelt des Kaisers zu erreichen, weil die, nahe gegen die Stadt vorgerückten Truppen sämmtlich auf Befehl Napoleons ihre Bivouacs weiter zurückverlegten.

„Was bedeutet das Manoeuvre?" fragte Rasinski einen Adjutanten, der mit ihm einen gleichen Weg nahm.

„Der Kaiser will dem Feinde ein Schlachtfeld frei lassen; er hofft, daß Morgen die russischen Linien endlich geordnet vor uns stehen und den Kampf annehmen sollen."

„Und unsre Stellung?" fragte Rasinski weiter.

„Dort auf jenem ganzen Amphitheater von Hügeln, welches sich im Halbkreise um die Stadt zieht. Es sind freilich nur

Schluchten und Defileen, an die wir uns lehnen; bei einem Rückzug eine bedenkliche Stellung!"

„Das Wort Rückzug hat der Kaiser aus seinem Wörterbuch gestrichen," entgegnete Rasinski; „für jeden andren Feldherrn wäre der Fehler groß. Er aber hat die Gewißheit des Sieges; bisher fehlte ihm nichts dazu als der Feind. Wollte der Himmel daß er morgen endlich Stand hielte."

„Hm! Ich glaube kaum? Wozu soll er sich vor der Festung schlagen, wenn er es hinter derselben kann?"

„Bagration hat, wie man vernimmt, die größte Lust zur Schlacht."

„Barclay desto weniger."

„Er ist nicht beliebt; der Russe haßt ihn; nur der Kaiser ist seine Stütze. In seinem eigentlichen Vaterlande angegriffen, muß es die Ehre des Russen auf das tiefste kränken, daß er, ohne Widerstand zu leisten, weichen soll. Barclay wird schlagen müssen, weil ihm sonst die Armee nicht mehr gehorcht. In gewisser Hinsicht steht der Feldherr trotz seiner unbeschränkten Macht doch unter dem Befehl des Heeres. Und das Schwerste von allem ist, den kampflustigen Soldaten von der Schlacht abzuhalten; zugleich auch das Gefährlichste, denn er zeigt nachher grade im entscheidenden Augenblicke Unlust, wenn man seiner Tapferkeit zuvor gewaltsame Fesseln angelegt hat. Ein Feldherr muß nicht nur das Terrain, er muß auch den innersten Menschen zu beurtheilen wissen; verrechnet er sich da, so wird er mit aller Taktik nicht weit reichen."

„Hoffen Sie Gutes von der Schlacht?" fragte nach einer kurzen Pause der Offizier.

„Ohne Zweifel den vollständigsten Sieg, doch wird er Blut kosten."

„Gewiß, viel. Schon bei dem heutigen Angriff auf die Feſtung haben wir furchtbaren Verluſt gehabt. Von dem Bataillon, mit dem der Marſchall Ney angreifen ließ, ſind zwei Drittheile geblieben. Sie geriethen ins Flankenfeuer der ruſſiſchen Batterie; eine einzige Kugel traf ſo furchtbar, daß ſie zweiundzwanzig Mann niederſchmetterte. Wir konnten es von der Höhe nur zu deutlich mit anſehen."

„Zu fallen iſt die ernſte Beſtimmung des Soldaten," erwiderte Raſinski. „Aber hören Sie! Tirailleurfeuer!"

„Der Kaiſer hat befohlen, daß das erſte Corps den Feind necken ſoll, um ihn vielleicht auf das dieſſeitige Ufer des Fluſſes zu locken."

Während dieſes Geſprächs war man theils zwiſchen Bivouacsfeuern und gelagerten Truppen hindurch, theils hinter marſchirenden Colonnen herumreitend, bis zu dem Lager der Garden gelangt, wo ſich das Zelt des Kaiſers auf einer waldigen Anhöhe befand. Man ſah ihn eben mit einer bedeutenden Escorte abreiten, muthmaßlich um die Umgegend zu recognosciren. Raſinski ſprengte im geſtreckten Galopp nach; Ludwig und Bernhard folgten in einer angemeſſenen Entfernung. Etwa eine halbe Stunde ritt der Kaiſer mit ſeinem Gefolge von einem Hügelgipfel zum andern. Von dem, was verhandelt wurde, konnten Ludwig und Bernhard indeſſen nichts vernehmen, da ſie nebſt mehreren andren Ordonnanzen und jüngern Offizieren wenigſtens dreißig bis vierzig Schritte hinter den Marſchällen ritten. Jetzt hielt der Kaiſer und ſprach mit dem Marſchall Ney und dem Könige von Neapel; dann winkte er Raſinski zu ſich hervor, dem er einen ausführlichen Auftrag zu geben ſchien, denn er ſprach lange und mit lebhafter Bewegung.

Gleich darauf ritt dieſer zurück, rief Ludwig zu ſeiner Begleitung ab und hieß Bernhard dem Kaiſer und ſeiner

Umgebung ferner folgen, und dann vor dem kaiſerlichen Zelte halten, bis er ſchriftlichen oder mündlichen Befehl zur Überbringung an Raſinski empfangen würde.

Mit der ſinkenden Nacht kehrte der Kaiſer in ſein Zelt zurück. Es folgten ihm nur die Marſchälle Berthier, Ney, Murat, Davouſt, und der Vicekönig von Italien. Zwei Mann von der alten Garde ſtanden Schildwacht vor dem Zelte; Bernhard und drei Ordonnanzoffiziere hielten dicht am Eingang, um Befehl zu erwarten. Im Lauf einer Viertelſtunde wurden die drei abgefertigt; Bernhard blieb allein ohne fernere Beſtimmung und mußte in Geduld abwarten, was geſchehen werde. Es war ſtill geworden; die ermüdeten Truppen lagen in ihre Mäntel gehüllt und ſchliefen. Man fing an, leiſes Geräuſch bis auf große Ferne zu hören. So konnte Bernhard jetzt unterſcheiden, daß lebhaft im Gezelt geſprochen wurde, doch war es ihm unmöglich, den Gang des Geſprächs zu verfolgen. Nur einzelne Worte unterſchied er, am häufigſten aber die Namen Smolensk und Moskau. Gern wäre er einige Schritte näher geritten, doch die beiden bärtigen Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen, welche mit gemeſſenen Schritten, mit edlem, kriegeriſchem Anſtande, vor dem Zelte auf und ab gingen, hielten ihn durch einen ernſten Blick ihrer ſchwarzen Augen in ehrerbietiger Ferne zurück.

„Man ſpricht von der Schlacht, die wir vielleicht morgen liefern," fing endlich Bernhard an; „könnt Ihr dem Geſpräch folgen Freunde?"

Die Schildwacht des Kaiſers hört nichts „Kamerad," erwiderte der eine der beiden Grenadiere mit einem ſtrengen Blick.

„Sie ſpricht auch nicht," ſetzte der andere mit dem Tone des Verweiſes hinzu.

Kaum waren dieſe Worte gewechſelt, als die Marſchälle Ney und Davouſt, beide anſcheinend ſehr in Wallung, mit

raſchen Schritten das Zelt verließen und eine verſchiedene Richtung des Weges einſchlugen, ohne von einander Abſchied zu nehmen. Es war augenfällig, daß ſie ſich in äußerſt gereizter Stimmung gegeneinander befanden. Indeſſen wurde das Geſpräch im Zelte noch lebhafter. Bernhard unterſchied deutlich die Stimme des Kaiſers, der laut und mit Heftigkeit ſprach. Der Vicekönig von Italien verließ einige Minuten ſpäter das Zelt. Die Wachen ſtanden ſtarr mit angezogenen Gewehr, als er vorüberging. Doch der ſonſt ſo freundliche, wohlwollende Mann, verſäumte es, den Ehrengruß zu erwidern; er ſchien im Innern ſo bewegt, ſo ganz erfüllt und beſchäftigt, daß die äußerlichen Gegenſtände ihm durchaus verſchwanden. Bernhard konnte bei dem Schein eines, nicht entfernt vom Gezelt brennenden Feuers, an dem die kaiſerliche Küche beſorgt wurde, die edlen, ausdrucksvollen Züge des Fürſten, auf deſſen Stirne ſich finſtre Wolken der Sorge zuſammengezogen hatten, betrachten. Es lag ſo viel Mildes in dieſem Antlitz, und ſo viel männliche Entſchloſſenheit, gepaart mit ſanfter Hoheit, daß der Eindruck ein unvergeßlicher ſein mußte. Noch folgte Bernhard mit unverwandtem Auge der edlen Geſtalt, als das Klieren eines Säbels aufs Neue ſeine Blicke nach dem Eingang des kaiſerlichen Zeltes zog. Es war der König von Neapel, der in ſeiner abenteuerlich kriegeriſchen Tracht, eine Reiherfeder auf der mit Pelz verbrämten Mütze, mit haſtigen Schritten aus dem Zelte trat, indem er einige unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelte, die aber wie ein Nachhall des Zornes und des Eifers klangen. Ohne Bernhard zu bemerken, ging er dicht an deſſen Pferd vorüber; da unterſchied dieſer deutlich, daß der König, im Gehen mit dem Fuße ſtampfend, mit halbunterdrückter Stimme ausrief: „Moscou! Moscou! Cette ville nous perdra.“

Kaum war er indeſſen einige Schritte weiter, als er plötz-

lich, wie ſich beſinnend, ſtill ſtand, ſich umwandte und rief: „Wo iſt die Ordonnanz des Obriſten Raſinski.“

Bernhard wollte vom Pferde ſpringend ſich melden, doch der König rief ihm zu: „Bleibt ſitzen! Dieſe Ordre für den Obriſt! Eilet!“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Bernhard ſprengte ſofort dem Bivouac ſeines Regiments zu.

Mit einem glücklichem Ortſinn begabt, gelang es ihm trotz der Finſterniß und den von allen Seiten verwirrend flackernden Wachtfeuern, die, weil ihre Ferne und Nähe ſo ſchwer zu ſchätzen iſt, oft wie Irrlichter vom rechten Wege ableiten, dennoch in kurzer Zeit die Lagerſtelle ſeiner Kameraden aufzufinden. Raſinski erbrach die Depeſche mit haſtiger Ungeduld und durchflog ſie beim Glanz des Feuers.

„Gut, gut,“ murmelte er für ſich; „ich fürchte aber, es wird nicht nöthig ſein.“

Die Nacht verſtrich ohne ein merkwürdiges Ereigniß; man hatte die Wachen verdoppelt, und ein Theil der Leute blieb unter Waffen, indeſſen wurde die Ruhe der andren durch nichts geſtört. Mit Anbruch des Tages erwartete man den Feind in Schlachtordnung aufgeſtellt zu ſehen. Doch es war eine Täuſchung. Der weite Raum, den man ihm zum Schlachtfelde gelaſſen, war leer. Die Stadt mit ihren alten, dicken von achtzehn Thürmen gekrönten Mauern lag ſchauerlich ſtill in der Morgendämmerung da; kein Laut ſchien ſich in derſelben zu regen. Das ganze franzöſiſche Heer war unter Waffen, jeden Augenblick konnten die Truppen in die Schlachtordnung einrücken. Man ſah den Kaiſer, von Marſchällen und Adjutanten begleitet, mehrmals über das Feld reiten; er jagte eine Anhöhe nach der andern hinauf und ſah umher, theils um im Fall der Schlacht ſeine Anordnung zu treffen, theils in der ſteten Hoffnung, endlich den Feind irgendwo debouchiren und ſich zum Kampf aufſtellen zu ſehen.

Ein Marschall, es war Belliard, kam auf Rasinski zugesprengt, rief ihn heran und sprach einige Worte mit ihm. Sogleich befahl dieser der ersten Escadron, welche Boleslav führte, ihm zu folgen.

Sie ritten eine Strecke am Dniepr hinauf; bei einer Krümmung des Wegs stießen sie auf etwa zwanzig bis dreißig Kosacken, die, sobald sie des Feindes ansichtig wurden, wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel eiligst über das Blachfeld sprengten. Im Augenblicke waren sie verschwunden; doch erblickte man sie einige Minuten darauf, wieder an der Spitze eines Hügels, wie sie eben an einer Stelle des Flusses, welche durch die Biegung desselben bisher verdeckt war, mit ihren Pferden nach dem jenseitigen Ufer hinüberschwammen.

„Teufel!" rief Rasinski plötzlich aus und wandte sich zu dem Marschall, während er mit der Säbelspitze in die Ferne deutete: „Sehen Sie dort die Colonnen! Das ist die russische Armee im vollen Rückzuge auf der Straße nach Moskau!"

Der Marschall warf einen unmuthigen Blick hinüber. „Der Kaiser wird außer sich sein; bis jetzt hatte er noch immer gehofft, das Heer zur Schlacht ausrücken zu sehen, und Davoust bestätigte ihn in diesem Wahne. Nun muß jede Täuschung schwinden, denn das sind zu unermeßliche Züge von Artillerie, Infanterie und Cavalerie, welche die Straße bedecken. Doch will ich es ihm sogleich melden." Im gestreckten Galopp jagte der Marschall jetzt über das Feld zurück, dem Gezelt des Kaisers zu.

Rasinski beauftragte Boleslav mit der Schwadron den Fluß hinauf zu recognosciren, ob er eine Fuhrt finden könnte, durch die man mit Cavaleriemassen und im Nothfall auch mit Artillerie und Infanterie das andre Ufer erreichen könne; denn er dachte sogleich mit Recht, daß der Kaiser den Be-

fehl geben werde, der Armee in die Flanken zu fallen und ihren Rückzug zu ſtören.

Boleslav ritt mit ſeinen Leuten den Fluß über eine Stunde weit entlang. Überall, wo ſich nur der Anſchein einer Fuhrt bot, war er der Erſte, welcher den Verſuch machte hindurch zu reiten. Doch fand er nicht was er ſuchte, und hätte faſt einige Leute dabei eingebüßt. Verdrießlich, daß es ihm nicht gelingen wollte den Auftrag zu vollführen, wollte er eben umwenden, als er hinter ſich den Donner einer Batterie vernahm. Er ſchaute rückwärts und erblickte das Ufer mit gewaltigen Maſſen von Artillerie beſetzt, welche auf die jenſeit des Stromes langſam ſich fortbewegende ruſſiſche Armee feuerte. Jetzt ſtellte auch dieſe einige Batterien auf, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen; und bald gewahrte man die furchtbaren Wirkungen deſſelben. Eine ſchwarze Wolke lagerte ſich gleich einem Ungeheuer über das Gefilde; nur einzelne rothe Blitze züngelten daraus hervor, denen der tobende Donner ſogleich folgte. Boleslav, der die Hoffnung, eine Furth zu finden, aufgegeben hatte, beſchloß nunmehr mit ſeinen Leuten zurück zu reiten. So hatte er denn das Feld der Verwüſtung und des Todes vor ſich. Denn nicht allein daß jene Batterien ununterbrochen auf einander feuerten, ſondern auch das ganze Gefilde vor Smolensk wogte vom erbitterten Gefecht.

Der Kaiſer hatte den Angriff auf die Stadt befohlen, der er ſich jetzt auf das ſchnellſte bemächtigen wollte. Darum rückten die ſchwarzen Maſſen der Infanterie von allen Seiten heran, um den Feind, nach dem er durch das Feuer der Artillerie geſchwächt war, zu vertreiben. Die Erde ſchien unter dem dumpfen Getöſe angſtvoll zu beben; graue Rauchwolken zogen langſam, dicht überhin, und beſchatteten das Feld des Todes. Wie ein blutiges Auge blickte die umdüſterte Sonne herab.

Die Vögel flatterten ängstlich und erschreckt hinweg und flüchteten von dem Schauplatz der Verheerung. Außer dem dumpfen Donner der Schlacht, den Boleslav nur in der Ferne vernahm, war kein Laut hörbar. In tiefer Stille lag die Natur regungslos; kein Lüftchen bewegte die Zweige. Sie schien erstarrt vor dem unheilvollen Treiben der Menschen, ihr Todesloos zu erwarten. Schweigend und ernst ritt Boleslav an der Spitze der Seinigen auf dem Rücken des Hügels entlang, dem Schlachtfelde näher. Der Kampf, der die Krieger mit flammendem Muth erfüllt, wenn sie sich mitten in dessen Wogen gestürzt sehen, erzeugte jetzt, da sie ihn aus der Ferne betrachten mußten, und keinen Antheil an der Entscheidung hatten, eine spannende Beklemmung in ihrer Brust. Außerhalb des Ereignisses gestellt, empfanden sie dessen furchtbare Bedeutung tiefer, weil sie es weiter überschauten.

„Dort in dem Loch tobt der leibhaftige Satan, glaube ich," sprach der alte Petrowski und zeigte nach einer Stelle hin, wo die französische Artillerie im dichtesten Dampf verhüllt stand.

„Sie scheinen im dreifachen Kreuzfeuer zu stehen," erwiderte Boleslav.

„Freilich, die drei schwarzen Wolken da drüben blitzen ja darauf los! Und sie treffen. Die Protzkasten fliegen in die Luft, als ständen sie auf Contreminen. Da trabt eine Reservebatterie heran; sie müssen schon verdammt zusammengeschossen sein. Die Moskowiter fangen an Ernst zu machen. Hätten wir sie nur auf dem Blachfelde, wo die Cavalerie ihnen auch beikommen kann! Der Säbel ist mir heut so leicht in der Faust wie ein Spazierstock! Wetter, ich wollte — Pest und Hölle! Wieder ein Protzkasten zum Teufel!"

In der That glich die Stelle, auf welche Petrowski gedeutet

hatte, zumal jetzt, wo man näher kam, einem feuerſpeienden Vulkan. Der Rauch wirbelte in ſchwarzen, gethürmten Wolken darüber empor, und zog langſam, ſich tief und ſchwer wälzend, hinter der Batterie ins Feld hinein. Darum wurde eben das Feuer des Feindes ſo verderblich, weil er den Vortheil hatte, den Gegner deutlich zu ſehen, während er ſelbſt durch den vorwärts ziehenden Rauch dicht verhüllt war. So ſchlugen denn die Kugeln und Granaten unaufhörlich mit verheerender Gewalt in die Batterien ein. Räder und Achſen ſplitterten, die Pferde bäumten ſich und zerriſſen das Geſchirr, Granaten platzten, Pulverkaſten wurden geſprengt, die Trümmer flogen weit durch die Lüfte. Und zu dem allem krachte das eigene Lagerfeuer der Batterien, daß der Grund auf dem ſie ſtanden, zitterte.

„Wir müſſen, glaube ich noch weiter links reiten," ſprach Boleslav zu Petrowski, ſonſt kommen wir in die Schußlinie.

„Ich denke auch," erwiderte der Alte; „wir könnten ganz ohne Noth ein paar Pferde laſſen, und ich verliere nicht gern etwas, wo ich nichts wieder gewinnen kann."

„Du haſt Recht Alter! Es wird uns ſogar nichts übrig bleiben, als hinter dem Hügel dort herumzureiten," antwortete Boleslav, nachdem er einen Blick über die Gegend geworfen hatte.

Er bog in eine Thalſenkung ein, und war ſo bald außer dem Bereiche des feindlichen Feuers, konnte aber auch nichts mehr von dem Schlachtfelde überſehen. In Kurzem erreichte er den Bivouac wieder, wo er Raſinski von ſeinem vergeblichen Bemühen benachrichtigte.

„Ich wußte es ſchon," antwortete dieſer, „denn wir haben indeß einige Leute aufgetrieben, die der Gegend kundig ſind. Allein es giebt weiter aufwärts doch einen Uebergang, nur

können wir ihn nicht eher als gegen Abend mit Vortheil benutzen; denn er ist nur für wenige Leute einzeln zu passiren, und man kann keine Artillerie hinüber schaffen, weil die Ufer sehr steil und verwachsen sind. Der Angriff eines ganzen Corps auf die Arrieregarde der Russen ist also nicht denkbar, doch können wir vielleicht einen blinden Schrecken unter sie bringen, einen Trupp Nachzügler gefangen nehmen und etwas Beute machen. Der Auftrag ist uns gegeben. Ich freue mich, daß wir denn doch einigen Antheil an dem heutigen Tage haben werden, wo freilich die Cavalerie nur den Zuschauer machen kann."

Indessen dauerte die Schlacht unter den Mauern der Stadt mit Erbitterung fort. Rasinski war mit seinen Offizieren auf einen Punkt geritten, von dem aus sich das ganze Gefecht verfolgen ließ. Auch jetzt noch war die Stellung der Batterien am Flusse diejenige, wo Tod und Verheerung am fürchterlichsten wütheten. Mit Besorgniß richteten sich die Blicke der Zuschauenden dahin, wo so viele Kameraden dem Erfolg des Tages geopfert werden mußten. Eine Anzahl von Reitern kam aus den dichten Rauchwirbeln hervorgeritten, und nahm ihren Weg über das Blachfeld gegen das Zelt des Kaisers zu. Mit Erstaunen erkannte man, als sie näher kamen, den König von Neapel. Er ritt langsam, den ehrfurchtsvollen Gruß der Offiziere erwidernd, ohne sich weiter nach ihnen umzusehen, vorüber. Ein Offizier aus seinem Gefolge sprengte jedoch gegen Rasinski heran. Es war der Obrist Regnard.

„Um des Himmels Willen," fragte Rasinski ihn, „was hattet Ihr da drüben in dem siedenden Kessel zu thun, und vollends was wollte der König dort?"

„Was er wollte? Schwerlich, was er jetzt thut, wieder zurückreiten. Es müssen gestern seltsame Dinge zwischen ihm

und dem Kaiſer vorgefallen ſein, denn er iſt ganz verwandelt. Er beharrte darauf ſich in jenem Höllenſchlund niederſchießen zu laſſen. Als wir ihn beſchworen, zurück zu reiten, rief er: „Ich will Niemanden mit mir verderben," und wollte ſeine Adjutanten zurückſchicken. Einſtimmig betheuerten ſie, keinen Schritt von ihm zu weichen. In dieſem Augenblicke ſchlug eine Granate ein und ſchmetterte das Pferd ſeines Lieblings Duteuil zu Boden, ſo daß er dieſen getödtet glaubte. Beſtürzt ſprang er vom Pferde und zog ihn ſelbſt unter dem ſich wälzenden Roſſe hervor. Da er ihn noch am Leben und unverſehrt ſah, küßte er ihn, und ſprach: „Laßt uns denn zurück reiten.""

Bernhard hörte dieſer Erzählung mit geſpannter Theilnahme zu, denn er brachte ſie in Zuſammenhang mit dem, was er geſtern vor dem Zelte des Kaiſers beobachtet, aber Niemandem mitgetheilt hatte.

„Und vermuthet man, was zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Schwager vorgegangen ſein kann?" fragte Raſinski.

„Ganz allgemein," erwiderte Regnard und zuckte die Achſeln; „er wird ſo wenig wie Duroc, Daru, Lobau und am Ende wir Alle mit dem Feldzug zufrieden und darüber mit ihm in Streit gerathen ſein. Das alte Lied mit dem alten Refrain. Nun, wenn wir heut ein zwanzigtauſend Mann laſſen, um den Steinhaufen dort zu erobern, ſo wird es wohl überlaut im ganzen Lager geſungen werden. Wenigſtens wird's jeder ſtill für ſich trällern oder in den Ohren haben. Guten Morgen!" Mit dieſen Worten ritt er weiter, nicht ohne ein ernſtes Bedenken in Raſinski rege gemacht zu haben.

Viertes Capitel.

Die Angriffe auf Smolensk wurden den ganzen Tag über unablässig erneuert. Die Russen vertheidigten sich kaltblütig, aber furchtbar. Tausende von Kriegern sanken auf dem Felde des Todes, und noch immer war der Preis dieser Opfer nicht gewonnen, als schon die Sonne sich zu neigen begann und hinter grauen Gewölken verschwand.

Jetzt war die günstige Zeit für Rasinski's Plane gekommen. Er ließ aufsitzen und zog mit dem Regiment dem Dniepr entlang, jedoch so weit von dem Ufer desselben entfernt, daß man ihn von jenseits nicht entdecken konnte. Nachdem man eine Stunde geritten war, wurde diese Vorsicht unnöthig, denn es war völlig dunkel geworden.

„Jeder beobachte die tiefste Stille! Keiner darf rauchen oder Feuer schlagen!" lautete der Befehl den Rasinski von Glied zu Glied laufen ließ. Er hatte einen jungen Menschen aus der Gegend bei sich, der ihm als Führer diente; mit diesem unterhielt er sich in russischer Sprache, so, daß von seiner übrigen Umgebung Niemand verstehen konnte, was er mit ihm sprach. Der ganze Zug wurde als ein Geheimniß behandelt. Man befand sich in einem ziemlich dichten Gehölz, als Rasinski Halt machen ließ. Er selbst ritt, nur von seinem Boten begleitet, weiter vorwärts, und hieß das Regiment seine Rückkehr abwarten.

Es herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Ringsum leises Schweigen; der Donner der Schlacht, den man noch lange in der Ferne gehört hatte, war verstummt. Die hereinbrechende Nacht hatte dem blutigen Spiel ein Ende gemacht. Nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Birken und

Tannen, und von Zeit zu Zeit hörte man den Ruf des Auerhahns. Eine halbe Stunde brachte man auf dieſe Weiſe zu. Da kam Raſinski zurück und gebot vorzurücken. Es geſchah im Schritt. Man mußte einige abſchüſſige Hügel, die mit Gebüſch und Farrenkräutern bedeckt waren hinauf und hinab; dann ſtand man unvermuthet an einem ſteilen Abhange, unter dem der Dniepr rauſchte, in deſſen Wellen ſich der ſchwarze Nachthimmel düſter abſpiegelte. „Zu zweien abgebrochen und mir gefolgt!“ ſprach Raſinski leiſe, doch ſo, daß er von den Nächſten gehört werden konnte; murmelnd lief der Befehl weiter. Er ließ hierauf ſein Pferd vorſichtig den Abhang hinabklettern, und ritt dann durch den hier kaum drei Fuß tiefen Fluß; ihm folgten zunächſt Boleslav mit ſeiner Schwadron. Die Andren mußten, da der Uebergang nur langſam zu bewerkſtelligen war, eine ganze Zeit auf der Höhe halten.

Bernhard, der ſich immer aufs genaueſte zu orientiren ſuchte, ſtieß Ludwig leiſe an und ſprach, indem er mit dem Finger nach der Gegend jenſeits des Fluſſes deutete: „Sind das da drüben nicht matt erleuchtete Fenſter? Mir deucht, ich müßte mich ſehr irren, wenn wir uns nicht ganz in der Nähe des Schloſſes befänden, das uns heut früh ſchon auffiel.“

„Möglich!“ entgegnete Ludwig. „Aber ſieh nur den hellen Schein dort hinter uns. Was mag das bedeuten? Über der Waldſpitze iſt der Himmel ganz geröthet.“

„Es wird der aufgehende Mond ſein,“ ſprach Jaromir, der herzugekommen war.

„Das kann nicht ſein,“ entgegnete Bernhard, „denn der kommt erſt um Mitternacht.“

Da zuckte plötzlich ein rother Blitz durch den Nachthim-

mel, und ein blutiger Widerschein wurde in den Wellen des Stromes sichtbar.

„Das ist Feuer," rief Jaromir. „Seht, seht! Jetzt bricht es aus, die Flammen schlagen mächtig empor. Es ist Smolensk, was in Brand steht."

Man konnte nicht mehr daran zweifeln, denn die düstre Gluth, von helleren Feuerstreifen durchzuckt, wuchs jetzt mit jedem Augenblick gewaltiger am Horizont empor und fing an, ihren leuchtenden Glanz bis auf den Ort zu verbreiten, wo die Reiter hielten. Jetzt wurden auch die schwarzen Thurmzinnen der Stadtmauer auf dem goldglühenden Hintergrunde sichtbar, und die Waldspitzen in der Nähe erschienen wie von der späten Abenddämmerung röthlich beleuchtet. Das schöne aber furchtbare Schauspiel erfüllte jede Brust mit einem seltsamen Schauer.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte," fing Bernhard jetzt wieder zu Ludwig an, indem er nach dem jenseitigen Ufer zeigte; „erkennst Du nun das Schloß in dem rothen Widerschein der Flammen? Horch die Glocke aus dem Dorf. Ich glaube, man läutet Sturm!"

In der That lag das alterthümliche Gebäude ganz deutlich und kaum eine Viertelstunde entfernt, vor ihren Augen da. Eine wunderbare Empfindung regte sich in Ludwigs Brust. Sollte die halb im Scherz gesprochene Prophezeihung wahr werden? Sollten Mord und Brand auch hier wüthen? —

Doch es blieb ihm keine Zeit zu diesen Betrachtungen, denn eben setzte sich auch der Zug, zu dem er gehörte, in Bewegung, um durch den Fluß zu reiten. Bernhard schloß sich dicht an ihn an; als ihre Pferde den Fuß in die Wellen setzten, sprach er halb im Scherz halb schauernd: „Reiten wir durch den Phlegethon, durch den Styx oder Cocytus?

Man weiß wahrlich nicht, ob es ein ſchwarzer oder ein feuriger Höllenſtrom iſt!"

Der blutige Widerſchein der Flammen, der ſich brechend weit über die Wellen hinſtreckte, veranlaßte ihn zu dieſem Gleichniß. „Mindeſtens," fuhr er fort, „iſt es für uns der Rubicon, den wir paſſiren. Jacta est alea! Wir wiſſen kaum, ob wir hinüberkommen, geſchweige, ob wir dieſen Weg zurückreiten werden. Ich mache hiermit jedenfalls mein Teſtament, Bruder, hörſt Du? Sollten mich die Fiſche im Dniepr, oder die Raben von Altrußland freſſen, Du biſt mein Univerſalerbe. Aber mein Herz — ich verlange nicht, daß Du mir den fühlloſen Fleiſchballen aus der Bruſt ſchneideſt — bringe Deiner Schweſter Marie mit zurück und theilt Euch darein."

„Wie kommſt Du jetzt auf die Schweſter?" fragte Ludwig bewegt.

„Sie iſt ein Goldmädchen; ein prächtiges, braves Kind, und verdiente einen beſſern Bruder, als Du biſt! Warum ſie aber eben in dieſer Minute vor meiner Seele ſteht, als hätte ich ſie ſo treu wie ihr Spiegelbild portraitirt, weiß ich nicht; denn wir ſehen wohl die Gedanken blühen, wiſſen aber nicht, wo ſie geſäet ſind. Genug, obwohl meine Gedanken täglich ein zwanzig- bis dreißigmal nach Dresden und Teplitz reiſen, ſo haben ſie doch in dieſer Minute einen ganz eignen, mächtigen Flug dahin genommen, ſie ziehen wie Schwalben nach der Heimath. Es muß ſeine Urſache haben, denn alles in der Schöpfung hat ſeine guten Gründe; ich will mir's aber merken, daß ich am 17. Auguſt genau Abends zehn Uhr an Marien gedacht habe, und daß ſie mir grade in dieſer Minute noch zehnmal lieber geworden iſt als ſonſt."

Ludwig drückte dem Freunde warm die Hand. Schon oft hatte er zu entdecken geglaubt und sich im Stillen darüber gefreut, daß in Bernhards Brust eine leise warme Liebe für die Schwester wohne, doch der eigenthümliche Mensch ließ selbst den Freund fast niemals anders als durch die verzerrenden, gefärbten Gläser scherzenden Humors in das Innere seiner Brust schauen. Und überdies hatte Ludwig stets das Gefühl, als wenn Bernhards Seele von so vielfachen, größeren Empfindungen und wilderen, tieferen Leidenschaften, selbst solchen, unter denen sich eine weibliche Gestalt verschleierte, bewegt würde, daß die stille Blume einer Liebe zu der sanften, freundlichen Marie in diesem stürmenden Chaos unmöglich Wurzel schlagen konnte. Es lag etwas in seiner Natur, das zu sagen schien: ich möchte wohl unter dem Schatten dieser Bäume weilen, diese Frucht brechen, in dieser Hütte traulich wohnen; aber ich kann nicht, ich darf nicht, denn eine unbekannte, übermächtige Gewalt treibt mich wider meinen Willen vorwärts. Gleich dem Strom muß ich an den freundlichen Ufern vorüber, und spiegle ich auch bisweilen den blauen, lächelnden Himmel ab, rasch brausen die wilden, schäumenden Wogen nach und verzerren das sanfte Bild wieder. So sehr sich diese Brust nach einem fremden Herzen sehnt, ich darf keins zu mir heranziehen, denn ich müßte es in den tobenden Strudel meines Geschicks hinabreißen. Eine zarte Blüthe würde ich, wenn ich sie an diese glühende Brust risse, nur versengen, daß sie schnell verdorrt herabsänke — ich würde sie vernichten und wäre sie mir theurer als mein Leben. Semele stirbt an der Brust des Zeus, selbst der Vater der Götter vermag ihr Geschick nicht zu wenden, so tief die Wunde in sein eigenes unsterbliches Herz dringt. — Doch diese eine warme Äußerung, welche Bernhard so eben gethan, verscheuchte plötzlich alle diese Empfindun-

gen bis auf die Erinnerung daran; mit herzlichem Tone erwiderte Ludwig daher: „Es iſt wohl natürlich, daß Du an ſie denkſt. In ernſten, tief aufregenden Augenblicken unſres Lebens treten die Geſtalten unſrer Lieben um ſo lichter hervor, je düſtrer der Grund iſt auf den ſie ſich abmalen. Auch ich —"

„Ja, ja, Du haſt Recht," ſprach Bernhard halb ablenkend, halb ſcherzend, „das Bild hier iſt verteufelt ſchwarz grundirt; aber es kommt ſchon Licht hinein, denn die Pechfackeln da unten am Himmel brennen immer loher auf. Man wird bald die Mäuſe auf dem Felde laufen ſehen. Aber ich finde, der Dniepr iſt verwünſcht kalt, und Dein Gaul hat mir noch dazu ein ganzes Maul voll Waſſer über die Lende geſpieen. Wenn Du ein guter Kamerad ſein willſt, ſo mußt Du beſſer auf Dein Pferd aufpaſſen. — Gott ſei Dank! Land! Ich habe nie viel von den Seereiſen gehalten."

Unter dieſen Worten ritten ſie das jenſeitige faſt noch ſteilere Ufer hinauf.

Als das Regiment verſammelt war, rückte Raſinski, dem der Bote fortwährend zur Seite blieb, in möglichſter Stille gegen das grade vor ihnen liegende Schloß heran.

Sie waren jetzt nur noch einige hundert Schritte davon entfernt. Raſinski ließ halten. „Freunde," ſprach er, „wir ſind am Ziel. Dort im Schloß ſind, wie ich mit Sicherheit weiß, viele ruſſiſche Generale und Vornehme zu einem Hochzeitfeſt beiſammen. Sie aufzuheben iſt die Abſicht unſrer gewagten Unternehmung. Jetzt laßt uns leiſe heran, bis wir den Boden eben vor uns ſehen, daß kein Hinderniß mehr uns aufhalten kann. Dann aber wie die Windsbraut

drüber hin! Nun vorwärts, Freunde, haltet Euch wacker, ſeid ſchnell, kühn, doch behutſam! Vorwärts!“

Sie rückten vor bis an einen ſanften Abhang. Jetzt ließ Raſinski zum Angriff blaſen und im vollen Lauf der ſchnaubenden Roſſe, ſprengte die Schaar den Weg zu Schloß und Dorf hinan.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Die gewaltigen Erschütterungen, welche sich in einem so kurzen Zeitraume zusammengedrängt und Feodorowna's Herz bestürmt hatten, mußten sie endlich, trotz der frommen Ergebung und sittlichen Fassung, womit sie ihrem Schicksale entgegentrat, überwältigen. Sie war aufs Krankenlager gesunken, ein heftiges Fieber glühte in den aufs äußerste gereizten Nerven; der Arzt hielt ihre Lage für gefährlich. Axinia wollte daher jetzt durchaus nicht von der Seite der theuren Gebieterin weichen, so bange Befürchtungen auch Paul und sie selbst über ihr eignes Geschick hegten, wenn Feodorowna sterben sollte, ehe sie das Land verlassen hätten. Und um so weniger konnte Axinia sich von dieser Pflicht entbinden, da die Kranke sichtlich nur ihre Nähe und Wartung ertrug und sogleich in einen gereizteren und somit gefährlicheren Zustand gerieth, wenn eine andre Hülfe sich ihr zu nahen suchte. Am meisten war dies mit ihrer Mutter der Fall, da ihre Gegenwart Feodorowna mit einer Art von Schauder berührte, so, daß sie in die heftigste Angst verworrener Fieberträume gerieth, sobald dieselbe ihrem Lager nahte. In ruhigeren Zeiträumen durfte Jeannette die erschöpfte Axinia ablösen;

so wie aber der fieberhafte Zustand sich verschlimmerte, so verlangte Feodorowna mit krankhafter Sehnsucht wieder nach Xinias Pflege. Fast ein Monat verstrich in dieser traurigen Weise. Da fing Feodorowna an sich langsam zu erholen, doch war sie so erschöpft von der Krankheit, daß ihrem Leben noch immer Gefahr drohte. Denn waren gleich nicht stürmische Anfälle des Fiebers mehr zu fürchten, so schien es doch zweifelhaft, ob der Körper noch Macht genug habe, sich von der zehrenden Ermattung zu erholen. — Die milde Jahreszeit aber wirkte segensreich ein; der Juli mit seiner warmen Sonne, die selbst der nördlichen Erde einen reich grünenden Teppich entlockt, pflegte die geknickten Keime des Lebens zu einer neuen Blüthe heran. Feodorowna genaß, fast wider ihren Willen; und hätte nicht der tiefe, verschlossene Schmerz, der an ihrem Herzen nagte, seine Spuren leise um Wange und Lippe gezogen und den reinen Schimmer ihres blauen Auges leicht verschleiert, so würde die holde Gestalt wieder so lieblich aufgeblüht sein wie eine Rose, in der noch die Tropfen des vorübergezogenen Gewitters glänzen. Aber sie war nicht erfrischt durch die Ströme des Himmels, sie war nur geknickt durch seine Stürme.

Wer selbst duldet, hat ein zartes fühlendes Herz für Wünsche und Leiden Andrer. So erkannte Feodorowna, daß es jetzt ihre erste Pflicht sei, das letzte drohende Gewölk von dem Himmel Xinia's zu verscheuchen und ihre Verbindung und Abreise zu beschleunigen. Gregor gab dem jungen Paare die kirchliche Weihe; an demselben Tage noch verließ es, reichlich beschenkt, das Schloß, um sich mitten durch das Getümmel des Kriegs hindurch eine Bahn zu friedlichem Glücke auf andren Fluren zu suchen.

Feodorowna stand nun ganz einsam; denn trotz ihres unermeßlichen Opfers, trotz der willigen Demuth mit der sie

ſich in das Gebot der Ältern gefügt hatte, blieb die Mutter doch völlig kalt gegen ſie. Nicht einmal Mitleid ſchien ſie für die Qual zu haben, welche Feodorowna um ihretwillen duldend trug. Es iſt wahr, ſie hatte ſich niemals anders gezeigt und die innigſte Liebe der Tochter auch in früheren Jahren höchſtens mit einer vornehmen Freundlichkeit erwidert. Indeſſen war Feodorowna daran gewöhnt geweſen und hatte in dieſen kalten Formen nur das Übergewicht des mütterlichen Anſehens erkannt und geehrt; jetzt aber fühlte ſie, daß ein liebendes, aufopferndes Kind eines andren Mutterherzens bedürfe. So verwandelte ſich auch ihre Liebe in eine bange Scheu der Ehrfurcht, und was in der Krankheit ſo ſtark hervorgetreten war, ließ jetzt wenigſtens noch deutliche Spuren zurück; es ergriff ſie faſt ein unheimlicher Schauer, wenn ſie ſich in der Gegenwart derjenigen befand, bei der ihre wunde Bruſt Troſt und Linderung hätte ſuchen ſollen.

Ochalskoi und Dolgorow waren bei der Armee; doch in den erſten Tagen des Auguſts ſchrieb dieſer, er werde binnen Kurzem auf das Gut kommen, um die Vermählung Feodorowna's mit dem Fürſten zu begehen, zu der nunmehr alles Nothwendige vorbereitet war. Die Hinderniſſe, die bis dahin obwalteten, hatten beſonders in den Familienverhältniſſen Ochalskoi's gelegen, der einem alten Familienvertrage zufolge der Bewilligung einiger Verwandten bedurfte, bevor er ſich verheirathen konnte. Da das Intereſſe derſelben zum Theil im Spiele war, indem ſie aus eigennützigen Abſichten eine Verbindung des Fürſten mit einer näheren Verwandtin gewünſcht hätten, ſo hatte es einige Mühe gekoſtet, ihre Einſprüche zu beſeitigen, und war nicht ohne Aufopferungen von Seiten Ochalskoi's möglich geweſen. Jetzt war ihm ein dreitägiger Urlaub bewilligt, um ſeine Verbindung zu ſchließen, worauf ſeine junge Gattin ſogleich mit ihrer Mutter über

Kaluga nach seinen Gütern in Asien abreisen sollte, damit sie ganz aus den unruhigen Gegenden des Kriegsschauplatzes entfernt würde. Es war dies grade der Augenblick, in dem die große russische Armee sich aufs schleunigste nach Smolensk geworfen hatte, um nicht von dem französischen Kaiser umgangen zu werden. In der Nacht nach dem schon zum Theil angetretenen Rückzug derselben aus der Festung nach Moskau trafen Dolgorow und Ochalskoi auf dem Schlosse ein. Auf den folgenden Mittag war die Trauung durch Gregor angesetzt; die Feier der Brautnacht sollte nach Dolgorow's Willen noch im Schlosse begangen werden. Am nächsten Morgen aber wollten alsdann die Männer wieder auf ihren Posten zum Heere abgehen, während die Frauen über Jelnia und Kaluga ihre Reise nach Ochalskoi's Gütern antreten sollten.

So war denn also der schreckensvolle Augenblick gekommen, wo Feodorowna den finstren Kerker sich öffnen sah, in dem sie ihr Leben verseufzen sollte. Selbst der schöne Trost, daß sie mit diesem Opfer ein fremdes Glück gegründet habe, wurde machtlos bei der nahenden Wirklichkeit. Thränen hatte die Arme nicht mehr zu vergießen; nur mit einem kalten Grauen blickte sie in die Zukunft. Alles vereinte sich, um den Tag zu einem fürchterlichen für sie zu machen. In der Ferne der dumpfe Donner des Geschützes aus der belagerten Festung; wenn sie in das Fenster ihres Gemachs trat, noch immer lange wilde Züge von Reiterschaaren, welche als die letzten Theile der zurückziehenden großen Armee, über die Felder neben der, eine halbe Stunde von dem Schlosse vorüberführenden breiten Landstraße nach Moskau verbreitet, dahinzogen. Der Anblick dieser Horden von Tataren, Baschkiren und Kosacken, die aus fern von der europäischen Cultur entlegnen Landschaften stammten, wo sie ihren künftigen

Wohnsitz aufschlagen sollte, erfüllte sie mit einem düstren Grauen. „O warum habe ich schönere Länder, sanftre Sitten, edlere gebildete Menschen kennen gelernt!“ seufzte sie bang auf. „Glücklich war ich auch dort nicht; nur kurze schöne Träume webten sich gleich einem schnell verschwindenden Farbenkranz auf den dunklen Hintergrund meines Lebens! Aber ich träumte einst holdselig! Und nun! Du sanft schimmernder Leitstern auf meinem dunklen Pfade, der du so schnell wieder in der tiefen Finsterniß verschwandest, du freundlich edle Gestalt, die mir einst eine so treue Hand gereicht, du Freund in bittrer Noth, dem mein Herz ewig gehören wird — o zürne nicht über den Verrath, den ich jetzt an dir übe! — Du bist der Lenker meines Lebens, sprach eine mächtige Ahnung, ein Gebot heiliger Dankbarkeit und Liebe in meinem Herzen; dir, rief ein hehres Wort göttlicher Bestimmung mir zu, dir ist mein Dasein geweiht! — Und doch war es eine Täuschung! Die Hand der Vorsehung, der ich vertraute, zerriß das Band; ein wilder Sturm verwehte die Bilder des schönen Traums, die Decke spurloser Nacht und Vergessenheit hüllt Alles ein!“

Jetzt flossen wieder sanfte Thränen aus Feodorowna Auge, weil sie der Tage gedachte, wo die holde Blume erster, einziger Liebe schüchtern die Knospe in ihrem jungfräulichen Herzen entfaltete. Ach, sie wurde grausam gebrochen, ehe sie erblühen konnte!

In gramvolles Sinnen verloren, stand die unglückselige Braut am Fenster und blickte auf die öde Landschaft, welche von dem Getümmel des Kriegs durchzogen wurde, in den blaßgrauen Himmel, durch den sich die dampfenden Wolken der Schlacht wälzten, hinaus. Plötzlich wurde sie leise von einer Hand berührt. Es war Jeannette mit dem Brautkleide über dem Arm; Feodorowna schauerte zusammen und

ſeufzſte aus erſchöpfter Bruſt tief auf. Doch ſprach ſie keinen Laut der Klage aus; geduldig ließ ſie ſich ſchmücken wie ein Opfer, das zum Altar geführt wird.

Eben hatte Jeannette ihr den Kranz in die Locken gedrückt, als Ochalskoi eintrat, um ſie zu begrüßen und hinüberzugeleiten in die Kirche, wo Gregor ihrer harrte. Wo die Nothwendigkeit eintrat, fand Feodorowna Heldenſtärke in ihrer großen Seele. Ernſt, ſchweigend, doch ohne zu wanken, ſchritt ſie an Ochalskoi's Arme die breiten Stufen hinab. Im Saal empfingen ſie ihre Ältern und die verſammelten Gäſte. Es waren nur einige männliche Verwandten beider Familien, meiſt ältere Männer von höherem Range, und mehrere Generale, die als die Vorgeſetzten Ochalskoi's geladen waren. Der Zug, das Brautpaar an der Spitze, bewegte ſich nach der Kirche. Die Dorfbewohner waren zuſammengeſtrömt und bildeten eine Gaſſe, durch die Feodorowna, mit wehmüthiger Freundlichkeit ringshin grüßend, dahinſchritt. Man hatte Blumen auf den Pfad geſtreut; ſie konnten den dunklen Abgrund nicht verhüllen, den die Braut unter ihnen ſich öffnen ſah. Ernſt waren ſelbſt die Gäſte und das Volk, denn ein Hochzeitfeſt, wo ſich in den frommen Klang der Kirchenglocken der nahe Donner der Schlacht miſcht, wo tauſend blutende Opfer im Hintergrunde fallen, während die Worte des Friedens und des Segens ertönen, iſt kein freudiges zu nennen. Gregor ſprach tief bewegt, ernſt, tröſtend; alles horchte in feierlicher Stille. In wenigen Minuten waren die kirchlichen Gebräuche vollendet, und der Zug nahm ſeinen Weg nach dem Schloſſe zurück, wo ein Mittagsmahl die Gäſte verſammelte.

Während des Mahles dauerte der Kanonendonner fort, ja er wuchs noch. Die Gräfin Dolgorow wurde ängſtlich und meinte, ob es nicht beſſer ſei, bald aufzubrechen.

„Wir ſind hier in völliger Sicherheit," begann einer der Generale, die ſich bei der Tafel befanden; „Smolensk iſt der Schlüſſel dieſer Straße. So lange dieſes Thor nicht geſprengt iſt, kann der Feind nicht weiter vordringen. Und überdies decken uns gegen kleine Neckereien noch immer große Haufen von Koſacken, die das Ufer des Fluſſes auf und abſchwärmend bewachen.

„Ich wünſchte doch," ſprach Dolgorow mit finſtrem Blicke, „daß man ernſtre Anſtalten zum Widerſtande hier getroffen hätte, wiewohl es mit meinen Familienplanen ſehr übereinſtimmt, daß es nicht geſchehen iſt. Denn ich hätte ſonſt ſchwerlich einen Tag gefunden, wo die Verheirathung meiner Tochter möglich geweſen wäre. Doch das Wohl des Vaterlandes ſteht mir höher, und dieſem glaube ich, wäre es angemeſſener geweſen, unter den vortheilhaften Umſtänden, die ſich uns darboten, hier eine Schlacht anzunehmen. Ich kann mich, das geſteh' ich ganz offen, nicht mit den Anſichten des Feldmarſchalls vereinigen, der immer nur im Rückzug ſein Heil ſucht."

„Gewiß Keiner von uns," erwiderte der General entſchieden. „Wäre Graf Barclay de Tolly ein geborner Ruſſe, ſo würde er die Schmach unſres Vaterlandes auch nicht ſo geduldig ertragen. Doch hier, wo ich nur ächte Ruſſen beiſammen ſehe, kann ich wohl im Vertrauen ein Wort ſprechen. Ich glaube, es wird die längſte Zeit ſo gewährt haben; man ſpricht davon, daß der Kaiſer den dringenden Vorſtellungen aller Stände und der höchſten Staatswürdenträger endlich nachgegeben und ſich entſchloſſen habe, einem Andren den Oberbefehl zu übergeben."

„Dem Fürſten Bagration?" fragte Dolgorow raſch.

„Ich ſollte ihn noch nicht nennen," entgegnete der Graf; „doch iſt es ein edler, würdiger Ruſſe. Man iſt bereits in

Unterhandlung mit ihm getreten. Einem Waffengeführten Suwarow's wird es aufbehalten sein, Rußlands alten Ruhm zu erneuern."

„So ist es Fürst Kutusow und kein Anderer," sprach Ochalskoi feurig. „Dem würdigen Greise, er werde unser Feldherr oder nicht, sei dieses Glas dargebracht. Zugleich stand er auf und erhob das vor ihm stehende angefüllte Kelchglas; alle Männer folgten seinem Beispiele und stießen an."

„Möge unser Führer sein, wer er wolle," sprach Dolgorow mit lauter Stimme, „wir wollen unsren Trinkspruch so fassen, daß er immer einem Würdigen gelte: Dem Sohne Rußlands, der die Schmach des Vaterlands blutig rächt!"

„Er lebe!" riefen die Männer und klangen mit den Gläsern an.

Die Gräfin Dolgorow stand auf; in ihrem Auge glänzte ein ungewohntes Feuer, die sonst so kalten Züge belebten sich. „So will auch ich alter vaterländischer Sitte gedenken," sprach sie; „und Du, Feodorowna, folge meinem Beispiele." Bei diesen Worten nahm sie den Schleier von ihrem Haupte, zerriß ihn und vertheilte ihn an die ihr zunächst sitzenden Männer. Auch die Braut nahm den Schleier, unter dem sie bisher ihr duldendes Antlitz zu verhüllen gesucht hatte, vom Haupte. Ein jungfräuliches Erröthen überflog ihre Wange, als sie ihn zerriß und vertheilte. „Nehmen Sie, mein Gemahl," sprach sie mit versagender Stimme, „dies Andenken Ihrer zurückbleibenden Gattin mit in den Kampf; nehmen auch Sie es, Sie würdige Helden meines Vaterlandes! Möge es Sie in ernster Stunde daran erinnern, daß Ihre Tapferkeit den edlen Beruf hat, Rußlands Töchtern das Heiligthum weiblicher Unverletzbarkeit zu erhalten, und daß Ihrer der gerührteste Dank harre, wenn Sie, mit Lor-

beeren geſchmückt, uns dereinſt dieſes Zeichen der Weihe zum Kampf, das Frauenhände Ihnen reichten, von edlen Tropfen vaterländiſchen Blutes verſchönert zurückbringen."

Feodorowna ſenkte das ſchöne Auge auf den Boden, als ſie die Worte zu dem alten Krieger ſprach, der den Ehrenplatz zu ihrer Rechten eingenommen hatte. Dieſer aber ergriff ihre Hand, küßte ſie feurig und erwiderte: „Mit einem Angedenken aus ſolcher Hand geht man der Schlacht ſo freudig entgegen wie dem Hochzeitfeſt. Bald hoffe ich, ſchöne Fürſtin, dieſes Zeichen, mit ächt ruſſiſchem Blute geſchmückt — denn darauf würde ich ſtolz ſein — zurückbringen zu können, damit Ihr es, wie es die Sitte unſres Vaterlandes will, einlöſet."

Ein höheres Roth färbte Feodorownas Wange, denn die Erlaubniß, dreimal die friſchen Lippen der Frau oder Jungfrau zu küſſen, deren Weihezeichen man ſo gefärbt zurückbrachte, durfte dem tapfren Sohn des Vaterlandes, nach altem Herkommen, von keiner Tochter aus Ruriks Stamme verweigert werden. Ein Gebrauch, der, längſt aus der Tagesſitte verſchwunden, doch noch in geſchichtlicher Überlieferung aufbewahrt wurde, und den man jetzt wieder ins Leben rief. Denn bei großen Wendepunkten ihres Schickſals pflegen die Völker ſich ihrer alten Gebräuche, ihrer väterlichen Sitten, ihrer Helden, ihrer Geſchichte lebendiger und dankbarer wieder zu erinnern; oft nicht ohne inneren Vorwurf, daß ſie ſo lange, gewiſſermaßen treulos gegen würdige Vorfahren, des heilig Überlieferten vergeſſen haben."

Der Abend brach an, als die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäſte ſich in die anſtoßenden Zimmer vertheilten. Mit qualvoller Beängſtigung ſah Feodorowna die Stunde näher und näher rücken, in der ſie, ihrem Gatten allein gegenüber, den letzten ſchauerlichen Kampf mit ihrem

Herzen zu bestehen haben würde. Da nahte sich ihr Jeannette in einem Augenblicke, wo sie, getrennt von der Gesellschaft, im Nebenzimmer etwas an ihrer Kleidung ordnete, und berichtete ihr, Gregor sei auf ihrem Gemach und verlange dringend, sie zu sprechen. Wie gern eilte Feodorowna, den Wunsch des so geliebten, würdigen Greises zu erfüllen! Ach, ihr ganzes Herz drängte sie zu ihm hin, denn von ihm allein hoffte sie Trost und Stärkung für die schwere Prüfung, der sie entgegenging. — Sie fand ihn auf ihrem Zimmer; ernster als gewöhnlich war der Ausdruck seiner Züge.

„Meine Tochter," redete er sie an, „die Stunde ist gekommen, wo ich von wichtigen Dingen zu Dir zu reden habe. Du bist nun unwiderruflich die Gattin des Fürsten Ochalskoi, denn der segnende Spruch der Weihe hat Euch vereint. Der Tod allein kann dieses Bündniß trennen."

„O mein theurer Vater," unterbrach ihn Feodorowna, „ich weiß es; aber ich werde in meiner Pflicht nicht wanken. Ihm, dem mein Wort, wiewohl mit widerstrebendem Herzen, mich zugesagt, werde ich treu und ergeben sein, bis an das Ende meiner Tage. Ach, ich hoffe, es wird so ferne nicht sein!" Ueberwältigt vom Schmerz lehnte sie das müde Haupt gegen die Brust des greisen Mannes.

„Es ist nicht das, wovon ich sprechen will, liebe Tochter," entgegnete Gregor sanft, „denn der Kraft Deiner Tugend bin ich sicher. — Ich kam, Dir ein Geheimniß zu offenbaren, das Deine Pflegerin Ruschka sterbend, in der letzten Beichte in mein Ohr niedergelegt, und das sie, sollte der Tod auch mich abrufen, diesen Papieren anvertraut hat. Ich hatte ihr bei meinem priesterlichen Eide gelobt, es Dir erst dann zu entdecken, wenn Deine Vermählung vollzogen sei. Es ist geschehen, jetzt darf ich meine Lippen öffnen. Du bist nicht die Tochter Dolgorow's, keine Eingeborene dieses Landes.

Deutschland ist Dein Geburtsland, aber Deine Ältern sind längst dahingegangen. Graf Dolgorow nahm Dich an Kindesstatt an, weil seine Gemahlin ihm keine Hoffnung gab, Vater zu werden. Dies sind die Bildnisse Deiner Ältern, die mir Ruschka übergeben." Mit diesen Worten übergab er Feodorowna einen Brief und ein geöffnetes Taschenbuch mit zwei Bildnissen, eine junge Frau und einen Offizier darstellend.

Mit starren, staunenden Blicken, bebend, fast regungslos stand Feodorowna vor Gregor und versuchte vergeblich zu sprechen; halb bewußtlos nahm sie, was ihr Gregor darreichte, und legte es auf den Tisch vor ihrem Sessel. Endlich brachte sie, indem sie die gefaltenen Hände krampfhaft gegen die Brust drückte, wie mit einem Schrei der Angst die Worte hervor: „Nicht ihre Tochter! — Und dennoch — -- O allmächtiger Gott!"

„Fasse Dich, meine Tochter," erwiderte Gregor sanft, „wende Dein Herz fromm zu Gott, der die Geschicke der Menschen wunderbar leitet. — Ich habe Dir das Wichtigste, das Nothwendigste entdeckt. Lies diese Papiere durch, und Du wirst das Übrige erfahren. Ich verlasse Dich jetzo! Laß erst den gewaltigen Sturm sich beruhigen, der jetzt alle Wogen in Deiner Brust emporschwellt. Wenn Du allein bist, wirst Du Dich selbst wiederfinden. Bedarfst Du dann meiner, so sende zu mir."

Mit diesen Worten verließ der Greis das Gemach; Feodorowna vermochte ihm nichts zu erwidern, mühsam schwankte sie einem Sessel zu und stützte das schwere, von dem unerwarteten Schlage betäubte Haupt in beide Hände. Es dauerte lange, ehe sie die Papiere, die ihr das Geheimniß ihres Lebens enthüllen sollten, zu entfalten vermochte. Die Bildnisse ihrer Ältern lagen vor ihr; sie sah mit unverwandten Blicken darauf hin, doch die strömenden Thränen verdunkelten ihr Auge. Endlich löste sie

die fünf Siegel des an ſie gerichteten Briefes und las, was Ruſchka mit eigner, vor Alter zitternden Hand geſchrieben.

„Mein theuerſtes Kind!"

„So lange ich lebte, band ein ſtrenger, fürchterlich erpreßter Eid meine Zunge; bin ich dahin, ſo ſoll noch aus meinem Grabe meine Stimme erſchallen, um Dir die Geheimniſſe zu entdecken, die Deine Jugend umſchwebt haben. Du biſt nicht die Tochter Dolgorow's, noch der Gräfin. Wenige Tage warſt Du alt, als ſie Dich in Deutſchland nach dem Tode Deiner Mutter an Kindesſtatt annahmen. Der Graf war damals ſchon vier Jahre vermählt; er hatte die Hoffnung, Vater zu werden, aufgegeben. Die Leere einer kinderloſen Ehe hatte ihn, noch mehr aber die Luſt fremde Länder kennen zu lernen, bewogen, große Reiſen zu unternehmen. Im Mai des Jahres 1793 befand er ſich zu Pyrmont; hier lernte er Deine Mutter kennen, die als Witwe mit ihrem fünfjährigen braunlockigen Knaben, Namens Benno, — Du warſt noch nicht geboren — dahin gekommen war, um ihre zerrüttete Geſundheit herzuſtellen. Sie hieß Louiſe Waldheim; ihr Gatte war Offizier geweſen und in einem Duell erſchoſſen worden. Dadurch plötzlich in eine mehr als beſchränkte Lage gerathen, kränkelnd der Geburt eines zweiten Kindes entgegenſehend, ſchön, ſanft, erregte ſie trotz ihrer tiefen Zurückgezogenheit doch bald die Aufmerkſamkeit einiger reicheren Badegäſte. Die Gräfin Dolgorow, welche das mittlere Stockwerk des Hauſes gemiethet hatte, in dem Deine Mutter ein kleines Zimmerchen bewohnte, machte ihr den Antrag, als Geſellſchafterin zu ihr zu ziehen und dabei zugleich die Pflicht zu unternehmen, den Grafen und ſie ſelbſt in der deutſchen Sprache zu unterrichten, welche Beide ſich damals aufs gründlichſte zu lernen bemühten. Deine Mutter nahm den Antrag, der ſie ihrer dringenden Noth entriß, an; drei

Monate ſpäter, als wir Pyrmont ſchon verlaſſen hatten und auf einer Reiſe nach der Schweiz und Italien begriffen waren, wurdeſt Du geboren. In einem einzelnſtehenden Wirthshauſe unweit Freiburg, mitten im Schweizerlande, haſt Du das Licht des Tages erblickt. Der Graf wollte Anfangs, als die Niederkunft Deiner Mutter herannahte, ſie den redlichen Leuten daſelbſt übergeben, mich zurücklaſſen und die Reiſe mit der Gräfin allein fortſetzen, bis wir ihm nachfolgen könnten. Doch ein leichtes Unwohlſein der Gräfin ſelbſt beſtimmte ihn, unſre Einſamkeit zu theilen, bis Deine Mutter völlig geneſen ſei. Allein es geſchah nicht; am elften Tage nach Deiner Geburt ſtarb ſie. Ich war ihre Pflegerin in den letzten Tagen ihres Lebens; ſterbend empfahl ſie mir die Sorge für ihre Kinder und übergab mir ihr ganzes kleines Vermächtniß für Euch. Darunter war ihr eigner und ihres Gatten Trauring. Gleich nach der Beſtattung bemerkte ich, daß der Graf mit einem wichtigen Plane umgehen mußte. Er ſchloß ſich mehrmals mit der Gräfin ein und hatte lange, oft ſehr heftige Unterredungen mit ihr, und häufig ſprach er, wenn ich zugegen war, Engliſch, welches ich nicht verſtand; nur bemerkte ich, daß Du der Gegenſtand des Geſprächs ſein mußteſt, weil Beide Dich oft mit ſeltſamer Aufmerkſamkeit betrachteten. Einige Tage darauf verabſchiedete der Graf die beiden deutſchen Bedienten, die er bei ſich hatte, unter dem Vorwande, daß er in Italien ſich Eingeborne zu Dienern wählen wollte, gab ihnen Reiſegeld und ließ ſie in ihre Heimath zurückkehren. Endlich rief er mich eines Morgens zu ſich und erklärte mir, er habe die Abſicht, Dich als ſeine Tochter anzunehmen. Natürlich war ich ſehr erfreut darüber, denn das Schickſal der beiden Kinder hatte mich ſehr beunruhigt; allein meine Freude wurde zur tiefſten Betrübniß, als er mir erklärte, für den Bruder werde er auf andre

Weiſe ſorgen, da es durchaus verſchwiegen bleiben müßte, daß die Gräfin nicht die rechte Mutter des Kindes ſei. „So ſollen die Geſchwiſter getrennt werden!“ rief ich erſchrocken und erſtaunt aus. „Es wird kein Unglück für diejenigen ſein, die ſich einander niemals gekannt haben,“ entgegnete der Graf ſtreng. Ich ſchwieg beſtürzt. Er aber fuhr fort: „Du biſt die Einzige, die um das Geheimniß weiß; aber ich fordre von Dir, daß Du einen Eid auf die geweihte Hoſtie ſchwörſt, es niemals zu entdecken. Vergißt Du Dich, ſo erinnere Dich, daß Du und Deine Brüder Leibeigne ſind, und daß ich mit einem Worte Euch wieder in den tiefſten Stand der Unterwürfigkeit zurückſchleudern kann.“ Dieſe Drohung war fürchterlich. Meine Brüder waren durch die Gunſt des alten Grafen, des Vaters Deines Pflegevaters, zu wohlhabenden Kaufleuten in Moskau geworden. Aber der Stolz der ruſſiſchen Großen, reiche Leibeigne zu beſitzen, war Urſache, daß er ihnen, ſo wohl er ihnen ſonſt wollte, dennoch ihre Freibriefe nicht gegeben hatte. Ich wußte, welch ein ſchreckliches Loos ihrer und meiner harrte, wenn ich den Eid verweigerte. Da überdies des Grafen Entſchluß Dein Glück entſchied, da ich bedachte, daß Du an einem Bruder, den Du niemals gekannt, nichts verlieren könnteſt, endlich da er mir auf mein Bitten verſprach, für den Knaben großmüthige Sorge zu tragen, ſo entſchloß ich mich, ſeinem Willen nachzugeben. Doch jetzt in der Stunde meines herannahenden Todes, wo ich Dich, mein liebſtes Kind, fern von mir weiß, jetzt erſt befällt es mich mit ſchwerer Gewiſſensangſt, daß ich Dein treuliebendes Herz mit einer ewigen Lüge verwirren ſoll. Ich weiß, welche Urſachen den Grafen beſtimmten, Dich für ſeine Tochter zu erklären. Die Gräfin konnte einen bedeutenden Theil ihrer Güter nur dann erben, wenn ſie Mutter war. Es war nicht Liebe, es war Eigennutz, der Beide

dieſen Plan entwerfen ließ. Erſt vor zwei Jahren, kurz vor ſeiner Abreiſe nach England, iſt ihr dieſe Erbſchaft zugefallen, die nur eben hinreichte des Grafen, durch Hang zu einem, ſeine Kräfte überſteigenden Aufwand zerrüttetes Vermögen herzuſtellen. Jetzt denkt er, durch Dich, deren Schönheit und Engelgüte jedes Herz gewinnen müßte, einen reichen Eidam zu gewinnen. Du biſt in dem Stande der Vornehmen, der Reichen erzogen, Du haſt die Vortheile einer freien Geburt gewonnen! O Liebe, ſie ſind unermeßlich! Erfährſt Du das Geheimniß Deiner Geburt zu früh, ſo kannſt Du ſie verlieren. Darum ſoll es Dir erſt ertheilt werden, wenn Dir, als Gattin eines freien Ruſſen, für ewig die Rechte Deines Standes geſichert ſind. Dem frommen Vater Gregor habe ich gebeichtet, was meine Seele drückte; ich vertraue es dieſem Papier an, damit er es in der Sakriſtei aufbewahre, es vernichte, wenn Du unvermählt dahinſtirbſt, und es Dir übergebe, wenn Niemand Dir das, was Du mit dem Verluſte eines Bruders gewonnen, entreißen kann.“

Feodorowna mußte das Blatt aus der Hand legen, da ihre Thränen ſie hinderten weiter zu leſen. Doch trieb eine haſtige Ungeduld, mehr, und vor allem das Schickſal ihres Bruders zu erfahren, ſie bald wieder aus ihrer Ermattung auf.

„Nachdem ich den Eid geleiſtet, den Dolgorow von mir gefordert, verließ ich ſein Gemach. Der kleine fünfjährige Knabe, Dein Bruder, ſprang mir fröhlich, aber leiſe entgegen und zeigte mit ſeinem Fingerchen auf die Wiege, um mir bemerklich zu machen, wie Du ſo ruhig ſchlummerteſt. Jetzt gedachte ich der beiden Ringe. Eine dunkle Ahnung, von der ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben wußte, trieb mich an, dem Knaben wenigſtens dies eine Andenken zu ſichern. Ich nahm ſchnell ſein Sonntagskleidchen und nähte den

einen Ring im Gürtel desſelben feſt. Wohl mir, daß ich es gethan; denn wenige Minuten nachher trat der Graf ein und hieß mich den Knaben ankleiden, weil er mit ihm ausfahren wolle. Ein bedeutſamer Blick ſagte mir, was er vorhabe. Ich vollzog den Befehl unter Thränen. Der Knabe begriff nicht, weshalb ich weinte, ſondern freute ſich nur auf die Spazierfahrt. Seine Ungeduld, ja ſein Ungeſtüm — denn er war eben ſo wild und heftig als gutherzig — konnte den Augenblick, wo er mit dem Grafen einſteigen ſollte, gar nicht erwarten. „Mich drückt hier etwas," rief er unwillig, als ich ihm das Kleidchen zuknöpfte, und griff nach dem eingenähten Ringe. Beſorgt, daß er ſelbſt auf dieſe Art verrathen könne, was ich gethan, ſchnitt ich ſchnell mit der Scheere eine eingenähte Falte in dem Röckchen auf, damit die Spannung nachließe. Hätte der Graf mein Geheimniß entdeckt, es würde mir übel ergangen ſein. Doch ich konnte es nicht unterlaſſen. — Zu meinem Erſtaunen ſah ich, daß der Reiſewagen des Grafen mit Poſtpferden beſpannt wurde. Einige Minuten ſpäter ſtieg er mit dem Kinde ein, und ich habe es ſeitdem niemals wieder geſehen. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht, denn am nächſten Morgen fuhr ich, mit der Gräfin und Dir, dem, wie es hieß, vorangereiſten Grafen nach Nach drei Tagen trafen wir ihn erſt in Köln wieder. Er ſchwieg, ich wagte nicht zu fragen. Von dort gingen wir nach Holland und dann nach England, weil die Zeitereigniſſe es gefährlich machten, nach Italien zu reiſen. Nach drei Jahren erſt kehrten wir nach Rußland zurück, und Du galteſt nun für die Gräfin Feodorowna Dolgorow und wurdeſt als ſolche erzogen. Der Ring, den ich Dir, theuerſtes Kind, bei meiner Abreiſe gab, und Dich ſo dringend bat, ihn ja nicht zu verlieren, ſondern ſtets zu meinem Andenken zu tragen, iſt der Trauring Deiner Mutter. Durch ihn kannſt

Du dereinst vielleicht Deinen Bruder wiederfinden. Mehr weiß ich Dir nicht zu entdecken. Ich beschwöre Dich aber, bewahre diese Geheimnisse treu und entdecke sie auch nicht Deinen Pflegeältern, denn ich fürchte, sie nehmen Rache an meinen noch lebenden Brüdern. Niemand als Du und der fromme Vater Gregor wissen darum, und ihm bindet das heilige Geheimniß der Beichte auf ewig die Lippen."

„Nun lebe wohl, mein holdes Kind. Vergieb mir, was ich an Dir verbrochen, um der Liebe willen, die ich für Dich gehabt. Möge es Dir so glücklich auf dieser Erde ergehen, wie Du gut und schön bist, dann wirst Du nicht so viel Thränen vergießen, wirst nicht so viel angst- und kummervolle Nächte zubringen, als ich in meinem Leben verseufzt habe. Deine alte, treue, siebenzigjährige Pflegerin

Ruschka."

Zweites Capitel.

Feodorowna war in der äußersten Wallung. Sie wußte in ihrer Beängstigung keinen Entschluß zu fassen. Bald wollte sie Gregor rufen, bald zu ihren Pflegeältern hinabstürzen, bald ihrem Gatten alles entdecken. Mit thränendunklen Augen betrachtete sie die Bildnisse ihrer Ältern. „O wie rührend sanft sind die Züge meiner Mutter, wie edel, feurig, männlich die meines Vaters!" — Der Anblick der geliebten, ungekannten Todten drang mit sanfter Rührung in ihre Seele. „O, Ihr würdet Eure Tochter wärmer geliebt haben!" seufzte sie bebend; „jetzt weiß ich, warum ich geopfert wurde!" Lange stand sie unschlüssig, von Schmerz und Bangigkeit der

Seele bewegt. Endlich schellte sie Jeanetten und hieß sie Gregor rufen. Er hatte im Vorsaal gewartet. „O mein Vater, mein Retter, was hab ich zu thun!“ rief sie ihm entgegen und rang die Hände; „was soll ich Unglückselige nun beginnen!“

Da fühlte sie Ruschkas Ring an ihrem Finger. „Dies ist das einzige Zeichen,“ sprach sie, „an dem ich meinen Bruder wieder erkennen kann. Ach, und ich war jüngst nahe daran, es unwiderbringlich zu verlieren! Doch Gott wachte über mir! Es geschah — o vergebt, ich wollte bei einer müßigen Erzählung verweilen, jetzt wo die Secunden unschätzbar sind. Was rathet Ihr mir, mein Vater? Was soll ich thun? Ich bin nicht mehr des Grafen Dolgorow Tochter, ich bin ihm nicht mehr das Opfer meines Lebens schuldig.“

„Du hast es gebracht,“ unterbrach sie Gregor sanft, aber mit heiligem Ernst, „Du bist die Gattin des Fürsten Ochalskoi, das unauflösliche Sacrament der Kirche hat Euch vereinigt. denn dieses Band vermag nichts zu trennen als der Tod.“

„O himmlische Barmherzigkeit!“ rief Feodorowna aus, „auch dann nicht, wenn es durch Trug und Lüge geschlossen ist?“

„Auch dann nicht, meine Tochter!“

„So mag ich seine Gattin heißen; aber niemals will ich es sein, bis mir der Bruder, den sie mir geraubt, zurückgegeben ist. O warum leuchtete das Licht der Wahrheit nicht einen einzigen Tag früher in das schwarze Gewebe des Truges, ehe es [illegible] unauflöslichen Ketten um mich schlang! Gregor, Ihr konntet mich retten aus diesem Abgrunde des Jammers, aber Eure eherne Lippe schwieg!“

Erschöpft sank sie auf einen Sessel und ließ die Arme ermattet niedersinken. Gregor trat zu ihr und ergriff mit der Rechten sanft ihre Hand, während er mit der Linken

zum Himmel deutete. „Gelübde ſind heilig, ſind unverbrüchlich, meine Tochter. Der Herr ſegnet die, die ihm ihr Wort mit Treue halten. Deſſen gedenke auch Du, die Du heute an heiliger Stätte ewige Treue, Liebe und Gehorſam gelobt haſt. — Und bedenke die Bitten der Sterbenden, bedenke daß das Schickſal —"

„Wie?" rief Feodorowna heftig, „ſoll mich die Furcht von einer neuen Frevelthat deſſen, der mir den Bruder raubte, zurückſchrecken, meine heiligſten Rechte geltend zu machen? Ruſchka fürchtet das Schickſal ihrer Brüder; ſoll ich darum dem meinigen auf ewig entſagen? Nein, hintreten werde ich vor den Grafen Dolgorow und ihn fragen: Wo iſt mein Bruder? Nur ſeine Lippe vermag ihn mir zurückzugeben —"

„Theure Tochter, Du biſt außer Dir, Du weißt nicht, was Du thun willſt," entgegnete Gregor beſänftigend; „aber Du muß ruhiger werden und anders handeln. Wie, wenn Graf Dolgorow Ruſchkas Bekenntniſſe verleugnete? Und muß er es nicht, wenn er nicht die verderblichen Folgen auf ſein Haupt laden will? Oder wähnſt Du, der Muth zur Lüge werde dem fehlen, der den Muth zur That beſaß? Welche Beweiſe haſt Du wider ihn? Wird ſein Zeugniß nicht ſo viel gelten als das der Leibeignen Ruſchka? Haſt Du die heilige Taufe nicht als ſeine Tochter empfangen? Habe ich ſelbſt Dir nicht in dieſer Kirche die Schläfe genetzt mit dem geweihten Waſſer des Herrn? O meine Tochter, bezwinge jetzt Dein überwallendes Herz, denn nur Leid auf Leid würdeſt Du häufen! Den Haß des Vaters, der Mutter, des Gatten würdeſt Du auf Dich laden, Zwietracht und Verwirrung ausſäen und durch ſie doch ſelbſt nicht Rath, nicht Troſt gewinnen. Und könnteſt Du der heiligen Gelübde vergeſſen, die Du vor wenigen Stunden gethan? Iſt es Dein Gatte, der Dich getäuſcht hat? Darfſt Du ihm

Treue und Gehorsam versagen, weil Andre gegen Dich ein Unrecht übten? Und war dieses Unrecht nicht mit tausend Wohlthaten gegen Dich verknüpft? Bist Du nicht mit Sorgfalt und Liebe gepflegt worden? Waren Deine Pfleger nicht gleich Deinen Erzeugern? — Nein, meine Tochter, weiche nicht ab von dem Pfade der Sanftmuth und Duldung, den der Herr Dich gehen heißt. Bleibt Dir noch eine Hoffnung, den Bruder wieder zu finden, so bleibt sie Dir nur, wenn Du jetzo schweigend das Geheimniß in der Tiefe Deiner Brust begräbst. Und weißt Du denn, ob Du nicht das Verderben über sein eigenes Haupt heraufführst, wenn Du forderst, daß er Dir zurückgegeben wird? Ahnest Du, wie fern oder wie nahe er Dir ist? Höre die Worte Deines alten treuen Vaters, gelobe es in seine väterliche Hand, daß Du seinem Rath folgen willst, dann wird er Dir, so lange er noch auf Erden wandelt, mit getreuer Liebe zur Seite stehen. Und ruft ihn der Herr hinüber, so soll sein Gebet Dir noch jenseit den Segen des Himmels erflehen."

Der Greis hielt Feodorownas Hand in seiner Rechten. Ein krampfhaftes Zucken bebte durch ihre im heftigsten Kampfe streitende Brust. „Nun wohl denn, es sei," sprach sie endlich. „Auch das ist überwunden! Ich gelobe Dir zu schweigen, Gregor. Aber," fuhr sie aufstehend, sich groß emporrichtend mit gen Himmel erhobener Rechten fort, „ich gelobe auch — und hier möge der Allmächtige meinen Eid vernehmen! — ich gelobe auch, von dieser Stunde an unablässig nach meinem Bruder zu forschen, und wenn ich ihn finde, so soll keine Macht auf Erden mich zurückhalten, ihn an das Herz zu schließen und zu rufen: Ich bin Deine Schwester! — Ich muß jetzt wieder hinabgehen; ich kann es, ich bin gefaßt. Verlaßt mich, mein Vater; aber seht mich morgen noch einmal, bevor ich dieses Schloß vielleicht auf ewig verlasse."

Sie reichte ihm die Hand. Gregor legte segnend die Rechte auf ihr gebeugtes Haupt und schied dann in schweigender Rührung.

Feodorowna bedurfte noch einiger Augenblicke, um sich so weit zu sammeln, daß sie wieder in der Gesellschaft erscheinen könne; eben wollte sie das Gemach verlassen, als die Thür desselben sich öffnete und Ochalskoi eintrat. Erschreckt wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück. Doch mit zuvorkommender Gewandtheit trat Ochalskoi ihr entgegen, küßte ihre Hand und sprach: „Habe ich Sie erschreckt, Liebe? Doch Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn meine Sehnsucht mich trieb, Sie aufzusuchen. Fast seit einer Stunde vermißt man sie. Ich kann es nicht tadeln, daß Sie die Gesellschaft fliehen; aber Sie werden begreifen, daß mich dieselbe Neigung treibt. Feodorowna! Die glückseligste Stunde meines Lebens hat geschlagen. Ich schließe die schönste, die beste, die liebenswürdigste Ihres Geschlechts in meine Arme. Die Scheidewand der äußeren Verhältnisse, die uns trennte, ist nun gefallen; werden auch Sie nun ganz mit Liebe die Meinige sein?"

Er hatte sie bei diesen Worten vertraut umfaßt und küßte ihr die bleichen Lippen und Wangen. Zitternd vermochte sie weder zu widerstreben noch auf seine zärtlichen Worte zu antworten; verstummend duldete sie die Liebkosungen, zu denen er berechtigt war.

„Wenn Du willst, Feodorowna," fuhr er vertrauter fort, „so ist der Augenblick unsrer Vereinigung da. Wir müssen die raschen Minuten unsres Glücks einer eisernen Zeit so flüchtig entreißen, daß es grausam wäre, sie nur um einen einzigen Augenblick zu verkürzen. Holde, Geliebte, vermöchtest Du das? Wir sind in dem vertrauten Heiligthum

der Liebe, Niemand wird uns mehr unterbrechen. Die Mutter ſelbſt hieß mich Dich aufſuchen. Die Gäſte haben ſo eben das Schloß verlaſſen. Nur die Landleute und die Dienerſchaft feiern jetzt noch auf ihre Weiſe bei Tanz und Spiel den Tag unſres Glücks — bereits habe ich auch Jeannetten hinabgeſandt; oder bedürfteſt Du noch etwas? Du Süßeſte, es iſt nur eine kurze Nacht, die wir dem ſtrengen Schickſal rauben, das uns morgen ſchon wieder trennt. Nicht wahr, Du läſſeſt mich nicht wieder gehen?"

Die Beklemmung raubte der Unglücklichen die Sprache. Ochalskoi hielt ihr Schweigen für bräutliches Verſchämen, ihr ſtummes Dulden für liebendes, nicht mehr widerſtrebendes Hingeben, das krampfhafte Pochen ihrer Bruſt für die Wallung ſelig überdrängender Liebe.

Heftig preßte er ſeine brennenden Lippen auf ihre erbleichenden und ſchloß ſie mit der Rechten feſt an ſeine Bruſt, während er mit der Linken wie im ſüßen Spiel und Dienſt der Liebe ihre reichen Flechten löſte.

Mit ſchon weichenden Kräften ſuchte ſich Feodorowna in betäubter Angſt ſeiner Umarmung zu entwinden. Er hielt dies für ein Widerſtreben der jungfräulichen Scheu, da die Kerzen noch auf ihrem Tiſche brannten.

„Ich verſtehe Dich, holdſeliges Mädchen," flüſterte er, „und Deine ſtumme Lippe iſt ſüß beredt! Nur im heiligen Dunkel duftet die zarte Nachtblume der Liebe."

Mit einer raſchen Bewegung löſchte er die Kerzen und zog die halb Ohnmächtige zu ſich in den Schooß, indem er ſich auf ihrem Ruhebette niederſetzte.

„Das Brautgemach iſt bereit, Feodorowna; umſonſt iſt Dein ſcheues Widerſtreben. Jetzt darf mir kein Sterblicher, kein Gott mehr das ſüße, heilige Recht rauben, dieſe holde

Roſe zu brechen, für mich zu brechen. Fliehe, Du ſchüchternes Reh, verbirg Dich in die weiche ſeidene Hülle des Lagers, die uns Beide umfangen ſoll, fliehe, aber ich folge Dir; zwei Minuten und wir ſind auf ewig vereint."

Hier ließ er die angſtvoll ſich Sträubende aus ſeinen umſchlingenden Armen los. Sie wollte ihm entfliehen, aber ſie wußte nicht mehr, was ſie that; bebend ſchwankte ſie der Thür des Brautgemaches zu, öffnete ſie, aber mit einem lauten Schrei fuhr ſie zurück und ſank bewußtlos auf den Boden nieder.

Ochalskoi ſprang, ſelbſt erſchreckt, hinzu, denn indem Feodorowna die Thür geöffnet hatte, ſah er ihre Geſtalt von dunkelrother Gluth beleuchtet, und ein breiter blutiger Feuerſchein fiel in das Zimmer.

„Tod und Hölle, was iſt das," rief er, als ihm der glühende Widerſchein aus dem Nebengemach entgegendrang. —

Es war das brennende Smolensk, deſſen Flammen eben gewaltig durch die ſchwarze Decke des Rauches brachen, die ſie ſo lange verhüllt hatte. Die Feſtung lag grade den Fenſtern des Brautgemaches gegenüber; die Vorhänge waren noch nicht herabgelaſſen.

Ochalskoi hob die ohnmächtige Feodorowna empor, hielt ſie in ſeinen Armen und ſuchte ſie zu beruhigen. „Faſſe Dich, Theure! Es iſt eine furchtbare Brautfackel, die uns leuchtet, aber doch ſoll ſie unſren holden Bund nicht ſtören. Die Zeit wird kommen, wo wir die Fackeln der Rache ſchwingen."

Feodorownas Auge blieb geſchloſſen. Ochalskoi wußte nicht, ob er Hülfe rufen oder allein den Verſuch machen ſolle, ſie zu wecken. Der dunkelrothe Widerſchein der Feuersbrunſt verhüllte die Todesbläſſe der Ohnmächtigen. Sie

ſchien wie vom Roſenſchimmer des Abends beſtralt. Ochalskois Gluth entzündete ſich mächtiger an dem reizenden Anblick. „Du wirſt an meiner Bruſt erwachen, Süße," ſprach er, halb zu ihr flüſternd, halb zu ſich ſelbſt, und verlor ſich in dem Anblick ihrer Schönheit. „Ich thue, was ich darf," rief er ſtammelnd, faßte ſie in ſeine Arme und trug ſie auf das bräutliche Lager.

Mit bebender Hand löſte er den Gürtel ihres Gewandes und öffnete die Buſenſchleifen, damit ſie frei athmen ſollte. „Feodorowna, erwache," rief er, indem er glühende Küſſe auf die hervorwallende Bruſt drückte; „oder nein, bleib in dieſer reizenden Ohnmacht, bis Du in meiner Umarmung zu einem neuen Leben erwärmt biſt!" — In dieſem Augenblick fielen drei Schüſſe ganz in der Nähe.

„Was war das!" rief Ochalskoi und ſprang auf, indem er die Geliebte losließ. Er riß haſtig das Fenſter auf und blickte hinaus. Der Ruf verworrener Stimmen und gleich darauf eine unregelmäßige Salve von Gewehr- und Piſtolenſchüſſen, die aber von einer bedeutenden Anzahl unſern Kämpfender herrühren mußte, drang durch die Stille der Nacht in ſein Ohr. „Überfall! Verrath!" rief er wild. „Tod und Verderben, und in dieſer Stunde!" Mit dieſen Worten ſprang er heftig nach der Thür und ſtürzte hinaus.

Im Schloſſe herrſchte ſchon ein unbeſchreibliches Getümmel. Dienerſchaft und Landleute waren zuerſt durch den Ton der Sturmglocke, die die Feuersbrunſt anzeigte, im Tanz geſtört worden. Jetzt hatte man die krachenden Schüſſe gehört und wähnte den Feind ſchon in den Mauern des Schloſſes. Auf den Gängen und Treppen, in der Hausflur, in den Gemächern rannten Knechte und Mägde, Spielleute, Bauern und Landmädchen im verworrenſten Getümmel durcheinander.

„Verrammelt die Thür," rief Dolgorow. „Die Brücke herauf! Sammelt Euch auf dem Schloßhof. Unverzagt! Es kann nur ein blinder Lärmen ſein!" Aber noch indem er durch dieſe Befehle vergeblich einige Beſonnenheit und Ordnung herzuſtellen ſuchte, ſtürzte ein Landmann athemlos ins Schloßthor und rief: „Der Feind, der Feind! Sie überfallen uns! Flüchtet alle in den Wald!"

Das erſchreckte Geſinde, die Landleute und alle Mädchen ſtürzten mit lautem Angſtgeſchrei und Wehklagen in den Hof und Garten, theils um ſich zu verbergen, theils um zu flüchten. Andre drängten ſich durch das Schloßthor, um ihre Häuſer im Dorf zu erreichen. Das Aufziehen der Brücke wie das Sperren des Thores war dadurch gleich unmöglich.

Dolgorow hieb im heftigſten Zorn mit dem Säbel auf die Flüchtenden, die ihm nicht gehorchten, ein, und erhöhte dadurch Schrecken und Verwirrung.

Jetzt ſprengte ein Trupp flüchtender Koſacken am Thor vorüber und ſchrie: „Der Feind! Der Feind! Flüchtet, zündet an!"

Getümmel und Verwirrung waren unbeſchreiblich; Keiner hörte den Andern mehr.

„Es iſt vergeblich Widerſtand zu leiſten," rief Ochalskoi, der ſich indeß mit Säbel und Piſtolen bewaffnet hatte; „laſſen ſie uns nur die Frauen retten. Wir flüchten durch den Garten und erreichen ſo den Wald, der uns vollſtändige Sicherheit gewährt!"

„Wenigſtens das Thor muß geſperrt werden," ſchrie Dolgorow außer ſich, „ſonſt hilft uns die ſchimpfliche Flucht nichts mehr."

Jetzt fand ſein Befehl Gehör, da eben der Eingang einen Augenblick frei wurde. Er ſelbſt, Ochalskoi und drei be-

herzte Diener riſſen ſchnell die Ketten, mit denen die Thorflügel gegen die Mauer der Hausflur geſchloſſen waren, zurück, warfen die Pforte zu und ſchoben die eiſernen Riegel vor.

Es war die höchſte Zeit, denn in dieſem Augenblicke ſprengte Raſinski an der Spitze ſeiner Uhlanen den Hügel heran, und kaum war das Thor geſchloſſen, ſo hörte man die donnernden Hufe ihrer Roſſe auf der Zugbrücke.

Dolgorow und Ochalskoi flogen die Treppe hinan in das Brautgemach, um Feodorowna zu retten, während die Gräfin eiligſt ihren Schmuck und das Nothwendigſte zuſammenraffte, deſſen ſie auf der Flucht bedurfte. Das Getümmel hatte die Ohnmächtige aus ihrer Betäubung erweckt. Mit Faſſung — denn äußerer Schrecken übte wenig Gewalt über ſie, die jetzt nichts mehr fürchtete — hatte ſie bereits ihre Kleidung geändert, ihre wichtigſten Beſitzthümer — es waren nur Papiere und die Bildniſſe der Ältern — zu ſich genommen. Raſch warf ſie den Mantel über und eilte feſten Schrittes an der Seite des Vaters und des Gemahls in den Saal hinab, wo man die Gräfin antraf. Als man die Hausflur erreichte, tobten die Anſtürmenden ſo gewaltig gegen das Thor, daß man in jedem Augenblicke ihres Eindringens gewärtig ſein wußte. Doch konnten die Flüchtenden nicht ſogleich den Hafraum erreichen, denn eine große Anzahl von Dienern und Knechten, die ihre Beſonnenheit wieder gewonnen hatten, ſchleppten eben Heu, Stroh und Reiſig in großen Bündeln heran, um den Thorweg zu ſtopfen. „Wir wollen ſie durch einen Feuerwall von uns trennen," rief Dolgorow und ſchoß ein Piſtol in das trockne Stroh ab, daß es ſogleich Feuer fing. „Nur mehr Stroh, Holz und Heu heran, daß der Rauch und Qualm die Hunde erſticke, wenn ſie in das Schloß eindringen wollen!" rief der erbitterte Ruſſe, und die Diener tödteten im Eifer faſt

die Flamme durch das raſchaufgeworfene Brennmaterial. „So, recht, Ihr Burſchen," rief der Graf, „zündet das ganze Schloß an; da wir es verlaſſen müſſen, wollen wir es wenigſtens dem Feinde nicht gönnen."

Da er ſah, daß ſein Befehl erfüllt wurde, eilte er nun dem Garten zu, durch den Ochalskoi und die Frauen bereits flüchteten, um durch deſſen Hinterpforte den Wald zu gewinnen. In wenigen Minuten hatten auch die zurückgebliebenen Diener die Herrſchaft wieder erreicht, und als man ſich umſah, ſtieg bereits eine ſchwarze, dichte Rauchſäule hoch von dem Schloßhofe empor.

„Sie werden nicht lange im Schloſſe hauſen," rief höhniſch jubelnd einer der Knechte, „denn in jeden Stalle brennt ein Bund Stroh. In zehn Minuten muß die Flamme hoch über die Schloßthürme zuſammenſchlagen. Sie ſoll uns, denke ich, auch ein Weilchen im Walde leuchten. — Schade nur, daß wir die Pferde nicht mitnehmen konnten, aber dazu war nicht Zeit, geſchweigen zum Satteln und Zäumen!" —

„Schweigt jetzt," gebot Dolgorow; „unſre Flucht ſei ſo ſtill als möglich." Leiſe, aber mit ſchnellen Schritten eilten die Fliehenden vorwärts.

Noch hatten ſie nicht die Grenzmauer des Parks erreicht, als ſchon die rothe Flamme hell durch die Bäume des Gartens blitzte. Durch die kleine Hinterpforte gewann man das Feld und eilte auf einem ſchmalen Pfade dem nahen Walde zu. Eben hatte man den Saum deſſelben erreicht, als eine Reiterſchaar im geſtreckten Galopp um die Gartenmauer ſprengte, um den Flüchtigen nachzuſetzen. Vollen Laufes eilten dieſe dem Walde zu, doch die Reiter ſprengten ihnen mit verhängten Zügeln nach, und noch ehe der ſicher liegende Zufluchtsort erreicht war, pfiffen Piſtolenkugeln durch die Lüfte, und

gleich darauf ſchwärmten ſchon die blinkenden Säbel über den Häuptern der Fliehenden.

Indeſſen hatte Raſinski mittelſt zweier raſch herbeigeſchaffter Baumſtämme das Thor des Schloſſes geſprengt. So wie es ſich öffnete, drang ihm ein erſtickender, funkenſprühender Qualm entgegen. Doch plötzlich fuhr der Sturmwind durch die ihm geöffnete Bahn und jagte die Flamme hineinwärts gegen Hof und Garten zu, und das glimmende Heu, Stroh und Reiſig wurde von dem heftigen Luftſtrome mit fortgetrieben; ſo bedurfte er keines künſtlichen Mittels, um die Bahn zu brechen. In zwei Minuten hatte der Sturm es ſchon gethan, ſo daß nur noch etwas Rauch und Aſche in dem Vordergebäude des Schloſſes die Spuren des angelegten Feuers verrieth. Unverzüglich drang daher Raſinski mit ſeinen Schaaren ein und rief: „Beſetzt alle Eingänge! Laßt Niemanden hinaus. Boleslav, Du reiteſt links mit Deiner Schwadron um die Schloßmauer, Jaromir rechts. Alle Gefangene werden hierher gebracht. Niemand reite ins Dorf! Das Schloß iſt der Sammelplatz für uns.“

Somit ſprang er vom Pferde und ſchritt haſtig von dem Boten, von Ludwig, Bernhard und mehreren Offizieren und Rittern begleitet die Stiegen hinan, um das Innere des Schloſſes zu durchſuchen. Leicht drang er durch die Reihe der Gemächer, in denen alle Thüren offen ſtanden, alles die ſchleunigſte Flucht der Bewohner verrieth. Unzufrieden verweilte er endlich in dem großen Saal, indem er verdrießlich rief: „Sollte es doch fehlgeſchlagen ſein? Ich fürchte, das brennende Smolensk hat uns um die Beute betrogen und die Hochzeitgäſte zu früh auseinandergejagt!“

Der Bote zuckte die Achſeln und erwiderte: „Meine Schuld iſt es nicht, Herr Obriſt; ich hatte gut berichtet. Wäre die Feſtung nicht in Brand gerathen, ſo würden wir

im Schloß geweſen ſein, ehe ein Menſch unſre Gegenwart geahnt hätte, und die Generale ſo wie ſämmtliche andre hohe Perſonen wären unſre Gefangnen geweſen."

„Ihr habt Euren Lohn verdient," erwiderte Raſinski, „nehmt." Er warf ihm eine Börſe mit Gold hin, die der Bote begierig einſteckte.

„Wenn wir jetzt nur etwas Infanterie und ein Paar Kanonen hätten," ſprach Raſinski gegen die Offiziere gewendet, „ſo würde ich mich keinen Augenblick beſinnen, damit der Armee auf die Arriergarde zu fallen und ihr durch einen unvermutheten Angriff wenigſtens einen Schrecken einzujagen. Doch ſo iſt es nicht gerathen, etwas weiter hinein ins Land zu unternehmen. Die Infanteriepatrouillen und das Pulk Koſacken, auf den wir an dem Dorfe ſtießen, muß doch Lärmen gemacht haben, und leicht dürfte eine überlegene Maſſe gegen uns anrücken, die uns bei dem einzigen ſchmalen Pfade des Rückzuges, den wir haben, höchſt verderblich werden könnte. Ich bin alſo der Meinung, wir laſſen zur Verſammlung blaſen, ziehen unſre detachirten Trupps wieder ein und gehen ſo ſtill wieder über den Fluß, als wir gekommen ſind."

Die Offiziere ſtimmten ein.

In kurzer Zeit kehrte Boleslav, ohne auf etwas Merkwürdiges geſtoßen zu ſein, mit ſeinen Reitern zurück, bald darauf auch Jaromir. Der Letztere brachte einige Gefangene von der Dienerſchaft des Grafen mit. „Ich ſtieß," berichtete er, „hart am Wald auf Fliehende. Es waren die Bewohner und Diener des Schloſſes und einige Frauen dabei. Wir ſprengten ſchnell auf ſie ein; ein Theil flüchtete, der andre leiſtete Widerſtand. Beim Glanz der Flammen, die von dem Schloßhofe herüberſchlugen, bemerkte ich einen Offizier, der ein junges Frauenzimmer auf ſeinen Armen in das dichte Gebüſch, wohin unſre Pferde nicht vordringen konnten, zu tragen

ſuchte. Raſch ſprang ich ab, um ihn zu erreichen; als ich mich durch das Gehölz arbeitete und ihm nahe kam, ſetzte er die Dame auf den Boden und wandte ſich mir entgegen. Ich rief ihm zu, ſich zu ergeben, doch er ſchoß nach mir, fehlte aber. Sogleich erwiderte ich den Schuß; er ſtürzte nieder. Eben wollte ich zuſpringen, als einige Ruſſen ſich zwiſchen ihn und mich warfen und mich zurückdrängten, ſo daß ich faſt von ihnen überwältigt worden wäre. Zum Glück erreichte ich noch eine freie Stelle, wo meine Leute mir raſch beiſpringen konnten. Sie arbeiteten mich los, und wir machten drei Gefangene. Ihrer Ausſage nach war der Getroffene der Fürſt Ochalskoi, der ſich heute mit der Tochter des Grafen Dolgorow, dem dieſes Schloß gehört, vermählt haben ſoll."

„Wäre uns wenigſtens der eine Fang geglückt," rief Raſinski unmuthig aus; „doch ſchelte ich Dich nicht deshalb, Jaromir, denn Du haſt mehr als Deine Pflicht gethan," ſetzte er wohlwollend hinzu. „Aber das Glück hat uns nicht genug begünſtigt! Laßt uns jetzt wieder aufbrechen, damit uns das Schickſal nicht gar noch einen ärgeren Streich ſpielt!" —

Nachdem man ſich überzeugt hatte, daß unter den Gefangenen kein Einziger von Bedeutung war, entließ man ſie unter der Drohung, ſie niederzuſchießen wenn ſie ſich wieder ergreifen ließen. So ſuchte Raſinski es zu verhüten, daß man ſeinen Rückweg ausſpürte, weil er in dem Augenblick, wo er über den Dnieper zurückging, durch einen Angriff in die mißlichſte Lage kommen konnte. Auch wollte er die Leute bei der abſichtlich ausgeſprengten Vermuthung laſſen, daß er einen Rückhalt an einem ſtarken Corps habe, welches in der Nacht über den Dniepr gegangen ſei.

So ſetzte man ſich denn wieder in Marſch, indem man die brennenden Ställe und Scheunen den Flammen überließ.

Erſt als ſie wieder über die Furth des Dniepr ſetzten und am Ufer deſſelben dahinzogen, bemerkte Raſinski, daß der alte Petrowski und Bliski, ein gewandter, tapfrer Reiter, fehlten. Voll Beſorgniß um ſie ſandte er Boleslav mit einer kleinen Mannſchaft zurück, um ſie aufzuſuchen. Zwei Stunden harrte er der Rückkehr deſſelben; endlich kam er, aber ſeine Bemühungen waren vergeblich geweſen. Die beiden wackeren Kameraden ſchienen verloren.

„Sollten wir dieſe beiden Tapfren zum Opfer bringen müſſen?“ rief Raſinski, und düſtre Falten zogen ſich um ſeine Stirn. „Freunde, laßt uns noch hoffen! Vielleicht ſind ſie nur verſprengt und finden ſich wieder zu uns. Wir müſſen nun die Nacht ſchon vollends darangeben und wollen daher ganz langſam weiter ziehen und von Zeit zu Zeit Zeichen geben. Hier ſind wir ja in Sicherheit.“

So geſchah es, die treuen Kriegsgenoſſen gehorchten gern, denn das wahrſcheinliche Loos ihrer Kameraden erfüllte ſie mit ſtummer Trauer.

Schmerz und Ingrimm miſchten ſich in ihrer Bruſt; ſtill bewegte ſich der Zug weiter am Ufer des Fluſſes dahin.

„Horch! Was war das?“ fragte Raſinski den neben ihm reitenden Boleslav. „Rauſcht es nicht im Fluß? Es war, als ob am andern Ufer Jemand hineinſpränge? — Halt!“ Sie lauſchten mit ſcharfem Ohr.

„Wahrhaftig, es ſchwimmt Jemand herüber,“ ſprach Boleslav leiſe; „ſollen wir anrufen?“

„Wart noch ein wenig, bis wir genauer ſehen; man kann nicht wiſſen, was es iſt, denn wir ſind jetzt ſchon dicht an der Feſtung. — Es ſind zwei Schwimmer!“

„Wer da? Halt! Antwort!“

„Gut Freund,“ antwortete Petrowski, und alles

jauchzte auf vor Freude. Zwei Minuten ſpäter erreichten ſie das Land.

„Nur keine Umarmung!“ rief Bliski, einige Kameraden drollig abwehrend; „wir ſind von oben bis unten voll Schlamm und Entengrütze; brr! das Bad war friſch.“

„Woher kommt Ihr zu Fuß, redet, erzählt, fragte Raſinski, der ihnen entgegengeſprengt war.

„Bliski war mein Retter!“ fing Petrowski an.

„Pah, laß mich erzählen,“ unterbrach ihn der muntre Schwarzkopf Bliski. „Er ſtürzte, als wir nach dem Schloß zurückreiten wollten; drei ruſſiſche Spitzbuben, die ſich im Buſch verkrochen hatten, ſprangen daraus hervor, und fielen über ihn her, um ihn zu plündern. Zum Glück ſah ich's, und fuhr unter ſie. Doch einer ſchlug meinen Gaul mit einem Knittel über die Naſe, daß er ſcheu auffuhr und mich in den Sand ſetzte. Deſto beſſer, dachte ich, und war ſchnell auf den Füßen. Gegen Zwei hielten die Schufte nicht aus; aber die Pferde waren ins Feld gelaufen. Wir wußten nicht, ob das Krüppelholz nicht noch voll ähnlicher Früchte ſtecke, und ſuchten daher das Schloß zu Fuß zu erreichen, in der Hoffnung unſre Thiere würden wohl den andern nachgelaufen ſein. Doch da ſchnitt uns flüchtendes Geſindel aus dem Dorfe den Weg ab. Wir mußten in den Wald und kreuzten im Dunklen lange hin und her; die brennenden Dächer von Smolensk dienten uns jedoch zum Führer. Plötzlich ſtießen wir auf einen großen Weg, den ich gleich für die Straße nach Moskau erkannte, denn ich bin lange in Rußland geweſen und weiß hier Beſcheid. Indem wir nun aus dem Gebüſch treten wollen, ſieht Unteroffizier Petrowski zum Glück einen Trupp Reiter herankommen. Wir ſchnell unter das Birkengeſträuch geduckt und keinen Laut von uns gegeben. Kaum waren die Reiter vorbei, ſo hörten wir das Raſſeln von Kanonen, und gleich

darauf ſahen wir Artillerie anrücken. Es waren gegen hundert Geſchütze und Pulverwagen, auch andres Fuhrwerk in Menge; dann kam Infanterie, in langen dichten Colonnen, dann wieder Cavalerie, kurz ein ganzes Armeekorps, das über eine Stunde lang an uns vorüberzog. Endlich wurde das Terrain frei, wir brachen hervor und ſahen uns um; eine Zeit lang folgten wir der Straße, dann ſchlugen wir uns links und erreichten den Dniepr in fünf Minuten."

So voller Freude Raſinski auch war, ſeine Leute gerettet zu ſehen, ſo erregte doch Bliski's Erzählung ſeine Aufmerkſamkeit noch in einer andren Weiſe. Er ſchöpfte nämlich die faſt zur Gewißheit gewordene Vermuthung, daß wenigſtens ein Theil der Garniſon, vielleicht aber ſogar die ganze, aus der Feſtung abgezogen ſei. Deshalb beſchloß er, den Verſuch zu machen, durch die Waſſervorſtadt, die der Cavalerie zugänglich war, in die Stadt einzudringen, um der Erſte zu ſein, der den offnen, wenn gleich jetzt gefahrloſen Vortheil benutzte. Er befahl daher, in größter Stille vorzurücken, und hielt ſich fortwährend dicht am Fluſſe. So erreicht er die erſten Häuſer, ohne nur auf eine Schildwache zu ſtoßen. Eben begann der Tag zu grauen, als er in die Gaſſen einritt. Kein Laut, keine Spur verrieth, daß noch Bewohner in dem halb zerſchoſſnen, halb brennenden Steinhaufen verweilten. Man erreichte eine Quergaſſe; voll Erſtaunen ſah Raſinski auch durch dieſe Reiter hereinkommen. Sie waren von dem Corps des Fürſten Poniatowski; man begrüßte einander in froher Überraſchung und ſetzte den Weg auf verſchiednen Wegen fort. Raſinski ritt dicht an dem Hauptwalle hin. Da ſah er im Halbdunkel einen Menſchen behutſam umherſchleichen. Er hielt ihn für einen Ruſſen, und rief ihn in dieſer Sprache an; doch derſelbe antwortete nicht, ſondern ſuchte zu entſpringen. In der Hoffnung, daß der

Mensch Auskunft geben könne, ob die Festung noch besetzt sei, sprengte Rasinski ihm nach, und mit Hülfe einiger Uhlanen hatte er ihn bald so erreicht und umringt, daß er nicht weiter flüchten konnte. „Vive l'empereur!“ rief der entschlossne Soldat und legte sein Gewehr auf Rasinski an. Jetzt erst erkennt dieser die französische Uniform und verständigt sich mit dem, den er für einen Feind gehalten hatte. Es war ein Unteroffizier vom Davouſt'schen Corps, der den verwegnen Versuch gewagt hatte, allein über die Mauer in die Festung einzudringen. So wurde denn der Ruhm den feindlichen Platz zuerst betreten zu haben, zum dritten Mal zweifelhaft. Indessen die Hauptsache war erlangt. man befand sich darin; sehr bald überzeugte man sich auch, daß die Russen die Festung verlassen und sich nach Abbrechung der Brücken auf das andre Ufer gezogen hatten, wo sie wahrscheinlich den daselbst gelegnen Theil der Stadt noch besetzt hielten.

Der Tag begann zu leuchten; seine Stralen fielen auf ein düstres Schauspiel. Ringsum rauchende Trümmer, Haufen von Leichen, die halb blutend, halb verbrannt, meist entkleidet auf dem Boden lagen. Andre sah man ausgedörrt, schwarz vom Rauche und Brande, auf dem dampfenden Schutt; Theile des Körpers waren ganz von Fleisch entblößt, weil die Flammen es weggezehrt hatten. Nur das nackte, verbrannte Gebein ragte noch hervor. Rasinski hatte das Regiment zurückgeführt, um die engen, durch eingestürztes Gebälk und Stein und Aschenhaufen gesperrten Straßen nicht unnütz zu stopfen. Doch er selbst ritt, von Jaromir begleitet, wieder in die Festung zurück, um den Schauplatz der Verwüstung näher zu betrachten. „Ein trauriger Sieg,“ sprach er zu Jaromir; „es scheint nicht der Mühe zu lohnen, so ungeheure Kräfte an die Eroberung der russischen

Steppen zu ſetzen, in denen man ſtatt der Dörfer und Städte bald nichts mehr finden wird als die Aſchenhügel, unter denen ſie begraben ſind."

Selbſt der fröhliche, lebensfriſche, an die Gemälde des Kriegs gewöhnte Jüngling Jaromir war von einem ſtillen Grauſen befallen, als er unter dieſem dampfenden Chaos von Schutt und Leichen umherritt. „Freilich wohl," entgegnete er auf Raſinski's Bemerkung; „und noch unbegreiflicher iſt es mir, wie dieſes verheerte Land die ungeheuren Maſſen der Völker nähren ſoll, die es überſtrömen. Ehe hier nicht aufs Neue geſäet und geerntet iſt, ſollte man glauben, daß kein lebendes Weſen ſein Daſein nur einige Tage friſten könnte."

„Der Wolf wird nach Polen und Preußen auswandern müſſen," warf Raſinski, innerlich grauend über den halb ſcherzhaften Klang ſeiner Rede, hin, „weil er hier Hungers ſterben müßte. — Horch! Muſik!"

Es waren die franzöſiſchen Garden, welche ſo eben mit klingendem Spiele in die Stadt einrückten. Der fröhliche Schall in dieſer Stunde, in dieſer Umgebung, glich dem furchtbarſten Hohne. Raſinski zog ſein Pferd in eine Seitengaſſe zurück, und ließ die Truppen an ſich vorüberziehen. Die Spielleute bliesen die Marſeiller Hymne, deren feurige Klänge ſonſt in jedem franzöſiſchen Herzen die glühendſte Begeiſterung in jedem Auge die Flammen des Muths entzündeten. Doch diesmal redete ſie eine unverſtändliche Sprache zu den kampfgewohnten Schaaren. Tiefer Ernſt blickte aus ihren Zügen; ſtarr hefteten ſie das dunkle Auge auf die Verwüſtung um ſie her und zogen die ſchwarzen Brauen düſter zuſammen. Man entdeckte zwar keine Spur des Verzagens auf dem rauhen, ſonnverbrannten, mit breiten Narben gezeichneten Antlitz dieſer Krieger, doch auch kein Schimmer der Freude

leuchtete in ihren Blicken. Mit ſtolz gehobner, oder finſter gefaltener Stirn ſchritten ſie über Leichen, Gebeine und glühende Aſche dahin; ſie glichen einem heraufziehenden Gewitter in ihrer ſtummen eiſernen Haltung.

Jetzt kam der Kaiſer auf ſeinem arabiſchen Schimmel heran. Er warf die ſcharfen Blicke überall aufmerkſam umher, ließ ſich jedoch dadurch in ſeinem lebhaften Geſpräch mit dem Grafen Lobau, der ihm zur Seite ritt, nicht ſtören.

„Der Kaiſer ſieht aus wie bei der Parade in Dresden," bemerkte Jaromir leiſe, doch mit dem Ausdruck des Erſtaunens.

„Es iſt in ſeiner Art," erwiderte Raſinski, ſich im Sturme und Sonnenſcheine ſtets gleich zu bleiben. „Doch wir wollen folgen; ich bin geſpannt, ſeine nächſten Anordnungen zu vernehmen. Sie könnten uns vielleicht recht lebhaft in Thätigkeit ſetzen."

Mit dieſen Worten ſprengte er, von Jaromir begleitet, über die rauchenden Trümmer und neben dem Gedränge der einrückenden Colonnen dahin, um ſich dem Generalſtabe anzuſchließen, mit dem der Kaiſer die Feſtung näher beſichtigte.

Drittes Capitel.

„Ich bin dieſes Lebens doch faſt überdrüſſig," ſprach Bernhard, indem er einen ſchweren Sack von der Schulter auf die Erde herabſenkte, wobei ihm Ludwig behülflich war. „Für mich hätte ich den weiten, gefahrvollen Weg in die Raubhöhle der Mugiks nicht unternommen; aber mein armer

abgemagerter Brauner mußte einmal etwas Andres freſſen als unreifen Hafer und Gras."

„Du biſt glücklich geweſen," entgegnete Ludwig, „wir haben ſo viel nicht gefunden. Alles rings umher wüſt und öde; die Dörfer verlaſſen, verbrannt. Ich ſehe nicht, wie das enden ſoll!"

„Laß gut ſein; es iſt wahr, wir ſchiffen in das wüſte Weltmeer hinaus, aber wir haben einen Columbus am Bord, deſſen Compaß ihn noch lange leiten wird, wenn unſer Auge ſchon längſt keinen Stern am Himmel mehr ſieht, dem wir folgen könnten. — Aber hilf mir die Pferde füttern, ich mag die Thiere nicht warten laſſen, bis Raſinski's Reitknecht kommt; ſie werden Augen machen über das Gaſtmahl, was wir ihnen auftiſchen."

„Gern," entgegnete Ludwig. — „Es iſt gut," ſprach Bernhard, indem er Hafer in die Futterbeutel ſchüttete und ſie den hungrigen Thieren vorhing, „daß wir hier etwas abgeſondert liegen und doch wenigſtens eine alte Scheuer zum Stall haben bei dieſem rauhen, regnichten Herbſtwetter. Ständen wir auf freiem Felde, daß man meilenweit ſehen könnte, was wir an Fourage erbeutet haben, ſo würden wir mehr ungebetene Gäſte bekommen, als Fliegen zu einem Napf ſüßer Milch heranſchwärmen. — Sieh, ſieh, wie es den alten Burſchen ſchmeckt! Ja, mein Braunerchen, ſolcher Hafer iſt für Dich ein Auſternſchmaus."

Indem Beide das vergnügliche Geſchäft, ihre Roſſe zu pflegen, mit Eifer betrieben, trat unbemerkt Raſinski ein, der von einem Gange aus dem Hauptquartiere, wohin er zur Parade geweſen war, zurückkehrte. „Was Tauſend," ſprach er, „Ihr füttert ja ſo reich und prächtig wie im Marſtall von St. Cloud. Wo habt Ihr denn dieſen Schatz gefunden?"

„Ei, guten Abend," wandten sich die Angeredeten zu Rasinski um.

„Nicht wahr," fragte Bernhard, „das wird den Kleppern wohl behagen nach der langen Fastenzeit und Kräuterkur? Ich hatte die Dragoner belauscht; sie schleppten einige Säcke Hafer dort drüben aus dem Walde heraus. Hm, dachte ich, da ist vielleicht noch mehr zu haben, schlich hin, folgte wie Däumling der Spur der verlornen Körner und der breiten Stiefel und kam bald an einen Flecken, der vor acht Tagen vielleicht ein Dutzend Häuser gehabt haben mag, jetzt aber nur noch ein Dutzend Feuerstellen aufweisen kann. Auf dem einen Heerd waren aber die Flammen zu früh ausgegangen; das halbe Viereck stand noch auf der Stelle. Ich kletterte über Asche und Kohlen hinein und fand in einer finstren Ecke grade noch diesen Sack mit Hafer, den die Dragoner entweder nicht gesehen, oder, weil sie ihn nicht fortbringen konnten, dort versteckt haben mußten."

„Du bist immer geschickt, Bernhard," sprach Rasinski freundlich, aber doch mit einem Ausdruck von Wehmuth im Gesicht, der Beiden auffiel.

„Glücklich, nur leidlich glücklich," erwiderte Bernhard.

„Glück ist ein Geschick," fiel Ludwig ein.

„Ja, ein Geschick, das heißt ein Schicksal, aber keine Geschicklichkeit. Studire Deine Muttersprache besser, Ludwig, das rathe ich Dir an, denn Du drückst Dich sonst zu unbestimmt aus. — Aber Du hast ja Briefe," wendete er sich ablenkend zu Rasinski.

„Für Ludwig; und wichtige Nachrichten für uns alle. Morgen endlich wird es zur Schlacht kommen."

„Wirklich?" rief Bernhard lebhaft.

„Endlich!" sprach Ludwig, meinte aber damit die Ankunft der seit vielen Wochen vergeblich erwarteten Briefe von

den Seinigen. Indem er sie öffnete, berührte Rasinski Bernhards Schulter leise und gab ihm einen Wink mit den Augen mit Beziehung auf Ludwig.

Bernhard verstand nicht, was dies bedeuten solle, schwieg aber und heftete nur aufmerksame Blicke auf Ludwig. Dieser las mit heftiger Bestürzung; er erblaßte, große Thränen rollten über seine Wangen; plötzlich ließ er die Linke mit dem Briefe sinken, bedeckt sich mit der Rechten die Augen und reichte sie dann, indem er einen schmerzlichen Seufzer ausstieß, als wollte er Trost und Stütze suchen, verlangend gegen Bernhard hinüber. Dieser ergriff sie mit Wärme, während zugleich Rasinski dem Erschütterten wehmüthig die Hand auf die Schulter legte und ihn gerührt anblickte.

„Meine Mutter — meine Mutter —, lies selbst —" mehr vermochte Ludwig nicht hervorzubringen und reichte Bernhard den Brief hinüber.

„Ich wußte das bereits," sprach Rasinski, indem er den Freund mit Wärme an seine Brust drückte; „wußte es durch meine Schwester, die mir den Brief im Einschlusse sendete. Aber Du solltest es nicht von mir erfahren. Denn wer mag einen bittren Kelch mit sanfterer Hand reichen als eine Schwester?"

Bernhard las indessen mit einer Rührung, deren selbst seine starke Seele nicht Herr werden konnte:

„Mein geliebtester Bruder!"

„Wie soll ich es beginnen, um mit der herben Trauerkunde, die ich Dir nicht ersparen kann, auch den Trost der Liebe in Dein Herz zu flößen? Der Liebe, die Dich in weiter Ferne kaum noch zu erreichen vermag! Ach Ludwig, unsre Mutter ist nicht mehr! diesen Morgen entschlummerte sie in meinen Armen! Das alte Übel ihrer kranken Brust, das ich

lange ſchon ſorgend beobachtet, wuchs durch unſelige Zufälle plötzlich ſo übermächtig heran, daß es die Keime des Lebens mit furchtbarer Schnelligkeit zerſtörte. Doch waren die letzten Stunden ſanft, und die Seele der treueſten Mutter weilte nur bei ihren Kindern. O, mein Bruder! In dieſem tiefen Schmerze fühle ich noch den tieferen, Dich ſo fern und einſam zu wiſſen, hinausgetrieben in eine öde Weite, wo die Stimme Deiner Klage unter rauhem Kriegsgetöſe verhallt. Sanft iſt meine Trauer um die Dahingeſchiedene; aber bang und ſchwer bedrängt fühlt ſich mein Herz, wenn ich Deiner gedenke. O könnte ich zu Dir, könnte meine ſchweſterliche Hand Deine Wange liebkoſen, wenn ſie ſich mit Thränen netzt! Du biſt hinweggeriſſen von allen Gütern des Lebens, deren holdes Antlitz uns in dunklen Tagen Troſt zulächelt. Ausgetrieben aus der Heimath, geſchleudert in eine öde Fremde, iſt Deine Thätigkeit mehr eine Geißel als ein Stab für Dich. Du kannſt Dich nicht freudig aufrichten in Deinem Berufe! O ich fühle, Ludwig, wie viel zermalmender der Schlag Dich treffen muß als mich. Mir entführte ein ſanfter Genius die Dahingeſchiedene aus meinen Armen; Dir reißt ſie ein fürchterlicher Dämon von der blutenden Bruſt. Laß ja keine Sorge, keinen Kummer um meinetwillen Deinen Schmerz mehren. Daß ich um die Mutter weine, kannſt Du Dir freilich nicht verhehlen; aber ich traure nicht einſam; mütterliche Freundſchaft und ſchweſterliche Liebe weilen mir zur Seite. Fürchte ja nicht, daß ich verlaſſen und allein ſtehe. Denn eben weil die verlaſſene Jungfrau ganz hülflos iſt, darum bietet ihr Jeder die Hand, Jeden rührt ihr Geſchick, und ſie ſieht ſich — ſo erging es mir — mit freiwillig dargebotenen Gaben der ſchönſten Liebe überſchüttet. Aber von dem Mann fordert man ſtreng, er ſoll durch eigne Kraft beſtehen; weil er ſelbſt Rath und Hülfe kennt, geht Jeder fremd an ihm vorüber, und ſo iſt er oft

verlaſſener als wir ſelbſt. Denn wer vermag ſich allein zu erhalten in dieſer Welt voller Stürme? — Ach warum kann ich nicht nur die eine erſte, bittre Stunde an Deiner Bruſt ruhen, und Deine Thränen liebkoſend trocknen? Gewiß, Du ſollteſt minder leiden! Die warme Hand der Liebe würde die kalte des Schmerzes von Deiner Bruſt entfernen. Nur von Männern weiß ich Dich umgeben. Wird ihre rauhe Seele Deinen Schmerz ſo tief mitfühlen? Können ſie Dich ſo ſanft lieben wie mein Schweſterherz? Kannſt Du Dich ſo zu ihnen ja wenden wie zu mir? Doch, ſie werden Dir ſo theilnehmend und tröſtend ſein, und Dich nicht verlaſſen in Deinem Schmerz, wie ſie in andren rauhen Schickſalen Dir treulich zur Seite ſtanden. Das hoffe ich zu Gott, der ſo gnädig iſt, ſelbſt in ſeiner Strenge — ach und mein ganzes Herz ſoll es ihnen ewig danken."

„Lebe wohl mein Bruder! Du, das Einzige, was mir auf dieſer Erde noch bleibt! O mögen tauſend gute Engel Dich auf Deinem gefahrvollen Pfade umſchweben! Wie ich es überſtehen ſollte, wenn auch Du — nein, nein, dahin läßt es der gütige Vater im Himmel nicht kommen, denn er weiß, wie viel wir zu tragen vermögen. Lebe wohl! Sein Segen, ſein Troſt iſt mit Dir."

„Deine Marie."

„Du haſt einen mächtigen Schild vor Dir, der Dich decken wird morgen in der Schlacht," ſprach Bernhard, nachdem er geleſen, mit ſo feſter Stimme, als er vermochte; „umſchwebten mich ſolche Schutzgeiſter, ich wollte in dem Krater des Hekla ruhig ſchlummern. Bruder Ludwig, wir ſollen Dich tröſten? Tröſte Du uns, denen Niemand ein ſolches Wort der Liebe ſpricht. — Lies, lies," wandte er ſich zu Raſinski und reichte ihm den Brief hinüber; es iſt das Evangelium unſres heutigen Tages."

„Ich ſollte ſie alſo nicht wiederſehen!" ſprach Ludwig

mit unterdrückter Stimme und lehnte ſein Haupt an Bernhards Bruſt.

„Daß der Teufel uns auch noch bis Morgen hinzerren will auf der Folterbank," rief Bernhard unwillig; „jetzt könnte ich die Schlacht brauchen, gleich. Tapfer? Tapfer werde ich nicht ſein; ob mir aber jemals in meinem Leben etwas Gleichgültigeres begegnen kann als eine Batterie, die einen Niagaraſtrom von Kartätſchen über mich ausſpeit, das möchte ich ſchwerlich glauben. — Kommt, laßt uns nach den Hütten hinübergehn, wo Jaromir und Boleslav liegen; am Abend vor der Schlacht muß man ſich doch auch einmal ausſprechen. — Aber iſt's denn Ernſt?"

Bernhard hatte, ſo lange er ſprach, Ludwigs Hand nicht aus der ſeinigen gelaſſen und ſie faſt krampfhaft gedrückt. Die letzten Worte richtete er an Raſinski, der aus düſtrem Sinnen auffuhr.

„Ernſt? So gewiß als das herbe Schickſal das unſren Freund getroffen." — Er fuhr mit der Hand zweimal über die Stirn, als werde es ihm ſchwer, ſich zu ſammeln und zu beſinnen. „Was wollte ich doch ſagen? — Ja — Kutuſow will morgen ſchlagen — es iſt unbezweifelt. Der Kaiſer hat ſchon das Schlachtfeld recognoscirt. Der Tag von geſtern war nur das Vorſpiel. Der ſiebente September iſt beſtimmt, um in die Jahrbücher der Geſchichte eingeſchrieben zu werden."

„Man wird ihn alſo roth im Kalender anſtreichen; und blutigroth, denke ich," entgegnete Bernhard. „Mir gleich. Jemehr der Tod in Maſſe erntet, je kühler ſehe ich zu. Was giebt es Gleichgültigeres als die ſummariſchen Sterbeliſten eines großen Reichs am Schluſſe des Jahres? Und keine Schlacht, die erbittertſte ſelbſt, iſt ſo mörderiſch als ein einziges Jahr des ruhig fortlaufenden Zeitſtroms. Was ſage

ich? Ein Jahr? Ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick, wenn wir den Blick über die nächste Scholle, auf der wir ſtehen, hinwegſchweifen laſſen! Ich weiß überhaupt nichts Alberneres, als auf den Tod oder auf Todesgefahr Gewicht zu legen; das Gefährlichſte iſt: geboren werden, denn damit fängt nicht nur die Lumperei des Sterbens, ſondern ſogar auch die des Lebens mit ſeinem Füllhorn von Drangſalen, Jammer, Elend, Schurkereien und Abgeſchmacktheiten an. Aber kommt Freunde. — Die Pferde freſſen, daß es eine Luſt iſt. Was ſollen wir länger hier."

Anders als ſeine Worte waren Bernhards Handlungen. Denn mit Wärme ſchlang er den Arm um Ludwig und leitete ihn hinaus ins Freie.

„Ich folge Euch ſogleich," rief Raſinski den Gehenden nach.

„Nun, ein Eisbär bin ich grade auch nicht," murmelte Bernhard, als ſie allein waren; „aber meine Thränen habe ich nur für mich, und für die, die ganz ich ſelbſt ſind."

Hier preßte er den Freund rauh an ſeine Bruſt und drückte einen langen Kuß auf ſeine Lippen. Ludwig fühlte Bernhards warme Thränen und mit ihm ſeine ganze Liebe, den vollen Troſt ſeiner ausharrenden Treue.

Sie gingen zuſammen eine kleine Anhöhe hinan, von der ſie das mit Roß und Mann bedeckte Feld weit überſchauen konnten. — Schon hatte der Herbſt das Laub gefärbt; die Birken ſtreuten welke Blätter auf den Raſen, alles Grün war todt, fiel ins Graue; der Himmel hing farblos, bleiern über dem Gefilde, rauhe Windſtöße fuhren von Zeit zu Zeit durch die feuchte, neblige Luft.

„So ſieht es jetzt in meiner Seele aus, lieber Bernhard," ſprach Ludwig mit weichem Tone der Stimme; „ſo öde und freudlos, und doch ſo ungeſtüm bewegt wie in die-

ſer todten, aber dennoch von wildem Verkehr erfüllten Landſchaft."

„In der meinigen iſt das eigentlich die Alltagsfarbe," erwiderte Bernhard; „nur ſelten blickt die Sonne, wie zu hohen Feſttagen ein wenig durch den grauen Dunſthimmel. Und ſelbſt dann iſt ihr Erſcheinen, wie jedes zu flüchtige Glück, eher ein Schmerz als eine Freude. Es weckt nur die Sehnſucht unſres Herzens aus ihrem dumpfen Schlummer. Traumgeſtalten nahen uns ſo; wir ſind voller Liebe, wenn wir aber die Arme ausbreiten ſie zu umfangen, ſind ſie zerronnen. Ich meinestheils pflege alsdann noch gewöhnlich das Glück zu haben, mit den Knöcheln gegen die Wand zu ſtoßen, oder mir die Bettdecke ins Geſicht zu preſſen ſtatt der Geliebten. — Du wirſt vielleicht böſe Ludwig; aber es verdrießt mich etwas, und ich muß es Dir ſagen. Es hätte mir was bedeutet, wenn das Datum und die Stunde geſtimmt hätten; indeſſen es iſt nichts."

„Wie ſo, Lieber?"

„Als wir durch den Dniepr ritten, mußte ich, Du weißt's ja, ſo lebhaft an Deine Schweſter denken, als ob ſie neben uns hinſchwebte. Wenn es die Todesſtunde der Mutter geweſen wäre — ich bin ein Mann, ich weiß es, doch ich hänge einmal an dergleichen. Aber ſie iſt ja Morgens, und drei Tage früher hinübergegangen."

Ludwig lächelte wehmüthig, Bernhard neigte das Haupt; Beide ſchwiegen einige Minuten und blickten in die Landſchaft hinaus.

„Die gute Marie!" begann Ludwig wieder," ſie kümmert ſich um meine Einſamkeit und ſteht doch ſelbſt ſo ganz verlaſſen!"

„So muß es Jedem ſcheinen, der nicht immer zunächſt an ſich denkt. Auch kommt eine ſehr allgemeine Täuſchung dazu.

Der Menſch kann niemals ganz aus ſeinen Empfindungen und in fremde hinein. Weil Marie Dich ſo weit getrennt von ihr fühlen muß, ſo fühlt ſie Dich getrennt von Allem; und Du umgekehrt eben ſo. Nichts iſt uns natürlicher, als uns einen Bewohner Sibiriens, oder des Feuerlandes, als ganz verſtoßen vom Erdkreiſe zu denken; denn nichts fällt uns weniger ein, als daß dem Kamtſchadalen ein Einwohner von Paris eben ſo entfernt, ſo an der äußerſten Grenze der bewohnten Erde erſcheinen muß, ja eben ſo enterbt und verlaſſen von allen Wohlthaten der Natur, weil alles Dortige ganz aus dem Kreiſe ſeiner Vorſtellungen und Wünſche liegt. — Doch ſieh, wie der Wind den Rauch der Wachtfeuer durch die Ebene weht; er drückt ihn ordentlich auf den Boden nieder. Die Luft athmet ſich ſchwer. — Denkſt Du mit Beſorgniß an die Schlacht?"

„Nein, Bernhard," ſprach Ludwig offen; „meine Seele iſt ſo ganz anders beſchäftigt. — Vielleicht wenn wir mitten im Getümmel ſind, daß mich's mit fortreißt. Ich habe mir's vormals als das größte Erlebniß gedacht, einer Schlacht beizuwohnen: hat mich das gefahrvolle unſtete Treiben des Kriegs überhaupt, dieſe häufige Widerholung des Vorſpiels zu dem Hauptdrama daran gewöhnt, oder iſt es, weil meine Gedanken jetzt ganz verſchieden beſchäftigt ſind; allein ich empfinde es jetzt faſt nur als ein gleichgültiges Ereigniß, daß morgen ſich das Geſchick zweier Völker entſcheiden ſoll, wiewohl meine Vernunft mir das Gegentheil ſagt."

„Lieber," begann Bernhard, „ich fragte nicht ohne Abſicht darnach, ſonſt hätte ich jetzt wohl von andren Dingen mit Dir geſprochen. Aber vergieb mir, ich denke mit an Marien; der Schluß ihres Briefes — ich glaube zwar, daß ihre Bitten im Grunde ſo viel gelten als zehn Schutzheilige — dennoch — Deinetwegen fürchte ich die Schlacht,

und es wäre mir, grad heraus, lieb, wenn Du nicht darin verwickelt würdeſt. Laß mich mit Raſinski ſprechen."

„Nein!" entgegnete Ludwig ſanft, aber feſt. „Du weißt, daß kein innerer Beweggrund mich zum Kampfe treibt, daß meine Wünſche ſich ſogar mehr für die Sache des Gegners entſcheiden, weil ihr Sieg unſer Vaterland wenigſtens von der Unterdrückung, die es in dieſem Augenblick duldet, befreien würde; allein dennoch widerſtrebt etwas in mir Deinem Vorſchlage ſo entſchieden, daß ich keinen Augenblick wanken kann. Zuerſt bin ich ein Mann; ich müßte mich als ſolcher herabgeſetzt fühlen, wenn ich in der Stunde der Gefahr mich ſelbſt bedächte."

„Wahrlich, ich denke nur an Marien," rief Bernhard, „und weiß, daß Du ein Opfer bringen würdeſt; aber ich weiß nicht, ob Du es nicht ſollteſt!"

„Nur für ſie wünſche ich zu leben," entgegnete Ludwig, „und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich, ſoll ich fallen, nur der einſam Zurückgebliebenen gedenke. Doch — nein — nein; der Scharfſinn meiner Gründe möchte beſiegt werden können durch ſcharfſinnigere, aber nimmermehr das Gefühl in meiner Bruſt. Marie ſelbſt würde ſich meiner ſchämen; ſo wenig wie ſie mir das Leben durch etwas Unwürdiges zu erhalten vermöchte, ſo wenig kann ſie erwarten, daß ich es für ſie thue. Nein, Bernhard, Deine Liebe führt Dich zu weit!"

„Du biſt mit Deinem wahren Muthe über dieſen Schein des Verdachtes erhaben; ich bin es auch und würde mich, falls ich eine Urſache in mir fände, von der Schlacht zurückzubleiben, keinen Augenblick bedenken."

„Auch ich nicht, wenn das Zurückbleiben ſelbſt der Zweck meines Handelns wäre; nicht aber wenn es das Mittel ſein ſoll. Überdies vergiß nicht, daß der Stand, den wir wähl-

ten, eigentlich unser Leben beschützt; so wird es für uns eine verdoppelte Pflicht, das Heiligthum seiner Ehre unverletzt zu erhalten. Und dann, Bernhard, diesen einen Weg des Todes willst Du versperren; was aber thust Du mit den tausend andern, auf denen er zu uns dringen kann? Erfülle Dich mit dem gläubigen Vertrauen, das Marie selbst empfindet; sie fordert nicht, daß ich die Gefahr meiden soll, doch ihre heldengläubige Seele vertraut darauf, daß eine höhere Macht mich beschirmen werde. Und würdest Du denn mich und Rasinski und Jaromir und Boleslav in die Schlacht ziehen sehn können, und wohlgesichert aus der Ferne zuschauen, wie das Schwert des Todes über den Häuptern der Freunde schwebte? Bernhard, frage Deine eigne Seele und gieb Dir selbst die Antwort."

„Recht hast Du freilich; aber könnte ich das Unrechte für Dich thun, ich thäte es dennoch. Wäre ich an Rasinski's Stelle, ich ließe Dich heut unter einem Vorwande in Ketten und Banden zehn Tagemärsche zurück ins Gefängniß schicken."

„Du thätest es gewiß nicht," sprach Ludwig und lächelte gerührt.

„So laufe denn das Rad des Schicksals!" rief Bernhard und stampfte unwillig mit dem Fuße. „Es zermalme, was es mag! Das aber sage ich Dir, es soll nicht Raum finden zwischen mir und Dir hindurchzurollen! — — Kommen dort nicht Jaromir und Boleslav herauf?"

Sie waren es. Rasinski hatte ihnen Ludwigs trübes Geschick erzählt; mitleidig kamen sie, um dem Freunde ihre Liebe zu zeigen. Der jugendliche, leicht bewegte Jaromir bezwang seine Thräne nicht; Boleslav, durch eignes stummes Dulden gehärteter, vermochte nur sanften Ernst zu zeigen.

Sie gingen zusammen den Hügel hinab, um sich an dem Wachtfeuer vor Rasinski's Hütte zu lagern, wohin dieser alle Offiziere des Regiments beschieden hatte, weil es seine Gewohnheit war, den Abend vor der Schlacht so viel als möglich in der nächsten Vertraulichkeit mit allen seinen Kameraden zu leben.

Die Sonne mußte hinab sein; seit Mittag schon war sie hinter dem grauen Gewölk verborgen. Die Nacht kam empfindlich kalt herauf, so daß selbst das Feuer und die dichten Mäntel der Gelagerten die Schauer des Frostes nicht ganz abzuhalten vermochten. Der ganze Tag war in dumpfer Todesstille vergangen, gewissermaßen nach einer schweigenden Übereinkunft zwischen den beiden furchtbaren, einander gegenüber gelagerten Heeren. Es schien, man wolle sich die kurze Ruhe gönnen, um am nächsten Morgen mit desto gestärkteren Kräften den erbitterten Vertilgungskampf beginnen zu können. Diese schwer auf der Brust lastende, alle frischeren Lebensregungen lähmende Lautlosigkeit wurde durch die Stimmung jedes Einzelnen noch vermehrt; denn Jeder ging natürlich dem gewaltigen Ereigniß mit ernster Brust entgegen. So wollte auch das Gespräch der im Kreise gelagerten Kameraden nicht lebhaft werden. Selbst wenn Ludwig, und diejenigen, die ihm zunächst standen, nicht besondre Ursachen zu jenen schweigend in sich zurückkehrenden Betrachtungen gehabt hätten, so würde dennoch keine freie, kriegerisch sorglose Heiterkeit geherrscht haben. Die Zukunft rückte zu bedeutungsvoll heran; der Himmel war zu düster verhangen, seine Donner grollten zu unheimlich in der Ferne, um einen freien Schlag des Herzens zu gestatten. Vergeblich versuchte es Rasinski, bald durch einen Toast, bald durch die Erinnerung an ein früheres, bedeutendes Erlebniß, bald durch Anregung schöner Hoffnungen, eine lebhaftere Bewegung in

die Freunde zu bringen; einen Augenblick entzündete ſich der Antheil, aber nach wenigen Minuten war Jeder wieder zu den Gedanken und Begegniſſen in ſeiner Bruſt zurückgekehrt.

Die Dämmerung graute ſchon, als ein plötzlicher Kanonenſchuß aus dem feindlichen Lager her die äußere und innere Stille unterbrach. Man ſprang auf, man forſchte, fragte. In ſolchen Stunden, unter ſolchen Umſtänden iſt ein Schuß faſt immer das Zeichen eines wichtigen Ereigniſſes; Jeder hielt ihn für eine Warnung, auf Alles gefaßt zu ſein. Allein diesmal war die Spannung auf etwas Wichtiges vergeblich geweſen; doch ſchon nach wenigen Minuten erfuhr man, daß dieſer einzige Schuß verhängnißvoll und entſcheidend für den ganzen Krieg hätte werden können. Denn er war auf eine Gruppe von Reitern geſchehen, unter denen ſich der Kaiſer befand, welcher, von der Unruhe gefoltert, das ruſſiſche Heer könne abermals durch ſtillen, nächtlichen Abzug ſeine Hoffnung auf eine Schlacht täuſchen, ſich aufs Pferd geworfen und die Dämmerung benutzt hatte, um die Stellung des Feindes noch einmal zu recognosciren. Zu ſeiner Freude hatte er aus den in ſchwarzen Zügen heranrückenden Reſervecolonnen, die ſich in der Ebene verbreiteten, aus den langen, von Moskau heranziehenden Reihen der Munitions- und Proviantwagen, der furchtbaren, noch immer mehr und mehr befeſtigten Verſchanzungslinie auf den Anhöhen, die Gewißheit geſchöpft, daß der Tag der Schlacht gekommen ſei. Er trug nun kein Bedenken mehr, ſie ſeinen Truppen zu verkünden. Eine halbe Stunde nach jenem einzelnen Schuſſe wurde die Proclamation an das Heer vertheilt; Raſinski erhielt ſie durch einen Adjutanten. Er ſammelte ſogleich die Seinigen um ſich her und las ſie ihnen bei dem Glanz des roth aufflackernden Feuers mit ernſter Stimme vor.

„Soldaten! Der Tag der Schlacht, den Ihr so lange herbeigewünscht, ist da. Der Sieg steht bei Euch; er ist uns nothwendig, er wird Euch Überfluß, ein sichres Winterlager, eine schnelle Rückkehr in die Heimath gewinnen. Zeigt Euch wie zu Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk, daß Eure späten Enkel noch mit Stolz von ihren Ahnen sagen können: Er focht in der gewaltigen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

Die kurzen, ernsten, gewichtigen Worte fielen mächtig in die Brust der Krieger. Ein edles Feuer flammte aus ihren Blicken, und als Rasinski den Säbel zog, ihn mit der Rechten hoch emporhob und laut ausrief: „Es lebe der Kaiser!" Da donnerte der tausendfache Ruf der Begeisterung mächtig in die Luft, daß er weit durch die Nacht erscholl, und der Wind ihn hinübertrug in das Lager des Feindes.

Der kommende Tag forderte große Anstrengungen; Rasinski gebot daher seinen Kriegern jetzt der Ruhe zu pflegen, damit der Morgen sie bei den frischesten Kräften fände. Den Führern schlug er jedoch, um die freiere Stimmung zu unterhalten, hauptsächlich aber um Ludwig zu zerstreuen, einen Gang durch das Lager der Garden nach dem kaiserlichen Gezelt vor, welches nicht fern von dem Bivouac der Cavalerie aufgeschlagen war. Man nahm den Vorschlag gern an.

Bald hatte man das große Viereck erreicht, welches die Garden beschützend um das Gezelt des Kaisers geschlossen hatten. Der Anblick dieser auserlesenen Krieger, wo man keine Stirn ohne Narbe, keine Brust ohne Orden sah, mußte eine männliche Seele mit kraftvollem Selbstgefühl durchdringen; sogar der wehmüthig gestimmte Ludwig richtete sich freier auf, als er durch die Reihen dieser Helden schritt. Noch lebendiger wurde Bernhard aufgeregt.

„Wahrlich, eine ganze Galerie von Genrebildern!“ rief er aus, indem er ſich zu den Freunden wandte. „Zehn Jahre wollte ich hier ſitzen und zeichnen. Und welch ein Studium von Köpfen und Trachten! Bemerkt einmal den Grenadier dort, der eben ſein Gewehr putzt. Mit welchem Ernſt er die Waffe prüft und betrachtet; in jedem Zuge ſieht man es, daß er ſie wie ein Heiligthum in Ehren hält. Wie er den Schein der Flamme darauf ſpielen läßt und ſich ſelbſt in dem blanken Lauf ſpiegelt! Hm, der alte Knabe darf ſich wohl anſehn, und mir deucht, die breite Narbe, die ihm die Brauen über dem linken Auge ſpaltet, kann ihm gefallen. — Jetzt iſt er fertig; er thut einige Griffe, ſchlägt an. Sicher denkt er ſchon daran, wie er morgen mitten im dichteſten Pulverdampf ſeinen Feind aufs Korn nehmen und mit Augen betrachten wird, die noch durchbohrender ſcheinen als die Kugel im Lauf.“ — Im Fortwandeln ſchweifte ſein geübtes Malerauge über alle Gruppen zur Rechten und zur Linken hin, und wo er einen charakteriſtiſchen Kopf ſah, machte er die ruhiger hinwandelnden Freunde in ſeiner ſcherzenden lebendigen Darſtellungsweiſe darauf aufmerkſam. Zugleich lag ihm dabei der dunkle Trieb in der Seele, die tief bekümmerte Bruſt Ludwigs aufzuheitern. — „Seht dort drüben den bärtigen Sergeanten, der ſich die blutende Stirn verbindet.“ rief er. „Wie gleichgültig er dazu ſieht! Freilich, ſie iſt der Narben gewöhnt! Ich ſehe da ſo einige breite, zackige Hieroglyphen, die vermuthlich ein Mameluckenſäbel an den Pyramiden hinein gezeichnet hat. Deine Stirn iſt ein verteufeltes Stammbuch! Wer ſich eingeſchrieben hat, bleibt Dir gewiß im Gedächtniß, ſchwerlich aber im freundſchaftlichen. — Der Kerl dort gefällt mir! Wahrhaftig er raſirt ſich, glatt geſchabt, wie zum Sonntagstanz vor den Barrieren von Neuilly, oder in die luſtigen Weinhäuſer von St. Denys, wo es ſo viel

schwarzäugige Griſetten giebt, will er morgen in die Schlacht gehen. Es iſt ein Spartaner, die ſich auch putzten und bekränzten für die Schlacht. Ich glaube, dieſer Grenadier ſieht keinen großen Unterſchied dazwiſchen, ob er mit ſeinem Mädchen die Française auffährt, oder am Flügel des Regiments gegen eine Batterie marſchirt. Muſik giebt es bei beiden Feſtlichkeiten. Ich möchte wetten, er denkt morgen Abend in Moskau einzumarſchiren, und putzt ſich heut ſchon dazu auf, weil es morgen an Zeit fehlen möchte. Sein ganzes Geſicht ruft: „Vive la bagatelle!“ und eine Schlacht, ein ganzer Feldzug zählt mit in der Reihe der Bagatellen. Trotz dem iſt er nicht mehr jung; er ſieht aus, als würde er von Marengo und Arcole zu erzählen wiſſen. Glück zu, guter Freund, ich wünſche Dir, Du mögeſt morgen noch ſo fröhlich ſein wie heut, und bei Deinem Abendeſſen die Carmagnole ſo gedankenlos trällern wie jetzt eben.“

„Ich habe doch dieſe Krieger ſchon in einer ganz andern Stimmung geſehen,“ entgegnete Raſinski; „ſo bewegt das Lager dem erſcheinen mag, der es in dieſem Feldzug zuerſt kennen lernt, ſo ganz anders ſieht es der, welcher es ſeit langen Jahren kennt. — Es iſt Entſchloſſenheit, Faſſung auf das Schlimmſte in den Geſichtern dieſer Leute zu leſen; aber nicht jenes freudige Vertrauen, jene brennende Begierde nach Kampf und Sieg, die man ſonſt an Tagen vor der Schlacht aus ihrem Auge leuchten ſah. — Seht dort das Zelt des Kaiſers. Was mag das Gedränge dahin für Urſach haben?“

Man ſahe die Krieger in großen Schaaren zu dem Gezelt eilen und ſich in einer ſchwarzen Maſſe um daſſelbe verſammeln. Die Zurückkehrenden ſahen fröhlich aus und ſprachen lebhaft mit einander. Ausrufungen des Erſtaunens, der Freude drangen aus dem dichten Gewimmel hervor.

„Was giebt es dort?“ fragte Rasinski einen Grenadier, der aus dem dichtesten Haufen kam.

„Was es giebt, mein Colonel? Ah, etwas sehr Schönes und Erfreuliches! Ein Kind, ein prächtiges Kind! Der Sohn des Kaisers! Ja, mein Obrist, es ist ein Bildchen wie von Schnee und Rosen! O, man ist auch Vater! Ich habe einen Sohn, der nur um acht Tage älter ist. Sein Bild kann ich freilich nicht nachkommen lassen, allein ich hab es im Gedächtniß. Der Schelm sitzt mir hier (dabei deutete er auf die mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückte Brust) so deutlich abgemalt, daß ich keines Bildes bedarf! Aber es ist doch schön eins zu haben! — Gehen Sie nur, mein Obrist, und sehen Sie selbst!“

Der vor Freude in Redseligkeit überströmende Soldat, wurde durch den Strom fortgedrängt. Rasinski und seine Begleiter kämpften sich hinan. Das Gedränge war zu groß; sie konnten nur aus der Ferne, ohne die Züge unterscheiden zu können, wahrnehmen, daß dicht an dem Zelt des Kaisers, unter der Obhut zweier bärtigen Grenadiere ein Gemälde — es war das des Königs von Rom — aufgestellt war, welches die Soldaten mit theilnehmender Neugier betrachteten.

„Es hat etwas sehr Rührendes für mich,“ sprach Ludwig zu Bernhard, „daß mitten in dieser kriegerischen Zurüstung sich nicht nur der Feldherr, sondern auch der liebende Vater zeigt, und daß er seine Tapfren so an seiner Freude Theil nehmen lassen will.“

„Ja, ja,“ sprach Rasinski lächelnd, „er ist ein großer Kenner der Menschen. Durch nichts kann er seine schwarzbärtigen Helden mächtiger an das Glück der Heimath erinnern als durch eine solche Mahnung. Nun schlägt Jedem das Herz nach dem Vaterlande, dem schönen Frankreich, wo

die seine Kinder, der seine junge Frau, die indessen vielleicht Mutter geworden ist, der sein muntres Liebchen zurückgelassen hat. Es giebt keinen andren Weg nach Paris als über Moskau, das wissen sie zu gut. Wie grimmige Löwen werden sie daher auf die einstürmen, die ihnen die Bahn sperren wollen!"

„Ich dächte," meinte Ludwig, „durch solche Erinnerungen müßte grade das Herz des Soldaten schwer werden, er müßte den Krieg, der ihn von Allem, was ihn theuer ist, trennt, hassen, müßte unwillig weiter vordringen."

„Gewiß," antwortete Rasinski; „nur nicht am Tage vor der Schlacht. Mühseligkeiten erträgt der Soldat schwer, Gefahren leicht; er wagt lieber, als er duldet. Die Zeit der Mühe ist jetzt vorüber, es kommt ein kurzer Augenblick der Gefahr; diesem geht er freudig entgegen. Denn es ist mehr Hoffnung des Gewinnes als Furcht des Verlusts dabei. Zeigt ihm nur einen sichern Preis des Sieges; wahrlich ihn kümmert's nicht viel, ob er die Hölle stürmen muß, um ins Paradies zu kommen. Das aber muß ihm sicher sein. Seine Glaubensworte lauten: Sieg, Frieden, Heimkehr. Regt ihm daher nur die Sehnsucht zu der letzten mächtig an, so darf euch um den ersten nicht bange sein."

„Guten Abend, Graf," redete eine bekannte Stimme Rasinski an; es war Regnard. „Gut, daß wir uns heut noch sprechen," fuhr er fort, „morgen wird man nach Manchem vergeblich fragen. Ich denke die Schlacht wird der Anstalt dazu Ehre machen. Man marschirt nicht achthundert Lieues, um ein Vorpostengefecht zu liefern."

„Nun, bis jetzt ist's uns doch nicht viel anders ergangen," erwiderte Rasinski.

„Jede Frucht will reif werden, Graf. In Rußland erntet man später als bei uns. Gebt Acht, morgen haben die

Senſen etwas zu thun. Die Ruſſen meinen es diesmal ſehr ernſtlich!"

„Weiß man dies ſchon gewiß?"

„Es läßt ſich nicht mehr daran zweifeln. Eben war ich dabei, als ein Ueberläufer ſeinen Bericht abſtattete. Der alte Kutuſow iſt gewiß, daß wir morgen angreifen, und hat beſchloſſen Stand zu halten wie eine Feſtung. Aber ernſtlich, der Ruſſe iſt auf einen entſcheidenden Kampf gefaßt, iſt förmlich zum Tode geweiht. — Ihr hörtet doch gegen den Nachmittag die ſeltſame Muſik herüberſchallen, und habt die Bewegung im Lager beobachtet, als die Leute unter Waffen traten?"

„Freilich! Und was bedeutete ſie?"

„Es war die Traurede zu der Hochzeit, die wir feiern ſollen. Der alte Fürſt hatte ſich mit allen ſeinen Prieſtern und Archimandriten umgeben, die in ihren Prachtgewändern das Lager durchzogen. Sie trugen ein heiliges Bild, daß ſie aus Smolensk gerettet, durch die Reihen der Krieger. Der Ruſſe betet es als wunderthätig und beſchirmend an. Seine Kirche erfüllt ihn mit fanatiſchem Muth. Seine Prieſter haben ihn nun zum Kampfe geweiht; wer fällt, dem iſt die Seligkeit des Jenſeits gewiß. Ihr kämpft morgen für den Altar Eures Gottes, hat man ihnen zugerufen, Ihr müßt Eure heilige Stadt Moskau, die der Feind verheeren will, beſchirmen, Eure Weiber und Töchter vor Schmach und Sklaverei beſchützen. So etwas wirkt; der gemeine Ruſſe dürſtet jetzt ordentlich nach dem Märtyrthum, von unſren Kugeln zu fallen. — Ich habe auch die Proclamation geleſen; man ſchmeichelt uns darin eben nicht, und ich verſichere Euch, es würde ſchwer halten, den Grimm eines Kettenhundes ſo giftig gegen uns zu reizen, als der alte Cyklop da drüben ſeine Eisbären gegen uns heranhetzt. Mir ſieht die

Sache verteufelt ernſthaft aus, denn zum Scherz, das wißt Ihr wohl, ſtöret man den Soldaten nicht ſo auf, da dergleichen Stimmungen nicht ſechs Wochen vorhalten, und man ſich hüten muß ſie vergeblich zu erregen, weil dann die Widerholung ſchlecht ausfällt. Darum ſage ich Euch, wir finden morgen den Feind noch auf dem alten Fleck; vielleicht noch übermorgen. Denn eine eherne Mauer rennt ſich ſo leicht nicht um, und Fanatiker ſind noch zäher als Eiſen."

„Wie! Ihr zweifelt am Siege, Regnard?" rief Raſinski faſt unwillig.

„Keineswegs! Aber er wird blutig werden. Ein zwanzig, dreißigtauſend Mann dürften wohl morgen Abend die Erde hier düngen, und ſo friedlich neben einander liegen, wie ſie ſich am Tage grimmig gepackt haben. Sollten wir darunter ſein, Obriſt, ſo laßt uns jetzt Abſchied nehmen, denn ich muß zu meinen Corps zurück." Er reichte Raſinski die Hand dar, die dieſer kameradſchaftlich ſchütteite. „Leben Sie wohl mein Herren!" wandte er ſich zu den Übrigen; „Auf Wiederſehen! Morgen Abend oder in Moskau; wir nehmen's indeſſen nicht übel, wenn auch einer oder der andere von uns gehindert wäre Wort, zu halten."

Mit dieſen Worten verſchwand er in dem Gedränge. Kaum war er fort; als Petrowski ſich eilig durchdrängte und Raſinski eine verſiegelte Depeſche übergab.

„Wir müſſen zurück," ſprach dieſer, als er geleſen hatte. „Es werden noch in dieſer Nacht veränderte Stellungen der Truppen genommen werden. Kommt denn Freunde, es iſt keine Zeit zu verlieren."

Sie erreichten ihr Lager wieder. Raſinski befahl die Feuer zu löſchen, die Leute mußten unter die Waffen treten. Bald darauf brachte ein Adjutant, ſo ſchien es, den Befehl zum Aufſitzen, und das Regiment ſetzte ſich in Marſch. Im

Reiten bemerkte man, daß im ganzen Lager der Franzoſen die Feuer erloſchen waren, oder doch nur ſpärlich und düſter brannten. In dem ruſſiſchen Lager dagegen flammten ſie hoch auf und beſchrieben einen weiten, düſter glühenden Sternenkreis um den dunklen Horizont.

Der Marſch war nur kurz; man hatte ſich näher gegen das Centrum der Armee gezogen.

Am Abhange einer Anhöhe, die hier breiter emporſtieg, machte man Halt; rechts war das Terrain mit Gebüſch bedeckt, das den Übergang zu höherer Waldung bildete. Große Maſſen Cavalerie ſchienen hier verſammelt zu werden. Gegen elf Uhr hatte man feſte Stellung genommen. Raſinski ließ absitzen, doch blieben die Pferde geſattelt. Die Leute lagerten ſich auf dem Boden. Stumme, geſpannte Erwartung trieb das Herz in jeder Bruſt zu ſchnellern Schlägen an. Der Schlaf nahte ſich nur ſcheu, doch endlich bezwang die körperliche Ermüdung die geiſtige Aufregung, und trotz der rauhen, kalten Herbſtnacht ſanken alle Krieger in tiefe Ruh.

Sogar Ludwig; doch bange, wehmüthige Träume ſchreckten ihn oft wieder wach, und er ſah dann die Wirklichkeit noch düſtrer um ſich her geſtaltet als ſelbſt ſeine Träume.

Viertes Capitel.

Der große, furchtbare Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter; nur wenige Nebelſtreifen lagen über den tiefgehöhlten Betten der Kalotſcha und einiger andern Bäche, die das Schlachtfeld durchſtrömen. Ein friſcher Morgenwind zertheilte dieſe Dunſtgebilde in wenigen Minuten.

Jetzt hob die Sonne sich hinter den düstren, dunkelglühenden Gipfeln des Fichtenwaldes bei Utiza herauf und warf ihre Stralen blendend über das Gefilde, wo die Massen des französischen Heeres, schon zur Schlacht geordnet, aufgestellt waren. Die langen Reihen der Bajonette funkelten rothblitzend, die Adler stralten, und in dem Harnisch der Kürassiere glühte das volle Bild der Sonne, so daß es sich, zahllos aneinandergereiht, einer blutigen Schlange gleich, durch die Flur ringelte.

„Das ist die Sonne von Austerlitz," rief der Kaiser, der auf einer Anhöhe zur Linken der aufgestellten Cavalerie, neben einer vorgestern erstürmten Redoute hielt, und deutete mit dem Finger auf das glänzende Gestirn.

Rasinski war nebst mehreren andren Commandeuren den Hügel hinangesprengt, um das Schlachtfeld besser überblicken zu können; er hielt so nahe daß er die Worte des Kaisers hören konnte. Die Generale an welche sie gerichtet waren, erwiderten nichts.

Ludwig und Bernhard hielten, da sie Rasinski begleiteten, dicht hinter den Commandeuren. Auch sie hatten den lauten Ausruf des Kaisers gehört.

„Die Stralen fallen uns zu blendend ins Auge," sprach Bernhard leise zu Ludwig; „wir können den Feind nicht sehen, doch muß er uns desto deutlicher unterscheiden. Diese Sonne ist uns also wenigstens jetzt noch nicht günstig."

Ludwig erwiderte nichts. — Ringsher herrschte das tiefste Schweigen.

Jetzt sahe man die Batterien, welche in der Nacht ihre Stellung zu entfernt von der befestigten Linie der Russen genommen hatten, vorrücken, um nähergelegene Höhen zu besetzen. Der Feind benutzte diesen günstigen Augenblick nicht. Es schien, als wolle er in diesem Kampfe,

wo er ſich ſtets nur vertheidigt hatte, ſelbſt auf dem erwählten Schlachtfelde nicht das erſte Blut vergießen, ſondern dem Angreifer auch jetzt noch Wahl und Muße laſſen, von ſeinem Unternehmen abzuſtehen.

Da ertönt plötzlich von dem linken Flügel her der dumpfe Donner des Geſchützes; man ſieht Rauch und Staub bei dem Dorfe Borodino aufſteigen. Die heilige Stille iſt gebrochen, der ſchwarze Wolkenſchleier des Verhängniſſes zerriſſen, der Blitz flammt verherrend herab.

Mit zermalmender Wucht entrollt das eherne Rad den Händen des Geſchickes; zertrümmere wen es mag, keine Gewalt greift jetzo mehr hemmend in ſeine Speichen.

Die Befehle des Kaiſers fliegen durch das Gefilde. Im Augenblick donnert es von allen Höhen, die eben noch gleich ſchlummernden Ungeheuern in dumpfer Schreckensſtille rühten. Rauch und Flammen brechen aus ihren Gipfeln hervor, die Erde bebt, die Lüfte zittern in dem furchtbaren Getöſe. Ein hereinbrechender Höllenſtrom, wälzt ſich eine breite, ſchwarze Fluth des Dampfes wirbelnd über das Gefilde; kaum das Blutauge der Sonne bringt durch die wogenden Finſterniſſe hindurch.

Mit bang gepreßter Bruſt betrachteten Bernhard und Ludwig dieſe Entwickelung des den Gewohnteſten erſchütternden Schauſpiels, welches für ſie noch alle Schrecken der Neuheit und des Unbekannten mit ſich führte. Doch fanden ſie, wie jeder Bewußte und Gebildete, Faſſung und Ruhe in dem Gefühle der Pflicht, der Männerwürde. — Raſinski mochte ahnen, was in ihnen vorging. Er ritt zu ihnen heran und ſprach: „Ihr habt Euch mit mir eingeſchifft Freunde; jetzt ſtürmt und brandet die See. Ich wollte, ich wüßte ein ſicheres Eiland wo ich Euch ausſetzen könnte.“

„Es wäre nur ein Zufluchtsort der Schande,“ entgeg-

nete Ludwig fest; „wir wollen froh sein, daß unsre männliche Gesinnung eine ernste Probe zu bestehen hat. Sie darf es nun, und dieser Gewinn ist nicht klein, um so leichter verschmähen, die Gefahr aufzusuchen, um sich vor sich selbst zu bewähren."

Über die ganze Hügelebene verbreitete sich jetzo der Kampf. Unweit zur Rechten, vor der Stelle wo Rasinski hielt, doch außerhalb der Schußweite, lagen drei feindliche Redouten, welche den eisernen Tod aus unzähligen Schlünden auf die anrückenden Truppen entsendeten.

„Marschall Davoust wird viel Leute verlieren," sprach Rasinski, als die Colonnen desselben sich in der Ebene entwickelten, um die furchtbaren Redouten zu stürmen.

Fest geschlossen, doch mit reißender Schnelligkeit drangen diese, durch die strenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Sele lebte, zusammengeschmiedeten Massen, gegen den verschanzten Feind vor. Dreißig Geschütze begleiteten sie. Bald waren sie so in Staub und Dampf gehüllt, daß man nichts mehr von ihnen sah.

Mit Adlerblicken überflog Rasinski das Schlachtfeld. Auf dem rechten Flügel hatte auch Fürst Poniatowski bereits den Angriff begonnen; er debouchirte aus dem Walde, welcher seine Stellung gedeckt hatte, und drängte, so schien es, den linken Flügel des Feindes mit entschiedenem Übergewicht, doch nur langsam zurück.

Aus dem feuerspeienden Vulkane, durch welchen Davoust und seine Schaaren verschlungen zu sein schienen, sprengte jetzt ein Adjutant mit verhängtem Zügel heran. Er jagte grade auf die Stelle zu, wo der Kaiser sich befand, der seinen Standpunkt um einige hundert Schritte weiter vorwärts genommen hatte, um einen deutlicheren Überblick des Gefechts zu haben.

Man konnte nichts von der Meldung des Adjutanten vernehmen. Doch sah man ihn gleich darauf in Begleitung des General Rapp mit stürmender Eile wieder in das Schlachtgetümmel sprengen.

Um zu erfahren wie der Kampf sich wende, ritt Rasinski an einen Transport verwundeter Offiziere heran, der so eben in der Nähe vorbeigebracht wurde.

„Nun Kameraden? Wie steht's? Ihr seid die ersten Opfer?" fragte er.

„Wir werden aber nicht die letzten sein;" antwortete ein Capitain der den Arm in der Binde trug; „die Batterien dort oben speien einen Hagel von Kartätschen aus. General Compans ist gefallen, der Marschall verwundet!"

„Marschall Davoust?"

„Freilich, wer sonst?"

„Das Gefecht ist also blutig?"

„Es wird leichter sein, die Übrigbleibenden zu zählen, als die Todten!"

„Ich danke Ihnen, Kamerad, und wünsche Ihnen gute Besserung;" mit diesen Worten ritt Rasinski zurück.

Die Schlacht hatte sich jetzt schon allgemeiner entsponnen. Eben rückte Marschall Ney mit seinen drei Divisionen vor.

Ein verwundeter General wurde aus dem Getümmel gebracht. Es war Rapp, den, als er kaum in das Gefecht gekommen war, eine Kartätschenkugel vom Pferde schmetterte. Die zweiundzwanzigste Wunde erhielt dieser unerschrockene Krieger an diesem Tage. Langsam trug man ihn gegen die Anhöhe hinauf, wo der Kaiser stand. — Ney's Divisionen entwickelten sich jetzt im freien Gefilde; unter dem verheerenden Feuer des Feindes drangen sie kampflustig gegen die Höhe an. Es schien, als dürfte dadurch bald eine Entscheidung ein-

treten, derzufolge auch die Cavalerie in Thätigkeit kommen würde; deshalb hielt sich Rasinski dicht am Regiment, um jeden Augenblick bereit zu sein.

Der König von Neapel sprengte heran. Seine Adjutanten flogen nach allen Seiten. Er nahm die leichte Cavalerie zusammen, um den Feind auf der Höhe anzugreifen. Rasinski erhielt Befehl sich anzuschließen. Im langsamen Trabe setzte sich die Masse in Bewegung, um für den entscheidenden Augenblicke näher zur Hand zu sein. — Jetzt wirbelten die Trommeln der Infanterie zum Sturmschritt. Mit Blitzesschnelle sah man diese die Höhen hinanfliegen. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich; die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht, wer fiel, nicht, wer verdrang. Da verstummte plötzlich der Kanonendonner; ein lautes Jubelgeschrei theilte die Lüfte, die Redouten waren durch Ney's und Davoust's tapfre Schaaren genommen.

Mit stürmender Gewalt rasselten jetzt die von dem ritterlichen Könige von Neapel geführten Reiterschaaren durch das Schlachtfeld. Staub und Kies wurden hoch empor geschleudert, der Boden dröhnte unter dem stampfenden Hufschlage, die Rosse schnaubten; das verworrene Getöse betäubte das Ohr. Bernhard warf einen Blick auf Ludwig, der ihm zur Seite ritt; dieser erwiderte ihn. So verständigten sich die Freunde im ernsten Augenblick; denn das gegenseitige Wort war nicht mehr zu vernehmen.

In wenigen Minuten war die Höhe erreicht. Die russischen Truppen, aus den Batterien verjagt, waren größtentheils auf dem Gefilde zerstreut und wurden leicht von der Cavalerie noch ferner geworfen. Da aber vernahm man plötzlich den erneuten Donner des Geschützes, und im Augenblick darauf brach ein Strom von Kugeln und Kar-

tätſchen in die Reihen der Krieger ein. Zugleich ſah man neue Corps in ſchwarzen Maſſen ſich auf den Höhen des gerade vorgelegnen zerſtörten Dorfes Semenowskoi entwickeln. Es war der Fürſt Bagration, der, auf Kutuſow's Befehl, mit dieſen friſchen Schaaren heranrückte, um den geworfnen Corps zu Hülfe zu eilen. Rings auf allen Höhen war Artillerie aufgefahren, und faſt von allen Seiten zugleich ſchleuderte ſie ihre verwüſtenden Geſchoſſe auf die Andringenden. Raſinki's Regiment ſchien der Zielpunkt geweſen zu ſein, den ſich unverabredetermaßen alle Batterien zugleich genommen hatten. Denn es ſchlug eine ſolche Maſſe Kugeln und Kartätſchen von der Fronte und halb von der Seite her hinein, daß in wenigen Augenblicken die entſetzlichſte Verheerung und Verwirrung angerichtet war. Weite Lücken hatte das mörderiſche Geſchoß geriſſen; Pferde und Menſchen ſtürzten übereinander hin; lautes Wehgeſchrei der Verwundeten, halb Zerſchmetterten, theilte die Lüfte und zerriß das Ohr. Es war, als ſei man in die Wirbel einer tobenden Windsbraut gerathen, ſo raſte der Tod in den Reihen. Raſinski hielt den Säbel hoch empor und rief mit der Macht ſeiner Löwenſtimme den Seinigen ein „Vorwärts!" zu. Durch die Unerſchrockenheit des Führers ermuthigt, drangen die ſchon ſtutzenden Reihen mit einem neuen, gewaltigen Anlauf vor. Doch in dieſem Augenblick praſſelte ihnen ein Kartätſchenhagel entgegen, deſſen Dichtigkeit faſt die Luft verdüſterte. Ludwigs Pferd wurde getroffen, es bäumte ſich hoch auf, that einen Bogenſatz und ſchleuderte den Reiter weit von ſich. Bernhard ſahe es, ein entſetzlicher Schmerz riß ihm in die Bruſt; doch es war an keine Hülfsleiſtung zu denken, denn der nachdrängende Strom trieb ihn mit unwiderſtehlicher Macht vorwärts über die Gefallenen dahin. Aber ſchon hatte die verſprengte ruſſiſche Infanterie ſich wie-

der gesammelt und rückte in geschlossenen Gliedern heran. Von allen Seiten stürmte der Tod in die Reihen; bald zerrissen alle Bande des Gesetzes, der Ordnung. Die Führer verschwanden in Staub und Rauch, oder weil sie selbst gestürzt waren; kein Befehl wurde mehr gehört, der Schrecken gewann die Überhand. Zwei Escadrons Dragoner, die weiter vorgedrungen waren, warfen sich, einem furchtbaren Kartätschenfeuer weichend, in der Flucht auf Rasinski's noch Stand haltende Leute. Durch diesen Stoß wurden auch sie theils in den zurückfluthenden Strom mit hineingerissen, theils einzeln, flüchtig auseinandergesprengt. In wenigen Minuten war die ganze Linie der Cavalerie aufgelöst und auf der Flucht.

Bernhard war durch einige wilde Sprünge seines verwundeten Pferdes aus den Reihen gerissen worden. Betäubt durch das entsetzliche Getümmel, in dem sein ungewohnter Blick kaum noch etwas unterschied, spähte er nur nach Rasinski, um dessen Loos zu dem seinigen zu machen. Indem erblickte er heransprengende Kosacken, die ihn fast schon umringt hatten. Schnell will er sein Roß wenden; da sieht er den König von Neapel in Gefahr umringt zu werden. Er sprengt ihm zu Hülfe; mit ihm zugleich dringen auch schon die Seinigen von allen Seiten heran, um den Feldherrn zu retten. Es gelingt! — Murat schwingt seinen wehenden Reiherbusch als Signal der Versammlung. Sein Pferd wird durch eine Kugel zu Boden gestreckt. Er selbst aber ist unverletzt; entschlossen, rühmlich zu fallen oder zu siegen, wirft er sich in die Redoute; die Wenigen, die noch um ihn versammelt sind, folgen ihm. Auch Bernhard, dem nach Ludwigs Fall nur noch der Tod willkommen ist, schwingt sich von seinem durch die Wunde unbrauchbaren Pferde, um das Loos dieser Tapfren zu theilen. Jetzt brausen zwei feindliche, dicht geschlossene Kürrassierregimenter gleich einer eher-

nen Meeresbrandung über das Blachfeld gegen die Schanze heran. Schon glaubten die Bedrängten ſich verloren, da erſcheint der Marſchall Ney an der Spitze der wieder geſammelten Infanterie zum zweiten Male auf dem Rande der Anhöhe. Die ſeitwärts auffahrende Artillerie öffnet mit ihren Feuerſchlünden eine Bahn in der wandelnden Mauer der feſtgeſchloſſen anrückenden ruſſiſchen Küraſſiere; die Infanterie giebt eine Salve und dringt im ſtürmenden Anlauf mit gefälltem Bajonett nach. Der Feind ſtutzt, wankt; ſeine Reihen ſind gebrochen, durch furchtbares Feuer ſchwerer Artillerie gelichtet; Einzelne weichen der Übermacht des Schreckens, der Strom reißt auch die Kühneren mit fort, und bald bedeckt ſich das ganze Gefilde mit Flüchtigen. Jubelnd dringen die Sieger von allen Seiten nach; jetzt erſt, da ſie den Sieg, die Ehre, den Feldherrn, gerettet ſehen, halten ſie, athemlos, erſchöpft von der ungeheuren Arbeit, ein, um Kräfte zu neuen Thaten zu ſammeln.

Bernhard benutzte den erſten Moment, wo es möglich war, nach den Verwundeten auf der Anhöhe zu ſehen, um Ludwig aufzuſuchen. Man war ſchon damit beſchäftigt, einige Generale und höhere Offiziere zurückzubringen, die auf dem blutig gedüngten Felde gefallen waren. Um die Maſſe der Übrigen konnte ſich noch Niemand kümmern. Obgleich die äußerſte Gefahr damit verknüpft war, wagte ſich Bernhard doch auf das freigebliebene Terrain zwiſchen beiden Heeren hinein, wo die Leichen des Regiments liegen mußten. Ein entſetzlicher Anblick bot ſich ihm dar, als er über das Feld der Verwüſtung ſchritt. Nicht die Todten erfüllten ihn mit Grauſen, die hülflos Verwundeten waren es, die jammernd um Rettung flehten, deren Elend er nicht zu mildern vermochte. Schauernd, mit weggewendetem Geſichte floh er an ihnen vorüber. Sie ſtreckten ihm die verſtümmelten blutem-

den Arme nach, ſie riefen nach ihm mit herzzerſchneidendem Laut. Unmöglich! Er mußte fort. Dieſer entſetzensvolle Anblick mahnt ihn doppelt daran, daß der, welcher ihm der Theuerſte auf Erden war, ſich in gleicher hülfloſer Lage des Jammers befinde. Leichen von Menſchen und Pferden hemmten jeden ſeiner Schritte. Ein Unglücklicher, der in krampfhaften Zuckungen ſich auf dem Boden wälzte, packte den Vorüberſchleichenden und ſchlang die Arme wie eine gewaltige Feſſel um ſeine Füße. „Helft mir! Rettet mich, daß ich nicht hier verſchmachte!“ rief er ſtöhnend. Es war ein Deutſcher! Bernhard vernahm vaterländiſche Laute! Sollte er den Landsmann, den Kameraden, der ihn flehend umſchlang, der mit fürchterlich zerriſſenem Leibe dem die Eingeweide entſtürzten, vor ihm winſelte, zurückſtoßen? Sollte er mit einem Fußtritt den Überreſt des heiligen Lebens zermalmen? Und anders konnte er ſich nicht aus den krampfhaft verſchlungenen Armen retten! Da rief er aus: „Ludwig! Dir muß Gott helfen! Ich darf nicht!“ Und mit ſtürzenden Thränen, beugte er ſich nieder zu dem Unglücklichen, um ihn auf ſeine Schultern zu nehmen und an den Ort der Rettung zu tragen. Doch ſchon löſte ſich der feſte Knoten, mit dem der Verwundete ihn gefeſſelt hielt; kraftlos fielen ihm die Arme zurück, das mit brechenden Augen emporgehobne Antlitz ſank auf den Boden nieder, der gewaltſam verzerrende Todeskrampf war vorüber, das Leben entflohn. Ein kalter Schauder rieſelte über Bernhards Nacken, er trat bebend zurück und drückte beide Hände vor die Augen. — Da ruft ihn plötzlich von Weitem eine Stimme an; ſie trifft wie ein Laut des Himmels ſein Ohr. Er blickt auf, es iſt Ludwig zu Pferd, der heranſprengt, um den Freund, den er verloren glaubte, aufzuſuchen. Mit beflügeltem Lauf eilt er ihm entgegen, ſie umſchließen ſich in heißer Umarmung, Thränen der

Freude entſtrömen ihren Augen! — Doch gilt es kein Säumen. Der brauſende Strom der Schlacht duldet nicht, daß man auf ſeinen Wogen müßig treibe und weile; er reißt alles mit ſich fort. „Schwing Dich auf!“ ruft ihm Ludwig zu, „daß wir ſchnell die Unſrigen erreichen.“ Im Augenblick ſitzt Bernhard zu Pferde hinter Ludwig, und dieſer jagt mit der theuren Beute zurück, wo Raſinski ſchon die Seinigen aufs Neue ſammelt und ordnet.

Mit Jubel eilen Jaromir und Boleslav den Kommenden entgegen. „Ihr lebt? Ihr ſeid unverſehrt?“ tönt die gegenſeitige Begrüßung. Auch Raſinski ſprengt voller Freude heran und empfängt die Geretteten, die man ſchon verloren glaubte. „Ein Pferd hierher!“ ruft er, und ſchnell iſt eins von denen, die, ohne Reiter, aus natürlichen Inſtinct mitten aus dem Schlachtgetümmel ihre alten Reihen wieder geſucht haben, für Bernhard in Bereitſchaft.

Einige Augenblicke der Ruhe ſind den Erſchöpften verſtattet.

Bernhard erzählt, wie es ihm ergangen, Ludwig, daß er, als ſein Pferd geſtürzt war, ſich, obwohl von dem Schlage etwas betäubt, doch wohlbehalten wieder unter dem Roß hervorgewunden, ſchnell ein lediges Pferd aufgefangen und ſich dann dem Regimente wieder angeſchloſſen habe, bis die plötzlich rückwärts fluthenden Wogen auch ihn mit fortriſſen. Als die Freunde ſich ſammeln, wiederfinden, fehlt Bernhard. Ohne ihn kein Leben! Mit verhängtem Zügel ſprengt er auf das Schlachtfeld zurück, doch, noch ehe er die Stelle erreicht hat, wo die gefallenen Kameraden liegen müſſen, ſieht es Bernhard von Weitem, erkennt ihn an der Uniform, ruft ihm zu und rettet den, der ihn retten wollte.

So mit neuen Banden der Liebe aneinandergeflochten, wächſt ihre Freundſchaft mit den größeren Schickungen mäch-

tig empor und läutert ſich wie edles Gold in der Flamme der Prüfung.

Doch aufs Neue reißt der Wirbel der Schlacht ſie fort. Auf das Geheiß des Königs von Neapel ſammeln ſich die Cavalerieregimenter wieder, um den durch gewaltiges Artilleriefeuer erſchütterten Feind vollends in die Flucht zu werfen. Raſinski ſtößt zu den tapfren Brigaden, welche Bruyères und Nanſouty befehligen. Dieſe Maſſen brechen in den Feind ein und werfen ihn auf ſein Centrum zurück; doch zahlloſe Todte, die Opfer des Sieges, bedecken das Schlachtfeld.

Der Saum der Höhen hinter dem Dorfe Semenowskoi iſt noch immer mit furchtbaren Batterien bedeckt, die unaufhörlich ihren ſchwarzen Hagelſchauer von Kartätſchen in die Ebne hinabſenden. Der Sieg ſchwankt hin und her wie die Woge des gehobenen Meeres. Mit Leichen erkauft man jeden Schritt vorwärts, mit Leichen zeichnet ſich die Bahn des Rückzuges. Endlich ſtürmt die Infanterie mit dem Aufwand der letzten Kräfte die ſteilen Höhen hinan, das Feuer des Feindes ſchweigt, es tritt ein neuer Augenblick der Ruhe ein.

Raſinski hält mit ſeinem Regimente in der Vertiefung einer Schlucht, wo er, während die Infanterie das Gefecht auf ein der Cavalerie ungünſtiges Terrain verſetzt hatte, vor den Kugeln des Feindes gedeckt war. Ernſt ritt er an den gelichteten Reihen hinunter und überſchlug die Zahl derer, die er vermißte. Eine düſtre Wolke trübte ſeine Stirn, als er nicht völlig mehr die Hälfte der Seinigen unverſehrt von dem Geſchoſſe des Todes ſah. Ein volles Drittheil war unter den Todten, die Übrigen verwundet. Und doch ſtand die Sonne erſt im Mittag, und vielleicht war die blutigſte Arbeit noch zu thun. Ein pfeilſchnell heranſprengender Adjutant Murat's brachte ihm den Befehl, ſich gegen den linken Flügel der Armee zu ziehen und mit ſeinem Regimente die

in Maſſen vorrückende Artillerie zu decken. Zugleich ritt der Offizier mit ihm auf die nächſte Höhe und bezeichnete ihm den Punkt genauer, wohin ihn der Befehl ſandte. Die Schlacht war nun ſchon um ein Bedeutendes weiter gegen die Stellung des Feindes vorgerückt. Dieſer zog ſeine Reſerven heran, um mit ausdauernder Tapferkeit einen zweiten Akt des furchtbaren Schauſpiels zu beginnen. Zur Vereitelung ſeiner Abſichten ließ der Kaiſer jetzt die ganze ungeheure Linie ſeiner Artillerie ſich vorbewegen, um mit dieſer furchtbaren Waffe ſchon von Ferne her die andringenden Colonnen zu erſchüttern. Raſinski folgte drei ſchweren Batterien, die einen etwas vorgeſchobenen Punkt einnahmen, wo ſie leicht durch feindliche leichte Cavalerie überraſcht werden konnten; er war beſtimmt, ſie für dieſen Fall zu decken.

Das Schlachtgetöſe, welches man bisher vernommen, glich nur einem fern heranziehenden Gewitter gegen die krachenden Donnerſchläge, die jetzt aus dieſer ehernen Wetterwolke hervorbrachen. Auf den jenſeitigen Höhen waren die Ruſſen in langen Colonnen aufgeſtellt. Die Kugeln ſchlugen mit fürchterlicher Sicherheit in die ſchwarzen Maſſen ein. Man ſah wie der Feind in ganzen Reihen ſtürzte; doch ordnete er ſich mit kaltblütiger Ausdauer immer von Neuem.

„Sie leiſten einen zähen Widerſtand," ſprach Raſinski der von der Stelle, wo er hielt, das ganze Schlachtfeld überſah. „Aber ſie opfern ſich vergeblich. Nicht dort ſollten ſie ſich ſammeln, ſondern entweder weiter zurück, oder ſie müßten raſch vorgehen. Dieſen Fehler werden ſie theuer bezahlen müſſen."

Da für den Augenblick der Antheil des Regiments am Kampfe nur der eines Zuſchauers war, geſellten ſich Bernhard und Ludwig und die andren Freunde zu ihrem Führer.

„Sieh, ſieh," rief Jamomir, „wie immer der blaue

Himmel hinter der schwarzen Mauer sichtbar wird, wenn die Kugeln eine Bresche legen. Sie sind wahrhaft unsinnig, ihre besten Leute so zu opfern!"

„Aber wir versäumen auch die Zeit, fürcht' ich," entgegnete Rasinski. „Wenn jetzt die Garden vorgingen und die Vortheile, die wir mit dem Blute unsrer Kameraden erkauft haben, wahrnähmen, so müßten wir das ganze Heer der Russen gegen seinen rechten Flügel werfen und zwischen der Moskwa und der Kalotscha einkeilen können. Ich sehe gar nicht, wie sie entrinnen wollten."

„Der König von Neapel, davon war ich Zeuge oben in der Redoute," entgegnete Bernhard, „hat schon zuvor zum Kaiser gesandt und um das Vorrücken der Garden gebeten."

„Auch Marschall Ney," sprach Boleslav.

„Und er verweigerte sie?" fragte Rasinski.

„Muthmaßlich!"

„Unbegreiflich! Unbegreiflich! — Er ist zu weit vom Schlachtfelde entfernt; er sollte hier stehen, wo wir halten, so würde er den Angriff im Sturmschritt befehlen."

„Ich kann mir nicht denken," sprach Ludwig, „daß einem solcher Feldherr, wie der Kaiser, nicht wichtigere Gründe haben müßte, dieser Forderung nicht zu genügen, als die ihm angeben, welche das Begehr an ihn stellen."

„Was er einwenden mag, glaube ich zu sehen," antwortete Rasinski; „freilich ist man auf den beiden Flügeln noch nicht so weit, wie im Centrum. Doch sieht man, daß auch Fürst Poniatowski vordringt, und der Vicekönig von Italien hat wenigstens noch nicht unglücklich gefochten. — Aber ist das nicht Regnard, der dort heran kommt?"

Er war es in der That. Mit verbundenem Kopf und

Arm ritt er langsam, von zweien seiner Leute begleitet, aus dem Gefecht zurück. Rasinski sprengte zu ihm heran.

„Nun, wie stehts, Freund?" rief er ihm zu.

„Wie es steht? Mit mir verteufelt schlecht, wie ihr seht. Doch habe ich meinen Sicherheitspaß, daß ich in dieser Schlacht nicht das Leben lasse. Ich bin unbedeutend verwundet, aber die Höllenarbeit und der Blutverlust haben mich so matt gemacht, daß ich mich nicht mehr zu Pferd halten kann. Und das Unglück, der Verdruß, diese Arglist des Teufels möchten mich rasend machen!"

„Was denn?" fragte Rasinski erstaunt.

„Ihr fragt noch? Seht Ihr denn nicht, wie die Schlacht steht? Bersten möchte ich vor Grimm, daß der Kaiser nicht mehr der Kaiser, oder vielmehr, daß er nur der Kaiser und nicht mehr der Feldherr ist. Er soll krank sein, das Fieber schüttelt ihn, kein Mensch kann ihn begreifen. Der Sieg liegt vor ihm, und er, der sonst in eine Charybdis stürzte, um ihn beim Schopf zu fassen, trägt jetzt Bedenken, nur den Arm darnach auszustrecken. Murat, Davoust und Ney haben ihn beschworen, ihnen die Garden zur Verstärkung zu schicken. Er hat es abgeschlagen. Nur auf der Höhe sollten sie sich zeigen, daß der Feind vor unsrer Reserve besorgt sein müsse. Es ist, als ob ein Dämon der Hölle seine Gestalt angenommen hätte, um uns zu verderben!"

„Wir werden dennoch siegen!"

„Freilich! Aber ist es anders möglich mit solchen Truppen? Gehn sie nicht auf den Feind wie Wölfe in die Heerde? Meine Leute haben sich beim Angriff auf die Schanze in den Tod gestürzt, als gälte es einen Wettlauf nach den Preisen auf dem Cocagnemast in den elyseischen Feldern. Mich wundert nur, daß sie nicht die Kugeln mit dem Bajonett aus den Kanonen herauszuspießen versuchen.

während der Artilleriſt die Lunte aufs Zündloch hält. Beim Teufel, ich weiß, was fechten heißt, aber ſo wie heute habe ich die Franzoſen noch nicht gekannt."

„Der Feind thut auch das Seinige!"

„Freilich! Er wehrt ſich wie ein angeſchoſſener Eber; doch grade an ſolchem eiſenſtarren Gegner wird der Soldat zum Löwen. — Lebe wohl, Freund! Ich muß mich ordentlich verbinden laſſen, denn ich kann mich kaum noch im Sattel halten."

Er reichte ihm die Hand hinüber und ritt weiter.

Indeſſen hatte ſich die Schlacht auf eine entſetzliche Weiſe erneuert. Jetzt war es der heldenmüthige Eugen, der die gewaltigſte Arbeit vor ſich hatte. Auf einer Anhöhe inmitten zwiſchen Borodino und Semenowskoi hatte der Feind ſeine Stellung durch eine furchtbare Redoute gedeckt, aus der vierundzwanzig Feuerſchlünde unaufhörlich ihre Eiſenmaſſen in die andringenden Regimenter ſchleuderten.

„Dort iſt der Sieg!" rief Raſinski aus, als er den Punkt ins Auge faßte, gegen welchen jetzt beide Mächte alle ihre Maſſen heranführten.

„Dieſe Redoute iſt das Palladium des ruſſiſchen Reichs," rief er nochmals mit funkelndem Blicke. „Aber es muß das unſre werden. Jetzo wird der Kaiſer zeigen, daß er noch der Feldherr von Marengo und Auſterlitz iſt."

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als er ſchon Befehl erhielt, wieder mit ſeinem Regimente zu der Maſſe der Cavalerie zu ſtoßen, die ſich dem zum dritten Male neu hergeſtellten linken Centrum des Feindes entgegenwerfen ſollte. In einer Thalvertiefung, wo ein kleiner Bach floß, wurden die Truppen unter dem Schutze des Terrains geſammelt. Zugleich ſah man ungeheure Colonnen Infanterie ſich ent-

wickeln, die zum Sturm gegen die Redoute herangeführt werden ſollten.

„Ich glaube, es iſt leichter den Sitz des Donnergottes zu ſtürmen, als dieſe Höllenwerkſtatt der Cyklopen," ſprach Bernhard zu Ludwig und deutete hinüber. — Doch ſchon rückten die Colonnen in raſchem Schritt mit gefälltem Gewehr heran. Da erſcholl ein furchtbarer Donner. Es war eine Lage aus allen Geſchützen der Redoute zugleich. Ein Hagel von Kartätſchen praſſelte den Truppen entgegen, als ſollten ſie mit einem ſchmetternden Schlage vernichtet werden. Der hoch aufgewirbelte Staub ließ nicht unterſcheiden, was fiel und ſtand. Doch bald ſahe man die Adler wieder ſtralend leuchten, und in neu geſchloſſenen Gliedern rückten die Stürmenden heran. Das eiſerne Ungeheuer auf dem Hügel ſchien verſtummt zu ſein. Doch hatte es nur gelauert, um den Raub deſto ſicherer zu haben; denn als jetzt die Colonnen wieder zu einer dichteren Maſſe geſchloſſen waren, reckte es die blitzenden Zungen aus allen ſeinen vierundzwanzig Höllenrachen zugleich hervor, und das Erde und Himmel erſchütternde Gebrüll krachte durch die Lüfte. Wie wenn der Sturmwind über ein Kornfeld raſ't und die Halme in breiter Fläche zu Boden drückt, ſo mähte jetzt die Sichel des Todes über die Stürmenden hin. Es ſchien als ſei die Hälfte mit einem Streich vernichtet. Der eiſerne Strom, welcher über ſie hinbrauſte, gönnte ihnen kaum einen freien Athemzug. Mit unerſättlichem Grimm ſandte die Furie des Verderbens, in den düſtren Mantel der dampfenden Gewölke gehüllt, ihre Blitze nieder und betäubte das Ohr mit ſchmetterndem Getöſe. Das Entſetzen gewann die Übermacht; die Reihen wankten, wichen, zerſprengten ſich in eiliger Flucht. Neue Heere wurden herangeführt und erſetzten die Zerſchmetterten und Geflüchteten; aber eben ſo unerſchöpft ergoß ſich die alles

niederreißende Fluth der Kartätſchen über das Feld. Leichen ſtürzten über Leichen, als wolle man einen Wall von Gefallenen um dieſen Tod ausſpeienden Krater thürmen.

An beide Seiten der Redoute, die wie ein uneinnehmbares Gibraltar allen Anſtrengungen des verwegenſten Muths trotzte, lehnten ſich die Flügel des ruſſiſchen Heeres. Auch ſie ſandten den Tod in die Reihen der Angreifenden. — Murat ſendet zwei Cavalerieregimenter gegen dieſe Colonnen, um den Verſuch zu machen ſie zu werfen, und dann die Redoute in der Kehle anzugreifen, und ſie ſo zu nehmen. Allein kaum gelangen ſie in den Bereich des feindlichen Feuers, ſo bricht der Tod verheerend in ihre Reihen ein; eine Kugel reißt ihren Führer, den tapfren Montbrun, nieder. Da ſie ihn fallen ſehen, ſtutzen ſie, beginnen zu weichen. Doch ſchnell ſprengt der General Coulaincourt heran, um Montbrun's Stelle zu erſetzen. „Freunde," ruft er, „nicht beweinen, rächen wollen wir den Gefallenen."

Auf Befehl des Königs von Neapel ſetzt ſich nunmehr die ganze verſammelte Maſſe der Cavalerie in Bewegung. Zwei ſächſiſche Küraſſierregimenter bilden den linken Flügel; ein polniſches ſchließt ſich ihnen an. Dann folgt Raſinski mit ſeinen Schaaren, dann die übrige leichte Cavalerie.

Langſam rücken ſie vor, bis ſie in gleicher Höhe ſind. Jetzt tönt das Commandowort, die Trompete ſchmettert, die eiſerne Brandung wogt pfeilſchnell über das Gefilde. Der Donner der Kanonen wird übertäubt von dem tobenden Stampfen und Brauſen der Roſſe, dem furchtbaren Schlachtruf der Krieger. Eine Staubwolke hüllt ſie in Nacht, nur die Blitze der feindlichen Geſchütze zeigen ihnen noch den Weg. Mann an Mann geſchloſſen, raſſeln ſie dahin. Dieſer ungeheuren Gewalt vermag nichts zu widerſtehen. Jetzt fällt der Wurf auf dem zwei Kaiſerkronen ſtehen; er entſcheidet die Schlacht, die Herrſchaft der Welt. Furchtbar brechen die anſtürmen-

den Reiterſchaaren in die Linien des Feindes ein, und werfen ihn mit ſiegender Gewalt zurück in die Ebene. Dieſer Anblick entflammt den Muth der ſchon verzagenden Infanterie, welche gegen die Schanze hingeführt wird, aufs Neue. Wie? Jenen ſollte der Ruhm des Sieges allein bleiben? Und bräche der glühende Phlegethon dort aus den donnernden Schlünden hervor, kein Tapfrer zagt, ihm die Männerbruſt entgegenzuwerfen. Mit Wuthgeſchrei drängen die Verwegnen vor. Die Eiſenmaſſen ſtürzen in ihre Reihen und reißen Tauſende hinweg. Vorwärts über die Leichen der Brüder! Die Adler fallen. Vorwärts! Die Führer ſinken getroffen. Vorwärts, daß ſie auf dem Felde des Sieges ihre Heldenſeelen aushauchen! Und ſie ſtürmen hinein mitten in die düſtre, donnernde Wolke des Todes gegen die zuckenden Blitze des Verderbens. Die Erde iſt ein ſtürmendes Meer, rings umher brüllt die See, der Abgrund des Verderbens gähnt tief auf. Noch einmal krachen die ehernen Höllenpforten und ſchleudern Flammen und Erz gegen die Anſtürmenden. Ihre Reihen liegen gefällt! Doch Sieg, rufen die Unverſehrten und dringen vor.

Da wird es plötzlich ſtill; der Donner verſtummt. Der ſchwarze Vorhang des Rauches zerreißt; und ein ſtralender Glanz bringt den Tapfren blendend ins Auge. Wie? Iſt das die Göttin des Sieges? Thürmt ſich uns eine neue, eherne Mauer entgegen? — Nein, wir vernehmen Freundesruf, Siegesjubel!

Es ſind die kühnen deutſchen Schaaren hoch zu Roß, die die Schanze genommen, den Sieg errungen haben, und ſtolz ſpiegelt ſich die Sonne dieſes Tages in dem Stahl ihrer funkelnden Harniſche, die ein Herz von noch undurchdringlicherem Metall bedecken.

Fünftes Capitel.

Die feindlichen Geſchütze waren erbeutet, der Gegner geworfen. Doch bald nehmen ihn geordnete Schaaren auf, und er ſcheint den Kampf nochmals erneuern zu wollen. Allein er erkennt, daß er weichen muß, aber er will nicht fliehen. Das grimmige Antlitz gegen die Schlacht gewendet, zieht er ſich langſam zurück in neue, ſichere Stellungen. Seine Hügel, ſeine Flüſſe werden zu mächtigen Vertheidigern des Vaterlandes. Kein Regenbach, der nicht die ſteil ausgeſpülten Ufer den heimathlichen Söhnen zur Bruſtwehr darbietet, um ſie gegen den nachdringenden Feind zu ſchirmen; kein Hügel der ſich nicht zur Veſte geſtaltet, um dem Verfolger aufs Neue einen Damm entgegenzuſtellen, an dem er ſeine erſchöpfte Kraft vollends zerſchellen mag. So wurde es denn nicht die Aufgabe der leichten Reiterei, in die flüchtenden Schaaren vollends Verwirrung und Verderben zu tragen, es folgte nach dem ernſten Spiel der Schlacht nicht das leichtere, dem Feinde reiche Beute abzunehmen, oder Schaaren von Gefangenen im Triumphe einzuführen. Nur die ehernen Geſchoſſe der Artillerie hefteten ſich grimmig an die Ferſen der langſam Weichenden und ſandten ihnen den Tod nach, bis die heilige ſtille Nacht den Jammer und das Entſetzen dieſes Tages ſchauerlich in ihren dunklen Mantel verhüllte.

Um die nachrückenden Batterien gegen die feindliche Cavalerie zu decken, war Raſinski mit ſeinem Regiment bis zum Abend fortwährend im Gefecht geweſen. Jetzt, da die Nacht ſich herabſenkte, und auch dieſer letzte Kampf ein Ende hatte, ritt er mit den Seinigen langſam über das Schlacht-

feld zurück, um ſich die Bivouacsſtätte aufzuſuchen. Die tiefe Dämmerung ließ nichts mehr deutlich unterſcheiden; der Himmel war mit dichten Wolken bezogen, ein kalter, feiner Regen, vom rauhen Herbſtwinde gejagt, ſchlug den ermüdeten Kriegern ins Geſicht. Nach dem furchtbaren Getöſe des Tages war eine tiefe, ſchauerliche Stille eingetreten. Nur in den bewegten Kronen der Wälder tönte ein hohles Sauſen und Rauſchen, und flatternde Raben, die ſchon ihre Beute witterten, krächzten über den Häuptern der Reiter. Wie die Natur ringsumher, ſo ſah es in jeder Bruſt aus. Ein tiefes, düſtres Schweigen hielt die Lippe gefeſſelt. „Iſt das das Gefühl eines Sieges," dachte Ludwig und bebte innerlich zuſammen. Sein Loos erſchien ihm in dieſem Augenblicke wie ein ſchwerer düſtrer Traum, aus dem er erwachen müſſe. Staunend und bebend warf er einen Blick rückwärts auf die Bahn ſeines Lebens, die ſo plötzlich aus ſanfter Ebene die ſteilſten Höhen hinangeklimmt war und an den dunkelſten Tiefen dahinleitete. Vor wenigen Monden, als der Lenz eben die Knospen der Bäume auf den italiſchen Fluren öffnete, wehte noch ſanfte Ruhe, ſtille Heiterkeit in ſeiner Bruſt. Er ſah das Leben ernſt an, manche trübe Wolke zog an ſeinem Himmel vorüber; doch fühlte er ſich in den nächſten beſchränkten Verhältniſſen glücklich und befriedigt. Damals baute er ſchöne Luftſchlöſſer, von einer friedlichen, vom Geräuſch der Welt abgeſonderten Zukunft. Er dachte an Marien, an die Mutter, an ihre traute Häuslichkeit, an den Ernſt der Wiſſenſchaft und des Geſchäftes, das ſeiner harrte; er fühlte ſich glücklich als Sohn und Bruder. Selbſt die wunderbaren Regungen ſeiner Bruſt, welche die holde, ſüßlockende Geſtalt, der er am Fuße des St. Bernhard begegnet war, erweckt hatte, führten nur ein Lächeln wehmüthiger Sehnſucht auf ſeine Lippen. Was er ſtets

als einen Traum, als eine flüchtig zerrinnende Erscheinung betrachtet hatte, das konnte keine tiefen Wurzeln des Grams in seine Seele treiben.

Er kannte nur den Kummer um das Loos seines Vaterlandes, der freilich dunkle Schatten auf den Hintergrund seiner sonnigen Lebensflur warf, und jenen Schmerz, man möchte ihn oft auch ein Glück nennen, den das unbefriedigte, unbestimmte Drängen und Treiben erzeugt, welches in jeder jugendlichen Brust stürmt. Mit diesen Gefühlen stieg er den Hügel vor Duomo d' Ossola hinan; da erblickte er das geheimnißvolle Zeichen des grünen Schleiers — und von jenem Augenblicke an wurde die leise bewegte Fluth seines Lebens in stürmischen Wellen gehoben, und die Woge verschlug ihn wild in die weiteste Ferne und Öde. Wenn er sich jetzt in der Tiefe des russischen Reiches, auf einem mit Leichen bedeckten, blutgedüngten Schlachtfelde erblickte, wenn er gedachte, daß die Mutter fern von ihm in der stillen Gruft schlummere, die Schwester einsam und verlassen stehe, das Bild der Geliebten in das Meer einer ewigen Nacht versunken war, dann gab es Augenblicke wo er mit krampfhaftem Schmerz ausrufen wollte: Erweckt mich, erweckt mich aus diesem fürchterlichen Traume. Da fühlte er, daß Bernhard, der still an seiner Seite ritt und den wie das Grab schweigenden Freund mitleidig betrachtete, seine läßig herabhängende Rechte mit warmer Liebe ergriff und drückte; und die verwirrenden, betäubenden Bilder des Schmerzes verließen sein Haupt, und eine sanftere Rührung senkte sich in seine Brust, wie wenn giftige Nebel bei dem Stral einer milden Sonne als Thränentropfen des Thaues niedersinken.

„Du bist so ernst und verschlossen Ludwig," redete der Freund ihn an; „Du solltest das Auge heitrer zum Himmel aufschlagen, da wir uns nach diesem blutigen Tage noch

lebend beieinander finden. Es darf uns ein Unterpfand sein, daß unser seltsames Geschick zu einem glücklichen, entscheidenden Ausgange führen wird. Ich bin nicht sonderlich fromm, wie man es gemeinhin zu verstehen pflegt, aber nach einem solchen Tage, wo die Donner Gottes ringsumher rollten und seine Blitze einschlugen, sehe ich doch etwas bewegter als gewöhnlich zu den kleinen Sternen da oben hinauf, wenn gleich sie nur verstohlen durch das treibende Herbstgewölk blitzen."

„O Bernhard," erwiderte Ludwig, „wie hast Du Recht! Wenn ich Dich neben mir sehe, lebend, frisch wie an diesem Morgen, dann wendet sich meine Seele wahrlich dankbar zu dem ewigen Vater. Doch ich fühle auch zugleich, wie namenlos tief der Abgrund der Schmerzen sein kann. Freund, ich fühle, was ich verlor, und bebe vor dem, was ich noch verlieren kann! Wenn nun der mörderische Tod, der nur so wenige von unsren Getreuen verschonte, auch Dich hinweggerafft hätte! O dann wäre mir besser, ich läge auch auf diesem dunklen Felde!"

„Und Marie?" fiel Bernhard ein.

„Ihr müdes Haupt würde sich bald zu mir senken."

„Wohl, zu Dir," betonte Bernhard mit einer schmerzlichen Heftigkeit, welche der Freund, durch die eignen Bekümmernisse zu mächtig ergriffen, nicht bemerkte. Mir freilich, wollte er bitter hinzusetzen, würde kein Gedanke, kein Wunsch nachfolgen, wenn ich als eine gute Mahlzeit der Raben, die hier über uns schwirren und krächzen, auf diesem wüsten Schlachtfelde vermoderte. — Doch er bannte, gewohnt sich streng zu beherschen, die Gedanken von seinen Lippen in die Brust zurück und sagte mit fast gleichgültigem Ton: „Sprich nicht so frevelhaft, Ludwig. Freilich soll sie ihr Haupt bald zu Dir neigen, aber eine von Freude ge-

röthete von süßen Thränen genetzte, liebliche Wange gegen Deine warme, lebensvolle Brust."

„Hoffst Du das?"

„Gewiß, und grade heut nach der Schlacht am meisten. Denn der Sieg ist auch der Friede, der Friede die Heimkehr, diese die Versöhnung mit allen uns noch grollenden Schicksalsmächten, wenn ich den französischen Schuften nicht zu viel Ehre anthue, ihre hämischen Kreuzspinnengewebe mit dem Gespinnst der Parzen zu vergleichen."

Hier wurde ihr Gespräch dadurch unterbrochen, daß Bernhards Pferd stolperte und auf die Kniee niederfiel, so daß er fast über den Kopf desselben hinabgestürzt wäre. „Was ist das?" rief er, es emporreißend. „Der Teufel, ich glaube, es war ein Leichnam, über den ich gestürzt bin."

Bernhard hatte Recht; denn eben waren die Zurückbleibenden auf den Theil des Schlachtfeldes gekommen, wo das russische Geschütz mächtig gewüthet hatte; bisher hatten sie nur die Stellen durchritten, wo die französische Artillerie den Feind Schritt vor Schritt verfolgte, und ihm schwere Verluste beibrachte, während man selbst nur einzelne Opfer zu beklagen hatte.

„Wir sind jetzt auf der Höhe hinter Semenowskoi" sprach Rasinski; „hier müssen schon viele Todte liegen, gewiß auch noch viele schwer Verwundete. Reitet daher vorsichtig, damit wir die Qual der Hülflosen nicht vermehren."

Der menschliche Befehl war vergeblich. Denn bald wurde die Zahl der Leichname von Menschen und Pferden, die den Boden deckten, so groß, daß man fast auf jedem Schritt daran stieß.

„Wir wollen links hinab in die Schlucht hineinreiten," befahl Rasinski. „Dort hat der Tod nicht so wüthen können; wir erreichen unser Ziel zwar auf einem Umwege, aber doch

noch ſchneller als hier, wo wir auf jedem Schritte gehemmt ſind.“

So lange ſie noch auf der Höhe hinritten, blieb der Boden mit Leichnamen bedeckt.

„Es iſt mir lieb, daß die Nacht den Anblick des Grauens verhüllt,“ ſprach Ludwig; „wenngleich die Phantaſie mächtiger iſt als die Wirklichkeit, ſo werden ihre Bilder doch nicht ſo gräßlich ſein als die, welche das Auge des Tages hier entfalten wird.“

Stumm ritt die kleine Schaar durch das Leichenfeld hin. Oft glaubte man ein Ächzen, ein ſchweres Stöhnen zu vernehmen, doch der in den Bäumen des nahen Waldes rauſchende Wind, das dumpfe Geräuſch des Hufſchlags, das Raſſeln der Säbel, das Schnauben der ſchwer athmenden Pferde übertäubte dieſe einzelnen Laute des Jammers ſchnell wieder. Dennoch ſchnitten ſie tief ins Herz.

Jeder athmete freier auf, als man die Schlucht erreichte, wo der Tod ſeine Opfer nicht ſo blosgeſtellt gefunden hatte. Dem Lauf der Regenbäche folgend, die ſich hier ihr tiefes Bett gewühlt hatten, kam man an dem Fuße des Hügels vorbei, auf dem die drei Redouten lagen, wo Raſinski mit ſeinem Regiment zuerſt in den Kampf verwickelt worden war.

„Halt Front!“ commandirte er. Das Regiment, wenn man die wenigen Leute, die noch übrig waren, ſo nennen darf, ſtand jetzt mit der Fronte gegen die Anhöhe, wo es ſeine Tapferſten gelaſſen hatte.

„Dort oben,“ ſprach Raſinski mit bewegter, aber männlich kräftiger Stimme zu den Kriegern, „dort auf dem Hügel liegen unſre getreuen, tapfren Kameraden. Laßt uns ein ſtilles Gebet für ſie ſprechen.“

Mit dieſen Worten nahm er ſeine polniſchen Czapka mit dem hohen wehenden Buſch herab und neigte das entblößte

Haupt. Alle Krieger folgten ernſt ſeinem Beiſpiel. Einige Minuten herrſchte eine leiſe, heilige Stille. Dann richtete ſich der Führer wieder empor, bedeckte ſein Haupt und ritt im kurzen Galopp die Fronte hinunter; in der Mitte, auf einem kleinen Hügel hielt er. „Rechts und links ſchwenkt zum Kreiſe!“ gebot er. Es geſchah. Als man etwa einen Halbkreis gebildet hatte, denn mehr ließ das Terrain nicht zu, gebot er Halt und begann: „Kameraden! Der heutige Tag war blutig, aber ruhmvoll. Mehr als zwei Drittheile unſrer Brüder, fehlen in Euren Reihen. Die Hälfte hat den Sieg mit dem Tode erkauft, die Andren liegen an ſchweren Wunden darnieder. Wir bejammern die Tapfren, die gefallen ſind, aber ihr Loos iſt ſchön; ihr Verluſt darf uns nicht entmuthigen, ſondern wir müſſen ſtolz darauf ſein. Verbannt daher die düſtre Stimmung aus Eurer Bruſt. Wir haben geſiegt, und nach einem Siege muß das Antlitz des Kriegers freudig glänzen. Der Kampf iſt geendet; noch wenige Tage, und Euch wird der Lohn für die ſchweren Mühen und Gefahren, welche Ihr rühmlich beſtanden habt. Ja, meine Brüder, rühmlich; denn, ob uns auch in einzelnen Augenblicken der Schlacht das Geſchick entgegen war, Ihr habt gefochten wie wahre Söhne Polens; es iſt mein Stolz, Euer Führer zu ſein. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für dieſen ernſten, aber ſchönen Tag!“

Wie eine Flamme durch das ſchwere Gewölk des Rauches, das ſie lange herabgedrückt hat, plötzlich leuchtend emporſchlägt, ſo flammte nach der düſtren Stimmung der Trauer ſetzt die Begeiſterung der Krieger hell auf. „Es lebe unſer Führer, der tapfre Raſinski!“ rief Jaromir zuerſt, und die ganze Schaar der Krieger ſtimmte ein. Raſinski dankte bewegt durch Händedruck und kameradſchaftlichen Gruß, doch beherrſchte er ſeine Rührung, um die kräftigende Stimmung

der Krieger, die ihm so wichtig und nothwendig schien, nicht zu unterbrechen. Er ließ die Trompeter eine Fanfare blasen, die Glieder ordnen und schließen und ritt so an der Spitze des Zuges weiter dem Bivouac zu. In kurzer Zeit hatte man ihn erreicht, und nun fühlte Jeder das Bedürfniß der Rast und Erquickung zu mächtig, um noch an etwas Andres zu denken. — Rasinski nahm seine Lagerstelle unter drei hohen Tannen des Waldes, an dessen Rande er den Bivouac bezog, ein.

Das Feuer loderte schnell empor; sein Wiederschein beleuchtete die weit hinübergestreckten Zweige der alten, riesenhaften Bäume und das niedrige Gebüsch ringsumher. Bernhard, Ludwig, Jaromir, Boleslav und die Offiziere, welche die Schlacht verschont hatte, waren an dieser Stätte gelagert; Rasinski wünschte sie um sich zu haben.

„Nun Freunde," begann er, „laßt uns noch eine kurze Minute des traulichen Gespräches genießen und dann der Ruhe pflegen, die uns Allen nothwendig sein wird. — Es war ein harter Tag! Wißt Ihr, wie viel wir unser noch sind? Nicht mehr als hundertundfünfundzwanzig Mann, uns Alle mit eingerechnet. Dreihundertundsiebenzig hat die Schlacht uns gekostet!"

Die Offiziere sahen einander mit ernsten Blicken an. Sie waren nur ihrer fünf. Sieben hatte man schwer verwundet vom Schlachtfelde tragen müssen, elf der Tod hinweggerafft; und von denen, die hier am Feuer saßen, hatte Boleslav einen Hieb in der Stirn, den er jedoch selbst verband, weil er nicht bedeutend war, und Lichnowski, ein sehr junger Mensch, war durch einen Pistolenschuß am linken Arme gestreift. Ganz unverletzt waren von den Offizieren nur Rasinski, Jaromir, und die beiden Rittmeister Bernecki und Jelski; Bernhard war gleichfalls unversehrt geblieben, doch Ludwig hatte einige Quetschungen von seinem Sturz mit dem Pferde.

„Um Viele, um Alle, die ich vermiſſen muß, thut es mir weh," ſprach Raſinski; „doch ich darf wohl ſagen, ein Verluſt geht mir beſonders nahe. Es iſt unſer alter Petrowski, dieſer tapfre Greis, der mehr Narben als Haar auf ſeinem Schädel hatte, in deſſen Bruſt aber das Jugendfeuer des Muthes und der Vaterlandesliebe glühte, wenn gleich auf ſeinem Haupte der Schnee des Alters lag."

„Alſo Petrowski todt! — Und wo fiel er?" fragte Bernhard.

„Dort oben an den Redouten, wo wir geworfen wurden, wo die meiſten der Unſrigen den Tod fanden. Er wollte nicht weichen, er ſuchte ſeine Section zum Stehen zu bringen, da ſchlug eine Kanonenkugel mitten durch ihn und ſein Pferd hindurch, daß Beide übereinanderſtürzten. Der Säbel entfiel ſeiner Hand, und das Auge ſtarrte todt gen Himmel; ſo ſah ich ihn auf der Stelle liegen. Es war unmöglich, ihn wegzutragen, denn der Strom riß uns Alle fort."

„Sollte er nicht vielleicht unter den Verwundeten ſein?" ſagte Ludwig.

„Nein, lieber Freund, ich habe ſchon Bericht. Auch ſah ich den Tod zu deutlich auf ſeinem Antlitz. Er liegt dort oben. Wenn uns morgen Zeit gegönnt iſt, will ich ſehen, daß ich den greiſen Helden ruhmvoll beſtatten kann, damit wenigſtens ſeine Kameraden daheim erzählen können, wo die Gebeine dieſes tapfren Polen ruhen!" — Raſinski ſchüttelte ſich wie von einen Froſtſchauer durchbebt. „Wir werden zu weich Freunde! Wer weiß, welch ein Ereigniß uns in dieſer Nacht aufſtürmt; laßt uns der Ruhe pflegen."

Er hüllte ſich in ſeinen Mantel und lehnte ſich zurück; mehr um ſeinen Schmerz zu verbergen, als um zu ſchlummern. Doch hatte die ungeheure Arbeit, und noch mehr die lange Spannung der Seele, den Körper bis zur Erſchlaffung

ermüdet, und ſo ſanken bald Alle, die ihn umgaben, in feſten Schlaf.

Doch mitten in der Nacht trieben Unruhe und Sorge Raſinski auf. Er durchſchritt, in ſeinen Mantel gehüllt, die Reihen der Krieger, die im ſchweren Schlaf um die Feuer ausgeſtreckt lagen. Nur die Feuerwachen, ſaßen aufrecht, und ſchürten, indem ſie ſtarr in die Flammen blickten, gedankenlos oder gedankenvoll die Gluth.

„Was iſt die Uhr, Freund?“ Fragte Raſinski.

„Mitternacht.“

„Habt Ihr nichts vernommen? Keinen Kanonenſchuß in der Ferne, keinen Trommelſchlag?“

„Alles todtenſtill!“

„Seltſam,“ murmelte Raſinski für ſich; „man ſollte verfolgen, dem Feinde keine Ruhe gönnen. Aber die Sieger ſind vielleicht noch ermatteter als die Beſiegten!“

Er ging eine Anhöhe hinauf, die ihm einen weiten Überblick geſtattete. Das Schlachtfeld lag ſchwarz und ſchweigend vor ihm. Die Feuer glänzten düſter im weiten Halbkreiſe wie am Abend zuvor im ruſſiſchen Lager; nur vereinzelt und ſpärlich braunten dieſelben auf dem Boden, wo das ſiegende Heer gelagert war.

„Alſo das iſt die Frucht eines ſo entſetzenvollen Kampfes? Der Feind unerſchüttert in ſeiner Stellung? Morgen geht vielleicht die Sonne zum zweiten Male ſo blutig auf? Noch ein ſolcher Sieg, und wir ſind verloren!“ — Er ging heftig auf und ab. Ein verworrenes Geräuſch von Stimmen drang aus der Ferne in ſein Ohr. Es war der wohlbekannte ruſſiſche Schlachtruf, der aus dem Lager herüberdrang. „Sollten ſie mitten in der Nacht einen Angriff wagen?“

Indem rauſchte es dicht hinter ihm im Gebüſch.

„Wer da?"

„Ich bin's," antwortete Ludwigs Stimme. „Mich laſſen die ſchweren Träume keine Ruhe finden, drum folgte ich Dir, als ich Dich hier hinaufgehen ſah."

Raſinski legte ſeine Hand auf Ludwigs Schulter und ſeufzte. „O mein Freund! Meine Träume ſind vielleicht noch ſchwerer! Wäreſt Du ſo ein erfahrner Soldat als ich, Du würdeſt mich begreifen. Dieſer Sieg iſt unſer Verderben! Dieſer Krieg kann nicht glücklich enden. Der Kaiſer iſt verblendet! Er kennt das alte Rußland nicht. Er hofft nach Moskau zu dringen und dort den Frieden vorzuſchreiben. Und wenn es ihm gelingt, in die alte Hauptſtadt der Zaaren, die nur noch zwei Märſche vor uns liegt, einzuziehen, bedenkt er nicht, daß er dann erſt an der Schwelle dieſes rieſigen Reiches ſteht? daß jenſeits erſt die blühendſten Provinzen liegen, die Raum und Kräfte genug haben, die Bewohner dieſſeits der Moskwa aufzunehmen und zu nähren, während uns der Winter hier verſchlingt? — Und noch ſind wir nicht in Moskau! Siehſt Du dort drüben die glänzenden Lagerfeuer der Ruſſen, hörſt Du ihr Kriegsgeſchrei? Wenn ſie entſchloſſen ſind, wenn ihr Führer Einſicht und Muth hat, ſo werden ſie uns noch drei Schlachten liefern, bevor wir Moskaus goldne Kuppeln glänzen ſehen. — Und dann? Wenn Tauſende und aber Tauſende dahin gerafft ſind, wie wollen wir die unermeßlichen Räume behaupten, die wir erobert haben? Jeder menſchlichen Kraft iſt eine Grenze geſetzt! Gewohnt das Ungeheure zu vollbringen, das Unmöglichſte wirklich zu machen, hat unſer großer Führer ſeine Kraft überſchätzt, ſein Maaß verkannt. Er muß erliegen unter der Rieſenwucht ſeines Unternehmens, das, rückwärts rollend, auf ihn ſelbſt herabſtürzt!"

Ludwig ſchwieg; er überließ ſich ſeinen düſtren Sorgen

und Gedanken. Auch Rasinski stand schweigend vor ihm und starrte in die Finsterniß hinaus.

„O Freund," begann er plötzlich wieder, und so weich, wie Ludwig ihn nie gesehen hatte, „wenn man auf ein solches Gefilde der Verheerung blickt, dann will man auch wissen, weshalb diese Tausende von Opfern bluten mußten! O, Du ahnst nicht, welch ein entsetzliches Bild menschlichen Elends hinter diesen Finsternissen lauert. Nicht die Todten beklage ich; sie haben ihr edles Ziel erreicht. In der Schlacht zu fallen ist das Loos, ist der Ruhm des Kriegers. Aber wie viele Tausende liegen hier auf der Folterbank namenloser Qualen! Diese rauhe, regnichte Nacht durchschüttelt uns mit Frost, die wir in unsren Mänteln unversehrt, wohl erquickt am Feuer ruhten. Und jene dort? Mit zerschmetterten Gebeinen, mit zerrissenen Leibern liegen sie dem rauhen Nachtsturme preisgegeben; ihre Wunden bluten, Frost und Fieber schüttelte ihre Glieder; angstvoll zählen sie die trägen Secunden der Nacht, bis ihrem Elende Hülfe wird. Sie gedenken der Heimath, der Ältern, deren zärtlicher Sorge sie, kaum den Knabenjahren entwachsen, durch die eiserne Hand des Krieges entrissen wurden; dem Vater schwebt das Bild seiner zarten Kinder, dem Gatten die Gestalt des liebenden Weibes, dem Jüngling seine weinende Braut vor Augen. Doch aus allen den Gedanken der Liebe, die ihnen in die Ferne auf das Schlachtfeld folgen, bildet sich keine schützende, helfende Engelsgestalt, um den Verzweifelnden zu trösten! Unter starren Leichen gebettet, umgeben von denen, die in dem Kampfe des Todes sich und ihren Schöpfer verfluchen, liegen sie in gräßlicher Einsamkeit oder in furchtbarer Gemeinschaft, und jede kommende Minute schüttet einen Strom des Grausens und des Jammers über sie aus. — Ludwig! Wer die Schlacht gesehen hat, kennt nur das lächelnde

Antlitz des Krieges. Sieh Morgen das Schlachtfeld, und Du wirst vor der grinsenden Larve des scheußlichen Gespenstes beben!"

Aufgeregt durch seine Worte und Vorstellungen, hatte Rasinski die Hand des im Innersten grauenden Ludwigs heftig gefaßt. „Aber sehen sollst Du es, mußt Du es! Du mußt wissen, was der Mann für den Ruhm, für das Vaterland wagt. Der Anblick muß Deine männliche Erziehung vollenden. Aber wenn der Preis verfehlt wird! Wenn in unsrer Brust der schreckenvolle Gedanke keimt, es ist vergebens! Alles, alles umsonst! Alle die blutigen Thränen, die krampfhaften Seufzer des Elendes, die grausenden Schauer einer Todesqual, die das Mitleid selbst dem verruchtesten Verbrecher spart — Alles umsonst! Freund, dann giebt es Augenblicke, wo selbst die eiserne Kraft des Mannes morsch zusammenbricht unter der Riesenlast, die das Schicksal auf seine Schultern wälzt."

Ermattet schlug er die Arme um Ludwigs Nacken und senkte das Haupt gegen seine Brust; er vergoß keine Thräne, aber sein Herz schlug stürmisch, und seine Wange brannte wie in Fiebergluth. — Ludwig hatte nicht Worte des Trostes, er hatte nur den Druck der Liebe für den Mann, an dessen männlicher Kraft er sich so oft aufgerichtet hatte, und den er jetzt so überwältigt sah. — Aber es waren nur Minuten. Bald richtete sich Rasinski gefaßt wieder empor und sprach wehmüthig-freundlich: „Meine Brust wird ganz ruhig, Ludwig, wie die, in der kein Herz mehr schlägt; doch nun ist's vorüber, ich habe der erstickenden Beklemmung Luft gemacht, der Traum ist verweht, ich bin wieder Herr meiner selbst. Du wirst mich nicht schwach sehen, wo es gilt mich männlich zu fassen, wo der Augenblick die That fordert. Ich wollte meine Qualen allein der Nacht vertrauen:

jetzt hat ſie die Bruſt des Freundes getheilt, und Du hilfſt ſie mir tragen, nicht wahr Ludwig? Ich habe ja Deinen Schmerz auch getheilt, und ſo tragen wir beide leichter."

Arm in Arm gingen ſie hinab und ruhten bis der grauende Morgen ſie weckte.

Sechstes Capitel.

Eine Ordonnanz hatte die Nachricht gebracht, daß der Kaiſer Heerſchau über die Truppen halten wollte. Mit dem Frühſten ſaß daher das Regiment auf und rückte in die Linie vor. Erſt jetzt erfuhr man von den hin und wieder reitenden Adjutanten, daß das ruſſiſche Heer in der Nacht ſeinen Rückzug begonnen habe. Der König von Neapel mit einem Theil der Cavalerie war ausgerückt, um zu erforſchen, ob es ſich nach Moskau oder Kaluga ziehe.

Eine nachdrückliche Verfolgung mit dem ganzen Heere glaubte der Kaiſer den ganz ermatteten, faſt gänzlich aufgelöſten Truppen nicht zumuthen zu können. In einer langen Linie aufgeſtellt, krönten die Regimenter den Saum der Hügel, die das vor ihm ausgebreitete Schlachtfeld begrenzten. Es lag, eine traurige Wüſte, vor ihm da, doch war man zu fern, um das tauſendfache einzelne Elend darauf zu erkennen. Das Heer ſelbſt gewährte nur einen düſtren Anblick. Die Truppen hatten ſich um ihre Adler geſammelt; doch ſahen ſie nicht ſiegesſtolz, nicht freudig aus. Ihre Uniformen waren ſchwarz von Pulverdampf und Staub, zerriſſen von Kugeln und Säbelhieben. Hunger, Froſt, übermäßige Anſtrengung hatten die Kräfte der Tapferſten erſchöpft. Die ſonſt ſo feu-

rigen Augen blickten matt unter den buſchigen Brauen hervor. Eine erhabene Trauer lag auf den tief gefurchten Stirnen; ſie ſchien zu wachſen mit jedem Blick auf das blutige Feld, wo ſo viel tauſend Waffenbrüder ſchlummerten, oder unter grauenvollen Martern den Tod als Erlöſer erwarteten. Und dieſes Feld voller Leichen und Blut war die einzige Siegestrophäe, die man errungen hatte! Viele Regimenter waren auf ein Drittheil geſchmolzen; ein kleines Häuflein ſtanden ſie um ihre Adler, kaum mehr zahlreich genug, ſie zu beſchützen.

So harrten ſie des Kaiſers.

Ernſt ritt er an den Reihen hinunter. Er grüßte die Soldaten, lobte ihre Tapferkeit in kurzen, gemeſſenen Worten, verhieß Belohnungen, Beförderungen, Ehrenzeichen. Wohl erhoben die Offiziere den Ruf: „Es lebe der Kaiſer!“ und die Krieger ſtimmten ein. Doch war es nur eine alte Gewohnheit, eine Pflicht des Herzens, kein freier Drang deſſelben, der muthig und freudig ausbrach. Und wo ſonſt der Donner von tauſend Stimmen erſchallte, da hörte man jetzt nur hunderte, denn Vielen war die Lippe auf ewig geſchloſſen.

Nach der Beſichtigung der Truppen wandte der Kaiſer ſein Roß, um über das Schlachtfeld zu reiten. Viele Generale und höhere Offiziere folgten ihm. Raſinski, und auf deſſen Aufforderung auch Ludwig und Bernhard ſchloſſen ſich in angemeſſner Ferne dem Zuge an.

„Sieh nur, wie grau der Himmel ſich verhängt,“ ſprach Bernhard zu Ludwig, als ſie langſam an einander hinritten; „es iſt, als ſcheue er ſich, dieſem grauſenhaften Anblick ein heiteres Antlitz zu zeigen. Was muß das für eine Seele voll kühner, über das einzelne niedere Menſchenrecht und Menſchenglück hoch wie die Alpen hinausragender Entwürfe ſein,

die ein ſolches Maaß des Jammers verſchulden kann, ohne davon zerriſſen zu werden! In welcher Höhe muß der Geiſt über der Erde wohnen, dem ſo die kleinen Saaten, Früchte, Hütten, Freuden und Wünſche der Menſchheit entſchwinden, daß er nichts mehr entdeckt als die Maſſen der Länder und Völker, als die Oceane und die Veſte des Erdreichs. Wie weit muß er mit ſeinen Gedanken über die Zeit, über die Gegenwart hinausragen, der, mitten in der verworrenen tauſendfältigen Schrift der Tagesgeſchichte ſo kühn den ungeheuren Griffel der Weltgeſchichte führt!"

„In ſeiner Nähe," entgegnete Ludwig, „will mir's ſcheinen, als könnte ich mich zu dieſem Gefühl erheben. Wie ich mich ſelbſt verliere und mich nur als eine einzelne Kraft betrachten kann, welcher er mit tauſend andren zugleich die Richtung giebt; wie ich alle, die ich ſonſt als die Beſten, Größten, Selbſtändigſten ehrte, daſſelbe thun ſehe; wie ſie gegen ſein großes Eins verſchwinden, gleich den zahlloſen Tropfen eines Gewitterregens, wenn ſie den Ocean berühren — ſo wird mir begreiflich, wie ihm ſich alle die einzelnen Kräfte nur in dem einen Schwerpunkte ſeines weltgeſchichtlichen Willens zuſammendrängen. Er empfindet nur die Aufgabe, dieſe nach inneren nothwendigen Geſetzen ſeiner Seele zu verwenden; er ſieht im Menſchen nur das Atom der einzelnen Kraft, das er zur Geſtaltung des Ganzen ſammeln muß. Ob darüber die Atome der einzelnen Rechte zerſtäuben, das erwägt er nicht, das darf er nicht erwägen, und wer ſich ihm anſchließt, verliert dieſes Recht nach nothwendigem Urgeſetz. Wer nicht, der muß es einem andren Allgemeinwillen opfern; das iſt das Loos der Erdgeborenen. Wer in ſich die Kraft fühlt, die Fäden des Wollens ſo vieler Tauſende in ſich zu vereinen, der hat auch das Recht dazu; wer ſich eitel darüber täuſcht, der wird bald zerſchmettert ſein

von der Keule des Geſchicks, die er nicht zu führen wußte. Die aber, welche dem mächtigen Gebot eines Bildners der Weltgeſchichte gehorchen, dürfen nicht klagen, daß ſie ihre Freiheit einbüßen. Sie folgen hier wie ſonſt einem Naturgeſetz, nur daß das höhere des Geiſtes weniger erkannt wird als das niedere der körperlichen Stoffe. Darfſt Du Dich empören, daß Du ſterblich biſt? Soll den Gott, der Dich dieſem Geſetze unterwarf, ein Vorwurf treffen? Nimmermehr. Darum iſt ein großer Mann ſo fern von der Verantwortlichkeit für die Leiden der Einzelnen, wie dieſe von dem Rechte des Vorwurfs. Und darum fühlt er Beruf und Geſetz in ſich vereint und findet ſeine Seele nicht belaſtet durch ihren Jammer, und ſie wenden ihren Fluch nicht gegen ihn. Jeder erträgt und vertritt in ſeinem Geleiſe, was eine ewige Schickung der Wahrheit und der Gerechtigkeit ihm auferlegt. Nur ſo geſtaltet ſich der Gedanke Gottes; wer daran nicht feſt hält, der darf über das ſummende Inſect, das ihm den Schlaf raubt, eine Beſchwerde gegen die Allmacht führen."

„Blick auf! Sieh hier zur Rechten!" ſprach Bernhard unterbrechend.

Eben kam ein Transport Wagen heran, auf die man Verwundete geladen hatte. Der Ausdruck der bleichen, blutbedeckten Züge war meiſt der eines ſtillen, ergebenen Leides. Einige ſahen trotzig, wild aus, als erhöben ſie ſich über ihr Schickſal. Nur wenige ſtießen Jammerlaute des Schmerzes aus. Noch Andere empfanden nur die Freude der Hülfe, die ihnen wurde, und blickten heiter umher, als wollten ſie ſagen: „diesmal ſind wir noch aus dem offenen Rachen des Todes entſprungen."

Man erreichte jetzt die erſten Punkte, wo der Tod heftig gewüthet hatte, indem man durch den Hohlweg ritt, den Raſinski geſtern wählte, um das mit Leichen bedeckte Feld

zu vermeiden. Doch jetzt war es anders. Viele der Verwundeten hatten ſich hierher geſchleppt, um Schutz gegen den Sturm zu ſuchen. Sie lagen, in die Erdlöcher gekauert, und bebten vor Froſt und Fieberſchauer. Einem alten Grenadier klapperten die Zähne heftig gegeneinander; doch gab er keinen Laut des Schmerzes von ſich, ſondern ſtarrte aus hohlen erlöſchenden Augen die Vorüberreitenden gräßlich an. Ludwig wurde von dem Anblicke ſo entſetzt, daß er vom Pferde ſpringen und dem Unglücklichen Hülfe leiſten wollte; doch kamen zum Glück eben zwei ſeiner Kameraden heran und legten ihn auf eine Bahre, um ihn fortzutragen.

Einige Schritte weiter ſtieß Bernhard Ludwig an: „Sieh! es iſt zum Erbarmen!“

Ein junger Menſch mit blondem Haar, in deſſen weichen, faſt mädchenhaften Zügen dem Jammer zum Trotz ſich noch jugendliche Lieblichkeit malte, lag am Wege und hob die gebrochenen Augen zu den Vorüberreitenden empor. Den halb geöffneten Lippen ſchienen leiſe Worte der Klage zu entfliehen; flehend wandte er ſeine Blicke zu einigen Kriegern, die in ſeiner Nähe Verwundete aufnahmen und ſie zu einem in einer Ausbiegung der Schlucht haltenden Wagen trugen. Er ſchien zu wimmern: „O! helft doch endlich auch mir!“

Ludwig konnte es nicht ertragen, er ſprang vom Pferde, näherte ſich dem Unglücklichen und wollte ihm Hülfe leiſten. Ein graubärtiger Grenadier ſprach rauh, aber doch gerührt: „Laßt ihn liegen, Kamerad, ihm iſt nicht mehr zu helfen, wir verlängern nur ſeine Qual. Wie ſoll Einer mit einem Bein und einer zerſchoſſenen Bruſt aus dieſem wüſten Lande wieder nach Frankreich hinken. Laßt ihn und helft lieber denen, die noch zu retten ſind. Wünſcht ihm wohl zu ſchlafen, und damit gut.“

Der Unglückliche hörte die Worte, die den letzten Faden

seiner Hoffnung erbarmungslos zerrissen, und sah tief aufseufzend zu Ludwig empor. Diesem verdunkelte sich der Blick; er mußte alle Gewalt männlicher Entschlossenheit zusammennehmen, um fest zu bleiben. Mit erbarmender Seele beugte er sich über ihn und sprach: „Es ist so schlimm noch nicht, Freund, ich werde Dich dort hinauftragen; fasse Muth!“ Der Verwundete sah ihn dankbar an; zu lächeln vermochte er nicht mit den vom Schmerz zusammengezogenen Muskeln, doch glänzte ein gerührter Aufblick der Freude in seinem sterbenden Auge. Ludwig umfaßte ihn und wollte ihn emporheben; doch da der Unglückliche noch das ganze Gepäck auf dem Rücken trug, war die Last zu schwer, und er mußte ihn zurücksinken lassen. Bernhard war gleichfalls vom Pferde gesprungen, um Ludwig Hülfe zu leisten. Allein, als beide Freunde den Sterbenden sanft aufnehmen wollten, fiel sein Haupt zurück. „Ah! ma mère!“ hauchte er mit verklingender Stimme und war dahin.

„Wohl ihm!“ sprach Ludwig gerührt, als er jetzt das stille Lächeln des Todes auf das ermüdete Antlitz treten sah; „wohl ihm, nun ist die Qual geendet.“

„Komm denn vorwärts,“ drängte Bernhard, besorgt, daß Rasinski ihres Zurückbleibens wegen zürnen möchte. Sie schwangen sich wieder zu Pferde und ritten eilig nach.

Eben als sie den Zug wieder erreichten, war man auf die Höhe vor den Redouten gekommen, wo gestern der Kampf so fürchterlich getobt hatte. Hier lag das ganze Feld voller Leichen; doch sah man nicht mehr so viel Verwundete, denn schon seit dem dämmernden Morgen waren Hunderte von Soldaten beschäftigt, sie auf die herbeigeführten Wagen zu laden. Desto schauderhafter aber war die Werkstätte des Todes, die man hier betrat. Russen und Franzosen bedeckten in zahlloser Menge das Gefilde; denn hier hatte der

Kampf lange unentſchieden hin und wider getobt. Man ſah entſetzliche Verſtümmelungen; die abgeriſſenen Glieder lagen einzeln umher, oder waren achtlos in Haufen zuſammengeworfen. Die Körper halb zerriſſener Pferde hatten ſich in den wilden Zuckungen des Todes über die Todten und Verwundeten gewälzt, ſo daß man in den erſtarrten Zügen derer, die unter dem thieriſchen Leichnam lagen, noch die krampfhafte Angſt erkennen konnte, in der ſie unter der ſchauderhaften Bürde den Geiſt aufgegeben hatten. Zertrümmerte Helme, Harniſche, Gewehre, Säbel ſchimmerten zwiſchen den blutigen Leichen; Theile zerſchmetterter Geſchütze lagen umher. Es war ſchwer, die Pferde zwiſchen dieſes grauſe Gemiſch hindurch zu leiten, ohne durch ihren Huf menſchliche Körper, in denen ſich immer noch Spuren des Lebens vermuthen ließen, zu verletzen.

Der Kaiſer hielt. — Er ſah mit ſcharfem Blick rings umher; über den Anblick des Entſetzens zu ſeinen Füßen eilte ſein Auge hinweg. Er betrachtete nicht das Feld des Todes, ſondern das des Kampfes mit dem prüfenden Blick des Feldherrn. Er ſchien allein ſein zu wollen, denn ſo viel man ſehen konnte, deutete er denjenigen, die in ſeiner nächſten Umgebung hielten, durch einen Wink an, ſich zu entfernen. Sie zerſtreuten ſich nach verſchiedenen Gegenden des Schlachtfeldes. Nur der Marſchall Berthier blieb in ſeiner Nähe, und begleitete ihn auf ſeinem ferneren Ritt.

Raſinski nahm mit ſeinen Begleitern den Weg nach der Gegend zu, wo er geſtern mit ſeinem Regiment zuerſt ins Gefecht gekommen war. Bald ſah man die polniſchen Uniformen von weitem ſchimmern, die an ihrer leuchtend blauen Farbe weit her zu erkennen waren.

„Hier ſucht' ich Dich geſtern," ſprach Bernhard zu Ludwig; „beim Teufel, es iſt mir lieb, daß ich Dich jetzt neben

mir reiten ſehe!“ Dieſe Worte ſtieß er faſt wild heraus; Ludwig erkannte indeſſen wohl, daß er nur die ihn überwältigende Rührung und Erſchütterung, die der Anblick des Schlachtfeldes in ihm erregt hatte, hinter dieſer rauhen Larve verbarg.

„Nun wird man's bald gewohnt werden, und dabei einſchlafen können, wie Miſſethäter auf der Tortur, wenn ſie lange gemartert worden,“ fuhr Bernhard fort. „Der Menſch iſt fürchterlich gelehrig in der Kunſt der Erbarmungsloſigkeit. Ich fange ſchon an mir Alles abzuſchütteln wie Schnee von einem Mantel.“ In der That machte er dabei eine Bewegung des Körpers, die dieſen Worten entſprach; ſeine Züge aber verriethen, daß er die Schauer, die ihn heftig erfaßten, auf dieſe Weiſe verbergen wollte.

„O, wenn es uns gelänge, die Leiche des alten braven Graubart Petrowski aufzufinden,“ ſprach Raſinski, indem er den Blick aufmerkſam über das Feld warf und die Todten ſeines Regiments einzeln ſcharf betrachtete. „In dieſer Gegend ſah ich ihn fallen. — Verwundete ſehe ich zum Glück nicht mehr hier; es war freilich der Theil des Schlachtfeldes, den wir am früheſten behaupteten, und hier konnte ſchon zeitig Hülfe geleiſtet werden. — Aber iſt das nicht Jaromir, der dort ſo haſtig heranſprengt?“

Man erkannte ihn an einem weit leuchtenden Falben, den er ſeit geſtern ritt, wo er zwei Pferde verloren hatte. Als er näher gekommen war, ſo daß er bemerkt wurde, winkte er mit dem Säbel zu ſich heran. Im Felde iſt man immer auf wichtige Botſchaft gefaßt, deshalb eilte Raſinski ihm entgegen zu kommen; Ludwig und Bernhard blieben natürlich nicht zurück.

„Wir marſchiren, Raſinski,“ rief Jaromir. „So eben iſt der Befehl gekommen,“ fuhr er fort, indem ſie langſam

zuſammen weiter ritten, da die vielen Leichen und Trümmer noch keine ſchnellere Bewegung erlaubten. „Boleslav iſt ſchon fort mit dem Überreſt des Regiments. Ich blieb um Dich aufzuſuchen; ſie nehmen die Straße über Utiza. Wir ſollen die Seitenwege der alten Straße nach Moskau recognosciren, weil man glaubt, daß ſich die Ruſſen dorthin gezogen haben und auf Kaluga und Tula marſchiren."

„Wer hat den Befehl gebracht?"

„Ein Adjutant des Königs von Neapel."

„Habt Ihr Fourage gefunden?"

Jaromir ſchüttelte den Kopf.

„Alſo die Pferde hungern?"

„Etwas Heu und halbgewelktes Gras war Alles, was wir auftreiben konnten, doch hoffen wir in den Dörfern rechts der Straße noch Vorrath zu finden."

„Und wie ſind die Leute?"

„Ausgeruht, doch nicht genug; unternehmend, aber nicht fröhlich. Der Sieg iſt zu unvollſtändig. Sie wiſſen, daß man nur achthundert Gefangene hat, und man ſollte nach einer ſolchen Schlacht doch doppelt ſo viel Tauſende erwarten. Die vierundzwanzig ſchweren Kanonen und etliche Feldſtücke ſind die einzige Beute, die man gemacht hat."

„Und dafür ſiebzigtauſend Todte und Verwundete!" ſprach Raſinski düſter.

„Doch auf beiden Seiten," entgegnete Jaromir.

„O, wir haben an der Hälfte, die auf uns fällt, auch doppelt genug. — Ein fürchterlicher Sieg! Zweiundvierzig Generale ſind geblieben, unter ihnen Coulaincourt und Montbrun. Auch Marſchall Davouſt iſt verwundet."

„Aber nicht gefährlich!"

Raſinski entgegnete nichts weiter, denn man hatte jetzt ein freies Terrain erreicht und ſprengte raſch darüber hin,

um ſich dem Regiment wieder anzuſchließen, und aufs neue in das brauſende Meer kriegeriſcher Thätigkeit zu ſtürzen.

So ſind die wilden Schrecken des Krieges der Arzt ihrer eigenen Zerſtörung. Denn in dem ſtets fortbrauſenden Getümmel wird die klagende Stimme der Bruſt ſo übertäubt, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr vernimmt. Wer kann, ſo lange der Sturm ſich mit unaufhörlich erneutem Grimm auf das ſchwankende Fahrzeug ſtürzt, die betrauern, welche er hinabgeriſſen hat in die Wirbel des Meeres? Die Seele ſelbſt brauſt ja in ſtürmenden Wogen auf; erſt wenn dieſe beruhigter wallen, vermag ſie die Bilder des Lebens wieder klar in ſich abzuſpiegeln. Dann aber ruht auch ſchon, ſo hat es die ewige Güte geordnet, in ihrer Tiefe wieder das reine, treue Blau des Himmels, wo das glaubende Herz jeden Troſt findet, den es ſucht.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Am 14. September erreichten die ersten Reiterschaaren des Heeres, zu denen auch Rasinski mit dem kleinen Überreste seiner Freunde gehörte, den Berg des Heils, von dem sie das prächtige Moskau, den alten geheiligten Sitz der Zaaren vor sich in der Thalsenkung ausgebreitet sahen. Es war zwei Uhr Mittags. Eine glänzende Herbstsonne brach eben durch leichtes Gewölk, welches in dem lichtblauen Raum des Himmels schwebte. In tausendfältigem Farbenspiel funkelten die zahllosen Kuppeln der Kirchen und Paläste, die, in Gold und schimmerndem Grün stralend, die Stadt hoch überragen. Aus dem Wald der Thürme stieg der Kreml wie ein gekröntes Haupt empor; die Moskwa schlang das silberne Band durch die Gefilde. Schaaren flatternder Tauben wiegten sich mit leuchtenden Flügeln im Sonnenstral hoch über den Dächern und umkreisten die Thurmspitzen.

Ein unwillkürlicher Ausruf der Freude und der Ehrfurcht zugleich entstieg der Brust bei diesem überraschenden Anblick. „Moskau, Moskau!" ertönte der Ruf der Krieger, die sich kaum überreden konnten, daß das unendlich ferne, wunderbar in das Geheimniß der Sagen und Mährchen gehüllte, mit

zahllosen Mühen und Gefahren erstrebte Ziel nun wirklich erreicht sein sollte. Ein goldner Preis des Siegers, eine stralende Krone des Ruhms, lag die Hauptstadt des alten Rußlands vor den Augen der kühnen Männer, die es gewagt hatten, von den schönen, wirthbaren Ufern der Ströme Frankreichs und Deutschlands mitten durch die Wüsteneien vorzudringen, hinter denen sich diese Reichthümer verschanzen, die an die Mährchen des Morgenlandes erinnern.

Freudenruf und Siegesjubel erfüllen die Luft. Die Vordern rufen und winken ihren Kameraden. Der unter den Mühseligkeiten des Marsches fast erliegende Krieger fühlt sich plötzlich mit neuer Kraft durchdrungen, jede Erinnerung an seine Leiden, Sorgen, Gefahren ist verschwunden. Einem Strome gleich, der sich plötzlich eine neue Bahn gebrochen, und nun im rascheren Laufe dahinschießt, fluthet die Menge in stets wachsender Beschleunigung die Höhe hinan, daß die mächtig vordringende Woge den Gipfel überschwillt. Je dichter die schwarzen Heeresmassen sich auf der Anhöhe sammeln, je lauter tönt der jubelnde Ruf und dringt durch die stillen Lüfte gen Himmel.

„Also das ist die berühmte, an Sagen und Wundern reiche Stadt der Zaaren," rief Bernhard, als er oben sein Roß anhielt. „So haben wir sie denn endlich doch aufgefunden hinter den endlosen Wäldern und Steppen, die sie beschützend umgürten!"

„Es war Zeit," sprach Rasinski, und that einen Blick rückwärts auf das Heer; „hohe Zeit!"

Ludwig betrachtete die reiche, unermeßlich ausgedehnte Stadt gleichfalls mit jenem ehrfurchtsvollen, die Brust erweiternden und hebenden Staunen, womit uns der Anblick eines Ortes oder eines Menschen erfüllt, dessen Ruhm lange von Ferne her zu uns gedrungen ist, den wir schon in den

Tagen unſrer Kindheit als ein Wunderbild in der Seele trugen, das aus unerreichbar weiten Räumen und Zeiten zu uns herüberſchimmerte.

„Ein koloſſales Gemälde," rief Bernhard lebhaft; „daß man ſo etwas nicht malen kann! Seht nur die Maſſen von Licht und Glanz auf den Kuppeln dort; dann das verworrene Gemiſch der Dächer und niedern Häuſern, der grünen Streifen und Flecken der Gärten, die ſich als Geäder und eingeſprengte Maſſen durch das Geſtein ziehen; die Silberblicke mit denen der Strom durch die Landſchaft blitzt; und wenn wir uns umſehen, dieſes ungeheure Heer, das einer ſchwarzen Fluth gleich, durch die Felder wogt. Seht nur, wie die Bajonette im Sonnenlicht blitzen, die Federbüſche leuchten und das Erz der Kanonen ſchimmert, die drüben in der langen Colonne am Walde herunterziehen. Hier und dort verliert ſich der Blick ins Unendliche. Denn die letzten Thürme der Stadt verſchwinden ſchon im blauen Duft und Nebel, und der lang nachgeſchleppte Schweif von Wagen und Nachzüglern des Heeres verliert ſich in unabſehbaren Räumen."

Während dieſes Geſprächs war man langſam die Höhe hinuntergeritten. Einige Zeit hatte eine bunte Verwirrung geherrſcht, wie ſie ſtets bei außerordentlichen Ereigniſſen auf dem Marſche zu entſtehen pflegt; doch jetzt wurden die Leute wieder geordnet, mußten in ihre Züge eintreten und ſich dem ſtrengen Geſetz des Marſches vor dem Feinde unterwerfen. Denn man durfte allerdings auf einen ernſten Widerſtand gefaßt ſein, bevor man das Kleinod des Reiches, das Palladium der ruſſiſchen Krone, in ſeine Gewalt bekam, das wie ein glänzender Diamant vor den Augen des Heeres leuchtete.

So rückte man der Stadt näher und näher, jeden Augenblick gefaßt darauf, einem entschlossenen Feinde zu begegnen. Plötzlich hielt man an; das Gerücht lief von Reihe zu Reihe, der König von Neapel sei im freundlichen Gespräch mit den Führern der Kosacken begriffen. Schon überließ man sich der Hoffnung, daß der Kampf hier ein Ende habe, der Friede nahe, der Lohn für alle bestandenen Mühen und Gefahren gewiß und unermeßlich sei. Rasinski suchte, indem er etwas voran ritt, die Wahrheit zu erfahren. Sie beschränkte sich darauf, daß der König allerdings mit einigen Kosacken gesprochen und sie beschenkt habe. Sie hatten indessen nur einen Offizier begleitet, der freien Abzug für die Arrieregarde Kutusow's forderte; im Verweigerungsfalle drohten sie die Stadt hinter sich in Flammen aufgehen zu lassen. Der Kaiser, aufs schleunigste benachrichtigt, willigte ein; man rückte demnach vor und in die Stadt ein.

Während Prinz Eugen und Fürst Poniatowski mit ihren Corps sich zur rechten und linken Seite der Hauptstraße ausbreiteten und die Stadt gewissermaßen umzingelten, folgte Rasinski mit den Seinigen dem Könige von Neapel, der mit Vorsicht einrückte. Es schien unmöglich, daß der Feind gar keinen Widerstand leisten sollte; man mußte im Gegentheil auf heftige Gefechte in den Straßen gefaßt sein.

Jetzt zog man durch die Gassen der Vorstadt. Sie waren leer und öde, gleich den verlassenen Dörfern, deren man so unzählige auf dem Wege bis an dieses ersehnte Ziel getroffen hatte.

„Sollten sich die Einwohner so vor uns fürchten," bemerkte Bernhard gegen Jaromir, der dicht neben ihm ritt, „daß sie auch keine Nasenspitze, nicht einen Zoll ihrer langen Bärte blicken lassen? Sollte denn nicht ein einziges hübsches Kind neugierig genug sein, um die fremden Ankömmlinge

aus einem jener kleinen Fenster wenigstens einmal zu beguken? Es ist uns ganz Recht, wenn der Feind sich vor uns fürchtet, doch die Mädchen müssen nicht gar zu scheu sein. Sind wir denn Menschenfresser, zum Teufel, oder hält man uns dafür?"

„Ich vermuthe," antwortete Ludwig, „daß sich die Bewohner dieser Vorstädte in die Stadt geflüchtet haben. Sie fürchteten vielleicht den ersten Anlauf; es war auch nicht unwahrscheinlich, daß sich hier ein Gefecht entspinnen könnte. Da ist freilich der am schlimmsten daran, der keine Waffen führt."

„Und zumal hier," wandte sich Rasinski, der ihr Gespräch gehört hatte, um, „wo die hölzernen Häuser bei der ersten Granate, die man hineinwürfe, wie dürres Stroh hell auflackern würden."

„Es wäre ein verwünschter Streich," warf Jaromir hin, „wenn uns die Winterquartiere abbrennen sollten. Mir däucht, wir könnten die Ruhe von sechs bis sieben Monaten, auf die ich hier hoffe, gebrauchen."

Rasinski schwieg, doch las man auf seiner Stirn, daß er in Jaromirs Hoffnungen nicht einstimmte. „Das Erwünschteste wäre wohl," sprach er nach einer Pause, „wenn der Friede so bald als möglich einträte. In diesem Falle, vermuthe ich, würden wir den Winter nicht hier zubringen, da die Gegenwart des Kaisers und seiner Heere im Mittelpunkte Europas nothwendiger ist, als hier fast an den Grenzen Asiens."

Boleslav ritt ernst und still, wie er pflegte, vor sich hin, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Plötzlich stockte der Zug wieder. Da Rasinski sich nicht an der Spitze desselben befand, konnte er nicht sehen, ob irgend ein äußeres Hinderniß daran Schuld war. Indem

er noch seine Blicke nach vorn richtete, kam Obrist Regnard die Gasse herab. Er trug den Arm noch in der Binde und ein breites, schwarzes Pflaster über der Stirn. Seit der Unterredung während der Schlacht hatte ihn Rasinski nicht mehr gesehen.

„Guten Abend Obrist," rief er ihn an, „Sie kommen von der Spitze der Colonne her; was hält uns denn wieder auf?"

„Ah, Freund Rasinski, wie geht's?" erwiderte Regnard. „Ich freue mich, Euch wohl zu sehn, obwohl ich's schon aus dem Rapport wußte, daß Ihr aus dem Schiffbruch zu Mosaisk gerettet seid. — Was uns aufhält? Nichts als eine abgebrochene Brücke über die Moskwa, die sogleich hergestellt sein wird. Aber —" hier winkte er ihm zu und sprach leise mit ihm. Bernhard, der mit seinem scharfen Auge immer durch das Antlitz eines andern bis tief in die Brust desselben hinab sah, bemerkte eine auffallende Bewegung in Rasinski's Zügen. Auch Regnard's kaltes, scharf gezeichnetes Gesicht, sonst weniger Veränderungen fähig, weil alle Linien desselben wie in festen Stein geschnitten waren, drückte ein schauerliches Befremden aus. Es mußte irgend etwas von der äußersten Wichtigkeit oder Gefahr sein, was er Rasinski mitzutheilen hatte. Ihr Gespräch dauerte jedoch nur drei Minuten, worauf Regnard seinen Weg fortsetzte. Mit gefurchter Stirn kehrte Rasinski zu den Seinigen zurück; er schien eben mittheilen zu wollen, was ihm der Obrist vertraut hatte, als die Colonne sich wieder in Bewegung setzte und, wie es immer nach einer Stockung geschieht, desto eiliger nachrücken mußte. Bald erreichte man die Moskwa; die Brücke war so schlecht hergestellt, daß man es vorzog, durch den sehr seichten Fluß zu reiten. Bernhard bemerkte, daß Rasinski mit immer gespannterer Aufmerksamkeit die Häuser und Gas-

sen betrachtete, je näher man der eigentlichen Stadt rückte. Endlich kam man an die Ringmauer, welche dieselbe umschließt.

„Hier werden die Gassen doch breiter und die Häuser ansehnlicher," sprach Bernhard, „in der Perspective hat man sogar mehrere Gebäude, die Palästen gleichen. Nun werden wir doch auch wohl die Bewohner derselben kennen lernen."

„Das eben fürchte ich," sprach Rasinski sich umwendend leise, aber mit sehr besorglicher Betonung, „werden wir nicht. Nach Regnard's Berichten soll die ganze Stadt verlassen und so öde wie der große Kirchhof sein, an dem wir beim Einmarsch vorbeikamen."

Diese Worte, nur zu den Nächsten seiner Umgebung gesprochen, erfüllte dieselben mit einem kalten Schrecken. „Wie? Unmöglich?" rief Jaromir; „das deutete also auf erneuten Krieg, auf den entschlossensten Widerstand, selbst nachdem wir in das Herz des Reiches eingedrungen sind?"

„So ist allerdings zu fürchten! Jetzt treffen Ahnungen ein, die mir schon beim Betreten Altrußlands düster vorschwebten. Nicht den Kaiser Alexander und seine Heere werden wir mehr zu fürchten haben, nicht mit ihnen werden wir kämpfen, sondern ein ganzes, unermeßliches Volk ist es, das gegen uns mit der glühenden Wuth aufsteht, die der Fanatismus in der Brust des Menschen entzündet. Tief versunken in mystischen Aberglauben, in unterwürfige Demuth gegen ihre Götter wie gegen ihre Herrscher, wird es unmöglich werden, sie irgend einer Überredung, einer vernünftigen Überzeugung zugänglich zu machen, die sie belehren kann, daß wir nicht gekommen sind, um ihre Altäre zu vernichten, ihre Kirchen zu plündern, ihre Städte zu verbrennen. Hier wird kein Krieg mehr zwischen zweien Mächten geführt werden, wo die Entscheidung auf dem Wahlplatz

oder im Rath der Miniſter fällt; ſondern ein ganzes Geſchlecht waffnet ſich gegen uns, das uns verflucht, wie den Abſchaum der Hölle. Der Einzelne iſt der Feind des Einzelnen; der Haß entflammt ſich in der Bruſt des Knaben und des Weibes. Da giebt es keinen edlen, großmüthigen Kampf der Gedanken, der Ehre, des Ruhmes mehr, ſondern Alles artet aus in ein gräßliches Morden, Schlachten und Würgen, wo Sieg und Niederlagen gleich entſetzlich ſind."

Ein düſtres Feuer leuchtete aus ſeinen Augen während er ſprach; er hatte die hohe Stirn in finſtre Falten gerunzelt, und ein tiefer Schmerz umzog ſeine Lippen. Bernhard betrachtete ihn mit unverwandten Augen. Über die Schönheit, die erhabene Würde ſeines männlichen Antlitzes, vergaß er einen Augenblick, weshalb dieſe Gewitterwolken in ſo ernſter Majeſtät darüber hinzogen. — Wahrlich, dachte er bei ſich ſelbſt, der Menſch iſt am ſchönſten, wenn ein edler Gram aus der Tiefe des Herzens herauf durch die leichten Hüllen des Auges und des Angeſichts ſchimmert. Darum bildeten die Alten ihre Heroen ſo tief ernſt; darum ſelbſt in ihren Götterbildern der erhabene Anflug eines leiſen Grams, der die Züge ſo veredelt und verklärt.

Doch der ſchnelle Wechſel der Gegenſtände und der Betrachtungen, die ſie erzeugten, duldete kein langes Verweilen der Gedanken auf einer Stelle; zumal da, wo ſie ſo fern aus dem Kreiſe der nächſten, mächtigen Wirklichkeit lagen.

Die Straßen, durch welche man zog, machten einen ſeltſamen Eindruck; ſie waren belebt durch das Getümmel des Kriegs, und doch zugleich todtenſtill, weil die Häuſer an beiden Seiten wie ſtumme Gräber ſtanden, aus denen keine Spur, kein Hauch des Lebens heraufwehte. Nicht einmal der Rauch eines Schornſteins war zu entdecken. Die Kup-

pein der Kathedralen glänzten in ſtralendem Gold, von grünen Kränzen umzogen; die Säulen der Paläſte ſtiegen prachtvoll empor. Doch ſchien der Schmuck dieſer edlen Architektur der einer ſtattlich heraus gekleideten, zur letzten öffentlichen Schau ausgeſtellten Leiche zu ſein, ſo ſtarr, ſo ſtumm blieb Alles. Dieſe Miſchung der üppigſten Pracht des Lebens mit der ſtillen, tiefen Einöde des Todes, war ſo peinlich, daß ſie ſelbſt in die Bruſt des roheſten Kriegers eindrang, der noch keine Ahnung von der furchtbaren Wahrheit hatte.

Schon zwei Stunden zog man durch dieſe ſteinerne Wüſte, und ſchien ſich immer tiefer und tiefer in der labyrinthiſchen Irrgängen derſelben zu verwickeln. Denn nur langſam rückte man vor, da der König, der noch immer nicht an die Wahrheit glauben wollte, jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig war, und die Beſorgniß noch nicht verbannen konnte, daß man ihn liſtig in dieſes trügeriſche Netz verworren ſich kreuzender Gaſſen locken wolle, um plötzlich von allen Seiten überfallend hereinzubrechen. Darum ſandte er in jede Seitenſtraße ſtarke Trupps hinein, die erkunden mußten, ob der Feind nicht irgendwo lauere. Aber man fand Niemand. Eine grauſe Stille herrſchte in der ungeheuren Stadt, wo ſonſt das Gewühl des Verkehrs das Ohr betäuben mußte. Nur den dumpfen Hufſchlag der Pferde, das Klirren der Waffen vernahm man, wie es die ſtummen, hohen Mauern ſchauerlich zurückwarfen. So wie der Zug einen Augenblick ſtockte und hielt, breitete ſich die Stille wie ein Leichentuch über die Schaaren aus. Denn auch der Soldat war von dem unheimlichen Gefühl tief durchdrungen, und obwohl er in die Hauptſtadt des Feindes einrückte, ertönte doch kein Ruf des Sieges, kein Laut der Freude oder des Jubels; ſondern ernſt, ſchweigend, indem er nur das erſtaunte Auge an den hohen Gebäuden auf- und abwärts

ſchweifen ließ, um eine Spur des Lebens darinnen zu entdecken, zog er in die Herrſcherſtadt der alten Zaaren ein.

Jetzt ſtiegen die Mauern und Zinnen des Kremls düſter über den Häuptern der Krieger empor. Da zum erſten Mal vernahm man, als ſei es ein erquickender Laut, ein verworrenes Gemiſch von Stimmen und kriegeriſches Getümmel. Es war ein Trupp zuſammengelaufenen Volkes, das ſich im ſchwarzen Gewimmel um einen Zug Wagen drängte, auf denen Lebensmittel und einige Verwundete lagen, die man nicht eilig genug hatte aus der Stadt ſchaffen können. Etliche Koſacken, zu ihrer Deckung zurückgelaſſen, flüchteten auf ihren kleinen behenden Roſſen und waren bald in den ihnen wohlbekannten Gaſſen verſchwunden, ohne von den nachgeſandten Kugeln verletzt zu ſein. Doch vom Kreml her, an deſſen Thoren man in dieſem Augenblick ankam, tönte urplötzlich ein gräßliches Gebrüll heulender Stimmen. Raſinski war, nur von Bernhard begleitet, bei dem Schall der erſten Schüſſe vorwärts geſprengt, um zu ſehen, was es gab; ſelbſt ſeine männliche Bruſt, der Drohungen jeder Gefahr längſt gewohnt, erbebte bei dieſem grauenvollen Laut. Sein Auge folgt der Richtung, die ſein Ohr ihm angiebt. Da ſieht er auf den Mauern des Kreml eine Anzahl entſetzlicher Geſtalten, Männer und Weiber, mit wüthenden Gebährden, die den Eingang in die heilige Burg der Zaaren vertheidigen wollen. Das verworrene, zerrauſte Haar der Weiber, der wilde ſtruppige Bart der Männer, Schmuz, Lumpen, Geheul, gräßliche Verzerrung des Geſichts, plumpe, barbariſche Waffen, alles dies vollendet das Grauenhafte des Anblicks. „Was? Sendet uns die Hölle ihre ſcheußlichſten Dämonen entgegen, um uns zu ſchrecken," ruft Raſinski aus und ſtutzt. „Sind das Menſchen oder Wehrwölfe?" fragt Bernhard gleichfalls ſchaudernd. Die entſetzliche Schaar er-

hebt aufs Neue ihr wildes Geschrei, und Flintenschüsse fallen von der Mauer in den dichten Haufen. Der König von Neapel schwingt ein weißes Tuch als Zeichen der friedlichen Unterhandlung, und ruft Rasinski heran, um ihnen zu sagen, daß sie den rasenden vergeblichen Kampf aufgeben sollen, daß man ihnen kein Übel zufügen will. Rasinski reitet vor; in ihrer Landssprache ruft er ihnen zu: „Hört, vernehmt Worte des Friedens!“ Doch ein gräßliches Geheul, wobei die Weiber ihre Brüste schlagen und das Haar raufen, theilt statt der Antwort die Lüfte. Rasinski ruft ihnen noch einmal zu, sich zu ergeben. Da springt ein Weib, kolossal von Gestalt, der das wilde Haar weit über die Schultern hinabfällt, auf die Zinne der Mauer. „Hund! Zerfleischen will ich Dich mit meinen Zähnen, wie eine hungrige Wölfin! Räuber, Du sollst zerrissen werden, wie der Jäger, der der Bärin das Junge aus der Höhle trägt! Fluch Euch Mördern unsrer Kinder und Gatten! Fluch Euch Verwüstern unsrer Städte! Und dreimal Fluch Euch ruchloser Brut, die ihr die heiligen Altäre schändet und den Allmächtigen mit verfluchter Zunge lästert. Wehe soll über Euch kommen, mehr als über die Verdammten im Schwefelpfuhl! Fluch, Fluch, ewiger Fluch!“

Rasinski schauderte. Diese drohende Gestalt war furchtbar, aber sie erregte keinen Abscheu! Weite, schwarz und graue Gewänder umhüllten sie, ein blutig rothes Tuch, halb einer Mütze, halb einem Turban ähnlich, war um das Haupt gewunden. Das ergraute Haar flatterte im Wind um ihre Schultern, ihre Auge blitzte und rollte wild in seinen Kreisen, der Mund hatte sich zum lauten Fluch geöffnet, sie erhob die Hände beschwörend zum Himmel.

Alle männliche Kraft zusammenraffend rief Rasinski noch

einmal mit seiner Löwenstimme: „Wollt Ihr Gnade verschmähen, Rasende?“

Ein wildes Gebrüll, mit drohenden Gebärden begleitet, übertönte seine Worte, noch bevor er geendet hatte. Durch einen Wink bedeutete er den König, daß Alles vergeblich sei; dieser gab ein Zeichen, das Thor zu sprengen. Die bereits aufgefahrene Artillerie gab Feuer. Drei Schüsse, deren Donner furchtbar in der öden Stadt widerdröhnte, krachten gegen das Thor. Es stürzte zersplittert zusammen. So wie es sich öffnete drang der verworrene Knäul jener Wüthenden aus der Pforte hervor und stürmte in die Reihen der Krieger ein. Man hatte ihrer schonen wollen, da es zu Wenige waren, um einen überlegenen Feind zu nutzlosem Blutvergießen zu veranlassen; der fanatische Patriotismus der Unglücklichen aber machte es unmöglich. Gleich wilden Thieren brachen sie grimmig in die dichte Schaar der Gegner ein, um wenigstens deren so viele zu vertilgen, als sie vermochten. Ein Wüthender schlug mit einem Baumast, der einer Keule glich, zwei Franzosen zu Boden, und hatte in einigen gewaltigen Sprüngen schon den König, der, wie immer, einer der Vorderen bei der Gefahr, erreicht, als Rasinski noch eilig herbeisprengte und einen Säbelhieb gegen den Rasenden führte. Doch er fiel flach, und mit der Wuth eines gehetzten Hundes packte ihn jetzo der halb getroffene an, riß ihn mit überlegenen Kräften vom Pferde herab, schleuderte ihn zu Boden und warf sich über ihn her. Bernhard war schnell wie eine heranschießende Schlange vom Pferde und riß den Wüthenden, der Rasinski zu erdrosseln versuchte, zurück. Ein französischer Offizier sprang ihm bei. Mit Mühe brachen sie die Arme des Russen auseinander, mit denen er Rasinski gepackt hatte; als er dieser nicht mehr mächtig war, fletschte er die Zähne ergrimmt und drohte den Unterliegenden

damit zu packen. Doch jetzt hatte auch Rasinski wieder einen freien Arm gewonnen, und indem der Wüthende nach ihm biß, schlug er ihn, eine andere Abwehr war unmöglich, mit der geballten Faust so gewaltig in den Mund, daß ein dicker Strom schwarzen Blutes daraus hervor und ihm über Brust und Antlitz stürzte. Dennoch ließ der Barbar nicht ab, sondern trotzte den drei Männern, mit der ungeheuren Kraft seines muskulösen Körpers, bis ihn die Kugel aus der Pistole eines Chasseurs, der ihn kalt mit auf die Brust gesetztem Feuerrohr mitten durchs Herz schoß, leblos zu Boden streckte.

Rasinski und Bernhard schauderten über diesen Kampf; er glich zu sehr dem Mord, dem wahren Abschlachten der Barbaren, um ein edles männliches Herz nicht mit dem tiefsten Abscheu zu erfüllen. Indessen waren die Übrigen, welche noch Widerstand leisteten, theils niedergehauen worden, theils hatten sie mit verzweiflungsvollem Geheul die Flucht ergriffen. Es schien nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen; man ließ sie daher sich in den öden Gassen der Stadt zerstreuen, und der König von Neapel setzte den Marsch mit den Seinigen weiter fort.

Doch mehr als jemals wurde es jetzt nothwendig, sich nicht ohne die größte Vorsicht in das labyrinthische Gewinde der Gassen zu vertiefen. Der Soldat, der alle diese reichen Häuser und Paläste von den Einwohnern verlassen sah, richtete seine Gedanken auf die Beute, die er an dem zurückgelassenen Gut zu machen hoffte. Einzelne versuchten hie und da sich von dem Zuge zu entfernen, um sich plündernd in den Häusern zu zerstreuen; doch der strengste Befehl untersagte es ihnen, und als Beweis, daß er befolgt werden würde, schoß ein General mit eigner Hand einen Dragoner nieder, der sich in eine Seitengasse stehlen wollte. Dies wirkte;

die Menge gehorchte dem Gebot pünktlich. Doch hielten die Führer Vorsicht für nöthig, und sandten daher, wo sie an ein bedeutendes Gebäude, das öffentlichen Zwecken gewidmet schien, oder an eine Gruppe ansehnlicher Häuser kamen, immer starke Abtheilungen seitwärts, um dieselben unter deren Schutz zu stellen.

So erhielt auch Rasinski den Auftrag, einen großen, von Reichthum des Besitzers zeugenden Palast, der in einer breiteren Querstraße, wo sonst nur kleine Häuser befindlich waren, lag, zu besetzen. Mit seinen wenigen noch übrigen Leuten, und einem Bataillon leichter Infanterie das ihm beigegeben wurde, trennte er sich von dem Corps des Königs von Neapel und bezog mitten in der Stadt ein eignes Feldlager. Er nahm von dem Palast und den umliegenden Häusern förmlich Besitz. Keine lebende Seele machte ihm denselben streitig. Boleslav beauftragte er, mit einer Anzahl von Leuten diejenigen Gegenstände, welche zur Kleidung und Nahrung der Soldaten dienen und sich etwa vorfinden sollten, aus den Gebäuden zu entnehmen, um eine billige Vertheilung derselben nach Bedürfniß vorzunehmen. Bis er selbst sich von der Sicherheit der Häuser überzeugt habe, verbot er aufs strengste sich darin einzuquartieren; vor ein jedes derselben ließ er eine Schildwache stellen, die mit ihrem Leben verantwortlich für Plünderung oder muthwillige Zerstörungen wurde.

So schlugen denn die Truppen einstweilen einen geordneten Bivouac in der breiten, einem Platze ähnlichen Straße, auf, die dem Palaste gegenüber lag. In diesem nahm Rasinski sein Hauptquartier und richtete sogleich ein Bureau ein, das ihm für die genauere Ordnung des Dienstes und mancher übrigen Geschäfte notwendig war. Wie bisher erhielten Ludwig und Bernhard den Auftrag, die Arbeiten in demselben zu übernehmen.

Zweites Capitel.

Es dunkelte ſchon, als dieſe vorläufigen Anordnungen getroffen waren. Man befand ſich denn nun in der Hauptſtadt des Feindes, man hatte ſie förmlich in Beſitz genommen; ja mehr als man glaubte, da alles darin, was nicht fortzuſchaffen war, den Einrückenden gewiſſermaßen als Erbe überlaſſen blieb. Das Schloß, welches Raſinski mit ſeinen beiden jungen Freunden bezogen hatte, war von alterthümlicher, würdiger Bauart. Das Thor, hoch, gewölbt, mit Eiſen ſtark beſchlagen, hatte man erſt ſprengen müſſen; man fand es von Innen verringelt, ein Beweis, daß entweder noch Leute im Schloſſe befindlich, oder durch den Garten geflüchtet ſein mußten. Das Letztere ſchien am wahrſcheinlichſten. Als man die beiden, ſymmetriſchen Wendeltreppen, welche von jeder Seite der Hausflur in das mittlere Stockwerk führten, hinanſtieg, gelangte man in weite Corridors, an denen eine lange Reihe von Gemächern und Sälen hinunterlief. Sie zeugten von großer Pracht, von ſelbſt in Rußland nicht gewöhnlichem Reichthum; doch war, wie Meubles, Form der Spiegel, Tapeten und Vergoldungen bewieſen, die Ausſchmückung mindeſtens ſchon durch die Väter der jetzigen Beſitzer geſchehn.

In dem Zimmer zunächſt der Treppe richteten Ludwig und Bernhard das Bureau ein. Aus demſelben trat man rechts in einen geräumigen Saal, und neben dieſem hatte Raſinski ſich in einem kleineren Gemach, das eine Art Boudoir geweſen zu ſein ſchien, eingerichtet; zur Linken des Bureauzimmers hatten Ludwig und Bernhard in zwei großen Gemächern ihre Schlafſtätten aufgeſchlagen.

Es fing an zu dunkeln; draußen auf der Straße flackerten die hellen Wachtfeuer, an denen die Leute bivouakirten. Der Widerschein der Flammen spielte gegen die Decke der noch unbeleuchteten Gemächer und brachte, gemischt mit der tiefen Dämmerung, ein seltsames Licht hervor. Rasinski war hinuntergegangen, um die Truppen zu besichtigen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ludwig saß in dem geräumigen Gemach, welches er zur Wohnung gewählt hatte, allein auf einen alten Lehnsessel, denn Bernhard, von einer ihm eignen Lust, fremde große Gebäude gleich nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, hatte, wie er sich ausdrückte, eine Entdeckungsreise in die weitläuftigen Seitenflügel des Palastes unternommen.

In dem Halbdunkel des herbstlichen Abends, bei dem Spiel des Feuerscheins vor den Fenstern, bei dem gedämpften Schall verworrener Stimmen und Waffengeräusches von draußen her, hing Ludwig seinen Träumen nach. Die schönen Bilder der Vergangenheit schwebten als glänzende Gestalten auf dem dunklen Grunde der Gegenwart vorüber. Es war die erste einsame ruhige Stunde, seit er die Nachricht von dem Tode der Mutter erhalten, die das Getümmel des Krieges ihm gönnte. Eine düstre Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele; das Haupt auf der Seitenlehne des Sessels in die Hand gestützt, saß er in Erinnerungen versunken, und sein Auge irrte bewußtlos in den hohen dunklen Räumen des Gemaches umher. So bemerkte er es nicht, daß Bernhard eingetreten war und, in der halb offenen Thür stehn bleibend, ihn beobachtete. Dieser aber sah durch die tiefe Dämmerung die Thränen in Ludwigs Auge glänzen, in denen sich der flackernde Feuerschein spiegelte.

„So in düstre Gedanken versunken, Kriegskamerad," redete er ihn an.

„Ach, Bernhard," sprach Ludwig, „Du bist es? Ja wohl, in düstre Gedanken versenkt; wie könnte man es anders an diesem schauerlichen Ort, und mit einer Brust voll Erinnerungen und Schmerzen, wie die meinige!"

„Hm," warf Bernhard hin, mein Herz ist auch grade kein Füllhorn der Wonne und des Glücks, und wenn ich mit meinen Einnerungen Laterna magica spiele, so zieht der Teufel und seine Großmutter an der Wand vorüber. — Aber was den schauerlichen Ort anlangt, so muß ich Dir sagen, daß er mir noch eher unheimlich vorkommt."

„Wie so?"

„Wir wohnen nicht allein im Hause, darauf möchte ich schwören."

„Was hast Du für Gründe zu dieser Vermuthung?"

Mancherlei. Ich ging durch die langen Corridors nach dem Querflügel, der auf den Garten stößt. Wie ich so eine Thür nach der andern anklinke, die alle verschlossen oder verriegelt waren, komme ich auch an eine, die sich sogleich öffnet. Ich trete ein und fühle mich durch eine behagliche Wärme überrascht; das fällt mir auf, ich schaue umher und finde, daß ich in einer Art von Küche stehe, wo auf dem Heerde noch Asche liegt. Ich trete hinzu; die Asche ist warm, ja ich entdecke, als ich mit meinem Säbel darin schüre, noch einige schwach glimmende Kohlen."

„Die Bewohner werden diesen Morgen noch hier gewesen sein."

„So dachte ich auch; da aber höre ich plötzlich unter mir ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas Schweres fiele. Das macht mich stutzig. Ich eile wieder auf den Corridor, entdecke eine kleine Treppe, die ins untere Geschoß hinabführt, und finde dort ebenfalls einen Corridor, an welchen sich eine Reihe Gemächer mit verschossnen Thüren anschließt. Ich

versuche sie zu öffnen, zu sprengen; sie sind, scheint es, fest verrammelt. Ich poche, rufe, lärme, keine Antwort. Endlich bin ich des Dinges überdrüssig und gehe. Als ich die kleine Treppe wieder hinaufsteige, höre ich aber etwas rauschen und zugleich Schritte wie von einem weiblichen Fuße. Schnell eile ich hinauf, entdecke aber nichts. Überzeugt, daß mein leises Ohr mich nicht getäuscht hat, spähe ich überall umher. Da sehe ich am Boden, dicht vor der Thür der Küche, wo ich zuvor gewesen war, etwas Weißes schimmern; ich hebe es auf, und siehe, es ist diese Bandschleife, die zuvor, darauf wollte ich einen Eid schwören, nicht dort gelegen hat. Ich forsche und spähe darauf rings umher, um die Schöne zu entdecken die das Band verloren haben müßte, doch vergeblich. Alles blieb stumm, alles verschlossen. Ob es nun ein guter oder böser Geist, eine Ahnfrau, oder gar die berüchtigte weiße Frau gewesen sein mag, die in den öden Gängen umhergewandelt ist, das will ich unentschieden lassen."

„Hm, sonderbar!" sprach Ludwig sinnend. „Sollten sich vielleicht die unglücklichen Einwohner versteckt halten aus Furcht vor Mißhandlungen?"

„Möglich! Doch halte ich's lieber mit Gespenstern, verwünschten Fräuleins, die auf Erlösung harren, eingemauerten Nonnen, deren Seele keine Ruhe finden kann, und die in den öden Gängen umherkreuzen. Um Mitternacht müssen wir eine zweite Recognoscirung vornehmen, bist Du dabei?"

„Wenn Deine eigne Müdigkeit Dich nicht eines Bessern überredet," erwiderte Ludwig lächelnd, „herzlich gern."

„Wie? Ihr sitzt so im Dunkeln, Freunde," tönte plötzlich des eben eingetretenen Rasinski's Stimme. „Es wird Zeit sein, daß wir Licht anzünden lassen; aber auch Feuer, denn die Herbstabende sind kalt in diesen Gemäuern."

Er befahl ſeinem Reitknecht Licht zu bringen und in dem kleinen Gemach, welches er bewohnte, Feuer anzuzünden. Es war dies das einzige Zimmer des Hauſes, wo ſich ein Kamin befand, der für den Herbſtabend eine zweckgemäßere Erwärmung gewähren konnte, als die ungeheuren Öfen in den andren Gemächern.

„Ich habe eben Briefe für mich und Euch erhalten," fuhr Raſinski fort; „laßt uns hinübergehen und ſie zuſammen leſen und einander erzählen, was die Lieben von der Heimath her uns ſchreiben. Es iſt mir ein erfreuliches Zeichen, daß uns gleich am erſten Tage in dieſer Hauptſtadt eine ſo willkommene Begrüßung wird."

Sie gingen.

Raſinski's Reitknecht hatte eine Lampe angezündet, die in dem Gemache hing; bald flackerte auch das Feuer im Kamin. Er reichte jetzt Ludwig zwei Briefe von verſchiedenem Datum hin, die jedoch, wie dies bei Feldpoſten zu geſchehen pflegt, zu gleicher Zeit eingetroffen waren.

Bernhard pfiff ein Soldatenlied und ſtörte mit der Zange in dem Kamin umher, während Ludwig und Raſinski laſen. „Man iſt ſehr glücklich, wenn man keinen Correſpondenten hat," warf er hin; „man braucht kein Porto zu zahlen, nicht zu antworten, ja nicht einmal zu leſen. Das letztere iſt beſonders für einen Maler, der gern ſeine Augen ſchont, ein höchſt erfreulicher Umſtand." — Er pfiff weiter, da ihm Niemand anwortete. — „Ich hab mein Sach' auf Nichts geſtellt — und mein gehört die ganze Welt," ſummte er und heftete ſein Auge ſtarr in die Gluth.

„Ja, ja, Du biſt glücklicher als wir," rief Ludwig plötzlich und heftig aus, indem er die Hand ſinken ließ, in welcher er den Brief, den er ſo eben geleſen, hielt, „denn ſolche Briefe zu empfangen, das hat der Himmel Dir erſpart!" —

„Was ist Dir? Was hast Du?“ fragte Bernhard von seinem Sitze aufspringend.

„Ich kann's vermuthen, nach dem, was mir meine Schwester meldet,“ sprach Rasinski; „es ist ein namenloses Bubenstück, aber es soll nicht gelingen.“

„Schwarz wie die Nacht, und giftig wie die Brut der Natter,“ rief Ludwig, außer sich. „Und um meinetwillen muß die Hülflose das leiden.“

„Was denn, was? So redet doch in des Satans Namen,“ rief Bernhard mit rollenden Augen, denn er ahnte etwas von der Wahrheit.

„Lies, lies,“ sprach Ludwig und reichte ihm den Brief hin.

Bernhard ergriff ihn hastig und wollte ihn rasch überfliegen, doch warf er ihn eben so hastig wieder weg und rief: „Es sind mir zu viel Buchstaben, sie kreuzen durcheinander wie ein ganzer Haufen giftiger Spinnen. Sagt mir's mit zwei Worten, denn ich habe die Ruhe nicht, das Gift da langsam herauszusaugen.“

„Es empört Jeden, dem jemals ein männliches Herz in der Brust schlug,“ sprach Rasinski und ging in Wallung mit großen Schritten auf und nieder; „die Buben, die Euch verfolgen, sind auf seine unglückliche Schwester gestoßen, der Zufall oder ihre arglistigen Höllenkunstgriffe brachten das Geheimniß an den Tag, und —“

„Sie ist im Gefängniß?“ rief Bernhard hastig unterbrechend, und sein Auge flammte ergrimmt auf.

„Nein, das zum Glück nicht,“ fuhr Rasinski fort; „aber empörende Anträge hat ihr der Bube gemacht, und des Bruders Haupt zum Preise —“

„Rede nicht weiter, Rasinski!“ rief Bernhard halb befehlend, halb flehend. „Soll es der Bruder zweimal hören?“

Zugleich faßte er Ludwig und drückte ihn mit krampfhafter Heftigkeit an die Bruſt. „O die holde Roſe! Welche Qual des Schauders mußte ihr liebendes Herz erfüllen, als die ſtachliche Giftraupe ſich ſcheußlich heranringelte! — Aber wir wollen Gott danken, daß ſie gerettet iſt, denn ich ſehe es an Euren Blicken, ſie muß es ſein, ſonſt könntet Ihr ſo nicht hier ſtehen. Doch noch ſchauert mich in innerſter Seele! Mein Ludwig!“

Sie hielten ſich aufs Neue umfaßt. Raſinski legte die Hände auf ihre Schultern und ſprach gerührt. „Wir haben wohl Gott zu danken!“

„Laß mich nun leſen, was die gemarterte Heilige Dir ſchreibt,“ unterbrach Bernhard mit bewegter Stimme die Umarmung. Er nahm den Brief und ſetzte ſich damit gegen das Feuer.

„Hm!“ ſprach er ruhiger, doch noch von Ingrimm erfüllt, als er geleſen; „der eine Todesſtreich wäre zwar abgewendet, aber noch droht ja das Schwert über ihrem Haupte. Auch über dem unſrigen — doch dieſe Lumperei iſt nicht der Rede werth. Ich ſollte den Buben nur hier haben, — er müßte ein andres Lied hören!“ Nach dieſen Worten ging er unruhig auf und nieder.

„Ich habe den zweiten Brief noch nicht geöffnet“ ſprach Ludwig, „der erſte hatte mich zu gewaltig erſchüttert. Er giebt uns vielleicht Auskunft.“

„Laß hören!“

„Dresden am 19. Auguſt.“

„Theurer Bruder!“

„Welch eine Zeit iſt das? In Stunden geſchieht mehr als vormals in Jahren. Die wichtigſten Ereigniſſe meines Lebens drängen ſich alle in einen Punkt zuſammen. Wir verließen Teplitz gleich am andern Morgen nach dem entſch-

lichen Vorfall, den ich Dir noch Abends flüchtig meldete. (Sei nur auf Deiner Huth, Theuerſter!) Dieſe Nacht brachten wir auf dem Gute der Tante zu; heut fuhren wir alle in der Stille hierher. Auf dem Todtenbette ſprach mir die Mutter von einem Geheimniß; doch der Schmerz hatte mich damals ſo überwältigt, daß ich kaum darauf achtete; denn was ſollte mir noch wichtig ſein in der Welt! Und doch — aber höre. Die Mutter hatte mir die geheime Lade ihres Schreibtiſches als wichtige Papiere enthaltend bezeichnet. O Ludwig, mit welcher Bewegung habe ich ſie geleſen! Sobald es auf ſichren Wegen möglich iſt, ſollſt Du das ganze Document der rührenden Erzählung erhalten; jetzt gebe ich Dir nur den Auszug, den die flüchtigen Minuten mir geſtatten. Unſer wahrer Name iſt nicht Roſen; ſondern der Vater hieß Sternfels, und war Gutsbeſitzer in Franken. Die treuſte Freundſchaft war ſein Unglück. Im März des Jahres 1793 beſuchte er einen Jugendfreund, Namens Waldheim, der Offizier geweſen, aber von den Franzoſen gefangen genommen war, und ſich zu Straßburg aufhielt, wohin ihm ſeine Gattin, eine holdſelige Frau ſonder Gleichen, wie die Mutter ſie ſchildert, nachgefolgt war. Ein Franzoſe, Rumigny, beleidigte die junge, reizende Frau durch ehrloſe Anträge.“ Hier hielt Ludwig einen Augenblick inne, weil Raſinski eben durch eine eintretende Ordonnanz, die ihre Meldungen machte, unterbrochen worden war. Auf einen Wink fuhr er jedoch ſogleich fort. „Da ſie zurückgewieſen wurden, rächte er ſich durch die ſchwärzeſten Verläumdungen. Dies erfuhr der beleidigte Gatte, der ſein getreues Weib kannte. Er forderte den Verläumder, zwang ihn zum Duell; unſer Vater war Secundant. Doch der Elende, der ſich mit mehreren Begleitern verſehen hatte, that einen Schuß gegen die Geſetze des Duells, der den unglücklichen Waldheim zu Boden ſtreckte.

Unſer Vater war außer ſich; da in dem Augenblicke jedoch die Sorge, das Leben des Getroffenen vielleicht noch zu retten, dringender war, als das ſchwer überwundene Gefühl der Rache, konnte er den Thäter nicht ſogleich züchtigen. Der Freund ſtarb nach wenigen Minuten. Unſer Vater forderte den Mörder; dieſer verhöhnte ihn. Da überwältigt ihn ein menſchliches Gefühl — Ludwig! wer wollte ihn verdammen — er ſucht den Elenden auf, um Rache an ihm zu nehmen, oder ihn zum Zweikampf zu zwingen. Sein treuer Diener Willhofen begleitet ihn; doch der Verbrecher iſt gewarnt und lockt den Gegner ins Netz. Durch Hohn weiß er ihn zu reizen, der Vater vergißt ſich, dringt mit dem Degen auf ihn ein, wird entwaffnet und mit dem treuen Willhofen gefangen. Um ſein Opfer gewiß zu verderben, ſucht der Verbrecher den Vater als Späher und fremdbeſoldeten Verräther gegen Frankreich verdächtig zu machen. Er wird nach Paris geſandt. Die Guillotine bedroht ihn. Doch Willhofen, der alle ſeine Schickſale theilt, findet in dem Kerkermeiſter einen Landsmann aus dem Elſaß. Dieſer begünſtigt ihre Flucht, und beide gelangen glücklich nach dem Havre auf ein holländiſches Schiff. Von dort ſchreibt der Vater erſt der Mutter, was alles geſchehen iſt, und beſchwört ſie, ſofort mit uns nach Hamburg zu gehen, wo er ſie treffen will. Sie kommt dahin und erwartet vergeblich die Ankunft des Vaters. Tage und Wochen verſtreichen, endlich iſt ein Monat vorüber, ohne daß ihre tödtliche Ungewißheit ſich endet. Indeſſen erfährt ſie, daß durch die ſchon damals überall hin ſich erſtreckende Gewalt der franzöſiſchen Machthaber der Prozeß gegen den Vater als Mörder auch ſchon in ſeiner Heimath anhängig gemacht iſt, daß man ihn auffordert, ſich dem Gerichte zu ſtellen. — Was ſoll ich Dir noch Alles ſagen? Der Vater iſt niemals mehr wiedergekehrt; ſeine

Güter wurden eingezogen, und als die Franzoſen Franken beſetzten, ſeine Name geächtet, weil er ſich in den Polizeiliſten von Paris unter der Zahl der Hochverräther fand. Dies bewog die Mutter, den Namen Roſen anzunehmen, und ſich mit uns nach Dresden zurückzuziehen, wo unſere Tante, ihre Schweſter, bereits als Witwe wohnte. — Noch tauſend Umſtände hätte ich Dir zu melden, theurer Bruder, wenn es in dieſem dringenden Augenblicke möglich wäre. Vor allem die unendlich rührenden Gründe der Liebe und Beſorgniß, welche nebſt manchen andren wichtigen Bedenken unſre Mutter beſtimmten, ihre Kinder nicht zu Mitwiſſern des Geheimniſſes zu machen, das um das Haupt des Vaters ſchwebte. Doch es wird ja ein Tag kommen, wo die Schweſterbruſt ſich einmal wieder ganz frei und ungehindert gegen Dich ergießen kann. Jetzt ſtürmt und dringt freilich alles auf uns ein! In der nächſten Viertelſtunde ſchon reiſe ich mit der Gräfin Micielska nach Warſchau ab, wo ich ganz ſicher gegen jede Verfolgung ſein werde. O wäreſt auch Du es nur! Aber Dich bedroht das Unheil des Krieges im Antlitz, und ſchwarzer Verrath im Rücken! O Ludwig, und Du führſt die Waffen für die, welche ſo namenloſes Elend über Deinen Vater und über Dein Vaterland gebracht haben! Ich mache Dir keine Vorwürfe, Du Lieber; aber kann das Unglück höher ſteigen, können wir tiefer ſinken in der Schmach? Meine heißen Gebete für Dich ſende ich täglich gen Himmel! Aus tiefſter Seele aber bete ich auch für die Erlöſung unſres Vaterlandes von dem ehernen Joche, unter das es ſich beugen muß. — Ich muß ſchließen, — grüße Deine Freunde von mir, den treuen Bernhard, den edlen Raſinski — o daß es erſt anders würde in der Welt!“

„Deine Marie.“

Ludwig hatte vor Erſtaunen und Ueberraſchung kaum den

Brief zu Ende lesen können. Erst jetzt erinnerte er sich lebhaft und deutlich wieder einiger Begebenheiten aus seinen frühsten Knabenjahren — denn er zählte fünf Jahre zur Zeit des unglücklichsten Ereignisses —; jetzt erst, wie sie erklärt wurden traten die mancherlei kleinen Beziehungen, Winke und Worte, die er von der Mutter über das Schicksal des Vaters gehört, gleich hellen Sternen auf dem dunklen Nachthimmel der Vergangenheit hervor. Aber wie Vieles blieb in seinen düstren Wolken verschleiert!

Rasinski wurde vorzüglich durch die letzten Worte des Briefes erschüttert, die eine Wunde seines Herzens trafen, von der selbst Ludwig keine Ahnung hatte, da er mit männlicher Festigkeit seinen Schmerz in verschlossener Brust trug. Er stand mit verschränkten Armen gegen den Pfeiler des Kamins gelehnt, und blickte düster vor sich hin.

Auf Bernhard schien dieser Brief den schwächsten Eindruck zu machen, da seine Seele sich nur noch mit dem Ereigniß des ersten beschäftigte. Er saß auf der andern Seite am Feuer und spielte mit seinem Ringe, indem er ihn am Finger hin und her drehte. „Im ersten Augenblicke, mein guter Ludwig," fing er nach einer Pause an, „regen uns solche Nachrichten heftig auf. Aber auf die Dauer ändern sie wenig in unsrem Leben. An Wunder glaube ich in der Brust, im Gemüth, wo man will; aber im Leben sind sie selten. Ein Vater, der zwanzig Jahre lang verschollen ist, muß zu den Todten gezählt werden; um einen, den wir so lange entbehrten, kann auch der Schmerz nicht groß sein. Aber Marie in ihrer Lage, in der Entwürdigung, die sie erfahren, in der Angst, die sie dulden mußte, ist ein armes, blutendes Opferlamm!"

„Du bist so gut und treu, Bernhard" entgegnete Ludwig, „Du verstehst das Herz Deines Freundes so tief: soll-

teſt Du nicht begreifen, daß es ihn im Innerſten bewegen und ergreifen muß, daß er vielleicht noch einen Vater beſitzt, der unendliches Unglück, unendlichen Jammer erduldet haben kann und noch erduldet? Wäreſt Du in dieſem Falle —"

„Und bin ich's etwa nicht?" fuhr Bernhard faſt wild auf. „Wenigſtens in einem ähnlichen, und darum weiß ich, was davon zu halten iſt. Ich könnte vielleicht noch eine ganze Sippſchaft, Vater und Mutter, Baſen und Vettern in der Welt haben und auffinden, aber ich betheure Dir, daß ich mich jetzt auch nicht einen Pfifferling um die kümmern werde, die ſich zwanzig Jahre nicht um mich bekümmerten. Es iſt freilich anders mit Dir — denn Du weißt wenigſtens daß Dein Vater Dich nicht verſtoßen hat, Du haſt ihn früh verloren, und Alles bürgt Dir dafür, daß er ein edler Mann war. Nun, Du weißt, ich fühle auch — aber Marie geht mir jetzt näher ans Herz."

„Du haſt mir nie geſagt, daß Du noch lebende Ältern habeſt," ſprach Ludwig erſtaunt.

„Ich erfuhr es ſelbſt erſt vor zwei Jahren in London, als mein Pflegevater geſtorben war; aber damals hatte ich Kopf und Herz voll andrer Dinge — Du weißt's ja —, und ſeitdem hat die Zeit mich gleichgültig gemacht. Da, an dieſem Ringe (er warf ihn über den Tiſch zu Ludwig hin,) ſollte ich vielleicht meine wahren Ältern erkennen; und doch hätte ich ihn vor drei Monaten unbedenklich um etwas Gewiſſeren willen, was mir lieber war, weggegeben, wenn ich nicht ein dummer Tölpel geweſen wäre."

Da Raſinski und Ludwig ihn fragend und befremdet anblickten, fuhr er, während Ludwig den Ring betrachtete, fort: „Mein Pflegevater, den ich für meinen wirklichen hielt, weißt Du, war ein armer Landprediger bei Würzburg. Als ich im zehnten Jahre anfing gut zu zeichnen, ſchickte er mich

nach Dresden zu seinen Bruder, den Du ja gekannt hast. Daß es mir schlecht genug hier erging bei dem alten, strengen, philisterhaften Kauz, brauche ich Dir auch nicht zu wieder holen. Ich zerriß endlich alle Ketten und ging auf Reisen. In dieser Zeit starb mein Pflegevater der Pfarrer, und sein Bruder beerbte ihn, das heißt, er bekam die nachgelassenen Papiere. Unter ihnen war eins, das er mir nach London schickte. Auf diesem stand ungefähr folgendes, von seiner eigenen Hand geschrieben: „Eines Abends, als ich schon zu Bett war, klingelte es heftig mehrmals an der Hausthür. Die Haushälterin öffnete; ein fünfjähriger Knabe, den die Glocke gar nicht hätte erreichen können — das war ich nämlich, — stand davor. Er hatte einen Brief an mich in der Hand. Ich öffnete ihn und fand eine Anweisung von Zweitausend Gulden, auf einen Frankfurter Banquier Haris, die man mir unter der Bedingung gab, daß ich das Kind, welches sie überbrächte, erziehen sollte. Man hatte mich als einen redlichen Mann, der ein solches Zutrauen rechtfertigen werde, und wolle nach einiger Zeit sich wieder nach dem Kinde erkundigen. Ich habe meine Pflicht nach besten Kräften gethan, obwohl mich bald darauf der Krieg um Alles brachte, was ich für den Knaben in Bereitschaft gesammelt hatte. Sein Talent zur Malerei bestimmte mich, ihn zu meinem Bruder nach Dresden zu senden. Seine Wäsche war mit einem B gezeichnet, darnach nannte ich ihn Bernhard. Dies und ein goldner Trauring, den wir erst später zufällig in seinem Kleidchen eingenäht fanden, und worauf die Buchstaben B. W. stehen, sind die einzigen Zeichen, an denen man seine wahren Ältern wieder erkennen kann. — Dieses Document, nebst dem Ringe, schickte mir mein Oheim, wofür ich ihn wenigstens stets gehalten, nach London, mit dem Auftrage, ich möge nun, dort oder in der Heimath selbst

nach meinen Ältern forſchen. Weiter blieb mir auch nichts übrig, denn wie Du weißt, ſtarb mein Oheim vor zwei Jahren ſo plötzlich, daß ihn meine Antwort nicht einmal mehr am Leben traf, und daher an mich zurückging. — So ſind wir in demſelben Fall. Aber ich betheure Dir, Ludwig, ich habe auch noch nicht den Finger gerührt, um eine Entdeckung zu machen. Was will ich mit Ältern, die in meinem ganzen Leben nichts von mir gewollt haben? Reich oder arm, vornehm oder gering, mir iſt alles eins; Liebe können ſie nicht zu mir gehabt haben. Mit Dir iſt's freilich anders, aber auch weit unwahrſcheinlicher — denn welcher Vernünftige zählt auf das große Loos im Glücksrade? Ich würde nur dem Schuft Romanay, oder wie er hieß, auf die Spur zu kommen ſuchen, um ihm etwa den Hals umzudrehen. Aber der Vater; — Zwanzig Jahre verſchollen, iſt todt, —"

„Nein, Bernhard!" rief Ludwig, „ich kann ſo nicht fühlen. Mächtig ſtürmt die Hoffnung in meiner Bruſt, ich werde einen Vater finden, und ihm vielleicht ein heiteres Ziel des Lebens bereiten können. Und dieſe Liebe ſteht mir näher als die Rache an einen, den vielleicht das Maaß ſeiner Schuld ſchon längſt ereilt hat. Nein, ich hoffe noch!"

„Das wird acht Tage dauern, die nächſten Monate hindurch mache es noch einige Male auf; aber wenn dann Jahre verfloſſen ſind, und Alles bleibt wie es iſt, ſo wirſt Du ſehen daß ſo ſchwache Hoffnungen verglimmen wie eine Flamme ohne Nahrung."

„Freilich," entgegnete Ludwig, „bin ich, ſo ſcheint es, darauf angewieſen, meine theuerſten Hoffnungen an faſt unſichtbare Fäden ſich knüpfen zu ſehen, und man könnte mirs verzeihen, wenn ich daran verzweifelte, durch ſie den Ausweg aus dem Labyrinth meines Schickſals zu finden."

Kaſinski hatte indeſſen den Ring genommen und betrach-

tete ihn aufmerksam. „Hm!“ — Welche Buchstaben nanntest Du, die in dem Ringe ständen,“ wandte er sich fragend an Bernhard.

„B. W.“ erwiderte dieser.

„Wenn man freilich,“ bemerkte Rasinski nicht ohne eine etwas verweisende Betonung, „so zarte Fäden nur obenhin betrachtet, dann wird es allerdings unmöglich sie zu verfolgen, und, durch sie geleitet, den Ausgang des Labyrinths, wie Ludwig sagte, zu finden. Ich lese nicht B. W., sondern ganz deutlich L. W. in diesem Ringe. —“

„Unmöglich!“ antwortete Bernhard, griff hastig nach dem Ringe, und hielt ihn gegen das Licht. „Das ist ein Blendwerk der Hölle!“ rief er plötzlich erblassend aus. „In meinem Ringe stand B. W., oder ich will ewig verdammt sein. — Treibst Du Dein Spiel mit mir?“ fuhr er heftig gegen Rasinski auf.

„Wie kannst Du nur glauben!“ sprach dieser und stand erstaunt und bewegt auf; auch Ludwig betrachtete den Freund mit äußerster Spannung. In seinen Zügen war eine Bewegung zu lesen, wie er sie nie gesehen, seine Fassung war verloren, er schien ganz überwältigt durch die aufregenden Gefühle seiner Brust.

Plötzlich lachte er wild und ingrimmig auf. „Es ist nichts, sage ich, nichts. Eine der riesenhaftesten Albernheiten des Zufalls, über die man aber freilich verrückt werden könnte! Ich glaube das Schicksal will sich an mir rächen. Ich war ungläubig gegen seine Wunder in diesem nüchternen Leben, nun verhöhnt es mich damit — aber doch fast zu grausam! O,“ er drückte sich die Faust vor die Stirn, „wer mir nur dies eine Mal sagen könnte, ob mich die grinsenden Larven eines Traumes quälen, oder ob die Wirklichkeit mir diese höhnischen Gesichter schneidet. Packt mich doch an, ins Teu-

fels Namen, und schüttelt mich wach, wenn mir der Alp das Herz zerdrücken will!"

„Bernhard, lieber Bernhard," drang Ludwig in ihn, indem er seine Hand ergriff, „was hast Du? Fasse Dich, komm zu Dir selbst, o sprich was Dich so grauenhaft erschüttert." —

Wie Jemand, der aus den bewußtlosen Zuckungen eines Krampfes ins Leben zurückkehrt, und nun todesmatt, kaum noch die Augenlieder offen halten kann, sank Bernhard jetzt an der Brust des Freundes zusammen, so daß Rasinski ihn unterstützen mußte. „Laßt mir's allein Freunde!" sprach er matt. „Ihr liebt mich, es muß Euch eben so treffen. Warum soll es mehr als eine Brust zermalmen? — Und wenn Alles nur ein leeres Spiel wäre! Ein Nichts, ein weniger als Nichts, was diese Qualen in mein Herz geworfen hat! — Jetzt weiß ich, daß es auch unwirkliche Dinge giebt, vor denen eine Männerbrust zusammenbrechen muß, daß man an entsetzlichen Träumen sterben kann."

Drittes Capitel.

Jaromir und Boleslav waren für diesen ersten Abend in Moskau von ihren Freunden getrennt, da ihre Aufsicht bei den Truppen unerläßlich schien. Als jedoch die Bivouacsfeuer loderten, der Soldat sich leidlich eingerichtet hatte, und durch Rasinski's Fürsorge auch mit Speise und Trank hinlänglich versehen war, mochte es den einzelnen Führern wohl gestattet sein, sich auf kurze Zeit von ihren Posten zu entfernen, und sich durch Kameraden vertreten zu lassen. Dies that auch

Jaromir. Denn bei seinem frischen, lebenslustigen Sinne, bei seiner noch jugendlichen Regsamkeit, war, so manches er auch erlebt und erfahren hatte, der Einzug in eine neue, berühmte Hauptstadt doch ein Ereigniß für ihn, das ihn nach vielerlei Richtungen reizte und bewegte. Mit Staunen hatte er die Paläste, die langen unendlichen Gassen, die weiten Plätze betrachtet; der Kreml mit seinen Thürmen und Zinnen machte fast den Eindruck eines Zauberschlosses auf ihn. Er hatte Lust durch die Gassen zu streifen, die Bivouacs der Kameraden zu besuchen, mit ihnen zu schwatzen und zu plaudern, kurz, nach langen Anstrengungen einmal die Freude des kriegerischen Müßigganges zu genießen. Boleslav sah es ihm an, und wohlwollend wie er war, erbot er sich ohne erst Jaromirs Bitte zu erwarten, den Dienst für ihn zu übernehmen. Mit zwei Offizieren von dem leichten Infanterie-Bataillon, das Rasinski für den Augenblick beigegeben war, ging er als es schon ein wenig zu dämmern begann, Arm in Arm vergnügt die Gassen hinunter, um einen Spaziergang durch die wunderbare Stadt zu machen.

„Hier diese beiden Thürme mit ihren goldnen Kuppeln müssen wir im Auge behalten," sprach er zu seinen Begleitern; nach ihnen finden wir uns schon wieder zurecht, selbst wenn es völlig dunkel würde, denn an dem ausgeschweiften Knopf spiegeln sich die Feuer von unten herauf hell genug, um sie ziemlich weit durch die Nacht zu sehen."

Lebrun und Lacoste, so hießen seine beiden Begleiter, waren gleich Jaromir, froh und guter Dinge. „Marlborough s'en va en guerre" sang Lebrun mit angenehmer Stimme und leicht graziösem Vortrag vor sich hin, und die beiden andern stimmten mit ein.

Sie gelangten durch einige Gassen, in denen ihnen ein schwerer Artillerietroß begegnete, an den Kreml. Hier waren

große Bivouacs aufgeſchlagen. Die junge Garde hatte ſich dieſen Platz zur Lagerſtätte erwählt.

Lange Reihen zuſammengeſetzter Gewehr-Pyramiden leuchteten prächtig im Widerſchein der Feuer, die man entlängſt der Gaſſen angezündet hatte. Wie der Soldat ſein Lager immer kriegeriſch ſchmückt, ſo hatte man auch hier vor jedem Bataillon eine Trophäe von Trommeln und Adlern aufgerichtet. An den Stellen, wo lange Straßen ſich öffneten, ſtanden Kanonen; ſie waren abgeprotzt, die brennenden Lunten dahinter in den Boden gepflanzt. Um die Leute zu erheitern hörte man von verſchiedenen Seiten her kriegeriſche Muſik. Doch nur wenige waren noch ſo bei Kräften und glücklicher Laune, daß ſie einen fröhlichen Tanz nach einer beliebten Française oder Gavotte, der Ruhe auf dem mit Stroh bedeckten Steinpflaſter vorgezogen hätten. Überhaupt gewährte das Lager zwar einen bewegten, aber nicht jene heitern Anblick, den ſonſt eine ſolche kriegeriſche Nomadenſtadt, zumal nach Tagen des Sieges und Triumphes darzubieten pflegt. Die Kleider der meiſten Soldaten waren zerriſſen, und vom Pulver geſchwärzt; ſelbſt die Garde machte davon keine Ausnahme, obgleich ſie bei Borodino nicht zum Gefecht gekommen waren. Denn ſpäter als Kutuſow nochmals eine verſchanzte Stellung bei Krymskoïe, drei Stunden vor Moskau nahm, hatten auch ſie einen ehrenvollen Antheil am Kampfe gehabt. — Hier und da hörte man ein fröhliches Lied. Doch zumeiſt lagen die bärtigen Krieger in ihre Mäntel gehüllt an den Feuern, und ſchliefen oder blickten müßig in die Flammen, an denen ihre dampfenden Kochgeſchirre ſtanden.

„Laßt uns einmal dort am Quai hinaufgehen, wo die prächtigen Häuſer ſtehen," ſprach Jaromir.

Auch hier lagen Soldaten; es war die alte Garde. Bei dieſen ſonſt ſo ſtreng disciplinirten Truppen herrſchte jedoch

wenig Ordnung. Man hatte die Thore der Häuser aufgebrochen, und sich's in den weiten Vorhallen bequem gemacht; die Offiziere lagen in den obern Stockwerken in den Fenstern. Die Soldaten schleppten Holz und Stroh heran; andere trugen Bettstücke, Teppiche, Kissen und Polster, die sie in den verlassenen Häusern gefunden, herab, um sich ein bequemes Lager zu schaffen, denn der Soldat war der fröhliche Erbe der Ausgewanderten. — Der Bivouac erhielt durch diese Staffage ein buntes, fast morgenländisches Ansehen, zumal da gerade einige der Leibmamelucken des Kaisers mit langen Pfeifen im Munde bequem auf einem prächtig gestickten, rothen Teppich und himmelblauen Polstern lagen, die sie in dem nächsten Palast aufgefunden hatten.

„Hm, Ihr habt Euch hier gut eingerichtet," sprach Lacoste; „Freilich, die Garde muß immer etwas voraus haben. Man weiß aber nicht, habt Ihr den Bivouac ins Haus oder das Haus in den Bivouac getragen. Warum streckt Ihr Euch nicht lieber drinnen auf die Kissen?"

„Es ist Befehl zu bivouaciren, mein Capitän" erwiderte ein Sergeant mit glänzend schwarzem Knebelbart; „doch wird es hoffentlich nicht lange dauern. In so schöner Nacht läßt man sichs aber gefallen."

„Schöne Nacht? Mir däucht der Wind wird rauh genug pfeifen," antwortete Jaromir.

„Wenn er nur nicht die Feuer ausbläst," rief lachend der Sergeant, „dann hat es keine Noth."

„Sprecht lieber," bemerkte Lebrun, wenn er sie nur nicht anbläst. — Euer Bivouac, Freund, ist nicht der ordentlichste, den ich vom Ebro bis zur Moskwa gesehen. Nachts wenn alles schläft und die Feuerwachen einnicken, könnte Euch das Stroh unter dem Leibe zu brennen anfangen, bei Euren Veranstaltungen."

„Wahrhaftig!“ lachte Jaromir, „es wäre nicht übel wenn Ihr Euch die Winterquartiere über dem Kopf abbrennter. Aber Ihr habt ordentlich einen Plan dazu gemacht. Stroh und Heu ſind ja von hier bis in die Hausflur hinein wie Zündpulver geſtreut, und bilden eine Schlange, als ob man einen Artilleriepark von weitem auffſprengen wollte.“

„Pah! Stroh iſt kein Pulver. Was leicht brennt, löſcht ſich auch leicht!“ rief der Sergeant.

„Nicht immer,“ entgegnete Lacoſte; „Euren Bivouac will ich mit einer Cigarre in Brand ſetzen, aber es würde Euch ſchwer werden aus der ſeichten Moskwa ſo viel Waſſer zu ſchöpfen, als Ihr zum Löſchen nöthig hättet.“

„Wir werden ſchon noch ein wenig Ordnung machen, mein Capitän,“ antwortete der Sergeant ſich verneigend, da die Offiziers ihren Weg fortſetzten. — „Es wundert mich doch,“ meinte Jaromir, „daß das gelitten wird; es iſt in der That Gefahr vorhanden.“

„Freilich wohl!“ zuckte Lacoſte die Achſeln, „aber mit der Garde iſt der Kaiſer nun einmal ſo ſtreng nicht. Er vertraut zu ſehr darauf, daß es lauter Veteranen ſind, die mit Krieg und Kriegszucht Beſcheid wiſſen, und ihre Nothwendigkeit ſo eingeſehen haben, daß ſie von ſelbſt thun, was recht iſt. Es geſchieht auch ſo, auf dem Marſche, im Lager und der Schlacht; doch Ihr wißt wohl, wenn einmal der Tag des Ausruhens für den Soldaten gekommen iſt, dann hält es gar zu ſchwer, ihn zur Arbeit zu bringen So lange er im Zuge iſt, gehts, man kann ihm aufhäufen was die Schultern nur tragen wollen; ſtreckt er ſich aber erſt müde im Bivouac aus, zumal in einer eroberten Hauptſtadt, dann mag der Teufel ihn mit Nebendingen ſcheeren und placken. Man verläßt ſich auch etwas auf Glück und den Himmel; wenn alles Gefährliche in der Welt ſchlecht aus-

ſchläge, da möchte der Henker Soldat ſein. Unſer ganzer Troſt ſind ja die Kugeln, die nicht treffen.“

In dieſem Geſpräch war man weiter geſchlendert. Kein Schritt der nicht ein Bild für die Hand eines geſchickten Malers dargeboten hätte. Hier ein alter Krieger, der da ſchlief als wollte er erſt bei der Poſaune des Gerichts wieder erwachen, und es nicht bemerkte, daß ſeine Stiefelſohlen ſich ſchon am Feuer ſengten, ſo daß Jaromir ihn gutmüthig auf die Seite ſchob, damit der arme Teufel nicht am Ende barfuß laufen müßte. Dort eine Marketenderin, die von einem Schwarm luſtiger Soldaten umringt, Frauengewandtheit mit dem Stolz auf die Redlichkeit ihres Handels verbindend, Unzähligen zugleich zu genügen wußte. Weiterhin fröhliche Spiele, Lieder, Tanz. Dicht daneben eine Gruppe behaglich ſchwatzender Graubärte, die mehr Narben als Haare auf der Scheitel hatten. Ein Kranker, der mißmuthig, mit verbundenem Haupt, in den Mantel gewickelt auf dem Stroh lag. Ein Pfeifer, der ſich maleriſch als Sansculotte auf eine Trommel geſetzt hatte, weil er als ſein eigner Schneider ſein einziges Paar Hoſen flickte. Sogar eine Mutter mit einem zweijährigen Knaben, ſah man, am Feuer ſitzend, mit dem Kinde ſchäkern. Es war der einzige ſüße Lohn, für ein Treue und Liebe, die ihr den Muth gegeben hatte, dieſe unermeßliche Weite blutgedüngter Steppen zu durchwandern.

Indem Jaromir ſich durch einen dichteren Haufen Soldaten Bahn zu machen ſuchte, die einen mit Reis beladenen Wagen, wo ſie ihre Ration empfangen ſollten, gedrängt umſtanden, zupfte ihn Jemand am Kleide. Er ſah ſich um; es war ein zierlich gekleideter Jokei, ein Knabe wie es ſchien, von etwa funfzehn Jahren, deſſen Anweſenheit im Lager auffallen mußte. Ein engliſcher Hut mit breit überſtehender Krämpe,

und mit einer schwarzen Feder, schmückte das Haupt, verdeckte aber das Antlitz zur Hälfte.

„Was willst Du Knabe?" fragte Jaromir verwundert.

Der Kleine bückte sich ein wenig, wie verschämt, und sprach: „Ich soll Euch bitten, mir zu folgen!"

Jaromirs Verwunderung nahm zu, als er den schönen Knaben aufmerksamer betrachtete; die Dämmerung, der rothe Schimmer der Wachtfeuer und der tiefe Schlagschatten des Hutes, gaben dem Gesicht einen ganz eigenthümlichen, romantischen Reiz. — Die Züge regten lebhafte Erinnerungen in Jaromir auf, denen er jedoch keinen bestimmten Gegenstand anzupassen wußte; allein er mußte den Knaben irgendwo schon gesehen haben. „Folgen?" fragte er, „gern; aber wohin?"

„Nur mir nach," sprach der Kleine schon halb umgewendet, und suchte dem Gedränge zu entkommen. Jaromir, höchst gespannt und gereizt, eilte ihm nach, besorgt, ihn in dem Getümmel aus den Augen zu verlieren.

Rasch wandte sich der behende Führer in eine dunkle, schmale Seitengasse, durch die sie bald einen freieren Platz erreichten. Da stand plötzlich der Kreml mit seinen, in der tiefen Dämmerung schwarz und riesenhaft emporsteigenden Thürmen und Mauern vor ihnen; im letzten Abendschimmer leuchtend, glühte das goldne Kreuz des heiligen Iwan auf der Spitze der Metropolitankirche, hoch in den blauen Räumen des Himmels. Obgleich Jaromir durch das seltsame Abenteuer, was eben für ihn zu beginnen schien, sehr gespannt war, und seine Seele sich ganz mit Gedanken und Vermuthungen erfüllte, die ihn von den äußeren Erscheinungen völlig abzogen, so machte doch dieser unvermuthete, großartige Anblick einen mächtigen Eindruck auf ihn. Unwillkürlich stand er einen Augenblick still, und staunte gegen die

Höhe hinan. Sein Führer jedoch, der ihm stets einige Schritte voraus geblieben war, sah sich wie antreibend nach ihm um, und winkte ihm mit der Hand, nicht zu zögern. Sie kamen an das Portal eines prächtigen Palastes; der Knabe trat in die Pforte, und wartete bis Jaromir ihm folgte. Dann ergriff er dessen Hand, und sprach: „Hier muß ich Euch aufmerksamer führen, denn Ihr würdet Euch nicht zurecht finden."

In der That war die weite Vorhalle des Hauses durch eine Lampe, die in einer Ecke auf einem Tische stand, fast so gut als gar nicht beleuchtet. Kaum, daß man die breiten Treppen, die zu dem obern Stockwerke führten, erkennen konnte. Jaromir stutzte; sollte er weiter folgen? In der fremden Stadt, in dem ödem Hause. — Er war nicht furchtsam, doch er trug Bedenken, sich dem Führer ferner anzuvertrauen.

„Halt Knabe," sprach er, „nicht weiter, bevor Du mir sagst wohin!"

„Ein Pole, ein Soldat, und Furcht?" sprach der Kleine mit fast spöttischem Ton.

Die Antwort verdroß den muthigen Jüngling. „Furcht?" rief er; „ich glaube fast Du selbst bildest Dir ein, mich zu schrecken. Weiter denn, ins Teufels Namen, aber Du bist mir Bürge für Alles was mir begegnet."

Der Knabe antwortete nicht, bot jedoch Jaromir seine Hand dar, der sie so fest ergriff, daß ihm der kleine Führer nicht entrinnen konnte; hierauf zog er mit der Rechten seinen Säbel und sprach: „Jetzt vorwärts, wohin Du willst!"

Der schweigende Kleine leitete ihn die Stufen der Treppe hinan, öffnete oben die Thüre eines Gemachs, und führte ihn dann durch eine lange Reihe, wie es schien leerstehender Gemächer, in denen die tiefe Dämmerung, welche draußen

auf der Straße herrſchte, ſchon faſt als völliges Dunkel erſchien. Jaromirs Herz klopfte; ein eignes Gefühl beſchlich ihn, als gehe er einer Gefahr ganz beſondrer Art entgegen, und doch trieb ihn die aufs höchſte geſpannte Erwartung, der Löſung des Geheimniſſes entſchloſſen entgegen zu ſchreiten.

Sie hatten jetzt ein völlig dunkles Gemach erreicht. Der Knabe warf die Thüre hinter ihnen ins Schloß, entſchlüpfte mit einer unvermutheten Wendung aus der Hand Jaromirs, und rief ihm aus dem Dunkel in dem man noch ſtand mit anmuthiger Stimme nur die Worte zu: „Hier wartet einen Augenblick.“

Jaromir wollte den Knaben haſchen, allein er war ſchon entſprungen, und eine zweite Thüre die ſich ſchloß, ließ errathen, daß er das Gemach verlaſſen habe.

In dem völlig dunklen Zimmer ganz allein, wurde Jaromir doch unſchlüſſig, was er thun ſollte; er verſuchte die Thür zu öffnen, durch die er eingetreten war, allein ſie mußte ein Springſchloß haben, denn ſie widerſtand dem Verſuch.

„Sollte irgend ein Hinterhalt des Feindes Dich hier bedrohen?“ fragte er ſich ſelbſt. „Doch was könnte dazu veranlaſſen, gerade Dich unter ſo vielen Tauſenden zu verlocken? Und wie zufällig ſtieß man auf Dich! Es gäbe wohl wichtigere Köpfe im Heere, wenn der Feind darnach trachtete. Aber was in aller Welt kann man wollen? Warum dieſe geheimnißvolle Weiſe!“

Von dieſen Gedanken beunruhigt, trat er ans Fenſter, welches durch dichte, ſeidne Vorhänge geſchloſſen, ſich durch eine ſchmale Lichtſpalte bemerkbar machte. Er ſchob den Vorhang zurück; das Gemach ſah nach einem Garten; jenſeit deſſelben erblickte man durch das Halbdunkel die von den Flammen der Bivouacsfeuer angeſtralten beiden Thurmſpitzen, welche dicht an Jaromirs Bivouac ſtanden, und ihm zum Leitpunkte

dienten. Täuſchte er ſich nicht ganz, ſo mußte er durch den Garten auf dem nächſten Wege zu den Seinigen gelangen können. Er erinnerte ſich zugleich einer ziemlich langen Gartenmauer welche an der Straße, wo ſein Bivouac lag, entlang führte, und einer kleinen Pforte in derſelben. Mit militäriſchem Geſchick wußte er dieſe Umſtände der Örtlichkeit ſogleich in Beziehung zu bringen, und zweifelte nicht daß er, im äußerſten Falle, wenn er nur den Garten gewönne, auch die Mauer erreichen, und von dort die Hülfe ſeiner Kameraden herbeirufen könne. In Gedanken entwarf er bereits den Plan eines Rückzuges für den Fall, wo er angegriffen würde. Nur in den Garten hinabzukommen, war die Schwierigkeit, denn der Sprung aus dem Fenſter war hoch. Da half ihm der Zufall; er hörte plötzlich das Knarren einer Thüre auf der Angel dicht neben ſich. Dem Geräuſch nachgehend entdeckte er eine Tapetenthür, die, ſchlecht zugemacht, vom Winde bewegt worden war; er öffnete ſie, und ſtand in einem Corridor, deſſen Fenſter auf den Garten ging. Da es durch keinen Vorhang verſchloſſen war, fiel Licht genug hinein, um den Raum weiter zu unterſuchen. Doch ſchon nach den erſten Schritten fand er eine kleine Treppe die zu ſeiner Freude und Beruhigung, gerade in den Garten hinunterführte, deſſen Eingang nicht einmal verſchloſſen war. Er ſtand nun unten, Herr ſeiner Freiheit; doch ein Gefühl der Scham und der Ehre, trieb ihn wieder hinauf; zufrieden, ſich einen Rückzug geſichert zu haben, war er entſchloſſen, das Abenteuer zu beſtehen. — Eben hatte er das dunkle Gemach wieder erreicht, als die Thüre, durch welche ſein Führer verſchwunden war, ſich öffnete, und ein matter Lichtſchimmer ins Gemach fiel. — Eine weibliche Geſtalt, in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, trat mit leichter, anmuthiger Bewegung ein; ſie hielt eine, durch ein matt geſchliffenes Glas

gedämpfte Lampe in antiker Form, in der Hand. Jaromir, der ſich auf einen Feind, oder wenigſtens auf einen diplomatiſch, oder militäriſch gefährlichen Auftrag gefaßt gemacht hatte, war höchſt erſtaunt. Mit einiger Verwirrung verbeugte er ſich; doch die Fremde ſetzte die Lampe aus der Hand auf einen Marmortiſch, ſchritt auf ihn zu und fragte, jedoch ohne den Schleier zu lüften, mit lieblicher, ihm äußerſt bekannt klingender Stimme: „Errathen Sie nicht, wer vor Ihnen ſteht?“

„Beim Himmel, nein!“ rief Jaromir, „aber kennen muß ich Sie!“

„Sie haben kein treues Gedächtniß,“ entgegnete die Unbekannte; „und ich erkannte Sie doch mitten im Getümmel der Menge, und mein Herz ſchlug erleichtert, weil ich einen Freund und Beſchützer zu finden hoffte. Aber ich muß Sie doch darum bitten, es mir zu ſein!—“ Mit dieſen Worten ſchlug ſie den Schleier zurück und blickte beſchämt zu Boden. Die Dämmerung, die im Gemach herrſchte, verbarg ihre vom Lichte abgewendeten Züge. Jaromir, aufs äußerſte geſpannt, ergriff ihre Hand und zog ſie haſtig gegen die Lampe; ſie widerſtrebte nur leiſe, ſenkte aber mit weiblicher Scheu das Haupt.

„Aliſette! Sie ſelbſt?“ rief er außer ſich vor Erſtaunen, da er ſie jetzt erkannte. „Wie iſt es möglich, daß Sie hieher kommen!“

Sie ſchlug ihr ſchönes blaues Auge, das im feuchten Glanze ſchimmerte, gleichſam bittend zu ihm auf und ſprach mit bewegter Stimme. „Freilich iſt es mir ſelbſt faſt unbegreiflich, doch es giebt Zeiten und Verhältniſſe, welche auch uns Frauen in die ſeltſamſten und außerordentlichſten Lagen bringen. O ich fühle es tief,“ fuhr ſie mit geſenkten Augen

fort, „wie feindlich der Schein ist, der auf mich fällt, da Sie mich hier sehn! Doch wüßten Sie“ —

„Ich schwöre Ihnen,“ rief Jaromir feurig, „daß mein Herz keinen unwürdigen Verdacht aufzunehmen vermag!“

„O Sie wohlwollender Freund,“ sprach Alisette gerührt, ergriff seine Hand und drückte sie mit Wärme. Dann sank sie müde und erschöpft auf das Sopha nieder, welches die Rückwand des Gemaches einnahm, und drückte ihr lockiges Haupt in das seidene Kissen. Sie schien still zu weinen. Jaromir stand vor ihr und betrachtete das schöne Mädchen mit klopfendem Herzen. Das Haupt ruhte auf dem weichen, leicht verhüllten Arme; die Locken fielen beschattend über Wangen und Nacken; die rechte Hand hing lässig herab. Leise setzte er sich zu ihr, nahm ihre Hand und sprach mit wahrhafter Rührung. „Fassen Sie sich, armes Mädchen!“

Sie richtete sich langsam auf. „Ach,“ seufzte sie, wenn sich das Gemälde meines Lebens einmal mit recht lebendigen Farben wieder vor meine Seele stellt, dann unterliegt meine Kraft. Vergeben Sie mir nur! — — Aber hören müssen Sie, welche Schicksale mich hieher führten. Vor allem jedoch beantworten Sie mir die Frage: Erkannten Sie mich zuvor nicht?“

„Sie? Wann?“ sagte Jaromir verwundert.

„Sie hätten mich nicht in der männlichen Kleidung gekannt?“

„Unmöglich! Sie selbst waren der zierliche, schelmische Bote? Nun begreife ich die dunklen Anklänge der Erinnerung —“

„Der schelmische Bote!“ — unterbrach Alisette mit einer bittren Betonung. „O, wenn Sie wüßten, was es mich gekostet hat, diese Maske durchzuführen! Aber ich stand auf dem Theater, wo ich ja oft mit zerrissenem, blutenden Herzen

ein heitres Angesicht zeigen mußte! — Doch, wollen Sie mich anhören? Wird meine Erzählung Sie nicht ermüden? Werden Sie mir Rath und Beistand nicht versagen?"

„Ein Elender wäre ich, wenn ich nicht Alles für Sie zu thun bereit wäre!" rief Jaromir und drückte ihre zarte Hand, die noch immer in der seinigen ruhte, an die Lippen und bedeckte sie mit feurigen Küssen. Alsdann ließ sie ihn und hielt sich mit der andern ihr Tuch vor die weinenden, schönen Augen.

„Nun erzählen Sie, erzählen Sie mir Alles," bat Jaromir; trocknen Sie diese bittern Thränen, denn Sie haben einen Freund, einen Bruder gefunden."

„Und ich will ihm vertrauen, wie einem Bruder," entgegnete das schöne Mädchen und drückte leise seine Hand.

„Sie wissen vielleicht nicht," begann sie, „daß mein Stand mir verhaßt ist. Warum — darf eine Frau, ein Mädchen Ihnen das erst erklären? Aber die dringendste Noth, die Sorge für das einzige, zurückgebliebene Kind einer theuren Schwester, die ich in England verlor, zwang mich in dieses unselige Verhältniß hinein. Mein Talent, was ich nur zur freien Verschönerung des Lebens für mich und Andere bestimmt glaubte, mußte sich unter die drückende sklavische Pflicht der Erhaltung des äußerlichen Daseins beugen. Die traurigen Schicksale, welche mich zuerst auf diese rauhe Bahn führten, lassen Sie mich verschweigen. In Warschau fanden Sie mich auf derselben; die Stunden im Hause der Gräfin, die flüchtigen Tage, wo ich Sie dort sah, waren die schönsten meines Lebens. Gern wäre ich dort geblieben, allein der empörende Antrag eines Mannes, in dessen Händen dort alle meine Verhältnisse standen, zwang mich bald nach Ihnen, wenige Tage nachdem die Gräfin abgereist war, die Stadt zu verlassen, wo es mir so wohl ergangen war; wo

aber, wie durch einen rauhen Sturm vertrieben, plötzlich alle diejenigen, die mir Freundschaft zeigten, denen ich Zutrauen schenkte, nach allen Weltgegenden zerstreut wurden. Ohne Rath und Hülfe, blieb mir nichts übrig, als den nächsten Zweig zu erhaschen, der sich mir in dem Schiffbruch darbot. Ein Theaterunternehmer, der auf die Macht und die Siege des Kaisers das unbedingteste Vertrauen setzte, beschäftigte sich damit, Theilnehmer für eine französische Bühne zu werben, durch welche er dem Heere den Winteraufenthalt in Rußland zu erheitern dachte. Anfangs hieß es, der Kaiser werde zu Witepsk bleiben; dahin folgte ich dem neuen Führer meines schwankenden Geschicks. Ich wagte mich mitten in das Getümmel des Kriegs hinein; ohne Furcht, darf ich sagen, denn ich bin der Stürme des Lebens gewohnt worden, lieber Freund, und äußere Gefahr schreckte mich nicht mehr. Doch kaum waren wir zu Witepsk angelangt, als das Heer aufbrach, und jene Stadt so öde und wüst wurde wie zuvor: Um nicht die großen Kosten, die er bereits aufgewendet, zu verlieren, entschloß sich der Unternehmer der Armee zu folgen. Er hatte das sicherste Vertrauen, daß der Kaiser bald in Moskau sein werde; dadurch suchte er uns zu bestimmen, uns nicht von ihm zu trennen. Dennoch wäre ich gewiß nach Polen oder Deutschland zurückgekehrt, aber," sie stockte hier einen Augenblick. „Doch warum sollte ich mich dessen schämen," fuhr sie ein wenig erröthend fort, „es fehlte mir an dem Gelde dazu!"

„O, warum suchten Sie mich, warum den Grafen Rasinski nicht auf!" fiel Jaromir ein. „Wir standen ja dicht bei der Stadt, und ich selbst war täglich dort."

„O, hätte ich Sie gesehen," entgegnete Alisette, „zu Ihnen hätte ich vielleicht den Muth gefaßt, den eine solche Bitte fordert. Doch den Andren gegenüber hätte mich eine unbe-

ſiegbare Scheu zurückgehalten. Auch ſah ich den Grafen nur einmal auf ſeinem prächtigen Schimmel ſtolz und ernſt vorüberreiten; ich ſtand am Fenſter, doch er bemerkte mich nicht."

„Die Unmöglichkeit der Rückkehr," fuhr Aliſette nach einer Pauſe fort, „trieb mich immer weiter in den fortwirbelnden Strom hinein. Nur für die nächſten dringendſten Bedürfniſſe ſorgte der Unternehmer; in allem Übrigen vertröſtete er uns auf Moskau, vielleicht nur, um uns jeden andern Ausweg zu verſperren. Die Nähe der Armee, die oft ſeltſamſten Nachtlager, die Nothwendigkeit, ſtets mitten unter Männern zu verkehren, beſtimmten mich, männliche Tracht anzulegen. Als ein großes Glück darf ich es betrachten, daß es mir gelang, einen Platz auf dem Bagagewagen eines Generals zu erlangen, denn ich galt nun für einen ſeiner Dienſtleute, und die Reiſe wurde mir ungleich weniger beſchwerlich. Wir kamen wenige Tage nach der Schlacht durch das noch rauchende Smolensk. Hier hatte ich den erſten Anblick aller Schauder des Kriegs. Vor Grauſen faſt erſtarrt, fuhr ich bebend auf der entſetzlichen Straße hin, die man mühſam durch Schutt und Trümmer gebahnt hatte, der zur Seite halb verbrannte Leichname und menſchliche Gebeine aufgehäuft lagen. Ich mußte endlich das Auge ſchließen vor dieſen gräßlichen Bildern. Aber von nun an erneuerten ſie ſich täglich. Vielleicht ſah ich Schrecklicheres als Sie ſelbſt, denn Sie eilen auf der Bahn des Sieges vorwärts und wenden das Auge nicht zurück auf die entſetzlichen und blutigen Spuren, die das langſam weichende Ungeheuer des Kriegs zurückläßt. Ich aber habe ſie geſehen, dieſe Jammergeſtalten am Wege, dieſe hohläugigen, bleichen Geſpenſter, die uns ihre dumpfen Klagen entgegenwimmerten. Ich habe ſie geſehen, und mußte vorüber ohne ihnen helfen zu können. Und in dieſe Wüſteneien voller Elend und Entſetzen trieb mich mein Schickſal

hinein! Mit jedem Schritte unſrer ermatteten Pferde verſchloß ſich die Rückkehr unwiderruflich. Der Strom drängte langſam vorwärts; ich ſah, daß er mich dem Unheil entgegentrieb. Aber vermochte ich es, allein umzuwenden, und auf der Straße zurück zu irren, wo jeder Tritt meines Fußes an eine Leiche, an einen Sterbenden rühren mußte? Wie hätte da, wo Tauſende von kriegsgewohnten Männern verſchmachteten, weil ihnen die Kräfte verſagten, ein ſchwaches Mädchen einen Rückweg gefunden! Faſt wahnſinnig von dem unausgeſetzten Grauen, das meine Seele erfüllte, ließ ich mich forttreiben von der Woge meines Schickſals, und gedachte in dumpfer Betäubung keines Widerſtandes mehr. So hörte ich den Donner der entſetzlichen Schlacht, ſo fuhr ich mit verhülltem Angeſicht über das Leichenfeld, von dem ſchon ein giftiger Peſthauch emporſtieg, ſo endlich, theurer Freund, erreichte ich heute dieſe Stadt. Wie hier ein Jeder mit der Überfülle verlaſſener Räume ſchaltet, gerieth auch ich in dieſen Palaſt, deſſen vordren Flügel einige Frauen bewohnen, die ein gleiches Schickſal mit mir theilen, aber es mit leichtfertigem Sinn, ich ſollte vielleicht ſagen, mit frevelhafter Sorgloſigkeit betrachten. Sie haben überdies ſo ſchnelle Verbindungen angeknüpft, daß die meinige mit ihnen ſchon ſo gut wie zerriſſen iſt. So war ich denn gleich in den erſten Minuten das verlaſſenſte Weſen in dieſer ungeheuren Stadt, in dieſem unermeßlichen Reiche. Vor einer Stunde wagte ich mich aus meiner Zurückgezogenheit hervor, halb in der Hoffnung einen Anker in dieſer Noth zu entdecken. Da führte ein guter Stern mir Sie entgegen, und — das Übrige darf ich Ihnen ja nicht erſt erzählen," ſetzte ſie leiſe hinzu, und ſenkte das anmuthige Haupt verlegen zur Erde.

Das wunderbare und überraſchende des Abenteuers, der einſame, traulich geheime Aufenthalt, die Anmuth, welche

Françoiſe Aliſette ſelbſt in die leiſeſten Bewegungen und Sprachtöne zu ergießen wußte, das Rührende und Ergreifende ihrer Erzählung und lebendigen Schilderung, der Gedanke an ihre weibliche Hülfloſigkeit in dem koloſſalen Treiben des Kriegs, wo ſelbſt der einzelne Mann ſich gegen das unermeßliche Ganze verliert — vor Allem aber der unwiderſtehliche Reiz der Thränen eines ſchönen Auges: dies alles drang ſo mächtig auf Jaromirs jugendliches, volles Herz ein, daß es gefangen war in dem purpurnem Netz, mit dem das liebliche Mädchen ihn umſpann, noch ehe er es ahnte. Aus dem Zutrauen, welches ſie ihm ſchenkte, ſchöpfte er eine ihm ſonſt unbegreifliche Kühnheit; es war ihm, als habe ſie ihr ganzes Geſchick in ſeine Hand gelegt, als ſei er der Herr ihres Thuns und Wollens. Mit raſch aufflammender Gluth preßte er ſeine Lippen auf ihre Hand und zog die ſcheu Widerſtrebende näher zu ſich heran. Seine glühende Wange berührte die geſenkte Aliſettens. Er zitterte in ſüßer Luſt der Liebe; auch ſie bebte in ſeinem Arme, den er kühn um die zarte Geſtalt ſchlang.

„Süßes, holdes Weſen," ſprach er zärtlich leiſe, „ſei meine Schweſter, ich will Dein Bruder ſein. Trockne Deine Thränen, lebe nicht mehr im bangen Schauer vor Deinem Geſchick, nun ſoll Alles, Alles vorüber ſein."

„O Himmel, wie überſchütteſt Du mich mit ungehofftem Glück," rief Aliſette und neigte ſich wie überwältigt von der Macht ihrer Gefühle gegen den Freund, und verbarg ihr holdes Antlitz an ſeiner Bruſt. Wie eine flüchtende, ſchüchterne Taube ſchmiegte ſie ſich an, und er hielt ſie umfaßt, ſeiner Kraft, ſeines männlichen Schutzes ſtolz bewußt.

„Du haſt meine Braut ſpäter geſehen als ich," ſprach er nach einigen Minuten. „O, erzähle mir von ihr! War ſie ſo traurig, wie ihre Briefe?"

Bei dem Worte Braut zuckte Aliſette krampfhaft zuſammen; ein kurzes, beklemmtes „Ach!“ drängte ſich aus ihrer Bruſt. „Die ſchöne Gräfin Lodoiska habe ich wenig mehr geſehen,“ ſprach ſie mit mühevoll errungener Ruhe; „am Tage nach dem Abmarſch war ſie auf dem Ball im ſächſiſchen Palaſt, wo ich erſcheinen mußte, um in dem Concert zu ſingen.“

„Auf dem Ball?“ fragte Jaromir mit einer Betonung, die es deutlich ausdrückte, daß dieſe Nachricht ihm eben ſo unerwartet als unangenehm war.

„Der Fürſt Lichnowski führte ſie.“

„Sie tanzte mit ihm?“ fuhr Jaromir raſch auf.

„Mit ihm allein, aber wenig. Zumeiſt ſaßen ſie in der Fenſterniſche beiſammen und ſprachen. Sie fuhren auch früh nach Hauſe, denn der Fürſt ſpeiſte den Abend noch bei der Gräfin.“

Jaromir ſchwieg; eine dunkle Röthe des Zorns überflog ſeine Wangen, doch unterdrückte er die finſtre Wallung der Eiferſucht, die in ihm erwachte. Nein, dachte er einige Minuten ſpäter, ſie liebt Dich gewiß, und ihre Trauer war ſo wahrhaft, als ihre Briefe ſie ſchilderten. Sollte ſie aber deshalb die Begleitung eines genaueren Bekannten des Hauſes nicht mehr annehmen? Sollte ſie ſich von einem öffentlichen Feſt, das vielleicht ſogar einen vaterländiſchen Charakter trug, ausſchließen? Du thuſt ihr Unrecht!

Françoiſe las in ſeinen offenen Zügen, was in ſeiner Bruſt vorging. „Sie ſind plötzlich zerſtreut, lieber Freund,“ ſprach ſie mit dem Ausdruck der Theilnahme; „die Erinnerung an eine ſo ſchöne Braut muß freilich ſehr bewegend ſein. Schreibt ſie ihnen oft?“

„Ich habe ſeit dem Tage vor der Schlacht keine Nachricht gehabt. Der letzte Brief war aus Teplitz. — Aber

ſie ſchreibt oft, und mit zärtlichſter Innigkeit.“ Die letzten Worte ſprach er gerührt; es war gewiſſermaßen eine Abbitte ſeines Verdachts. Doch plötzlich fiel es ihm ein: Warum aber hat ſie Dir nicht geſchrieben, daß ſie auf dem Ball war? Sie hat ſonſt Alles, was ihr begegnet, aufs genaueſte berichtet, Tag für Tag ihre Beſchäftigungen angegeben — warum?

Aliſette unterbrach ihn in dieſen Gedanken. „Wie gern hätte ich von der Gräfin und Ihrer Braut Abſchied genommen! Allein es war mir unmöglich. Dreimal ließ ich mich melden, fand aber Niemand im Hauſe. Der Portier ſagte mir, ſie ſeien aufs Land gefahren. Von dort kamen ſie ſpät zurück, und am andren Morgen weckte mich der davonrollende Reiſewagen.“

„Aufs Land?“ fragte Jaromir erſtaunt, denn auch das hatte man ihm nicht gemeldet. „Wohin? Kannten Sie den Ort?“

„Nein,“ erwiderte Aliſette ſichtlich verlegen und ſtockend; „die polniſchen Namen ſind mir ſo ſchwer zu behalten.“

„Vielleicht Wikzolky, das Gut ihres Oheims? Oder Pulawy, wo die Fürſtin Czartoryski wohnt?“

Aliſette verneinte durch eine Bewegung des Hauptes.

„Aber zu wem? Den Namen des Beſitzers werden Sie doch kennen?“

„Der Portier wußte nicht,“ erwiderte Aliſette furchtſam.

„Das iſt unmöglich, Liebe! Wenn er den Ort kennt, ſo kennt er auch den Beſitzer. — — Ich beſchwöre Dich, Mädchen, ſprich die Wahrheit!“ rief er plötzlich mit aufflammender Heftigkeit; Aliſette bebte erſchreckt zurück.

„Mein Gott!“

„Die Wahrheit! War es Czarnowicki?“

„Ich glaube ja!“

„Dort wohnt Lichnowski!“ rief Jaromir wild und sprang auf. „Sie ist treulos, ist so falsch wie je ein Weib! Denn sie verhehlte mir diesen Besuch! Das hätte sie nicht gethan, wäre er unschuldig gewesen! Ein Tagebuch sandte sie mir, von jeder Stunde, jeder Minute gab sie Rechenschaft! Eine Heilige konnte nicht reiner, stiller, jungfräulicher leben. O der Heuchlerin!“ — — Thränen brachen aus dem Auge des Jünglings hervor; er wischte sie unwillig ab und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Es wäre auch noch der Mühe werth, daß ein Mann wie ein Knabe um sie weinte!“— Doch seine Thränen flossen nur um so stärker.

Alisette war zitternd, ohne einen Laut zu wagen, sitzen geblieben; sie glich einem Kinde, das unvermuthet ein großes Unglück angerichtet hat, und vor Schreck erblaßt, ohne ein Einschreiten zu wagen, dem wachsenden Verderben bebend zuschaut. „O, sein Sie ruhig,“ bat sie endlich sanft; „setzen Sie sich wieder zu mir. Sie thun der Armen wohl hartes Unrecht!“

„Nein!“ rief er heftig, „ich thue ihr nicht Unrecht! Willenlos hast Du Gute mehr verrathen, als Du ahnest! Sage mir jetzt die volle Wahrheit. Was weißt Du weiter?“

„Wirklich nichts,“ erwiderte sie, durch den Ton der Bitte ablehnend.

„Alisette!“ bat Jaromir stürmend, indem er ihre beiden Hände ergriff und sich wieder zu ihr setzte, „Alisette! Du hattest Schutz und Hülfe von mir erbeten! Jetzt bedarf ich Deiner mehr als Du meiner, bestes Mädchen! O Du bist gut, sage mir Alles, ich bitte Dich, Alles was Du weißt und denkst.“

„Gewiß, ich weiß nichts, und was ich denke — das

darf ich nicht denken. O, daß ich ein ſo unglückſeliges Wort ſprechen mußte!"

„Nur eins ſag mir," ſprach er mit verhaltenem Zorn und Schmerz, — „iſt Fürſt Lichnowski der Gräfin nach Teplitz gefolgt!"

„Er reiſte denſelben Tag," antwortete Aliſette kaum hörbar.

„O, Du biſt gut — Du hätteſt mich nicht ſo verrathen," rief er weich, und zog mit der Linken die ſanft Widerſtrebende an ſein Herz, und ſenkte das ſchwere, müde Haupt gegen ihre lockige Stirn. „Aber ich will ſie vergeſſen! Sie ſoll den Triumph nicht haben, daß ein Mann um ſie weint. — Ich dachte nur an ſie in der Schlacht! Nur ihr weinendes Bild ſtand vor meiner Seele; ich ſah nicht Schrecken, nicht Gefahr. Es ſchien mir ſüß, zu ſterben, wenn man ſo betrauert würde — noch ſüßer ſchien es mir, zu leben! O, wie thöricht war dieſer Wunſch. Warum liege ich nicht bei den Freunden auf der Wahlſtatt, da wäre mir beſſer!"

„Und uns bräche das Herz!" rief Aliſette ſchmerzlich aus, und ſchrak heftig und ſcheu zuſammen, als das Wort ihren Lippen entflohen war. Der Ausruf, den die Übermacht ihrer vergeblich bekämpften Gefühle ihr entriſſen, leuchtete wie ein Blitzſtral in die verborgenſte Tiefe ihres Herzens hinab.

Sie liebt Dich, dachte Jaromir gerührt, und der Gedanke fing an ihn mit glühendem Leben zu durchdringen; „ſie liebt Dich wahrhaft, und hat es bekämpft und getragen in jungfräulicher, ſcheuer Bruſt. Wie konnte Dein Auge über dies holde Weſen unbeachtend, verkennend hinweggleiten! O, es iſt eine wunderbare, gnädige Schickung des Himmels, welche Dir im Augenblick des tiefſten Schmerzes dieſen Engel des Troſtes ſendet.

Nach dem unwillkürlichen Geſtändniß hatte Aliſette ſcheu,

beſchämt den vergeblichen Verſuch gemacht, ſich der Umarmung Jaromirs zu entwinden, um ihm zu entfliehen; er drückte ſie mit wachſender Liebe an ſich, doch ſie verbarg ihre ſchaamglühende Wange an ſeinem Buſen.

„Nein, richte Dich auf, blick mir ins Angeſicht, Du liebreizendes Weſen; laß die jungfräuliche Scheu nicht das ſchönere Gefühl Deines Herzens beſiegen. Du liebſt mich? Darf ich es hoffen, darf ich es ausſprechen? — — O, jetzt erſt, erſt in dieſem Augenblicke weiß ich, was Liebe iſt. Wie kalt war Lodoiskas Umarmung!"

Er preßte ſeine brennenden Küſſe auf die Lippen der erſchöpft Hingegebenen; ihr Widerſtand erſtarb in ſeiner Gluth.

Die finſtre Geſtalt ſeines böſen Dämons trat ungeſehen hinter ihn; ſie erhob die drohende Hand und hielt ſie ſchwebend über ſeinem Haupt. — Noch einen Schritt und die kalte, grauende Berührung trifft Deine Scheitel, und der Hauch der Vergiftung dringt tödtlich in Deine Bruſt. Iſt kein gütiger Genius Dir nahe? Tritt die reine Geſtalt der Geliebten nicht rettend zwiſchen Dich und das Trugbild, das dich umfängt? Die Himmliſchen wachen nicht über dir — du ſinkſt in das Netz der verderbenden Mächte!

„Willſt Du mein ſein? Ewig mein?" bat Jaromir ſtürmiſch zärtlich. „Kannſt Du dem vergeben, der Dich verkannte, der an dem Demant Deines Herzens blind vorüberging? Aliſette, ich habe ſchweres Unrecht gegen Dich gut zu machen! Aber vergieb mir — vergieb dem Verblendeten!"

„O, unausſprechliche Gnade des Himmels," rief Aliſette aus tiefſter Bruſt und umſchlang ihn mit ihren weichen Armen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen glühten an den ſeinigen, ihr Athem erſtarb in ſeinen Küſſen! Jaromir zitterte in ſchauerlicher Wonne! Die brauſende Kraft der Jugend ſtürmte in allen ſeinen Sinnen. Bis dahin hatte er nur

die reine Opferflamme der Liebe gekannt, fern ſtehend ihre ſanfte veredelnde Wärme empfunden, ihren heiligen Glanz verehrt. Verwegen trat er dem Heiligthum zu nahe. Gleich glühendem Metall rollte jetzt das Feuer durch ſeine Adern, die Flamme ergriff den Saum ſeines Gewandes, ſie ſchlug im mächtigen Wogenſturm betäubend über ihm zuſammen. Wie wenn an der Stelle gotterfüllter, leuchtender Klarheit heiliger Wahnſinn aufflammt und die verheerende Fackel ſchwingt, ſo daß das ewig Göttliche ſelbſt ſich zum ewig fluchwürdigen Verderben verkehrt: ſo erbleichte der reine Mondenglanz ſeiner geläuterten Liebe vor dem tobend ausbrechenden Vulcan ſeiner Leidenſchaft.

„Um aller Heiligen willen, Du ſtürzeſt mich ins Verderben," rief Aliſette und ſank, vor der ſtürmenden Gluth des Jünglings erbebend, auf die Kniee vor ihm nieder. Doch mit kräftigem Arm umſchlang er ſie, hob ſie zu ſich empor und erſtickte ihr Flehen in ſeinen Küſſen. „Mein ſollſt Du ſein in dieſer Minute, ganz mein, und für ewig!" So rief er aus und hielt die machtlos Widerſtrebende in unauflöslicher Umarmung. Die Hände, die ſie mit ſchwacher Kraft abwehrend gegen ſeine Bruſt drückte, ſanken ihr matt herab; überwältigt war jetzt das willenloſe Opfer ſeiner ſiegenden Jugend und Liebesgewalt. — Dämmerndes Dunkel umhüllte die Liebenden. Der reine Lichtſtral webt den Gürtel der Keuſchheit mit unſichtbaren Fäden dichter; die buhleriſche Nacht iſt hülfreich geſchäftig, die heilige Hülle des jungfräulichen Schleiers zu heben. — Jaromir zog das bebende Mädchen an ſeine Seite auf die Kiſſen nieder; ihr Haupt ruhete in ſeiner Linken, er umſchlang ſie kühn mit der Rechten. Selig drückte er das glühende Angeſicht gegen die wallende, laut klopfende Bruſt. — Seufzer, Thränen, Küſſe, miſchten ſich zum berauſchenden Trank der Liebe; im ſelig

betäubenden Wahn leerten ſie den vergifteten Kelch bis auf die letzten Tropfen.

Mit fliegendem Schauder erwachte Aliſette und wollte ſich den Armen des Geliebten entreißen. Doch er ließ ſie nicht! „Mein biſt Du für ewig," rief er und hob die Rechte betheuernd gen Himmel, „ſo habe ich's geſchworen! So halte ich den Schwur. Du, die Treue, die Liebende, nimm hin den Ring der Verrätherin. Dieſer goldne Reifen ſei des Zeuge unſres Bundes. Er iſt heilig geſchloſſen, er iſt unverletzlich." Er zog Lodoiska's Ring ab und ſteckte ihn an Aliſettens Finger. Sie hing ſprachlos an ſeiner Bruſt. „O, ich bin eine Verbrecherin," rief ſie endlich aus, „eine ſchwere Verbrecherin! Aber Du, Du haſt es verſchuldet, für Dich habe ich den Frevel auf meine Seele geladen. Du darfſt mich nicht verwerfen." Und mit neuen Küſſen und Thränen hing ſie an ſeinen Lippen. — — „Daß ich Dir's nur geſtehe! Was mich von außen auch mit harter Nothwendigkeit hierher trieb, ein mächtigerer Zug des Herzens hätte mich doch auf dieſe verwegene Bahn geführt. Eine geheimnißvolle Stimme in meiner Bruſt weiſſagte mir, Du ziehſt dem Stern Deines Glückes nach. Mein Auge hing mit Thränen an ſeinem tröſtenden Schimmer, doch mein ſchwaches Glauben und Hoffen wähnte ihn unerreichbar hoch. Und nun, nun die Erfüllung mit überdrängender Gewalt vor mir ſteht — nun —"

Sie barg das Haupt weinend in ihr Gewand, hielt aber mit der Linken den geliebten Jüngling umfaßt.

„Du Süßer, Holder! Iſt es denn wahr, daß Du mich liebſt?" ſprach ſie ſchmeichelnd und koſend, da er ſtumm vor ihr ſtand.

Die hoch aufpraſſelnde Flamme war geſunken. Jaromir ſahe jetzt, was ihre Wuth ringsumher zerſtört hatte. Ein

kalter, ſchauerlicher Windſtoß der Reue fuhr durch ſeine düſter nachglühende Bruſt. „Ob ich Dich liebe?“ ſprach er in brechender Wehmuth. „Außer Dir hat jetzt die Erde nichts mehr für mich! Du biſt das einzige Geſtirn, das mir leuchtet — ſollteſt Du! — nein, nein! — Du wirſt mir ewig glänzen. Du ſüße Geliebte! Deine zärtliche Hand heilte ja die glühende Wunde, mit der eine giftige Verrätherin mein Herz grauſam zerriß! O, Du warſt mein guter Engel in ſchrecklicher Stunde!“

Er lehnte ſeine Stirn gegen die ihrige; ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. Wie er ſich auch dagegen wehrte, jetzt erſt fühlte er es, — er war doch nicht glücklich! Ein Wirbelſturm hatte ihn hoch auf den Gipfel des Lebens getragen, aber unter ſeinen Füßen fand er keinen Boden; der Sturm ſenkte die Fittige, und mit ihm ſank er tiefer und tiefer hinab. Nur nach den leuchtenden Sternen über ihm hob er das Auge bang empor.

Der ſchauerliche Schlag einer Thurmuhr, die die neunte Stunde verkündete, weckte beide Liebende aus ihrer Betäubung.

„Du mußt fort,“ rief Aliſette aufſpringend; „wenn man Dich hier fände — ich wäre verloren!“

„Verloren! Wer dürfte nach dem Bund, den wir geſchloſſen —“

„Um des Allmächtigen willen, ich höre Geräuſch,“ unterbrach ſie ihn; „die Thür öffnet ſich, der Schall dringt durch die leeren Gänge bis hieher. Wir hier im Dunkel — wenn man käme! Liebſter, wenn Dir mein Leben, meine Ehre theuer iſt, ſo verlaß mich jetzt! Du weißt nicht, wie ein weibliches Herz empfindet. Mich würde die Scham vernichten, wenn die Frauen. — O, ich bitte Dich, ich flehe

Dich, entfliehe! Noch iſt es Zeit! Hier durch dieſe Thür in den Garten hinab!"

Selbſt gab ſie ihm den Säbel, den er abgelegt hatte, in die Hand, und drängte ihn mit beklommenem Schmeicheln zu gehen.

„Schüchternes Reh!" ſprach er wehmüthig lächelnd. „Wie hold iſt dieſe Scheu! Sei ruhig, Du darfſt das Auge aufſchlagen gegen Viele, die ſich fleckenlos bedünken! Denn rein iſt Deine Seele; Dein Herz bleibt ein jungfräuliches Heiligthum!"

„O, ſo ſchone meines Herzens!" flehte ſie. „Wenn Du mich liebſt, ſo geh! Es ſei der erſte Beweis, den Du mir giebſt!"

Er umſchloß ſie noch einmal, küßte ſie mit wehmüthiger Zärtlichkeit und verließ dann haſtig leiſe das Gemach durch die Tapetenthür.

„Leb wohl! Morgen! Morgen!" flüſterte Aliſette ihm zärtlich nach und verſchwand. Ungeſehn erreichte Jaromir den Garten. Er wollte jetzt den Verſuch machen, ob derſelbe wirklich bis an die Straße ſtoße, wo ſein Bivouac lag, und nahm daher dieſe Richtung durch die dunklen Laubgänge. In wenigen Minuten ſtieß er auf die Mauer und fand nach kurzem Suchen eine Pforte, die nur von innen verriegelt war. Mit rüſtiger Kraft ſchob er die eingeroſteten Riegel zurück, und ſtand in der That an der Stelle, wo er vermuthete, kaum hundert Schritte von den Wachtfeuern ſeiner Leute. Dieſer heimliche Pfad, der ihn zur Geliebten führen konnte, war ihm ein neues Pfand des Himmels, ein neuer Wink des Geſchicks. Und blutete ſein Herz gleich noch friſch an der Stelle, wo er die ſanften Bande, die es bisher feſſelten, gewaltſam zerriſſen hatte, ſo fühlte er doch auch den lindernden Balſam, den die Hand des Schickſals ihm reichte.

Viertes Capitel.

Als Bernhard ruhiger geworden war, und Rasinski und Ludwig mit Wärme in ihn drangen, erzählte er ihnen endlich, fast mit dem alten rauhen Humor, sein Abenteuer zu Warschau, seine seltsame Scheinverwechselung des Rings. „So wäre ich denn mit einem neuen Titel beschenkt," schloß er gezwungen scherzend; „ich könnte mich Bruder einer Unbekannten nennen, denn sie war jung und schön, das betheure ich trotz dem Schleier, der sie einhüllte; sonst hätte es freilich auch meine Mutter sein können. Das Abenteuer wäre aber nicht halb so romantisch." — Noch niemals hatte Ludwig einen so tiefen Blick in das Herz des Freundes gethan als jetzt. Bernhard, der mit selbstgenügender Kraft sich von allen Fesseln des Lebens und der Verhältnisse loszureißen wußte, dessen stolzes, kühnes Herz, seine Freiheit höher zu schätzen schien, als selbst die süßesten Bande der Liebe: er, der oft so rauh gegen die zarteren Beziehungen des Daseins auftrat, und ihnen mit einer Kraft, die Ludwig anstaunen mußte, stolz zurief: Geht, Ihr habt mich nicht aufgesucht, geht denn, ich bedarf Eurer nicht; die Gewohnheit allein zu stehen, hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich bin mir selbst genug! — Diese schroffe, gehärtete Felsenbrust, brach und schmolz weich, ja vernichtet zusammen, nur bei der Vorstellung, daß ein holdes Wesen, mit den sanften Banden der Verschwisterung an ihn gefesselt, dicht bei ihm vorübergestreift sei, ohne daß er es erkannt und an die unter der rauhen Hülle so warm glühende Brust gezogen hätte. Mit welcher Rührung betrachtete Ludwig in diesem Augenblicke den Freund, der das weichste,

liebevollſte Herz mit einem ehernen Harniſch entſagender Willenskraft umpanzerte!

Freilich wußte er es längſt, daß unter dem harten Marmor ſeiner Bruſt nicht ein hohles Grab, ein erkalteter Aſchenkrug ruhe; allein dieſe Macht der inneren, tief verborgenen Gluth des Liebens hatte er weder gekannt noch geahnet.

„Seht Ihr! — Ein ſolcher Thor, ein ſolcher Träumer bin ich," ſprach Bernhard nach einer ernſten Pauſe; „auf ſolche Zeichen im Flugſande baue ich den babyloniſchen Thurm meiner Luftſchlöſſer! Lacht mich nur aus darüber, ich bitte Euch; denn wenn man die Trauringe unſres Erdballs, was will ich, wenn man nur die einer einzigen Stadt, wie Moskau, oder meinethalben Dresden, auf einen Haufen ſchüttete, ſo würden ſich die Zwillingsbrüder dutzendweis finden, und ich könnte mir wenigſtens ſo viel Mütter, Väter oder Geſchwiſter vindiciren, als jener böhmiſche Graf, den man zu Dux abgebildet ſieht, Söhne hatte, vierundzwanzig nämlich. Wenn ich's jetzt ruhiger anſehe, ſo muß ich betheuren, wäre nicht die Nacht und ein romantiſches Abenteuer dabei geweſen, ich hätte nicht länger daran gedacht, als ich brauche, um den Ring aufzuſtecken und abzuziehen. Wir Künſtler, ich zähle mich nun einmal dazu, und halte Palette und Pinſel für mein rechtsgültiges Diplom, ſind aber häufig romantiſch verrückte und entzückte Narren, und ich bin faſt nicht der kleinſte. Alſo, lacht mich aus, das iſt die ganze Summe der Geſchichte!"

Aber es lachte Niemand, und ſelbſt Bernhard vermochte es nur mühſam mit den Lippen.

„Ich bin entſchloſſen zu handeln wie bisher," ſprach er, nach einigen Minuten ernſter Stille. „Will das Schickſal mir etwas von meinen geheimen Verhältniſſen enthüllen, nun denn, ſo mag es ſein; ich aber rühre nicht an den

Schleier. Die verhüllten Gestalten kann ich mir so reizend und holdselig träumen, als ich will; wer weiß was die enthüllten mir für widerwärtige Gesichter zeigten! Jung und lieblich war das Wesen, was mir begegnete, das weiß ich gewiß; so will ich es denn als eine Schwester oder Halbschwester betrachten, denn sie könnte ja eine spätere Tochter und Erbin meiner Mutter sein. Unsre ganze Begegnung war die von Bruder und Schwester; sind wir es nicht, nun so will ich wenigstens den Traum festhalten, und keine platte Wirklichkeit soll mich unangenehm störend daraus wecken. Ich habe den Hahnenschrei niemals leiden können; vollends aber wenn er gellend in die Sphärenmusick eines Traumes einkreischt und uns aus den ätherischen Räumen, in denen wir zu schweben wähnten, auf eine derbe Matratze hinabwirft, wo wir faul und gähnend die müden Glieder strecken. Aber wahrlich, Freunde, es ist Zeit dazu; ich muß mich schlafen legen. Gute Nacht."

Er stand auf und ging hinaus. Ludwig folgte ihm; er mußte ihn einsam, warm ans Herz drücken. Da fühlte er, daß Bernhards Wange naß war; doch kein Wort der Klage kam über seine Lippen, sondern er riß sich trotzig los und sprach nur: „Gute Nacht!"

Ludwig kehrte zu Rasinski zurück. Erst jetzt traten seine eignen überraschend umgestalteten Lebensverhältnisse stärker in seiner Empfindung hervor. „Es ist eigen," sprach er zu dem älteren Freunde, „ich gewinne nichts, ich verliere nichts, bei dem Umtausch des Namens, bei der Nachricht von meinem Vater, den ich schon seit zwanzig Jahren unter die Todten zu zählen gewohnt bin; und doch ist mir, als hätte ich großen Gewinn und Verlust zugleich erlitten."

„Die Möglichkeit Beider tritt uns im ersten Augenblick zu nahe," erwiderte Rasinski; „doch glaube ich, Bernhard

hat Recht, wenn er behauptet, dieſe Eindrücke verlieren ſich am Ende ganz. Wir haben ja ſo eben geſehen, wie ihn ſelbſt die Überraſchung plötzlich, gewaltſam mit ſich fortriß; die Wogen ſeiner Seele ſtürzten ſich brauſend übereinander wie ein Waſſerfall; jetzt ſehen wir den Strom höchſtens noch mit bewegter wallender Fluth zwiſchen ſeinen Ufern dahinziehen."

„Er iſt vielleicht deſto tiefer!" bemerkte Ludwig.

„Möglich! — doch am Ende verläuft ſelbſt der Rhein im Sande. Werden Schmerz, Erwartung, Hoffnung, nicht aus neuen Quellen genährt, ſo glaube mir, als Deinem älteren Freunde, ſie verſiegen zuletzt alle, und wenn ſie Anfangs in noch ſo wilder Fluth alle Uferdämme durchbrechen."

Ludwig las Mariens Brief noch einmal durch und verlor ſich in ein vertieftes Sinnen über dieſe neuen unvermutheten Wendungen, die der Strom ſeines Lebens nahm.

Raſinski, von ſchweren Gedanken erfüllt, ging auf und nieder im Gemach.

Es ſchlug jetzt neun Uhr.

„Bernhard hat Recht," nahm Raſinski das Wort, „die ermüdete Natur läßt ſich nicht abweiſen. Wir müſſen uns zur Ruhe legen. Wer weiß, was die nächtlichen Stunden uns für eine Störung bringen; denn mir iſt, aufrichtig geſtanden, noch immer nicht ganz wohl zu Muthe in dieſer verlaſſenen Stadt. Es ſieht mir faſt aus, wie die abgeſegelte Flotte der Griechen vor Troja, die in der Nacht zurückkehrte."

Dieſe Worte erinnerten Ludwig erſt wieder an die Beobachtungen, welche Bernhard gemacht hatte, und die Beiden über die unerwarteten Nachrichten der Briefe aus Deutſchland ganz aus dem Sinne gekommen waren. Er erzählte Raſinski, was Bernhard geſehen haben wollte.

„Hm! In ſolcher Art kann uns unmöglich etwas Feindſeliges drohen!" erwiderte dieſer. „Wahrſcheinlich ſind es

ſcheue Diener oder alte kranke Leute, die nicht mehr zu fliehen vermochten und ſich hier verſteckt halten, weil ſie uns fürchten. Roſtoptſchin ſchildert uns ja in allen ſeinen Proclamationen als Mörder und Tempelräuber; wie ſoll man es dem armen Volke übel deuten, wenn es ſich vor ſolchen Ungeheuern fürchtet und verkriecht! Laſſen wir die Leute wenigſtens für dieſe Nacht in Ruhe. Morgen will ich das ganze Schloß durchſuchen laſſen. Die Wache im Thore, meine Bedienten, die auf dem Vorſaal ſchlafen, und am Ende wir ſelbſt, ſind uns Sicherheit genug. Auch ſteht es ja bei uns, uns ſchlagfertig zu halten. Ich meinestheils wenigſtens hätte ſo ſchon wie im Bivouac geſchlafen, in meinen Mantel gewickelt, völlig angekleidet, die Piſtolen zur Seite. Das iſt aber auch der äußerſte Grad von Vorſicht, und ich würde ihn auch nicht Deiner Nachricht wegen anwenden, ſondern weil ich überhaupt darauf gefaßt bin, daß wir dieſe Nacht allarmirt werden. Alſo das laßt Euch nicht beunruhigen; im Übrigen aber denkt, daß wir nur im Bivouac liegen. — Gute Nacht lieber Freund! Ich denke, der morgende Tag wird ſehr entſcheidend ausfallen."

Ludwig ging.

Als er durch den langen Saal ſchritt, der ſein Schlafzimmer von Raſinski's Wohnung trennte, wurde es ihm faſt ſchauerlich zu Muthe in dem weiten, einſamen Gemach, wo die leiſeſte Bewegung flüſternd an den Wänden wiederhallte. Die Thüre von ſeinem Zimmer zu dem, welches Bernhard bewohnte, ſtand offen; er blickte hinein. Bernhard war nicht dort.

„Ich glaubte gleich, daß er nicht ſchlafen gehen würde," dachte Ludwig für ſich. „Gewiß trägt er ſein volles Herz in Nacht und Einſamkeit hinaus! Wenn er ſich nur nicht unvorſichtig mitten in die fremde Stadt wagt!"

Bewegt trat Ludwig ans Fenſter, wo er unten die Ka-

meraden am Feuer im tiefen Schlaf liegen ſah. Nur ein Offizier wachte noch, und ging mit raſchen unruhigen Schritten auf und ab; beim Schein der Flammen erkannte Ludwig, daß es Jaromir war. Um ſich zu erkundigen, ob er nicht vielleicht von Bernhard wiſſe, ging er hinunter.

„Guten Abend, Freund, haſt Du Bernhard nicht geſehen?“ fragte er Jaromir, der, ohne ihn zu erkennen, mit haſtigen Schritten an ihm vorüber wollte.

„Was wollt Ihr? Wer ſeid Ihr?“ mit dieſen Worten fuhr er befremdet, faſt verſtört bei der Anrede herum. — „Ach Ludwig! Du biſt es,“ ſprach er langſam im traurig gedämpften Ton, als er den Freund erkannte. „Du kommſt mir grade gelegen. Haſt Du Luſt einen Brief von Lodoiska zu leſen? — Vor einer halben Stunde gab ihn mir Boleslav, als ich von einem Spaziergange durch die Stadt zurückkehrte. — Habt Ihr auch Briefe gehabt?“

„Ja wohl! wichtige, von der ſeltſamſten Art!“

„Von der ſeltſamſten Art iſt dieſer auch! — Da lies ihn!“

„Du vergißt, daß ich nicht Polniſch genug verſtehe, Lieber; aber lies ihn mir vor.“

„Vorleſen! — Ach!“ Er ſeufzte ſchwer auf und bedeckte ſich Augen und Stirn mit der Hand, und ſtrich mehrmals überhin, wie wenn er einen drückenden Kopfſchmerz zu entfernen ſuchte.

„Biſt Du krank, Lieber?“

„Wüſt! — Das wüſte Soldatenleben betäubt mich bisweilen! — Vorleſen kann ich Dir den Brief wahrlich nicht! Das Feuer blendet zu ſehr, meine Augen ſchmerzen mich. Morgen früh vielleicht!“

„Du biſt in ſehr trauriger Stimmung, wie es mir ſcheint, Lieber,“ ſprach Ludwig ſanft. „Haſt Du betrübende Nach-

richten erhalten? Rasinski hat uns noch nicht das Mindeſte geſagt, obgleich er Briefe von ſeiner Schweſter hat!“

„Von ſeiner Schweſter! — Was wird die ihm auch ſchreiben! — Ach Ludwig! Ich wünſchte, ich läge an der Reboute, wo unſre Kameraden ruhen!“

„Mein Gott,“ rief Ludwig erſchreckt, „was fehlt Dir denn? Was ſchreibt Dir Lodoiska? Erzähle mir wenigſtens, wenn Du nicht leſen kannſt!“

„Nein, ich will leſen, und ſollten mir die Augen darüber brechen!“ So rief er heftig, zog einen Brief aus der Bruſt hervor, entfaltete ihn und zog Ludwig gegen das große Wachtfeuer hin, wo ſich Beide auf das Strohlager niederwarfen. Jaromir las:

„Mein einzig geliebter Freund!“

„Endlich kehren wir in die Vaterſtadt zurück! Noch wenige Minuten, und wir ſind auf dem Wege nach Warſchau; dann bin ich Dir, der Du ſtets ferner und ferner hinwegzieheſt, auch wieder um einige Tage näher! O mein Geliebteſter, wann wird dieſer ſchreckenvolle Krieg enden? Wann kehrſt Du aus den entlegenen Öden, wohin Euch ſeine Stürme warfen, zu mir zurück? Wie liebevoll ſollen dieſe Arme Dich empfangen! Ach Jaromir, ich habe oft trübe, bange Stunden, wo ich wähne, daß ein düſtres Schickſal zwiſchen unſer Glück tritt. Inbrünſtiges Gebet zur heiligen Jungfrau iſt dann mein einziger Troſt. Alles, was die Gütigen, die mich umgeben, zu meiner Erheiterung thun, gleitet ab von meiner Bruſt; aber das Gebet dringt tief in das innerſte Herz. Sei auch Du fromm, mein Theurer; vergiß nicht im wilden Getümmel des Kampfes, in dem rohen Treiben des Krieges die heilige Stimme in der Bruſt, die uns demüthig zu den Füßen des Allmächtigen, des Allgnadenreichen treibt. Denn wer ſoll Dich beſchirmen in dem

Ungewitter der Schlacht, wenn ſich ſein Antlitz von Dir wendet? Aber er verläßt Keinen, der ihm ſein kindliches Herz offen entgegenträgt. Lieber Jaromir! Deine reine, ſchöne, heitre Seele voller Jugend und Hoffnung, lege ſie, ſo offen wie Du ſie mir entfaltet haſt, auch täglich dem himmliſchen Vater dar. Spotte nicht der Schwachheit des Mädchens, welches Dich zu frommen Gebräuchen auffordert, weil es darin ſeinen einzigen Troſt findet. Ich weiß wohl, daß der Mann ſich ſtark dünkt, ohne göttlichen Beiſtand. Aber es iſt eine Täuſchung, Lieber. Vor ihm ſind die Schwachen mächtig, denn ſie ſtehen in ſeinem Schutz, und die Starken ſinken hin wenn ſein Odem ſie anhaucht. Stark, unüberwindlich, fühle ich mich, wenn mich nach einem brünſtigen Gebet die Hand des Allmächtigen durchdringt. Dann weichen meine düſtren Träume und Ahnungen; dann ſehe ich den Engel des Herrn Dich geleiten und ſchützen mit ſeinem Schild und Schwert; dann leuchtet mir die Sonne einer ſeligen Zukunft entgegen. Freilich, mein Theurer, kehren die düſtren Stunden zurück, wie die Nacht nach jedem Tage wiederkehrt; aber es ſchimmern doch leuchtende Sternenbilder durch das Dunkel, und der äußerſte Himmelsrand bleibt mit goldenem Morgenroth geſäumt. Bald, Theurer, bin ich Dir näher, in der Vaterſtadt, wo Alles, bis auf den Klang der Sprache, mich an Dich erinnert. Ich werde mich dort viel glücklicher fühlen als hier! — Eben rollt der Wagen durch das Thor! Mein Herz klopft vor Freude und Sehnſucht. Lebe wohl! Lebe wohl! Tauſend Engel mögen Dich beſchirmen, und glücklich zu mir heimführen! Wann aber leuchtet der Tag, wo ich wieder in Deinen Armen ruhe!"

„Deine Lodoiska."

„Das edle, treffliche Mädchen! Ganz Liebe, ganz Fröm-

migkeit, Unſchuld, Wahrheit!“ rief Ludwig aus, als Jaromir geendet hatte. Dieſer warf ſich ihm ungeſtüm an das Herz und drückte ſein glühendes Antlitz gegen die Freundesbruſt. Ludwig ahnte nicht, was in ihm ſo furchtbar tobe. Er wähnte, es ſei das Übermaaß der Sehnſucht nach der fernen Geliebten. — „Faſſe Dich, Beſter,“ ſprach er mild. „Der Tag des Wiederſehens wird kommen; er iſt vielleicht nicht mehr fern!“

Jaromir blieb in ſeiner Stellung ohne ein Wort zu erwidern. Furchtbare Gedanken wogten in ſeiner Bruſt auf und nieder. Unglückſelig biſt Du, rief es ihm ſchauerlich zu, wenn dies nicht die Sprache der Wahrheit iſt! Doppelt elend, wenn ſie es iſt!

Da er einſam ſchwieg und den Freund nur heftiger und heftiger umklammerte, fragte Ludwig endlich, um ſeine Gedanken abzuwenden, abermals nach Bernhard.

„Ich habe ihn nicht geſehen,“ antwortete Jaromir, ſich aufrichtend und das Haupt ſchüttelnd; „ich habe Niemand, ich habe nichts geſehen! — Ludwig! Ich muß Dich verlaſſen! Ich muß allein ſein! Ich bitte Dich, laß mich allein!“ So rief er heftig und ſprang auf.

Ludwig ſah ihm bewegt nach, wie er mit ſchnellen Schritten die Straße hinabeilte und in der Dunkelheit verſchwand.

Sollen denn alle meine Freunde heut in ſo aufgeregter Stimmung ſein, dachte er bei ſich ſelbſt, daß ſie mir die Sorge einflößen, ſie werden über ihre inneren Kämpfe und Bewegungtn die äußere Welt und ihre Gefahren vergeſſen? Und habe ich nicht vielleicht die ſtärkſten Urſachen zu einer gleichen Stimmung? Wie kommt es denn, daß mein Herz ſo viel ruhiger ſchlägt? Ach — weil ich mich ſchon unter das eiſerne Joch des Geſchicks gebeugt habe, weil meine Lebenshoffnungen nicht mehr ſo friſch blühen, die warme, wal-

lende Ader der Freude längſt verblutet iſt! — Auf dem Gotthardt war auch ich nicht ſo ruhig! Und bin ich es denn jetzt wirklich? Oder bin ich nur müde?

Langſam ging er zurück in ſein Gemach. Er lehnte ſich ins Fenſter und blickte hinaus, ob Jaromir oder Bernhard nicht zurückkehren würde. Eine volle Stunde verging; es blieb alles ſtill. Die Feuer waren faſt zuſammengebrannt; nur noch eine düſtre, rauchende Gluth glimmte inmitten der ſchwarzen, auf den Boden gelagerten Geſtalten. Man hörte jetzt ihre tiefen, ſchweren Athemzüge bis hier herauf; ſelbſt die Feuerwachen nickten müde ein. Todenſtille lag über der ganzen ungeheuren Stadt.

Fünftes Capitel.

Endlich wurde auch Ludwig von der Müdigkeit übermannt; er ſchloß das Fenſter, hüllte ſich dicht in den Mantel und warf ſich auf das in der Ecke ſtehende Ruhebett nieder. Die Sorge um Bernhard und Jaromir hielt ihn noch eine Zeit lang wach. Doch mehr und mehr verlor ſie ſich in dem Nebel des Schlummers, der ihn überſchlich; bald klangen ihn die unruhigen Gedanken nur noch wie ein fernes Brauſen des Meeres, wie dumpfer, ſich verlierender Donner in die Seele; ſie verſchleierten ſich immer tiefer, verloren ſich immer mehr in die Leere des weiten dunklen Raumes. Endlich ſanken ihm die Augenlider matt herab, und er lag im tiefen Schlafe. Doch die Seele arbeitete unruhig fort in dem ermatteten Körper und führte die bunten, gaukelnden Traumbilder auf dem ſchwarz aufgeſpannten Hintergrunde der Nacht vorüber.

Bald ſah ſich Ludwig im Getümmel der Schlacht, rings von Feinden bedrängt, zu Boden ſtürzend. Dann ſchwebte eine freundliche Geſtalt aus der Heimath heran, ſeine Mutter trat vor ihn, und bat ihn ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr trauliches Wohnzimmer und fragte: Wo biſt Du nur ſo lange geweſen? — Eine milde Rührung drang in ſein Herz; er empfand im Traum die Freude des Wiederſehens, welche die Wirklichkeit ihm grauſam geraubt hatte. — Er ſah ſich auf dem Spaziergange in Pillnitz; ſeine freundliche Jugendgeſpielinnen begleiteten ihn. Plötzlich ſchreckte er freudig zuſammen, denn Marie kam ihm aus einem Laubgang entgegen und ging Arm in Arm mit Bianca, vertraut an ihre Seite gelehnt, als wenn beide Schweſtern wären. „So, ſo liebt Euch Ihr Geliebteſten, die ich auf der Erde habe," ſprach er im Traume, und ein Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen. Er wollte ihnen näher treten, ihnen die Hand reichen; doch ein Fremder hielt ihn zurück. Es war Raſinski, der ihn aufforderte, raſch zu Pferde zu ſteigen. Die lieben Geſtalten verſchwanden, er ſah ſich wieder mitten in dem unruhigen Verkehr des Feldzuges; lange, unendliche Züge von Kriegern zogen an ihm vorüber; er ſchloß ſich ihrem Zuge an, aber doch quollen unaufhörlich neue Geſtalten neben ihm hervor und ſchwebten an ihm hin. Verweilen und Vorwärtsdringen geſchah zugleich, wie ſo oft das Doppelte und Widerſprechende im Traume. Jetzt glaubte er in Moskau einzuziehen; er ritt mit Bernhard und Raſinski durch die Straßen, die ſich in unabſehbarer Ferne vor ihm hinzogen. Die Häuſer und Paläſte rings umher verwirrten ſich vor ſeinen Blicken; er ſah ſtets den vor ſich, den er bewohnte, doch drängten ſich immer neue Gaſſen dazwiſchen, ehe er ihn erreichen konnte. Mit jedem Schritte ſchien der Weg ſich zu verlängern. Endlich hielt er mit Raſinski und Bernhard

vor dem Thor; ſie ſaßen ab und gingen die Stiegen hinauf. Erſchöpfte legte er ſich im Traum in demſelben Zimmer, auf eben dem Bett zur Ruhe nieder, wo er eben wirklich ſchlief. Traum und Wirklichkeit begannen ſich verworren zu miſchen. Er hörte den Anruf einer Schildwacht von der Straße herauf und erwachte dadurch. Da aber ſein geöffnetes Auge dieſelben Bilder ſah wie das ſchlummernde, nämlich das vom düſtren Glanz der Wachtfeuer matt beleuchtete Gemach; da ſein wachendes Ohr dieſelben Töne vernahm wie ſein ſchlummerndes, ſo floß ihm in der Betäubung, die noch auf ſeinen Gliedern laſtete, Wahrheit und Schein untrennbar durcheinander. So ſah er, halb träumend, halb wachend, die Thüre des Gemachs ſich langſam öffnen, und eine ſchwarz gekleidete, verſchleierte Geſtalt, die eine düſter brennende Ampel in der Hand trug, eintreten. Sie ſchwankte geiſterhaft, langſam näher; jetzt ſtand ſie dicht an Ludwigs Lager ſtill und ſchlug mit der Rechten die Hülle zurück, welche das Antlitz verbarg; der Schimmer ihrer Leuchte fiel darauf. Es war Bianca, aber bleich und mit gramvollen Zügen. „Wo iſt Marie?“ fragte Ludwig das Traumbild; „und weshalb kommſt Du in Trauerkleidern Geliebte? Ach Du beweinſt wohl auch meine Mutter!“ Mit ſchweſterlichem Verlangen ſtreckte er der Geliebten die Hand entgegen; ſtumm, bebend ſtand ſie vor ihm. Es ſchien, als wolle ſie ſich über ihn neigen; doch plötzlich bebte ſie zurück, hielt die Hand abwehrend, wie zum Zeichen, daß er ſie nicht berühren dürfe, vor ſich hin und bewegte langſam verneinend das edle Haupt.

„Du flieheſt ſchon wieder? — Warum höhnt Ihr mich ſo, Ihr holden Traumbilder!“ ſprach Ludwig in dämmernder Verworrenheit des Traumes. „Zeigt Euch nicht, wenn Ihr ſtets von mir entfliehen wollt.“

Er ſchauerte, wie durch einen Nachtfroſt berührt, zuſammen und hüllte ſich tiefer in den Mantel.

Das Geſicht war verſchwunden. Doch aus der Dunkelheit der Nacht hörte der Träumende die Worte: „Fliehe, fliehe! Deinem Leben droht Gefahr unter dieſem Dache! — Nimm dies zum Angedenken!“

Wie leiſe Geiſterberührung ſtreifte es über ſeine Wangen. Er erwachte; mühſam hob er die zurückgeſunkenen Augenlieder empor. Doch alle Bilder ſeines Traums lagen wie in Nebeldämmerung um ihn her. Biancas Geſtalt verſchwand wie ein Schatten; der Feuerglanz an der Decke war trüb umnachtet; alle Gegenſtände, ſelbſt die beleuchteten Fenſter, ſchienen ihm von einem ſchwarzen Geſpinnſte bedeckt. Mühſam ſuchte er die noch ganz verſtörten Sinne zu ſammeln; da ſchallte ein Schuß aus dem Nebengemache in ſein Ohr. Dieſer kriegeriſche Ton riß ihn gewaltſam aus den Banden des Schlafes auf; er war munter, raffte ſich empor. Doch blieben ihm die Gegenſtände wie vom Rauche umnebelt, und jetzt war es nicht mehr Täuſchung des Traumes, ſondern ſein Auge mußte auf unbegreifliche Weiſe geblendet ſein. Da fühlte er wieder, wie zuvor im Halbſchlummer, ein ähnliches geiſterhaftes Berühren auf Stirn und Angeſicht, als ob ein zarter Flügel darüber hinſtreife. Wie durch Zauberkraft war plötzlich das düſtre Geſpinnſt verſchwunden, welches ihm alles einzuhüllen ſchien, und er erblickte die Gegenſtände umher wieder in ihrer vollen Schärfe. Noch hatte er ſich von ſeinen Staunen nicht erholt, als er Raſinski's laute Stimme im Nebengemach vernahm, die ihn und Bernhard aufrief; er eilte daher in den Saal, der außer dem Feuerſchimmer von der Straße herauf durch eine Nachtlampe matt erhellt war. Raſinski trat ihm ſchon mit haſtigen Schritten entgegen, und faſt zu gleicher Zeit ſtürzten die durch den Schuß geweckten

Leute vom Vorſale herein. „Licht! Mehr Licht!“ befahl Raſinski. Sie eilten den Befehl zu erfüllen.

„Was giebt's? Was iſt geſchehen?“ fragte Ludwig.

„Wir ſind in umheimlicher Umgebung; haſt Du nichts geſehen?“

„Nicht das Mindeſte, jedoch —“

„Durch mein Zimmer ging ſo eben eine ſchwarze Geſtalt, allem Anſcheine nach ein Frauenzimmer,“ unterbrach ihn Raſinski.

„Wie?“ rief Ludwig außer ſich, als ob ein Blitzſtral ihn heiß und kalt zugleich durchzuckte, „eine ſchwarze, verſchleierte Geſtalt —“

„Ganz recht!“

„Und dies ſahſt Du wirklich? Es war kein Traumbild?“ rief Ludwig und ſtand wie verſteinert vor dem Freunde.

„Nein, beim Himmel, denn ich war ſo wach wie in dieſem Augenblicke,“ entgegnete Raſinski, der noch zu ſehr mit ſeinem eignen Erlebniß beſchäftigt war, als daß der Eindruck, den es auf Ludwig machte, ihm hätte auffallen können. „Vor fünf Minuten wußte ich freilich ſelbſt nicht, ob ich geträumt hatte, oder wirkliche Dinge ſah. Ich glaubte ein leiſes Vorüberrauſchen an meinem Lager zu hören und erwachte, denn Du weißt wie leicht mein Schlaf iſt. Da ſah ich es wie einen Schatten über die Wand gleiten, und ein trüber Lichtſchimmer ſchien mir aus der offnen Saalthüre ins Gemach zu fallen. Doch glaubte ich, es ſei der Schein der Feuer von der Straße herauf, die mich täuſchten. Indeſſen war ich wach geworden und lag, noch über die Erſcheinung nachſinnend, auf meinem Lager. Eben hatte ich mich wieder eingehüllt und die Augen geſchloſſen, als ich daſſelbe leiſe Rauſchen wie zuvor höre. Ich fahre auf; da ſchwebt eine ſchwarze verſchleierte Geſtalt dicht an meinem Lager vorüber. „Wer da!“ ruf' ich ſie an; ſie ſchreckt ſichtlich zuſammen,

giebt mir jedoch keine Antwort, sondern eilt mit raschen Schritten durchs Gemach. „Antwort, oder ich schieße," rufe ich, und greife nach meinen Pistolen —"

„Allmächtiger Gott!" rief Ludwig, und fiel Rasinski unwillkührlich, als ob er den Schuß verhindern wollte, in den Arm, den dieser in der Lebhaftigkeit der Erzählung ausgestreckt hatte. „Du hast also auf sie geschossen?"

„Allerdings; und gleich darauf hörte ich den Ausruf einer weiblichen Stimme."

„Sie ist getroffen? Wo?"

Mit diesen Worten wollte Ludwig in das Gemach Rasinski's eilen; doch dieser, der erst jetzt die ganz außerordentliche Bewegung des Freundes wahrnahm, hielt ihn zurück und fuhr rasch fort: „Es war nur ein Ausbruf des Schreckens. Gleich darnach klang es wie eine schnell geöffnete und ins Schloß geworfene Thür; ich hatte mich rasch emporgerafft und war auf die geheimnißvolle Erscheinung zugeeilt. Doch, sei es nun, daß mich der Blitz und Rauch des Schusses geblendet hatte, oder daß das Halbdunkel des Gemachs die Flucht des unbekannten Wesens begünstigte, sie war verschwunden, als ob sie in den Boden versunken wäre. Sogleich sprang ich daher in den Saal und rief Dich und die Leute auf. Hier hindurch kann sie nicht geflüchtet sein, denn sie hätte die Thür noch nicht erreichen können, so schnell war ich ihr gefolgt."

Während dieser Erzählung waren die Diener mit Licht eingetreten, und Rasinski eilte in sein Schlafzimmer um dasselbe genau zu durchforschen. Ludwig begleitete ihn mit einem unaussprechlichen Gefühle. Doch das Zimmer war leer. Nur zwei Thüren befanden sich in demselben: die eine, welche nach dem Saale führte, die andere, durch welche man in die weiter fortlaufende Reihe der Gemächer gelangte. Diese

letztere aber war durch zwei Sessel, die noch ganz so standen wie am Abend zuvor, gesperrt; unmöglich konnte Jemand dort hinausgegangen sein, ohne die Sessel umzustürzen oder auf die Seite zu schieben. Die Diener betheuerten dagegen, daß Niemand durch die Saalthür in den Vorsaal gekommen sei, indem sie quer vor derselben ihre Lagerstätte aufgeschlagen hatten, so daß man nur über sie hinweg hinaus und hinein konnte. An der Stelle, wo Rasinski auf die Gestalt geschossen hatte, befand sich keine Thür; es war diejenige Ecke der Rück- und Seitenwand des Cabinets, welche nicht an die Seite des Saals, sondern an die der übrigen Gemächer stieß. Aufmerksam beleuchtete Rasinski die Tapeten. „Da sitzt mein Schuß!" rief er und zeigte auf eine verletzte Stelle, wo die Kugel eingedrungen war und noch in der Mauer steckte. „Also habe ich mich nicht getäuscht! Hier muß eine geheime Thür befindlich sein." Neugierig traten die Leute umher; Ludwigs Herz schlug in sehnsuchtsvoller Erwartung. Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß nun alles Wahrheit sein konnte, was er zu träumen geglaubt hatte. „Nimm dies zum Angedenken!" waren die Worte der Erscheinung gewesen. Schnell ergriff er ein Licht und eilte in sein Gemach zurück. Sein erster Blick fiel auf das Ruhebett; er entdeckte nichts; doch als er sich jetzt auch in den übrigen Theilen des Zimmers umsah, sah er am Boden in der Nähe des Fensters ein weißes Tuch liegen. Er hob es empor; es war ein Schleier. Wie das Gewebe leicht über seine Hand hinstreifte, erkannte er plötzlich dieselbe Empfindung wieder, die ihn zuvor so seltsam getroffen hatte; der Schleier mußte sein Antlitz bedeckt haben. Er entfaltete ihn; das Ende war durch eine Art von Ring geschlungen; hastig streifte er das Gewebe los, glänzendes Gold wurde sichtbar, ein grüner Stein schimmerte ihm entgegen. „Gna-

denreicher Gott, ist es möglich!" rief er aus, und heiße Thränen stürzten ihm über das Antlitz. Er hielt dasselbe Armband in den Händen, welches die Geliebte am Fuße des St. Bernhard verloren hatte; dasselbe theure Kleinod, dem er es zuerst verdankte, ihr in das holdselige Antlitz zu blicken. Außer sich wollte er eben zu Rasinski hinüberstürzen, als er ein in den Falten des Schleiers festgestecktes Blatt bemerkte. Mit zitternder Hast zog er die goldne Nadel, die es befestigte, heraus und entfaltete es. Unter gewaltsam hervordringenden Thränen las er die Worte: „Sie waren einst mein Retter aus dringender Gefahr! Sie beschirmten mich mit brüderlicher Treue. Wer vermag die wunderbaren Fügungen der Vorsehung zu bezeichnen, die uns damals zusammenführten und trennten, und jetzt wieder nahe bringen und für ewig scheiden! — Doch die Minuten drängen. Verlassen Sie dieses Haus, schnell, augenblicklich! Es droht Ihnen die äußerste Gefahr! Der Schlund des Verderbens gähnt unter Ihren Füßen auf; der Boden, auf den sie treten, ist nur die leichte Decke eines furchtbaren Abgrundes. Ein Augenblick zu spät, und sie bricht ein! — Mehr darf ich nicht enthüllen. — Ach, schon das gilt für ein schweres Verbrechen! Doch ein höheres Gesetz der Dankbarkeit gebot mir es zu begehen. — Die Zukunft ist düster verhüllt, die Wogen meines Lebens in Sturm gehoben. — Welches auch mein Schicksal sei, mit schwesterlicher Treue wird mein Herz das Andenken des edlen Freundes bewahren — möchte auch ich nicht ganz von ihm vergessen sein!"

„Bianca."

Ludwig stand, seiner Sinne kaum noch mächtig, und heftete das Auge auf das Blatt, als Rasinski eintrat. „Wo bleibst Du?" fragte er. „Wir haben eine Thür entdeckt, eben lasse ich eine Axt holen, sie zu öffnen, denn wir müssen

nothwendig Licht in der Sache haben. — Iſt aber Bernard noch nicht zurückgekehrt? — — „Was haſt Du? Was iſt Dir?“ fragte er erſtaunt, als Ludwig bewegungslos vor ihm ſtand und ihm nun das Blatt hinreichte. Raſinski durchflog es mit raſchen Blicken. „Ich glaube, hier ſind höhere Mächte im Spiele,“ rief er aus, als er geleſen; „nie iſt mir ein wunderbareres Ereigniß begegnet. Aber Gefahr? Welche Gefahr droht uns? Wörtlich iſt doch die Stelle nicht zu verſtehen? — Wir müſſen der Geheimnißvollen nachdringen. Komm und laß uns das Abenteuer gemeinſam wagen!“

Ludwig ließ ſich von Raſinski fortreißen. In ſeinem Zimmer fanden ſie ſchon die Reitknechte mit einer Axt, beſchäftigt, die entdeckte Thür zu öffnen. Nach wenigen Schlägen war es geſchehen. „Jetzt entſchloſſen, doch vorſichtig,“ ſprach Raſinski; er ergriff mit der Linken ein Licht, mit der Rechten ein Piſtol und ſchritt voran.

Man befand ſich in einem ſchmalen, niedrigen Corridor, der nur eben Breite und Höhe für einen einzigen Mann hatte. Es ſchien, als ſei derſelbe in der Mauer ſelbſt angebracht und laufe parallel mit dem breiten äußeren Corridor. Doch ſenkte er ſich merklich, ja an einigen Stellen faſt ſteil. „Mir deucht, es riecht hier ſo brandig und nach Schwefel,“ ſprach Raſinski, nachdem ſie etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten. „Bemerkt Ihr nichts?“

„Freilich!“ erwiderte der Reitknecht. „Es muß hier nothwendig in der Nähe etwas verglimmen.“

Sie gingen noch etwa zehn Schritte vor. Da drang ihnen ein dichter, ſchwefelichter Dampf entgegen, ſo daß das Licht plötzlich ganz blauroth brannte.

„Sollte die Warnung doch faſt wörtlich gemeint ſein?“

fragte Rasinski leise, indem er sich zu Ludwig umwandte. „Ich halte es für bedenklich, hier weiter vorzudringen!“

Ludwig, dessen Herz in der Hoffnung angstvoll schlug, die Spuren der Geliebten aufzufinden, erwiderte: „Noch dürfen wir uns gewiß weiter wagen, denn die Rückkehr ist uns ja nicht verschlossen. Ich will voran.“

„Nein, es ist besser, daß ich der Vordere bin,“ erwiderte Rasinski; „Dich könnte der Eifer verleiten, die nothwendige Vorsicht zu versäumen.“

Sie schritten abermals etwa zwanzig Schritte vorwärts; der schwefelichte Dampf wurde dichter und ließ sich kaum noch einathmen. Da fuhr ihnen plötzlich ein Windstoß entgegen als ob ein Luftzug irgendwo geöffnet worden wäre, und im gleichen Augenblicke verloschen die drei Lichter, die sie bei sich trugen. Unmittelbar darauf vernahmen sie einen dumpfen Knall, und das ganze Gebäude bebte erschüttert.

„Das war eine Mine!“ rief Rasinski; „wir müssen zurück!“

Selbst Ludwig sah ein, daß ein weiteres Vordringen unmöglich sei. Man wandte daher um und suchte sich im Finstern zurückzutappen. Aber schon nach wenigen Augenblicken verhüllte ein entsetzlicher Qualm und eine erstickende Hitze den Raum um sie her, so daß sie fast die Besinnung verloren. „Rasch vorwärts,“ rief Rasinski und trieb Ludwig an, während dieser auch die Begleiter drängte. Hastig stürzend, mit beklemmtem Athem, Tücher vor dem Mund haltend, suchten sie Rasinski's Zimmer zu gewinnen. Athemlos erreichten sie es endlich; doch war auch dieses schon ganz mit Rauch erfüllt. Rasinski sprang gegen das Fenster an und schlug mit dem umgekehrten Pistol die Scheiben ein, daß sie klirrend in die Straße stürzten. Durch dieses Mittel erhielt man Luft, und konnte einige frische Athemzüge thun.

Ludwig war durch die Saalthüre geeilt; allein kaum hatte er dieſelbe geöffnet, als ihn auch ſchon von dort Rauch und Dampf entgegen ſchlug, der aus dem Boden zu quellen ſchien. Doch brannte die Lampe noch, und er konnte ſein Zimmer erreichen, um in aller Eile Waffen, Mantel und Mantelſack zu ergreifen. Biancas Schleier, Armband und Tuch trug er ſchon auf der Bruſt. So eilte er wieder zu Raſinski zurück, der ihm aber ſchon auf dem Saale entgegentrat. Jetzt erſcholl durch die Stille der Nacht plötzlich von außen her der Ruf: „Feuer, Feuer!“ und faſt zu gleicher Zeit dröhnten die Trommelwirbel aus dem Bivouac unten herauf, und gellende Tompetenſtöße ſchmetterten darein. Haſtig ſtürzten Raſinski, Ludwig und die Reitknechte die großen Treppen hinunter auf die Gaſſe heraus. In der Hausflur kam ihnen Bernhard in vollem Laufe von der Hinterſeite her entgegen.

Gott ſei Dank, daß Ihr gerettet ſeid,“ rief dieſer, „ich fürchtete ſchon, zu ſpät zu kommen. Aber macht, daß Ihr das Freie erreicht, denn die Flammen ſchlagen ſchon von allen Seiten aus dem Erdgeſchoß und durch das Dach hinaus. Hier treibt der Teufel ſein Spiel!“

Schmerz und Seligkeit der Liebe, Beſtürzung, Staunen, Schrecken, dankbare Freude brachen in vollen Strömen zugleich in Ludwigs Herz ein; doch die mächtige Fluth der Ereigniſſe riß alles in ihre fortbrauſenden Wogen hinein und gönnte der Bruſt nicht die Ruhe, ſich ſelbſt zu beſchauen und zu empfinden. Der Augenblick forderte die That; die betäubte Betrachtung wurde gewaltſam von den Gegenſtänden hinweggeriſſen, an die ſie ſich heften wollte.

Jetzt erſt konnte man die Gefahr überſehen. Eine ſchwarze undurchdringliche Wolke lag über dem Palaſt; nur einzelne roth züngelnde Blize zuckten hindurch. Der Qualm drang ſchon

faſt aus allen Fenſtern des Hauſes hervor; er wirbelte aus dem Erdgeſchoß herauf, er quoll in dichten Strömen aus dem Dachſtuhle. Ein einziger Blick reichte hin, um die Überzeugung zu ſchöpfen, daß das Feuer angelegt, daß der Brandſtoff in allen Theilen des Gebäudes ausgebreitet und durch ein plötzliches Mittel überall zugleich in Brand geſetzt ſein mußte. Welcher Art daſſelbe geweſen, darüber konnte Raſinski keinen Zweifel mehr hegen.

Mit grauſendem Erſtaunen erwartete man, wie das majeſtätiſche Schauſpiel ſich entwickeln werde. An Rettung war bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nicht zu denken. Man hatte genug zu thun gehabt, um ſo ſchleunig als möglich die Pferde, welche in dem Hofe des Schloſſes untergebracht waren, und einige Vorräthe zu retten.

Raſinski ließ ſeine Leute unter Waffen treten und überzählte, ob Jemand fehle. Sie waren alle zugegen.

„Noch iſt es faſt windſtill," ſprach er; „der Rauch zieht ein wenig abwärts; wenn die Flammen eben ſo gejagt werden, ſo dürfen wir ohne Gefahr hier verweilen. Wo nicht, ſo ziehen wir uns nach der Gegend des Kremls. Einſtweilen wollen wir das Ereigniß dorthin melden."

Er rief Jaromir hervor und gab ihm den Auftrag, ſofort nach dem Kreml zu reiten und die Meldung bei dem Generaladjutanten des Kaiſers zu machen.

Jaromir ſprengte wie ein Pfeil davon.

Mit geſpannter Erwartung betrachteten die verſammelten Leute jetzt das in Dampf gehüllte Gebäude vor ihnen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Flammen durch das Dach brechen ſollten. Da fiel unvermuthet ein heller Schein über das ganze Gebäude, als wenn daſſelbe durch eine plötzlich aufgehende Sonne beleuchtet würde. Verwundert ſahe man ſich um; da ſtand der ganze Himmel in dunkelrothem Glanz,

als ob er über ein Feuermeer gewölbt sei. Rasinski sprengte die Gasse entlang bis zu der Gartenmauer, wo er einen freien Blick über den Horizont hatte. „Heiliger Gott!" rief er entsetzt aus, als er hier ein zweites, großes Gebäude, das in der Nähe des Kremls liegen mußte, wahrnahm, aus dessen hohem, unförmlichem Dache eben die Flammen mit voller Gewalt herausschlugen, während eine schwarze Rauchwolke sich düster über die Sterne, die noch im Zenith glänzten, hinwegwälzte. „Das ist kein Zufall!" rief er unwillkürlich aus; „hier werden furchtbare Rathschläge ausgeführt." Er wollte eben zurücksprengen, als ihm Bernhard mit der Nachricht entgegenkam, am Ende der Gasse brenne ein Magazin.

Jetzt sah Rasinski deutlich, worauf es abgesehen sei; nunmehr galt es, entschlossen zu handeln. — „Woher kommt der Wind?" fragte er und sah sich ringsum. „Ich glaube aus Südwest!" erwiderte Bernhard. „Richtig! Doch er scheint unstät! Indessen wollen wir uns einstweilen zurückziehen, es könnte uns sonst der Rückzug abgeschnitten werden."

Von der Flucht Rasinski's aus dem geheimen Gange bis zu diesem Augenblicke waren kaum zehn Minuten verflossen. Bis dahin hatte man in der Stadt auch noch keinen Lärmen gehört, sondern die Ausbrüche des Feuers schienen von den übrigen Bivouacs noch nicht bemerkt worden zu sein, und es herrschte während des furchtbar-schönen Schauspiels die schauerliche Stille der Nacht. Jetzt aber hörte man aus der Ferne von allen Seiten die Trommeln rühren, und Signalhörner, und Trompeten schmettern. Es entstand ein Getümmel als ob ein großes Lager überfallen werde. Die Cavalerie saß auf, die Infanterie griff zu den Waffen, und trat an. Noch wußte man nicht, ob man nur ein entsetzliches Element, oder vielleicht auch einen verborgenen Feind,

der unter dem Schutze desſelben ſeinen Angriff machen wolle, zu bekämpfen habe. Die Ungewißheit vermehrte daher den erſten Schrecken. Indeſſen gingen von allen Seiten die hohen Gebäude in Flammen auf; der Wind wurde ſtärker und jagte das Feuer wie ein fluthendes Meer über die Stadt hin. Bald war man in ein düſtres Dunkel undurchdringlichen Rauchs gehüllt, der, in die engen Gaſſen zuſammengepreßt, nicht ſogleich einen Ausweg fand, bald leuchtete es ringsumher wie am hellen Tage, und in allen Waffen glänzte der Widerſchein der Flammen, als wären ſie in friſches Feindesblut getaucht.

Jetzt gewann Raſinski mit den Seinigen eine Straße, wo noch keine Feuersbrunſt ausgebrochen war. Die Höhe der Häuſer von beiden Seiten hinderte auch den Widerſchein der entfernter brennenden Gebäude ſo blendend einzufallen, wie zuvor bisweilen; man befand ſich in einem dämmernden Halbdunkel, doch war der Himmel durch ziehende Rauchwolken und Funkenſtröme bedeckt. Das Ende der Gaſſen ſtieß auf eine Brücke, welche jedoch im Augenblick durch die Artillerie geſperrt war, die ihren eiligen Rückzug nahm, um die Munitionswagen und Protzkaſten, die man unvorſichtigerweiſe in der Stadt aufgefahren hatte, zu retten. Raſinski mußte daher mit den Seinigen hier halten, bis die Bahn frei wurde.

„Seht Ihr, Freunde," ſprach Raſinski zu Bernhard und Ludwig, „meine Ahnungen werden wahr! Jetzt ſehe ich dem Unheil kein Ende. — Ich wünſchte, Jaromir ſtieße wieder zu uns," ſprach er nach einiger Zeit; „am Ende findet er uns nicht auf."

„Ich will ihn aufſuchen," rief Bernhard lebhaft, und Ludwig war ebenfalls ſogleich dazu bereit.

„Das würde ihm nichts helfen und ich wäre nur auch

Euretwegen in Beſorgniß. — Du haſt uns ſo geſtern Abend Sorge genug durch Dein Verſchwinden gemacht, Bernhard. Wo ſteckteſt Du denn?"

„Im Garten ging ich auf und ab! Es wäre mir unmöglich geweſen zu ſchlafen. Überdies habe ich daſelbſt eine Entdeckung gemacht, die uns zwar jetzt ſchwerlich noch etwas helfen kann, aber doch wohl mit den Feuersbrünſten im Zuſammenhange ſteht."

Man horchte auf, vorzüglich war Ludwig geſpannt.

„Ich wollte eben ins Schloß zurückkehren," fuhr Bernhard fort, „denn es hatte bereits Mitternacht geſchlagen; als ich aber den großen Laubgang hinunter gehe, der auf das Portal zuführt, ſehe ich plötzlich aus dem Seitengebüſch einen Lichtſchimmer durch das Laub fallen. Es war eine Geſtalt im Mantel mit einer Laterne. Im erſten Augenblicke glaubte ich, man ſuche mich auf, doch hielt ich es für gut, mich hinter einer dicken Kaſtanie zu verbergen, bis ich wußte, wer mir nahe komme; denn ich hatte im Schloſſe ſchon am Tage gewiſſe Entdeckungen gemacht."

„Ich weiß das," unterbrach Raſinski.

„So lauerte ich eben auf dem Anſtande und ſahe, daß der Geſtalt mit der Laterne einige andre folgten. Sie bogen aus dem Seitenpfad in den Hauptgang ein und kamen gerade auf mich zu. Es waren ihrer Zehn. Ein Kerl mit der Blendlaterne ging vorne; dann folgte ein Mann, dicht in einen Mantel gewickelt, der eine ſchwarz verſchleierte Dame führte."

Ludwig ſeufzte aus tiefer Bruſt auf, ſprach aber kein Wort.

„Die Übrigen ſchienen Diener zu ſein; es waren auch zwei Weibsbilder dabei, die Eine jung und zierlich, die Andre aber, groß, abenteuerlich gekleidet, glich in Tracht und Hal-

tung der wüthenden Frau, die wir auf der Mauer des Kreml gesehen hatten; ich möchte schwören, sie wäre es selbst gewesen, wenn ich mehr von ihr gesehen hätte, als ein flüchtiger Schimmer der Blendlaterne, der über sie hinstreifte, während der Führer sich einmal nach seiner Gesellschaft umsah, wahrnehmen ließ. Die letzten vier Kerle trugen etwas auf den Schultern, das ich nicht zu erkennen vermochte; ich würde es für einen eingewickelten Leichnam gehalten haben. — Ich stand unschlüssig, ob ich dem verdächtigen Zug in den Weg treten sollte; indessen muß ich gestehen, es waren mir doch zu Viele, zumal da ich keine Pistolen bei mir hatte; auch dachte ich, es sind am Ende doch wohl friedliche Leute, die sich bei Nacht vor uns flüchten und froh sind, wenn wir sie nicht aufhalten. So ließ ich sie denn ziehen, und als sie vorbei waren, nahm ich meinen Weg nach dem Schlosse zurück. Auf halbem Wege roch es mir schon so nach Pech und Schwefel! Hm! Dachte ich, sollte dies schwarze Gesindel zu Satans Bande gehört haben? Die Witterung wurde immer ärger. Plötzlich schütterte die Erde unter mir, und es scholl wie ein dumpfer, ferner Fall durch die stille Nacht. Jetzt schoß mir's auf! Ich eile wie der Wind durch den Park nach dem Schlosse. Endlich bin ich aus dem Buschwerke heraus und sehe die Gebäude vor mir, zugleich aber auch den Rauch der von allen Seiten herausquillt, und rothe Flammen, die aus dem Kellerlöchern hervorlecken wie Drachenzungen. Ich will hinauf, Euch zu wecken, da kommt Ihr mir die Treppe herab entgegen. Euch muß der Rauch geweckt haben."

„O Bernhard," begann Ludwig, „uns war eine wunderbare Hülfe nahe. Ich —"

„Vorwärts!" rief Rasinski und unterbrach Ludwigs Erzählung, denn eben wurde die Passage frei, und man mußte eilen, daß sie nicht zum zweiten Male abgeschnitten wurde. Auf

der Brücke angelangt, ſah man wieder freier um ſich. Das Feuer brannte von der Weſtſeite herauf. Der Widerſchein ſpiegelte ſich prächtig in dem tiefen Fluß.

„Der Wind dreht ſich!“ ſprach Raſinski und ſah nach dem Zuge des Rauches und der Flammen. „Seht, wie die Funkengarben nach dem Kreml hinüberſprühen! — Wir werden unſre Richtung ändern müſſen!“

Ein Adjutant ſprengte in Galopp heran und rief mit lauter Stimme. „Die Cavalerie und Artillerie, ſoll ſich vor das Thor auf die Straße nach Petersburg ziehen.“ Hierauf wandte er ſein Pferd, vermuthlich um den Befehl irgend einer andren Truppenabtheilung, die er in den Gaſſen der Stadt umherirrend antreffen würde, zu überbringen.

„Gut, ſo kennen wir wenigſtens unſre Beſtimmung,“ ſprach Raſinski; „ich geſtehe, ich wußte nicht, wie ich in dieſem außerordentlichen Falle handeln ſollte.“

Sie ſchlugen eine Straße ein, welche nach der angegebenen Richtung führte. Bald aber ſahen ſie ſich in einem dichten Gedränge und Getümmel, denn Infanteriecolonnen, mit den bärtigen Sappeurs an der Spitze, kamen ihnen im Sturmſchritt entgegen, weil ſie befehligt waren dem Brande Einhalt zu thun. „Platz! Platz!“ ſchrie der Führer und drängte mit den Leuten vorwärts. So konnte die Cavalerie, auf die rechte Seite der Straße gedrängt, nur Schritt vor Schritt vorrücken. Indeſſen wuchſen in ihrem Rücken die Flammen; der Rauch wälzte ſich im Gemiſche glühender und ſchwarzer Wolken hoch über die Thürme und Paläſte hin und verbarg den Himmel und ſeine Geſtirne.

Doch waren die Straßen nicht verdunkelt, ſondern Häuſer und Boden glühten, wie von Fackeln der Furien beleuchtet, im blutrothen Widerſchein.

Der Sturm, durch das Flammenmeer gelockt, warf ſich

heulend, mit grimmiger Luſt auf die wogende Fluth, riß ſie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Aſche vor ſich hin, die in einem dichten Regen herabſtrömten.

Das ungeheure Ereigniß ſtellte ſich mit rieſenhafter Majeſtät vor den Menſchen in ſeiner Ohnmacht hin.

Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Bruſt ging unter in dem eiskalten Strom eines ſtummen Grauſens, der mitten aus dem Gluthmeer hervorbrach und ſich in das Herz auch des Kühnſten ergoß. Die Stunde des Weltgerichts ſchien angebrochen, das flammende Verhängniß ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt. Wem jetzt das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stroms und riſſen ihn brauſend fort in das Meer der Vernichtung, und begruben ihn in Nacht, Staub und Aſche!

Sechstes Capitel.

Jaromir war mit verhängtem Zügel durch die noch finſtren Gaſſen dem Thore des Kremls zugeſprengt. Ein eignes Grauen beſchlich ſeine Bruſt, als er allein durch die öde Stadt jagte. Noch hatte er keine zweite Feuersbrunſt entdeckt, noch ſchlug keine Flamme aus dem Giebel fernerer Dächer empor, um die Nacht zu erleuchten. Dennoch hatte er eine dunkle Ahnung der Wahrheit, und die ſchwarzen Steinmaſſen der Stadt erſchienen ihm wie ein erſtarrtes, ausgebranntes, ſchroff geborſtenes Lavameer, das plötzlich

ſeine unterirdiſchen Schlünde aufreiße, um den ungebändigten Feuerſtrömen die Bahn zu öffnen. Er mußte durch eine enge, gewundene Gaſſe reiten, deren hohe Häuſer ihm die Ausſicht in die Ferne eine Zeit lang verſperrten. Als er wieder einen freien Raum erreichte, ſah er bereits an drei Stellen zugleich röthlichen Rauch aufſteigen, und plötzlich zuckte eine flackernde Helle durch die Nacht. Es waren die erſten Flammen, welche die Dächer des Bazars durchbrachen. Bald röthete ſich der Himmel an mehrern Orten, und noch ehe Jaromir den Kreml erreicht hatte, hörte er ſchon die Trommeln der Wachen daſelbſt. Adjutanten ſprengten ihm entgegen; er rief ſie an um zu fragen, wohin er ſeine Meldung machen könne. „Es iſt ſchon alles in Ordnung," lautete die Antwort. „Der Kaiſer iſt benachrichtigt, der Marſchall Mortier ſchon in voller Thätigkeit. Wir haben allen berittenen Truppentheilen und der Artillerie den Befehl zu bringen, ſchnell die Stadt zu verlaſſen. Dagegen ſollen Sappeurs, Mineurs und Infanterie ſich ſammeln, um löſchen zu helfen. Alle Meldungen gehen an den Marſchall Mortier."

Jaromir ſah ein, daß er jetzt nichts Beſſeres thun könne als zurückreiten, um Raſinski dieſe Beſtimmungen mitzutheilen. Er that es im geſtreckten Galopp; doch theils weil er nicht genau Beſcheid wußte, theils weil die ſeltſame Beleuchtung ihn täuſchte, und endlich weil eine ausrückende Colonne Artillerie, die eine Querſtraße ſperrte und ihn ſo zu einem andern Wege zwang, als der, den er gekommen war, verirrte er ſich und konnte ſich aus einem Gewinde kleiner, ſich kreuzender Gaſſen gar nicht zurechtfinden, weil ſie immer an andren Punkten ausliefen, als wohin ihn die Richtung, nach der er ſie wählte, zu leiten ſchien. Endlich erreichte er einen freien Raum, der ſchon faſt tageshell von Flammen

beleuchtet war, und glaubte nun ſich links wenden zu müſſen. Da erſt erkannte er, daß er ſich dicht bei ſeinem Bivouacsplatz befand, aber von einer andern Seite auf denſelben zurückgekehrt war, wodurch die Gegenſtände ihm im erſten Augenblicke halb bekannt und doch fremd erſchienen. Das brennende Gebäude zu ſeiner Rechten war eben das, in welchem Raſinski gewohnt hatte; die Flammen ſchlugen ſchon über den Giebel hinaus, und der Rauch wirbelte in einem breiten Strom über die gegenüberſtehenden Giebel und Häuſer hin, ſo daß er die Ausſicht nach der Seite faſt ganz verdeckte. Von Truppen war nichts mehr zu bemerken, doch ſah Jaromir aus den noch brennenden Bivouacsfeuern, daß der Abmarſch ſehr eilig geweſen ſein mußte. Sie werden den Befehl, den du bringen ſollteſt, bereits anderweitig erhalten haben, dachte Jaromir, war aber unſchlüſſig, wohin er ſelbſt ſich nunmehr wenden ſollte, um die Freunde raſch aufzufinden. Die düſtre Stimmung, in der er ſich befand, war durch das wichtige Ereigniß für den Augenblick einigermaßen abgeleitet worden; jetzt aber, da die Feuersbrünſte ſich vervielfältigten, und die Flammen vielleicht ſchon von zwanzig verſchiedenen Orten her leuchteten, überkam ihn plötzlich eine dunkle Unruhe um Aliſetten. Wird ſie gewarnt, geweckt ſein? Wird ſie wiſſen, wohin ſie ſich wenden ſoll in einer ſo rauhen Nacht des Schreckens? Und wenn ſie aufgeſtört wird von dem tobenden Lärm, wohin wird die Einſame, Verlaſſene flüchten? In vielen Stadttheilen, wo keine Truppen lagen, oder wo das Übermaaß der Müdigkeit alles in feſten Schlaf geſtreckt hatte, war es noch nicht einmal unruhig geworden, ſondern das Verderben brach während der Ruhe des Schlummers herein. Wie, wenn ſie in ihrem nach dem Gartenhaus abgelegenen Gemach den Trommelſchlag nicht hörte, wenn das Feuer auch dieſen Palaſt ergriff, wenn ſie entſetzlich aufgeſtört —

Er durfte nicht weiter denken; ſein Entſchluß war gefaßt, zu der Geliebten zu eilen, ſie zu wecken, zu warnen, zu beſchützen. Indem theilte der Sturm die breiten Wolkenzüge des Dampfes, die ſich bis jetzt nach der Gegend, wo Aliſette wohnte, gewälzt und ſie dem Auge entzogen hatten. Da ſah er rothe Flammenſpitzen über die Bäume des Gartens emporzucken; der Palaſt mußte ſchon brennen, wo ſie wohnte. Jetzt überfiel ihn eine ungeheure Angſt. Er ſprengte nach der Gartenpforte; ſie war zu eng, um hindurchzureiten. Raſch warf er ſich vom Pferd und öffnete das Pförtchen. Jetzt ſah er es deutlich, daß der Palaſt ſchon in Flammen ſtand, obwohl dieſelben noch nicht ganz ausgebrochen waren. Ohne ſich um ſein Roß zu kümmern, eilte er im vollen Lauf durch die Gebüſche, um die große Allee zu gewinnen, welche mitten durch den Park führte. „Welch eine Fügung des Himmels, die Dir dieſen geheimen Pfad gezeigt hat, auf dem Du jetzt das theure, holde Weſen retten kannſt!“ — Athemlos erreichte er das Ende des Gartens. Der Palaſt ſtand ſtill, einſam vor ihm; Niemand in ſeinen weitläuftigen Räumen ſchien erwacht zu ſein, Niemand die Nähe der Gefahr zu ahnen. Entweder die Bewohner waren ſchon geflüchtet und gerettet, oder der Schlaf hielt ſie noch in dichten Banden und überlieferte die gefeſſelten, betäubten Opfer ſtumm dem Verderben. Noch ſtand das Gebäude nicht in hellen Flammen; aber ſie leckten doch ſchon mit züngelnden Spitzen aus den Öffnungen des Daches und des Erdgeſchoſſes und blitzten durch die ſchweren, langſam wogenden Dampfmaſſen, welche ſich auf den Zinnen lagerten und das Gemäuer wie ein düſtrer Trauerſchleier umwallten. Der ganze innere Raum des Gebäudes ſchien mit Gluth und Rauch ſo gefüllt, als bedürfe es nur noch eines Hauchs, um die Flammen übermächtig nach allen Seiten hinaus-

zu ſpeien und das Ganze mit ihren brauſenden Wogen zu überfluthen.

Ohne ſich zu bedenken, doch mit angſtvoll um die Geliebte pochendem Herzen drang Jaromir in dieſen Krater des Todes ein, ſtürzte die Treppe hinan und ſtand jetzt vor der Thür ihres Gemachs. Er pochte, man antwortete nicht; die Thüre war verſchloſſen. Aliſette konnte in einem Nebengemach ſchlafen und ihn nicht hören; mit einem ſtarken Fußſtoß ſprengte er daher die Thür auf und ſtand im Gemach.

„Aliſette!“ rief er, „Aliſette! Wo biſt Du?“

Alles blieb ſtill. War ſie ſchon geflüchtet, oder mußte er ſie in einem andern Gemach aufſuchen? — Beim Schein des Feuers, der, durch die hohen Bäume vor den Fenſtern verdunkelt, nur matt in das Gemach fiel, ſuchte und fand er die Thür des Nebengemachs. Er ging hinein; auch hier war alles ſtill, doch brannte eine Lampe auf einem Tiſche in der Ecke. Dieſe ergriff er und ſchritt weiter. Es war hier weder von Rauch etwas zu ſpüren, noch fiel der Schein der Flammen hell genug in die Gemächer, um Jemand zu erwecken; auch war alles todtenſtill, und von dem mehr und mehr wachſenden Lärmen auf der Straße vernahm man hier nichts. Jaromirs Vermuthung, daß Aliſette noch ſchlummern möge, wurde ihm faſt zur Gewißheit; haſtig warf er daher ſeine Blicke durch das Gemach, und ſchritt, da er keine Spur, daß daſſelbe bewohnt ſein möchte, erblickte, hindurch. Er öffnete die Thür des zweiten Zimmers und lauſchte hinein. Hier ſah er ein Bett mit zugezogenen ſeidnen Vorhängen ſtehen. Ein heiliger Schauer durchzuckte ihn. „Aliſette! Aliſette!“ rief er.

„Wer iſt da,“ antwortete ihre Stimme mit ängſtlichem Ton.

„Aliſette, ich komme Dich zu retten, das Schloß ſteht

in Flammen!" Mit dieſen Worten eilte er auf das Bett zu, woher ihre Stimme tönte, um die Geliebte in ſeinen Armen aus dem Palaſt zu tragen. „Zurück, zurück!" rief ſie ihm zu, indem ſie die Vorhänge mit der einen Hand zuſammenhielt, und ihm mit der andern winkte, ſich zu entfernen. „Um des Himmels Willen zurück!" Jaromir glaubte, ein Gefühl der Verſchämung gebe ihr dieſe Angſt. Doch es blieb ihm nicht Zeit daſſelbe zu bekämpfen, denn eine männliche Stimme rief: „Zum Teufel, was giebt's denn?"

Jaromir erſtarrte. Aliſette ſtieß einen lauten Schrei aus. Im gleichen Augenblicke ſprang ein Mann von dem Lager auf.

„Wer bricht hier herein," fragte er mit entſchloſſener Stimme; doch ehe Jaromir antworten konnte, war auch Aliſette aufgeſprungen, hatte ſich ihm zu Füßen geworfen, umklammerte ſeine Kniee und rief: „Verdamme mich nicht, ich bin ſchuldlos!"

Jaromir ſtand betäubt, entſetzt, vernichtet. Er ſah ſo viele Schreckensgeſtalten des Unheils zugleich auf ſich einſtürzen, daß ſein Blick ſie nicht mehr unterſchied. Er warf die Lampe von ſich, und indem er ſich die Hände verhüllend vor die Stirn legte, rief er aus: „O, ich Elender!"

Aliſette hatte ſeine Kniee mit beiden Armen krampfhaft umſchlungen. Das aufgelöſte Haar rollte ihr über die entblößten Schultern und den hervorquellenden Buſen. „Ich ſtehe nicht eher auf, bis Du mir vergeben haſt!" rief ſie, und drückte das Angeſicht gegen den Boden. „Und willſt Du nicht, ſo zertritt mich; ich will zu Deinen Füßen ſterben."

Jaromir hörte und ſah nicht.

Eine rauhe Hand faßte ihn jetzt beim Arm und rüttelte ihn heftig.

„Ich fordre eine Erklärung, Herr Graf, mit welchem Rechte Sie sich unterfangen hier einzudringen."

Jaromir sah sich halb bewußtlos um. Eben brach draußen eine rothe Flammenwoge durch das Dach eines unfern stehenden Gebäudes, so daß das Gemach röthlich beleuchtet wurde. Bei diesem Schimmer erkannte er den Obrist Regnard, der im rasch übergeworfenen Mantel vor ihm stand.

Erstaunt fuhr dieser zurück; Alisette, die sich eben aufrichten wollte, schrie laut auf und sank halb ohnmächtig wieder auf den Boden. Jaromir war so betäubt, daß er die Frage des Obristen nicht sogleich fassen konnte. In diesem hatte der unvermuthete Schreck mit dem Zorn zu kämpfen; so blieb es einige Secunden todesstill.

„Teufel! Ich frage, was Ihr Eindringen hier bedeuten soll!" rief der Obrist, jetzt wüthend ausbrechend; „antworten Sie, wenn Sie ein Mann von Ehre sind."

Regnard glaubte die Gefahr nicht nahe, und über die benachbarte Feuersbrunst hatte er sich mit dem Muth eines alten Soldaten sogleich wieder gefaßt.

Alisette war jetzt angstvoll aufgesprungen. Sie warf sich zwischen Jaromir und den Obristen und rief, indem sie die Hände rang: „Um des Himmels Willen, laßt uns flüchten, flüchten! Ich will ja Alles bekennen und gestehen!"

Doch mit entsetzlich ausbrechendem Zorn faßte Jaromir den nackten Arm der Flehenden, schüttelte sie, wie der Löwe ein Reh packt, und rief: „Bekenne! Elende! Hast Du Lodoiska verläumdet!"

„Vergebung! Gnade!" wimmerte die Entsetzte und wollte vor ihm auf die Kniee sinken. Doch Jaromir schleuderte sie grimmig hinweg, daß sie auf das Lager niederstürzte und rief: „Lügenzüngige Natter! Fliehe, damit ich nicht an Dir zum Mörder werde!"

Regnard fiel ihm in den Arm, doch die überlegene Jugendkraft Jaromirs stieß auch ihn zurück. „Wir treffen uns noch; jetzt retten Sie sich, denn der Palast brennt.“

Ein dumpfer Donnerschlag, der aus der Tiefe des Bodens heraufklang, verschlang die letzten Worte. Der Palast bebte, die Fenster sprangen klirrend entzwei, Steine stürzten von der erschütterten, geborstenen Decke herab.

„Hölle und Teufel! Was ist das?“ fuhr Regnard auf.

„Allbarmherziger Gott,“ schrie Alisette und rang die Hände.

„Von Dir weiß die Barmherzigkeit nichts,“ rief Jaromir ihr mit dumpfer Stimme und drohend gehobner Hand zu. „Diese Gewölbe stürzen ein über Deinen Frevel, und Dich verschlingen die Flammen der Hölle.“

„Gnade! Erbarmen!“ Rettet mich!“ jammerte die Unglückselige und schwankte auf Jaromir zu; aber sie vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu halten, sondern sank betäubt, regungslos auf den Boden nieder.

„Wir dürfen sie nicht umkommen lassen,“ sprach Regnard entschlossen; „helfen Sie mir sie hinabtragen.“ Er suchte sie emporzuheben; Jaromir stand wie eine ehrne Bildsäule und starrte das reizende Bild der Ohnmächtigen an. Indem öffnete sich die angelehnte Thür des Nebengemachs, und das Pflegekind Alisettens, die kleine dreijährige Tochter ihrer Schwester kam herein und stammelte weinend: „Ich fürchte mich so!“

Beim Anblick dieses hülflosen Wesens kehrte das Bewußtsein in Jaromirs Brust zurück, und mit ihm sein weiches Mitgefühl.

Eine tiefe Scham befiel ihn. „Nein! Du sollst nicht umkommen, kleines, holdes Wesen,“ sprach er sanft, „Du nicht und auch nicht diese Verbrecherin.“ Er nahm das

Kind in ſeine Arme und hüllte es in einen Shawl Aliſettens ein. Dieſer hatte Regnard bereits einen Mantel übergeworfen, doch vermochte er nicht ſie emporzuheben, weil ſeine Wunde ihn noch hinderte. Jaromir reichte ihm das Kind und ſprach: „Nehmen Sie dieſe Kleine!“ Dann ergriff er Aliſetten, hob ſie mit rüſtiger Jugendkraft empor und ſchritt nach der Thür zu. „Mir nach! den Garten können wir noch erreichen,“ ſprach er. Regnard folgte ihm.

Schon drang dichter Dampf und Schwefelgeruch in die Gemächer ein. Doch leuchtete die Flamme von außen her ſo hell, daß man den Weg nicht verfehlen konnte. Die kleine Treppe, die zum Garten führte, war ganz in Rauch gehüllt, und die Flammen ſchlugen ſchon hell von unten herauf. Ohne Zaudern warf ſich Jaromir hinein; in drei Sprüngen war er unten, und erreichte mitten durch die Flamme das Freie. Regnard war ihm eben ſo entſchloſſen gefolgt. Athemlos, mit verſengtem Haar, gewannen ſie einen ſichern Platz im Garten. Dort ſetzten ſie die Bürden nieder und ſchöpften Athem.

„Wir ſind in Sicherheit,“ ſprach Jaromir mit ſtumpfem Ton erſtarrter Gleichgültigkeit; „durch die Gartenmauer führt eine Pforte, wenn das Thor des Palaſtes ſchon in Flammen ſtehen ſollte. — Was uns anbelangt, Herr Obriſt, ſo werden wir uns wohl wiederſehn!“

Regnard erwiderte nichts. Er ahnte jetzt den Zuſammenhang und fühlte, daß er von dem Unglücklichen keine Erklärungen zu fordern hatte. Dieſer aber ſchritt haſtig durch den Garten, um ſich zu Pferd zu werfen und die Seinigen aufzuſuchen.

Der treue Rappe ſtand, obwohl er nicht angebunden war, geduldig an der Pforte des Gartens und ſchien ſeinen Herrn zu erwarten. Er ſchwang ſich hinauf und ſprengte mit verhängtem Zügel durch die Gaſſen.

Von allen Seiten ſtanden ſchon die Gebäude in Flammen; die Nacht war heller als der Tag. Nur wo der verfangene Rauch und Qualm, oder der dichte Aſchenregen die Luft verdunkelten, war es finſter. Die brennenden Straßen ſchienen ausgeſtorben; alles war geflüchtet. Die Rettungsmittel wandte man nur an, um die noch unverſehrten Theile zu ſchützen, denn wo einmal das Feuer loderte, war jeder Kampf mit dem übermächtigen Element vergeblich. Die Flamme kniſterte ringsumher; es ſchien Jaromir, als ſeien es die Furien der Hölle, die ihn verfolgten. Sein Roß wurde durch den Sporn und die Angſt zugleich getrieben; es flog wie ein Pfeil mit ihm dahin. Doch der Betäubte ſuchte keinen Ausweg, er führte die Zügel nicht, er achtete auf kein Zeichen, nicht auf die Richtung des Windes; dem Pferde bewußtlos die freie Wahl laſſend, gerieth er immer tiefer in das labyrinthiſche Gewinde der brennenden Gaſſen hinein. Erſt als das ſcheue Thier ſich plötzlich wie in einer Flammenhöhle ſah, und ſtutzte und umwenden wollte, und wieder ſtutzte, indem es ſich ſcheu aufbäumte und geängſtigt die Funken und Feuerflocken aus den Mähnen zu ſchütteln ſuchte, da ſahe Jaromir, wohin er gerathen war. Die durchglühte Luft war kaum noch zu athmen; das Auge brannte und ſchloß ſich geblendet, ein durchbohrender Schmerz zuckte durch das Gehirn. „Alſo hier ſoll ich enden? — Sind es die Flammen der Hölle, die meinen Frevel ſo ſchnell beſtrafen?“

Das Leben war ihm verhaßt; doch die Natur wehrte ſich gegen dieſe qualvolle Vernichtung. Gewaltſam riß er die geblendeten Augen auf und ſtarrte in das praſſelnde Flammenmeer, ob ſich nirgend ein Ausweg aufthue. Ein Windſtoß fuhr brauſend durch die Flammen, drückte ſie mächtig herab und ſpaltete ſie dann, die glühende Mauer

gewaltsam mit seinem Strom durchbrechend. Jaromir sprengte in die offene Kluft hinein; einen Augenblick lang theilten sich die Feuerwogen weit hin, so daß der Blick bis zu dem Punkte, wo die Rettung winkte, hindurch dringen konnte. Doch schon schlugen die Wellen wieder über seinem Haupte zusammen; plötzlich donnerte und krachte es furchtbar über ihm; ein Dachstuhl stürzte ein, glühende Balken und Steine prasselten herab, Jaromirs Pferd, von einem mächtigen Quader im Kreuz getroffen, brach unter ihm zusammen. Betäubt lag er am Boden; doch raffte er sich wieder auf und drang zu Fuß vorwärts. Schon gab er sich verloren, fast mit geschlossenen Augen, weil sie die Gluth nicht mehr ertragen konnten, drang er vorwärts, der Gegend zu, wo er einen Augenblick lang freie Räume gesehen hatte. Da traf plötzlich in dieser Flammenöde eine ernste männliche Stimme sein Ohr: „Wißt Ihr uns den Ausweg aus den brennenden Gassen zu zeigen?" rief es ihn von der Seite her an.

Freudig durchschauert, nur einen Todesgefährten aufgefunden zu haben, wandte er sich nach der Seite, woher der Ruf kam. Doch von Ehrfurcht und Schrecken gefesselt, blieb er erstarrt stehen, als er den Kaiser, der mit einigen Begleitern aus einer engen, gewundenen Seitengasse kam, vor sich sah. „Wie? Er selbst! Er, an dessen Haupt das Verhängniß Aller hängt, hier in diesem brandenden Feuermeer, wo nirgend mehr ein Rettungsweg zu entdecken ist? Nein, er kann so nicht verloren sein!" Dieses lebendig prophetische Bewußtsein gab ihm Kraft und Besinnung wieder. An der ruhigen Entschlossenheit des unerschütterlichen Mannes, der ihn mit denselben unveränderten Zügen, wie er im Sturm der Schlacht das Steuer lenkte, anblickte, richtete sich sein eigner Muth empor. Er wuchs ihm durch einen Blick auf die verstörten Begleiter und Führer des Feldherrn, die, vom

Entſetzen verwirrt, in den wogenden Flammen die alten Spuren der Straßen nicht mehr aufzufinden vermochten. Mächtig durchdrang ihn das Gefühl, daß ſein kleines Daſein dieſem unermeßlich großen gegenüber nichts gelte und darum betäubte es ihn nicht mehr, daß es von tauſend Schmerzen zerriſſen, und jetzt von unrettbarem Verderben bedroht war. Ehre und Männerpflicht richteten ſich edel in ihm auf.

„Wißt Ihr keinen Ausweg," erneuerte der Kaiſer die Frage. „Ja, ich hoffe es," antwortete Jaromir feſt; „doch der Weg geht durch die lodernden Flammen dort."

„Gut denn! Wir haben nicht Zeit uns zu beſinnen," erwiderte der Kaiſer und ſchritt dahin, wo Jaromirs Hand deutete. Dieſer eilte voran, ſtolz entſchloſſen ſich mitten in die Gluth zu werfen. Doch als trügen die empörten Elemente eine heilige Scheu, den Gewaltigen anzutaſten, ſo erhob ſich jetzo der Sturmwind ſtärker als zuvor und brach eine Gaſſe durch die Flamme. Jaromir ſtürzte voran; der Weg ging durch Aſchen- und Feuerregen über qualmende Trümmer hinweg. Man athmete Gluth; das Auge brannte bis ins Gehirn, Lippe und Zunge verdorrten. Da wehte ein friſcherer Lufthauch kühlend über Jaromirs glühendes Angeſicht. Das Freie war erreicht; die Rettung gewonnen!

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

L. Rellstab.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1834.

Zur Großherzogl.
Doberaner Bibliothek.

Neuntes Buch.

Erstes Capitel.

Der September hatte mit einem ungetrübt heitren Himmel begonnen; die Tage zogen still, sonnig, mild erwärmt vorüber. Zwar fing das Laub schon an, sich zu färben, oder gar zu fallen; doch waren die Fluren noch in ein saftiges Grün gekleidet, das sich mit den schönfarbigen Herbstblumen schmückte. Die Gräfin, Lodoiska und Marie hatten in dieser Hinsicht die angenehmste Reise gehabt; was der Landschaft mangelte, ersetzte der Reiz der Jahreszeit, die in ihrer heitren Stille, mit jenem leisen Anflug von Wehmuth, den der herbstliche Anblick der Natur gewährte, sich der trüben Stimmung der Seele, in der sich besonders die beiden jungen Mädchen befanden, gewissermaßen mit Freundestheilnahme anschloß.

Der Palast der Gräfin war, obgleich die Einrichtung desselben einer glänzenden Lebensweise entsprach, doch jetzt ein stiller, heimischer Aufenthalt, wie ihn Frauen, die in Zurückgezogenheit leben wollten, nur irgend wünschen mochten. Sie hatten die untren Zimmer des linken Seitenflügels bezogen, der gegen den Garten hinaus und zum Theil schon in demselben lag. Die Glasthür des gemeinschaftlichen Saals öffnete sich unmittelbar gegen einen von Flieder- und Jasmingebüschen umgebenen, sanft abgesenkten Rasenplatz.

Roſenbäume, die im Lenz den lieblichſten Anblick gewährten, ſtanden im Halbrund umhergepflanzt; zwar waren ihre Blüthen längſt gefallen, doch ſchimmerte dafür in der Mitte des Platzes ein reiches Medaillon von Herbſtblumen, unter denen ein Flor vielfarbiger Aſtern, die die Kunſt des Gärtners beſonders pflegte, ſich auszeichnete. An der innern Seite des Flügels, die nach dem Hofraum und Garten ſah, wohnten Marie und Lodoiska. Sie hatten ſich wie Schweſtern liebgewonnen und ſich daher auch äußerlich ganz dicht und vertraulich einander angeſchloſſen. An den Fenſtern ihres Schlafzimmers, die dicht an dem Eiſengitter lagen, welches ſich quer von einem Flügel des Schloſſes zum andern über den Hof zog und dieſen von dem Garten trennte, rankte ſich Weinlaub empor. Zwar reiften die Früchte ſelten an dieſem Spalier; doch war das Gemäuer auf eine freundliche Weiſe durch das Laub verkleidet, und der Sonnenſtrahl wurde durch das grüne bewegliche Gitter angenehm gedämpft, ohne ganz abgehalten zu ſein. Von dem Schlafgemach ging man durch ein Bücherzimmer in das Arbeitszimmer, und dieſes ſtieß an den Salon. Auf der andern Seite deſſelben wohnte die Gräfin in den Zimmern, die mit denen Lodoiskas und Mariens parallel liefen, aber durch einen Corridor davon getrennt waren. Auch dieſe ſahen auf den Garten hinaus, aber nach der Seite der Ringmauer; auch war derſelbe hier nur etwa dreißig Schritte breit, und der Raum mit hohem, dunklem Gebüſch beſetzt, welches die an der Seitengaſſe, wo Françoiſe Aliſette gewohnt hatte, ſich entlang ziehende Mauer verdeckte, die in einer Flucht von der Seitenwand des Hauptgebäudes auslief. Eine Reihe hoher Pappeln zunächſt dieſer Mauer benahm den Bewohnern der Gaſſe jede Ausſicht auf den Garten und die Fenſter der Gräfin. So lagen auch dieſe ſehr ſtill und abge-

ſchieden; ja, durch das dunkle, dichte Gebüſch gewann die Wohnung etwas Düſtres, welches ſehr wohl zu dem Ernſt der Bewohnerin ſtimmte. Auf dieſe Weiſe mitten in der großen, geräuſchvollen Stadt ganz abgeſondert, führten die drei Frauen ein ſtilles, nur unter weiblichen Beſchäftigungen dahinfließendes Leben. Selten, daß ſie einen Beſuch empfingen, noch ſeltener, daß ſie ihn erwiderten; ihre Einſamkeit wurde ihnen mit jedem Tage lieber, und ſie genoſſen ſie mit jedem Tage mehr, wo ſie einander näher kennen lernten und inniger liebgewannen. Kaum konnte unter drei Frauen eine größere Verſchiedenheit bei einer ſo engen Gemeinſchaft angetroffen werden. Die Gräfin, an Jahren vor den beiden Jungfrauen anſehnlich voraus, überragte ſie eben ſo an Kühnheit der Seele wie an Hoheit der Geſtalt. Sie beſaß zwar einen feinen, weiblichen Sinn und Verſtand, doch ohne jene weichmüthigen Neigungen, welche dem jungfräulichen Gemüth eigen zu ſein pflegen. Unter großen Zeitbewegungen aufgewachſen, war ſie früh aus der engen Beſchränkung des weiblichen Lebenskreiſes in die größeren Bahnen des Weltlaufs geriſſen worden. Sie hatte das Vaterhaus mit dem Vaterlande vertauſcht; ihre Seele lebte mit Antheil an allen öffentlichen Geſchicken. Sie war mit Begeiſterung eine Tochter ihres Volkes. Auch auf Marien hatten die mächtigen Begebenheiten des Tages einen bildenden Einfluß geübt; auch ſie glühte für ein in der Unterdrückung ſchmachtendes Vaterland; doch ganz in anderer Weiſe. Die Gräfin nahm einen thätigen, geiſtigen Antheil an dem Öffentlichen; ihr Herz ſchlug ſchon aus Gewohnheit dafür und entbehrte den Verluſt der häuslich-weiblichen Stille des Gemüthes nicht mehr. Daher las ſie mit Eifer die Zeitungen, die politiſchen Schriften des Tages; ſie war mit der Geſchichte der Ereigniſſe vertraut, verfolgte ſie mit Scharfblick, brachte ferne Geſchicke

mit denen ihres Vaterlandes in denkende Beziehung. Marie dagegen liebte nur ihre Heimath, das Volk, dem sie angehörte, über Alles; sie war durch Sprache und Denkweise eine Deutsche. Ihr edler Haß richtete sich nur gegen die Feinde und Unterdrücker ihres Vaterlandes. Die übrigen Weltgeschicke beobachtete sie, nicht gleichgültig, aber aus jener scheuen Ferne, mit jener weiblichen Ehrfurcht, die da bekennt, daß hier ihr Reich ende, daß ihr Blick auf diesem Gebiete keine Grenzen erkenne, in dem verworrenen Getümmel keinen Faden entdecke, der sie hindurchleiten könne. Darum kehrte sie gern in ihr häusliches, stilles Heiligthum zurück und war duldend, wo sie nicht handelnd sein konnte. Mit der Befreiung ihres Vaterlandes wäre ihr Antheil am öffentlichen Leben erloschen, oder wenigstens so in die Ferne zurückgetreten wie bei allen Frauen. Sie wollte aus dem Kampfe nur ein stilles Heiligthum deutscher Häuslichkeit gewinnen. Anders die Gräfin, die mit ihren Wünschen stets über die Schwelle des Hauses hinauseilte. Marie wollte nur das Glück, die Ruhe, den Frieden für ihr Vaterland; der Gräfin war es Bedürfniß der Seele, an Glanz, Ruhm und Macht desselben zu denken. Auf dem bewegten Gemälde der Völkerkämpfe behielt Marie nur ihre Landsgenossen und ihre nächsten Freunde als Vertreter derselben im Auge; die Gräfin dagegen hielt den Blick auf die Helden des Tages gerichtet und verfolgte mit banger Spannung das Loos der Häupter. Marie sah zwar das Schlachtfeld im Hauptraum ihres Bildes; doch im Vordergrund ihren Bruder, Bernhard und, wie sie sich scheu gestand, Rasinski. Die Gräfin stand mitten in der Schlacht; ihr Blick verfolgte die Fahnen, die Feldherren; selbst in dem Bruder sah sie am Tage der Entscheidung zuerst den Führer. Lodoiska dagegen, ganz Jungfrau, ganz Liebe, hörte die dumpfen Don-

ner der Schlacht nur aus der Ferne; aber der blutende, erblassende Geliebte sank ewig sterbend vor sie hin. Die Liebe hatte ihr schönes Herz so ganz erfüllt, daß für nichts Anderes Raum blieb. Selbst die schwärmerische Frömmigkeit, mit der sie jeden Tag die Messe besuchte, war nur eine andere Form ihrer liebenden Angst; denn ihr Gebet stieg ja nur für den Freund ihrer Seele empor. — Wie es aber unter edlen Gemüthern zu geschehen pflegt, so hielt jede der Frauen die andre für die bessere, vollkommnere, nur weil jene besaß, was dieser fehlte. So betrachtete Lodoiska ihre mütterliche Beschützerin mit der tiefsten Ehrfurcht und ordnete sich Marien mit Demuth unter, weil sie in Beiden die Kraft anstaunte, ihr Herz mächtig zu bezwingen. Die Gräfin und Marie dagegen verehrten die heilige Gewalt der Liebe in Lodoiskas Brust, die aus ihrer reinen Flamme alles Fremde ausschied und das ganze Herz des Mädchens allein erfüllte und durchdrang. Und Marie sah staunend zu der Heldin empor, unter deren Schutz sie sich scheu flüchtend begeben hatte.

Auf dem Tische der Gräfin lag eine Landcharte von Rußland ausgebreitet; sie verfolgte genau nach den Zeitungsnachrichten jeden Marsch, jede Bewegung der Corps, und bezeichnete dieselbe mit Stecknadeln, deren Knöpfe sie mit sinnreichen Kennzeichen versehen hatte, um nicht nur Feind und Freund, sondern auch den Stand der einzelnen Corps mit schnellem Überblick zu unterscheiden. Für Rasinskis Regiment hatte Lodoiska eine goldene Nadel aus ihrem Haar genommen; der glänzende Knopf derselben zeigte ihrem Auge jeden Tag, wo ihr Herz den Geliebten suchen sollte.

Die letzten Nachrichten hatte sie nach der Einnahme von Smolensk erhalten. Mit Lebhaftigkeit sprach die Grä-

sin über dieses Ereigniß und knüpfte daran die frohesten Hoffnungen für den Ausgang des Kampfes.

„Schon wir," sprach Marie, „die wir hier in weiter Ferne sitzen und nach vollendetem Kampfe die Nachricht empfangen, daß unsre Theuersten noch unversehrt unter den Lebenden wandeln — schon wir verfolgen die Berichte von der Schlacht mit ängstlich klopfenden Herzen. Wie müßte uns erst zu Muthe sein, wenn das Verderben uns so nahe wäre als jenen Bewohnern von Smolensk; wenn wir, wie diese, unsre Brüder, Väter, Gatten vor den Thoren wüßten, im Kampf auf Leben und Tod, um Freiheit, Vaterland und Heerd, um unser Leben, unsre Ehre!"

„Mich würde das gequälte Herz auf die Mauern treiben," rief die Gräfin, indem sie, wie sie in der Lebhaftigkeit immer pflegte, rasch auf und nieder durch das Zimmer schritt; „ich müßte mit meinen Augen dem Loose des Kampfes folgen."

„Das vermöchte ich nicht," erwiderte Marie mit sanfter Miene; „doch glaube ich," setzte sie mit dem ungewissen Tone der Bescheidenheit hinzu, „ich würde Standhaftigkeit genug bewahren, um die Verwundeten zu pflegen."

„Ach, und ich," rief Lodoiska seufzend aus, „ich vermöchte gewiß nichts, als vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes Schutz für das theure Haupt des Geliebten zu erflehen." Auch sie stand auf, aber um ihre hervordringenden Thränen zu verbergen.

Die Frauen hatten sich wahrhaft, ohne Hehl ausgesprochen; nur Lodoiska verkannte sich; denn sie hielt für Schwäche, was Stärke war. Im Augenblicke der Gefahr würde sie mit dem Heldenmuth einer Heiligen die hülfreiche Pflege mitten in die Schlacht getragen, den Geliebten unter den drohenden Blitzen des Todes aufgesucht und gerettet haben.

Um ihre wallende Bruſt zu beruhigen, war ſie hinaus in den Garten getreten. Die Mittagsſonne ſtralte hell durch die Wipfel der hohen Bäume; ein leichter Wind rauſchte in den Zweigen. Zarte Wolken ſchwebten durch den lichten, blauen Raum dahin. Marie, deren fein verſtehender Sinn die Freundin ſchnell begriffen hatte, ging ihr nach, um ſie zu beruhigen; denn beim traulichen Geſpräch in der Stunde vor dem Einſchlummern hatte Lodoiska ihr oft das Herz geöffnet und ſich ſelbſt ihrer Überwältigung durch die Liebe angeklagt, ohne Mariens Troſt annehmen zu wollen, die wahrhaft eine hohe, ſeltene Kraft des Gemüths in dieſer Stärke der Leidenſchaft erkannte. Als Lodoiska aber den Springbrunnen erreicht hatte, wo ſich ihr Bund mit Jaromir geſchloſſen, trat Marie an ſie heran, legte die Hand um ihren Nacken, küßte ſie auf die Wange und ſprach: „O, ich wollte, Du hätteſt meinen Namen, Liebe!“

„Ich wollte, ich hätte Dein ſanftes, ſtarkes, beherrſchtes Herz, Theuerſte,“ entgegnete Lodoiska und trocknete ſich die Thränen ab. — „Aber weshalb wünſcheſt Du mir Deinen Namen?“

„Um Dir ſagen zu können, Maria hat das beſſere Theil erwählt.“

„Ja, ja, das hat ſie,“ rief Lodoiska heftig aus, und neue Thränen brachen aus ihren dunklen Augen hervor. „O, ich fühle es nur zu gut, ich bin liebeskrank, und mein Glück wird eine Qual, wird ein Vergehen!“

„Nein, Nein, wahrlich nicht,“ erwiderte Marie. „Für das Edle darf man ganz entbrennen; ich bewundere Dich, die Du es ganz vermagſt. Glaube mir, unſre Ruhe liegt nicht in unſrer großen Stärke, ſondern in der geringeren Kraft unſrer Liebe. In meinem Herzen konnte ich Mutterliebe, Bruderliebe, Vaterlandsliebe rein abwägen, bis — —“

Hier ſchwieg ſie; denn von ihrer bekämpften Leidenſchaft zu Rasinski hatte ſie der Freundin noch niemals geſprochen, weil das Geheimniß ihr nicht allein gehörte, und weil ſie empfand, daß ſie ſich eines ſittlichen Sieges nicht rühmen durfte, ohne ihn zu verlieren. — Und war ſie denn Siegerin? Erneuten ſich die Kämpfe in ihrer Bruſt nicht oftmals in einſamen Stunden der Nacht? Und floſſen dem verlorenen Glück nicht noch immer ihre Thränen?

„Bis?“ fragte Lodoiska, als Marie inne hielt.

„Nun ja denn,“ ſprach dieſe verwirrt, „auch ich habe geliebt. Einen Augenblick lang! — Die junge Pflanze wurde durch den rauhen Sturm der Zeit ſchnell entwurzelt; ſie konnte nicht die Blüthe entfalten, weder eine volle Krone, noch tiefe Wurzeln treiben. Doch ſelbſt dieſer flüchtige Augenblick, kürzer als ein Traum, brach faſt die Kraft der älteren, heiligen Bande der Liebe und Pflicht. Und dennoch fühlte ich mich größer, edler, beſſer durch die Liebe. Wahrlich, es iſt ein Großes, wenn man es vermag, Alles in ihr und durch ſie zu ſein. Darum kümmere es Dich nicht, Beſte, daß Du geringere Kräfte und Pflichten durch dieſe höheren in Dir aufgelöſt und vernichtet fühlſt. Wenn wir feſteren Widerſtand leiſten, wer ſagt Dir, daß deshalb eine größere Stärke in uns wohnt? Wir widerſtehen wohl nur, weil wir nicht ſo mächtig erſchüttert werden. Kleine Seelen können ein hohes Maas der Liebe nicht faſſen. Darum ſchätze Du Deine Seele an der Kraft Deines Liebens!“

„Du tröſteſt ſo holdſelig,“ erwiderte Lodoiska bewegt; „Du willſt wie ein duftendes Veilchen in ſtillen Schatten zurücktreten, wo Du glänzen dürfteſt! Meine Liebe iſt ſtärker als ich ſelbſt; das iſt mein Vergehen, und oft ahnet mir, als werde ſich's fürchterlich ſtrafen. Steht denn nicht die Pflicht höher als die Liebe?“

„Aber welche hätteſt Du verletzt?"

„Ich fühle, daß ich jede verletzen würde."

„Dies Gefühl täuſcht Dich; nur jede niedere würde Dir gegen dieſe eine, höhere, verſchwinden."

„Nein, mir verſchwindet der Blick, die höhere zu erkennen!"

„Du wirſt ſie gewiß klar vor Dir ſehen, wenn ihre Erfüllung von Dir gefordert wird, und wenn es höhere Pflichten für Dich giebt! Die Welt kann ſie vielleicht verlangen; aber iſt es nicht ein Eigennutz der Welt? Muß Dein Handeln denn das Geſetz für Alle ſein? Beſondere Kräfte geben beſondere Pflichten. Ich habe jenen Römer ſtets verehren müſſen, der es frei vor den Richtern ausſprach: Das Capitol würde ich angezündet haben, wenn es mein Freund gefordert hätte. — Wenn ich ſelbſt nicht ſo handeln würde, ſo fragt es ſich doch, ob es mein Verdienſt oder meine Schuld zu nennen wäre. Iſt Liebe, iſt Freundſchaft wirklich ſo groß, wer darf es ihr zum Vorwurf machen? — Das Verbrechen, was ſie auf ſich ladet, iſt dann keins mehr! Hier, Liebe, waltet kein kaltes, für Alle gleiches Geſetz, ſondern Jeder handelt nach dem Gefühle ſeiner Bruſt, und nach dieſem richtet uns der Ewige, der allein das Maaß der widerſtreitenden Kräfte in uns abzuwägen vermag."

In ihrem Eifer für die Freundin hatte Marie die Beſonderheit derſelben zu vertheidigen gewußt, ohne ſelbſt die innere Klarheit des Gefühls zu verlieren, die ihr in ihrem Handeln und Empfinden den richtigen Weg zeigte. Sie hatte mit Lebhaftigkeit ſich in die ſchöne Seite des Charakters ihrer Freundin hineingefühlt. Lodoiska war ein reines Kind der Natur, in den Träumen ihrer Jugend dunkel aufgewachſen, nur den Gefühlen ihres Herzens hingegeben, die, rein und edel an ſich, ſie faſt bewußtlos zum Guten und

Schönen drängten. Marie hatte ihre Bruſt durch den klaren Born eines entwickelteren Bewußtſeins gereinigt; Ludwigs Ernſt, ſein ſcharfes Denken waren, da er ſich viel mit der Bildung der Schweſter beſchäftigte, nicht ohne Einfluß geblieben. Sie hatte das empfangene geiſtige Gut in ihr Eigenthum verwandelt; auf dem Boden des weiblichen Herzens wuchs die edle Saat vielleicht nicht mehr ſo ſtolz und hoch, blühte aber zarter. Sie fühlte mit Bewußtſein; Urtheil und Neigung verſchmolzen ſich in ihr, ohne daß ſie es ſollte und forderte. So empfand ſie auch, ohne es ſich zur klaren Erkenntniß gebracht zu haben, daß in der ſittlich bewußten Seele die Leidenſchaft gar nicht ſo wild emporwachſen kann, und daß mit ihr, wenn ſie das Herz mit edler Flamme durchdringt, auch alle andren edlen Kräfte, die das Gleichgewicht herſtellen müſſen, gehoben werden.

Lodoiska hätte ohne das Beiſpiel der feſten, entſchloſſenen Gräfin, der ſanft gefaßten Freundin, ſich ſelbſt gewiß nicht mit ſo bangen Blicken beobachtet. Sie erkannte ſich erſt richtiger durch die Vergleichung und lernte das Bedürfniß einer Kraft kennen, die ihr fehlte, deren Mangel ſie unter andern Umſtänden aber vielleicht niemals geahnt hätte.

Dazu ſchlummerte ein unheimlicher Gedanke in ihrer tiefſten Seele; ſie wagte nicht, ihn vor ſich ſelbſt klar werden zu laſſen, viel weniger hatte ſie eine fremde Bruſt zur Vertrauten deſſelben gemacht. Von dem Augenblick an, wo Jaromir ihr theuer wurde, betrachtete ſie — und ſie erinnerte ſich deſſen nur zu wohl — Françoiſe Aliſettes verführeriſche Reize mit ängſtlichen Blicken. Das Mädchen ſchien ihr unwiderſtehlich; der Vorfall beim Abmarſch des Regiments, den ſie mit angeſehen, ſo ſehr er nur einer leichten Galanterie ähnlich ſah, war ihr unvergeßlich geblieben. Er hatte einen Funken der Eiferſucht — dies harte Wort möchte man nicht

gern dafür gebrauchen —, oder doch der Beängſtigung in ihre Seele geworfen, der, wie oft ſie ihn durch ernſten Unwillen gegen ſich ſelbſt zu erſticken ſuchte, immer neu aufglimmte und ſich in dem empfänglichen Stoff ihres Herzens langſam weiter ſchlich. Bisweilen wähnte ſie ihn erloſchen, aber plötzlich brach er bei irgend einem Anlaß wieder neu hervor und ſchien ſich nur tiefer in die innerſten Falten ihrer Seele eingeniſtet zu haben. Dies war eigentlich die Urſache ihres bangen Grams, ihrer ſchwärmeriſchen Trauer. Nicht daß das Geſpenſt des Argwohns ſie ſo verfolgt hätte; allein ſie betrachtete bei dem Gefühl ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Geliebten einen Verdacht gegen die ſeinige als das ſchwärzeſte Verbrechen. So litt ſie die zwiefache Qual der Angſt und der Reue über ihre eigne Schuld; nur in der heißeſten Liebe, in der hingebendſten Aufopferung glaubte ſie ihre ſträflichen Gedanken abbüßen zu können, und daher wuchs ihre krankhafte, ſchwärmeriſche Leidenſchaft im doppelten Verhältniß zu der beängſtigenden Qual, die ſie ſtumm in ihrem Innern trug. Konnte ſie alſo durch ihre Liebe und allein in ihr glücklich ſein? Nur in den berauſchten Augenblicken des gänzlichen Vergeſſens war es möglich, wenn ſie Briefe von Jaromir empfing, wenn ſie ihm ſchrieb und im Schreiben ſich glühender und glühender entflammte; wenn ſie von ſeiner Nähe, ſeiner Umarmung träumte. Doch bald hing wieder ſchwarzes Gewölk an dem Himmel ihrer Hoffnungen, und Giftpflanzen ſproßten rings um die reine Blüthe ihrer Liebe empor. Mit dieſer nagenden Qual verband ſich eine tiefe Anlage zur Schwermuth, die von Jugend auf in ihrer Seele wohnte; dieſe ſchuf düſtre, ſchreckende Bilder, welche ihr, da ſie oft in unruhigen Träumen wiederkehrten, bald wie unfehlbare Ahnungen erſchienen. Oder woben die fieberhafte Leidenſchaft, der krank-

haft angeregte Reiz ihrer Nerven vielleicht ein unsichtbares Band zwischen ihr und der Zukunft? Giebt es warnende, wahrsagende Stimmen für ein leiser horchendes Ohr? Überhören wir sie nur in dem rauschenden Getümmel einer äußerlichen Welt, der wir uns nur zu sehr entgegenneigen? —

Ach, Lodoiska vernahm sie wie das ferne, schauerliche Grollen heranziehender Gewitter, wie bange Klagelaute im Nachtgeräusch des Windes, unter dem angstvollen Pochen ihrer Brust.

Dann flüchtete sie in die Capelle; nur im Gebet fand ihre schöne Seele die Ruhe wieder. Denn dort schwiegen die Stimmen des Lebens, der Leidenschaft; die aufgeregten Wogen beschwichtigten sich, die trüben, fremden Stoffe sanken auf den Boden hinab, und der Himmel spiegelte sich klar und tief in der beruhigten Fluth.

Zweites Capitel.

Es war ein grauer Septembertag, an dem Lodoiska, nur von ihrem Mädchen begleitet, die nahe Kirche besuchte. Ihr Weg führte sie vor dem Hôtel des französischen Gesandten in Warschau, Herrn von Pradt, vorüber. Vor der Thür hielt ein Courierwagen; sie bemerkte eine auffallende Bewegung unter den Dienstleuten. Es mußte eine Nachricht von Wichtigkeit eingetroffen sein. Mit klopfendem Herzen näherte sie sich. Freilich konnten von allen Gegenden Europas, aus Spanien, Paris, Italien, Wien, die Eilboten bei der Gesandtschaft eintreffen; allein die größten Ereigniſſe begaben sich doch jetzt da, wo ihr Herz weilte. Eine innere

Stimme ſagte ihr, daß Nachrichten von der Armee gekommen ſein müßten. Sie beſchleunigte ihre Schritte; zu blöde, ſich ſelbſt zu erkundigen, gab ſie ihrem Mädchen den Auftrag und wollte, langſam vorangehend, dieſelbe jenſeit des Hôtels erwarten. Doch indem ſie vor der Thür vorbeiging, kam ein Offizier in Paradeuniform heraus; er ſtutzte, als er ſie ſah, ſchien ſie zu erkennen, ging raſch auf ſie zu, verbeugte ſich und ſprach:

„Ich hoffe vielleicht zu viel von der Güte Ihres Gedächtniſſes, wenn ich vorausſetze, daß ſie mich noch kennen ſollten, gnädigſte Gräfin?“

Lodoiska war jungfräulich überraſcht, doch erkannte ſie ſogleich den Rittmeiſter Arnheim aus Teplitz.

„O gewiß erkenne ich Sie,“ war ihre Antwort, „wenngleich ich nur wenige Tage in Teplitz zugebracht habe. Dafür iſt es aber auch erſt ganz kurze Zeit her, daß wir es verließen. Aber was führt ſie nach Warſchau?“

„Meine Herſtellung iſt vollendet. Ich gehe zur Armee nach Volhynien ab.“

„Es ſcheint, daß ſo eben wichtige Nachrichten beim franzöſiſchen Geſandten eingetroffen ſind,“ ſprach Lodoiska ein wenig ängſtlich und ſah ſich um, ob ihr Mädchen noch nicht nachkomme.

„Die wichtigſten von der Welt,“ entgegnete der Rittmeiſter raſch; „dieſen Augenblick brachte ſie der Courier. Es iſt eine große Schlacht vorgefallen, bei Moſaisk, zwei Tagemärſche von Moskau!“

„Ohne Zweifel ſehr blutig?“ fiel Lodoiska erblaſſend und zitternd ein.

Arnheim bemerkte im Gehen nicht, daß ſie durch die Nachricht ſo heftig ergriffen wurde, und fuhr daher unvorſichtig fort. „Blutig, wie es kein Beiſpiel mehr in der Ge-

schichte giebt; die Zahl der Todten und Verwundeten ist noch nicht genau bekannt, doch im Überschlag giebt die Depesche sie auf sechzig bis siebenzig tausend von beiden Seiten an. Der Sieg des Kaisers ist mit unermeßlichen Opfern erkauft."

Das Bild des Schlachtfeldes trat plötzlich mit so entsetzlichen Farben vor Lodoiska hin, es erfüllte ihre Seele mit solchem Grausen, daß sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, erblassend zurücktrat und mit dem ersterbenden Ausruf: „Heilige Mutter Maria!" in die Kniee sank.

Arnheim sprang hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Verlegen sah er sich nach Hülfe um, als schon Lodoiskas Mädchen hastig herbeieilte und im ängstlich wehklagenden Tone rief: „Um Gottes Willen, was ist meinem Fräulein?"

„Der Schreck über die Nachricht von der Schlacht hat sie so heftig ergriffen; wir wollen sie hier in das Hôtel des Gesandten tragen!" sprach Arnheim.

Doch Lodoiska öffnete die Augen wieder. Eine dunkle Glut der Beschämung hauchte den Marmor ihrer Wangen an; sie seufzte tief auf. Zu sprechen vermochte sie noch nicht, doch richtete sie sich empor und blieb nur auf den Arm des Mädchens gelehnt.

„Wie soll ich Verzeihung für meine Unvorsichtigkeit hoffen," sprach Arnheim; „wir Soldaten sind so roh, daß wir bei der Nachricht von einer Schlacht niemals an die Opfer denken."

„Sie sind nicht schuld," antwortete Lodoiska; „es war nur meine Thorheit." Da brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. „Ich muß nach Hause — vergeben Sie nur —" sprach sie mühsam.

„Darf ich Ihnen meinen Arm leihen? Oder befehlen

Sie daß ich einen Wagen beſorge?" fragte der Rittmeiſter dienſtfertig.

„Wenn Sie mich unterſtützen wollen, werde ich es Ihnen ſehr danken; ich bin in der That aufs Äußerſte ermattet." Arnheim gab ihr den Arm. Von der andern Seite lehnte ſie ſich auf das Mädchen und ließ ſich ſo nach dem Palaſt der Gräfin zurückführen.

Glücklicherweiſe hatte Lodoiska's Ohnmacht nur eine Minute gewährt, und die Aufmerkſamkeit der Leute auf der Straße war in dieſem Augenblicke ſo ſehr auf die Bewegungen im Hôtel des Geſandten gerichtet geweſen, daß der Vorfall ganz unbemerkt vorüberging. Man ſchlug jetzt eine menſchenleere Seitengaſſe ein, und ſo gelangte die Geleitete trotz ihres ſchwachen, zitternden Ganges an den Palaſt der Gräfin, ohne daß die Neugier läſtiger Zuſchauer ihr folgte.

Für den Rittmeiſter war es nicht ſchwer, ſich die Urſache des heftigen Schrecks, der Lodoiska ergriffen hatte, allgemein hin zu erklären. Denn wer hatte nicht einen Freund, einen Bruder, einen Vater bei dem Heere? Indeſſen dachte er zart genug, um nicht näher zu forſchen, und ſuchte auch den ſchreckenvollen Eindruck der erſten Nachricht durch mildernde Zuſätze zu mäßigen.

Als man an der Pforte des Hauſes ſtand, ſprach Lodoiska: „Ich danke Ihnen herzlichſt für Ihre hülfreiche Theilnahme; gewiß müßte ich Sie bitten, mir noch weiter zu folgen. Doch" —

Arnheim ließ ſie nicht weiter reden. Er fiel mit Wärme ein: „Dieſe erſten Stunden der Aufregung gehören der Einſamkeit; der wohlmeinendſte Fremde könnte nur ſtörend erſcheinen. Doch verſagen Sie es mir wohl nicht zu einer günſtigeren Zeit zu kommen."

Lodoiska ſah ihn mit einem dankbaren Blicke an: „Es

würde mir sehr weh thun, wenn wir Sie nicht sehen sollten; ich hoffe wir werden Sie dann froher willkommen heißen können."

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und trat dann rasch umgewendet, weil sie ihre Angst nicht mehr beherrschen konnte, ein. Mühsam erreichte sie die stillen Gartenzimmer. Marie war die erste die ihr begegnete. „Leih mir Deine Stärke, Marie," rief sie ihr zu und breitete die Arme aus, „leih mir Deine Kraft, Theuerste, daß ich die Todesangst ertrage, bis wir Nachricht haben!"

Um des Himmels Willen, was ist geschehn?" rief Marie erschreckt, indem sie die Freundin, die sich athemlos an ihre Brust warf, sanft umschloß. Lodoiska vermochte eine Zeit lang nicht zu sprechen; Marie hörte nur das laute Pochen ihres Herzens. Sie führte die halb Hinsinkende auf das Sopha. Dort erst begann sie nach einigen Minuten in heftigster Bewegung: „Eine Schlacht ist geliefert — siebenzigtausend Todte und Verstümmelte bedecken das Gefilde. — Das gräßliche Bild dieses unendlichen Jammers kann mich wahnsinnig machen! — Ach Marie! — Ich sehe nichts als Blut und das blasse, stumme Antlitz der Todten!"

Die Gräfin trat ein. Sie hatte schon durch das Kammermädchen erfahren, was geschehen war. Bei ihr überwog das Gefühl des Sieges die Besorgniß um die Ihrigen. Freundlich, aber ruhig trat sie auf die geängstete Lodoiska zu und sprach: „Komm an mein Herz, liebste Tochter; weine Dich an der Brust Deiner Mutter aus. Dann wirst Du ruhiger werden und mit Fassung die ferneren Nachrichten erwarten, die uns ja bald zukommen müssen."

Das Beispiel der Festigkeit, verbunden mit der sanften Theilnahme, welche ihre mütterliche Pflegerin zeigte, richtete den Muth der Verzagenden wunderbar auf. Mariens freund-

liche Liebkosungen, die die eigne Angst um den Bruder sorgfältig verbarg, und die Kraft dazu eben aus Lodoiskas Schwäche schöpfte, vollendeten ihre Beruhigung, so weit dies jetzo möglich war.

Nach einigen Minuten trat ein Diener ein und meldete, Rittmeister Arnheim bitte dringend um die Erlaubniß, vorgelassen zu werden, er bringe glückliche Botschaft.

Erst jetzt erfuhr Marie, angenehm überrascht, doch ein wenig verlegen, die Anwesenheit dieses Bekannten aus der Heimath, dessen große Aufmerksamkeit für sie ihr nicht entgangen sein konnte. Lodoiska, nur mit dem für sie so ängstigenden Ereigniß beschäftigt, hatte bisher dessen noch gar nicht gedacht. Die Gräfin wußte durch das Mädchen nichts weiter, als daß ein fremder Offizier Lodoiska unterstützt und geleitet habe.

„Sehr willkommen!" sprach sie und winkte dem Diener.

Lodoiska war in größter Spannung, denn ohne eine dringende Veranlassung, und wie Alles andeutete, auch nicht ohne eine glückliche, konnte sich der Rittmeister nach der Art, wie sie von ihm Abschied genommen hatte, unmöglich jetzt schon einstellen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie seine raschen Schritte im Vorsaal.

„Verzeihen Sie mir nur mein rasches Eindringen," sprach er eintretend zur Gräfin, „aber ich konnte mir's unmöglich versagen, selbst der Überbringer dieses Blattes zu sein, welches unstreitig Ihre Besorgnisse wegen der Schlacht sogleich heben wird." Dabei überreichte er ihr ein offenes Blatt, auf welchem einige, mit Bleistift geschriebene Worte in polnischer Sprache standen.

Tausend, tausend Dank!" erwiderte die Gräfin, als sie einen Blick auf das Papier geworfen hatte. „Hier, Lodoiska, lies Du selbst, was mein Bruder schreibt: „Theure Schwe-

ſter! Die Schlacht iſt vorüber, ich lebe; unſre nächſten Freunde ſind alle unverletzt. Nächſtens mehr."

„Dank dir heilige Mutter Gottes," rief Lodoiska außer ſich und warf ſich unter ſtrömenden Thränen an die Bruſt der Gräfin. „Wie biſt Du gnadenreich gegen deine Tochter." Ihre Blicke richteten ſich in verklärter Freude gen Himmel; ſie faltete die Hände über der Bruſt und vermochte nicht mehr zu ſprechen.

Auch Marie war in tiefſter Bewegung. „Alle unverletzt," ſprach ſie und eine Thräne der innigſten Rührung zitterte in ihren Wimpern. „Das iſt mehr als ich ſelbſt zu hoffen wagte! O jetzt empfinde ich erſt an meiner unausſprechlichen Freude, wie namenlos meine Angſt war! Haben Sie Dank für dieſe Botſchaft."

Wie großes Glück oder Unglück edle Herzen öffnet, daß ſie der gewöhnlichen, beengenden Schranken des Lebens nicht mehr gedenken, ſo ging Marie offen und frei auf Arnheim zu und reichte ihm mit Wärme die Hand. Dieſer ſtand auf's äußerſte betroffen, denn Mariens Gegenwart in dieſem Orte, die er nicht ahnen konnte und noch nicht wahrgenommen hatte, überraſchte ihn jetzo mit einer Plötzlichkeit, die ihm beinahe die Faſſung raubte. Mit freudiger Beſtürzung ergriff er die dargebotene Hand und drückte ſie an die Lippen. „Sie hier?" ſprach er ſich aufrichtend mit dem Tone der höchſten Verwunderung; „das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ich bin einer ſehr freundlichen Einladung gefolgt;" antwortete Marie, „doch iſt in der Fremde die Begegnung mit einem Landsmanne und vollends mit einem, den wir näher kennen, ein gar zu freudiges Ereigniß."

„O gewiß, gewiß!" rief der Rittmeiſter und küßte ihre

Hand mit ſolchem Feuer, daß Marie ſie ſanft zurückziehen mußte.

„Wir ſind Ihnen unendlichen Dank ſchuldig geworden, Herr Rittmeiſter," ſprach die Gräfin; „und diejenigen, die ihn nicht einmal auszuſprechen wiſſen, am meiſten." Sie deutete dabei auf Lodoiska, die ihre, von dankbarer Rührung in Thränen überſtrömenden Augen, mit dem Tuch bedeckt hielt. „Aber wie kommen Sie zu dem Blatt?"

„Auf die einfachſte Art von der Welt," erwiderte der Rittmeiſter. „Ich hatte mich eben im Bureau der Geſandtſchaft gemeldet, als die Depeſchen eintrafen. Ein dort arbeitender Offizier ſagte mir, daß der Courier, wie gewöhnlich, eine Menge flüchtiger Briefe und Meldungen, theils auf offenen Zettelchen, theils in vorbereiteten Couverts, theils nur mit Bleiſtift geſchrieben, mitgebracht habe, wodurch Diejenigen, die an der Schlacht Theil genommen haben, den Ihrigen die erſten Beruhigungen zukommen laſſen, in jeglicher Form, wie die Umſtände es eben geſtatten. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob nichts für Sie, gnädigſte Gräfin, dabei ſein möchte. Ich eilte ins Bureau zurück und es fand ſich in der That dieſer offene, mit Bleiſtift geſchriebene Brief vor. Ich erbat ihn mir, um ihn ſofort mitzutheilen, etwas, das man um ſo lieber annahm, als man dieſe Briefe gern mit der Nachricht zugleich an Diejenigen gelangen läßt, an die ſie gerichtet ſind. So ward ich der Überbringer."

„Unſres größten Glückes," fiel die Gräfin ein. „Nochmals ſein Sie uns als der heilbringendſte Bote willkommen."

Lodoiska fühlte in ihrem frommen Herzen das Bedürfniß, der himmliſchen Beſchützerin ihres Glücks den Dank des Gebetes darzubringen. Unbemerkt ſchwebte ſie aus dem Gemache und ſuchte die Einſamkeit ihres Zimmers auf, wo ein Marienbild, mit herbſtlichen Blumen von ihr ſelbſt geſchmückt,

hing. Hier kniete sie nieder und betete stumm. Marie hatte sie errathen und folgte deshalb nicht. In der Stille der Brust richtete auch sie Dankgebete an den Allmächtigen, der ihr den Bruder erhalten hatte. Doch zugleich überkam sie eine bange Wehmuth über die Folgen des großen Ereignisses. Das Gespräch, welches die Gräfin mit dem Rittmeister begann, gab ihr zum großen Theil Auskunft auf die Fragen, die sie in ihrem Innern that.

„Sie glauben," begann die Gräfin, „daß dieser Sieg entscheidend für den Ausgang des Kampfes ist?"

„Ohne allen Zweifel. Zwei kleine Tagemärsche von der alten Hauptstadt des Reichs, führt er diese unfehlbar in die Gewalt des Kaisers, und damit dürfte Rußlands Loos entschieden sein."

„Das Reich dehnt sich noch weit hinter Moskau aus; die blühendsten, bevölkertsten Provinzen reihen sich an die südlichen Abhänge des Ural. Für ganz besiegt möchte ich Rußland nicht halten, selbst wenn die beiden Hauptstädte im Besitz des Kaisers wären."

„Gewiß nicht," erwiderte Arnheim, „allein es ist in seiner moralischen Kraft gebrochen durch die Wegnahme der Hauptstadt. Äußerlich möglich ist die Fortsetzung des Kriegs ohne allen Zweifel, doch innerlich wird sie nicht ausführbar sein. An die Hauptstadt des Reichs knüpfen sich zu vielfach verschlungene Interessen; sie ist der Punkt, wohin alle Wege des Reichthums, des Handels, des Verkehrs, sich vereinigen. Und wie ein gewaltiger Schlag nur eins der edlern Organe zermalmen darf, um das Leben des ganzen Körpers zu vertilgen, so ist in Kriegen das Eindringen des Feindes in die Hauptstadt von tödtlich lähmender Wirkung für alle übrigen Kräfte des Reichs."

„So wäre denn die Weltherrschaft Napoleons entschie-

den?" fragte Marie mit einer Stimme, der man den unterdrückten tiefen Schmerz anhörte.

„Für den Continent gewiß," entgegnete Arnheim.

Die Gräfin, welche Mariens Sinnesart kannte, denn diese hatte bei aller Freundschaft für ihre wohlwollende Beschützerin doch nie einen Hehl daraus gemacht, dachte zu edel, um ihre Freude über eine Wendung der Weltbegebenheiten zu äußern, die für eine Deutsche so niederschlagend sein mußte. Marie ihrerseits, welche besonders seit ihrem Aufenthalte in Polen leicht begriff, wie viel diese Nation von den Siegen des Kaisers zu hoffen hatte, trug ihren Kummer still. Kaum daß ein schmerzlicher Zug um ihre geschlossenen Lippen ihn verrieth.

Arnheim schien sie jedoch zu verstehen, weil er ähnlich fühlte. Doch griff der Schmerz um das Vaterland nicht so tief in seine Seele; theils weil er sein Geburtsland, Östreich, jetzt höher gestellt zu sehen hoffen durfte, theils, indem er als Soldat eine kriegerische Verehrung vor dem französischen Kaiser als Feldherrn empfand, vorzüglich aber, weil er sich in glücklichern Hoffnungen für Deutschland wiegte, als man damals zu haben pflegte. Er hielt es für gut von diesen zu sprechen. „Vielleicht," äußerte er, „ist das Resultat dieser Schlacht segensreich für ganz Europa. Gegen wen wird eigentlich der Krieg geführt? Meiner Meinung nach nicht gegen Rußland, sondern gegen England. Durch die Besiegung der russischen Heere ist der Kaiser nunmehr endlich Herr aller europäischen Küsten; denn Spanien und Portugal werden bald ganz in seiner Gewalt sein. Alsdann ist er im Stande den Engländern die Bedingungen des Friedens, wenn nicht unbedingt vorzuschreiben, doch wenigstens sie zur Annahme billiger Verträge zu bewegen. Englands Macht ist so groß, daß der ganze Continent aufgeboten werden mußte,

um dieſer kleinen Inſel das Gleichgewicht zu halten. Dieſes große Ziel ſcheint mir jetzo erreicht; wenigſtens ſind wir nahe daran. Dann, ſo hoffe ich, wird ein allgemeiner Friede, deſſen alle Nationen bedürfen, nach dem ſich alle Völker ſehnen, und Frankreich vielleicht am meiſten, gewiß die furchtbaren Erſchütterungen, die Europa ſeit zwanzig Jahren dulden muß, beſchwichtigen, die zerriſſenen Bande neu knüpfen, die gewaltſam geſchloſſenen vernünftig löſen. Vieles Übel, welches der Kaiſer jetzt, durch den Drang der Ereigniſſe gezwungen, den Völkern zufügen mußte, wird aufhören. Er gab den überwundenen Nationen fremde Könige, ſtrenge Statthalter. Weshalb! Weil er ihrer nicht ſicher war, und bei ſeinen unermeßlichen Kriegszügen doch keine gefährlichen Feinde im Hintergrunde dulden durfte. Vielleicht ſetzt er jetzt, eben um das Band der Sicherheit feſter zu knüpfen, die rechtmäßigen Fürſten wieder ein. Denn an den Perſonen liegt ihm nichts, zumal an ſeinen Brüdern und Verwandten. Sie ſind nur Monarchen, weil er ihrer Anhänglichkeit am ſicherſten iſt, denn er iſt der Stamm auf dem ſie blühen. Wurzelt er erſt tief und feſt, ſo kann er der wucheriſchen Zweige, die einen nachtheiligen Schatten auf das Land umher werfen, leicht entbehren. Ja, ich hoffe, daß ſeine enge verwandtſchaftliche Verbindung mit unſrem Kaiſerhauſe, das Glück Europas bilden wird. Öſtreich wird der Vertreter des deutſchen Volkes werden. Napoleon wird gern ſehen, daß es in einem friedlichen Bündniß mit ihm ſtehe; dann wird er, weil man lieber ſtarke Bundesgenoſſen hat als ſchwache, auch das Gedeihen des Landes auf alle Weiſe befördern helfen. Es mußte viel altes Unheil bei uns in Deutſchland zerſtört werden, bevor ein neuer Bau ſichren Boden, freien Raum fand. Die verjährten Formen hat der franzöſiſche Kaiſer als Vertreter einer großen, jugendlich kräftigen, neu erwachenden

Zeit, vernichtet; was jetzt beſteht, iſt nur vorübergehend. Er ſelbſt weiß, daß es nichts Feſtes iſt, denn er ſelbſt reißt ja täglich ein, was er für die Noth des Augenblicks aufbaute, und läßt Völker und Fürſten gleich ſchnell ihre Pflichten wechſeln und ändern. Iſt aber erſt das große Ziel ſeines gewaltigen Wollens erreicht; iſt der Continent eben ſo ein ſtreng im Innern Zuſammenhängendes, als die Ländermaſſe aus der er beſteht ſich äußerlich verbindet: dann wird der große Mann einen feſten, dauernden Grund legen, um auf demſelben einen ſtolzen Bau für ferne Zeiten zu begründen. Dazu mußte dieſer letzte Kampf gefochten ſein. — Niemand fühlt es ſo tief als ich, wie bittre Opfer der Demuth, der Entſagung, des gebrochenen Stolzes Deutſchland bringen mußte; aber ſie werden nun ein Ende haben. Sie waren eine Vergeltung für alte, ſchwere Verſchuldungen; die Geſchichte erſpart keinem Volke eine ſolche Buße für alte Vergehungen. Sie richtet nicht die Thäter, nicht die Perſonen, aber die Thaten, die Dinge mit unverbrüchlicher Gerechtigkeit. Und könnte Deutſchland die Vortheile abläugnen, die es ſchon halb, nur durch die Zerſtörung vieles Alten, Verderblichen gewonnen hat, obwohl das neue Gute noch nicht an die Stelle des Zertrümmerten getreten iſt? Fragen wir uns ernſtlich, ob es vor zwanzig Jahren gut bei uns war; wir müſſen antworten: Nein! Es ſtand ſchlecht um Alles, was das Glück eines Volks bilden ſoll. Seit Jahrhunderten hat Deutſchland nur Kriege mit ſich ſelbſt geführt. In unzählige Gebiete geſpalten, gehorchte es hundertfacher Willkür. Die Einheit der Nation war verſchwunden. Nur die Sprache bildete noch das innere, geiſtige Band. Tauſend Schranken thürmten ſich einer freien, thätigen Entwicklung der Volkskräfte entgegen. Nur auf ſein Inneres war der Deutſche gewieſen; das hat er redlich angebaut, aber die

neue Erkenntniß konnte ihm noch keine lebendige Frucht in der Gestaltung seines Volkslebens gewähren. Eine stürmisch aufgeregte Flut brauste über Deutschland herein, und unter dem rauhen Schlag ihrer Wellen verschwanden die alten, tief eingegrabenen Spuren übererbter Vorurtheile und Vorrechte, Beschränkungen, Hemmungen, Bedrückungen. Wir trugen diese Fesseln schon so lange, daß die Gewohnheit unser Gefühl gegen den harten Druck abgestumpft hatte; ja sie waren in unser Fleisch eingewachsen. Doch dürfen wir es nicht vergessen, wie leicht wir aufathmeten, als vor zwanzig Jahren die eherne Hand der Zeit zum erstenmale an diesen Eisenstäben unsres Gefängnisses rüttelte. Jetzt halten uns neue Bande gefesselt, die wir unwillig tragen. Allein so fest dürfen wir in unsrem gerechten Schmerz und Zorn das Auge doch nicht schließen, daß wir nicht sehn sollten, wie wir, obgleich wir neue Fesseln tragen, doch der alten entledigt sind, unter denen wir seufzten. Nein, wir seufzten kaum, und das war fast schlimmer, denn wir sanken schon in jenen Zustand der tiefsten Unwürdigkeit des Sklaven hinab, der das Bedürfniß der Freiheit nicht mehr empfindet. Jetzt kennen wir es, und so dürfen wir nicht verzagen ein Ziel zu erringen, was leuchtend vor uns schwebt; sei es nun durch eigne Kraft der That, oder durch eine glückliche Wendung der Weltgeschicke. Diese letztere aber könnte eben jetzt leicht eingetreten sein."

Arnheim hatte sich ins Feuer gesprochen; er redete für alle Parteien, und darum hörten selbst die entgegengesetzten ihn gern. Marie wurde durch seine Worte in tiefster Seele erquickt und ihre, von sanfter Freude verklärten Blicke, sagten ihm einen liebevollen Dank.

Die Gräfin stand bewegt auf. „Wenn schon Sie so große Hoffnungen an diesen Sieg knüpfen," sprach sie: „wie muß uns das Herz schlagen, uns, die wir in dieser Schlacht

für die Freiheit des Vaterlandes kämpften! Wenn der Tag gekommen wäre, der lang, heiß ersehnte Tag, wo das in den Staub gebeugte Polen seinen edlen Nacken wieder stolz aufrichten könnte! Wenn der weiße Adler die gelähmten Schwingen ausbreitete, und den kühnen Flug zur Sonne der Freiheit, des Ruhmes, zu wagen vermöchte! O dann, dann, dreimal Heil und Segen über diesen Sieg! Das Blut der Gefallenen wäre nicht umsonst geflossen!" Gleich einer Königin stand die erhabene Frau da, Hände und Blick aufwärts zum Himmel hebend.

Drittes Capitel.

Lobojska trat wieder ein. Der Wechsel der Angst und der Freude hatte die zarte Gestalt so angegriffen, daß das leichte Roth auf ihren Wangen eher einer krankhaften Spur fieberhafter Bewegungen, als einem Zeichen der Gesundheit und innerer Befriedigung glich.

Die Gräfin wußte, daß körperliche Bewegung und frische Luft ihr dann am zuträglichsten waren; ihr selbst war ein Spaziergang ins Freie nöthig, um die Wallung ihrer Brust zu beruhigen. Sie schlug vor, in den Garten zu gehen; die Saalthür öffnend trat sie gleich selbst hinaus, die Andern folgten.

Die Sonne hatte das Grau des Himmels ein wenig getheilt und warf einen Halbschimmer durch die dünnen, weißen Wolkenstreifen, die vor der glänzenden Scheibe dahinzogen.

Marie blieb einen Augenblick stehn und sah gegen den Himmel hinauf; sie verlor sich in Betrachtungen.

Arnheim, der ihr ſtets nahe zu bleiben ſuchte, heftete ſeine Blicke auf ihr ſchönes Angeſicht. Es war bei weitem mehr ſanfte Weiblichkeit, als Hoheit in ihren Zügen, doch etwas ſo Reines, Edles, daß ſich jede Liebe zu dieſer freundlichen Geſtalt, mit Ehrfurcht, wenigſtens mit der zarteſten Scheu, paarte. Vielleicht war die Gräfin, die einen ſcharfen Blick für alle Verhältniſſe hatte, nicht ohne Abſicht mit Lodoiska weiter gegangen, ſo daß Marie ſo gut als allein mit Arnheim blieb. Nur ſie hatte es nicht bemerkt.

„Und was ſucht und bittet das Auge meiner ſchönen Landsmännin dort oben?“ fragte er endlich, ihr ſtummes Sinnen unterbrechend.

„Ach, ich dachte an unſer Vaterland,“ ſprach ſie mit herzlichem Ton und durchaus unbefangen. „Sie haben ſo ſchöne Worte des Troſtes für mich geſprochen, ſo theure Hoffnungen in mir angeregt! — Mußte mir nicht dieſer Himmel als ein Gleichniß unſres Zuſtandes erſcheinen? Das Licht kämpft mit den trüben Nebeln. Vor einer Stunde lag Alles noch in düſteres Grau gehüllt; jetzt bergen nur noch weiße, halbgelichtete Schleier die Sonne. So haben ihre Worte auch meine Hoffnungen aufgehellt; ſie ruhen nicht mehr hinter ganz düſtrem Gewölk!“

„O es wird ſich bald ganz zertheilen,“ rief Arnheim lebhaft. „Wir ſind allein. Ich muß vorſichtig ſein, aber einem Herzen, daß ſelbſt in weiblicher Bruſt ſo vaterländiſch ſchlägt, wie das Ihrige, darf ich wohl ein männliches Geheimniß anvertrauen, das Ihre Hoffnungen wie Morgenthau erquicken wird. Der Sinn brüderlicher Eintracht, auf den ich in meinen Worten hindeutete, iſt kein ſchöner Traum, kein frommer Wunſch mehr in unſrem Vaterlande. Lebendig iſt er erwacht; der eiſerne Druck der Zeiten hat die Kraft des Widerſtandes hervorgerufen. Wie der Stahl den Funken

erſt durch ſeinen heftigen Angriff aus dem kalten Stein lockt, ſo haben die Schläge des Schickſals in Deutſchland edle Funken geweckt, die zur ſtill genährten Glut verbunden, einſt in mächtiger Flamme auflodern werden. Ja, die edelſten Männer reichen einander die Hand; ein längſt geſtifteter Bund, der äußerlich zwar ſchon längſt wieder gelöſt wurde, aber in ſeinen höheren Zwecken dennoch fortbeſtand, vereint ſie und ſchlingt ſich in geheimer Kette durch unſer ganzes Vaterland. Näher und vertrauter als jemals ſind dieſe Edlen jetzt verbunden, und in Allen lebt der feſte Entſchluß, das Unwürdige nicht thatlos duldend zu ertragen. Doch mit dem ſtarken Zügel der Mäßigung halten ſie den Ausbruch des tiefen Unwillens zurück, bis die Kräfte dem Willen gewachſen ſind. Der günſtige Augenblick ſoll erwartet werden; es iſt kein müßiges Harren, denn dem aufmerkſamen Auge zeigt ſich die Gunſt des Schickſals oft. Indeſſen werden alle Kräfte vorbereitet, genährt, ſichre Freunde gewonnen, im Stillen der gute Saame geſtreut. Die geheimen Fäden zum Gewebe großer Ereigniſſe ſind ausgeſpannt; ein Wink und tauſend Hände ſind daran geſchäftig.“

Arnheims Blicke leuchteten begeiſtert als er ſo ſprach; auch in Mariens Auge glänzte ein Goldblick der Hoffnung durch den feuchten Thau, der es benetzte.

„O, ſo ſoll in dieſes Herz doch noch Freude und Hoffnung zurückkehren,“ ſprach ſie; „es ſind Empfindungen von denen es ſich ſeit lange entwöhnt hatte. Wie ſehr danke ich Ihnen für dieſe Nachricht. Wie richtet Sie den ſchon gebrochenen Muth in mir auf! — Und Sie gehören zu dieſem Bunde?“ fragte ſie nach einigen Augenblicken.

„Seit zwei Wochen erſt, wo würdige Männer in Preuſſen mich dazu bewährt fanden;“ erwiderte Arnheim.

„Nehmen Sie auch mich darin auf, als ein ſtummes,

aber nicht minder treues Mitglied," sprach Marie und reichte ihm die Hand. „In meinem Herzen gehörte ich einem solchen Bündniß längst an!"

Arnheim ergriff Mariens Hand. Er küßte sie nicht, aber drückte sie mit Wärme. Ein wunderbares Gefühl beklemmte ihm die Brust. Marie stand so holdselig vor ihm, ihr blaues Auge blickte ihn so treu und offen an, — o sie war schön und gut, und besser als schön!

„Wie nennen Sie den schönen Bund, dem ich im Stillen angehören will?" sprach sie als er bebend schwieg; „ich habe aber nur gefragt, wenn Sie mir antworten dürfen?"

„Er führt einen würdigen, vielleicht zu stolzen Namen. Doch ist er nur von dem Wollen, nicht von dem Vollbringen der Bundesbrüder zu verstehen, er heißt der Tugendbund."

In diesem Augenblick zogen die letzten Gewölke vor der Sonne vorüber, und ihr heller Stral fiel rein, glänzend auf die Sprechenden. Zugleich erhob sich ein hehres Rauschen in den herbstlichen Wipfeln, als ob edle Geister auf mächtigen Fittigen vorüberschwebten. Der Wolkenschleier theilte sich weit; das Licht quoll aus dem blauen Raume herab und verbreitete sich wie eine goldne Welle über den Rasen und die stolz sich wiegenden Kronen der Bäume.

„Das ist die Nähe des Allmächtigen, es ist sein Glück verheißender Wink, das Zeichen seiner segnenden Bestätigung!" rief Marie begeistert aus und richtete das verklärte Auge gegen die Wölbung des Himmels hinauf, deren tiefes, reines Blau klar über dem zerfließenden Gewölk stand. „Was mich auch Bittres treffe, welche Prüfungen du mir sendest, an dieses Zeichen will ich mich halten. Das soll mir glänzen weit hin durch dunkle Tage, die dein Wille mich führt." So sprach sie in der Fülle ihres heiligen Vertrauens.

Arnheim ſtand mit tiefer Ehrfurcht vor ihr. In ſeiner Bruſt regten ſich mächtige Gefühle für ſie, doch er empfand es ahnend, daß ihr Herz, welches ſich ſo frei, ſo ganz dem großen vaterländiſchen Gefühl hingab, nur von dieſer höheren Flamme, nicht von der ſtillern der Liebe erfüllt werde. Schmerzvoll getroffen ſchwieg er. Das nahe Bild der Geliebten, das er ſchon zu umfaſſen wähnte, zerfloß, aber eine höhere, edlere Geſtalt ſchwebte vor ihm und blickte ihn aus lichter Höhe an. Nicht eine Braut wagte er ans Herz zu ſchließen, zu einer Heiligen erhob ſich ſein Blick. Denn ſo ſtand ſie jetzt vor ihm. Mit ſeiner geadelten Empfindung wuchs der ſehnſuchsvolle Schmerz in ſeiner Bruſt, aber zugleich auch die Kraft ihm zu gebieten.

„Wohl," ſprach er männlich gefaßt, „Sie haben Recht. Dieſe große Hoffnung muß uns wie die Flamme des Leuchtthurms als feſtes Ziel mitten in der dunklen ſtürmiſchen Nacht des Lebens leuchten. Auch der Schiffbrüchige darf noch den letzten Blick darauf wenden, und, wenn er edel zu denken weiß, den Troſt mitnehmen, daß, durch ſie geleitet, Andre den Hafen des Glücks, der Freiheit, des Friedens erreichen werden, vor dem er ſcheiterte."

„Ich glaube die Gräfin erwartet uns," ſprach Marie, die ihr weites Zurückbleiben erſt jetzt mit einem leichten Erröthen bemerkte, „wir ſind wirklich ganz zurückgeblieben." Mit dieſen Worten ging ſie ſchneller vorwärts.

Die Gräfin bemerkte die Bewegung Beider ſogleich; doch mit wahrhaftem Zartgefühl verrieth ſie dies auch nicht durch ein Lächeln, nicht durch einen Blick, ſondern ſchien das Zurückbleiben, als rein zufällig, nicht einmal der Bemerkung werth zu achten.

„Der Himmel iſt gefällig für unſren Spaziergang," bemerkte ſie, wie ſo eben die Sonne plötzlich durch das Gewölk

brach. Es gab einige Augenblicke lang die ſchönſte Beleuchtung des Parks. Die Wolkenſchatten flohen überhin und der Strom des Lichts eilte verfolgend nach.

„Dieſer Wechſel in der Beleuchtung macht mir den Herbſt, ich meine die Herbſtlandſchaften, ſo lieb.“

„Er gleicht allerdings einem Trauerſpiele im vierten Akt,“ erwiderte Arnheim, indem er ſeine Gemüthsbewegung durch einen leichten Ton der Unterhaltung zu verbergen ſuchte.

„Wie ſo das?“ fragte die Gräfin.

„Je nun, dort beginnen die glücklichen Verhältniſſe gewöhnlich ins Schwanken zu kommen; der heitre Himmel, den der Dichter als Contraſt des Gewitters, das er herauf beſchwört, anfangs über uns ausſpannte, verfinſtert ſich dann allgemach und wir erblicken den Kampf des Lichtes mit der Nacht der tragiſchen Schickung. Die melodiſchen Anklänge glücklicherer Tage ſind noch nicht ganz verhallt, aber ſchon rollen die dumpfen Töne des Donners in der Ferne. Ähnlich der Herbſt, der vielleicht ſeinen größten Reiz darin hat, daß wir alle Reize der Natur im Entfliehen erblicken. So werden uns die Unſrigen in der Abſchiedsſtunde erſt theuer; dort erkennen wir erſt ihren Werth; ja das Gleichgültige ſteigt hoch im Preiſe, wenn man ſich davon trennen ſoll!“

„Sie haben Recht. Doch möchte ich dem Herbſt wohl auch einigen ſelbſtändigen Werth zugeſtehn. Der Beweis ſcheint mir darin zu liegen, daß ich mich im Sommer ſchon auf denſelben freue; wer aber hoffte der Abſchiedsſtunde entgegen?“

„Ich will mein Gleichniß nicht vertheidigen. Keines iſt unverwundbar; an irgend einer Stelle dringt der Pfeil hindurch. Alle verlieren, am meiſten freilich die ſcherzhaften, wenn man ſie beharrlich durchführen will. Mir däucht, es iſt auch der größte Mangel an Poeſie dies zu wollen; wir

ſchlechten Dichter thun es. Die Schönheit des Gleichniſſes beſteht nur in der ahnungsvollen, aber ſogleich tief verſtändlichen Bedeutung der Wahrheit; man ſoll ſie daraus erkennen, empfinden, aber nicht erweiſen noch erklären wollen.“

Die Gräfin hörte den Worten Arnheim's aufmerkſam zu; ein Geſpräch welches ihren Scharfſinn anregte, war ihr immer das liebſte. Marie hatte ſich zu Lodoiska geſellt, deren Freude ſie jetzt mit einem ähnlich beglückten Herzen theilen konnte.

Plötzlich tönte das feierliche Geläute der Glocken von der nahen Andreaskirche in das Rauſchen der Bäume, das Wehen des Windes hinein.

„Zu dieſer ungewöhnlichen Zeit? Was mag das bedeuten?“ fragte die Gräfin.

Die Glockenſtimmen vervielfältigten ſich; von näheren und ferneren Thürmen her drang der Schall durch die Vormittagsſtille.

„Es wird der Feier des Sieges gelten;“ bemerkte der Rittmeiſter.

„Sie haben Recht. Ja, und es iſt ein Sieg, für den wir dem Himmel danken müſſen! Wie das Herz mir groß wird bei dieſen Klängen. Ein Sieg! Ein Sieg! Aus den dunklen Wetterwolken der Schlacht bricht vielleicht die neue Morgenröthe für unſer Vaterland an! — Jetzt verſtehe ich den Trieb der Unruhe in meiner Bruſt; unter das betende, dankende Volk muß ich mich miſchen, die glühende Seele im eignen Gebet gen Himmel ſenden!“

Sogleich wandte ſie ſich um und ging zurück dem Palaſt zu. Ihr Entſchluß war ein unwiderſtehliches Gebot für die Übrigen, auch wenn nicht der eigne Drang der Freude ſie vor den Altar des Allmächtigen getrieben hätte.

„Keinen Wagen, keinen Wagen!“ rief die Gräfin ei-

nem Bedienten zu, der, da er bemerkte, daß man ſich zum Ausgehen anſchicke, die Frage, ob er den Kutſcher beſtellen ſolle, auf der Zunge hatte. „Wir gehn zu Fuß. Wie das ganze Volk in die Kirche ſtrömt, ſo auch wir. Es iſt ein Tag der Demuth, nicht des Stolzes. Und doch, wie ſtolz ſchlägt mir das Herz.“

Indeſſen hatte ſie einen dunklen Shawl übergeworfen; Arnheim bot ihr den Arm. Marie und Lodoiska folgten.

Auf den Gaſſen war alles in Bewegung. Das Volk ſtrömte über die Plätze den Kirchen zu. Alle Glocken läuteten wie an dem Feſttage eines Heiligen. Unter dem Hôtel des Geſandten kreuzten ſich zwei wallende dreifarbige Fahnen. Die in der Stadt anweſenden Truppen traten zuſammen, um in Parade in die Kirche geführt zu werden. Wie durch Zaubermacht war der Alltag in einen hohen Feiertag verwandelt. Das Volk hatte ſeine Feierkleider angelegt; Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, Alles eilte in buntem Gemiſch dem Altar des Herrn entgegen. Wie glänzten die feurigen, dunklen Augen der Mädchen und Jünglinge! Jenen wallte unter dem Schleier das lange, ſchwarzgelockte Haar hervor und bedeckte den weißen Nacken. Dieſe hatten die hohe, mit Treſſen beſetzte Mütze, von der reiche Troddeln herabhingen, ſtolz auf die Stirn gedrückt und ſich mit dem Ehrenſchmuck des Mannes, dem Säbel, umgürtet.

Marien ward faſt bang ums Herz, als ſie dieſe allgemeine Volksfreude wahrnahm. Ach, in ihrem Vaterlande hatte ſie ſolch ein Feſt noch nicht erlebt. Und wird man dort nicht über dieſen Sieg trauern? Iſt nicht unſer Herz auf der Seite des Feindes, wenn gleich unſre Vaterlandsgenoſſen, durch die Macht der Weltgeſchicke bezwungen, gegen ihn ausgezogen ſind? Und wird dieſe Schlacht wirklich ſo

ſegensreiche Folgen für uns haben, als die Hoffnungen geweckt ſind?

In dieſen Gefühlen hatte man ſich der St. Andreaskirche genähert, deren weite Pforten geöffnet ſtanden. Die Klänge der Orgel drangen den Eintretenden feierlich entgegen und miſchten ſich mit dem brauſenden Schall der Glocken. Die Kerzen am Hochaltare brannten; vor allen Heiligenbildern waren ſie angezündet. Das Volk erfüllte ſchon faſt die geräumigen Hallen, doch noch immer neue Maſſen drängten heran. Mit Mühe gewann die Gräfin noch ihren geſchloſſenen Betſtuhl, durch deſſen Gitter man die ganze Kirche überblickte. Gegenüber auf dem Chor waren die Sitze der franzöſiſchen Geſandtſchaft; links ſah man den Hochaltar, rechts die Kanzel.

Die Vergitterung des Platzes war Marien angenehm, weil ſie dieſem Gottesdienſt, ohne ſeine Formen mitzumachen, beiwohnen mußte, alſo nur als Zuſchauerin erſchien, während ihr Herz doch ſo dankbar für die Erhaltung der Ihrigen ſchlug, das Flehen ihrer Bruſt um eine ſegensvolle Wendung der Schickſale ihres Vaterlandes brünſtig zu Gott emporſtieg. Sie empfand es jetzt, wie die wahre Frömmigkeit, der wahre, feſte Glaube keine Secten, keine Formen des Gebets kennt. Ihr findet den Gott überall da, wo ihr wahrhaft zu ihm betet.

Während die Gräfin und Lodoiska, den Roſenkranz in der Hand, niederknieten, blieb Marie ſtill, aber andächtig auf ihrem zurückgezogenen Sitze. Arnheim war nicht mit in den Betſtuhl der Gräfin getreten, weil die Sitte Männer und Frauen in der Kirche ſonderte.

Lodoiska betete mit der Glut einer Schwärmerin; ihr Auge heftete ſich unverwandt auf ein gegenüberhängendes Marienbild. Leiſe bewegte ſie die zarten Lippen, doch kein Laut

wurde hörbar. In ihren Blicken glänzte das reinſte Dankgefühl, die heilige Wehmuth der Freude. Die Gräfin war ernſt; auch knieend behielt ſie die Majeſtät ihrer Haltung, denn die Hoheit leuchtete von ihrer freien Stirn. Das große, dunkle Auge hob ſich von Zeit zu Zeit unter den langen Wimpern und blickte mit heiligem Ernſt empor.

Das Hochamt war geendet; die Frauen verließen die Kirche. Nahe an der Pforte kreuzten ſich die Strömungen der Menge, ſo daß eine Stockung entſtand. Von beiden Seiten kamen diejenigen, welche auf dem Chor geſeſſen hatten, die Treppe herab; von drei Seiten drang der Strom aus dem Schiff der Kirche heran. Arnheim hatte ſich nicht wieder an die Frauen anſchließen können; ſie waren allein und hingen ſich feſt aneinander. Jetzt kam auch der franzöſiſche Geſandte mit ſeiner zahlreichen glänzenden Umgebung die Stiegen herab. Der Strom des Gedränges führte ſie dicht mit den Frauen zuſammen. Allmälig ſah ſich Marie ganz von Uniformen umgeben; ſie ſenkte das Haupt, um den mitunter ſehr dreiſten Blicken dieſer Männer auszuweichen. Da hörte ſie einige franzöſiſche Worte von einer Stimme ſagen, die ihr bekannt war. Sie wandte das Auge dahin, aber als habe ſie auf eine Natter getreten, fuhr ſie unwillkürlich ſcheu zurück und erblaßte, denn ſie ſah vor ſich, das Profil halb gegen ſie gewendet, den gefürchteten, verhaßten Beaucaire und zwei Schritte vor ihm auch St Luces. Ihre ganze Faſſung mußte ſie zuſammenraffen, um ſich nicht durch einen Schrei zu verrathen; die Kniee zitterten ihr, ſie vermochte kaum einen Schritt zu thun. Sicher wäre ſie niedergeſunken, wenn das Gedränge der herausſtrömenden Menſchen ſie nicht gewaltſam aufrecht erhalten hätte. Ihre Empfindung glich der eines Wanderers, welcher plötzlich entdeckt, daß er ſich neben einer ſchlafend im Graſe liegenden Schlange

zur Ruhe niedergeſetzt hat; er weiß nicht, bringt ihm Flucht oder Verweilen Verderben. Wie Beaucaire und St. Luces in dieſem Augenblick ſtanden, war es unmöglich für ſie, Marien zu ſehen. Doch das konnte ſie nicht wiſſen, ob ſie nicht ſchon längſt von Beiden bemerkt worden war. O, was hätte ſie jetzt darum gegeben, wenn ſie wie Lodoiska und die Gräfin einen Schleier getragen hätte, um ihr Angeſicht zu verhüllen! Sie beugte es herab, bedeckte es mit ihrem Tuch, ſuchte ſich zu verbergen ſo weit als es möglich war; doch der Strom des Gedränges trieb ſie immer näher auf die Gefahr hin, und ſie ſah den Augenblick herankommen, wo ſie Beaucaire berühren, Arm gegen Arm mit ihm ſtehen werde. Sie würde der Gräfin einen Wink gegeben haben, doch war jedes Wort gefährlich, konnte ſie verrathen. In Todesangſt harrte ſie ſtumm aus und ergab ſich in ihr Schickſal. Nur ein ſtummes Gebet ſandte ſie zu dem Allmächtigen empor, daß er ſie aus dieſer Gefahr erretten möge. Da warf ſich plötzlich der Strom der Menge ſeitwärts, weil man eine zweite Thür geöffnet hatte. Dieſem Zuge folgte die Gräfin, und ſo erreichte man nach einigen Minuten das Freie, wo für den Augenblick wenigſtens Sicherheit war. Jetzt erſt konnte Marie der mütterlichen Freundin die Gefahr entdecken, in der ſie ſchwebte. Dieſe ſchlug ſogleich einen Umweg durch einige Nebengaſſen ein, um unbemerkt den Palaſt zu erreichen. Sie beruhigte Marien durch die Verſicherung, daß es in Warſchau Niemand wagen werde, das Heiligthum der Gaſtfreundſchaft zu ſtören, ſelbſt wenn man ihren Aufenthalt entdeckt haben möchte. „Indeß bezweifle ich es," fuhr ſie fort, „denn hätte einer dieſer Männer uns erkannt, ſo würden ſie ihr Auge unverwandt auf uns geheftet haben; doch habe ich nichts der Art bemerkt." Auch Lodoiska trat dieſer Meinung bei.

Durch dieſe Zuſicherung einigermaßen beruhigt, ſchöpfte Marie wieder freien Athem. Hatte die Gräfin Recht, ſo war ſie in der That einer großen Gefahr aufs glücklichſte entgangen. Denn bei dem damaligen Zuſtande der Dinge hatte ſie, in Deutſchland wenigſtens unbedingt, von der Willkür eines ſolchen Feindes wie Beaucaire und muthmaaßlich auch St. Luces alles zu fürchten. Es gab keine andre Rettung als Flucht oder irgend einen mächtigen Schutz. Auf dieſen hoffte Marie durch das Anſehn der Gräfin; ſich ſelbſt überlaſſen, wäre ſie verloren geweſen. Denn der geringſte Verdacht, in politiſche Umtriebe verwickelt zu ſein, reichte ja hin, ſelbſt gegen Frauen die härteſten Maaßregeln zu verfügen, und Marie wußte nur zu gut, daß ſie und ihre Mutter denſelben nur durch Raſinski's geſchickte und thätige Verwendung und durch den glücklichen Umſtand der Abreiſe St. Luces' aus Dresden entgangen waren. Was damals der Bruder für ſie gethan, das hoffte ſie jetzt von der Schweſter. Um Gewißheit über die Lage der Dinge zu erhalten, meinte die Gräfin, es ſei nöthig, Arnheim, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ins Geheimniß zu ziehen; ein Vertrauen, deſſen Marie ihn nach dem, was er ihr dieſen Morgen eröffnet hatte, unbedingt würdig hielt. Man war zwar in der Kirche von ihm getrennt worden, doch zweifelte man keinen Augenblick, daß er ſich ſehr bald wieder im Hauſe der Gräfin zeigen werde. Indeſſen wurde es Mittag, und er erſchien nicht. Dies erregte einige Beſorgniſſe in Marien, obwohl ſie über ihre eigne Lage ſchon ruhiger wurde, da ſie mit Recht vorausſetzte, wenn Beaucaire ſie bemerkt hätte und ſie verfolgen wolle, ſo werde ſie ſchon jetzt die Wirkung ſeiner boshaften Thätigkeit erfahren haben. Denn er konnte ſie nicht anders als in Geſellſchaft der Gräfin und Lodoiskas, die er Beide kannte, geſehen haben, und dies reichte hin, ihm

ihren Aufenthalt zu entdecken. Endlich gegen Abend ließ ſich Arnheim melden. Hätte er gewußt, wie ſehnlich man ihn erwartete, ſo würde er längſt dort geweſen ſein; allein ihn hielt grade das Gefühl zurück, welches ihn ſo mächtig an dieſen Ort zog. Denn man ſcheut ſich nicht ſelten am meiſten, da einen Beſuch zu machen, wo man ſo überaus gern iſt, weil man das Fehlſchlagen der Abſicht ſo fürchtet, daß man nicht ſelten lieber gar keinen Verſuch wagt. Für ſeinen Abendbeſuch aber hatte Arnheim einen gültigen Vorwand, oder vielmehr einen dringenden Grund; denn er ſollte noch in der Nacht als Courier abgehn. Um neun Uhr war er zum Geſandten beſchieden, um ſeine Depeſchen zu empfangen. Als er mit dieſer Entſchuldigung ſeines Beſuchs denſelben einleitete, erſchien es klar, daß ſeine Hülfe in der Angelegenheit, die man ihm vertrauen wollte, nicht mehr möglich ſei. Doch er kam von ſelbſt darauf; denn im Geſpräch äußerte er: „Es ſcheint, daß Warſchau alle Badegäſte aus Teplitz verſammeln will; denn zwei derſelben traf ich beim Geſandten, die beiden Franzoſen, welche auf jener Landpartie nach Auſſig zu uns ſtießen.“

„Haben Sie dieſelben geſprochen?“ fragte die Gräfin mit etwas zu haſtigem Ton, als daß es nicht hätte auffallen ſollen.

„Nur ganz flüchtig,“ entgegnete Arnheim; „aber weshalb? Wünſchen Sie vielleicht —“

„O ja, wir wünſchen wirklich etwas, könnten Sie um einen wichtigen, dringenden Dienſt bitten,“ nahm die Gräfin das Wort und blickte Marien an.

„Mit größter Freude ſtehe ich Ihnen zu Befehl,“ entgegnete Arnheim.

„Es iſt die Frage ob Sie es noch können. Unſer Wunſch iſt nämlich der, daß dieſe beiden Franzoſen wo möglich unſre

Anwesenheit gar nicht erfahren, denn wir haben dringende Ursachen sie zu vermeiden. Vielleicht aber haben Sie unsrer schon erwähnt und dann —"

„Gewiß nicht," fiel Arnheim rasch ein, „denn ich erinnere mich aus Teplitz her, daß Ihnen," hier blickte er Marien an, „diese Herren schon bei der damaligen Begegnung nicht angenehm waren; mir sind sie es in der That auch nicht, und wir wechselten daher nur einige unbedeutende Worte miteinander. Auch dürfen Sie ganz unbesorgt sein, denn sie reisen noch heut mit mir in derselben Stunde ab."

„Gott sei Dank!" rief Marie, die bisher mit angstvoller Spannung zugehört hatte, und der nun die freudige Überraschung diesen Ausruf entriß.

Arnheim war erstaunt über die Heftigkeit ihrer Empfindung, doch erlaubte ihm seine Bescheidenheit keine Frage. Allein Marie fühlte, daß sie sich zu erklären habe, wenn sie nicht den fremdartigsten Vermuthungen preisgegeben sein wollte.

„Sie müssen wissen, Herr v. Arnheim," begann sie daher, „daß ich die Ursach bin, weshalb die Frau Gräfin dem Besuch dieser Herren auszuweichen wünschte. Eine Kette von Vorfällen, zu deren Mittheilung ich nicht berechtigt bin, hat bewirkt, daß ich diese beiden Männer vermeiden, ja daß ich sie fliehen muß. Meinen herzlichen Dank würden Sie sich daher erwerben, wenn Sie jetzt und zu keiner Zeit, wo Sie denselben begegnen dürften, von meiner Anwesenheit hier etwas ahnen ließen. Es ist ein Dienst, den im ernstesten Sinne des Worts Ihre Landsmännin von Ihnen erbittet."

„Ich würde mich für einen Elenden halten," rief Arnheim lebhaft, „wenn ich Ihrem Willen auch nur mit einer Sylbe, einem Blick entgegenhandelte."

„Ich bin gewiß, daß Sie thun, was Sie vermögen, um

mir etwas Unangenehmes zu erſparen," ſprach Marie freundlich und reichte ihm die Hand; „nehmen Sie meinen ganzen Dank im Voraus dafür an."

„Wenn Sie mir nur mehr, nur wirklich etwas, das einem Dienſt, einer That ähnlich ſähe, aufgetragen hätten! Wünſchen Sie vielleicht nähere Auskunft über dieſe beiden Männer!"

„Ich weiß nicht, ob ſie mir fruchten würde," antwortete Marie, „doch ſagen Sie uns, was Sie wiſſen, denn ſchädlich kann es mir nie ſein die Verhältniſſe derjenigen genauer zu kennen, vor denen ich mich zu hüthen habe."

„Es iſt in der That wenig. Wie ich aus ihren Geſchäften erſah, ſind Beide in der Civilverwaltung, die zu der großen Armee gehört, angeſtellt, und zu dieſem Zwecke begeben ſie ſich jetzt dahin. Ihre Thätigkeit ſcheint ſich gegenwärtig beſonders auf die Verpflegungsanſtalten zu beziehen, die im Rücken der Armee angelegt ſind und noch werden."

„So würden ſie vielleicht nicht zur Armee ſelbſt abgehen?" fragte Marie und ein Schimmer der Hoffnung lebte in ihr auf.

„Ihre nächſte Beſtimmung iſt Wilna; weiter vermag ich nichts anzugeben. Dorthin werden ſie aber ſchon binnen einigen Stunden unterwegs ſein."

„Es iſt auch hinreichend und beruhigend genug für uns," ſprach die Gräfin. „Aber Ihre eigne Abreiſe iſt ſo nahe," nahm ſie mit Leichtigkeit eine andre Wendung, „daß wir uns faſt fürchten müſſen, Ihnen durch die Bitte, den Überreſt des Abends bei uns zu verweilen, die Zeit zu Ihren Vorbereitungen zu rauben."

„Wenn Sie mir nur geſtatten wollen, dieſe wenigen Stunden ſo glücklich zuzubringen; meine Geſchäfte ſind beendigt. Um neun Uhr empfange ich meine Abfertigung, um

zehn Uhr bin ich zuverläſſig ſchon eine gute Strecke von Warſchau entfernt, denn ich habe meinen Wagen vor das Hôtel des Geſandten beſtellt. Alſo bis gegen die neunte Stunde —"

„Sind Sie mir der willkommenſte Gaſt," unterbrach die Gräfin.

Es wurde Licht in den Salon gebracht und der Thee ſervirt. Das Wetter war wieder rauher geworden; der Wind rauſchte herbſtlich in den Bäumen und ſchlug gegen die Fenſter. Dies erhöhte nur die Traulichkeit des Zimmers; ſelbſt Arnheim vergaß, daß er dieſes Glück nur in ſo flüchtigem Moment erhaſchen ſollte, daß er in wenigen Stunden durch die rauhe Hand des Krieges ſchon wieder von allem heimiſchen, geſelligen Beiſammenſein für lange Zeit wieder getrennt würde.

Man ſprach von der Schlacht, von den Opfern, die ſie gefordert hatte, von den noch Beklagenswertheren, die erſt nach langer Qual das beruhigende Ziel des Todes erreichen würden. Arnheim ſchilderte mit Sachkenntniß die dringende Noth, welche oft in den Lazarethen herrſche, den Mangel an Geräthſchaften, beſonders aber an verpflegenden Händen.

„Es ſollten," rief Lodoiska, von ihrem Mitgefühl hingeriſſen aus, „jedem Heere Frauen und Mädchen folgen, um die Pflege der Verwundeten zu übernehmen."

„Und hätteſt Du den Muth zu einem ſolchen Unternehmen?" fragte die Gräfin lächelnd, aber doch ernſthaft.

Lodoiska, welche wohl empfand, was ihr den Muth dazu verleihen würde, erröthete hoch, erwiderte aber ſchnell: „Ja, gewiß, ich traue ihn mir zu!"

„Ich weiß nicht," ſprach Marie mit zweifelhaftem Ton, „ob diejenigen, welche nahe Angehörige unter den Kriegern haben, nicht eine ſolche Verpflichtung fühlen ſollten. Wir Mädchen müßten uns deſſen vielleicht einer falſchen Scheu

und Behutsamkeit wegen enthalten, allein eine Frau, die ihren Gatten in der Gefahr weiß, sollte ihm wohl so nahe sein, um in der Stunde der Noth zu seiner Hülfe herbeieilen zu können."

„Wenn es nur möglich wäre und gestattet werden könnte," entgegnete Arnheim nicht ohne Bewegung; „uns Soldaten würde eine so holde Pflege mit doppelter Kühnheit dahin treiben, wo die Wunden zu gewinnen wären, denen wir ein so sanftes Glück zu verdanken hätten."

„Der Trost für die daheimbleibende Gattin," bemerkte die Gräfin, „liegt wohl in dem Gefühl, daß der Mann seinen edelsten Beruf erfüllt, daß er für den Ruhm, die Ehre, die Freiheit oder Sicherheit seines Vaterlandes kämpft. Eine wirklich edle, des Mannes würdige Gattin wird so denken müssen und darum auch so fühlen lernen. Sie darf ihm das Opfer, welches nur seiner Persönlichkeit gelten würde, nicht bringen, weil sie gar nicht voraussetzen darf, ohne ihn zu beschämen, daß er es fordert. Der Mann, der den Umfang seiner Pflichten übersieht, weiß auch, daß er, wenn er in den Kampf zieht, dem Vaterlande Mütter und Hausfrauen zurücklassen muß, die die heranwachsende Jugend für künftige Zeiten pflegen, ja, daß Habe und Gut des Einzelnen, welches vereinigt das Habe und Gut des Ganzen bildet, zum Besten des Ganzen sorgsam verwaltet werden muß. Durch diese Erwägungen scheinen mir die Pflichten einer Frau vorgezeichnet und erleichtert zu sein."

Nicht nur Arnheim, sondern auch Marie und selbst Lodoiska mußten bekennen, daß die Gräfin die Pflichten des Weibes in der würdigsten Weise erkenne; sie hörten ihr mit Ehrfurcht zu. Denn so ernste Selbstüberwindung sie forderte, dennoch verleugnete sie das sanftere weibliche Gefühl nicht;

ſie geſtattete ihm ſeine Rechte, nur wollte ſie ihm die alleinige Herrſchaft nicht gönnen.

„Im Ganzen iſt es gewiß ſo allein wahr und richtig,“ ſprach Marie; „doch kommen auch gewiß Fälle der Ausnahme vor. Wenigſtens werden wir ſie, wenn ſie eintreten, aus der Eigenthümlichkeit der Charaktere erklären, oft rechtfertigen, bisweilen auch wohl bewundern können.“

„So iſt es,“ rief Arnheim lebhaft aus und heftete ſein Auge auf das ſchöne, ſanft entſchloſſene Weſen, das ihm, je näher der Augenblick des Abſchieds rückte, theurer und theurer wurde. Doch beſchloß er, mit männlicher Kraft ſeinen Gefühlen zu gebieten, und Mariens Herz nicht in einem Augenblick zu einer das ganze Leben umfaſſenden Entſcheidung zu drängen, wo ihr kaum die Zeit geblieben wäre, das Ja oder Nein auszuſprechen.

Die Stunden waren raſcher als Minuten entflohen. Die Glocke des St. Andreasthurmes ſchlug neun Uhr; das ſtrenge Gebot der Pflicht geſtattete kein Säumen mehr. Herzliche Wünſche begleiteten den Scheidenden; der Abſchied war für Alle bewegend; Arnheim mußte ihn beſchleunigen, um ſich nicht zu verrathen.

Viertes Capitel.

Die nächſten Tage verſtrichen den Frauen ſo ſtill wie gewöhnlich. Die gewonnene Schlacht bildete für ſie wie für alle Bewohner Warſchaus noch immer den Hauptgegenſtand des Geſpräches. Nach und nach wurden genauere

Nachrichten darüber bekannt, weil Jeder, der den Seinigen noch so eilig geschrieben, doch irgend eines Umstandes gedacht hatte. Die Erstürmung der großen Reboute war von Mehreren kurz berichtet. Fast Keiner, der nicht von den großen Verlusten, der Hartnäckigkeit des Kampfes, dem entsetzlichen Artilleriefeuer, den unbeschreiblichen Anstrengungen irgend etwas erwähnte.

Nach drei Tagen erschien ein ausführlicherer, amtlicher Bericht in den Zeitungen. Die Gräfin las ihn zuerst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlug stolz, so oft der Tapferkeit der polnischen Truppen gedacht wurde; zumal aber, wo der Bericht von der Cavalerie sprach. Als sie zu Ende gelesen, ging sie zu Lodoiska und Marie hinüber, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, auf ihrem Zimmer saßen, um ihnen vorzulesen, was die Zeitungen meldeten. Die Spannung beider Mädchen war so groß, daß ihnen unwillkürlich die Nadel entsank; bei jedem neuen Kampfe der geschildert wurde, bebten sie aufs Neue für die Ihrigen. Zumal als es hieß: „Jetzt erhielt der König von Neapel Befehl vom Kaiser, was ihm an Cavalerie zu Gebote stehe, zusammenzuraffen und damit die russischen Linien zu werfen, so daß die furchtbare Reboute in der Kehle angegriffen werden könnte. Zwei sächsische Kürassierregimenter, drei polnische leichte Kavallerieregimenter —“

Hier fing Lodoiska an zu zittern und erbleichte; selbst die ruhigere Marie wechselte die Farbe. Rasinski wurde nicht genannt, doch eine Ahnung sagte ihnen, er sei mit seinem Regimente dabei gewesen. Diese Vorstellung wirkte mächtig ein; die Beschreibung des Gefechts war lebhaft, sie gestand große Verluste ein, schilderte aber auch den Triumph des Sieges mit glänzenden Farben.

Die Gräfin hatte geendet.

Wie auf ein verabredetes Zeichen ſprangen beide Mädchen, die bisher in bebender Spannung geſeſſen hatten, auf und ſanken einander in die Arme. Es war die tiefſte Rührung über die Rettung ihrer Geliebteſten aus dieſem furchtbaren Ungewitter des Kampfes. Selbſt die Gräfin wurde weich, ſchloß die Mädchen ſanft an ſich und neigte ihr mütterliches Haupt gegen ſie hinab.

Am fünften Tage erſt kam ein zweiter Brief von Raſinski, in welchem mit Bleiſtift geſchriebene Blättchen von Ludwig und Jaromir lagen. Raſinski ſchrieb:

„Theure Schweſter! Seit vier Tagen verfolgen wir den Feind raſtlos und haben tägliche Scharmützel. Dennoch rücken wir nur langſam vor, weil die Ruſſen ſich in guter Ordnung zurückziehen. Es würde nicht ſo ſein, wenn unſre Erſchöpfung es möglich gemacht hätte, ſie ſchneller zu verfolgen. Die Sorge für die Verwundeten, für unſre Verpflegung, nimmt jetzt faſt jeden Augenblick in Anſpruch. Deshalb nur dieſe wenigen Zeilen. Wir haben viele theure Freunde verloren! Zwei Drittheile meines Regiments liegen auf den Anhöhen von Semenowskoi, unter ihnen auch mein alter getreuer Petrowski, deſſen Leiche ich nicht einmal aufſuchen und beſtatten konnte. Seit Jahrtauſenden ward keine ſo blutige Schlacht gefochten. Unſre Anſtrengungen ſind unbeſchreiblich, doch mit der Hülfe Gottes ſind wir noch wohlauf und rüſtig. Über dem blutigen Schlachtfelde von Borodino wird Polens Sonne der Freiheit aufgehn! Darum, Johanna, traure nicht über die Todten. Das Vaterland wird ihnen Denkſteine ſetzen, daß ihr Ruhm unvergänglich glänze. Lebe wohl, Johanna! — Die Morgenröthe bricht endlich an! Freue Dich!“

„Dein Bruder.“

Ludwigs Blättchen lautete:

„Marie! Tage brauchte ich, um mein Herz gegen Dich auszusprechen, und kaum Minuten werden mir. Am Abend vor der Schlacht erfuhr ich den Tod unsrer Mutter. O Dein lieber tröstender Brief! Mitten im Getümmel des Kampfes war mein Herz nur bei Dir, Du Arme, und die drohenden Gefahren verloren fast ihre Macht an mir. Bernhard ist die treueste Seele dieser Erde; er glaubte mich verloren und suchte mich unter den Todten. Aber wir fanden uns als Lebende. Leb' wohl! Verzage nicht! Der Tag des Wiedersehens und des Glückes kommt auch für uns. Daß mich die furchtbare Schlacht verschonte, sei Dir Bürge dafür!"

Jaromir schrieb nur:

„Lodoiska, mein holdestes Leben! Zittre nicht mehr, alle Gefahren sind vorüber! Die Schlacht war gewaltig — auch ich betraure viele treue Brüder und Genossen. Doch mich beschützte Dein Flehen! Dir danke ich Alles, Glück und Leben. O könnte ich erst wieder an Dein Herz sinken! Boleslav, Ludwig und Bernhard leben. — Theuerste, lebe wohl und gedenke mein!"

„Dein ewig getreuer Jaromir."

Diese ersten Nachrichten von der eignen Hand der Geliebten machten die Frauen unbeschreiblich glücklich. Jede leise Spur der Zweifel war nun verschwunden, sie überließen sich ganz dem glückseligen Gefühl, welches nach der überstandenen düstren Sorge und Gefahr der Brust die süßeste Belohnung gewährt.

Nach wie vor besuchte Lodoiska täglich die Messe. Doch ihre Gebete waren jetzo Dankgebete geworden, und ihre Thränen wurden nicht mehr von Angst und Sehnsucht erpreßt, sondern sie flossen in dankbarer Rührung.

So verging eine Woche.

Da traf die Nachricht von dem Einrücken des kaiserli-

chen Heeres in Moskau ein. Aus der Burg der alten Zaaren war das Bulletin gezeichnet, wodurch der Kaiſer dieſen neuen, letzten Sieg dem ſtaunenden Europa bekannt machte. Nun alſo war das große Ziel, der heißgewünſchte Friede errungen. Denn mit wem ſollte man Krieg führen, wenn es keine Feinde mehr zu beſiegen gab? Jetzt lebten alle Hoffnungen in den Herzen auf, jetzt endlich glaubte man den Tag der Ruhe, der Vergeltung ſo unendlicher Opfer anbrechen zu ſehen. Der Pole fühlte ſich ſchon wieder frei. Er hoffte wieder ein Vaterland, einen aus dem Schooße des Volkes hervorgegangenen König, eine Geſchichte zu haben. In dieſem Gefühle war die Gräfin glücklich und ſtolz; Lodoiska lehnte die Hütte ihres ſtilleren Glücks an den kühnen Palaſt der Hoffnungen, den ihre Pflegerin aufrichtete. Marie nährte in tiefer, warmer Bruſt die Keime, welche Arnheim's Betrachtung der Dinge tröſtend in ihr geweckt hatte. Wenn nicht gleich, ſo werden ſie doch bald erblühen, du wirſt doch noch die Tage des Glückes, der Freiheit leuchten ſehen, wirſt den verfolgten Bruder wieder frei und offen an dein Herz ſchließen, ſeinen getreuen Freunden die Hand bieten dürfen. Endlich werden die finſtren Gewölke, durch dieſen letzten furchtbaren Schlag entladen, ſich theilen, und des Himmels Blau ſich freundlich wieder über deinem Vaterlande wölben. Lange genug dauerten die Herbſt- und Winterſtürme! Es muß auch ein Tag des Lenzes wieder anbrechen.

In dieſen glücklichen Hoffnungen wiegten ſich die Seelen der Frauen fünf Tage lang ein.

Da verbreitete ſich zuerſt durch Juden, die von Brzesc Litewski kamen, das Gerücht, Moskau ſei von den Ruſſen in Brand geſteckt. Verſtohlen murmelte man es, raunte es leiſe, halb gläubig einander ins Ohr; denn man wagte es

nicht laut auszusprechen, um nicht die Hoffnungen der fröhlichen Menge durch einen blinden Schrecken niederzuschlagen. Wie es zu gehen pflegt, so übertrieb der Eine, während der Andere sicher wissen wollte, alles beschränkt sich auf einige durch Zufall in Brand gerathene Gebäude. Im Hôtel des Gesandten war Alles still; Niemand erfuhr den Inhalt der Depeschen, die die Couriere brachten. Doch lauter und immer wachsender wiederholten sich die düstren Gerüchte; schon wagte Niemand mehr zu widersprechen. Endlich war das Unheil nicht mehr zu verhehlen. Laut gestanden es die Berichte des französischen Ministers ein, daß die Russen in ihrem rasenden Wahne selbst ihre Hauptstadt der Zerstörung geweiht hätten. Was auch gesagt wurde, um das Schreckenvolle der Nachricht zu mildern, um der Vermuthung vorzubeugen, als könne dies Ereigniß dem französischen Heere Gefahr oder gar Verderben bringen: die That erschien zu ungeheuer, zu beispiellos, wenn sie nicht den sichersten Erfolg mit sich führte. Nur um Rußland mit Gewißheit zu retten, konnte Moskau den Flammen preisgegeben werden, wie man nur, um Frankreich zu retten, die Brandfackeln in die Häuser von Paris schleudern würde. Das fühlte Jeder mit nicht zu besiegender Gewißheit. Ein stummer, kalter Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, ein Grausen schlich durch die Seele der Kühnsten. Die Zeit hatte an ungeheure Ereignisse, an beispiellose Thaten gewöhnt; diese aber reichte weit über das Maaß, über die Grenzen aller Vorstellung hinaus. Man erinnerte sich, daß in der entsetzlichsten Zeit der französischen Revolution einer jener Redner, deren Worte ein Schwert, eine Flamme, ein Blitz wurden, wenn die aufgährende Leidenschaft sie aus dem Vulkan der Brust schleuderte, um seinen Gegner zu schrecken, auf der Tribune gerufen hatte: „Dann wird der Tag kommen, wo man an

der Seine die wüste Stätte zeigt, auf welcher einst Paris stand!“ Dieser Gedanke schon hatte in jenen Tagen, wo man an blutige Schreckensgespenster, an die entsetzlichen Larventänze aller Furien und Dämonen, die das menschliche Herz besitzen können, gewöhnt war, das Blut in den Adern erstarrt. Und jetzt sollte so Ungeheures, Namenloses, Undenkbares sich verwirklicht haben? Jene Stadt, die seit Jahrtausenden allen Ruhm und Glanz und Reichthum des unermeßlichen Reiches der Zaaren in ihren Burgen und Palästen sammelte; jene Stadt, wo Asiens Üppigkeit mit Europas Kunst und Betrieb sich wetteifernd verband; jene alte Hauptstadt, geheiligt als ein Sitz der väterlichen Götter -- sie sollte dem Boden gleich gemacht, in eine schauerliche Aschenwüste verwandelt sein! Nur das Ungeheure konnte dieses Ungeheure erzeugen, nur das Entsetzliche dies Entsetzen gebähren! Eine Sturmfluth wogender Vermuthungen drängte sich heran. Dazu kam, daß auf den Schwingen des Gerüchtes selbst dieses kaum zu fassende Ereigniß noch ins Riesenhafte wuchs. Man schilderte die zerstörte Stadt als einen Aschenhaufen, der keinem lebendigen Wesen mehr Obdach gebe; als einen ausbrannten Krater, wo der letzte Funken des Lebens erstorben sei. Unter der Asche sollten die verbrannten Gebeine des Heeres vergraben, nur wenige Führer und Einzelne, die ein Wunder beschützt habe, entkommen sein. Man konnte sich's nicht denken, daß solch ein Wurf gewagt worden sei, wenn es nicht unzweifelhaft war, Alles darauf zu gewinnen. Darum sagte man schon den Kaiser auf der Flucht, ja, Einige wollten wissen, er sei bereits in Warschau. Die Besonnensten, Hoffnungsreichsten glaubten wenigstens nicht mehr an den Frieden, sondern hielten diese That für den unumstößlichsten Beweis, daß der Kampf jetzt erst recht beginnen sollte.

So folgte die dumpfeste Betäubung und muthloseste Bestürzung auf den kurzen Freudenrausch, den der Sieg gewährt hatte.

Die Gräfin glich einem Marmorbilde, so bleich sah sie aus, seit diese Schreckensnachrichten eingetroffen waren. Nicht für das Schicksal ihres Bruders, der nächsten Ihrigen zitterte sie, sondern für das ihres Vaterlandes. Sie wähnte in dem auf nächtlich düstrem Hintergrunde brennenden Moskau das entsetzliche Spiegelbild der Zukunft Warschau's zu sehen, und im überwallenden Schmerz rief sie ängstlich prophezeiend aus: „Wer weiß, wie nahe jetzt der Tag ist, wo die Flammen über den Zinnen meiner Vaterstadt zusammenschlagen, zur Sühne für das grausenvolle Brandopfer, das Rußland seiner Freiheit gebracht hat!"

Loboiska war ohne alle Fassung; nur Marie bewahrte in stiller, ergebener Seele die Ruhe, diese schönste Frucht des Glaubens und der Erkenntniß zugleich. Sie, die sich dem Taumel des Glücks nicht frei hatte hingeben können, sondern nur entferntere Hoffnungen an das Geschehene knüpfte, war jetzt auch nicht so tief in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit gestürzt. Die Gräfin, abgeschlossen und einig mit sich selbst, wie sie war, bedurfte keines Trostes; sie stand entsetzt aber fest, ohne zu beben, an den geöffneten Pforten des Verderbens. Doch Loboiska wurde von dem Sturme der Ereignisse wie eine schwankende Rebe bewegt; sie bedurfte des Anhalts. Die liebevoll tröstende Marie, welche jedes Fünkchen der Hoffnung mit erfinderischer Liebe zu nähren wußte, war ihre Stütze. Denn vor der erstarrten, festen Gestalt der Gräfin schauerte Loboiska heimlich zurück, weil sie in den ernsten Blicken derselben, in den tiefen Zügen ihres erhabenen Grams den heimlichen Vorwurf zu lesen glaubte: Du trauerst um nichts als um Deine arme, kleine Liebe! Deine

Seele ist nicht groß genug, den Verlust eines Vaterlandes zu empfinden. Möchten Alle den Untergang gefunden haben in den Flammen, in der Aschenwüste, wenn Du nur den Geliebten gerettet hast! — Lodoiska täuschte sich; diese strenge Sprache würde Johanna nicht geführt haben, dazu fühlte ihr Herz zu liebend menschlich das Weh in fremder Brust.

Doch schnell änderte sich die Lage der Dinge wieder. In diesen Zeiten schwankte jedes Lebensschiff auf stürmischem Meere. Bald erblickte man von dem Gipfel der Welle den nahen Hafen, die Rettung, den Sieg; bald thürmten sich die Wogen hoch über das Haupt und ließen kaum noch einen Streifen des ewigen Himmels wahrnehmen. Es kamen spätere Nachrichten aus Moskau, die den Beweis führten, daß das Heer nicht gefährdet sei, daß man, trotz der schreckenvollen Zerstörung, Wohnplätze zu Winterquartieren genug übrig behalten habe, daß der Krieg zwar noch fortdaure, aber doch bereits die ersten Schritte zu Friedensunterhandlungen geschehen waren. Jetzt verschwand die Bestürzung, welche die Kunde von dem Unheil erregt hatte, und neue Hoffnungen keimten empor.

Nur auf Nachrichten von den Ihrigen warteten die Frauen noch, um sich ganz der Freude hinzugeben. Da trafen eines Abends zwei Briefe zugleich ein; der eine, von Jaromirs Hand, war an Lodoiska, der andre von Rasinski an seine Schwester gerichtet. Dies fiel auf, da sonst Alles in Rasinski's Briefe eingeschlossen zu sein pflegte. Lodoiska war in der Vesper; die Gräfin öffnete daher nur den Brief Rasinski's an sie; er war vom 15. September, dem Tage nach dem Beginn des Brandes, datirt und lautete:

„Theuerste Schwester!"

„Wir sind, was unsern Theil anlangt, einem großen

Unheil auf die wunderbarste Weise entkommen. Moskau steht hell in Flammen! Es herrscht eine beispiellose Verwirrung. Wir mußten aus der Stadt aufs Feld hinausrücken und stehen jetzt im Lager. Ich benutze diese erste Minute, die ich gewinne, Dir zu melden, daß wir Alle leben und unversehrt sind. Wann der Brief abgehen wird, weiß ich nicht. Obrist Regnard, den ich eben sprach, besorgt ihn zur Feldpost."

„Dein Bruder."

Doch in dem Briefe lag noch ein besonderes, geschlossenes Zettelchen mit der Aufschrift: „Für Dich allein."

„Wir vermissen Jaromir! Verschweige dies Loboisken. Daß er verunglückt sei, ist fast undenkbar. Ich mußte ihn mit einer Meldung zum Marschall Mortier senden; so kam er von mir ab. In der ungeheuren Stadt, bei der grenzenlosen Verwirrung aber ist nichts leichter, als sich zu verirren. Morgen hoffe ich, sind wir wieder beisammen. Ich schreibe dies nur Dir, weil ich Dir heilig versprochen, niemals etwas zu verhehlen. So darfst Du mir auch glauben, daß ich nichts für Jaromir fürchte."

Als die Gräfin den verschlossenen Zettel gelesen hatte, glaubte sie natürlich, der zugleich mitgekommene Brief Jaromirs werde seine Vermissung erklären. Sie hielt ihn mit der größten Wahrscheinlichkeit für später geschrieben und nachträglich zur völligen Beruhigung Loboiskas abgesandt. Darum freute sie sich auf die Rückkehr derselben, um sie mit dem Briefe zu überraschen. Marie theilte diese Meinung. Nach einer kurzen halben Stunde kam Loboiska zurück. Die Gräfin trat ihr mit dem Briefe entgegen, hielt ihn halb scherzend, denn sie war in sehr froher Stimmung daß ihr nun auch die letzten Bekümmernisse vom Herzen ge-

nommen waren, in die Höhe, und rief: „Was giebſt Du mir für dieſen Brief, Lodoiska?“

„Von Jaromir?“ rief ſie mit vor Freude glänzenden Augen; dabei zog ſie verlangend die emporgehobene Hand der Gräfin mit der Linken herab und ſchmeichelte ihr mit der Rechten. Ein herzlicher Kuß war der Lohn, den das glückliche Mädchen für den Schatz gab. Dann öffnete ſie haſtig, mit Wangen, die hoch von Freude und Erwartung geröthet waren, den Brief und hielt ihn gegen das Licht, um ihn zu leſen. Aber als ſei ſie plötzlich an den Rand eines entſetzlichen Abgrunds gerathen, ſchauerte ſie zuſammen, wurde blaß wie der Tod, ließ die Hände kraftlos herabſinken und das Papier fallen. Ein Schrei, den ſie ausſtoßen wollte, erſtickte in der beklemmten Bruſt; ihre Stimme wankte, und noch ehe die Gräfin und Marie ihr zu Hülfe eilen konnten, ſank ſie bewußtlos zu Boden.

„Um des Himmels Willen, was fehlt Dir?“ rief die Gräfin und ſuchte mit Mariens Hülfe, die angſtvoll herbeigeeilt war, die Niedergeſunkene emporzurichten; nur mühſam gelang es, ſie auf das Sopha zu bringen. Die Gräfin ſchellte nach Hülfe. Marie nahm den entfallenen Brief vom Boden auf und ſah, indem ſie einen flüchtigen Blick darauf warf, daß er nur eine Zeile enthielt. Sie wagte ihn nicht zu leſen; doch die Gräfin nahm denſelben ohne Bedenken und las ihn. Er enthielt nichts als die Worte:

„Heuchelnde! Treuloſe! Wir ſind auf ewig geſchieden!“
„Jaromir.“

Beide Frauen waren ſprachlos, erſtarrt vor Erſtaunen.

„Der Schlag mußte die Arme freilich zu Boden ſchmettern,“ ſprach die Gräfin mit dem Tone innerſter Empörung. „Darauf konnte ſie nicht gefaßt ſein! Es iſt unwürdig, ab-

ſcheulich, ein Frevel ohne Maaß und Gleichen!" In heftiger Bewegung ging ſie auf und ab im Zimmer; Marie las zu ihrer eignen Überzeugung das unheilvolle Blatt noch einmal und legte es dann mit zitternden Händen, wie entſetzt vor dem kalten Eishauch, mit dem dieſe Zeilen erſtarrend in die warme Bruſt der Liebe eindrangen, zurück. „O, Du Unglückſelige," ſprach ſie, indem ſie ſich über das Haupt der Ohnmächtigen beugte, „wie ſollen wir Dir den Schmerz dieſer Kunde lindern!"

Lodoiskas Mädchen war eingetreten. Sie erſchrak über den Anblick ihrer Gebieterin.

„Die Gräfin iſt plötzlich unwohl geworden; ſie muß zu Bett gebracht werden. Kaſimir ſoll zum Arzt eilen. Beſtelle dies und komm eilig zurück." Auf dieſe mit mühſamer Faſſung und Kälte geſprochenen Worte der Gräfin verließ das Mädchen den Salon wieder. Marie hatte indeſſen Lodoiskas Schläfe mit kaltem Waſſer genetzt, um ſie zur Beſinnung zurückzubringen. Die Gräfin ging noch immer heftig auf und nieder. „Darin erkenne ich die Männer! Ihre eigne Schlechtigkeit öffnet ihr Herz jedem unwürdigen Argwohn! Wer hätte ahnen ſollen, daß auf dieſer reinen Seele der ſchwärzeſte Verdacht ruhen ſollte! Dies Herz, was ſich in der Gluth ſeiner Liebe verzehrte, wird der Treuloſigkeit angeklagt! Abſcheulich! Unerhört! Grenzenlos abſcheulich! Und welche Beweiſe kann der leichtſinnige Frevler, der mit roher Ferſe die Blüthen ſeines eignen, unnennbaren Glückes in den Boden ſtampft, für ſeine namenlos ſchwere Anklage haben? Ein Gerücht, einen verläumderiſchen Brief, die boshafte Erzählung irgend eines ehrloſen oder bis zum Verbrechen leichtgeſinnter Kameraden!"

Sie trat vor Lodoiska hin, deren Bruſt ſich unter den leiſen Athemzügen — Marie hatte ihr das Kleid geöffnet —

kaum zu regen ſchien. „Wie dieſer reine Engel ſchlummert! Selbſt das entſetzliche Geſpenſt des Schreckens, das ſie ſo plötzlich niederwarf, hat ihre holdſeligen Züge nicht entſtellt. Ein Blick auf ihr Bildniß hätte den Beweis ihrer Schuldloſigkeit gegen tauſend Zeugen geführt! — Haſt Du ſie gemordet, haſt Du dies zarte Leben zerknickt, mit dem Streich, den Deine wilde Hand blind geleitet darauf führte, ſo möge Dich ihr Bild als ein Geſpenſt des Schreckens verfolgen!“

„Nein, nein, ſie lebt, ſie athmet, ſie wird erwachen, wir werden ſie tröſten, beruhigen!“ entgegnete Marie mit von Thränen erſtickter Stimme. „Alles wird ſich löſen; auch dieſes entſetzenvolle Mißverſtändniß.“

„Hier kann kein verworrenes Gewebe mehr gelöſt werden! Der Knoten iſt mit ehernem Schwert durchhauen, alle zarteſte Fäden, die zwei junge Herzen verknüpften, ſind zerriſſen! Wo ein ſo finſtrer Geiſt des Argwohns in das Heiligthum der Liebe, des Vertrauens einbrach, da vertilgen ſich ſeine Spuren nie. Überzeugt kann Jaromir werden, daß Loboiska kein Sonnenſtäubchen der Untreue, der Falſchheit in ihrem reinen Buſen trug; überzeugt wie von dem Glanz der Geſtirne am ewigen, klaren Himmel! Doch der ſchöne, heilige, unverbrüchliche Glaube Beider aneinander iſt vernichtet, iſt gemordet. Eine geſchehene That, ein geſprochenes Wort, ſie ſind unwiderruflich, unwiderbringlich wie die entflohenen Minuten. Was Du auch thuſt, um Verſäumtes nachzuholen, um eine Schuld zu verſöhnen: es iſt nur ein hohler Trug und Schein; die Verſäumniß, das Verbrechen ſind begangen, ſie bleiben unabänderlich, und keines Gottes Macht vermag die ewigen Schriftzüge in dem Buche des Vollbrachten zu löſchen!“

Das Mädchen trat wieder ein; Loboiska wurde in ihr

Gemach, zu Bett gebracht. Marie ſetzte ſich zu ihr und lauſchte auf den wiederkehrenden Athem, auf das Aufſchlagen ihres Auges. Die Gräfin ſtand in ernſter, tiefer Trauer ſchweigend am Fuße ihres Lagers und heftete die dunklen Blicke unverwandt auf die Lebloſe.

Endlich öffnete ſie das holde Auge wieder, blickte ſchmerzlich auf, reichte dann den lieben Pflegerinnen die Hände dar und ſprach leiſe, aber aus tiefſter Bruſt: „O, ich bin grenzenlos elend!“

Zehntes Buch.

Erstes Capitel.

Die Nacht hatte sich schon herabgesenkt, ein rauher Sturm brauste über die Felder und sauste hohl in den dunklen Kronen hoher Fichten, als Rasinski mit der kleinen Schaar seiner Getreuen, die er nicht mehr sein Regiment zu nennen wagte, den Bivouac erreichte. Man war müde bis zur Erschöpfung, die Glieder erstarrten in dem naßkalten Winde.

„Hier in dieser Hügelsenkung," befahl Rasinski, „wollen wir lagern. Wenigstens haben wir hier Schutz vor dem Winde." Die Reiter schwenkten links ein.

Es war die in zwei Hügelspitzen vorspringende Ecke eines alten, düstren Fichtenwaldes, die Rasinski zu seinem Lagerplatze ausersehen hatte. Hohe Bäume standen auf den ziemlich steilen, wiewohl niedrigen Anhöhen, die eine fast ringförmige Schlucht mit ihrer hohlen Krümmung umschlossen. Die Wipfel der uralten Stämme kreuzten sich, so schmal war die Hölung, über derselben; niedriges, schwarzes Kiefergebüsch klimmte die Höhe hinan.

Gegen den Herbstwind gewährte der Raum freilich einigen Schutz, doch war er feucht und kalt, da die Sonne

kaum in Sommertagen durch die düstren Kronen der Riesenfichten dringen mochte, geschweige jetzt im Spätherbst. Nur einige Birken mit dem weißen Stamme und dem blaßgelben, welken Laub standen wie Gespenster auf dem dunklen Hintergrunde.

„Ein guter Hinterhalt," sprach Bernhard beim Einreiten durch die enge Mündung der Schlucht.

„Ja, für eine Räuberbande möchte er gelegen sein," erwiderte Rasinski.

„Freilich," antwortete Bernhard, „wenn wir Alle beisammen wären, würde die Lagerstätte zu schmal ausfallen; doch für hundert ist allenfalls Raum hier."

„Halt! Front! Abgesessen!" commandirte Rasinski. „Hier am Saume des Hügels herunter steckt die Piketpfähle ein und zieht die Stalleinen. Wir lagern gleich dahinter. Zwölf Mann zum Fouragiren, zwölf zum Holzfällen, zwölf zum Wasserholen. Die Andren besorgen indessen die Pferde!"

Nachdem die Befehle gegeben waren, setzte sich Rasinski, unmuthig, müde, auf einen dichtbemoosten Baumstamm, der an der Erde lag. Er stützte die Hände auf den zwischen die Kniee gestellten Säbel und blickte düster vor sich hin.

„Wo soll ich unser Feuer machen lassen?" fragte Bernhard.

„Wo Du willst! — Dort unter der großen Fichte!"

Rasinski blieb in Gedanken versenkt, unbeweglich sitzen, während Bernhard mit einigen Leuten die Anstalten zur Einrichtung der Lagerstelle für ihn traf. — Schwere, düstre Ahnungen bewegten die Seele des tapfren Kriegers! Er sah finster wie die Nacht und der Wald rings umher! Bald trieb ihn die Unruhe auf. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Bisweilen gab er in kurzen, bestimmten Wor-

ten einen Befehl; denn wie unruhig es in seinem Innern wogte, sein aufmerksamer Blick beobachtete Alles, was rings um ihn her vorging.

„Willst Du nicht kommen, Dich am Feuer zu lagern?“ unterbrach ihn Bernhard nach einigen Minuten. „Sieh, es brennt schon lustig und beleuchtet die alten Baumstämme und die lang übergestreckten Riesenarme der Zweige auf wunderbare Weise. Wenn wir nicht so verkrummt und verklammt wären von dem eiskalten Winde, ich hätte Lust, diese Baumgruppen zu zeichnen.“

„Ob Boleslav und Ludwig heute nicht endlich zurückkehren werden? — Ich bin gespannt auf Nachrichten von Jaromir!“ antwortete Rasinski, als habe er Bernhards Worte gar nicht gehört.

„Schlage Dir das aus dem Sinne, Rasinski,“ sprach Bernhard in bittendem Tone; „es ist ein Fiebertraum, weiter nichts! Eine solche Höllennacht wie die erste, die Jaromir in Moskau zubrachte, muß verrückte Einbildungen des Gehirns erzeugen. Denn die Lage in dem Lazareth, verlassen von allen Freunden, unter dem Jammer der hülflos Verwundeten — gieb Acht, so wie er hergestellt ist, so wie seine Sinne wieder klar sind, hört der ganze düstre Traum auf!“

„Ich habe den Brief nicht abgesandt,“ sprach Rasinski nach einer Pause. „Ich konnte ihn nicht absenden!“

„Und Du thatest Recht! Du handeltest nach dem richtigen Glauben; weshalb willst Du nach dem Wahn fühlen?“

„Für die That,“ erwiderte Rasinski, „bedurfte ich der Gewißheit; um die Sorgen meiner Brust zu wecken, hätte die Hälfte der Anzeigen genügt. Ja, ich glaube, Jaromir hat irgend eine geheime Schuld gegen Lodoiska begangen, und es ist nicht nur ein Fiebertraum, der sie ihm vorspie-

zelt. Erſt jetzt kommt mir in den Sinn, was er mit Ludwig am Abende vor dem Brande geſprochen. Zu jener Stunde war er noch nicht krank. Keine Brandwunde folterte ihn mit ihren Schmerzen, keine übermäßige Abſpannung der Kräfte hatte ihn zum Tode erſchöpft, die furchtbaren Bilder der Schreckensnacht erfüllten ſeine Seele noch nicht, und doch —"

„So weit ich Ludwigs Erzählung zu deuten vermag," meinte Bernhard, „zweifelte er damals an Lodoiskas Liebe. Dies mag ein Argwohn ſein, wie ihn der Zufall in dieſer Stunde in dem jungen, heftig liebenden Gemüth erzeugen konnte. In der nächſten Minute ſchämte er ſich deſſen; klagte ſich ſelbſt an. In dieſer Stimmung ſeiner Seele fielen die furchtbaren Ereigniſſe jener Nacht. Dieſe Erinnerungen trug er in ſeinen Fieberwahn hinüber und bildete ſie zu einer ſchwarzen, unabbüßbaren Schuld aus. So ſchrieb er ihr den Brief, der Dich ſo beunruhigt. Wenn Ludwig und Boleslav zurückkehrten, würden ſie uns gewiß Auskunft geben; denn ihnen hat Jaromir zuverläſſig davon geſagt."

„Mich friert. Wir wollen uns an das Feuer lagern. Auch bin ich müde. Verdrießlicher Krieg! Man liegt den ganzen Tag auf dem Pferde, ſieht den Feind an und ſchlägt ſich nicht. Es iſt ein großes Ereigniß, wenn ein Koſack einen Piſtolenſchuß abwartet! — Ja, wenn unſre Pferde noch ſo friſch wären, wie an dem Tage, wo wir über die Weichſelbrücke ritten, dann ſollten dieſe Neckereien bald aufhören! — Weißt Du, daß man murmelt, die Friedensunterhandlungen ſeien geſcheitert? Ich glaube, Kutuſow wußte das längſt! Es geſchieht nicht ohne Abſicht, daß man ſie in die Länge zieht, bis der Winter uns hier überfällt. Auch in dieſer Beziehung erwarte ich Boleslavs Rückkehr von Moskau mit großer Spannung. Ich will hoffen, daß es ihm gelungen

ſei, wenigſtens einiges von dem, was wir ſo dringend bedürfen, herbeizuſchaffen.“

„Wenn mir Ludwig ein Paar neue Stiefeln mitbrächte,“ ſcherzte Bernhard, „würde er mir freilich beſſer auf die Beine helfen, und einen Pelz ſtatt des zerriſſenen, halb verbrannten Mantels könnte ich auch gebrauchen!“

„Sprich nicht leicht hin, Bernhard,“ erwiderte Raſinski ernſt; „Du haſt noch nicht erfahren, wie grimmig der ſcharfe Zahn der Noth packen kann. Ich, der ich oft geſehen, wie ſchwer ſich beſſer gerüſtete als wir gegen ſie vertheidigen, ich muß ernſtliche Sorge tragen, daß wir ihren tauſend verwundenden Waffen nicht ſo viele Blößen geben. Schon jetzt wirft der Nachtfroſt uns die Leute aufs Krankenlager, jetzt, wo es uns nicht an Holz mangelt. Aber wenn der Winter hereinbräche, wenn —“

„Je nun, ich meine, wir würden uns dann nach Moskau ziehen? Funfzehn Werſt werden wir doch noch marſchiren können?“

„Meinſt Du?“

Ein ausgeſtellter Poſten rief: „Wer da!“

„Gut Freund von Moskau!“ lautete die Antwort.

„Das iſt Boleslav!“ rief Raſinski freudig und ſprang auf.

Im nächſten Augenblicke ſprang Boleslav vom Pferde und begrüßte die Freunde.

„Und wo iſt Ludwig! Und was bringſt Du Gutes von Jaromir?“ fragten Bernhard und Raſinski faſt zu gleicher Zeit.

„Zuerſt die Dienſtangelegenheiten,“ entgegnete Boleslav. „Ich bin glücklich geweſen. So groß die Noth und der Zudrang ſind, habe ich doch einigermaßen für die Bedürfniſſe

unſrer Leute ſorgen können. Deine Freigebigkeit, Raſinski, ſetzte mich in den Stand, die höchſten Preiſe zu zahlen."

„Laß das, laß das!" unterbrach ihn dieſer.

„Ich wurde mit zwei Juden einig. Sie haben mir achtzig Paar Stiefelſohlen und dreißig Paar neue Stiefeln geſchafft. Doch konnte ich nur ſechzig Mäntel auftreiben, und meiſt alte, doch noch brauchbare, ein Theil dicht gefüttert. Auch erſtand ich drei Schafpelze, die freilich vielleicht ſchon ſeit Jahren auf dem Leibe ruſſiſcher Bauern geſeſſen haben; aber ſie ſind doch, ſo theuer ich ſie bezahlte, nicht zu verachten. Der Winter wird kommen, und wir Polen kennen ihn wenigſtens halb. Die Franzoſen, ſcheint es, wollen noch gar nicht glauben, daß das heitre Herbſtwetter, das wir bis jetzt hatten, ein Ende nehmen könnte. Ich ſagte ihnen, ſie möchten nur drei Nächte hier bivouakiren."

„Nun, und wo ſind die Sachen?"

„Ludwig escortirt den Transport mit den Leuten. Sie kommen auf einem Wagen, den ich requirirte. Ich bin vorangeritten. Wenn ſie uns nur bald finden in dieſem Schlupfwinkel."

„Der Wind trieb uns hieher," antwortete Raſinski. „Wir wollen den Kommenden einige Leute entgegenſenden. Bernhard, wähle einige Mann aus, die bis an die große Straße gehen und ſich aufſtellen." — Bernhard ging. —

„Wohl! Das wäre trefflich beſorgt," fuhr Raſinski jetzt zu Boleslav fort. „Es that uns Noth. Haſt Du alles Geld ausgegeben?"

„Nicht ganz; ich konnte nicht ſo verſchwenderiſch mit dem Deinigen umgehn. Du opferſt Dich für Alle! Ich habe noch vierzig Dukaten übrig."

„Pfui, Boleslav! Nur hier hätteſt Du nicht ſparſam ſein ſollen. Wenn Du wollene Strümpfe gekauft hätteſt!"

„Die waren nicht zu haben. Dafür hätte ich das letzte Geld weggegeben. Doch die andren Sachen sind wahrlich noch nicht so nothwendig! Du mußt doch etwas für Dich behalten! Es ist so schwer, hier wieder Geld zu erlangen!“

„Wenn ich's für meine Kameraden verwende, trägt es mir die sichersten Zinsen, Boleslav. Ich weiß, sie werden mich nicht verlassen in der Noth, und der Mantel, den ich dem Soldaten heute kaufe, bedeckt mich selbst morgen, wenn die Nacht rauh ist, und der treue Kamerad sieht, daß sein Führer dessen bedarf. Und würde mich die volle Börse erwärmen?“

„Du giebst in Deiner Großmuth Alles hin!“ rief Boleslav. „Doch es wäre gegen meine Ehre und mein Gewissen, wenn ich Deine Güte so mißbrauchte. Auch wir andren Offiziere müssen ja einen kleinen Theil an dem haben, was für die Leute geschieht. Ich bringe Dir nur zurück, was wir zu ergänzen für Pflicht hielten.“

„Also Ihr, die Ihr wenig habt, wollt Euch opfern!“

„Nun erzähle uns von Jaromir,“ unterbrach Bernhard, der eben wieder herantrat, das leise geführte Gespräch zwischen Rasinski und Boleslav.

„Nachher; zuerst noch etwas Wichtiges. Die Friedensverhandlungen sind abgebrochen.“

„Dacht' ich's doch!“ rief Rasinski lebhaft.

„Kutusow hat den König von Neapel plötzlich angegriffen und zurückgeschlagen. Der Kaiser erhielt die Nachricht grade als er im Kreml die Truppen des Ney'schen Corps besichtigte. Sofort rief er aus: „Also Krieg! Wohl denn, es sei!“ Es folgte Befehl auf Befehl. Morgen Abend bricht das Heer auf, nach Kaluga zu. Wir und alle Truppen, die nordöstlich standen, rücken morgen wieder vor Mos-

kau und ſchließen uns dann dem großen Heere an. Ich bringe Dir dieſe Ordre!"

„Alſo wird der Kampf erneuert!" rief Raſinski; „ich ahnte es wohl. Jetzt müſſen wir uns eine Bahn nach den ſüdlichen Provinzen brechen. Dort iſt Hoffnung, daß wir noch vor dem Winter feſten Fuß faſſen, oder wenigſtens Kiew gewinnen, um daſelbſt zu cantonniren. Es war hohe Zeit! Nun, Gott ſei Dank, daß es endlich enſchieden iſt! Wenn der Krieg ſich dorthin wendet, ſo habe ich noch Hoffnung. Der Winter tritt in jenen Gegenden wenigſtens einen halben Monat ſpäter ein und iſt um vieles milder. Auch iſt das Land reich und wird uns beſſer ernähren als die Wüſte, die wir bisher durchwandert haben. Dieſe Nachricht iſt etwas werth! — Nun aber ſprich auch von Jaromir. Iſt er hergeſtellt?"

Boleslav ſtockte einen Augenblick. „Ja," ſprach er dann mit ernſter Miene; „wenn wir das hergeſtellt nennen dürfen! Seine Brandwunden ſind geheilt, das hitzige Fieber entflohen, ja, er fühlt ſich ſogar ſtark genug, um mit uns zu marſchiren. Er will nicht im Nachtrab des Heeres bleiben; auch, glaube ich, hat er Körperkräfte genug wieder gewonnen. Doch —"

„Nun?"

„Seine Seele iſt finſter, der heitre Glanz ſeines Auges erloſchen, die reine Stirn umwölkt. Es iſt unſer friſcher, fröhlicher Jaromir nicht mehr! Ich fürchte —" hier ſtockte Boleslav.

„Der Kaiſer," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „hat ihm den Orden der Ehrenlegion geſchickt. Er hat ihn mit den Worten zurückgewieſen: „Mich leitete nur der Zufall; ich darf dies Zeichen nicht annehmen. Der Kaiſer ſpare es mir auf, bis ich eine That gethan." — Keine Gegen-

vorſtellung vermochte etwas über ihn; er blieb unerſchütterlich. Und Du weißt, mit wie brennender Begier er ſeit Jahren nach dieſem Zeichen ſtrebte, wie er es mir beneidete!"

„Ich weiß, ich weiß!" ſprach Raſinski. „Es iſt ein Dunkel in ſeiner Seele, das alle Flammen des brennenden Moskau nicht zu erhellen vermögen! — Hat er Euch von dem Briefe an mich geſagt?"

„Kein Wort."

„Doch muß er ihn grade einen Tag vor Eurer Ankunft geſchrieben haben."

„Was enthielt der Brief?" fragte Boleslav.

„Höre." Raſinski nahm den zuſammengefalteten Brief aus ſeinem Portefeuille und las:

„Raſinski!"

„Du warſt mein zweiter Vater; — ich nenne Dich heute zum letzten Male mit dieſem theuren Namen; denn von nun an wirſt Du nur noch mein Befehlshaber ſein; das darfſt Du; denn die Ehre des Soldaten habe ich nicht verloren. Doch bitte ich Dich noch um einen letzten Dienſt Deiner alten, väterlichen Freundſchaft. Sende dieſen Brief an Loboiska. Dreimal ſchrieb ich ihr reuig, flehte um ihre Vergebung; es geſchah noch in den verwirrenden Träumen der Krankheit; aber ich vernichtete die Briefe wieder, ich ſandte keinen ab. Die Krankheit iſt gewichen; jetzt weiß ich, was ich thue, und handle, wie ich muß."

„Jaromir."

„Und was ſchreibt er an Loboiska? Ich bitte Dich, verhehle mir das nicht," fragte Boleslav haſtig und ſchien zu zittern.

Raſinski entfaltete einen zweiten Brief und las:

„Lodoiska!“

„Geſchieden ſind wir auf ewig, aber durch meine Schuld. Wirf meinen Ring in den Strom; ich ſchleuderte den Deinigen in einen tieferen Abgrund! Antworte mir nicht; denn Du könnteſt mir im Übermaaß Deiner Himmelsgüte vergeben wollen; ich aber darf mir nicht vergeben laſſen. Mich ſtrafe denn auch die Qual Deines ewigen Schweigens, wie ich mich auf ewig aus Deinem Angeſicht verbanne!“

„Jaromir.“

Boleslav heftete die düſtren Blicke ſprachlos auf den Boden; ein furchtbarer Sturm kämpfender Gefühle regte die Fittige in ſeiner Bruſt. Jaromir zerriß das Band, das ihn an Lodoiska knüpfte! Ein Stern der Hoffnung glänzte zwiſchen finſtrem Wettergewölk und warf ſeine milden Stralen in Boleslavs Herz. Soliſt Du aus demſelben Becher die berauſchende Seligkeit trinken, der den Freund vergiftet! Indem Deine Lippe ſeinen Rand mit ſchauernder Wonne berühret, erbleicht die des Freundes und ſchließt ſich auf ewig! — Nein, Boleslav. Sei es die ſchwarze Natter der Schuld, die ihre Ringe um ſeine Bruſt ſchlägt; ſeien es düſtre Träume, die ſeine Seele in ihre verworrenen Gewebe beklemmend einſpinnen, Dir darf keine Blüthe aufſprießen aus dieſer unheilvollen Saat! Sei ein Mann. Wende den letzten Blick ab von der Himmelspforte, die ſich Dir zu öffnen ſcheint! Es iſt ein Trugbild; Du darfſt nicht eintreten; der roſige Morgenſchimmer, in den Du Deine heiße Bruſt kühlend zu tauchen wähnſt, iſt nur der Wiederſchein verborgner Flammen des Abgrunds. Folgſt Du der Lockung, überſchreiteſt Du die heilige Grenze, ſo ſtürzeſt Du hinab zur ewigen Qual. Es giebt hier kein Schwanken für Dich. Die

Braut, der der Freund entſagt, ſei Dir noch heiliger, als die, welche er an ſein Herz ſchließt. Jeder andre Gedanke, jede andre Hoffnung iſt Verrath an dem heiligen Geſetz der Freundſchaft!

In der Feuerprobe dieſer Gefühle, die Boleslavs Bruſt durchſtürmten, ſtählte ſich das edle Herz zur feſten Willenskraft der Entſagung.

„Nun," fragte Raſinski nach langer, ernſter Pauſe, „was meinſt Du zu dieſem Briefe? Iſt er ein Erzeugniß des Fieberwahns? Oder laſtet wirklich ein Verbrechen gegen ſeine Liebe auf Jaromirs Herz?"

Boleslavs Antwort wurde durch ein lautes „Wer da?" das Ludwigs Ankunft meldete, abgeſchnitten. Die Freunde begrüßten ihn herzlich. Doch traten jetzt die Pflichten des Dienſtes ein; die Kleidungsſtücke, die Ludwig brachte, mußten in Empfang genommen und vertheilt werden; dies verurſachte ein Geſchäft, das über eine Stunde dauerte. Während deſſen war die ſpätere Nacht hereingebrochen, und die ermüdeten Krieger bedurften der Ruhe. Bernhard befragte Ludwig zwar um Jaromirs Zuſtand; doch dieſer wußte nicht mehr als die Andren. Mit eiſerner Verſchloſſenheit hielt der Jüngling das Geheimniß in ſeiner Bruſt; denn er wollte nur die Strafe ſeines Vergehens, nicht die verzeihende Entſchuldigung, nicht das Mitleid, nicht die Vergebung.

Zweites Capitel.

Es war am 18. October Abends, als endlich das franzöſiſche Heer die Hauptſtadt der Zaaren, in der es viel zu

lange oder viel zu kurze Zeit verweilt hatte, zu verlaſſen anfing. Noch aber hatte der Kaiſer nicht den Gedanken faſſen können, daß er ſich zurückziehen müſſe vor der Übermacht der Natur und den unerſchöpflichen Mitteln, die ſie dem Feinde darbot, während ſie ihm ſelbſt nur unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg thürmte; ſondern er dachte noch daran, das Heer Kutuſows, welches bei Kaluga ſtand, anzugreifen, es zu ſchlagen, ſich eine Bahn in die ſüdlichen Provinzen zu eröffnen, ſeine Reſerven heranzuziehen, ſeine Communicationen mit Polen zu vervielfältigen und zu ſichern, den rechten Flügel der Armee zu ſeinem Stützpunkt zu machen und ſich ſo bis zur beſſeren Jahreszeit im Herzen des feindlichen Landes zu behaupten. Zwar hatten ſich ſchon manche Stimmen für den Rückzug vernehmen laſſen, hatten in ahnungsvoller Beſorgniß, daß das bleiche Schreckensgeſpenſt des Winters unvermuthet daſein werde, auf die Beſchleunigung deſſelben gedrungen; doch der Rath, der dem kühnen Sinne des Kaiſers am meiſten zuſagte, wenngleich nur der verwegenſte, nicht der vernünftigſte, behielt die Oberhand.

Am Morgen des 19. Octobers, eines heitren Herbſttages, verließ Napoleon ſelbſt Moskau. Obwohl ſchon die ganze Nacht hindurch der Ausmarſch des Heeres gedauert hatte, ſo drangen doch noch immer die Maſſen aus den Thoren der halb in Schutt liegenden Stadt hervor. In unabſehbarer Reihe zogen ſie ſich auf der breiten Heerſtraße hin. Nicht ſowohl die Zahl der Krieger bildete den unermeßlichen Zug, als die unzählbaren Wagen mit Beute beladen, die Menge der Kanonen und Munitionswagen, die man nicht zurücklaſſen durfte. Von beiden Seiten brachen daher die Colonnen der Infanterie und der Cavalerie aus und zogen, wo es das Terrain irgend geſtattete, über die Felder neben

der Heerſtraße hin, um den gebahnteren Weg für die Fuhrwerke frei zu machen. Dennoch ſtopfte ſich der ungeheure Troß. Selbſt der Kaiſer mit ſeiner Begleitung konnte nicht Raum finden, ſo hatten die Wagen ſich ineinander verfahren. In dieſem Augenblicke war es, wo Raſinski, der die Nacht dicht vor den Thoren Moskaus bivouakirt hatte, mit ſeiner kleinen Schaar durch eine Seitengaſſe der Vorſtadt kam, um ſich dem Zuge anzuſchließen. Er mußte halten und ſah den Kaiſer dicht vor ſich; in ſeinen Zügen drückte ſich der Unwille über den Aufenthalt aus, den er erfuhr; mit Mißvergnügen betrachtete er dieſe Überzahl von Wagen. Er warf auch ſeinen ſcharfen Blick zu Raſinski hinüber, der ihn mit Ehrfurcht begrüßte. Doch ſprach er nicht, ſondern ſchien nur die geringe Anzahl Reiter, die noch von dem Regimente übrig waren, mit ſorglicher Berechnung zu überzählen. Endlich wurde die Bahn geöffnet und er ſprengte mit ſeiner Begleitung davon.

Raſinski mit ſeinen Leuten konnte jedoch noch nicht einrücken, ſondern mußte auf einen günſtigeren Augenblick harren, um die Wagenreihe zu durchbrechen. Es war ihm lieb, weil er noch Jaromir erwartete, den Ludwig aus dem Lazareth, in welchem er als Kranker gelegen hatte, abholte. Denn der Befehl zum Aufbruch war ſo raſch gekommen, daß man Jaromir nicht benachrichtigen konnte, ſondern Boleslav für das Gepäck und die Pferde deſſelben Sorge tragen mußte. Sie wurden ihm durch ſeinen Reitknecht vorgeführt, und er hatte nichts weiter zu thun als aufzuſitzen. Ludwig war von Raſinski deshalb mit zu ihm geſandt worden, um ihn mit ernſtlichen Freundesworten zu dem Entſchluß zu bringen, die geheimnißvolle Hülle, mit der er das Geſchehene verbarg, wenigſtens für einen Freund zu heben. Bei dem wahren väterlichen Antheil, den Raſinski an Lodoiska wie

an Jaromir nahm, lag ihm die Sorge um dieſe Beiden ſo am Herzen, daß ſie ſelbſt durch dieſe entſcheidenden Kriegsereigniſſe, die ſich ſo plötzlich geſtaltet hatten, nicht verdrängt werden konnten. — Jetzt gewahrte er die Kommenden von weitem, ſie ſprengten raſch auf die Harrenden zu. Jaromir ritt nach dem üblichen Ceremoniel des Dienſtes auf Raſinski zu und meldete ſich als hergeſtellt und in die Reihen der Krieger wieder eintretend. Er ſah noch bleich aus, ja er ſchien ſich ſogar nur mühſam grade und ſtolz im Sattel zu halten; ſeine Sprache hatte etwas Gedämpftes, das Feuer des Auges war erloſchen.

Raſinski nahm keine dienſtliche Haltung an, ſondern reichte ihm mit väterlicher Theilnahme die Hand und ſprach: „Sei uns willkommen, Jaromir; wir haben um Dich gefürchtet; ſei herzlich begrüßt.“

Bei dieſen, mit dem Tone inniger Rührung ausgeſprochenen Worten verlor Jaromir die feſte Haltung, die er gewaltſam anzunehmen bemüht geweſen war. Zwar blickte er den wohlwollenden Freund ernſt an; doch konnte er einer Thräne, die aus den matten Augen hervordrang, nicht gebieten. Nur zitternd reichte er ihm die Hand hin und wagte es nicht, den herzlichen Druck Raſinski's zu erwiedern. „Sei ſtreng, ſei hart mit mir; ich bin keiner Güte mehr werth,“ ſprach er mit verzagender Stimme.

Raſinski's geübtes Auge ſah dem Jüngling bis in die tiefſte Seele hinein; jetzt ward es ihm unumſtößlich klar, daß nicht ein verwirrendes Trugbild, ſondern eine wirkliche Schuld die Seele des Unglücklichen verfinſterte. Der Augenblick war günſtig; er ſah ihn weich; jetzt konnte er ſein Vertrauen gewinnen. Doch mußte er damit eilen, ehe der Entſchluß hartnäckigen Schweigens wieder die Oberhand in dem Jünglinge gewann.

„Boleslav," rief er daher dieſen an, „führe die Leute dort die zweite Gaſſe hinunter und ſuche das Feld zu gewinnen. Dann bleibe rechts der Straße. Hier könnten wir noch einen halben Tag warten, ehe wir uns Bahn machten. Ich ſelbſt werde mit Jaromir hinter den Gärten herum reiten und treffe Euch auf dem Hügelrande vor der Stadt wieder." Er winkte Jaromir, ſprengte mit dieſem die Gaſſe hinunter und ritt nicht eher langſam, als bis ſie dem Felde nahe zwiſchen Gartenzäunen ihren Weg völlig einſam machten.

„Hat Ludwig nichts über Dich gewonnen, Jaromir?" redete er ihn jetzt ernſt, aber ſanft an. „Willſt Du keinem Deiner Freunde, ſelbſt mir nicht, der ich Dich Sohn nennen kann, Vertrauen ſchenken? Welche Schuld wirfſt Du Dir vor? Iſt ſie eine Einbildung Deines fieberkranken Gehirns? Oder iſt ſie wirklich? Wenn gleich Du auch von dem letzten überzeugt biſt, muß ich doch das erſte glauben; denn der Mann, hat er gefehlt, ſo bekennt er es frei und offen."

„Will ich's Euch denn verbergen?" rief Jaromir aus. „Will ich denn beſſer ſcheinen als ich bin? Nein, ich will mir nur die Buße auflegen, meine Reue und Schaam allein zu tragen; ich will nicht, daß es Eurer mitleidigen Güte zuletzt gelingen ſoll, mich zu überreden, es dürfe mir vergeben werden. O, verkenne mich nicht, Raſinski! Sieh keine Feigheit in dem Entſchluſſe, ſtumm, allein zu büßen, was ich ohne Mitſchuldige verbrach!"

Raſinski zog den Brief an Lodoiska hervor. „So nimm dieſen Brief zurück; ich darf ihn nicht abſenden."

„Wie? Du haſt es nicht gethan?" rief Jaromir außer ſich.

„Sende ihn ſelbſt!"

„Ach, Raſinski, Du mußt es thun; denn ſie wird keinen Brief mehr öffnen, den ich ihr ſende!"

„Wie? Weshalb nicht!“

„Wenn Du mir denn gelobst willst, dieſen Brief, von Deinen väterlichen, tröſtenden Worten begleitet, zu ihr zu ſenden, ſobald Du vermagſt, ſo will ich meine Lippen gegen Dich öffnen. Aber darauf gieb mir Deine Rechte, Du darfſt mich nicht wankend machen in meinem Entſchluſſe!“

Raſinski verſprach es; Jaromir geſtand jetzt, wie er durch Françoiſe Aliſette getäuſcht, umſtrickt, gefallen war. Ein dunkler Purpur der Schaam röthete ſeine bleichen Wangen bei der Erzählung.

„Armer Freund!“ rief Raſinski. So wurdeſt Du das Opfer einer ſchlauen Buhlerin! — Du haſt gefehlt, ſchwer gefehlt; aber nicht unverſöhnlich! Lodoiska wird Dir vergeben, wie ich es thue. Ich will ihr ſchreiben.“

„Das ſollſt Du nicht,“ rief Jaromir heftig; „Du haſt mir gelobt, nach meinem Willen zu handeln. Meinen Brief ſendeſt Du ab; doch Du mußt Deine Hand dazu leihen, denn ſonſt weiſt ſie ihn unerbrochen zurück.“

„Woher vermutheſt Du das?“

„Weil ihre beleidigte Würde es nicht anders zuläßt. Ach, ich ſagte Dir noch nicht Alles! Nach jener unſeligen Stunde, wo ich in gleicher Verblendung des Schmerzes und des Glücks, von den dunklen, noch unerkannten Furien gegeißelt, raſtlos umherirrte, empfing ich den letzten Brief Lodoiskas. In ihm leuchtet der reine Glanz der Heiligen; doch mein Wahnſinn ſah nur den blendenden, gleißneriſchen Schimmer der Hölle. Ich antwortete auf der Stelle, hieß ſie eine unwürdige Heuchlerin und zerriß unſren Bund. Mit eigner Hand gab ich den Brief noch ſpät am Abend, nachdem mich Ludwig verlaſſen hatte, auf die Feldpoſt. Glaubſt Du nun, daß Lodoiska nach dieſem Briefe noch einen von mir öffnen werde?“

„Schrieb ſie Dir ſeitdem?“

„Ich erhielt keine Zeile; ich erwartete keine.“

Raſinski hatte in dieſer ganzen Zeit gleichfalls keine Briefe erhalten; doch bei der Unpünktlichkeit der Feldpoſten erklärte er ſich dies dadurch, daß ſie verſpätet oder verloren gegangen ſein dürften. Dennoch glaubte er jetzt, daß Lodoiska, zumal durch den edlen Stolz der Gräfin bewogen, eine ſolche Anklage mit ſchweigender Verachtung zurückgewieſen haben dürfte.

„Ich werde,“ antwortete er nach einigem Beſinnen, „Deinen Brief abſenden; an meine Schweſter will ich ihn richten und ihr ſchreiben, daß Dein Schickſal in Lodoiskas Großmuth ruhe!“

„Nein, das ſollſt Du nicht, das darfſt Du nicht, das iſt wider Dein Verſprechen. Flehe ich ihre Engelsgüte an, ſo wird meine Reue Heuchelei, und ich verliere das Letzte, Einzige, was ich noch an mir achten darf: den Entſchluß, die Kraft, zu büßen. Willſt Du nicht, daß ich in gerechter Selbſtverachtung mein entwürdigtes Leben von mir werfe, ſo erfülle, was Du verſprachſt. Du ſelbſt mußt es ausſprechen, daß unſer Bund unwiderruflich zerriſſen iſt; weigerſt Du mir das, ſo — Nein, Du thuſt es nicht! Ich müßte dann einen Weg gehen — mich ſchwindelt, daran zu denken — aber ich müßte!“

Raſinski ſchüttelte ernſt das Haupt und ſeufzte. — „Nun wohl denn, ich will thun, was Du verlangſt; Du ſollſt den Brief an meine Schweſter Johanna leſen; aber Du wirſt Lodoiskas Herz brechen!“

„Das habe ich längſt gethan!“ rief Jaromir verzweiflungsvoll und legte die Rechte, ſeine Augen bedeckend, an die glühende, ſchwere Stirn.

Sie ritten nun ſtumm nebeneinander hin.

Jetzt erreichten sie die Anhöhen. Heiliger Gott, welch ein Anblick! In drei breiten Strömen ergoß sich der ungeheure Troß der Krieger und Wagen durch das Gefilde. Unversiegbar schienen sie aus den Trümmern Moskaus hervorzudringen; im blauen Duft und Nebel verloren sich ihre äußersten Spitzen am Horizont. Dabei war noch zur Rechten und Linken das Blachfeld weit mit zerstreuten Reitern und Fußgängern überdeckt, die den dichteren Hauptstrom umschwärmten.

Rasinski hielt auf der Höhe. Trotz des Umweges war er doch rascher vorwärts gekommen, als selbst der Kaiser; denn er erkannte an den zahlreichen weißen Federbüschen ihn und sein Gefolge noch weit unten am Hügel, mitten im Getümmel der Wagen. Auch Boleslav sah er in der Ferne; er marschirte schon auf freiem Felde an der rechten Seite der Straße, wo man des ungebahnten Weges halber einzeln reiten mußte.

„Wo soll das hinaus!" sprach Rasinski, als er den Zug überschaute. „Wie soll ein Heer mit solchem Troß sich bewegen! Mein Trost ist der, daß der erste Angriff der Kosacken uns mindestens von der Hälfte dieses lästigen Überflusses befreien wird. Wie die Habgier blind Alles zusammengerafft hat! Wie sich der Geiz mit der unnützen Bürde belastet, unter der er erliegen muß!"

„Mich sollte es wundern, wenn der Kaiser nicht, sobald wir das freie Feld erreichen, den ganzen Troß verbrennen ließe," sprach Jaromir, der mit theilnahmlosen Blicken das ganze Getümmel überschaute.

„Das wird er nicht," entgegnete Rasinski; „denn er mag dem Soldaten, der zwei Drittheile Europas mühselig durchwanderte, den Lohn der vielfach versprochenen Beute nicht entziehen. Doch glaube mir, noch ehe der Tag vor-

über iſt, werden die Unſrigen ſelbſt ihren Ballaſt auszuwerfen anfangen. Sieh nur jene beiden Leute dort! Es ſcheinen mir Offiziersbediente zu ſein. Haben ſie ſich nicht ſelbſt vor eine Handſchleife geſpannt und ziehen die Laſt mühſelig nach? Nicht ſechs Stunden weit reichen ihre Kräfte; aber von der Habſucht geblendet, vergeſſen ſie, daß der Weg zwiſchen hier und Paris achthundert Lieues lang iſt! Und dieſe Maſſen von hochbelaſteten Wagen, wo ſollen ſie Raum und Zeit finden, ſich aufzuſtellen? Wie lange werden die Axen halten? Und wenn eine bricht, wer ſchafft eine andre herbei? Kaum die Artillerie vermag es. — Der Kaiſer ſieht dieſen Troß mit Mißbehagen; allein er überläßt es der Zeit, die Habgierigen über die Unmöglichkeit ihrer Unternehmung zu belehren. Dort fällt ein Wagen! Siehſt Du? — Gieb acht, der läßt auf dieſer Stelle, eine halbe Stunde von Moskau, ſchon Alles zurück, was er vielleicht bis nach Paris zu führen gedachte."

Der Wagen, den Raſinski ſtürzen ſah, war mit erbeuteten Geräthen überladen geweſen; es brach eine Axe und er lag nun im Wege. Sogleich ſtopfte ſich der ganze Zug; die Nachdrängenden ſchrieen unwillig: „Vorwärts!" denn Jeder ahnte, daß man in dieſem Getümmel alle Kräfte aufbieten müſſe, um vorzudringen. Die Maſſe hinderte ſich ſelbſt in der Bewegung; der Einzelne war daher froh, wenn ein Zufall die Zahl der Wagen verminderte. Als dem umgeſtürzten Fuhrwerk nicht ſogleich aufgeholfen werden konnte, und auch zum Ausbeugen kein Raum blieb, rief einer der nachfolgenden Wagenführer: „Werft das Gerümpel aus dem Wege! Hier muß Jeder ſehen, wie er fortkommt. Wir können nicht einen halben Tag auf den einen warten. Faßt an, Kameraden, ſpannt die Pferde aus und werft den ganzen Plunder ins Feld!" Sogleich fanden ſich zwanzig, dreißig, funfzig Leute, um der Aufforderung zu folgen. Vergeblich

tobte und fluchte der Eigenthümer des Wagens und ſuchte ſeine Beute zu vertheidigen. In zwei Minuten war er von allen Seiten umringt und der Wagen nicht nur von allem geplündert, was er enthielt, ſondern die Pferde ausgeſpannt, die Räder abgezogen und das Geſtell in ſeine Theile zerſtückt über Seite geworfen, ſo daß die Bahn für die Nachfolgenden frei wurde. Die heulende Wuth, in die der Beraubte ausbrach, wurde durch das Hohngelächter der Übrigen übertäubt; Niemand bekümmerte ſich um den ganzen Vorfall, noch hielt es der Mühe werth, den gewaltſam Geplünderten in Schutz zu nehmen, der zuletzt froh ſein mußte, ſeine Pferde gerettet zu haben.

„Wenn das am erſten Tage des Ausmarſches, vor den Thoren Moskaus, geſchieht," bemerkte Raſinski, „was läßt ſich erwarten, wenn erſt der Feind dieſe ſchwerfälligen Maſſen bedroht! Jener Marodeur hat nichts gerettet als ſeine beiden abgemagerten Pferde! Die Andren dürfen froh ſein, wenn ihnen nur das gelingt beim erſten Scheinangriff, den funfzig Koſacken wagen!" Der Kerl, der jetzt heult und flucht, iſt der Glücklichſte von Allen; denn er iſt die nutzloſe Plackerei zuerſt losgeworden. Er wird ſchon heute hinlängliche Gelegenheit finden, ſich an der Schadenfreude über Andre, vielleicht über eben die, die ihm das Unrecht zufügten, zu entſchädigen. Und ehe acht Tage vergehen, ſage ich Dir, preiſt er ſein Schickſal, welches ihm die vergebliche Mühe, ſeine Bürde fortzuſchleppen, abgenommen hat. Der Unterſchied iſt nur der: er verliert heute, was die Andren morgen und übermorgen preisgeben müſſen; zum Genuß der Beute wird von Tauſenden nicht Einer kommen."

Boleslav mit den Reitern hatte jetzt den Hügel erreicht; er gewann Terrain, um ſie in Sectionen aufmarſchiren zu laſſen, und rückte ſo auf den Punkt zu, wo Raſinski hielt.

Dieſer ſetzte ſich an die Spitze der Seinigen und ritt, die Freunde dicht um ihn, weiter neben der Straße hin. Der Weg auf den Anhöhen, den ſie nahmen, geſtattete ihnen fortwährend den Überblick des ganzen Zuges.

„Es iſt mir lieb," ſprach Bernhard, „daß wir faſt die Letzten ſind. Denn ich glaube nicht, daß die vorn marſchirenden Regimenter ſich einen Begriff davon machen, welch einen Drachenſchweif ſie nachſchleppen; und der Anblick iſt doch luſtig genug. Der Hexenzug auf dem Blocksberge kann nicht abenteuerlicher ausſehen als die Maskerade hier unter und neben uns. Beim Thurmbau zu Babel hat man nicht in ſo vielen Sprachen geflucht als hier, und ein tauſendjähriges Polizeiregiſter aller in London geſtohlenen Sachen wäre ein Wiſch, den der Wind wegweht, gegen das Inventarium dieſes Zigeunerameublements. Ich glaube, es giebt keinen kupfernen Keſſel, keine Bratpfanne, keinen alten Dreifuß, keine Feuerzange und keinen Beſenſtiel mehr in ganz Moskau, ſo viel Gerümpel iſt auf dieſe Wagenburg geladen! Sieh nur," wandte er ſich zu Jaromir, um deſſen finſtres Angeſicht aufzuheitern, „ſieh nur dort die Wagenreihe, bei der der Kaiſer gleich ankommen wird. Ich glaube, es iſt eine Amazonengeſellſchaft, denn ich ſehe faſt lauter Weiber dabei, und coſtumirt ſind ſie, als wollten ſie ein morgenländiſches Prachtſtück aufführen, etwa die Turandot."

„Es werden, däucht mir, die Schauſpieler ſein, welche in Moskau waren," bemerkte Ludwig.

Bei dem Worte Schauſpieler fuhr Jaromir zuſammen und warf einen haſtigen Blick hinüber auf den Troß; ein wilder, kalter Grimm füllte ſeine Bruſt. Aliſette konnte dabei ſein! Er mußte es vermuthen!

Seit jener Schreckensnacht hatte er nichts wieder von ihr vernommen; Regnard hatte, es iſt ſchwer zu ſagen ob

großmüthigerweiſe, oder ob im Gefühl ſeines Unrechts, oder ob aus Mitleid mit Jaromir, den Vorfall nie wieder berührt, obgleich er zweimal ins Lazareth gekommen war, um kranke Offiziere ſeines Regiments zu beſuchen, die daſelbſt lagen, wobei er natürlich auch Jaromir ſehn mußte. Regnard war ſonſt in Ehrenſachen mehr als pünktlich, doch die erſchütternde Wendung, welche das Ereigniß, worüber er ſich anfänglich beleidigt fühlte, für Jaromir wie für Françoiſe Aliſette genommen hatte, machte dies abſichtliche Vergeſſen natürlich. Ob ſeine Verbindung mit dieſer — denn er war es, der ſie unterhielt und ihr Kommen nach Moskau veranlaßt hatte — noch fortdauerte, oder ob er die Treuloſe jetzt ihrem Schickſal überließ, wußte Jaromir nicht; ja nicht einmal, ob ſie ſich in jener Nacht gerettet habe, würde er erfahren haben, wenn nicht eine zufällige Erwähnung des Mädchens durch einen Offizier von Regnard's Regiment ihm bewieſen hätte, daß ſie noch lebe. Jetzt war ſie vielleicht kaum hundert Schritte von ihm! Da die Straße ſich trennte und Raſinski nur den günſtigen Augenblick erwartete, um dieſelbe zu gewinnen, konnte es ſich fügen, daß er ſie wieder von Angeſicht zu Angeſicht ſehn mußte. Der Gedanke ſtürmte ſeine Bruſt wieder in wilde Wogen empor. Er fühlte, daß, wäre ihm die Verrätherin unvermuthet entgegengetreten, er ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren haben würde. Jetzt, durch Bernhards Wink aufmerkſam gemacht, hatte er Zeit ſich vorzubereiten. Er beſchloß, ſie mit der kälteſten Verachtung keines Blickes noch Wortes zu würdigen, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe bringen ſollte.

Bernhard und Ludwig ritten dem düſter Schweigenden zur Seite. Raſinski hatte ihnen und Boleslav nur in einem flüchtigen Worte zugeraunt, daß er Jaromirs Geheimniß jetzo kenne. Er ſchien ſich eine nähere Mittheilung für ge-

legenere Zeit zu verſparen. Der Anthell der Freunde an dem Schickſal ihres treuen Genoſſen war eben ſo warm geblieben als zuvor, da ſie ihn keiner Schuld zeihen konnten, ſondern nur das unbeſchreiblichſte Unglück für ihn fürchteten. Bernhard, deſſen ſcharfem Blick ſelten eine phyſiognomiſche Andeutung entging, bemerkte die Veränderung in Jaromirs Zügen, als er der Schauſpielertruppe gedachte, augenblicklich. Er hatte jedoch keine Ahnung davon, daß Aliſette in Moskau ſei, denn nach dem Brande hatte er im Ganzen nicht zwei Tage dort zugebracht, weil das Regiment ſogleich einen Bivouac vor der Stadt bezog und fünf Tage ſpäter in die nördliche Vorpoſtenlinie rückte. Allein ſein ſcharfer, zur Enthüllung von Intriguen beſonders begabter Verſtand, gab ihm ſogleich dunkle Vermuthungen der Wahrheit. Doch verrieth er dieſelben nicht durch das mindeſte Zeichen, ſondern fuhr in ſeinen Bemerkungen über das Schauſpiel um ihn her fort.

„Was mag dort unten ſo glänzen?“ fragte er plötzlich. „Ich glaube, es iſt der goldne Zauberſpiegel aus Tauſend und eine Nacht, der dort auf dem achtſpännigen Wagen liegt, oder ein Bündel Blitze, oder eine Feuergarbe als Probe von dem Brande?“

Auch Ludwig und Raſinski blickten dahin; denn in der That blitzte zwiſchen den ſchwarzen Geſtalten, die den Zug unten bildeten, etwas wie eine ſtralende Sonne hindurch. Doch hinderte die Menge der ſich vorbeidrängenden Reiter und Wagen, den Gegenſtand zu erkennen. Als ſich einen Augenblick lang eine Lücke bildete, gewahrte man aber, daß es ein ungeheures goldnes Kreuz ſei.

„Es iſt,“ ſprach Jaromir mit ernſtem Tone, „das Kreuz des heiligen Iwan, welches auf dem Thurm des Kremls ſtand. Die Ruſſen verehren es als das höchſte Heiligthum, als das Palladium der Stadt. Aus meinem Fenſter konnte

ich die Abnahme deſſelben ſehen. Es war ein grauer Tag; die Abenddämmerung hatte ſchon begonnen. Zahlloſe Raben kreuzten die Luft und flatterten krächzend um den hohen glänzenden Gipfel. Man hatte ein Gerüſt gebaut, Leitern angelegt, Winden aufgeſtellt, Seile gezogen; die Arbeiter waren ununterbrochen thätig — doch die Schaar der Raben wich nicht, ſondern umſchwirrte mit ihrem heiſeren Geſchrei bald in weiten, bald in engeren Kreiſen das ſtralende Kreuz. Unter meinem Fenſter ſtand ein Haufe von Ruſſen; es waren auch viele Weiber dabei. Sie kreuzten die Arme über die Bruſt, beugten ſich ehrfurchtsvoll und murmelten leiſe Gebete. Eines der Weiber, groß, abenteuerlich gekleidet, ein rothes Tuch gleich einem Turban um das graue Haar gewunden, ſtand unter ihnen, hob die Hände hoch empor, machte allerlei wunderliche Zeichen und ſprach in unverſtändlichen Worten mit beſchwörendem Ton. Der Anblick hatte etwas Grauenhaftes. Als jetzt die Winden anruckten und das Kreuz ſich zu ſenken begann, da erhob die Schaar ein lautes Geheul, ſchlug ſich die Brüſte, rauſte ſich das Haar und ſtäubte wie entſetzt auseinander. Es ſchien, ſie hatten gehofft, durch ihre Gebete und Beſchwörungen das Heiligthum zu retten, und waren nun außer ſich vor Grauſen, da ſie daſſelbe unter entweihenden Händen fallen, ihre Götter beſiegt ſahen. Indem erſchallte in der Luft ein lautes Krächzen und Rauſchen; das ganze Volk der Raben, wie erſchreckt, daß ihre alte Zufluchtsſtätte, das Kreuz, unter dem ſie ihre Neſter ſeit Jahrhunderten gebaut hatten, plötzlich trügeriſch wanke, flatterte aufgeſcheucht hinweg und zog in ſchwarzem Gewimmel unter den grauen Wolken dahin!“

„Ein Nachtſtück!“ warf Bernhard hin. „Das Weib was Du ſchilderſt, däucht mir, hätte ich auch geſehn, gleich am erſten Tage in Moskau, auf den Mauern des Kreml.

Sie ſah wahrlich aus wie eine Druidenmutter oder Hexe von Endor.“

Die Andren ſchwiegen; doch fühlte Jeder ſeine Bruſt von einem eignen Grauen bewegt, zumal da Jaromir mit ſo ernſt düſtrem Ton, wie vordem niemals, ſprach, und ſeine bleichen Lippen und Wangen, ſein dunkel verglimmendes Auge das Herz der Freunde mit ſchauerlichem Gram erfüllte.

Bernhard hing mit unverwandten Blicken an ſeinem Antlitz. Wohin war dieſe blühende Jünglingsgeſtalt geſchwunden! Selbſt das lockige, blonde Haar ſchien matt herabzuſinken von dem Scheitel. Sieht er ſich ſelbſt denn noch ähnlich? fragte ſich Bernhard. Wenn du ihm neben das Bild ſtellteſt, daß du in Warſchau von ihm gezeichnet, würdeſt du es denn noch erkennen! — Er legte dem Jüngling die Hand treuherzig auf die Schulter. „Richte Dich auf, Freund, raffe Dich zuſammen! Denke nicht an traurige Zeichen. Vor uns liegt der Krieg, da braucht man Muth und Kraft. Was warſt Du für ein Soldat! Ich wurde muthig, wenn ich Dich ſah, jetzt könnteſt Du mich verzagt machen. Friſch, Bruder meines Herzens, ſchüttle herab, was Deinen edlen Nacken beugt, und richte das Haupt wieder ſtolz empor!“

Jaromir wollte eben antworten, als eine Wendung des Zuges um einen Hügel, der auf einige Augenblicke die große Straße ganz verdeckt hatte, die Reiter grade auf dieſelbe zuführte. Da Raſinski eben eine Lücke wahrnahm, wodurch er ſich zwiſchen die Reihe der Wagen ſetzen konnte, befahl er Galopp zu reiten und ſprengte ſelbſt voran.

Auf dieſe Weiſe wurde das Geſpräch, welches Bernhard begonnen hatte, unterbrochen. Die Abſicht Raſinski's gelang; er brach unverſehens in die Lücke ein und war bald mit ſeinen Leuten auf der Straße, ſo daß er jetzt den Zug

der Wagen theilte. „So," sprach er zufrieden, „nun können wir doch wenigstens auf der Straße bleiben, so lange es uns gefällt, und sie verlassen, wenn es uns gut dünkt."

Doch wie es bei solchen Märschen zu gehen pflegt, stockte die Bewegung bisweilen; man mußte mehrere Minuten halten, dann wieder rasch nachreiten. Dies machte den Marsch sehr unangenehm; auch hatte er sein voriges Interesse verloren, da man jetzt nicht mehr den Zug der Wagen weit übersah, sondern nur die nächsten Gegenstände überblickte.

Der Kaiser war noch hinter Rasinski's Leuten; dicht vor ihnen fuhr eine Reihe Wagen mit erbeuteten Fahnen bedeckt; türkische, tartarische, russische Trophäen erblickte man in buntem Gemisch durcheinander.

„Platz, Platz für den Kaiser!" wurde von hinten her gerufen, und Rasinski ließ seine Leute in Sectionen abbrechen, um die halbe Wegbreite zu gewinnen. Der Kaiser kam von Weitem herangesprengt; doch plötzlich ritt er im Schritt und schien sich mit Leuten, die auf einem Wagen neben ihm befindlich waren, zu unterhalten. Der Führer desselben trieb seine Pferde an, um mit dem rascheren Schritt des Rosses, auf welchem der Kaiser saß, zu wetteifern. So kam der Wagen nach und nach vor und fuhr an der Seite der polnischen Reiter vorbei, so daß diese zur Linken blieben, während Napoleon zur Rechten des Fuhrwerks ritt, auf welchem drei wohlgebildete Frauen und ein Kind saßen. Als der Kaiser sich der Stelle näherte, wo Jaromir ritt, blickte dieser nur scheu zu ihm hin; denn halb wäre er erfreut gewesen, halb hätte es ihn gepeinigt wiedererkannt zu werden. Doch der Kaiser war im Gespräch mit einer, in einen schönen Pelz dicht eingehüllten Dame begriffen, die ihrer Kleidung nach die Frau eines höheren Offiziers zu sein schien.

„Ihr müßt den Muth nicht verlieren," sprach er; „im

künftigen Winter können wir in Petersburg nachholen, was wir in Moskau verſäumt haben. Glückliche Reiſe!“ Mit dieſen Worten ſprengte er dahin, ohne Jaromir zu bemerken. Doch die junge Dame wandte ſich jetzt zur Linken. Allmächtiger Himmel! Es war Aliſette!

Sie erſchrak, erblaßte und richtete den Blick vor ſich nieder. In Jaromirs Seele gährte es kochend auf. Zorn und Schauder wechſelten wie Eis und Gluth in demſelben Augenblicke in ſeiner Bruſt. Doch er bezwang ſich mit Gewalt; nur einen verachtenden, vernichtenden Blick warf er ihr, die verſtohlen das Auge zu ihm erhob, zu und wandte dann ſein Roß ab. Aliſette zog den Schleier über ihr Antlitz und ſuchte die Gluth des Zorns und der Schaam, welche ihre Wangen färbten, in ſeine dichte Hülle zu verbergen. Noch hatte Niemand Andres ſie erkannt; jetzt wollte ſie auch von Niemand mehr erkannt ſein. Sie nahm daher das Töchterchen ihrer Schweſter, welches ſie mit ſich führte, auf den Schooß und beſchäftigte ſich mit demſelben, bis Raſinski mit ſeinen Leuten einen Vorſprung vor dem nunmehr wieder langſamer vorückenden Wagen gewonnen hatte. Da bald darauf neben der Straße ſich ebner Boden fand, auf dem man raſcher vorücken konnte, brach Raſinski wieder zur Rechten aus und ſuchte die Spitze der Colonne zu gewinnen. Denn es war ſein hauptſächlichſtes Beſtreben, die regelmäßigen Truppen zu erreichen und ſich ſeinem Corps anzuſchließen, hinter welchem er des weitren Marſches halber ſeit geſtern Abend zurückgeblieben war.

Siebentes Capitel.

Sieben Tage waren verſtrichen, ſeit der Kaiſer Moskau verlaſſen hatte. Das Heer ſtand bei Malo-Jaroſlawez, welches am Tage zuvor geſtürmt worden war. Man erwartete geſpannt den Befehl vorzurücken, und hoffte ſich noch vor Kaluga mit Kutuſow's ganzer Stärke zu meſſen. In einer kleinen, elenden Hütte, die Raſinski zur Wohnung genommen hatte, harrten Ludwig, Bernhard, Jaromir und Boleslav auf ſeine Rückkehr aus dem Hauptquartier, wohin er noch am ſpäten Abend geritten war.

Den Freunden war jetzt Jaromirs Schmerz und ſeine Veranlaſſung, ſo wie Aliſettens Anweſenheit beim Heere kein Geheimniß mehr. Oft hatten ſie ihn zu tröſten, zu beruhigen verſucht, doch vergeblich. Tief vergiftet war der reine Born ſeines Lebens; die Qual zehrte in ſeiner Bruſt und drohte den Jüngling zu zerſtören. Boleslav empfand Jaromirs Schmerzen in ſeiner reinen, edlen Seele faſt ſo tief als dieſer ſelbſt. Gewöhnt an den männlichen Kampf der Selbſtüberwindung, hatte er den letzten, entſcheidenden Sieg über ſich gewonnen, und dadurch war ihm, mitten in der Trauer, im ernſten Gram eine freudige Kraft in die Seele gedrungen, die ſtets der Lohn ſittlicher Siege iſt. Es war ſein wahrhaftes Beſtreben, Jaromir wieder mit der Geliebten zu vereinigen, das zerriſſene Band neu anzuknüpfen. Streng verbarg er es, welche Flamme in ſeinem Herzen für Lodoiska glühe; mit reiner Freundeswärme ſuchte er die welken Keime der Hoffnung in der Bruſt des Freundes neu zu beleben, die geſunkenen Blüthen ſeines Glückes mit mildem Thau des Troſtes zu erfriſchen. Auch Ludwig und Bernhard nahmen einen Antheil der Liebe an Jaromir und hatten ihm ſeine

Schuld in milder Seele vergeben; doch Beide waren noch durch ihre Erlebniſſe in Moskau ſo wie durch die ganze Betrachtung ihres eignen, ſeltſam verſchlungenen Geſchicks zu tief aufgeregt, um ſich ganz in die Seele des Freundes zu vertiefen. Boleslav dagegen wurde eben durch das Band der gleichen Liebe mächtig zu Jaromir hingezogen; er trug gleiche Schmerzen mit ihm, und darum verbanden ſich die Seelen Beider jetzt am innigſten. Er liebte edel, uneigennützig, wie großgeartete Seelen müſſen; deshalb ſtand nicht der eigne, ſondern der fremde Schmerz in ſeiner erſchütternden Größe zunächſt vor ihm. Er gedachte der einſamen, verlaſſenen, durch Jaromirs Verurtheilung ſeiner ſelbſt ganz vernichteten Lodoiska. Weil er ſie mit heiliger Gluth, verſchwiegen liebte, ſchien es ihm Beruf und Pflicht, wenn er es vermöchte, ihr Glück wieder herzuſtellen; denn er war feſt überzeugt, daß die Liebe alles verſöhnen kann, wenn ſie der Reue die vergebende Hand reicht. Darum ließ er nicht ab, lindernde Worte des Troſtes in des Freundes Herz zu flößen. Wie der weiche Tropfen den Felſen höhlt, ſo, hoffte er, werde es ihm endlich gelingen, die eherne Unerbittlichkeit Jaromirs gegen ſeine Schuld zu beſiegen, die Eisrinde, mit der er ſeine gequälte Bruſt ſelbſtpeinigend umgeben hatte, zu ſchmelzen. Ach, das Herz des Unglücklichen mußte ja erſtarren in dieſer ſelbſtgeſchaffenen Qual; hätte es ſich aus warmen Wunden verbluten dürfen, es wäre noch glücklich zu nennen geweſen. Aber dieſes kalte Gift, das er tödtlich in ſich trug, warf die Seele auf eine namenloſe Folter, die der Freund mit dem Gequälten empfand.

Boleslav trat mit Jaromir hinaus vor die Hütte, die auf einer kleinen Anhöhe lag. Man überblickte in dem trüben Licht des ſchon ſinkenden Mondes ein weites, ebnes Feld, mit lagernden Kriegern und zahlloſem Feldgeräth bedeckt; die

Louja umſchloß dieſe Ebene mit ihrem gekrümmten Strom. Hinter derſelben erhoben ſich ſteile, mit düſtrer Tannenwaldung gekrönte Anhöhen. In jenen Wäldern ſtand Kutuſow in feſter, unangreifbarer Stellung. Vor den Höhen lagen die rauchenden Trümmer von Malo-Jaroslawez, das geſtern der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes geweſen war, der jedoch nur das Vorſpiel zu einer größeren Schlacht zu ſein ſchien.

„O daß wir an dem Kampfe dort nicht Antheil haben konnten," ſeufzte Jaromir; „es liegen dort ſo Viele, die die Sonne heut ſo gern wieder begrüßt hätten!"

Boleslav verſtand den Freund.

„Iſt das nun wohl recht und gut, Jaromir?" ſprach er ſanft aber ernſt. „Gedenkſt Du derer nicht mehr, die in bittren Thränen um Dich trauern würden?"

„Haſt Du Dir nie den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde gewünſcht?" rief Jaromir heftig.

Boleslav ſchwieg einen Augenblick; er fühlte ſich getroffen, denn in ſeinem düſtren, verſchwiegenen Gram hatte er freilich dieſen Wunſch in der Bruſt gefühlt. Doch war es einer, wie ſo viele, die nur in der Ferne aufſteigen, die eine heilige Scheu vor dem Unrecht uns nicht mit vollem Ernſt faſſen läßt. — „Ich habe ihn oft in mir bezwungen," erwiderte er; „und das fordre ich auch von Dir."

„O Boleslav," ſeufzte Jaromir, „Du konnteſt das wohl leichter als ich!"

Dieſe Worte drangen in Boleslavs innerſte Seele; ein unnennbarer Schmerz zuckte ihm durch die Bruſt. Er durfte nicht darauf antworten, ohne ſich zu verrathen. — „Und wenn Du auch Recht hätteſt, Jaromir; es ändert nichts für Dich. Sei ein Mann, wolle leben und handeln; nicht die Buße, die That verſöhnt.

„Beides," sprach Jaromir finster.

„Wenn jetzt Lodoiska vor Dich träte und, sanft wie sie ist, spräche: Ich habe Dir vergeben, denn die Liebe vergiebt tausend und tausend Mal — aber komme wieder an mein Herz, zertritt nicht alle Blüthen meines Glücks!"

Jaromir sah ihn starr an, ein Schauer schüttelte ihn, plötzlich rief er in wildem Schmerz und Hohn zugleich: „Sonne, leuchte mild wie der Mond, Strom, fließe das Gebirg hinan, Pfeil, wende dich im Flug, Minute, kehre zurück aus dem unendlichen Raum der Vergangenheit! O Boleslav! Fühlst Du denn nicht, daß Du das Unmögliche denkst? Habe ich denn die Blüthen ihres Glücks nicht zertreten? Ist denn die That nicht geschehn? — Die Reine, Schuldlose, Heilige klagte ich des Verbrechens an, das ich selbst in derselben Minute beging! Meine Treulosigkeit könnte sie verzeihen; aber nie darf sie vergeben, daß ich den Glauben an sie verlor — nie darf ich diese Vergebung annehmen."

„O ihr dürft es Beide, glaube das mir, mir —!"

„Du hast nicht geliebt, Boleslav;" rief Jaromir. „Du weißt nicht, wie schwer die Verbrechen sind, die wir an der Geliebten begehn!"

„Jaromir! Ich weiß, wie unerschöpflich die vergebende Kraft des liebenden Herzens ist!"

„Liebe kann sich nicht mit Verachtung paaren." Er stieß diese Worte wild heraus, starrte auf den Boden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, als wolle er sagen: Versucher weiche von mir!

„Lodoiska hat Dich keinen Augenblick verachtet, sie hat nur bittre Thränen um Dich geweint," entgegnete Boleslav mit Ernst. „Und statt ihre Thränen zu trocknen, zertrittst Du jetzo kalt ihre Brust."

„Ich zog nur rasch den Pfeil aus der Wunde und

ſparte ihr die längere Qual! Habe ich ſie tödtlich verletzt — ſo wird ſie jetzo ſchnell dahinſinken, und — ihr Blut kommt dann über mich! War die Heilung möglich, ſo war ſie es nur ſo. Mit dem Geſchoß in der Bruſt windeſt Du Dich noch einige qualvolle Stunden hin, aber leben kannſt Du dennoch nicht. Entſcheidung iſt beſſer!"

„Der Schmerz verdunkelt Deinen Blick. Traue dem Auge des Freundes!"

„Boleslav, ich muß Dir's wiederholen, hier entſcheidet nur ein Herz, das liebt!"

„Und wer ſagt Dir," rief jetzo der Freund in hingeriſſenem Schmerz, „wer ſagt Dir, daß ich — nie geliebt hätte," ſetzte er mit unterdrückter Stimme hinzu.

„Alſo auch Du? Und ohne Glück, ohne den ſchönen Zweig von dem Blüthenbaume zu brechen?" antwortete Jaromir ſanft und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Dann laß uns Leidensgefährten ſein! — Warum haſt Du nicht Lodoiska geliebt! Mit Dir wäre ſie glücklich geworden, Du biſt ſo viel beſſer als ich — ja Du biſt gut, Du hätteſt die reine Heilige nie geläſtert!"

Der emporbrängende Schmerz preßte Boleslavs Bruſt zuſammen; und er durfte ihm nicht den erleichternden Strom in die Bruſt des Freundes öffnen! Beide hielten ſich innig umfaßt.

„Aber Du haſt dennoch Recht, geliebter Bruder!" unterbrach Jaromir endlich die Stille; „der Wunſch des Todes iſt verbrecheriſch, denn er iſt der Wunſch der feigen Seele. Eine ſchwere Schuld laſtet auf meiner Bruſt, aber ich will ſie durch ein thatenvolles Leben abtragen. Dem Vaterlande will ich's vergelten, was ich an ſeiner reinſten, ſchönſten Tochter verbrach. Steh' Du mir bei; richte mich auf durch Deine edle Kraft, wenn ich in meiner Schwachheit verzage und zu-

rückſinke, ſei mein Beiſpiel, mein Führer! Da warſt es ja ſchon ſeit langen Jahren, denn ſtets eiferte ich Dir nach. Wie beneidete ich Dir dieſes Kreuz auf Deiner Bruſt, wie ſtrebte ich, es gleich Dir zu verdienen! Und ſo muß es wieder werden. Du ſollſt mich nicht mehr unkräftig, nicht mehr in Gram verſunken ſehn. Zwar die jugendliche Lebensluſt röthet meine Wange nicht mehr, denn ihre Flügel ſind gebrochen; ich zeige Euch keine glatte Stirn mehr. Doch ich will auch nicht! Fort damit! Narben und Furchen ernſter Männlichkeit ſollen ſie ſchmücken, meine Wange ſoll ſich bräunen im Brand der Sonne, im rauhen Strom der Lüfte. Das will ich, Boleslav! Dazu fühle ich eine neue Kraft in meinen Adern rinnen — aber was Du forderſt, was Du hoffſt — Davon nichts mehr!“

Der Galopp und das Schnauben eines Pferdes unterbrachen die nächtliche Stille. Es war Raſinski, der den Hügel heranſprengte. Jaromir und Boleslav traten ihm ententgegen, er begrüßte ſie, ſprang vom Pferde und gab das Thier raſch weg. „Füttre es ab,“ rief er dem Reitknecht zu, „wir werden bald aufbrechen!“

„Geht es vorwärts,“ fragte Jaromir, als ſie in die Hütte getreten waren, mit einem Anflug der Freude; denn er glaubte ein günſtiges Zeichen darin zu ſehen, wenn ſich ſchnell die Gelegenheit böte, ſeinen raſchen Entſchluß durch die That zu bewähren.

„Vorwärts? Das Wort werden wir für dieſen Feldzug verlernen müſſen,“ entgegnete Raſinski finſter. „Dem Kaiſer fehlte noch etwas am Ruf eines großen Feldherrn! Er hatte noch keinen berühmten Rückzug nachzuweiſen. Von heute an wird er davon ſprechen können!“

Die tief gefurchte Stirn, der düſtre Blick, mit dem Ra-

finski dieſe Nachricht gab, regte ein banges Vorgefühl in denen an, die ihn umſtanden.

„Zurück ſollen wir? Nach Moskau? Oder wohin?“ fragte Boleslav erſtaunt.

„Nach Moskau? Um auf den Trümmern des Kreml unſre Fahnen aufzupflanzen?“ entgegnete Rasinski. „Habt Ihr den dumpfen Knall, die bebende Erſchütterung der Erde von ehegeſtern ſchon vergeſſen? Es war Mortier, der die alte Burg der Zaaren in die Luft ſprengte. Geſtern Mittag empfing der Kaiſer die Nachricht, die Koſacken ſchwärmen jetzt ſchon wieder in den Trümmern Moskaus umher und halten die Nachleſe der Beute. Mortier iſt nach Werreja aufgebrochen; er hat den General Winzingerode gefangen genommen. Das die neueſten Nachrichten von dort; die neueſten von hier, daß wir in einer Stunde gleichfalls aufbrechen, um uns nach Smolensk zu ziehen.“

„Unmöglich!“ rief Jaromir.

„Bis Mitternacht iſt Kriegsrath gehalten worden; der Rückzug wurde beſchloſſen. Es ging ſtürmiſch zu. Der König von Neapel wollte Kutuſow angreifen. Beſſières, der ſeine Stellung recognoscirt hat, erklärte ſie für unangreifbar. Der Kaiſer ſprach: „Wir haben genug für den Ruhm gethan, es iſt an der Zeit auch für die Sicherheit etwas zu thun.“ Davouſt wollte, daß wir uns wenigſtens auf Platof und ſeine Koſacken werfen und uns den Weg nach Medyn bahnen ſollten. Der Kaiſer entſchied für den Rückzug über Moſaisk. Wir werden alſo die traurige Straße zurückmeſſen, die wir vor zwei Monaten durchwanderten.“

„Der Kaiſer auf dem Rückzuge!“ rief Jaromir und blickte Rasinski ſtaunend an, als könne er es noch nicht glauben.

„Und ſo wäre der blutige Sieg von geſtern alſo ein

vergeblicher gewesen!" fragte Boleslav und bewegte ernst das Haupt.

„Er wird den Thaten des Kaisers wenigstens einen ewig denkwürdigen Grenzstein gesetzt haben," entgegnete Rasinski. „Ich habe das Schlachtfeld gesehen. Es sieht grauenvoll aus! Blutende, Verstümmelte winden sich noch jetzt unter den rauchenden Trümmern hervor. In Rußland giebt es keinen Sieg, über den die Menschheit nicht schaudert. Hier ist die Flamme stets der wuthbegierige Kampfgenoß des Schwertes! So führte der Scythe Krieg, der vor Jahrtausenden diese Steppen durchstreifte. — Doch welche Thaten sind hier wieder geschehen! Der muthige Delzons greift an der Spitze seiner Krieger an; eine Kugel streckt ihn nieder. Der Soldat, der seinen Führer fallen sieht, stutzt, schwankt, weicht; die Russen dringen vor. Delzons' Bruder wirft sich allein in die Dampfwolke der feindlichen Feuerschlünde, um wenigstens den Leichnam zu retten. Er umfaßt ihn mit seinen Armen, hebt ihn empor; da trifft auch ihn eine mörderische Kugel, er sinkt mit der theuren Last zu Boden, und der letzte Schlag seines Herzens klopft gegen die erkaltete Brust des Bruders. — Die italienischen Recruten haben zum ersten Male gefochten, wie junge Löwen, die die erste Beute jagen. Keine Nation ist tapfer; alle sind es, von Tapfren geführt!"

„Und der Kühnste führt uns jetzt zum Rückzuge!" rief Jaromir unwillig.

„Wer weiß, ob nicht eben dazu der Kühnste nothwendig ist," antwortete Rasinski ernst. „Zum Ruhm, zum Siege ließen sich die Völker leicht vom Ebro bis zur Moskwa führen, ohne daß die Flamme ihres Muthes erlosch. Wird die Gluth aber nicht erkalten, wenn nur noch der Ruhm des heldenmüthig ausdauernden Märtyrers zu erwer-

den iſt? Wird ſie Nahrung genug haben für die unermeßliche Zeit- und Wegſtrecke? Wird ſie lebendig bleiben unter dem Schnee des Winters, der bald dieſe Fluren einhüllt, auf den Eisfeldern, die uns zum Lager dienen werden? Jetzt fordre ich Euch auf, Ihr, die Ihr Männer ſeid, die mit Bewußtſein handeln, jetzt fordre ich Euch auf, mit ſtolz aufgerichtetem Haupt und muthiger Stirn Euren Kameraden voranzugehen! Denn, wie ſchwer die Aufgabe war die wir vollendeten, die ſchwerere beginnt von dieſem Tage an!"

Er ſprach mit hohem Ernſt; man hörte jedem Worte an, daß ſeine Befürchtungen ihren Grund in ſeiner innerſten Überzeugung hatten. Mit Beſorgniß richteten ſich daher die Blicke auf die Zukunft. — Ludwig warf die ſeinigen noch weiter hinaus als Raſinski, denn er fragte ſich: Und was ſoll endlich aus dir und Bernhard werden? Wenn wir gar den heimathlichen Boden wieder beträten, was würde unſer Schickſal ſein?

Raſinski hatte ihm gleich nach der Schlacht von Moſaisk geſagt, jetzt ſei der günſtige Augenblick gekommen, wo er etwas Gewiſſes in ſeiner und Bernhards Angelegenheit thun zu können hoffe. Nach einem Siege ſei der Kaiſer zu großmüthigen Beſchlüſſen am geneigteſten; das Regiment habe ſeine Anerkennung erworben, und man dürfe daher, ohne etwas zu gefährden, das ſeltſame Verhältniß in Anregung bringen, das Ludwig und Bernhard in die Reihen der tapfren Polen geführt habe. Indeſſen ſeitdem hatte Raſinski nicht wieder von dieſem Gegenſtande geſprochen, ja, wie es ſchien, jede Erinnerung daran vermieden. Ludwig, der ihm zutrauen durfte, daß er von freien Stücken alles thun werde, was man nur von einem ſolchen Freunde erwarten könne, hatte ihn deshalb nicht daran erinnern wollen. Jetzt aber glaubte er, ohne Raſinski zu kränken, davon ſprechen zu dür-

sen. Er fragte ihn daher geradehin, ob er denn nicht endlich Hoffnung habe, unter seinem wahren Namen auftreten zu können, zumal da er ihn doch bei einer möglichen Rückkehr nach Deutschland, nicht sicher zu verbergen im Stande sein werde. Rasinski blickte den Freund wehmüthig ernst an.

„Ich weiß, was Du denkst, Ludwig," sprach er; „Du glaubst, ich hätte Dich und Bernhard vergessen! Aber wahrlich, dem ist nicht so. Ich kann Euch jetzt offen die ganze Lage der Dinge darstellen; doch hört mich ruhig an und laßt mich ganz zu Ende reden, meine Freunde; dann erst entscheidet, ob ich für Euch gehandelt habe, wie ich konnte und mußte. Vor dem Siege über Kutusow war der Kaiser so schwer zugänglich, so ganz mit unruhigen Entwürfen beschäftigt, daß ich ihn nicht anzutreten wagte. Ich mußte bedenken, wie viel auf dem Spiele stand, wie sehr ich Euch und mich in Gefahr brachte, wenn ich die Lage der Dinge entdeckte. Denn ich hatte ja nicht Gnade, sondern die Niederschlagung einer Anklage gegen zwei Beschuldigte durchzusetzen, deren man bis jetzt nicht hatte habhaft werden können. Nach der Schlacht bei Borodino, Du weißt es ja selbst, waren wir Tag und Nacht zu Pferde, so daß kein Augenblick der Muße sich fand. Auch hatten die ungeheuren Opfer, mit denen dieser Sieg erkauft war, die geringen Folgen desselben den Kaiser nichts weniger als günstiger gestimmt. In Moskau hoffte ich Alles zu schlichten — da kam der Brand, der nicht nur uns vertrieb, sondern die Möglichkeit, den Kaiser in solcher Angelegenheit anzutreten, noch ungleich erschwerte. Überdies standen wir auf dem Vorposten, es war nur selten möglich nach Moskau hineinzukommen. Dennoch ließ ich es nicht unversucht, etwas für Euch zu thun; allein ich mußte vorsichtig handeln. Denn alle Erkundigungen die ich einzog, waren Euch ungünstig. Man hatte dem Kaiser

in der That grade in Deiner Angelegenheit, Ludwig, höchſt nachtheilige und entſtellende Berichte geliefert, ja, die Vermuthung, Du ſeieſt in dem Heere, war ausgeſprochen worden und der verläumderiſche Zuſatz gemacht, daß Du hier Deine Rolle als Spion der ruſſiſchen Regierung fortſetzeſt. Ich verſchwieg Dir dies, um Dir eine unnöthige Sorge zu erſparen, denn die Verſicherung kann ich Dir geben, daß man bis jetzt von dem Wo Deines Aufenthalts nicht unterrichtet iſt. Und, deſſen darfſt Du überzeugt ſein, tritt der gefürchtete Fall der Entdeckung ein, ſo werde ich mit meiner Ehre als Führer für Euch Beide als Bürge eintreten, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen, Euch dadurch zu ſchützen. Jetzt aber laßt uns noch in der Sicherheit beharren, die uns die Verborgenheit giebt. Die Zeit iſt die ungünſtigſte, die ich wählen könnte, um für Euch zu ſprechen, denn durch den halb räthſelhaften, halb erklärten Brand von Moskau iſt das Mißtrauen gegen Fremde nur gewachſen, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß in dem Palaſt, wo ich mein Quartier aufgeſchlagen, die Flammen zuerſt ausbrachen. Auch dieſer Umſtand würde Euch ungünſtig ſein. Zu dem Allen kommt, daß der Kaiſer, wie ich aus guter Quelle weiß, Briefe über Briefe aus Deutſchland empfängt, die ihm die Aufrichtigkeit ſeiner deutſchen Bundesgenoſſen immer zweifelhafter machen. Marſchall Macdonald meldet, daß die preußiſchen Corps zwar tapfer im Gefecht ſind, doch nur mit Unluſt gegen die Ruſſen fechten, wenn gleich das Gegentheil in ſeinen Armeebulletins ſteht. Mit der Unthätigkeit des Heeres unter dem Fürſten von Schwarzenberg iſt der Kaiſer ebenfalls unzufrieden; es beweißt ihm wenigſtens, daß Öſtreich, trotz der verwandtſchaftlichen Bande, die es jetzt an Frankreich knüpften, kein aufrichtiger Bundesgenoſſe iſt. Die Agenten aus dem Innern Deutſchlands ſchreiben von gehei-

men Verbindungen deutſcher Patrioten gegen Frankreich und alle franzöſiſchen Regierungen, von hier und da laut werdenden unvorſichtigen Äußerungen über Einverſtändniſſe, welche man bis in das Heer des Feindes unterhalte! Sagt ſelbſt, ſind ſolche Nachrichten geeignet, von Eurer Schuldloſigkeit zu überzeugen? — Und nun noch Eins. Wenn der Kaiſer die Anklage gegen Euch niederſchlüge und damit Euer Verhältniß zum Heere aufhörte — was wolltet Ihr thun? Seit heute, wo der Rückzug beſchloſſen iſt, bliebe Euch dennoch nichts übrig, als die Schickſale des Heeres zu theilen; und wo könntet Ihr das beſſer als bei mir, da ich ſtets Eure beſondere Lage im Auge behalte, und nicht einmal eine Dienſtpflicht für Euch anerkennen würde, wenn ihr ſie nicht ſelbſt freiwillig übernähmt, oder wenn ſich die Ausnahmen immer ſo treffen ließen, daß nicht das Auffallende derſelben zu ſehr in die Augen ſpränge? — Denn allein, auf eigne Hand die ungeheure Rückreiſe anzutreten, das wäre jetzo gar nicht zu wagen. Ihr wißt, wie das Land geſinnt iſt, welchen Gefahren der Einzelne ſich Preis giebt. Könntet Ihr vergeſſen wie Viele, die, einzeln überraſcht, in die Gewalt der fanatiſchen Mugiks geriethen, unter den fürchterlichſten Martern hingeopfert wurden? Und auch die Gefahr bei Seite geſetzt, wo fändet Ihr die Mittel, auf einer ſolchen Reiſe zu beſtehen? Kaum die vereinigte Gewalt Vieler ſchafft ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe; der Einzelne vollends vermag nichts. Auf dem verwüſteten Wege, den wir hierher nahmen, wo wir ſtatt der Dörfer und Städte nur die Aſchenhaufen finden werden, die ihre ehemalige Lage bezeichnen — wie wolltet Ihr da Unterkommen, Lebensmittel, Pferde finden, wenn die Eurigen, abgezehrt von Arbeit und ſchlechter Nahrung, wie ſie ſind, unbrauchbar würden oder fielen? Ich habe weder die Luſt noch den Muth verloren, Euch

mit voller Freundespflicht zu dienen; aber sprecht selbst, wißt Ihr jetzo ein sicheres Auskunftmittel? Meine eigne Verantwortlichkeit ist es, die ich zuletzt scheuen würde. Gebt Ihr einen guten, ausführbaren Rath, ich befolge ihn; Ihr selbst, Boleslav und Jaromir, müßt entscheiden, was zu thun ist."

Die Freunde blickten einander an; sie suchten vergeblich eine Widerlegung für Rasinski's Gründe, und doch wurde Ludwigs Seele tief bedrückt von dem Gefühl dieser drohenden Zukunft, in die er seine Freunde und seine hülflose Schwester verwickelt sah.

„Und wären wir jeder siebenmal so weise als die sieben Weisen Griechenlands zusammen genommen," unterbrach endlich Wernhard die eingetretene Stille, „wir würden keinen besseren Rath aushecken. Rasinski's Recht ist so klar wie der Himmel draußen, dessen Sterne uns recht günstig zum Rückzuge zu leuchten scheinen. Tröste Dich, Freund Ludwig; uns umschweben nicht mehr Todesgefahren als Andre auch; beim Lichte besehen hält unser Lebensfaden vielleicht noch zu lange und spinnt sich langweiliger oder trauriger ab, als wir glauben. Die Scheere der Parze kneipt oft auf und zu in der Minute, und wird Manchem das vorsichtig gesponnene Garn früher abschneiden, als das freilich hinlänglich dünne Haar, an dem uns der Hieber des Damokles über dem Genik hängt. So viel aber weiß ich, daß, bleiben wir hier, wir unter guten Freunden leben oder sterben, worauf es meines Erachtens mehr ankommt, als ob wir etwas mehr Wahrscheinlichkeit für die Apotheke und dagegen etwas weniger für den Sandhaufen aufweisen können. Mach Du Dir keine Sorge deshalb, Rasinski, Du hast größeres Verdienst um uns, als wir Dir vergelten werden. Denn der dankbarste Mensch bleibt ein undankbarer Esel, ich zumal. — Gebt die Hände, Freunde, wir wollen froh sein,

wenn uns morgen noch die Sonne beſcheint und der Wald einige fahlgrüne Blätter unter den gelben und rothen zeigt, die der Wind als perennirenden Herbſtblüthenregen herabſchüttelt. Mir däucht, die Welt iſt noch ganz hübſch, und wer ſie noch eine Weile anſehen darf, kann von Glück ſagen, gegen die ſechstauſend, die da drüben mit verbrannten Knochen in der Aſche und dem Schutt von Malo-Jaroslawez liegen."

Damit ſchüttelte der wackre, kräftige Freund Raſinski und Ludwig die Hand und reichte ſie dann auch Jaromir und Boleslav hinüber. Sein trotzig fröhliches Weſen, womit er die härteſten Schläge des Geſchicks verſpottete, gab oft ſeiner ganzen Umgebung ein Gefühl dieſer kecken Selbſtſtändigkeit, die ſich unter kein Joch des Lebens beugt.

Eine Ordonnanz trat ein; ſie brachte den Befehl zum Aufbruch, den Raſinski erwartete. „Um drei Uhr!" ſprach er. „Alſo ſtill, in der tiefſt nächtlichen Stunde!" Er ging zweimal mit übergeſchlagenen Armen und zur Erde gehefteten Blicken in dem engen Gemach auf und nieder.

„Laßt jetzo aufzäumen! Es wird bald Zeit ſein!"

Jaromir und Boleslav gingen das Nöthige bei ihren Leuten anzuordnen, Ludwig und Bernhard hatten wenigſtens für ſich ſelbſt Vorbereitungen zu treffen. So trennten ſich die Freunde. Allein kaum war eine halbe Stunde vergangen, ſo fanden ſie ſich wieder beiſammen, doch zu Pferde und auf dem Rückmarſche. Auf Raſinski's Stirn lagen düſtre Wolken; er ſprach nicht, ſondern ſah ſich nur ſtumm vielemal nach der Gegend um, wo der Schauplatz des letzten Sieges, den das Heer erfochten, in die Schleier der Nacht gehüllt lag. Als die Straße ſich um eine einſame ſteile Höhe bog, ritt er allein hinauf. Als er droben auf dem windumrauſchten Gipfel hielt, richtete er die Blicke nach der wüſten, von Qualm umzogenen Stätte des Todes, die

nunmehr der äußerste Zielpunkt des ungeheuren Kriegszuges geworden war. Der Rauch der Trümmer mischte sich mit dem der Wachtfeuer, welche die Nachhut hell auflodern ließ, die unter des Marschall Davoust Befehlen den Feind über den Rückzug des großen Heeres täuschen sollte. Jenseit, am Walde, erkannte man an zahllosen, in düsterrother Gluth leuchtenden Flammensternen das Lager des russischen Heeres. Langsam zogen die schwarzen Dampfgewölke über den, im Dämmerschein des untergegangenen Mondes matt leuchtenden Himmel; sie schienen sich zu einem schweren Gewitter zu sammeln.

„Also dort!" sprach Rasinski zu sich selbst, „dort soll der Wanderer künftiger Jahrhunderte die Stätte aufsuchen, wo dem unermeßlichen Geiste, der die Könige des Erdballs stürmend aus ihrer alten, versunkenen Ruhe aufjagte, die Grenze seiner Kraft gesteckt war! Soll denn kein Sterblicher ein großes Werk vollenden? Kann denn der Menschengeist nicht einmal diese kleine, ärmliche Erde umfassen, die ihm zur Wohnstätte angewiesen ist, so lange er in den Banden seiner irdischen Hülle schmachtet? Sind wir denn so wenig, daß dieser Punkt, dieses Sonnenstäubchen im Weltall, ein unermeßlich ungeheurer Raum für unsre Kräfte ist! Cyrus fiel an den Grenzen des wilden nordischen Scythenvolkes, Kambyses mußte umkehren an den glühenden Pforten Äthiopiens, Alexander an dem fabelhaften Reiche der Indier — und hier sollte die Nachwelt die Marksteine Seines Thuns aufrichten dürfen? Hier! Und wer behauptet das? Warum nicht schon an den Pyramiden? Was dort geschah, wiederholt sich hier. Ist denn der Kreislauf der Zeiten schon vollendet? Thorheit, an räumlichen Grenzen zu hangen! Als ob die Welt nicht dort hinaus so weit wäre, wie dort! — Und dennoch!"

Ein Schauer schüttelte den Einsamen. Der Wind sauste über die Höhen und rauschte durch die Wipfel der alten Fichten, die ihre Zweige über Rasinski's Haupt hinausstreckten. Sein Roß scharrte mit dem Fuß und schüttelte die im Winde fliegenden Mähnen. Düstre Ahnungen, welche die Bilder der Zukunft vor seine Seele vorüberzuführen schienen, gewannen mehr und mehr Macht über ihn.

„Dennoch!" seufzte er nach einer stummen Minute, „dennoch ist es wahr, die That des Menschen ist von den engen Schranken des Raumes unsichtbar umgeben; erst wenn er sie erreicht hat, sieht er die unwiderruflichen Grenzen, die keine Macht mehr verrückt, keine Zeit verwischt. — Weissagt ihm sein ahnendes Herz nicht, wo er ihnen nahe steht? — Wäre hier der Ort, wo der Strom großer Thaten in das Meer der Unermeßlichkeit ausmünden und ewig spurlos darin verschwinden soll? Oder wendet er nur den Lauf, um sich stolz durch neue Gefilde zu ergießen, neue Felsendämme zu durchbrechen, die sich ihm entgegenthürmen? — Wer sagt es uns, wo unser Fuß die geheimen Zeichen des Geschicks berührt, die im bannenden Zauberkreise rings um uns gezogen sind? Öffnen sich jetzt die Thore eines neuen olympischen Sieg- und Kampfgefildes, oder stehen wir vor den ehernen verriegelten Pforten, mit denen der Allmächtige im Urrath des Schicksals unsre Bahn unwiderruflich zu sperren beschloß? Ist hier die Stelle, wo die endliche Kraft an dem diamantenen Damm der ewigen zersplittern soll?

„Ja, ja, so ist es. — Eine Geisterstimme ruft es mir zu aus diesem nächtlichen Himmel, in dem schauerlichen Sausen des Herbststurms."

„Also hier! Wirklich hier! Jetzo greift der eiserne Arm des Geschicks in die Schwingen des Gewaltigen und lähmt und bricht sie? — Und wäre er denn vernichtet?

Nein, nimmermehr! Ewig fest wird sein Riesendenkmal stehen in den fortbrausenden Wogen der Zeit. Sie wird den Schleier heben von dieser finstren Gegenwart. Wenige Monden oder Jahre — Pulsschläge der Ewigkeit —, und das Buch der Verhängnisse liegt aufgeschlagen vor uns. Die kommenden Geschlechter werden es wissen, ob der Glockenschlag dieser nächtlichen Stunde einen Umschwung der Weltgeschicke verkündet! — Und sei es denn! Vertilgen kann keine Ewigkeit die Spuren seines Riesenganges über die Erde! So mag denn hier der Grenzstein seines mächtigen Vollbringens aufgerichtet werden! Die gigantischen Altäre am Ganges, das Schlachtfeld von Cannae, die rauchenden Trümmer an jenen Fichtenhöhen — sie sind gleichbedeutende Hieroglyphen, und noch nach Jahrtausenden wird der Wanderer sie mit schauernder Verehrung lesen."

Diese Gedanken wogten in Rasinski's heldenverwandter Seele! Er fühlte mit unabweisbarer Ahnung, daß ein schweres, düsteres Unheil hereinbrach! Doch mit dieser klaren Entscheidung kehrte seine volle Manneskraft zurück und er richtete Brust und Haupt stolz gegen das Verhängniß auf. Noch einen Blick warf er über das düstre nächtliche Gefilde, wo die Geschichte die neuen Säulen des Hercules aufzupflanzen beschlossen hatte; dann wandte er sein Roß und kehrte mit befestigtem Muth zu den Seinigen zurück.

Achtes Capitel.

„Der Nachtwind war rauh! Und welch ein dichter Nebel wieder auf der Erde liegt!" rief Bernhard und schüttelte

ſich. „Ich bin durch und durch ſo kalt wie eine Amphibie.“ Mit dieſen Worten ſprang er von ſeinem Lager an dem faſt erloſchenen Feuer auf und ſchlug die Arme über einander, ſich zu erwärmen. „Ich glaube wohl daß wir frieren mußten, wenn hier nichts mehr brennt und glüht als die drei verkohlten Klötze in der Aſche! — He Ludwig! Rüttle Dich auf; hörſt Du nicht den Trompeter.“

Ludwig ſchlug, da der Freund ihn anfaßte, die Augen groß auf und blickte ihn fremd an. „Nun? Kennſt Du mich nicht?“ fragte ihn Bernhard. „Du ſiehſt ja aus, als wäreſt Du aus einer andren Welt auf dieſe heruntergefallen!“ —

„Es iſt auch faſt ſo,“ erwiderte Ludwig, der aus dem tiefen ſtarren Schlaf, in den ihn, trotz der rauhen Nacht, die Übermüdung verſenkt hatte, wieder zum Bewußtſein zu kommen begann. „In meinen Träumen ſah ich andre Bilder, als dieſe um mich her.“

„Mir hat von Mondkälbern, Klapperſchlangen, Krokodilen, Koſacken, Hexen und Alraunen geträumt,“ antwortete Bernhard. „Da war ich froh, daß der rauhe Wind mich wach ſchüttelte! Teufel iſt das eine Nacht geweſen! Der feuchte Nebel dringt einem ja bis in das Mark der Knochen hinein und macht es wäſſerig. Wenn wir nur erſt wieder zu Pferde ſitzen, wird uns ſchon beſſer werden.“

Ludwig hatte ſich indeſſen aufgerafft und ſuchte gleichfalls die ſtarrgewordenen Glieder durch ſtarke Bewegung zu erwärmen. — „Wo iſt Raſinski?“ fragte er.

„Er muß mit den Andren ſchon längſt auf ſein. Ich erwachte erſt durch den Trompetenſtoß und von der Kälte an meiner linken Seite, wo Jaromir gelegen hat. Es ärgert mich eigentlich; aber ſie ſind doch des Soldatenlebens gewohnter als wir und tragen die Strapazen leichter. — Willſt

Du Dich waſchen? Hier iſt noch Waſſer im Kochgeſchirr; Du ſiehſt etwas ſchwarz von Rauch aus, guter Freund. Friſch hinein mit dem Geſicht; es iſt kalt, aber es erquickt. Übrigens brauchſt Du Dir, um friſches Waſſer zu haben, nur die Locken auszudrücken; ſie hängen voll Nebeltropfen."

Die beiden Freunde machten ihre Bivouacs-Morgentoilette, ſo gut die Umſtände es zuließen, und begaben ſich dann zu ihren Pferden, wo ſchon die meiſten ihrer Kameraden ſich befanden und ſie zum Marſch aufzäumten. Bald ſaßen ſie auf und der Zug ging vorwärts.

Es dämmerte noch kaum, und doch waren ſie erſt um Mitternacht zur Ruhe gekommen; denn die Märſche wurden, weil man täglich das Nachrücken der ruſſiſchen Heere befürchtete, mit größter Eile und Anſtrengung gemacht.

Man ritt, als es Tag wurde und der Nebel zu fallen anfing, in eine Senkung des Thales hinunter. Raſinski deutete mit dem Finger auf einige, noch halb in Nebel, halb in Rauch gehüllte Giebel. „Das iſt Moſaisk," ſprach er; „jetzt ſind wir wieder auf unſrem alten Wege. Wenn wir doch hierher mußten, wäre es beſſer geweſen, wir hätten gleich von Moskau dieſe Straße genommen. So haben wir acht volle Tage verloren! Nahe an Smolensk könnten wir ſchon ſein."

„Reiten wir durch das Neſt?" fragte Bernhard.

„Nein," erwiderte Raſinski; „wir nehmen unſren Weg hier links durch den Bach, denn dort unten ſtopft ſich wieder Alles. Es iſt ein großer Vortheil für uns, daß wir in unſrem Marſch nicht ſo beſtimmten Befehlen folgen dürfen als die Übrigen. Aber leider fängt ſchon Jeder an nur ſeine eignen Vortheile wahr zu nehmen; es wäre beſſer man hielte ſtrengere Ordnung. Doch ich fürchte, es wird nicht lange mehr möglich ſein. — Seht Ihr, wie dort drüben die Ar-

tillerie ſchon die Anhöhe hinauf marſchiert? Die Kanonen bleiben faſt ſtecken in den tiefen Wegen und haben doch ſchon die doppelte Zahl von Pferden vorgelegt."

„Ich glaube, wir bekommen Froſt," bemerkte Ludwig; „die Luft wird ſo klar."

„Das wäre ſo übel nicht," meinte Bernhard, „denn in dem zähen Koth marſchiert ſich's verteufelt ſchlecht."

„Wünſcht Euch den Winter nicht herbei, er wird uns zeitig genug ereilen!" erwiderte Raſinski ernſt. „Jetzt iſt unſer Marſch mühſelig, aber doch zu ertragen. In Rußland bleibt der Winter nicht an der Grenzen des Herbſtes oder Frühlings ſtehen, ſondern herrſcht bald in ſeiner Kraft und Strenge; darum hütet Euch ihn herauf zu beſchwören."

„Ich glaube er kommt ohne uns," meinte Bernhard, „denn der Wind bläſt uns aus Nordoſt in den Nacken, was freilich beſſer iſt als geſtern, wo er uns den feuchten Staubregen ins Geſicht jagte; aber ich wittre ſo etwas wie Schnee in der Luft."

Unter dieſen Geſprächen waren ſie, von der Hauptſtraße abbiegend, gegen den Bach im Thale hinunter gekommen und durchritten ihn an einer ſeichten Stelle. Jenſeits ſchloſſen ſie ſich an die Artillerie an, welche, die Spitze des Zuges bildend, ſchon eine ſtarke Strecke voraus war. — Sie erreichten die Hochebene, auf der ſich der Weg fortzieht.

„Tauſend hier bläſt der Wind ſchärfer," rief Bernhard; „er dreht ſich immer mehr nach Nordoſt!"

Raſinski blickte mit ſeinem aufmerkſamen Feldherrnauge über die Ebene hin. Sie bot faſt gar keine Abwechſelung dar, ſondern dehnte ſich in ungemeſſener Weite nach allen Seiten aus; kaum daß einige Hügel ſich in leichter Krümmung über die reine Kreislinie des Horizonts erhoben. Nichts unterbrach das todte, troſtloſe Grau dieſer Landſchaft als die lan-

gen ſchwarzen Linien der Fichtenwälder, die ſich am äußerſten Rande der Fläche unter blauſchwarzem Nebelgewölk entlang zogen. Selbſt die lange Reihe der Wagen und Kanonen und der ſich geräuſchvoll abarbeitenden Pferde und Artilleriſten belebte die Öde nicht, ſondern machte ſie nur auffallender durch den Gegenſatz.

Die Sonne hatte einen Augenblick geleuchtet; doch ſchon bezog ſich der Himmel wieder mit trübem Gewölk.

„Heut ſcheint der Winter doch noch nicht Ernſt zu machen," ſprach Ludwig nach einiger Zeit, „ſo rauh der Wind iſt, und obgleich wir hier oben ſchon Spuren des Froſtes ſehen. Das reine Blau des Himmels iſt ſchon faſt ganz wieder verſchwunden."

„So, wie ſo! Durchs Paradies geht unſer Marſch einmal nicht," antwortete Bernhard.

Man marſchierte einige Stunden vorwärts faſt ohne zu ſprechen; denn theils riß der Faden der Unterhaltung in dem täglichen, faſt ungetrennten Beiſammenſein doch bisweilen ab, theils boten die Ereigniſſe, wie die Gegenſtände rings umher, nur zu unerfreulichen Bemerkungen Gelegenheit dar, die Jeder lieber im Stillen machte. Einige Infanteriecolonnen hatten nach und nach die, wegen der Erſchöpfung der Pferde langſam vorrückende Cavalerie und Artillerie eingeholt; die Infanterie marſchierte dagegen um ſich zu erwärmen, und, weil der Marſch überhaupt beſchleunigt wurde, raſcher als gewöhnlich. Man ſah ſeltſame Trachten unter dieſen Leuten. Von der Strenge einer Uniformirung war nichts mehr zu entdecken; Jeder ſchützte ſich ſo gut er konnte gegen Wind und Wetter. Vielen war es anzuſehn, daß ſie ſchon anfingen die Beſchwerden des Marſches mit Mühe zu ertragen.

Als Kaſinski ſeine aufmerkſamen Blicke über dieſe Leute

hinlaufen ließ und aus ihrer Haltung Muthmaaßungen für die Lage der Dinge im Ganzen zu schöpfen suchte, bemerkte er einen Reiter darunter. Es schien ein höherer Offizier zu sein. Beide erkannten einander gleichzeitig; es war Regnard.

„Aha, Rasinski, seid Ihr's," sprach er, indem er heranritt und ihm die Hand entgegenstreckte; „wie geht's Euch."

„Gut genug!" erwiederte dieser, der es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer den besten Muth zu zeigen, wo ihn seine Leute sehen oder hören konnten.

„Ihr seid genügsam; mir ist's schon besser gegangen. Ich habe ein entzündetes Auge; seit dem Brande in Moskau plage ich mich damit, und diese feuchten Herbstnächte hier haben das Übel nur noch schlimmer gemacht."

„Es wird keine Gefahr haben; dergleichen geht mit der Veranlassung vorüber."

„Zuweilen, ja; ungefähr wie der Hunger; dauert die Veranlassung aber etwas zu lange, so kommt die Heilung zu spät. Es könnte leicht sein, daß es mir eben so ginge. — Ich frage den Teufel darnach," fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „man sieht hier mit einem Auge schon zu viel."

„Wie so?"

„Seid Ihr nicht durch Mosaisk gekommen?"

„Nein; ich nahm mit meinen Leuten einen Seitenweg."

„Ihr habt nichts verloren! Das ganze Nest ist noch ein Lazareth. Dreitausend Verwundete liegen darin und werden wohl liegen bleiben. Mich schaudert, wenn ich an den Anblick denke. Seit sieben Wochen fristen sie ihr Leben unter Jammer und Qual! Sie sind halb verhungert, halb erfroren, denn die Meisten liegen auf faulem Stroh, oft ohne Decken! Kaum daß man ihnen den alten Mantel gelassen hat. Ihre Wunden sind mit Werg gestopft, zumeist brandig und fressen am Knochen."

„Sprecht leiſer," ſprach Raſinski, „ſolche Schilderungen entmuthigen die Leute."

„Was braucht's der Schilderung? Sie haben das Elend ſelbſt geſehen! Als wir durchmarſchirten ſtreckten die, die ſich noch rühren konnten, uns die Hände flehend aus den Fenſtern entgegen und riefen: „Nehmt uns mit, laßt uns nicht hier umkommen!" Denn das Gerücht, daß wir zurückmarſchiren, hatte ſich wie ein Lauffeuer unter ſie verbreitet. Bisher friſteten ſie ſich doch mit der Hoffnung in ihrem Elende; jetzt kommt die Verzweiflung zu dem Jammer. Sie heulten und wehklagten laut; einige verfluchten Himmel und Erde! Ein Dragoner — ich erkannte ihn am Mantel — dem beide Füße abgenommen waren, hatte ſich mit den ſchlecht verbundenen Stumpfen bis an die Schwelle der Hütte, in der er lag, geſchleppt, und das blaße Jammerbild winſelte mir mit aufgehobenen Händen entgegen. Da kam der Kaiſer vorbei; der Elende rief: „Sire, ich habe in Ägypten gedient, laßt mich nicht hier verſchmachten! Nach Frankreich, nach Frankreich — mein alter Vater!" Da verſagte ihm die Stimme; der Kaiſer befahl, ihn auf ſeinen eignen Wagen zu legen und Sorge für ihn zu tragen. Ich ſelbſt griff mit an, um ihn aufzuheben, aber noch ehe wir ihn hinaufſchaffen konnten, hatte er ſchon den letzten Athemzug ausgehaucht."

„Wohl ihm!"

„Freilich! Doch denkt Euch den Jammer und die Angſt der Zurückbleibenden, wenn ein Sterbender, Elender dieſe Zukunft ſo gräßlich ſieht, daß die Hoffnung, ihr zu entfliehen, ihm noch im letzten Augenblicke ſolche Kräfte leihe!"

„Und müſſen ſie denn zurückbleiben?" fragte Raſinski mit innerem Schauder.

„Könnt Ihr ſie fortſchaffen, und können ſie den Marſch

aushalten? — Der Kaiſer hat befohlen, daß jeder Bagage- oder Vorrathswagen einen Mann aufnehmen ſoll; die, welche noch zu retten ſind, will man zu retten verſuchen. Die Andern bleiben der Großmuth des Feindes überlaſſen."

„Großmuth!" rief Raſinski bitter.

„Sie können von Glück ſagen," fuhr Regnard fort, indem er ſich das Tuch über dem entzündeten Auge zurecht legte, „wenn ſie dem Feinde nur bald in die Hände fallen. Bleibt er lange aus, ſo verhungert und verſchmachtet was zurückbleibt auf die elendeſte Weiſe; denn es ſind ja lauter Leute, die ſich nicht vom Lager rühren können. — Aber was das wieder ein Nebel iſt!"

In der That hatten ſich die Dünſte wieder feucht und kalt rings auf den Feldern gelagert, ſo daß man kaum hundert Schritte vor ſich ſehen konnte. Mit jedem Augenblicke ſchienen ſie ſich zu verdichten; bald war der Geſichtskreis auf die allernächſten Gegenſtände beſchränkt.

„Einen ſolchen Nebel habe ich kaum noch erlebt," ſprach Bernhard, „ſelbſt in Schottland nicht; man ſieht ja das zweite Kanon nicht mehr deutlich. Er kann aber nicht hoch ſein, denn die Sonne über uns läßt ſich doch noch als ein hellrother Mond erkennen."

Ein kalter Windſtoß fuhr durch die in Kreiſen langſam wirbelnden Dunſtgebilde und jagte ſie in grauen, lang gedehnten Streifen über Feld.

„Der Wind hat ſich auch wieder gedreht; er iſt Nordweſt geworden," ſprach Ludwig, der aufmerkſam den Zug des Nebels verfolgte.

Die Reiter hüllten ſich dichter in ihre Mäntel und ritten ſtumm nebeneinander hin. Vorn Raſinski mit Regnard, dicht hinter ihnen Jaromir, Boleslav, Ludwig, Bernhard.

Es war ein ſeltſam ſchauerlicher Augenblick; tiefes

Schweigen rings umher; nur das dumpfe Geraſſel der Kanonen war entfernter zu hören, da der Nebel den Schall dämpfte, und die Reiter gegen hundert Schritte auf der Seite des Weges ritten, um die Pferde nicht ſo tief in den ausgefahrnen Moraſt treten zu laſſen. Einige kleine Unebenheiten des Bodens hatten Ludwig zufällig um kaum zwanzig bis dreißig Schritte rechts von den Freunden abgeführt. Plötzlich ſtolperte ſein Pferd; er riß es am Zügel auf und beugte ſich über, um den Gegenſtand, über den es gefallen war, und den er, achtlos vor ſich hinreitend, zuvor nicht wahrgenommen hatte, zu ſehen. Es war ein halb verweſter, halb nackter Leichnam; das von der Fäulniß und den Vögeln des Himmels in ein ekles Gemiſch von Blut und Eiter verwandelte Antlitz ſtarrte ihn gräßlich an. Ein unwillkürlicher Ausruf des Schreckens entfuhr ihm; ſein Schauder mehrte ſich, als er umherblickte und ganz nahe noch mehrere Leichen, ſchon halb Gerippe, in den tiefen Furchen des Ackers liegen ſah.

„Was giebt's?" fragte Bernhard, als er den Ruf hörte.

„Seht nur um Euch!" rief Ludwig grauſend.

Alle waren in dem eintönigen Grau des Nebels hingeritten, ohne auf den Weg und Boden zu achten. Ein ſtärkerer Windſtoß jagte in dieſem Augenblick die Dünſte etwas auseinander und verſtattete einen Überblick von einigen hundert Schritten.

„Wir ſind hier auf dem Schlachtfelde!" rief Raſinski, und ein wunderbares Gemiſch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

„Wahrhaftig! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir ſchon ſo nahe wären," ſtimmte Regnard ein und ſah umher.

Mit ſchauerlicher Spannung ließen alle ihre Blicke über das öde, grauſenvoll ſchweigende Feld des Todes hinſchweifen, das

ſieben Wochen zuvor noch von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes, und dem tauſendfachen Donner der Feuerſchlünde erſcholl. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne und dann mit jeder Secunde mehr erblickt, ſo daß es ſich bald in die Unermeßlichkeit vertieft, ſo vervielfältigten ſich dem Blick hier auf entſetzliche Weiſe die Leichname und andre Zeichen der Zerſtörung, die man rings entdeckte. Indem der Nebel vom Winde über die Steppe gejagt ſich langſam hinwegwälzte, ſchien er gleichſam den Vorhang von dem ſchaudervollen Gemälde zu ziehen. Allen verſetzte ſich der Athem in der Bruſt, als ſich das gräßliche Chaos allmählich vor ihren Blicken entwirrte. Zuerſt hatte man nur die nächſten Leichname, an die der Huf des Roſſes ſtieß, erblickt; doch wie der Blick weiter ſchweifte, ſtieg die Anzahl ſchnell ins Unendliche; denn man erkannte bald, daß jede ſchwärzliche Erhöhung, die das Auge entdeckte, nicht ein Stein, ein Baumſtamm oder Erdhaufen, ſondern ein menſchlicher Körper, oder eine zuſammengeſchichtete Maſſe derſelben war. Mit jedem Schritte weiter in dieſe nur mit Leichen bevölkerte Wüſte wurde das Bild der Zerſtörung gräßlicher und erſchütternder. Der Wind trieb einen giftigen Peſthauch heran, der ſogar die Pferde ſo anwiderte, daß ſie, ſcheu zurückbebend, dem Reiter nicht gehorchen wollten, und nur mit ſträubenden Mähnen und emporgerichteten Nüſtern, als ſuchten ſie reinere Luft zu athmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts ſchritten. Jetzt ſah man einzelne Erhöhungen, wie Hühnengräber, wo große Leichenhaufen gethürmt und ſo leicht mit Erde bedeckt waren, daß Sturm und Regen die Hülle ſchon faſt weggeſpült hatten. Aus dem grauſen Gemiſch der übereinander geſchichteten Leichname ragten einzelne, die Gebeine zur Hälfte mit verweſendem Fleiſch bedeckt, zur andern Hälfte nackt und weiß ſchim-

mernd, in schauderhaften Stellungen hervor. Dem war das Haupt, mit struppig blutigem Haar bedeckt, auf den Boden gesunken, und die Schenkel starrten unnatürlich empor; ein Andrer streckte einen Arm hoch hinaus, als habe er noch Leben und suche sich aus dem modernden Grabe heraufzuarbeiten. Einzelne Glieder, von den Raubvögeln und Wölfen halb abgenagt, lagen umhergestreut. Grinsende Schädel mit leeren Augenhöhlen oder wüst umherhängendem, blutigem Haar, starrten entsetzlich von dem Boden hervor. Zwischen diesen grausenden Überresten waren die kriegerischen Denkzeichen der Schlacht zerstreut; ihr Anblick belebte die erstarrende Brust wenigstens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf, der hier getobt hatte. Zerschmetterte Lassetten, Räder, Trommeln, rostende Kugeln, die Trümmer zersplitterter Gewehre und Säbel, glänzende Helme und Harnische der Dragoner waren rings durch das Blachfeld zerstreut; die Stellen, wo die Cavalerie und Artillerie gefochten hatte, erkannte man im Augenblick; sie waren mit bleich schimmernden Pferdegerippen, die noch im verdorrten Fleisch steckten, aber weiß hervorglänzten, wo die Raben und Füchse sie abgenagt hatten, weit hin bedeckt. Die Nebel rollten in langen Streifen über das Feld und enthüllten bald, bald verhüllten sie das Gefilde des Entsetzens. Doch verzogen sie sich mit jeder Secunde mehr und mehr, und bald konnte man die Blicke ungehindert so weit senden, als die grausenhaften Zeichen der Verwüstung und des Todes zu erkennen waren.

„Dort! Seht Ihr dort den Hügel!" rief Rasinski und deutete mit dem Finger auf eine unförmliche Masse, die eben aus dem Nebel hervorzuquellen schien. „Das ist jene furchtbare Redoute, wo wir so viele der Unsrigen ließen. Jetzt erst finde ich mich wieder auf diesen Feldern des Ruhms

und des Schreckens, wo dreißig tauſend unſrer Kameraden ihr Blut vergoſſen!“

Sie ritten näher hinüber, um noch einmal die Stätte zu betreten, die ſie mit ſo gewaltigen Erinnerungen erfüllen mußte. — Niemand ſprach, Jeder trug das ſchwelgende Grauſen in der Bruſt. Wie viel entſetzenvoller war das Schlachtfeld jetzt als damals, wo der brüllende Donner das Ohr betäubte, der ganze Himmel in Dampf und Blitz gehüllt ſchien, und das brauſende Geſpann des Todes zerſchmetternd über die Gefallenen dahinrollte; denn damals zeigte es das ſchreckende Antlitz eines zürnenden Giganten, jetzt das ſchaudererregende eines Verweſenden.

Als Raſinski und ſeine Freunde — denn das Regiment verfolgte die große Straße — näher an die Redouten kamen, vermochten die Pferde kaum zu treten vor den Leichnamen und Kugeln, die hier den Boden bedeckten.

„Was mag das dort oben auf der Bruſtwehr ſein?“ fragte Raſinski, als man bis etwa auf fünfhundert Schritte an die Schanze heran war.

„Ich kann's nicht erkennen,“ antwortete Regnard; „es gleicht einer durchbrochenen Pyramide.“

„Vielleicht aufgeſchichtetes Holz,“ meinte Ludwig.

„Wie ſollte das dahin kommen?“ entgegnete Bernhard, den Kopf ſchüttelnd. — „Eine ſeltne Form, wahrhaftig, die einen Maler in Verlegenheit ſetzen könnte!“

Sie ritten näher; die Sonne brach jetzt mit kräftigem Stral durch das Gewölk und ſchlug die ſchwebenden Dünſte nieder. Plötzlich beleuchtete ſie die Redoute mit hellem Glanz, während rings umher Alles noch in düſtrem Grau lag.

„Es ſind Gerippe!“ rief Raſinski, der bei weitem das ſchärfſte Auge hatte. „Seht Ihr, wie die vom Sturm und Regen gebleichten Gebeine ſchimmern?“

Mit grauſendem Staunen ſprengten die Reiter raſcher heran. Es war, wie Raſinski es geſagt hatte. Von den im Innern der Schanze aufgehäuften Leichen ragten einige hoch über den Wall empor. Ein ſchauderhaft ſpielender Zufall hatte ſie mit den Rücken gegen einander, in halb aufrechte Stellung gebracht. Der Luft, dem Regen, dem Sturm und den Raubthieren am meiſten preisgegeben, waren die Knochen faſt ganz vom Fleiſch entblößt, und die ſcheußlichen Skelette ſchienen nun, auf dem Leichenthrone ſitzend, mit grinſendem Triumph die Wüſte der Verweſung rings umher als ihr grauſenvolles Reich zu überſchauen.

Bei dieſem Anblick überſchlich ſelbſt den kaltblütigen Regnard ein unheimliches, geſpenſtiſches Grauſen. Er zog die Augenbrauen finſter zuſammen und ſchüttelte ſich, wie wenn ein Fieberfroſt ihm durch das Mark ſchauerte. — „Alſo das iſt Caulaincourt's Mauſoleum?“ ſprach er endlich, da alle Übrigen im ſtarren Entſetzen ſchwiegen. — „Kommt, laßt uns weiter reiten!“

Er wandte ſein Pferd.

Raſinski war wie an den Boden gefeſſelt; ſein Auge hing unverwandt an dem Leichenhügel. „Und das Alles umſonſt!“ ſprach er endlich, aus tiefſter Bruſt Athem holend. „Und wir hätten alſo die Schlacht doch verloren!“

„Verloren?“ fragte Bernhard halblaut.

„Ja, ja, verloren! Es war ein Scheinſieg, ein heuchleriſches Trugbild des blutigen Triumphes! Darum kam an jenem düſtren Abende keine Freude in unſer Herz! O, Ihr habt nie geſiegt; Ihr wißt nicht, was ein Sieg heißt! Das fühlt ſich anders in der Bruſt. — Heute erſt räumen wir das Schlachtfeld! Heute, nach ſieben Wochen, entſcheidet ſich's, wer die Schlacht verlor! — Nun denn,“ ſprach er, ſich königlich in die Bruſt werfend, indem er mit der

erhobenen Rechten nach den Gerippen deutete, „dieſe Leichenberge mögen wenigſtens zeugen, daß Tapfre hier gefochten haben! Den Ruhm dieſes Tages ſoll uns keine Macht des Weltalls rauben! Denn der Ruhm iſt wahr; aber das Glück iſt falſch!“

Ein edles Feuer flammte, da er dieſe Worte ſprach, aus ſeinen dunklen Augen; er warf das Haupt trotzig zurück und ſprengte, ohne Theilnahme noch Zuſtimmung von ſeinen Gefährten zu erwarten, an ihnen vorbei, über die vermodernden Leichen dahin. Die Freunde merkten, daß er ſich abſondern wolle und folgten ihm langſam nur von weitem.

„Wahrlich, er ſollte ein König ſein!“ rief Bernhard begeiſtert zu Ludwig; „haſt Du ſeinen Heldenblick geſehen? Wie er jetzt die Rechte ausſtreckte, war mir, als vermöge er dieſen Todten zu gebieten, ſich aufzurichten und aufs Neue die Waffen zu ergreifen.“

„Er iſt ein Held im größten Sinne des Wortes,“ ſprach Ludwig; „denn mit der mächtig beherrſchenden Kraft vereint er die großmüthige Milde, die ihm jedes Herz unterwirft. Er darf Alles fordern, und bittet Alles!“

„So iſt's!“ rief Jaromir lebhaft; es war ſeine erſte raſche, jugendliche Aufwallung ſeit jenem Unglückstage.

„O, Ihr ſolltet ihn in beſſeren Zeiten gekannt haben,“ ſprach Boleslav; „aber ſchon ſeit wir Deutſchland verließen, iſt er nicht mehr der er war. Er muß tiefen Gram in der Bruſt tragen, oder das Unheil, das er jetzt fürchtet, geahnt haben.“

So hatte das männliche Emporrichten Raſinski's plötzlich die ſchaudervollen Eindrücke des Schlachtfeldes verſcheucht und erhebenderen Empfindungen Raum gegeben.

Regnard hatte ſich zu Raſinski geſellt; Beide erwarteten jetzt die Übrigen. — Um den Colonnen wieder nachzu-

kommen, setzten sie ihren Weg in beschleunigtem Schritte fort. Noch immer ging es über Leichen und Trümmer dahin. Ein tiefer Hohlweg kreuzte jetzt das Feld; derselbe, in dem sie damals am Abend nach der Schlacht auf den Lagerplatz zurückritten, und den sie am nächsten Tage voll derjenigen fanden, die verwundet und verschmachtend hier Schutz gegen die rauhesten Angriffe des Nachtfrostes gesucht hatten.

Auch hier lagen Gerippe und Leichname von Pferden und Menschen.

Plötzlich traf ein wimmernder Laut ihr Ohr. Alle stutzten und horchten auf; ein Grausen drang bei dem Gedanken in ihre Brust, daß noch ein vereinzeltes Leben unter der allgemeinen Verwesung verborgen sein könnte. Man sah sich rings um, doch ohne zu entdecken, woher die wehklagende Stimme kam.

„Es muß dort aus der einspringenden Höhlung hinter uns sein!“ rief Rasinski, warf das Pferd rasch herum und sprengte eben so schnell in eine kleine, mit welkem Buschwerk halb verwachsene Schlucht, an deren Mündung die Reiter so eben vorübergekommen waren.

„Heiliger Gott!“ ertönte gleich darauf sein Ruf, indem er sich mit äußerster Hast vom Pferde warf. Die Andern erkannten die Ursache nicht sogleich; doch Lippen und Wangen erbleichten ihnen, als sie jetzt einen Menschen in dem Bauche eines aufgeschlitzten Pferdes entdeckten, der aus dem grausen Lager seine Hände hülfeflehend dem herbeieilenden Rasinski entgegenstreckte.

„Blendwerk der Hölle!“ rief dieser und drückte sich beide Hände vors Gesicht — „es ist Petrowski!“

Vom Entsetzen wie zermalmt bebten Ludwig, Bernhard und Jaromir zusammen, als sie dieses Wort hörten und jetzt den unglückseligen Greis erkannten. Jaromir war der

Erſte vom Pferde, um Raſinski bei dem Werke der Rettung Hülfe zu leiſten. Dieſer ſtand vor dem Elenden und hielt beide Hände deſſelben krampfhaft in den ſeinigen; er hatte das Geſicht von dem Sterbenden abwärts zu Jaromir gewendet. In ſeinen Zügen war eine krampfhafte Gewalt zu erkennen, den ungeheuren Schmerz nicht Herr über ſich werden zu laſſen; doch er mußte unterliegen. Tropfen des Angſtſchweißes ſtanden auf der Stirn des Helden, große Thränen rollten über ſeine Wangen; er vermochte kein Wort zu ſprechen. Die entſetzenvolle Plötzlichkeit dieſer Begegniß hatte ſelbſt ihm die Faſſung geraubt.

„Du noch unter den Lebenden, alter, treuer Kamerad!“ rief er endlich und lüftete dadurch die bedrängte Bruſt — „und ich ſuchte Dich vergeblich unter den Todten!“

Der Greis, von Elend und Jammer abgezehrt, hatte doch noch eine Thräne bei dieſer letzten Freude.

„Gott im Himmel! — Dank! —“ waren die einzigen Worte, die er mit brechender Stimme zu ſtammeln vermochte. Die Angſt ſeiner Qual hatte ihm noch die Kraft zum Hülferuf gelaſſen; die namenloſe Freude raubte ihm jetzt Sprache und Beſinnung.

„Gott, Gott, biſt Du denn allwiſſend!“ rief Raſinski. „Im ſchauderhaften Arme der Verweſung und des Todes lag dieſer Lebende; ſeine Speiſe, was der hungernde Wolf, was der krächzende Rabe verſchmäht; jeder Augenblick eine Hölle — und funfzigmal ging Deine Sonne überhin und ſah den Jammer, und Du ſandteſt ihm keine Rettung!“

Jaromir, Bernhard, Ludwig und Boleslav waren herangeeilt und wollten den Verſuch machen, den Unglücklichen aus ſeiner peſtaushauchenden Lagerſtatt emporzuheben. Doch ſchon ſtarrte ſein in die Höhle zurückgeſunkenes Auge ſie gebrochen und bewußtlos an; ein Lächeln ſchwebte über die vom

unbegrenzten Elende tief eingefurchten Züge, er athmete noch einmal auf — dann sank ihm das Haupt auf die Brust, und die Seele war entflohen.

Rasinski ließ die Hände des Todten nicht los; sein thränendunkler Blick heftete sich auf die erblaßten Züge, die selbst im Kampf der Qual und des Todes den kriegerischen Adel bewahrt hatten. „Seht diese schöne Stirn voll Narben, geschmückt mit silberner Locke! — O, das war ein treues Soldatenherz! — Und so fürchterlich zu enden!"

„Nein, er endete schön," sprach Ludwig, dessen Seele sich mächtig zu dem Allgütigen erhob, der dem Gefolterten in der Stunde des Todes die liebsten Freunde wie durch ein Wunder in seine grauenvolle Einsamkeit sandte; „er starb schön! Sieh nur, wie seine Züge sich verklärt haben!"

Jaromir schwang sich plötzlich zu Pferde und sprengte rasch den Weg, den sie gekommen waren, zurück; man wußte nicht, was er beabsichtigte. „Wartet hier zwei Minuten," rief er, „ich bin gleich zurück."

Still umstanden die Freunde den Gestorbenen. — „Gebt mir eine Scheere," bat Rasinski, „ich will mir eine Locke zum Angedenken von seinem Haupte mitnehmen."

Bernhard reichte ihm aus seiner Brieftasche, was er verlangte. „Gönnst Du mir zehn Minuten," sprach er, „so zeichne ich den Kopf hier in meine Schreibtafel. Diese Züge fehle ich nicht."

„Das Blatt soll mir heilig sein," antwortete Rasinski und dankte dem Freunde durch einen Händedruck.

Während Bernhard zeichnete, kehrte Jaromir zurück. Er hatte zwei Spaten quer über dem Sattelknopf liegen. „Wir müssen unsern Kameraden begraben!" rief er von weitem; „es ist Gottes Geheiß, der uns in seiner Todesstunde zu ihm geschickt hat."

„Woher haſt Du die Spaten?“ fragte Raſinski verwundert; „gewiß hätte ich gleich an ein Begräbniß gedacht, wenn ich die Möglichkeit geſehen hätte, es zu veranſtalten. Du bringſt meiner Seele den ſchönſten Troſt!“

„Ein Zufall ließ mich die Werkzeuge entdecken. Vorhin als wir von der Redoute herunterkamen, ſah ich in einer Vertiefung zwei zerſchmetterte ruſſiſche Laffetten liegen, an denen ich noch Haue und Spaten bemerkte. Das fiel mir jetzt ein, und da ich mir den Ort gemerkt hatte, eilte ich, ſie zu holen.“

„Gieb her,“ rief Raſinski und ergriff den einen Spaten. „Hier unter der jungen Fichte, die vielleicht einſt ein Greis unter den Bäumen wird, wie der Todte einer unter den Helden, laßt uns ihn begraben!“ Zugleich ſtach er ſelbſt die erſte Schaufel aus; Jaromir arbeitete rüſtig mit. Eine Erdſpalte, die nur etwas erweitert werden durfte, ſollte das letzte Lager des alten Kriegers werden. — Boleslav und Ludwig hielten des Todten Haupt leicht empor, damit Bernhard zeichnen konnte. Eine Viertelſtunde wurde dieſem heiligen Liebesdienſt gewidmet. Regnard blieb ſtummer, erſchütterter Zeuge; er hielt es für eine Ehrenpflicht, dem Begräbniß eines ſo ergrauten Kameraden ſeine Gegenwart nicht zu verweigern.

„Ich bin fertig,“ ſprach Bernhard und reichte Raſinski das mit charakteriſtiſchen, feſten Strichen entworfene Bild des Todten dar.

„Wir ſind es auch!“ ſprach dieſer und nahm das Blatt. „Vortrefflich!“ rief er, indem er es betrachtete. „Es iſt ganz der alte, treue Kamerad; es iſt ſeine ehrwürdige Stirn, ſeine mild im Tode lächelnde Lippe. Ich danke Dir ein Kleinod Bernhard!“ Er drückte ihm bewegt die Hand. „Jetzt entnehmt ihn ſeinem ſchaudervollen Bette und legt ihn

in die letzte, kühle, stille Wohnstätte. Du wirst einsam ruhen, alter Freund! Aber der Wolf soll doch Deine Gruft nicht aufwühlen, der Rabe nicht Dein treues Auge seinen Jungen zur Speise ins Nest tragen."

Der Leichnam wurde hinabgesenkt; bald bedeckte ihn die kalte Erde.

„Ruhe wohl," sprach Rasinski und streckte den Arm segnend über die Gruft aus. „Der Wille des Allmächtigen sandte Dir ein Maaß der Qual, das die menschliche Brust nicht zu fassen vermag, vor der die eisernen Nerven eines Helden erbeben. Doch seine Gnade ist reicher als seine Strenge; Dir wird vergolten werden. Du ruhest hier einsam, denn keiner Deiner Brüder schläft neben Dir und ferne ist die Heimath der Deinen. Aber am Tage der Auferstehung werden dreißigtausend Helden um Dich her erwachen, und Du wirst mit ihnen im Triumphe einziehen in die Pforten des Jenseits. — Dein Grab können wir nicht schmücken! Der nächste Frühling muß es thun! Fluch der Axt, die diese junge Fichte berührt, welche uns noch in späten Jahren diese heilige Stätte bezeichnen kann; doch Segen über den, der dieser Gruft ein Liebeszeichen weiht." Hier verstummte er.

Bernhard rief: „Laßt uns dort den Stein auf die Gruft wälzen!" Wenige Schritte davon lag ein ansehnlicher Granit, der fast die Form eines Würfels hatte. Die kräftigen Jünglinge packten den schweren Block an und wälzten ihn glücklich bis auf die Grabstätte. Dann brachen sie grüne Zweige von der Fichte ab, steckten sie in die frisch aufgeworfene Erde, und Bernhard kratzte mit seinem Messer ein P in den Stein.

„Jetzt die letzten kriegerischen Ehren," sprach Boleslav und holte seine Pistolen aus der Halfter; die Andren thaten ein Gleiches. Rasinski trat zum Commando vor. Er zog

den Säbel und commandirte mit heiligem Ernſt: „Schlagt hoch an! Feuer!“

Die Schüſſe fielen, die Rauchſäule ſtieg grade empor und glänzte in einem flüchtigen Blick, den die Sonne durch das Gewölk warf. Doch von dem Knall aufgejagt, flatterten ringsum Schaaren von Raben auf und flüchteten mit rauſchendem Flügelſchlag.

Dreimal wurde dem Beſtatteten der kriegeriſche Ehrengruß gebracht, dem auch Regnard ſich nicht entzog.

Dann ſetzten ſie ſich auf und ritten eilig, ſchweigend, zu den Ihrigen zurück, die ſie an der Grenze der Feldmarken einholten, welche die Geſchichte bis für die Söhne ferner Jahrtauſende mit erſchütternder Denkwürdigkeit bezeichnet hat.

Neuntes Capitel.

Nach zwei mühſeligen Tagen erreichte das Heer Wiazma; hier ließ der Kaiſer einen Raſttag halten, um die Nachhut, welche der Marſchall Davouſt führte, zu erwarten.

Schon waren die Kräfte der Truppen aufs Äußerſte angeſtrengt; Viele, durch Krankheit oder Wunden geſchwächt, blieben zurück; ſelbſt der feſteſte Wille vermochte nicht, die verſagenden Kräfte des Körpers zu erſetzen.

Raſinski war glücklich genug geweſen, noch keinen von den Seinigen zu verlieren; dies dankte er theils ſeiner frühzeitigen Sorge für ihre wärmere, feſtere Bekleidung, theils der unermüdeten Thätigkeit, mit der er noch jetzt fortwährend den Bedürfniſſen, ſo viel es möglich war, zuvor-

zukommen ſuchte. Vornehmlich hatte er durch das Beiſpiel muthiger Zuverſicht den Geiſt der Ordnung, der Ehre und des Vertrauens zu erhalten gewußt, der in ſo bedrängenden Zeiten die ſicherſte Rettung, der wirkſamſte Schutz gegen das hereinbrechende Verderben gewährt. Der Soldat iſt ganz überwältigt und verloren, wenn er es nur einen Augenblick aufgiebt, den grimmigen Feinden: der Noth, der Kälte, der übermäßigen Anſtrengung, Trotz zu bieten. So hielt Raſinski jetzt auf ſtrengere Ordnung im Marſch; er geſtattete durchaus kein Vereinzeln, kein Zurückbleiben, kein Vernachläſſigen der Pferde, der Kleidungsſtücke und Waffen. Er wußte den Reitern begreiflich zu machen, daß der kleine Mangel, dem ſie noch, wenngleich mit einiger Unbehaglichkeit, abhelfen konnten, in wenigen Tagen durch Vernachläſſigung zu einem unerſetzlichen Schaden geworden war. Seine Offiziere, ſo wie Ludwig und Bernhard, ſchloſſen ſich ihm durch gleiches, ſorgliches Aufmerken und eignes Beiſpiel wirkſam an.

In Wiazma war es Raſinski gelungen, noch ein leidliches Unterkommen für Pferde und Leute zu finden. Drei halb ſtehen gebliebene Mauern einer großen Scheune, die noch eine leidliche Bedachung hatte, dienten den Roſſen zum Stalle; da ſie aber alle nicht Raum fanden, ſo mußten ſie von acht zu acht Stunden wechſeln. Es war Stroh genug herbeigeſchafft worden, daß alle lagern konnten; allein die Fütterung fiel freilich mager genug aus. Doch ſchon die Ruhe in dem wärmeren Bezirk der bedeckten Mauern that den Thieren wohl. Für ſich und ſeine Leute hatte Raſinski ein Häuschen in Beſchlag genommen, das kaum dreißig Menſchen faſſen zu können ſchien. Doch durch genaue Vertheilung auf dem engen Flur-, Stuben- und Bodenraum, wobei man jedes Plätzchen achtete, war es dennoch möglich ge-

worden, ſechzig Mann, freilich eng genug, zu lagern. Durch eine Abwechſelung von acht zu acht Stunden, während welcher die Einen ſchliefen, die Andren die Pferde, die Wachtfeuer, das Kochen beſorgten, gelang es dem vorſorgenden Führer, die Leute völlig ausruhen und auswärmen zu laſſen, ſo daß ſie, als der Marſch fortgeſetzt werden ſollte, mit in der That durchaus friſchen Kräften an die beſchwerliche Reiſe gehen konnten.

Vor Tagesanbruch ſetzten die Colonnen ſich in Bewegung. Der Weg führte zwiſchen langen Fichtenwäldern dahin; die todte Einförmigkeit ſchien die ungeheure Weite, in der ſich die Krieger von der heimathlichen Gegend fühlten, noch zu vermehren. Auch die Länge der ſchon ſo beſchwerlichen Tagemärſche wuchs dadurch. Raſinski erhielt den Auftrag, mit ſeinen Leuten den Schluß des Zuges zu bilden, um die Zurückbleibenden heranzutreiben; denn ſeit den letzten zwei Tagemärſchen hatten ſich ſchon ſo viele Nachzügler gefunden, die ſich auf die ſpäterhin folgenden Corps verließen, und bis dieſe herankämen, einige Ruhetage zu erhaſchen glaubten, daß man dieſer Unordnung auf alle Weiſe ſteuern mußte. Er ritt daher hinter der langen Reihen von Wagen, die theils noch Bagage, theils Lebensmittel und Verwundete fortführten. Die überflüſſigen Munitionswagen und manche andre, die den Zug beläſtigten, hatte man bereits verbrannt und die Pferde vor die Kanonen geſpannt. Denn obgleich das Wetter hell blieb, ſo glatteiſte es doch jede Nacht, und alsdann konnte man mit den ſchlecht beſchlagenen, ungeſchärften Pferden ſelbſt gelinde Abhänge kaum hinankommen, ſo daß die Artilleriſten ſich ſelbſt mit vorſpannten, um die ihnen anvertrauten Waffen, an die ſie ihre Ehre ſetzten wie die Regimenter an ihre Adler, nicht zurücklaſſen zu müſſen. — Mit Mühe erreichte er den Bivouak, aus

dem man nach einer von Frost und Hunger gestörten Nachtruhe noch im Dunklen wieder aufbrach. Der grauende Tag zeigte ein klägliches Schauspiel. Eine Menge Leute waren vor Entkräftung zurückgeblieben; es war unmöglich, sie in ihren Reihen zu halten. Dazu wurde der Weg schlimmer, und die schlecht gefütterten Pferde schleppten sich nur mühsam vorwärts. Die Colonnen rückten äußerst langsam vor. Es wurden zur Fortschaffung der Kanonen mehr und mehr Pferde nöthig. Der Kaiser gab den Befehl, von allen Bagagewagen, selbst von denen der höheren Offiziere, die Hälfte der angespannten Pferde zu nehmen, um sie vor die Kanonen zu spannen. Da auf diese Weise die schon zu große Last für die halben Bespannungen eine nicht mehr fortzuschaffende wurde, mußte dieselbe in gleichem Maaße vermindert werden. Man sah daher Alles, was an entbehrlichen Geräthen, selbst an Kunstwerken, auf den Wagen befindlich war, wie unnützen Ballast auswerfen, und was sich davon verbrennen ließ, durch das Feuer vertilgen.

Als Rasinski neben Jaromir an einem dieser noch brennenden Scheiterhaufen vorüberritt, und sie ihre Pferde abseits lenken mußten, damit sie nicht in die Scherben kostbarer Porzellangefäße träten, die man unvorsichtiger Weise mitten in den Weg geworfen hatte, sprach er zu ihm: „Erinnerst Du Dich noch des Vorfalls dicht bei Moskau, wo der gebrochene Wagen geplündert wurde? Hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß jener Mann der glücklichste von Allen sei, weil man ihm die vergebliche Sorge für seine Trödelschätze zuerst abgenommen hatte?"

„Freilich," erwiderte Jaromir; „doch wer erkennt das? Glück und Unglück, ruhen sie nicht in unsrer Brust? Und wenn wir uns durch den Schein täuschen lassen, ist es nicht dasselbe, als ob wir durch die Wahrheit leiden? Mir selbst

iſt es jetzt oft ſo erſchienen, als ob wir erſt ſpät einſähen, was glückliche, was unglückliche Ereigniſſe für uns ſind. Bei dem erſten Angriff, den wir in der Schlacht von Meſſaisk machten, riß mir eine Kugel den Federbuſch herunter. Ich prieß mich glücklich, daß ſie mich nicht einen Fuß breit tiefer traf. Und doch wäre es mein Glück geweſen! Denn wenn mich jetzt oder ſpäter das Loos erreicht, was habe ich gewonnen, als einige Tage der Qual? — Und dennoch fühlte ich mich in jenem Augenblicke wirklich froh. Was iſt nun wahr, was iſt falſch an unſren Gefühlen?"

„Die Gegenwart gehört uns wenigſtens ſicher," ſprach Bernhard, der neben Jaromir ritt. „Doch auch die nicht," fuhr er raſch fort; „denn Zukunft und Vergangenheit können ſie vergiften. Darum aber, weil uns Nichts gehört, gehört uns Alles. Wo kein Gebieter iſt, herrſcht der, der herrſchen will, und unſer iſt, was unſer Wille uns giebt."

„Ich glaube doch nicht, daß Du ganz Recht haſt," meinte Boleslav; „denn wie gering iſt die Macht unſres Willens gegen die höherer Gewalten."

„Das iſt freilich die endliche Bedingung jedes Menſchen," ſprach Ludwig; „allein alles dies gilt ja auch nur bis zu einem gewiſſen Grade. Ich glaube nicht, daß Bernhard leugnen oder behaupten w es gebe nicht Glück, noch Unglück, ſondern der Menſch bilde ſich alles ſelbſt; aber Recht hat er, wenn er glaubt, daß es außer dem Glück, und ſei es das edelſte, das ſchönſte, welches dieſe Erde bietet, noch etwas Höheres giebt, das uns mächtig zur Seite treten kann, wenn uns Schmerz oder Freude überwältigen. So weiß der Schiffer über der Sonne, die ihm die heitre Fahrt verleiht oder verſagt, noch die ewigen Geſtirne, nach denen er blickt, wenn die Erde in Finſterniß gehüllt iſt."

„Ganz recht," warf Bernhard hin und ſchüttelte ſich,

weil der Herbſtwind ihnen eben rauh entgegenwehte; „aber die ewigen Sterne ſind kalt und leuchten auch nicht ſonderlich. Man geräth oft auf Klippen, wenn man die Naſe nach ihnen hinaufreckt. — Glaubt aber nicht, daß dies eigentlich meine Philoſophie iſt; ich habe nur die, keine zu haben, als welche ich jedesmal bei den Umſtänden borge. So z. B. jetzt, wo wir allerlei Plunder verbrennen ſehen, ſtelle ich die Lehre auf, daß man an Plunder ſein Herz nicht hängen ſoll. Dagegen würde ich, falls ich hier irgendwo einen gefüllten Bäckerladen wüßte, ſogleich beweiſen, daß er mehr werth ſei, als die Schatzkammer des Rhampſinit."

„Hungert Dich?" antwortete Jaromir wohlwollend; „hier iſt noch Brot, das ich zu mir geſteckt. Ich eſſe gar wenig."

„Nein, Lieber," entgegnete Bernhard und lehnte die Gabe ab; „Du weißt, daß ich ſo gut gefrühſtückt habe als Ihr Alle. Mein Gleichniß war im Sinne der ganzen Armee gedacht."

„Bis Smolensk hoffe ich," ſprach Raſinski, „werden wir uns noch, wenngleich mühſam, durchkämpfen. Dort ſind Vorräthe. — Aber horch! War das nicht ein Kanonenſchuß? Wahrhaftig! Ein zweiter, dritter! Der Schall kommt aus der Gegend von Wiazma? — Sollten die Ruſſen heran ſein?"

Alle horchten geſpannt auf die fernen, dumpfen Schüſſe, die die erſte Morgenſtille unterbrachen. — Doch bald wurde es wieder ſtill, man hörte nichts mehr. Indeſſen war Raſinski ſehr beſorgt geworden. Bisher hatte man nur die Beſchwerden einer langen, mühſeligen Reiſe zu überwinden gehabt. Sollte aber der Feind nachgerückt ſein und mit friſchen Kräften das erſchöpfte Heer angreifen, ſo war kaum abzuſehen, wie man dem gänzlichen Verderben entkommen

wollte. Es beruhigte ihn nicht, daß die Schüsse wieder verſtummten; denn da er die Fechtart des ruſſiſchen Heeres kannte, ſo war er überzeugt, daß wenigſtens ein Trupp verwegner, ſchneller Koſacken auf die Nachhut gefallen ſei, der zwar raſch zurückgejagt worden ſein mochte, aber nichtsdeſtominder den Beweis gab, daß das größere Heer nicht weit entfernt ſei.

Nachdenklich über die Folgen, welche ein ernſter Angriff haben konnte, ritt er ſchweigend vor den Seinigen her. „Bliski!“ rief er nach einigen Minuten einem ſeiner Reiter zu und winkte ihm, heranzukommen.

Bliski ritt in militairiſcher Haltung zu ſeinem Obriſten heran und fragte, was deſſen Begehr ſei.

„Du biſt lange in Rußland geweſen, Bliski,“ begann Raſinski; „kennſt Du genau die Straßen zwiſchen Malo-Jaroslawetz und Smolensk?“

„Das will ich meinen! Ich habe ſie wohl dreißigmal mit der Kibitke gemeſſen!“ erwiderte der muntre Krauskopf lebhaft und mit einem gewiſſen Stolz, daß ſein Führer von ſeinem Wiſſen Raths erholen wollte.

„Wie weit rechnet man von Malo-Jaroslawetz nach Wiazma über Medyn?“

„Wenigſtens einen Tagemarſch, ja es können auch zwei ſein, näher als der Weg, den wir gemacht haben. — Wenn die Koſacken Luſt gehabt hätten, müßten ſie uns ſchon von Wiazma bis auf den halben Weg nach Gjaz entgegengekommen ſein.“

„Meinſt Du?“ fragte Raſinski lächelnd und erfreut über den guten Verſtand des Burſchen, der die Bedeutung ſeiner Frage ſo raſch errieth.

„Bei der Mutter Maria, mein Obriſt,“ entgegnete Bliski lebhaft, „ich habe mich gewundert, daß es nicht ge-

ſchehen iſt. Aber wir wollten ſie getroffen haben! Ich hatte mir den Säbel ordentlich geweht, denn ich bin's ihnen noch ſchuldig von dem Hieb hier über das linke Auge und den Stich durch den Arm! Nun wer weiß, treffen wir uns bei Dogorobuye."

„Weshalb dort?" fragte Raſinski, obgleich er ſehr gut wußte weshalb.

„Weil dort die große Straße von Kaluga auf die nach Smolensk trifft. Ich denke, wir werden da etwas zu thun bekommen?"

„Wünſcheſt Du's?"

„Wenn mein Pferd und ich bis dahin wieder gut ausgefüttert werden, ſoll mir nichts lieber ſein; aber es ſieht nicht danach aus. Seht nur, mein Obriſt, wie dem armen Thiere das Fleiſch von den Rippen fällt; und die Hüftknochen ſtehen ihm heraus, daß man den Czakot daran aufhängen könnte."

„Tröſte Dich, Bliski, wir leben auch nicht im Überfluß," ſprach Raſinski freundlich.

„Ei," rief Bliski, „nach mir frage ich nichts; denn ein fetter Reiter iſt des Pferdes Gift, wie wir bei uns in der Woywodſchaft Sendomir ſagen; aber meinen Gaul ſehe ich eben ſo ungern darben, als ich meinen Säbel ſtumpf oder mein Piſtol ohne Stein weiß. Kann ich mich nicht mehr auf meinen flinken Rappen verlaſſen, dann iſt der ganze Reiter nichts mehr werth. — Nicht wahr, Alter?" Hiebei bückte er ſich und ſtreichelte ſeinem Thiere freundlich den Hals.

Raſinski hatte wenig auf das Geſchwätz gehört, weil die gefährliche Lage der Armee ſeine Gedanken zu ernſthaft beſchäftigte. — „Wie weit rechnet man von Kaluga bis Dogorobuye?" unterbrach er Bliski's Anrede an ſeinen Rappen.

„Gegen hundert achtzig Werſt werden es wohl ſein.“

„Und iſt der Weg gut?“

„Das kommt auf das Wetter an; jetzt vermuthlich wie hier, auf der Höhe leidlich, in der Tiefe moraſtig. Aber wenn es ſchneiet, ſo iſt's die beſte Schlittenbahn im ganzen Kaiſerthum.“

„Nun, nach Schnee ſieht es noch nicht aus.“

„Wer kann's wiſſen, mein Obriſt? Die Jahreszeit iſt da, die Frucht wird reif werden, ſo ſicher wie im Herbſt die Pflaume.“

„Gut, gut, Bliski; reite jetzt nur wieder zu Deinen Kameraden zurück; ich weiß nun ſchon, was ich wiſſen wollte. Du kennſt die Gegend und wirſt Dich zurecht finden, wenn ich Dich brauche.“

„Das hat nicht Noth,“ rief Bliski mit lebhaften Augen; „ich finde mich von hier bis Madrid zurecht.“ Damit ritt er wieder in das Glied zu ſeinen Kameraden ein.

Als jetzt die Straße eine Krümmung machte, und das Gebüſch zur Seite aufhörte, erblickte man einige hundert Schritte vorwärts ein ſchwarzes Gewimmel von Menſchen, die an der Seite des Weges eifrig beſchäftigt ſchienen. Zugleich ſah man Wagen hinaus in das Feld fahren.

„Da wird's wieder ein Auto-da-Fe geben,“ ſprach Raſinski zu den Freunden zurückgewandt. „Es iſt auch nöthig, die Kanonen noch ſtärker zu beſpannen, denn ſie kommen nicht aus der Stelle.“

Das Treiben und Verkehren neben der Heerſtraße hielt die Blicke der Reiter aufmerkſam gefeſſelt. Die Sonne ſchien hell; plötzlich wurde ihr Bild mitten aus der ſchwarzen Maſſe der verſammelten Leute blendend zurückgeworfen.

„Das iſt das Kreuz des heiligen Iwan!“ rief Bernhard, der ſich ſogleich an die Begebenheit bei Moskau erin-

nerte. Mit gespannter Erwartung betrachtete man jetzt alles, was auf jenem Punkte vorging. Da der Weg sich eine Höhe hinanzog, übersah man bald das ganze Feld. Ein kleiner See wurde zur Seite sichtbar. Rings um denselben war eine Reihe von Wagen aufgefahren, bei denen unzählige Menschen mit Abladen beschäftigt waren. Andre spannten die Pferde ab und führten sie auf die große Straße zurück.

Wie man näher und näher marschirte, und die Gegenstände sich deutlicher unterscheiden ließen, sah man, daß die in Moskau erbeuteten Trophäen, welche als Zeichen des Sieges für die staunenden Bewohner von Paris im Triumph in die Hauptstadt eingeführt zu werden bestimmt waren, hier in den See versenkt wurden. Prachtvolle Verzierungen von Erz, jenen stolzen Palästen der alten Zaarenstadt entnommen; merkwürdige Kanonen, die Rußland in seinen Kriegen mit dem Orient erbeutet hatte; endlich selbst jenes strahlende Kreuz des heilgen Iwan, wurden hier in die sumpfige Tiefe der trüben Fluth versenkt.

Also blieb das Heiligthum doch auf seinem heimathlichen Boden! Der Versuch, es zu entreißen, war nicht gelungen. Die beschirmenden Götter und Heiligen des Landes hatten es nicht verlassen, sondern mit Schmach mußte der Feind selbst den Besitz aufgeben und bekennen: Ihr waret mächtiger als ich in meinem Übermuth!

Mit einem eignen Gefühle des Grauens sah Jaromir das riesenhafte goldne Kreuz in die Wellen hinabsinken. Er dachte an die seltsamen Ereignisse, die er bei der Abnahme desselben in Moskau erlebt hatte. Hatten jene düstren Zeichen gelogen? Oder prophezeiten sie Wahrheit? Fangen die Flüche und Verwünschungen, die das Volk laut über den Frevel, der an seinen Heiligthümern verübt wurde, ausgestoßen hatte, an, in Erfüllung zu gehen? Wird das unfrei-

willige Aufgeben der Beute den Zorn der beleidigten Penaten dieſes Landes verſöhnen?

Glaubt Ihr, dieſe Sühne ſei hinreichend? Seht Ihr nicht, wie zornig ſchwarz die Welle aufſchwillt, nachdem ſie das goldne Heiligthum in ihren Schooß verborgen hat? Sie wogt und gährt wie von geheimen Mächten bewegt, und ihr dumpferes Rauſchen gegen die Uferwand klingt wie murmelndes Zauberwort! Wahnverblendete! Habt Ihr mit dem heiligen Zeichen denn auch die Flüche von Euch geworfen, die der frevelhafte Raub über Euch heraufbeſchwor? Sie ſind nicht mit geſunken in die Tiefe dieſer Waſſer, aber ſie werden wieder aufſteigen, wie aus einem kochenden Zauberkeſſel, und Euch, mächtig beflügelt, mit giftigem Hauche verfolgen. Seht Ihr nicht, wie der ſchwere, dunſtige Brodem aus dem Sumpfgrabe empordampft, worin Ihr das heilige Kleinod verſenkt habt? Aufſteigen werden ſie gegen den hohen, reinen Dom des Himmels und ſich zu furchtbaren Wettern ſammeln, um ſich über Eurem Haupte zu entladen. Schon trübt ſich die Sonne! Blickt wohl hin! Ihr ſeht ſie nicht mehr wieder, ſo weit die Völker Rußlands vor dem Bilde des heiligen Iwan knieen! Verhüllt bleibt Euch ihr reines Antlitz, bis der Letzte unter Euch verjagt iſt aus dieſen Grenzen, wenn Einer ſie lebend erreicht, um das Verderben der Andren daheim zu verkünden! Denn verfolgen wird Euch der Zorn des Allmächtigen, ſo lange Ihr auf dieſem Boden wandelt, den ihr mit frevelnden Füßen betratet, wo Ihr einbrachet mit räuberiſcher Hand in das Heiligthum des Glaubens, der Heimath, des Heerdes! Darum verſchleiert ſich das Auge des Weltalls, düſter, fürchterlich! Nur blutig roth wird es Euch noch anglühen durch die graue Nebelhülle, mit der ſich jetzo der Himmel umhängt.

Nun ruht das Kreuz des heiligen Iwan wieder auf

ſeinem heimathlichen Boden! Entriſſen iſt es den befleckenden Händen der Frevler! Jetzt wird es ſeine alte, ſchützende Kraft bewähren, wird die Völker dieſes unermeßlichen Reiches ringsher um ſich verſammeln. Sie ſtrömen herbei von den Ufern des Don und der Wolga, aus den Wäldern des Ural, aus den Steppen Aſiens, den Schneewüſten des Pols, von den Küſten des weißen und des ſchwarzen Meeres!

In tauſend Trachten und Zungen, bewehrt mit Schwert und Lanze, mit Keule, Pfeil und Bogen fluthen ſie heran! Keine Waffe, die nicht zu Eurer Vertilgung geſchwungen wird, keine Sprache, in der die Völker nicht Rache über Euch rufen! Wehe, Wehe Euch! Die Stunde des Verhängniſſes hat geſchlagen. Preiſen mögt Ihr die, die gefallen ſind, bevor ſie dieſen Tag ſahen!

Zehntes Capitel.

Ein rauher, eiſiger Wind erhob ſich gegen Abend. So dicht ſich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, dennoch erſtarrten ihnen faſt die Glieder, da, wo ſie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnſucht wurde die Morgenröthe als das Ende dieſer Qual erwartet. Endlich ertönte der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch grade jetzt erſt hatte der Schlaf angefangen, die Übermacht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt mußten ſich die durch Marſch und Wachen Übermüdeten mit Gewalt emporreißen. Viele waren ſelbſt durch ſtarkes Rütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu ſetzen, ſo lähmten ihnen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als ſie endlich auf

den Füßen ſtanden, ſchwankten ſie mit verſagenden Knieen einige Schritte, fielen aber bei der geringſten Unebenheit des Bodens taumelnd, wie betäubt wieder zu Boden. — Rafinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer ſeines Bivouacs überſah. „Hierher, Freunde,“ rief er mit feſter Stimme, „hier verſammelt Euch um mich. Auf, auf, zu Pferde!“ Ihn ſchüttelte ſelbſt noch der Nachtfroſt, doch er bezwang die Natur mit ſeiner feſten Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugſam durch viele Herangekommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säumige und Schwächere noch verweilten und ſprach ihnen Muth zu. „Rafft Euch zuſammen, Kinder! Die Nacht war rauh, aber der Tag wird beſſer ſein. Wenn Ihr erſt in Bewegung ſeid, werdet Ihr Euch auch erwärmen. Das Frühſtück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit Euch getheilt, und Ihr ſeht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht; der zuerſt Verzagende iſt der zuerſt Verlorne. Wir haben ja ſchon manchen böſen Tag zuſammen überdauert, wie ſollte Euch heute der Muth ſinken! Ein Pole verzagt nicht!“

So zuſprechend ging er durch die Reihen; ſein Wort, ja ſchon ſein bloßer Blick belebte den geſunkenen Muth der Leute. Bald ſaßen ſie Alle zu Pferde und begannen den Marſch.

„Es wird heute ſpät Tag werden,“ ſprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt ſein, denn es iſt kein Stern zu ſehen. — Wie iſt Dir die Nacht bekommen?“

„Sie war hart; aber man lernt jeden Tag mehr überwinden,“ erwiderte Ludwig.

„Ich glaube auch, der Menſch iſt ein Gewächſe, was

ſich leicht an alle Zonen gewöhnt. Wir rücken heute, däucht mir, in die kalte ein, wenigſtens wenn ich meinen Rücken, der Nachts gegen die Windſeite lag, zum Thermometer mache, ſo müſſen wir ſtark unter den Gefrierpunct gefallen ſein. — Mein Leib und Geſicht dagegen hat die ganze Nacht in der heißen Zone geruht."

„Suche nur Deine Augen zu ſchonen, Lieber, Du klagteſt ſchon neulich darüber," ſprach Ludwig ſanft.

„Was Wunder! Ich habe auch niemals gehört, daß Rauch von friſchem Holze und heller Feuerglanz ein Conſervativ für die Pupille wären. — Indeſſen iſt es wahr, meine Augen ſind gewiſſermaßen meine Hobelbank, mein ernährender Pflug; ja ſogar noch etwas Beſſeres, nämlich die Werkzeuge, mit denen ich den Honig aus dem Leben gewinne, was ſonſt, gleich der Lindenblüthe, die doch nächſt den Kräutern des Chamounythals den beſten Honigſeim abſorbirt, etwas bitter ſchmecken möchte. — Aber ſind Deine Augen Dir das nicht etwa auch?"

„O gewiß," ſprach Ludwig wehmüthig, denn er dachte an die holde Geſtalt ſeiner Geliebten; „doch für Dich iſt das Kleinod dennoch theurer." Hiebei legte er dem Freunde die Rechte auf die Schulter, ſtreifte dann am Arm hinab und faßte ſeine Hand, die er mit inniger Liebe drückte.

„Der Wind iſt verteufelt rauh!" rief Bernhard im unwilligen Zorn,. um ſeine Rührung über den Freund zu verbergen, deſſen Liebe nur an ihn dachte in dieſer Zeit des Erduldens. — „Ich wittre ſo etwas, als ſtecke Schnee in der Luft."

In der That wehte ein ſcharfer, eiſiger Wind aus Nordweſt her den Marſchirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er ſchon das Angeſicht bis zum Schmerz erkältet, doch ſchien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das ſtille Grauen der Nacht nur erhöhen. Dichtes ſchweres Gewölk zog über den Himmel dahin und ſchien mit jedem Augenblick ſich tiefer zu ſammeln. Über den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenwälder ſtreifte der Nebel ſchon ganz nahe hin, ſo daß er die Gipfel der höchſten Bäume faſt berührte. Er ſenkte ſich mehr und mehr.

„Es iſt noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen," ſprach Ludwig zu Raſinski.

„O ja," antwortete dieſer raſch und zuverſichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterſchied des ruſſiſchen und des deutſchen Winters kannte.

Die Dünſte fielen nicht in Tropfen nieder; ſie ſanken nicht vor der ſteigenden Sonne herab, um einen heitren Himmel zu enthüllen, ſondern ſie verdichteten ſich mehr und mehr und ſchwebten, in langſamen Kreiſen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windſtill; in dieſen wenigen Augenblicken aber ſtieg die Kälte auffallend, und darauf erhob ſich der Wind wieder mit erneuter Kraft und ſtreifte mit eiſig kalten Flügeln überhin. Plötzlich ſchienen die ſchwebenden Dünſte gleichſam zu zerrinnen und ſanken als dichter Reif herab. Aus höheren Luftregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder, und ehe man noch Zeit gehabt hatte über die ſchnelle, ſeltſame Veränderung zu erſtaunen, ſchien der ganze Dunſtkreis in Schneeflocken aufgelöſt, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und ſtäubend die Atmoſphäre erfüllten.

Mit Entſetzen ſah der Soldat ſich plötzlich vom Winter ringsher überfallen. Als habe er argliſtig einen Hinterhalt gelegt, ſo ſchnob er von allen Seiten heran und warf das unermeßliche Netz über ſeine Beute hin. Der Schnee fiel ſo dicht und ſcharf, daß man ihn wie ſtechend auf der

Wange empfand, bis dieſe in verklammender Erſtarrung fühllos wurde.

Mit einem ſtummen Grauen zogen die Schaaren der Krieger dahin. Das feſte Land ſchien in wenigen Minuten in ein ſtarres, pfadloſes, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie ſollte ſich der Ausweg aus dieſer Wüſte zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thurm mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche ſeit zwanzig Jahren von den Pyramiden Ägyptens und der ſyriſchen Wüſte bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Calabriens bis zu dem brauſenden Belt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren, und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, ſie empfanden jetzt zum erſten Male das kalte Geſpenſt des Entſetzens in ihrer Bruſt, und ſtarrten mit ahnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flockigen Gewölke aus unabſehbarer Höhe wie ein ſchwärzlicher Inſectenſchwarm herniederſtäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in ſeine kalte Umarmung ein, und was es berührte, ſchien der Tod mit ewiger Erſtarrung zu lähmen.

Wie ein ſich immer erneuendes Zaubergeſpinnſt ſpannte es ſich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die argliſtigen Schlingen ſeiner loſen Fäden ein. Nicht eherne, unzerreißbare Feſſeln legte es um den Fuß, aber es erſchöpfte in der tauſendfach wiederholten Anſtrengung, das leichte Band zu ſprengen. Langſam war die Folter, aber das Opfer gewiß; es ſtürzte nicht unter einem zermalmenden Keulenſchlage, ſondern es ſank allmälig unter einer Bürde zuſammen, die,

von Secunde zu Secunde nur um Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maaß der Kräfte weit überragte.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eignen Brust empfand und in den Zügen aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte die Fabel im Herodot hätte Recht," sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichte sich die Luft häufig durch herabflatternde Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Bivouac, wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen!"

Rasinski, der ernst blieb, aber die feste, muthige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine rüstige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegen kam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?" fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Grauhart etwas von der Wahrheit gewittert," antwortete Bernhard. „Er conjecturirt, es möge wohl Schnee sein, wovon die Thracier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehn!"

„Einmal! Der glückliche Jonier!" rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber," antwortete Rasinski absichtlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneite. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afrikaner die Römer vom Aleinus bis Cannä!"

„Nun, das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten," warf Bernhard hin; „hier sieht's nicht nach Orangenhainen aus."

Indeſſen verdichteten ſich die Schneemaſſen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölken herabſchüttelte, jagte der Sturm ſie auch von dem Boden empor und ſtäubte ſie ſo den Kriegern ins Angeſicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und geſenkten Stellen aus, durch die ſich die Straße zog.

„Man ſollte glauben, ſo viel Tauſende würden ſich bald eine feſte Bahn treten," ſprach Ludwig, aber wir finden vor uns faſt keine Spur und hinter uns laſſen wir auch keine zurück, ſo ſchnell verweht ſie der Sturmwind und bedeckt ſie der neu fallende Schnee."

Der Zug ſtockte. Anfangs glaubte Raſinski es ſei nur ein Aufenthalt von einigen Augenblicken, wie dies bei langen Marſchcolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernſthaftes Hinderniß obwalten müſſe, denn die Stockung dauerte länger und länger. — Ein Adjutant kam endlich auf ſeinem ermatteten Pferde mühſelig durch den Schnee herangaloppirt und redete Raſinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Obriſt, ſofort die Hälfte Ihrer Pferde zu ſtellen, um ſie vor die Geſchütze zu ſpannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Defilée, wo der Sturm ihn mannshoch zuſammengeweht hat. Die Sapeure müſſen uns erſt Bahn machen."

„Die Cavalerie ſoll abſitzen?" fragte Raſinski mit betroffenem Erſtaunen.

„Es iſt eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Garde du Corps müſſen anſpannen und zu Fuß gehn. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können ſie begleiten."

Raſinski ſah ein, daß er ſich nicht weigern könne, doch koſtete es ihn eine ſchwere Überwindung, ſeine des Gehens

ungewohnte Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von dieſen Empfindungen merken, ſondern behandelte dieſen Fall, wie alle, mit Ernſt, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern commandirte er daher: „Erſte und zweite Schwadron! In Sectionen, rechts ſchwenkt! Marſch!“ und ließ ſie aus dem Regiment hinaus neben die Straße reiten. Jetzt ſchwenkten ſie in halben Sectionen ein und folgten nun unter Raſinski's Führung dem vorreitenden Adjutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölf und zwölf an die Kanonen der nächſten Batterie ſpannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und ſchlechten Bruſtſiehlen geſchehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heut die Arbeit,“ ſprach Raſinski; „morgen werden Eure Kameraden ſie thun.“

Bernhard und Ludwig gehörten zu der erſten Schwadron; ſie hätten ihre Pferde gleichfalls hergeben müſſen, doch weil ſie Raſinski zunächſt zu ſeinem Ordonnanzendienſt beſtimmt hatte, behielten ſie dieſelben. Beide aber empfanden, daß die Zeit, wo ein Vorzug möglich und erlaubt war, vorüber ſei. Das ſtrenge Geſetz der Noth, die Alles gleichmacht, fing an einzukehren. Noch einige ſolche Tage und es gab nur noch Kameraden, keine Offiziere und Soldaten mehr. Sie ritten daher zu Raſinski heran und baten ihn das Loos ihrer Kameraden theilen zu dürfen.

„O wenn ich's Euch erſparen könnte!“ ſprach dieſer leiſe mit dem Ausdruck des Schmerzes. „Aber morgen müßtet Ihr thun, was Ihr heute wollt; darum habt Ihr Recht.“

Sie ritten daher gleichfalls weiter nach der Spitze der Colonne vor und meldeten ſich bei dem Artillerieoffizier, der die Batterie commandirte. Er wies ſie an, ihre Pferde vor eine Haubitze legen zu helfen, deren höchſt elendes, ermattetes Geſpann der Hülfe am meiſten bedurfte.

Auf dieſe Weiſe wurde es möglich die Artillerie fortzuſchaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe. Denn die Räder ſchnitten bis an die Achſen in den Schnee ein, der ſich in einen, mit dem Sande des Bodens gemiſchten, zähen Mulen verwandelte, ohne ſich feſtzufahren. Peitſchenhiebe und Flüche ſchallten durch die Lüfte. Vor manchem Geſchütz ſah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menſchen den erſchöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Äußerſt langſam rückte die ſchwere unbewegliche Maſſe vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, ſondern Pferde und Menſchen ermüdeten gleich in dem immer höher ſteigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat ſchon die äußerſte Erſchöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löſte ſich auf, je nachdem die Leute mit geſchwächten Kräften zurückblieben. Bald marſchirten Viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man ſie in dem Geſtöber und in den verwehten Spuren verlor, theils weil Jeder einen beſſern Pfad auszufinden ſuchte. So oft ſich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Maſſen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Erleichterung zu haben. Aber ſie wurde von Vielen furchtbar gebüßt. Denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Erdſpalten, oder doch ſteile Einſenkungen, die, durch den Schnee trügeriſch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu ſein ſchienen. Die Krieger ſtürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; Andere folgten, weil das kalte Stäuben der Flocken, die ihnen der Sturm ins Geſicht trieb, ſie blendete, unwillkürlich nach und ſtürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So ſah man oft Drei, Vier plötzlich übereinander hinſinken und im Schnee ver-

ſchwinden. Wenige arbeiteten ſich empor; den Meiſten verſagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der ſie ſich zu helfen ſuchten, entſank den erſtarrten Händen; ſie wollten einige Augenblicke raſten, um Athem zu ſchöpfen. Dann lähmte die Kälte ihnen die Glieder, ſie riefen wohl mit erſterbender Stimme um Hülfe, aber Niemand hörte ſie im Geheul des Sturms, oder das eigne Elend der Meiſten war ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie, wie in einem allgemeinen Schiffbruch nur an die eigene Rettung dachten. Die erſten Opfer, die auf dieſe Weiſe fielen, erfüllten die Bruſt mit ſchneidendem Jammer. Als aber die Zahl ſich mehrte, als ſie mit der einbrechenden Dunkelheit in die Hunderte, die Tauſende ſtieg, da ſtumpfte ſich der ſcharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Blick traf die, welche in der kalten, grauſenden Umarmung erſtarrten, und vergeblich die Hände nach Rettung ausſtreckten. Sterbend wandte ſich ihr Blick dem Vaterlande, den vorüberziehenden Kameraden zu, noch ein leiſes Ächzen entquoll der erſchöpften Bruſt, dann hüllte Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. — Andere ſanken vor Ermattung und Erſtarrung zu Boden, auch ohne in jene trügeriſchen Tiefen zu ſtürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte ſie mit ſeinem Leichentuch. Anfangs bezeichnete noch eine leiſe Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald ſtellte ſich die unterſchiedloſe Wüſte wieder her und jede Spur ſeines Daſeins war verſchwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhellte ſie. Nur düſterer umwölbte ſich der Himmel und ſchüttete fortwährend das eiſige Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob ſich rauher, kälter. Das Auge unterſchied kaum noch die Bahn für die nächſten Schritte; wer ſich zur Seite entfernte, wer zurückblieb, der verſchwand

in der Tiefe der Nacht. Strauchelte ſein Fuß, ſo verſchlang ihn die unabſehbare Schneewüſte, und ſein ſterbendes Auge ſtarrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Lebewohl zu; keine Hand reicht ſich ihm zum Abſchiede. Vergebens ſehnt ſich die brechende Bruſt zu den Lieben, zu der Heimath hinüber! Nicht um ſie glücklich zu erreichen, denn zu dieſer überſchwänglichen Hoffnung hat das Herz nicht mehr die Kraft; nur einem letzten Gruß der Liebe möchte es empfangen, nur nicht ſo fürchterlich allein in der ſchauerlichen Umarmung des Todes erſtarren!

Vergebens! Dein brechendes Auge ſtarrt umſonſt hinauf zum Himmel, das krampfhafte Beben deiner ſterbenden Bruſt rührt ihn nicht mehr! Taub iſt er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangſt. Flüche und Gebete ſchlagen gleich machtlos von ſeiner ehernen Wölbung zurück. Geſchloſſen ſind die Pforten der Gnade; das gigantiſche Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Eilftes Capitel.

Vor und in Dogorobuye bezog das Heer den Bivouac nach dieſem furchtbaren Tage. Mit gelähmten, erſtarrten Gliedern erreichten die Krieger den Ort der Ruhe; ihre Kleider waren durchnäßt geweſen, dann von der ſtrenger gewordenen Nachtkälte auf dem Körper gefroren. Wund geſcheuert an Armen und Schenkeln wurde ihnen jeder Schritt zur Qual. Und jetzt ſollten ſie erſt die mühſeligen Zubereitungen des Bivouacs machen, Holz, Stroh und Futter für die

Pferde, Lebensmittel für ſich ſelbſt herbeiſchaffen. Mit ſeinem Anſehn, ſeiner unermüdlichen Thätigkeit war es Raſinski wiederum gelungen, ein elendes Haus zu beſetzen, das wenigſtens der Hälfte ſeiner Leute Obdach gab. Er ſelbſt blieb im Freien. Durch Zureden und Beiſpiel munterte er die Erſchöpften auf, raſch noch die geringere Arbeit des Tages zu thun, Holz zu ſchlagen, zu kochen, einen Fleck vom Schnee zu ſäubern für die Lagerſtatt. Aber mit tiefem Schmerz ſah er, daß ihm funfzehn ſeiner Leute fehlten, die ſich erſt, ſeit es völlig Nacht war, verloren hatten. Kaum hatte er Hoffnung, daß ſie ſich noch einfinden würden. Dreiundzwanzig Pferde waren überdies an dieſem einen Tage geſtürzt! Wie ſollte das enden! Je düſtrer die Zukunft vor Raſinski's Blicken lag, je mächtiger empfand er die Nothwendigkeit, der Gegenwart ein heitres Antlitz zu zeigen, ihr gerüſtet entgegen zu treten, damit die, welche ihren Muth aus dem ſeinen zu ſchöpfen angewieſen waren, nicht vergebens das Auge auf ihn richteten. — Er redete ihnen freundlich zu, tröſtete, mahnte zur Ordnung und unverzagten That.

Der feſte, zuverſichtliche Ton ſeiner Worte, ihre unläugbare Wahrheit, die vertrauensvolle heitre Stirn, die er bewahrte, gaben ſelbſt dem Muthloſeſten die Hoffnung wieder.

Er blieb aber nicht bei Worten ſtehen, ſondern ſchritt zur That, und gab ſeine raſchen, überſichtlichen, beſtimmten Befehle. „Hier dieſe Stelle reinigt vom Schnee! Der Erdwall dort ſchützt uns gegen den Wind. — An der Waldecke drüben ſchlagt Holz, und aus den Büſchen bindet Beſen, den Schnee auf die Seite zu kehren. Jaromir, Du nimmſt zwanzig Mann und empfängſt Heu und Hafer; beim Generalcommando der Cavalerie wird einiges vertheilt werden. — Ihr, die Ihr zu Fuß gegangen ſeid, ruht Euch jetzt in die-

ſem Hauſe aus; es wird Euch faſſen, zwar eng genug, aber dafür ſo, daß Ihr einander erwärmt."

Dieſe Befehle fanden pünktlichen Gehorſam. Nur Ludwig und Bernhard eilten nicht mit den Übrigen auf die Hütte zu.

„Warum legt Ihr Euch nicht nieder, Freunde!" fragte Raſinski dringend.

„Wir bleiben bei Dir," lautete die Antwort Beider.

„Verſage uns dieſe liebe Gewohnheit nicht," fuhr Ludwig fort; „Deine Nähe, das Vertrauen zu Dir, giebt uns mehr Kraft als jenes Obdach. Und was Du überdauern kannſt in dieſer Nacht, das wird auch uns nicht hinwegraffen."

So wuchs die Liebe, die Treue in der Zeit der Bedrängniß. „Nun denn, wie Ihr mögt," ſprach Raſinski mit ſchwer bekämpfter Rührung; „aber Ihr werdet dann immer das härteſte Loos theilen, denn daß ich vor meinen Kriegern nichts voraus haben will und darf, wißt Ihr."

Schon kamen einige Leute mit friſch gefälltem Holz beladen heran. Es wurde ein Fleck vom Schnee gereinigt und ein Feuer angezündet. Lang dauerte es, bis die Flamme hell aufſchlug, denn das Holz war jung und feucht; doch nach einer Stunde war auch dieſes Übel überwunden, und da durch Raſinski's Vorſorge noch einige Lebensmittel vorhanden waren, die er ſparſam aber gerecht vertheilen ließ, ſo fand der erſchöpfte Körper auch bald einige Erquickung.

Offiziere und Leute lagerten ſich rings im dichtgeſchloſſenen Kreiſe um die Flamme, einander mit den Bruderarmen umfaſſend und erwärmend. So ruhte Ludwig an Bernhards Bruſt und Raſinski lehnte ſein Haupt auf deſſen Schulter; Jacowir und Boleslav auf ſeiner andern Seite hielten ſich eng umſchlungen. Die Liebe trotzte dem rauhen Sturm und

Schnte der Winternacht und trug ihr heiliges Leben in die Erſtarrung rings umher.

Ludwig war auf's Äußerſte erſchöpft; nur der Gedanke an ſeine einſame Schweſter, an ihre Troſtloſigkeit, wenn er unterliegen ſollte, hatte ſeinem ſchwächer gebildeten Körper Muth gegeben, die ungeheure Anſtrengung zu ertragen, unter der er oft zu erliegen glaubte, und vielleicht erlegen wäre, wenn Bernhard mit ſeinem ſtärkeren Körper und küſtigerem Sinn ihm nicht treu zur Seite geblieben wäre. Doch wenn dieſe Qualen ſich wiederholten, was dann? Mit einem innern Schauer wandte ſich Ludwig von dieſen Vorſtellungen zurück. Sein Leben ſchien ihm verſchlungen in den Schauern düſterer Nacht; doch da ſchwebte aus dem ſchwarzen Hintergrunde der Finſterniß, in die ſein Auge ſich verlor, ihm das heilige Bild ſeiner Liebe entgegen. Wie ein ſanfter Mondſtrahl fiel es in das Dunkel ſeiner Seele und trat dieſer um ſo näher, tröſtender und holdſeliger entgegen, je ferner es die Wirklichkeit entführt hatte. So füllen theure Hoffnungen uns am ſehnſüchtigſten das Herz, je ferner die Erfüllung uns ſteht, und aus dem tiefſten Abgrunde des Unglücks richtet ſich der Blick mit dem gläubigſten Vertrauen, mit der heißeſten Inbrunſt zu der ewigen Huld empor. — Ja ſie wird dein Schutzengel ſein, dachte er in ermuthigter Kraft, ſie wird dich, eine Heilige, tröſtend, rettend umſchweben. Wandte ſie nicht ſchon einmal das Verderben von deinem Haupt? O gewiß, gewiß iſt ſie mir nahe! — Er gab ſich dieſen träumeriſchen Hoffnungen mit ſüßer Sehnſucht hin. — Sollten ſich unſre Geſchicke nur deshalb ſo räthſelhaft verſchlungen und berührt haben, daß ſie ewig unaufgelöſt bleiben? Nein, das kann der Allmächtige nicht wollen. Er führt uns ſeine dunklen Irrwege nicht, um uns inmitten der labyrinthiſchen Bahn zu verlaſſen, ſondern um uns zu dem

wunderbaren Ziele ſeiner Gnade und Weisheit zu leiten. Nicht das kalte Geſetz der Natur iſt ſo roh, daß es ſeine Tauſende von Keimen und Trieben nur deshalb entwickelte, um ſie im Emporblühen zu zerſtören; wie ſollte das ewige, heilige Geſetz der Schickung ſich ſelbſt ſo grauſam verhöhnen! Nein, der Tag wird kommen, der Alles löſt; die Stunde muß erſcheinen, wo ihre holde Geſtalt dir entgegentritt und dir die Hand reicht und ſüß tönend ſpricht: Die Prüfungen ſind überwunden, jetzt winkt dir der Lohn! —

Aber wie, wenn es erſt Jenſeits wäre? — Und weshalb denn nicht? Wenn hinter jener unabſehbaren Nacht, die uns umhüllt, der ewige reine Tag glänzt, wenn über dem undurchdringlichen finſtren Gewölbe des Himmels, das ſtarr über uns ſteht, klare heitre Sterne leuchten, Tauſende von Sonnen wandeln, — wie ſollte denn nur die Nacht unſrer Seele ungelichtet bleiben? Muth, Vertrauen, feſter Glaube! — Und doch, wie mächtig hält mich dieſes heilige Leben der Erde, das ich warm, körperlich, ſelbſtbewußt empfinde! Allgütiger Vater! O ſende deinen Segen ſchon jetzt auf die irdiſche Bruſt herab, löſe die Räthſel hier, die du hier geknüpft! Laß dieſes Herz nicht in ungeſtillter Sehnſucht brechen! Warum ſollten wir das namenloſe Glück mit namenloſem Schmerz erkaufen! Ich dulde als ein Wandrer dieſer Erde, laß mich auch ſo Ruhe und Labung finden! Für die Wunder des Jenſeits iſt meine Bruſt zu eng. Gieb mir was ich zu faſſen vermag. O, du biſt ja ſo reich an Seligkeit, daß du uns hier das überfüllte Maaß reichen kannſt und Jenſeits doch noch ein unbegrenztes Meer der Verklärung vor uns ausbreiteſt! Du gabſt mir dieſes Leben, gabſt mich ihm; Vater, iſt es denn eine Schuld meines Herzens, wenn ich mit heißer Inbrunſt an ſeinen reinſten Wonnen hange?

In dieſen Gedanken überſchlich ihn der mehr betäubende als erquickende Schlaf. Doch die übermüdete Natur haſchte mit Begier nach der kärglich und verkümmert zugemeſſenen Gabe.

Bald umfing ihn der Gott des Traumes und wob die täuſchenden Gebilde um ſeine Seele. Noch ſchimmerten die wüſten Bilder des Tages in dem geſchloſſenen Auge nach. Der in dämmernder Bewußtloſigkeit hinſinkende Geiſt vernahm noch die Nachklänge ſeines Wachens. Die Wirklichkeit verſtärkte ſie. So irrte Ludwig athemlos, erſchöpft, mit gefeſſeltem Fuß, deſſen bleierne Schwere er nicht zu beſiegen vermochte, denn die Bande des Schlafes und des Liegens hemmten die Bewegung der Muskeln, durch tiefe Schneefelder. Der Sturm heulte um ihn, denn ſein Ohr vernahm ihn im Schlaf, wie er über die Waldgipfel hinweg brauſe, nnd riß weit aufgähnende Klüfte in den wirbelnden Ocean grauer Wolken, der ihn umwallte. Wenn ſich die Nebelwogen theilten, glaubte er fernes ſonniges Land ſchimmern zu ſehen, nach dem er ſehnſuchtsvoll die Arme ausſtreckte. — Wo bin ich? Allein in dieſer Einöde! Ach jetzt erkenne ich es, es iſt ja der Sanct Bernhard mit ſeinen Schneefeldern, auf dem ich mich verirrte. Dieſem hellen Schimmer muß ich nach, dort erreiche ich das ſchöne Land zu meinen Füßen.

So flüſterte ihm die Stimme des Traumes zu, und der wohlwollende Gott lieh ihm ſeine ſanften Flügel, um ihn in die ſchönen Fluren hinabzutragen.

Jetzt wird mir leicht; mit dieſer Wolke ſchwebe ich hernieder. Wie ſo oft im Traum hatte er natürlich als Liegender das Gefühl, von einer Höhe ſanft herabzuſchweben. Die Nebel- und Wolkengebilde theilten ſich, der Schnee verſchwand; Ludwig glaubte auf einer ſanften, grünenden Matte zwiſchen dem Felſenthale hinzuwandeln. O Dank, Dank, daß

ich mich aus dieſer Wildniß wieder auf den richtigen Pfad gefunden! Dort hinter mir liegt ja das Hospitium auf der Schneehöhe; ja, hier ſteige ich nach Aoſta hinab. O du Liebe, Holde, warum entfliehſt du vor mir? Ich ſehe ja deinen grünen Schleier flattern, ich habe dich ja längſt erkannt! Bianca, Bianca! Warum warteſt du nicht mein? Warum willſt du wie damals weiter und immer weiter hinwegziehen? — Da wandte ſich die edle Geſtalt der Geliebten um, und ſie ſchlug den Schleier zurück und blickte ihn ſanft lächelnd an. Ich bin dir ja ſo nahe! Dich peinigt ein Traum, daß du mich rufeſt. Siehſt du nicht die reizende Landſchaft um uns her? Ermuntre dich, ſetze dich zu mir auf dieſe Bank an der Hütte. Ja; mein Geliebter, hier wollen wir wohnen, hier iſt es traulich und ſtill. Sieh nur wie die Rebe ſich um das Fenſter rankt, und die breite Kaſtanie, die ihre Äſte weit über das Dach hinſtreckt!

Wie Frühlingshauch trafen ihn dieſe Worte und eine ſüße ſelige Wehmuth drang in ſein Herz. Bianca! Iſt es denn kein Traum? Bin ich endlich mit dir vereinigt, rief er bang und hob die Arme, der Geliebten entgegen. Sie neigte ſich holdſelig zu ihm, er zog ſie näher und drückte ſie bebend an ſeine klopfende Bruſt.

Sie ſaßen nebeneinander auf dem Raſen, gegen den Stamm der alten Kaſtanie gelehnt. Ludwig hatte den Arm ſanft um den Nacken der Holdſeligen gelegt, und ſie ſenkte das Haupt auf ſeine Schulter; ihre Hände ruhten ſpielend ineinander.

O ſo werden die wunderbaren Träume doch endlich wahr! So ſind wir endlich vereinigt und nichts mehr trennt uns wieder. — Nein, laß mich nicht los, wenn die kalte Wolke dort vom Gebirg herabkommt und uns verhüllt. Wenn ich dich nicht ſehe, mußt du dich inniger an meine

Bruſt ſchmiegen. Zitterſt du vor dem rauhen Sturm? Er wird die Lawine auf uns herabſtürzen! Sieh nur, ſchon ſtäubt die Schneehaube dort auf dem Felſen hoch auf! — Weiter abwärts laß uns flüchten!

Der Traum riß den Schlummernden in neue verwor-rene Vorſtellungen hinein. Durch den Sturm und den wir-belnden Schnee, der ſein Angeſicht wirklich traf, wurde er aus den holden Bildern, die ſeine Sehnſucht geſchaffen, rauh aufgeſchreckt. Er glaubte mit Bianca zu flüchten. Wohin ſie ſich wandten, ſtürzten die Lawinen. Die Erinnerungen jener erſten Nacht auf dem Simplon ſtiegen in ſeltſam inein-ander verrinnenden Bildern vor ſeiner Seele auf. Er glaubte tief verſchüttet zu ſein; um ſo inniger, angſtvoller drückte er die zitternde Geliebte an ſeine Bruſt. Er tröſtete ſie. Sei nicht bang, Holde, weißt du, als wir damals, in jener er-ſten Nacht in der dunklen Höhle der Erlöſung harrten? Ach wie ſehnte ſich da mein Herz nach deiner Umarmung! Liebteſt du mich denn auch damals ſchon? — Seit dem Augenblicke wo ich dich zum erſtenmale ſah, antwortete ſie mit unausſprech-lich ſüßer Stimme, als du mir das goldne Band brachteſt, weißt du noch? Es war ja an der Hütte im Thale, wo wir eben weilten!

O damals! Wie ſchön war es damals, als ich dein Angeſicht zum erſtenmal erblickte; Du lächelteſt mir entge-gen wie der Frühling Italiens, in den wir hinabſtiegen. — Siehſt du, dort öffnet ſich das ſchwarze Thor! Sieh nur wie die hellen Stralen des Tages hineindringen!

Er ging Arm in Arm mit der Geliebten dem Aus-gang der Felſenhöhle zu. Das Thal lag, wie damals, vor ihm ausgebreitet; der Lenz öffnete die erſten Knospen und lächelte aus dem blauen Himmel über die Berge hin. — Sieh nur wie die Kleine uns dort entgegenhüpft. Sie er-

kennt die ſchöne Signora wieder, die ſo freundlich mit ihr that. Aber laß uns dort hinunter nach den blauen Seen, den Rebengeländen und blühenden Gärten. Jetzt wallen wir zwiſchen den Felſen dahin, die Sonne wird untergehn, wenn wir am Abhang ſtehen und in das ſelige Land hinunterblicken. Siehſt du? Siehſt du — jetzt dringt uns ihre rothe Gluth grade ins Auge. Dort hinter der Alpenſpitze geht ſie nieder. Wie der goldne Rauch das Thal durchzieht und die fernen Gefilde, vom Purpurduft umſchimmert, mit dem Himmel zuſammenrinnen! O hier iſt es ſchön!

Immer reizendere Bilder webte der Traum. Arm in Arm mit der Geliebten wandelte Ludwig in ſeliger Einſamkeit durch die Fluren. Ein ſchattender Hain bot ihnen einen Ruheſitz. Unter den leichten Wölbungen der Zweige hindurch ſchweifte das Auge über Thäler und Fernen, die im Abendgolde ſchimmerten, dahin.

Bianca ſchmiegte ſich liebend an ſeine Bruſt; er berührte die Lippen der Holdſeligen, ſeine Seele erglühte in der trunknen Flamme, die ihn durchrann. — O gütiger Himmel, betete ſein Herz dankend empor, ich ſinke ſelig ſterbend hin in dieſer Wonne!

Da murmelte dumpfer, ferner Donner, wie wenn die Lawinen in den Abgrund rollen. Er fährt auf aus der Umarmung der Geliebten; ſie ſteht bleich und bebend vor ihm. Siehſt du, ruft ſie, die Sonne entzündet die Erde und Alles flammt auf in loderndem Brand. Ludwig ſtarrt hin. Ein Flammenmeer wogt rings um ihn her. Entſetzt will er fliehen. Sein Fuß iſt an den Boden gebannt. Die Geliebte flüchtet durch die Nacht, nur ihre weißen Gewänder ſieht er noch fern ſchimmern. Er ſtreckt die Arme nach ihr aus, er will ſie rufen, die Stimme verſagt ihm; die Flammen brennen ihm mit ſtechendem Schmerz

ins Auge. Da ſchlägt plötzlich ein donnerndes Getöſe an ſein Ohr und ſprengt gewaltſam die Bande des Schlummers, die ihn noch in feſſelnder Betäubung halten. Er ſpringt empor und ſtarrt um ſich her.

Selbſt wachend ſteht er noch betäubt und kann den ungeheuren Wechſel zwiſchen Wirklichkeit und Traum nicht faſſen. Endlich vernimmt er die dröhnenden Trommeln und Trompeten, die zum Aufbruch rufen. Der Wind treibt ihm die hochauflodernde Flamme des Lagerfeuers ins Geſicht, die ſchon in ſeine Träume furchtbar hineinleuchtete, bis das Kriegsgetöſe den Vorhang, der ſein Bewußtſein umhüllte, plötzlich zerriß. Jetzt erſt fühlt er wie die rauhe Hand der Wirklichkeit ihn unerbittlich packt und aufſchüttelt aus dem holdſeligen Wahn. Verſchwunden das Bild der Geliebten, verſunken die Zaubergärten des Traumes; verfinſtert das reizende Eden umher! Rings nur die Unermeßlichkeit der erſtarrten Wüſte und der Nacht. Aus ſeligen Gefilden iſt er hinabgeſtürzt in die Finſterniß der Verdammten. Welch eine grauſame Verhöhnung! Es iſt zu viel! Zermalmend ſinkt der Schmerz auf ſeine Bruſt, ſie muß zerſpringen in dieſer Qual.

Da faßt Bernhard ſeine Hand und blickt ihm ſtaunend ins Auge. „Was iſt Dir, Ludwig?“ fragte er mit ſanft eindringender Stimme.

„O mein Bernhard! In Deine Arme laß mich flüchten vor der kalten Schlange des Entſetzens, die mir mit eiſigen Ringen die Bruſt umſchnüren will.“

Er hielt ihn in heißer, unauflöslicher Umarmung; an dem Herzen des Freundes löſte ſich das ſtarre Grauſen ſeiner Bruſt, und in milden Wellen floß der tiefe, unerſchöpfliche Strom der Schmerzen dahin!

Zwölftes Capitel.

Endlich lag Smolensk, das viel verheißene, ersehnte Ziel der Mühen vor den Blicken der Krieger, und stieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneegefilde empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euren Eingeweiden nagt, gestillt werden, dort sollen die erstarrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, die todesmatte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Griechen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus verzagende Mannschaft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudendank gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgten Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühsal verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, hagern Gestalten, ein letzter Anflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größern Trupps, die verhungerten gespenstischen Gestalten derjenigen gewahrte, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung hegten, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wüsteneien des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Masse

blieben, für die niemals das ausreichte, was man auf einem Fleck verſammeln konnte. So waren denn Tauſende wie Räuberhorden dem Heere bald vor, bald nachgezogen, bald hatten ſie es zur Seite umſchwärmt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, ſchwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen ſich dieſe Schaaren gleich den Harpyen über Alles her, was ſie berührten. Keine vernünftige Stimme zügelte ihre bis zum Wahnſinn geſteigerte Begierde. Fanden ſie irgendwo eine Speiſe, ſo fielen ſie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und verſchlangen ſie mit ſo raſender Haſt, daß die Meiſten, wie an genoſſenem Gift gleich darauf unter wilden Qualen zuckend zu Boden ſtürzten und den Geiſt aufgaben. Doch kein Beiſpiel ſchreckte die ſpäter Herandringenden ab; wie von blindem Wahnſinn getrieben, ſtürzten ſie ſich in daſſelbe Verderben, das ihre Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja ſelbſt das Geheul und das Ächzen der noch zuckenden Sterbenden ſchreckte ſie ſo wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Elend hatte die menſchliche Natur in dieſen Unglückſeligen zur entſetzlichſten Entartung geführt; Jeder kannte nur ſich ſelbſt, nur den nächſten Augenblick. Denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und Alles was dieſe ſtillte erſchien als ein nicht zu faſſendes Glück, wenn gleich in der nächſten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Dieſe grauenhaften Geſtalten erſchienen plötzlich, zu dunklen Schwärmen zuſammengerottet, wie ſie aus den nächſten Wäldern, durch die ſie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder ſpäter auf die Straße geriethen. Eine Viertelſtunde vor der Stadt häuften ſich die Andrängenden ſo, daß die noch geordneten Corps der alten und der jungen Garde, ſich nur mit Mühe die Straße zum Marſch freihielten. Jetzt zogen

ſich die Thalränder, die die Ufer des Dniepr bilden, näher zuſammen und beſchränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten ſich dieſe entſetzlichen Rotten auf den Höhen. Sie verſuchten auf den beſchneiten, beeiſten Abhängen hinunter zu klimmen, um die Straße zu erreichen, doch die ſchwache Kraft der Füße leiſtete ihnen den Dienſt, wozu rüſtige Gewandtheit gefordert wurde, nicht mehr. Sie ſtürzten über einander hin, die Abhänge hinab, und rötheten den Schnee mit Blut ihrer, von den rauhen Eisſplittern zerriſſenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten ſie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr ſich von dem Sturz aufzurichten, ſondern blieben betäubt am Wege liegen. Jetzt ſah man die Thore der Stadt. Selbſt unter den, in dem eiſernen Geſetz des ſtrengſten Gehorſams feſt eingewachſenen Corps der alten Garde, ließ ſich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, ſondern gleich hungrigen Tigern auf die Beute, wollten die Einzelnen aus den Reihen hervorſtürzen, um zuerſt den Zufluchtsort zu erreichen. Denn ſchon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder gedrungen waren, die Stadtmauren erreicht und drängte ſich in ſchwarzem Gewimmel um dieſelben her. Doch bei dem Anblick dieſer hohläugigen Geſtalten, in den ſeltſamſten Trachten, wie Noth und Zufall ſie erfinden, bei ihrem krampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt gefürchtet, und mit Recht, ſie würden wie eine Schaar hungriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerſtörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Aſyls geſchloſſen, und vergeblich wütheten und jammerten ſie vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieſer Unglücklichen, vom Froſt erſtarrt, vom Hunger gefoltert im Angeſicht

der Rettung vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die Meisten waren in Verzweiflung und Erschöpfung niedergesunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte schon getödtet.

Die geordneter heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche, wilde Geheul um Speise, welches sich mit herzzerschneidenden Lauten des Jammers mischte. Jetzt überkam auch sie die Angst, daß es ihnen eben so ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müsse, und nur derjenige Labung finden werde, der zuerst raubend einbreche. Darum stürzten sie aus den Reihen hervor und suchten, so viel die erschöpften Kräfte ihnen gestatteten, einander vorauszueilen, um den Ort des Heils zu erstürmen, und was er darbieten konnte, mit gewaltsamer Hand zu erbeuten.

Der Marschall Bessières warf sich vergeblich denen, die den Gehorsam aufkündigten, entgegen, umsonst suchten die Offiziere sie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte schon sich fort durch die ganze lange Colonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiser in den vordersten Reihen erschien, und mit einem Wink Halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Feldherrn, an dem sich in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, fesselte selbst die Verwegensten.

„Soldaten, kehrt in Eure Reihen zurück;“ sprach er streng aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorsam.

Er selbst ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düstrer Stille, aber streng geordnet rückten die Krieger in die Festung ein.

Rasinski mit den Seinigen folgte unmittelbar der alten Garde. Nur die Hälfte war beritten, die Übrigen gingen zu Fuß, da ihre Pferde an die Kanonen gespannt waren. Bernhard und Ludwig waren zu Pferd. Als sie auf der

Höhe des Thalrandes waren, deutete Ludwig mit der Hand zur Linken über das Schneefeld und sprach zu Bernhard. „Erkennst Du wohl das Schloß dort drüben?"

„Hm!" entgegnete Bernhard, „ich hätte geglaubt es müsse völlig heruntergebrannt sein; aber es steht doch noch so ziemlich auf den Beinen."

„Ich weiß nicht, weshalb ich auch noch jetzt dieses ehrwürdige Gebäude mit seinen seltsamen Thürmen und Zinnen, mit einem ganz besondren Gefühl betrachte;" antwortete Ludwig.

„Ich jetzt mehr als damals; aber das macht die Erinnerung. — Weißt Du, ich glaube wir sind unkenntlicher geworden als das Schloß dort, obwohl die Flamme ihm wahrscheinlich alle Eingeweide ausgebrannt hat. Denn wenn ich Dich so betrachte, mit dem langen Bart und den schwarzen Rauchfurchen im Gesicht, so kann ich mir wohl denken, wie ich selbst aussehe. Es wäre der Mühe werth unser Portrait zu malen, damit wir doch dereinst in Deutschland oder Frankreich den Leuten zeigen könnten, welche Gesichter die siegreiche Armee geschnitten hat, als sie zum zweiten Mal nach Smolensk kam."

„Seid getrost, Freunde," sprach Rasinski zurückgewandt, „eine Zeit der Ruhe liegt vor uns. Sie wird uns auch Gelegenheit bieten, uns wieder ein menschliches Ansehn zu geben."

Sie ritten jetzt durch das Thor der oberen Stadt, denn die östliche Hälfte liegt auf der Anhöhe, die westliche jenseit des Dniepr in der Tiefe, ein. Als sie die nächste Gasse hinabkamen, blickten sie einander betroffen an.

„Nun wahrlich!" sprach Bernhard leise zu Ludwig, „Smolensk sieht nicht aus, als sollte es unser Capua werden."

„Wenn die ganze Stadt so zerstört und wüst ist," ant-

wortete Ludwig eben ſo leiſe, „ſo wird ſie uns nicht mehr Lebensmittel darbieten, als die große Straße die wir gekommen ſind.“

„Ich ſehe noch nicht wie wir ein Loth Reis hier kochen wollen,“ flüſterte Bernhard; „bemerkſt Du wohl daß alle Fenſterkreuze ausgebrochen ſind? Wo hier noch Holz in der Mauer ſaß, ſcheint man ſchon Erndte gehalten zu haben.“

„Und doch glaube ich thäten wir wohl, einige dieſer Einſturz drohenden Gebäude in Zeiten zu beſetzen,“ erwiderte Ludwig eben ſo leiſe, „denn wenn jene Maſſen Unglücklicher von draußen erſt hereindringen, ſo bleibt kein Stein auf dem andern.“

„Das denke ich auch,“ entgegnete Raſinski, der mit ſeinem leiſen, ſtets aufmerkſamen Ohr Alles vernommen hatte, „und ich ſinne auch ſchon darauf ſchnell das Recht des Erſtbeſitzes geltend zu machen. Nur hoffe ich, die Unterſtadt wird beſſer erhalten ſein; denn hier ſtürzt uns vielleicht in der Nacht das ganze Quartier über dem Kopf zuſammen.“

„Die friſchen Pferdegerippe dort auf der Seite,“ ſprach Bernhard, und deutete mit dem Finger in eine engere Seitengaſſe hinein, „zeigen auch nichts Gutes an; ſie ſehen mir grade ſo aus, als ob das Fleiſch erſt vor einer halben Stunde heruntergeſchält wäre. Ich möchte meinen armen Klepper, ſo mager er iſt, hier nicht eine Viertelſtunde anbinden; denn ſchwerlich fände ich etwas anderes von ihm wieder, als die Knochen. Auf einen ſonderlichen Braten dürfen wir daher hier auch nicht rechnen.“

„Nun, Lebensmittel ſind hier,“ entgegnete Raſinski, „oder die Befehle des Kaiſers müßten aufs unverantwortlichſte vernachläſſigt worden ſein. Ihr habt doch noch vorgeſtern geſehn, daß ein Transport hinaus kam, den der Kaiſer billigerweiſe denen zuſandte, die ſich für uns ſchlagen, und

außer der Beschwerde des Marsches noch die Gefahr des Kampfes tragen müssen."

Ein Adjutant unterbrach das Gespräch, indem er den Befehl brachte, rechts ab zu reiten, wo die Quartiere für die Cavalerie angewiesen seien.

Rasinski nahm daher mit der kleinen Schaar, die er noch um sich hatte, seinen Weg durch eine gewundene, halb eingestürzte Gasse und erreichte so einen freien Raum, wo einige große, steinerne Gebäude, die vermuthlich zu Waarenmagazinen gedient hatten, in den unteren Geschossen Ställe für die Pferde, in den oberen Quartier für die Leute darboten. Doch auch diese Häuser waren fast ganz verwüstet. Nur in den oberen Stockwerken sah man noch hier und da ein Fensterkreuz; die Thüren waren sämmtlich ausgehoben, ja an einigen Stellen der gedielte Boden aufgerissen. Indessen gewährten die halb zertrümmerten Gebäude doch ein trocknes Obdach, und falls man nur Holz, Lebensmittel, Stroh und Futter für die Pferde herbeischaffen konnte, so schien der Aufenthalt darin doch, gegen die bisherigen Beschwerden gehalten, eine Zeit der Schwelgerei zu versprechen. Denn in den meisten Zimmern fanden sich große, steinerne Öfen, durch die man selbst bei den nicht zu schließenden Fenstern, doch noch Wärme genug in den Räumen verbreiten konnte, um darin auszudauern.

In wenigen Minuten waren die Quartiere bewohnt, die Pferde in die Ställe gezogen. Rasinski's regelmäßige, unermüdete Sorge hatte es bewirkt, daß er bis auf einige Wenige, die der Anstrengung unterlagen, seit dem Tage von Dogorobuye, die Seinigen beisammen gehalten hatte. Da er nicht duldete, daß irgend einer, er selbst aber am wenigsten, einen Vorzug genieße, waren auch die kümmerlichen Lebensmittel so verwaltet worden, daß Niemand ganz leer ausging.

Jetzt war es sein Erstes, Boleslav zum Empfang von Lebensmitteln für die Leute und Jaromir zu dem von Fourage, jeden mit angemessener Mannschaft, abzusenden. Boleslav nahm zwölf Mann und ging nach dem ihm bezeichneten Magazin. Hier fand er ein unbeschreibliches Getümmel. Es war nicht sobald bekannt geworden, daß in dem Gebäude Lebensmittel aufgestapelt seien, als die hungernden Soldaten und Nachzügler sich, wie ein Schwarm von Raben über einen Leichnam herfällt, um die Thüren lagerten, und mit ihrem Jammer und Heulen die Lüfte erfüllten. Einigen gelang es, trotz der davor gestellten Wachen, eine Thür aufzubrechen, und nun mit blinder Gier über die Lebensmittel herzustürzen und sie roh zu verschlingen. Man sah, sie fanden nur ihren Tod, und was Hunderte vom Verderben retten konnte, wurde frevelhaft vergeudet, um die rasende Begierde einiger Wenigen zu stillen. Deshalb war es nothwendig, so grausam die Maaßregel erscheinen konnte, der gesetzlosen Gewalt eine gesetzliche entgegenzustellen. Die Aufseher der Magazine mußten regelmäßige Truppen herbeirufen, die mit dem Bajonett und dem Säbel auf ihre eignen Kameraden eindrangen und sie zurücktrieben. Da dies aber nicht sogleich gelang, weil Jedem der Hungertod entsetzlicher schien, als der plötzliche durch die Waffen, wurde Feuer in den dichtesten Haufen gegeben. Jetzt stob er auseinander; doch er ließ den Boden mit blutenden Leichen bedeckt.

Durch ein solches schauderhaftes Gewühl mußte sich Boleslav Bahn machen; er that es mit Ernst, aber zugleich mit tief schmerzlichem Gefühl. Doch selbst der Berechtigten waren so Viele, daß mehrere Stunden im Kampf und Gedränge verstrichen, ehe er die Lebensmittel, die ihm zukamen, empfangen konnte. Seine Leute gehorchten ihm noch und trugen das Empfangene, ohne es zu berühren, zu ihren Ka-

meraden, um es mit ihnen zu theilen. Allein dies war nicht leicht.

Mann an Mann geschlossen, mit den gezogenen Pistolen in der Hand, mußte Boleslav sie durch die tobende, fluchende, heulende und jammernde Menge führen und sich gegen dieselbe wie gegen eine Räuberbande vertheidigen. Nur mühsam gelang es ihm endlich bis in das Quartier des Regiments zu dringen.

Jaromir war glücklicher gewesen als er, denn bei dem Empfange der Fourage hatte nicht ein solches Gedränge stattgefunden.

Als Boleslav Rasinski seinen Bericht abstattete, schüttelte dieser das Haupt und sprach: „Das sind bedenkliche Zeichen! Wir werden hier nicht lange bleiben können, denn unser Bestreben muß es sein, so rasch wie möglich die Grenzen Rußlands zu erreichen. Bei einer so gänzlichen Auflösung alles Gehorsams würde ein entschiedener Angriff uns vernichten. Ich sandte Bernhard und Ludwig zum Empfang von Munition; dort hatten sich nur von wenigen Regimentern Leute eingefunden. Wenn der Soldat schon nicht mehr daran denkt, sich vertheidigen zu wollen, was soll daraus werden? Ja selbst zum Empfang der Löhnung hatte sich nicht ein Drittheil eingestellt, obgleich alle Regimenter benachrichtigt waren!"

„Laß nur diesen einen Tag der gänzlichen Erschöpfung und Verzweiflung vorüber sein," antwortete Boleslav, „so wird sich Ordnung und Gehorsam schon wieder finden. Noch haben die Schrecken des Marsches, des Hungers, der Kälte, die Leute ganz betäubt. Mußten wir selbst doch alle Kräfte zusammenraffen, um nicht den Muth völlig sinken zu lassen; und wie viel besser ist es uns noch ergangen als den Übrigen! Durch Deine Fürsorge sind die meisten unsrer Leute

warm gekleidet; sie haben wenigstens gute Stiefel und Mäntel. Auch ist immer noch etwas Speise für sie da gewesen. Aber betrachte die Andern! Zerlumpt, mit zerrissenen Schuhen, mußten sie die furchtbaren Nächte im Freien zubringen, die Tage hindurch sich durch den Schnee arbeiten. Wenn die Qualen so hoch steigen, daß in den Strafen des Ungehorsams kein Schrecken mehr liegt, dann läßt sich die Ordnung nicht mehr erhalten."

„Aber das Verderben liegt darin," sprach Rasinski stark betonend; „das Verderben des Ganzen und der Einzelnen! Das sehen die Rasenden nicht ein. Gefahr und Noth würden sich für Alle um die Hälfte vermindern, wenn sich Keiner eigennützig derselben zu entziehen suchte. Von Zwanzigen, von Hunderten gelingt es Einem; die Andern gehn desto schneller und sicherer zu Grunde."

„Laß ihnen nur zwei Tage Zeit sich zu erholen, so werden sie der vernünftigen Vorstellung zugänglich sein und zum Gehorsam zurückkehren!"

„Aber ist es denn noch Zeit? Haben sie nicht schon ihre Waffen weggeworfen? Fallen sie nicht schon den Übrigen nur als Ballast beschwerlich, ohne noch etwas zur Rettung beizutragen? — Der Kaiser muß außer sich sein über einen solchen Anblick."

Jaromir, Bernhard und Ludwig traten ein. Sie kamen von den Ställen herauf, wo alle Pferde wohl besorgt waren.

„Es ist die erste ordentliche Fütterung, die unsre Pferde erhalten, seit wir Moskau verließen," sprach Jaromir. „Das heißt, unter einer ordentlichen Fütterung verstehe ich halb Spreu, halb Hafer und kaum eine Drittelsration. Doch sieht man, wie es den Thieren behagt und bekommt!"

„Um des Himmels Willen gebt ihnen nicht volles Maaß.

Kaum morgen oder übermorgen würden ſie es vertragen," erinnerte Raſinski.

„Sei unbeſorgt," ſprach Jaromir, „ich habe ſelbſt überall das Auge gehabt."

„Wohl," antwortete Raſinski. „Doch nun laßt uns auch an uns denken. Es iſt die erſte Mahlzeit ſeit langer Zeit, die wir unter Obdach, ſitzend und in trauter Gemeinſchaft zu uns nehmen werden."

Alle noch übrigen Offiziere hatte Raſinski zu ſich in das leidlich bewohnbare Zimmer geladen. Es war das erſte Mal daß er einen kleinen Vorzug vor den Seinigen hatte, den ſie ihm mit Gewalt aufdrangen. Er glaubte ihn diesmal annehmen zu dürfen, weil es den Leuten gleichfalls nach Verhältniß und Umſtänden wohl erging. Deshalb verſtattete er ſich auch mit den Freunden den Genuß einer Flaſche Weins; der Kaiſer hatte aus ſeinem eignen Vorrath jedem der Regimentscommandeure zwei Flaſchen zuſtellen laſſen. — „Die andre," ſprach Raſinski, „laßt uns auf dringendere Zeiten bewahren."

Nach der Mahlzeit ſchloß die Übermüdung Allen bald das Auge, und ſie genoſſen der köſtlichen Labung des Schlafes, ohne durch den Schmerz der vor Kälte erſtarrenden, oder durch die zu große Nähe der Flamme faſt verbrennenden Glieder jeden Augenblick aus der dumpfen Betäubung geweckt zu werden, die ſie in den Bivouacs ſtatt eines leichten, erquickenden Schlummers umfing.

Dreizehntes Capitel.

Es war heller Tag, als ſie erwachten; und vielleicht hätten ſie noch länger geruht, wenn der Hunger ſie nicht geweckt hätte. Zum Glück konnten ſie ihn diesmal befriedigen. Rasinski ging aus, um zu verſuchen, ob er es möglich machen könne, ſeinen Leuten einigen Vorrath von Lebensmitteln zu verſchaffen, damit ſie für die nächſten Märſche gedeckt wären.

Während ſeiner Abweſenheit kam Regnard und erzählte, daß ein zu Paris verhafteter General, Mallet, einen Aufruhr zu ſtiften und die Abſetzung des Kaiſers zu decretiren verſucht habe. Freilich ſei die neue Dynaſtie nur einige Stunden alt geworden, dennoch habe die Nachricht einen tiefen Eindruck auf den Kaiſer gemacht, und er ſolle gegen den Grafen Daru geäußert haben: „Wie nun, wenn wir in Moskau geblieben wären.“

„Jetzt ſind dieſe Nachrichten eingetroffen?“ fragte Bernhard.

„Schon zu Dogobuge erhielt der Kaiſer die Depeſchen,“ fuhr Regnard fort; „er achtete es aber doch nöthig, ſie zu verheimlichen. Auch von der Arrieregarde ſollen ſchlimme Nachrichten eingetroffen ſein. Bei Wiazma hat ein heftiges Gefecht Statt gefunden, wobei wir viele Leute verloren haben; der Prinz Beauharnois hat am angeſchwellten Fluß Wop, über den er ſeinen Übergang nicht raſch genug bewerkſtelligen konnte, ſeine halbe Artillerie und alle Bagage zurücklaſſen müſſen. Doch iſt ſie zum Glück den Koſacken nicht in die Hände gefallen, denn ſie wurde mit den Pulverwagen zugleich in die Luft geſprengt. Indeſſen muß die

Arrieregarde furchtbar gelitten haben, wenn wir bedenken, daß ſchon wir ſo viele Tauſende nur durch Hunger und Kälte verloren! Die nach uns Marſchirenden werden noch weniger finden als wir und haben es überdies mit dem Feinde zu thun.“

Jaromir hatte ſich ſtill zurückgezogen, während Regnard erzählte; bei dem großen Elende, welches jetzt herrſchte, war ihm das Schickſal Allſette's doch nicht gleichgültig. Er empfand Mitleid mit der Unglücklichen, deren Leichtſinn jetzt ſo entſetzlich beſtraft werden konnte. Gern hätte er nach ihr gefragt, doch konnte er die Worte nicht über ſeine Lippen bringen. Deshalb verließ er lieber das Gemach und ging auf die Gaſſe hinab.

In den letzten Tagen hatten die übermäßigen Anſtrengungen ihn mit Gewalt von der Beſchäftigung mit ſeinem innern Schmerz abgezogen. Kaum war jetzt ein Augenblick der Ruhe eingetreten, ſo zeigte ſich auch dieſer innere Feind wieder. Eine briefliche Verbindung mit Warſchau war jetzt unmöglich geworden; es machte ihm daher bittre Sorge, ob der Brief, den Raſinski zu beſtellen übernommen hatte, angekommen ſein werde, oder ob die entehrende Beſchuldigung noch auf Lodoiska laſte, ohne durch ſeine Selbſtverurtheilung zurückgenommen und geſühnt zu ſein. Dieſe Vorſtellung quälte ihn mit unerbittlicher Härte. In den Augen der Geliebten ein Schuldiger zu ſein, das hatte er tragen gelernt; doch ihr für einen Unwürdigen, Verächtlichen zu gelten, deſſen rohe Geſinnung das Heiligthum ihres Herzens mit Füßen trat, und dem nach dem hinreißenden Augenblick der Leidenſchaft die Beſinnung nicht zurückkehrte — das beugte ihn in eine ſolche Tiefe hinab, daß er den Muth, dieſen Schmerz ertragen zu können, nicht in ſich fand. Und wenn nun — wie es jetzt durch das furchtbare Verhängniß, welches

das ganze Heer traf, möglich wurde —, wenn nun der Tod ihn und Raſinski und die Übrigen, die ſeine Schuld und ſeinen Entſchluß der Sühne kannten, hinraffte, bevor Einer von ihnen den Schleier von der unglückſeligen Wahrheit hat heben können? Wenn er die Schmach und Entwürdigung, die ſein Verdacht ſchonungslos auf die Geliebte geworfen, nicht mehr zurücknehmen konnte! Wenn dieſe erdrückende Laſt des Bewußtſeins ihn bis in das Jenſeit verfolgte!

Bei dem Blick in dieſe Möglichkeiten ſchwindelte ihn als ob er an dem gähen Rande eines Abgrunds ſtehe; ſeine Vorſtellungen verwirrten ſich, und er bedurfte ſeiner ganzen männlichen Anſtrengung, um ihnen nicht willenlos anheimzufallen. Doch eine unheimliche Gewalt zwang ihn fortwährend, das Auge wieder in dieſe grauende Tiefe ſeiner Zukunft zu richten. Er fühlte, daß man die bewußte Macht über ſeine Gedanken verlieren könne; die Möglichkeit, wahnſinnig zu werden, berührte ihn mit kaltem Grauen.

Er ſah Regnard wieder gehen. Die lange, hagre, knochenſtarke Geſtalt deſſelben, ſeine ſcharfen, ſelbſt durch die Anſtrengungen dieſer Zeit faſt gar nicht geänderten Züge flößten ihm jetzt einen Widerwillen ein, der an Furcht ſtreifte. Er glaubte ſeinen böſen Dämon in ihm zu ſehen, und wandte daher raſch ſeine Schritte, um ihm nicht zu begegnen.

Bald nach Regnard kamen Bernhard und Ludwig herunter auf die Straße; ſie waren einander ſelbſt jetzt wieder kenntlich geworden, da ſie ſeit dem Rückmarſch von Malo-Jaroslawecz zum erſten Male die Möglichkeit gehabt hatten, ſich umzukleiden und ordentlich zu reinigen.

„Wahrhaftig," rief Bernhard im Heraustreten, „jetzt nehmen wir uns ganz ſtattlich aus. Seit Dir der Bart nicht mehr wie ein halbzölliges Stoppelfeld um das Kinn

ſtarrt, ſiehſt Du ordentlich ſchön aus. Aber hier iſt freilich Niemand, der ſich verlieben könnte."

„Schon wieder leichtſinnige Gedanken!" ſprach Ludwig lächelnd. „Aber in der That iſt es ſogar in großer Bedrängniß etwas werth, ſich nicht ſelbſt zum Widerwillen zu ſein. Erſt jetzt fühle ich mich wohl."

„Im Ganzen ſieht man," antwortete Bernhard, „daß die Prügel dem Menſchen wie dem Hunde gut bekommen; denn wir befinden uns doch heute eigentlich ganz erträglich. Wenn man nicht unter der Peitſche verblutet, ſo iſt's ein geſunder Aderlaß."

„Wie glücklich Du in ſo wenigen Stunden vergeſſen kannſt!" ſeufzte Ludwig. „Ich ſehe die Vergangenheit zu finſter und die Zukunft zu drohend bewölkt, um mich der Gegenwart freuen zu können."

„Beſter, die Zukunft wird ſo ſchlimm nicht ſein, denn wir ſind jetzt auf die ſchlimmſte gefaßt; wenn man weiß, was da kommt, empfängt man das Unheil ganz anders, als wenn man aus geträumtem Himmel plötzlich hineinfällt. Ein unvermutheter Stoß wirft mich hin; habe ich aber Zeit, mich feſt auf die Beine zu ſtellen, ſo kann ich der dreifachen Gewalt Widerſtand leiſten. — Jetzt laß uns aber ſehen, ob wir Schuhe auftreiben können. Wir müſſen die Lazarethe durchſtöbern und verſuchen, ob ſich eine Erbſchaft machen läßt. Ich würde Raſinski gar gern dieſen Dienſt leiſten."

Dieſer hatte ihm nämlich den Auftrag gegeben, den Verſuch zu machen, ob ſich für die Leute, deren Schuhwerk durch den Marſch gänzlich zerriſſen war, neues auftreiben ließe. Sie gingen; mehr dem Zufall als einem Plane folgend, nahmen ſie ihren Weg in die Unterſtadt, wo die Lazarethe der Reſervearmeen ſich befanden. Vor einem großen, halb verfallenen, aber doch halb zur Bewohnung eingerichte-

ten Gebäude ſahen ſie zwei Männer in dicken Pelzen und mit Pelzmützen bekleidet ſtehen. Sie theilten Befehle an verſchiedene Andere aus, deren Uniform ſie als zu dem Verpflegungsperſonale gehörig bezeichnete.

„Gewiß ein Paar Schufte, die uns hungern und frieren laſſen," rief Bernhard unwillig, „und in ihren Pelzen ſpöttiſch zuſchauen, wenn der arme Soldat im Schmerz der Kälte Thränen vergießt. Ein Mutterſöhnchen! denken ſie. Aber ich wollte Euch nur einen Bivouac machen laſſen, wie den bei Dogorobuye!"

„Vielleicht wäre aber doch grade bei dieſen Leuten etwas zu machen," erwiderte Ludwig. „Laß uns näher gehen und zuſehen, ob wir etwas erlangen können."

„Meinethalben! Aber ich geſtehe redlich, ich habe lieber mit einem Koſacken zu thun, der's doch grade herausſagt, daß er mich plündern und im Nothfall todtſchlagen will, als mit dieſen giftigen Kreuzſpinnen, die ſich die fetten Bäuche von dem Marke der hinſterbenden Soldaten mäſten. — Was hilft's aber! Nur näher denn!"

Sie traten zu den beiden Männern, welche mit dem Rücken gegen ſie ſtanden, heran; als dieſe die Schritte und den Gruß der Kommenden hörten, wandten ſie ſich um. Ein gegenſeitiges Erſtaunen war ſowohl in Ludwigs und Bernhards als in den Zügen der Fremden zu leſen.

„Sehen wir uns hier wieder?" fing nach einigen Augenblicken der Jüngere der beiden Fremden an, indem er den Mund zu einem widrigen Lächeln verzog. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Ludwig mit einem Gefühl, als ſei er in eine Gletſcherſpalte geſtürzt, Beaucaire und in ſeinem ältern Begleiter St. Luces erkannte.

„Gendarmen!" rief Beaucaire, ehe Ludwig ein Wort hervorbringen, einen Entſchluß faſſen konnte, „verhaftet

ſofort dieſe Beiden und werft ſie in ſtrenges Gefängniß! Es ſind Verräther, die ſich an Rußland verkauft haben!"

Erſt durch dieſe Worte erkannte Bernhard, wen er vor ſich habe; denn er hatte Beaucaire in Dresden nur einige Augenblicke auf der Straße geſprochen, und ſo feſt ihm die Phyſiognomie auch zum Theil aus früheren Erinnerungen eingeprägt war, hatte doch die Fremdartigkeit der Tracht ſein ſonſt ſo ſicheres Gedächtniß einen Augenblick ungewiß gelaſſen. Jetzt ergriff ihn eine unüberlegte aber unbezwingliche Wuth. „Das lügſt Du, elender Bube!" rief er mit furchtbarer Stimme, ſprang einen Schritt zurück und riß den Säbel heraus. „Wer mir zu nahe kommt, dem ſpalte ich den Schädel!"

Ludwig, der gleichfalls erkannte, daß hier ein entſchloſſenes Handeln allein zu retten vermochte, ſtieß mit angeſtrengter Kraft den Gendarmen, der ihn beim Arme ergreifen wollte, zurück, daß er in den Schnee taumelte, und im Augenblick blitzte auch in ſeiner Hand der Säbel.

In der Nähe waren Soldaten. „Kameraden, zu Hülfe, zu Hülfe!" rief Bernhard laut. „Dieſe Schurken, die uns verhungern laſſen, wollen uns jetzt noch mißhandeln und mörden! Herbei zu Hülfe!"

Allein, wie es in der Leidenſchaftlichkeit immer der Fall iſt, rief er dieſe Worte nicht franzöſiſch, ſondern in ſeiner Mutterſprache. Theils wurden ſie daher nicht verſtanden, theils bezeichneten ſie ihn ſogleich als einen Fremden, auf die, ſeit das Heer von ſo furchtbarem Unheile betroffen wurde, ſich der heimliche Haß der Franzoſen ſchon längſt gerichtet hatte. Sie glaubten, und nicht völlig mit Unrecht, ſämmtliche, aber zumal die deutſchen Bundesgenoſſen freuten ſich im Stillen über das Unglück des Kaiſers und der Armee. St. Luces, gewandt, jeden Umſtand zu benutzen, rief daher

ebenfalls: „Ce sont des traîtres allemands, des espions soldés par la Russie!“

Dieſe Worte mußten beſſer wirken. Die in der jetzigen Stimmung leicht zu erbitternden Franzoſen drangen auf die beiden Opfer, die ihnen ſo bezeichnet waren, ein, um ſie niederzuſchlagen. Bernhard wollte ſich nicht ergeben, doch Ludwig hielt ihm ſelbſt den Arm und rief: „Vertheidige Dich nicht! Wir könnten hier ein Unglück anrichten. Man muß uns Urtheil und Recht gewähren; Raſinski wird uns nicht verlaſſen; auf ihn berufen wir uns.“ — Bernhard ſtampfte unwillig mit dem Fuße und knirſchte mit den Zähnen.

„Wir ſind Ihre Gefangenen, mein Herr,“ wandte ſich Ludwig zu St. Luces; „wir werden um Verhör und Urtheil bitten, damit endlich dieſe grundloſe Anklage ein Ende habe. Wir ſind Soldaten des polniſchen Heeres, Obriſt Raſinski iſt unſer Befehlshaber. Er wird uns zu vertreten wiſſen; ich fordre, daß Sie ihm unſre Verhaftung ſogleich melden!“

Die Gendarmen nahmen Beiden die Säbel ab, und auf St. Luces' Geheiß wurden ſie ſofort in das Gebäude hineingeführt. Der Unteroffizier wollte ſie in die Wachtſtube neben dem Thore bringen, wo die Magazinwacht ſich befand, doch Beaucaire rief: „Nein! Dieſe Verbrecher haben das Leben verwirkt. Sie müſſen in ein ſichreres Gefängniß gebracht werden. Sperrt ſie in einen der Keller nach dem Graben hinaus ein!“

„Ludwig, Ludwig,“ ſprach Bernhard im Gehen, „ich fürchte, Du haſt übel gethan, nicht den Waffen und der Flucht zu vertrauen. Wer weiß, ob Raſinski von dieſen Schurken unterrichtet wird, ehe es zu ſpät iſt!“

Ludwig ſchien von der Wahrheit dieſer Worte getroffen. Im erſten Eifer konnte ſein edelmüthiges Herz ſelbſt einem ſolchen Feinde wie Beaucaire nicht dieſen Grad der Bosheit

zutrauen; er hatte daher gegen ihn gehandelt wie er gegen einen Mann von Ehre hätte handeln müſſen. Jetzt fiel ihm bei, daß vielleicht Niemand mehr als eben Beaucaire das Tageslicht bei dieſer Angelegenheit zu ſcheuen habe; er dachte an die Zumuthungen, die der Elende ſeiner Schweſter gemacht hatte, und es ward ihm klar, daß dieſer Grad der Unwürdigkeit auch nur in der niedrigſten Rache Genugthuung finden könne. Da warf er einen Blick auf den Sergeanten der Gendarmerie, welcher ſie nebſt drei Mann begleitete. Dieſer trug den Orden der Ehrenlegion, hatte zwei Narben auf der Stirn und ein Auge, das eine würdige Geſinnung verſprach.

„Ihr ſeid Soldat," redete er ihn an; „Ihr werdet einem Kameraden eine Bitte nicht abſchlagen."

„Außer die, welche mir meine Pflicht verbietet," antwortete der Sergeant ernſt.

„Wir ſind unſchuldig. Wir fallen ein Opfer boshafter Rache. Wenn unſer Obriſt, der Graf Raſinski, unſre Verhaftung nicht erfährt, ſind wir ohne Rettung verloren. Gebt mir Euer Wort, ihm dieſelbe zu melden."

„Wenn meine Befehle nicht dawider lauten, ſehr gern."

„Er wird es Euch reichlich lohnen! Nehmt meinen Dank im Voraus," rief Ludwig freudig und wollte dem Sergeanten ſeine ganze Börſe in die Hand drücken.

Doch dieſer trat zurück und entgegnete: „Keine Beſtechung! Ich werde meine Pflicht als Soldat und Kamerad thun. Doch weg mit Eurem Gelde! Was ſollte es uns auch hier helfen? Von dem Zeug haben wir genug."

„Ihr ſeid ein Ehrenmann; ſo nehmt wenigſtens einen Händedruck für Euren guten Willen."

Der Sergeant reichte ihm ſchweigend, aber mit einem gutmüthigen Blick die Hand. „Hier ſind wir am Ziel," ſprach er und öffnete eine mit Eiſen beſchlagene Thür, von

der etwa zwanzig Stufen abwärts führten. Dann wandte man ſich in einen Gang zur Rechten, eine zweite Thür wurde aufgeſchloſſen, und Ludwig und Bernhard betraten mit einem innern Schauer ihr Gefängniß, das ſich ſofort hinter ihnen ſchloß.

Es war ein feuchtes, kaltes Gewölbe, in das nur eine durch ein Eiſenkreuz geſchloſſene runde Öffnung, kaum von der Größe eines Menſchenkopfes, ſpärliches Licht hineinwarf.

„Verfluchtes Loch!“ murmelte Bernhard zwiſchen den Zähnen; „kalt wie ein Eiskeller und doch dabei feucht! Sieh nur, wie alle Wände mit einem fingerhohen Reifteppich bedeckt ſind! — Ein ſo widriger, dumpfiger Geruch!“ — Er ging tappend umher. „Sollte man uns hier wirklich auf dem nackten Stein liegen laſſen? Nicht die Spur eines Lagers iſt zu treffen. — Ein Glück, daß wir die Mäntel anhaben, ſonſt könnten wir, ehe die Sonne untergeht, hier erfrieren.“

„Ich hoffe, wir werden noch früher unſre Freiheit erhalten,“ ſprach Ludwig in einem Tone, dem er den Ausdruck tröſtenden Zutrauens zu geben ſuchte. „O Bernhard! Dieſer Kerker ſcheint mir nicht fürchterlich! Aber der Gedanke, daß ich Dich, den ganz Unſchuldigen, in alle dieſe Strudel eines verworrenen Geſchicks mit hineingeriſſen habe, nur weil Du mir eine hülfreiche Hand entgegenſtreckſt, um mich zu retten —“

„Um Dich mit plumper, eſelhafter Dummheit vollends hineinzuſtoßen, während Du ohne meine unberufene Thorheit wahrſcheinlich jetzt auf dem Trocknen ſäßeſt,“ unterbrach ihn Bernhard faſt wild. „Sei kein Kind, Ludwig,“ fuhr er ſanfter fort. „Willſt Du Dir am Ende noch Vorwürfe darüber machen, daß Du die Sterne unſres Schickſals nicht am Draht lenken kannſt? Willſt Du verantwortlich ſein von

jetzt bis in alle Ewigkeit, für das, was mir begegnet? Und doch knüpft sich nur eine Ursache an die andre, und wenn ich in funfzig Jahren am Keichhusten sterbe, so kannst Du mir beweisen, daß Du daran Schuld bist, weil Du auf dem Simplon im Jahre 1812 Deine Pflicht thatest gegen eine schöne, bittende Unglückliche." Ludwig blickte finster vor sich hin und schwieg. „Schließ doch einmal die verfluchte Rechnung ab!" fuhr Bernhard fort. „Es könnte mir zuletzt noch glücklich gehen, und ich wäre Dir dann für ewig zum Dank verpflichtet und dürfte kein Glas Wein mehr trinken, ohne mich gegen Dich zu verbeugen und zu sagen: Siehst Du, wäre ich nicht damals mit Dir nach Rußland gegangen, so hätte ich nicht mit Dir heimkehren können, und wäre ich nicht heimgekehrt, so hätte ich das große Loos nicht gewonnen, und hätte ich das große Loos nicht gewonnen, so hätte mich die schöne Prinzessin nicht geheirathet, und hätte ich sie nicht geheirathet, so säße ich jetzt nicht hier in meinem Prachtsaal, und — kurz ich will Dir eine Kette von Ursachen und Wirkungen schmieden, die vom ersten Schöpfungstage bis zum jüngsten Gerichte reichen soll!"

„Deine freundlichen Verhüllungen werden mich an der Wahrheit nicht irre machen," antwortete Ludwig bewegt. „Ich sehe diese Kerkerwände an, und messe die Weite zwischen hier und der Heimath — und ich weiß nicht, aber ich fühle es, was und wer Dich hieher gebracht!"

„Ich fühle nicht, aber ich weiß, daß ich Dich herschleppte mit meinen Dummheiten in Dresden! Aber Du verlangst vielleicht gar, ich sollte Dich ruhig stecken lassen in der Wolfsgrube und davonschleichen, nachdem ich Dich hineingetölpelt hatte? Donnerwetter! Jetzt schießt mir's auf! Wäre ich nicht ein Lamm, ich könnte wieder werden! Seh' ich das Ding recht an, so willst Du mir auf eine

feine, aber deſto boshaftere Weiſe nur Vorwürfe machen. Doch vergeblich, guter Freund! Mein Gewiſſen iſt ein Krokodilsfell, eine Rhinocerashaut; ich ſage Dir, es iſt mit eichnen Bohlen verkleidet und ſchuß- und feuerfeſt dazu. Glaubſt Du, ich werde mich für alle Sünder verantwortlich machen, die unvermuthet und ohne Beichte in die Hölle fahren, weil ſie an dem nachſtürzenden Kiesgerülle, auf dem mein Fuß zufällig oder ungeſchickt ausglitt, zerſchmettert werden? So wenig, wie ich den Urerzvater Adam anklage, wenn ich einen dummen Streich begehe, daß ſein Apfelbiß mir den Gewiſſensbiß zugezogen habe, den ich nämlich empfinden ſollte! — Aber ich wünſchte, wir hätten ein gutes Kaminfeuer hier und einen Divan mit Pferdehaaren gepolſtert; denn das Stehen wird mir ſchwer, obgleich ich die Nacht gut geſchlafen habe. — Siehſt Du, das iſt noch ein wahres Glück, daß wir ausgeruht und halb geſättigt in dieſen ruſſiſchen Bürgergehorſam gekommen ſind. Faßte der Spitzbube uns geſtern ab, ſo wäre dies heute unſer anſtändiges Grabgewölbe, ſo raſch würden Hunger und Kälte uns ſtill gemacht haben."

„Du biſt ſo gut! Von Allem ſiehſt Du die helle Seite!" antwortete Ludwig gerührt. „Haſt Du denn aber nicht bedacht, daß wir unſren Feinden eben nur heute kenntlich ſein konnten? Wer hätte uns geſtern in den langen, ſtruppigen Bärten, mit dem verworrenen Haar, der ſchwarzen, rußigen Haut erkannt? — So wird, was vor einer Stunde ein Glück für uns ſchien, jetzt unſer Verderben."

„Und wer ſagt Dir das? — Wenn es ſich in dieſer Stunde ſo umkehren kann, warum nicht in der nächſten abermals? Muth, Muth, Ludwig! Der Rachen des Todes ſteht lange offen, ehe er einmal zuſchnappt; er hat oft genug vergebens in dieſem letzten Vierteljahr die Zähne gegen uns gefletſcht; er ſoll uns heute nicht bange machen."

„Ich zittre nicht!“ ſprach Ludwig mit Würde „denn ich darf meinen Richtern, wie ich ſie ungern nenne, mit freier Stirn gegenüber treten. Aber ein tiefer Schmerz muß mich durchdringen, wenn ich ſehe, wie ein unſeliger Fluch auf mir laſtet und die mit erdrückt, die ſich am treueſten zu mir geſellen möchten! Dich und Marien! Und, wer weiß —“

„Oreſtes!“ unterbrach ihn Bernhard. „So laß mich denn Dein Pylades ſein.“ Er nahm ihn in den Arm und küßte ihn herzlich.

Vierzehntes Capitel.

Eine Stunde, eine zweite verging; ſie harrten vergeblich darauf, daß man ſie zum Verhör führen ſolle. Die Kälte in dem dumpfen Gewölbe ſchien mit jedem Augenblicke zuzunehmen. Rings waren die Wände mit feinen Eiskryſtallen bedeckt, und der Boden lag ſogar hier und da voll Schnee, wie ihn der Wind in die Fenſteröffnung getrieben hatte. Eben erhob er ſich draußen aufs Neue wieder und heulte ſchauerlich durch das Gewölbe. Die Müdigkeit zwang die Gefangenen, ſich auf dem eiskalten Steinboden zu lagern; doch die Kälte trieb ſie bald wieder auf. Nur in der Abwechſelung zwiſchen Gehen und Liegen fanden ſie die Möglichkeit, ſich vor dem Erſtarren zu ſchützen. Hände und Füße waren ihnen ſchon verklammt. Es fing an, zu dunkeln; der Tag mußte ſich neigen. Ludwig wurde vom Minute zu Minute unruhiger; Bernhard pfiff ſich Grimm und Sorgen weg.

„Ich fürchte,“ begann endlich Ludwig, „Raſinski weiß

nicht, was aus uns geworden iſt. Sonſt müßten wir ſchon Nachricht von ihm haben."

„Die Zeit wird einem lang im Vogelbauer! — Wir ſind erſt ein paar Stunden hier. Wer weiß, was für langweilige Proceduren nöthig ſind, ehe er bis zu uns dringen kann. — „Wär' ich ein Vögelein!"

Ludwig ſchwieg; der Schmerz preßte ihm die Bruſt zuſammen.

„Mir fällt etwas ein," rief Bernhard plötzlich. „Als die von dem Directorium zur Deportation in die Wüſten Guianas verdammten Terroriſten nach Amerika übergeführt wurden — ich glaube auch Collot d'Herbois, der ſchlechte Schauſpieler, der aber doch die Rolle des Tyrannen leidlich durchgeführt hat —, gab man ihnen, um ſie an die ſchmalen Biſſen in der verpeſteten Wüſte zu gewöhnen, nur ſchmale Schiffskoſt. Da fingen die Kerle an, ſich aufs Brüllen zu legen und ſchrien, bis ihnen die Kehlen vertrockneten: „Mich hungert!" Endlich wurde es der Capitain überdrüßig und befahl: „Gebt den Hunden zu freſſen, damit ſie aufhören zu heulen." — So könnten wir's hier auch machen und an die Thür dort donnern, bis ſich Jemand um uns bekümmerte." Dabei that er einen wilden Fußſtoß gegen die verſchloſſene Pforte, daß der Schall dumpf in dem Gewölbe wiederhallte. Doch er ſank halb taumelnd zurück, ſo daß Ludwig hinzuſpringen mußte, um ihn am Fallen zu hindern.

„Verflucht!" rief er, indem er die Zähne zuſammenbiß. „Ich dachte nicht an den verteufelten Schmerz in den erſtarrten Füßen. Das war eine Empfindung, als ob ich zwiſchen Hammer und Amboß gerathen wäre. — Es geſchieht mir ſchon Recht. Geduld, Geduld! empfiehlt die Lehre der Liebe, und ich wollte ingrimmig toben gegen mein Schickſal.

— Du mußt mich ſchon ein wenig ſtützen, Beſter, denn der Schmerz iſt mir bis in das Rückenmark gefahren!" Er lehnte ſich mit dem Arme auf Ludwigs Schulter und zog den ſchmerzenden Fuß krampfhaft an ſich.

Da klirrten die Riegel der äußern Pforte, und man kam die Stufen hinab.

„Nun, geholfen hat es wenigſtens!" rief Bernhard; „ſo ſoll es mich auch nicht gereuen."

Erwartungsvoll hielten Beide ihre Blicke auf die Thür geſpannt, die, ſo hofften ſie, ſich ihnen zur Freiheit öffnen werde. Der Sergeant trat mit ſeinen Leuten ein.

„Ich habe Befehl, Euch zum Verhör abzuführen," ſprach er ernſt; „folgt mir"

Von den Soldaten begleitet, verließen ſie den Kerker. Sie wurden über den Hof geführt.

„Habt Ihr meine Bitte erfüllt?" fragte Ludwig den Sergeanten halb laut.

Doch dieſer deutete ihm durch ein ſtummes Zeichen an, daß er ſchweigen müſſe.

Jetzt fing Ludwig an, zu fürchten, daß ſeine gerechte Sache doch einen böſen Ausgang nehmen werde. Raſinski konnte nicht benachrichtigt ſein, ſonſt würde er ſchon Schritte zu ihrer Befreiung gethan haben. Der Kaiſer war in der Stadt; ohne allen Zweifel wäre er dieſen ſelbſt angegangen. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, folgte Ludwig mechaniſch ſeinem vorangehenden Führer die Treppe im Vorderhauſe hinauf, wo man ihn und Bernhard in ein großes, gewölbtes Zimmer führte. Auf einem Tiſch am Ende deſſelben brannte Licht. Im erſten Augenblick verloren die Eintretenden faſt die Beſinnung, denn das Zimmer war ſehr ſtark geheizt, und da ſie ſelbſt dem Erſtarren nahe waren, wirkte die plötzliche Hitze ſo heftig auf ſie. Der Sergeant bemerkte es; er hieß

ſie, ſich auf eine Bank ſetzen, die in der Wand eingelaſſen war, und dort bleiben, bis er zurückkehre. Die drei Mann ließ er zur Wache bei ihnen und trat in ein Nebenzimmer.

„Habt ihr nicht einen Biſſen Brot, Kameraden?“ fragte Bernhard; „wir ſinken faſt um vor Hunger. Ich will es Euch gut bezahlen!“

Nach einigem Zögern langte einer der Leute ein Stück ſchwarzen Brodes aus der Taſche, brach es durch und reichte Bernhard die Hälfte. „Nehmt! Aber mehr kann ich Euch nicht geben. Dies iſt alles, was ich beſitze, und wer weiß, ob wir morgen noch etwas geliefert erhalten.“

Bernhard wollte ihm ein Goldſtück geben.

„Ich bin unterm Gewehr,“ antwortete der Soldat; „ich darf kein Geld nehmen. Behaltet!“

In dieſem Augenblicke trat der Sergeant wieder ein. Er ſah Bernhard, der eben das Brot mit Ludwig theilte, an und fragte: „Von wem habt Ihr das Brot?“

„Von mir,“ ſprach der Soldat feſt und trat mit angezogenem Gewehr vor.

„Du biſt brav, Cottin, aber Du haſt Unrecht gethan. Ich will nichts geſehen haben. — Du bleibſt als Schildwacht draußen vor der Thür ſtehen; Ihr Andren tretet ab und geht in die Wachtſtube hinunter.“

Die Soldaten verließen das Zimmer.

„Ich habe Euren Auftrag nicht erfüllen können,“ redete der Sergeant jetzt Ludwig an; „denn der Graf Kaſinski iſt mit ſeinen polniſchen Lanciers befehligt worden, ſogleich zum Corps des Marſchalls Ney zu ſtoßen. Er war ſchon ſeit zwei Stunden fort, als ich ihn aufſuchte.“

Dieſe Nachricht traf Beide wie ein lähmender Schlag. Ludwig erblaßte und ſah Bernhard an; ſelbſt dieſer hatte die Faſſung verloren. Indem ſchellte es im andren Zimmer.

„Ich muß Euch hineinführen," ſprach der Sergeant zu Ludwig; „Ihr ſollt zuerſt vernommen werden."

„Bernhard!" wandte ſich dieſer zu dem Freunde; „Du kannſt Dich retten; verſprich mir, daß Du es willſt. Werde ich hier ein Opfer der Rache eines Elenden, ſo bedenke, daß Du der Bruder meiner Schweſter ſein mußt. Ich ſterbe ruhig, wenn ich Dich gerettet weiß."

„Kopf über Waſſer, Freund!" entgegnete Bernhard, ohne die von Ludwig dargereichte Rechte zu faſſen. „Wer will Dich verurtheilen? Gieb ihnen nicht eine Sylbe zu."

„Ich werde die Wahrheit, die volle Wahrheit ſprechen," rief Ludwig feſt; „dieſen Unwürdigen gegenüber bin ich zu ſtolz auch zu der kleinſten Lüge. Aber verſprich mir —"

„So antworte gar nicht; fordere den Beweis ihrer richterlichen Gewalt."

„Verſprich mir," unterbrach ihn Ludwig dringend.

„Fort, fort," rief der Sergeant; „wir dürfen nicht ſäumen."

„O Bernhard!" rief Ludwig ſchmerzlich, denn er verſtand ihn wohl. „O Bernhard! — Nun wohl denn! Mein Leiden hat das höchſte Maaß erreicht; es iſt nichts mehr zu verlieren als Ehre und Männlichkeit, und die ſoll mir kein Verhängniß rauben."

Mit dieſen Worten ſchritt er, ſich raſch und entſchloſſen losreißend, mit wiedergewonnener voller Kraft durch den Saal.

Bernhard blieb allein. Er hielt das noch unverzehrte Stück Brot in der Hand. — „Ärger verdirbt den Appetit," murmelte er vor ſich hin. „Man kann aber noch durch ſchärfere Säuren geätzt werden; es giebt Dinge, die den Heißhunger verjagen; ſie müſſen aber bittrer ſein als Galle! — Mich hungert jetzo nicht mehr. Aber ich will Dich doch verſchlucken, hartes Brot des Mitleids! Der Magen könnte

am Ende unſer Herr werden; aber jetzt müſſen es Kopf und Herz ſein. Ich bin nicht ſchläfrig; aber ich will auch ſchlafen auf dieſer Bank, daß nicht Todesmattigkeit mir die Glieder bricht, wo ſie feſt ſein müſſen wie Eiſen."

So ſtreckte er ſich auf die Bank hin, um zu ſchlafen. Doch hatte er ſeinem Wollen zu viel zugemuthet. Denn ſchwerer als die Laſt der Ermattung lag die der Sorgen auf ſeiner Seele. Zu ſeinem Glück dauerte die Prüfung nicht lange, denn nach kaum einer Viertelſtunde erſchien der Sergeant, um auch ihn abzuholen.

„Was iſt mit meinem Freunde geſchehen?" fragte er haſtig.

„Ich weiß nicht," lautete die Antwort, und in der Miene des ſtrengen Soldaten war es zu leſen, daß er nichts geantwortet haben würde, wenn er es auch gewußt hätte.

Mit trotzigem Antlitz trat Bernhard ein. An einem langen Tiſche ſaßen St. Luces und Beaucaire; zwei jüngere Leute waren ihnen gegenüber eifrig mit Schreiben beſchäftigt.

„Wir ſollten uns kennen?" fragte St. Luces, indem er Bernhard ſcharf anſah.

„Möglich," erwiderte dieſer; „ich wüßte aber nicht, wie ich zu der Ehre käme." Der verächtliche Ton, mit dem er die Worte ſprach, gab ihnen den umgekehrten Sinn.

„Sollte ich vielleicht ſo glücklich ſein?" fragte Beaucaire mit höhniſchem Lächeln.

„Ja, mein Herr! Ich habe Euch in Pillnitz und in Dresden geſehen; vielleicht auch ſchon früher irgendwo, denn Ihr habt ſo gewiſſe phyſiognomiſche Kennzeichen, die einem lange im Gedächtniß bleiben."

„So? Sehr erfreulich! — Vielleicht iſt Euch auch dieſes Geſicht nicht ganz unbekannt," entgegnete Beaucaire und

drehte ein Blatt, das vor ihm lag, um. Es war Bianca's Bild, das man in Ludwigs Brieftasche, die ihm abgenommen worden war, gefunden hatte.

„Ich habe es gezeichnet!" sprach Bernhard trocken.

„Ich glaube mich dessen recht wohl zu erinnern," entgegnete Beaucaire; „es wird zu London im Theater gewesen sein."

Diese Worte fielen wie ein leuchtender Blitzstral in Bernhards Brust; er blickte Beaucaire scharf an, und plötzlich hellte sich das Dunkel seiner Erinnerungen auf. Er hatte diesen widerwärtigen Menschen an demselben Tage mit Bianca sitzen sehen. Alle Gefühle und dunklen Ahnungen seiner Brust wurden plötzlich aufgestört durch die nahe Möglichkeit, etwas Näheres von dem Wesen zu erfahren, das eine so räthselhafte Macht auf sein und Ludwigs Schicksal ausübte. Er vergaß das Verhältniß, in dem er jetzt vor Beaucaire stand, und rief hastig: „Wer ist diese Dame? Sie müssen sie kennen, denn Sie waren in Ihrer Nähe! — Ich hätte noch andre Fragen wegen dieses Abends zu thun, jedoch nicht an Sie," fuhr er stolzer fort, indem er sich des versäumten Duells erinnerte.

Beaucaire lächelte teuflisch. „Sie gestehen, Herr von St. Luces," wandte er sich zu diesem, „daß wir mit feinen Leuten zu thun haben. Der Herr spielt die Rolle des Unwissenden mit großer Wahrheit!"

„Mein Herr!" fuhr Bernhard auf.

„Ihr schweigt!" erwiderte Beaucaire, indem er plötzlich den Ton eines Befehlenden annahm. „Meint Ihr, wenn es uns nicht zu andren Zwecken dienlich erschienen wäre, wir würden einem Verbrecher wie Ihr diesen verwegnen Ton nur einen Augenblick gestatten?"

Bernhards Auge rollte wild; nicht der freche Befehl,

Beaucaire's, ſondern der überwallende Zorn raubte ihm für den Augenblick die Sprache. Er warf den Blick im Zimmer umher, ob er nirgend eine Waffe entdecken könne; glücklich für ihn, daß ſein Auge auf keinen Gegenſtand dieſer Art ſtieß, denn er würde ſofort den höhnenden Schurken Beaucaire damit zu Boden geſtreckt und ſein eignes Leben dafür eingebüßt haben. Dieſer nahm ſein Verſtummen für Furcht und fuhr fort:

„Jetzt gebt Antwort auf die Fragen, die ich Euch vorlegen werde. — Wie ſeid Ihr zum Dienſt bei der Armee gekommen?"

Bernhards erſter Grimm hatte ſich gelegt; er fühlte, daß er ſich verachtend über den Unwürdigen zu erheben habe. Dies vermochte er nicht beſſer, als wenn er jetzt jenes ſtarre Schweigen beobachtete, das ihm zuvor auferlegt werden ſollte.

„Hörtet Ihr meine Frage nicht? Wie ſeid Ihr zur Armee gekommen?"

Bernhard nahm einen unweit ſtehenden Seſſel, rückte ihn ſich heran, ſetzte ſich ohne Weiteres darauf und fing an, als ſei er ganz allein im Zimmer, einen Contretanz zu pfeifen.

Beaucaire erblaßte vor Grimm. „Sergeant," rief er nach einigen Augenblicken, „führt den Verhafteten in ſein Gefängniß zurück."

Pünktlich im Gehorſam, trat dieſer auf Bernhard zu und ſagte ihm, nicht ohne den Ausdruck einer gewiſſen Ehrfurcht, die deſſen keckes Benehmen ihm abdrang: „Ich erſuche Euch, mir zu folgen!"

„Sehr gern, mein braver Kamerad," antwortete Bernhard und ging mit ihm hinaus, ohne durch einen Gruß oder ſonſt irgend ein Zeichen zu verrathen, daß er von der An-

weſenheit der Übrigen im Zimmer auch nur die mindeſte Kenntniß nähme.

Beaucaire befahl den beiden Schreibern abzutreten; ſie gingen; er blieb mit St. Luces allein.

„Ein verwünſchter Proceß!“ rief dieſer, indem er aufſtand; „ich ſehe nicht ein, wie wir bei dieſen hartnäckigen Deutſchen auch nur den Schein eines Protokolls zu Stande bringen wollen, worauf ſie verurtheilt werden könnten. Ihre Leidenſchaft, Beaucaire, hat uns in ein Labyrinth der unangenehmſten Verhältniſſe geſtürzt!“

„Ich getraue mich, den Ausgang daraus zu finden,“ entgegnete dieſer kalt und nicht ohne einen gewiſſen Hohn der Überlegenheit ſeines Verſtandes. — „Wir haben Zeugen, daß der Gefangene dies Bild als von ſeiner Hand gezeichnet anerkennt. Dieſer Umſtand, der mir ſelbſt die evidenteſte Überzeugung giebt, daß beide Angeklagte in einer genauen Verbindung mit Dolgorow geſtanden haben, wird zu einem Berichte hinreichen, der auch den Generalintendanten überzeugt. Wie? Dem Einen ſollte das abenteuerliche Mährchen von der Art und Weiſe, wie er den Grafen über die Grenze führte, geglaubt werden? Man ſollte ſeiner Verſicherung trauen, daß er denſelben zuvor durchaus nicht gekannt und ſeitdem nicht wieder geſehen habe, wenn er das Bildniß der Tochter bei ſich trägt? Und der Andere, der mich in Dresden irreleiten wollte, iſt geſtändlich, das Bildniß gezeichnet zu haben? Und dennoch ſollten Beide ſo ganz ohne Verbindungen mit dieſer ruſſiſchen Familie ſein? Wenn der trotzige Burſche ſich nicht ſchuldig fühlte, weshalb entfloh er denn mit jenem zugleich aus Dresden? Weshalb treffen wir ſie Beide hier beiſammen? — Wenn ich daraus nicht einen Bericht zuſammenſtellen ſollte, der bis zur Evidenz darthut, wie eine höchſt vertraute, fortgeſetzte, vielleicht noch in die-

ſem Augenblicke genährte Verbindung Beider mit Dolgorow ſtattfinden muß, ſo will ich mich für zu dumm zum Landpfarrer erklären laſſen. Sie und ich ſelbſt, die wir in der Stille für uns doch die gegründetſten Urſachen haben müſſen, an die möglichſte Unſchuld Beider zu glauben, müſſen jetzt andrer Meinung werden; welcher Dritte vermöchte es, auch nur mit einigem Schein eine entgegengeſetzte Anſicht zu vertheidigen? Laſſen Sie uns zwei Stunden, und ich bürge Ihnen für die Zuſtimmung des Generalintendanten."

„Führen Sie die Sache nur nicht zu weit," antwortete St. Luces ein wenig bitter; „von noch fortdauernden Verbindungen wollen wir wenigſtens nichts erwähnen. Wer zu viel beweiſen will, beweiſ't am Ende nichts."

„Herr von St. Luces," entgegnete Beaucaire empfindlich, „das laſſen Sie meine Sache ſein. Der Umſtand, daß wir die beiden Leute grade hier treffen, hier in Smolensk, in deſſen Nähe ein Theil der Güter Dolgorow's liegt, darf doch wohl nicht unerwähnt bleiben."

„Sie haben mir ſelbſt geſagt," antwortete St. Luces, „daß Sie nie auf dieſen Gütern geweſen ſind, ſogar die Namen derſelben nicht genau kennen —"

„Es iſt wahr," unterbrach ihn Beaucaire kalt; „aber meine Unkenntniß in dieſer Hinſicht wird ſich genügend dadurch rechtfertigen, daß ich erſt in London in die Dienſte Dolgorow's trat, alſo ſeine heimathlichen Verhältniſſe, da ich ihn nur auf Reiſen begleitete, am wenigſten kennen lernen konnte. Auch war ich niemals ſein Secretair in Beziehung auf ſeine Familien- und Vermögensangelegenheiten, weil er dieſe ſelbſt beſorgte. Je unbeſtimmter meine Kenntniß in dieſer Hinſicht iſt, je größer wird das Feld der Muthmaßungen. Wüßte ich genau, wo und wie weit von hier Dolgorow's Schloß liegt, ſo dürfte ich nicht darauf hindeuten, daß es ganz in

der Nähe gelegen sein kann, daß uns von dort aus möglicherweise Verrath und Überfall durch Einverständniß mit Russen in der Stadt bedrohen kann."

St. Luces ging verdrießlich und unruhig auf und nieder. „Ich weiß nicht," erwiderte er nach einigen Minuten, „was mich in der Sache so anwidert. Ist es eine fatale Ähnlichkeit dieses Herrn von Rosen mit Jemandem, den ich gekannt habe, und an den ich mich ungern erinnere, oder hält mich sonst etwas zurück. Ich fürchte aber einmal einen üblen Ausgang."

Beaucaire lächelte. „Ich stehe für den besten. Der Graf Rasinski kann uns nicht mehr schädlich werden; er ist fort — und ich glaube, wir werden nicht viel von ihm und seinem Regimente wiedersehen."

„Der Kaiser schätzt ihn! Wenn er klagte —"

„So könnte er dadurch die Gunst des Kaisers verlieren. Oder halten Sie es für eine Empfehlung, daß die beiden Verdächtigen in seinem Regimente dienen? Und bedenken Sie, wie erzürnt der Kaiser auf uns und unsre Collegen ist, weil er die Magazine nicht so findet, wie er sie erwartete. Ich höre, einen Magazinaufseher in der Oberstadt hat er gestern erschießen lassen wollen. Findet er Zeit, unsre Rechnungen und Bestände genau zu prüfen, so wissen Sie, daß —"

St. Luces biß sich auf die Lippen.

„Was kann uns also erwünschter sein, als ihn durch einen Beweis unsres Eifers günstig für uns zu stimmen? — Die Gelegenheit dazu ist gar nicht schicklicher zu treffen, denn der Argwohn des Kaisers gegen die fremden Bundesgenossen wächst mit jedem Tage, und seit den letzten Ereignissen in Paris ist er vollends mißtrauisch geworden. Unsre beiden Gefangenen sind Freunde, sind, was noch mehr ist, Deutsche, und dienen wahrscheinlich unter fremden Namen und auf alle Weise ver-

kappt in einem polniſchen Regimente. Das allein iſt hinreichend, ſie verdächtig zu machen."

„Nun denn," rief St. Luces, „thun Sie, was Sie wollen; aber ich wälze die Folgen ganz auf Sie."

„Auch in Betreff der angenehmen Folgen für uns?" fragte Beaucaire betonend.

„Wahrhaftig auch in dieſer Hinſicht, Herr von Beaucaire," erwiderte St. Luces ſtolz, „wenn ich in dieſer Sache meinen Namen nicht mit hergeben müßte."

„Ich war nicht der, der ſie einleitete," ſprach Beaucaire kalt. „Sie genehmigen alſo, daß ich den Bericht für den Generalintendanten aufſetze und ihn ihm zur Vorlegung an den Kaiſer einhändige?"

„Thun Sie, was Sie wollen!"

„Und Sie werden ihn mit unterzeichnen?"

„Da ich's nicht vermeiden kann, ja."

„Sehr wohl."

Mit dieſen Worten verbeugte ſich Beaucaire und ging.

Bernhard wurde von dem Sergeanten und dem vor der Thür ſtehenden Soldaten, der ihm das Brot gegeben hatte, nach dem Gefängniß zurückgeführt. Alle Drei ſchwiegen. Als die Thür des Gewölbes ſich öffnete und der matte Schimmer der Laterne hineinfiel, ſah ſich Bernhard vergeblich nach Ludwig um.

„Wo iſt mein Freund, lieber Kamerad?" ſprach er zu dem Sergeanten.

„Ich habe ihn drüben auf dem andren Flügel allein einſchließen müſſen."

„Iſt ſein Gefängniß auch ſo wohl, ſo menſchlich eingerichtet wie dieſes?" fragte Bernhard weiter mit bittrem Tone, dem ſich jedoch der Ausdruck eines tiefen Schmerzes beimiſchte.

„Es ist wahr," begann der Soldat, der sie begleitete, „dies ist ein Loch für einen Hund zu schlimm, geschweige für einen Menschen."

„Du unterfängst Dich, unter dem Gewehr zu sprechen, Cottin?" wandte sich der Sergeant streng um.

„Vergebt, mein Sergeant," erwiderte dieser; „ich weiß, ich thue Unrecht. Aber Gottes Gebot ist auch ein Gesetz, und das heißt mich reden. Ich bin aus dem Elsaß, ich spreche Deutsch; ich habe gehört, daß die beiden armen Teufel Deutsche sind. Einen Landsmann, und wäre es nur ein halber, darf man nicht im Stich lassen."

„Ich habe Dir's ja gesagt, Du bist ein guter Kerl, doch Du hast keinen Dienst."

„Aber ich habe Recht, mein Sergeant."

„Ich will's nicht leugnen. — Allein was sollen wir machen?"

„Freund," begann Bernhard, „thut Eure Pflicht. Es wäre mir Leid, wenn Ihr meinethalben bestraft werden solltet. Zwar werde ich in diesem Kerker schwerlich die Nacht überdauern, und wenn ich morgen freigesprochen werde, wird es zu spät sein — aber thut nur, was Ihr müßt; doch wenn Ihr könnt, so seid barmherzig gegen meinen Freund, der eben so unschuldig ist, als ich."

Der Sergeant schien sich zu bedenken. „Wir müssen Rath schaffen!" sprach er plötzlich entschlossen. „Ich kann Euch auch nicht in dem Gewölbe hier lassen, denn die Kälte ist zu streng und steigt mit jeder Minute. Zum Mörder sollen sie mich doch nicht machen, zumal diese Ritter von der Feder, die niemals Pulver riechen und nicht wissen, was der Soldat alles aushalten muß, während sie in ihren warmen Pelzen und bei den vollen Magazinen sitzen! — Möge Ihr verbrochen haben, was Ihr wollt, Euch ohne Urtheil

und Recht hier erfrieren und verhungern zu laſſen, das habt Ihr nicht verdient. Ihr habt das Anſehn eines braven Kerls, und ich muß Euch ſagen, es hat mich gefreut, daß Ihr Euch oben ſo ſtolz benahmt. Das ziemt dem Soldaten. Drum will ich etwas für Euch wagen. Aber Ihr müßt mir Euer Wort als Kamerad geben, daß Ihr mir gehorcht."

„Wenn ich's nicht erfüllen kann, ſo ſage ich's Euch zuvor und laſſe mich hieher zurückbringen," antwortete Bernhard feſt.

„So kommt mit auf die Wachtſtube. Doch Ihr dürft mit Niemandem auch nur ein einziges Wort ſprechen!"

„Ich werde ſchweigen wie dieſe Mauern. Aber mein Freund?"

„Auch er ſoll, aber unter derſelben Bedingung," die Nacht mit uns zubringen."

„Meine Hand hierauf in ſeinem Namen."

„So kommt!"

Bernhard faßte unwillkürlich beide Hände des Sergeanten, ſchüttelte ſie mit warmer Heftigkeit, ſah ihm ins Geſicht und rief: „Wahrhaftig, ich bin Euch Dank ſchuldig und mehr als mein Leben! — Und Euch auch, wackerer Kamerad und Landsmann," ſetzte er hinzu und wandte ſich zu dem redlichen Cottin. „Ja, es iſt ein edler Stand, der des Kriegers. Ich ergriff ihn nur mit innerſtem Widerwillen; aber ich habe ihn achten, verehren gelernt. Er erhebt über die niederträchtigen Lumpereien des Lebens und adelt ſo die Geſinnungen des Geringſten. Unter großen Geſchicken wird der Menſch ſelbſt groß. — O Ihr wißt nicht, wie elend die dort oben ſind, die ſich ſo hoch über Euch zu ſtehen dünken! Wahrlich, es thut mir weh, daß dieſes verächtliche Geſindel ſolchen Männern Befehle geben, ſie zur Verantwortung ziehen darf."

Er konnte ſich nicht bezwingen; er mußte die beiden Wackren an ſein Herz drücken.

„Gut, gut, Kamerad," rief endlich der Sergeant faſt unwillig, da er merkte, daß er ſeine ganze dienſtliche Haltung verloren hatte; „nun macht nur fort."

„Erſt ſagt mir, wie Ihr heißt," ſagte Bernhard dringend; „denn ich möchte den Namen eines Ehrenmannes auch gern jenſeit mit hinübernehmen."

„Ich heiße Ferrand," antwortete der Sergeant, „wenn Ihr's durchaus wiſſen wollt. Doch laßt uns jetzo eilen."

„Ich werde Eurer ohne Schreibtafel gedenken," betheuerte Bernhard und nahm nochmals ſeine Hand.

Ferrand drängte vorwärts; ſie gingen.

In Bernhards Seele kehrte jetzt ein Stral der Hoffnung zurück. Er hatte ſie wirklich ſchon aufgegeben und war gefaßt auf das Äußerſte. Doch dieſes günſtige Zeichen hielt er für eine gute Vorbedeutung; dem einen, fürchterlichſten Tode war er doch wenigſtens entronnen, und noch konnte er ſich nicht überreden, daß der Himmel ihn nur deshalb ſo vielfach in der dringendſten Gefahr beſchützt habe, um ihn durch übermüthige Willkühr zu Grunde gehen zu laſſen.

So trat er in die unter dem Thore gelegene, finſtre Wachtſtube; zu andren Zeiten würde ſie ihm als ein düſtrer Kerker erſchienen ſein, jetzt gewann ſie die Geſtalt eines freundlichen, behaglichen Aufenthalts für ihn.

„Hier, ſetzt oder legt Euch auf die Bank dort in jener Ecke," ſprach der Sergeant; „aber haltet Euer Wort, ſprecht mit Niemandem und verlaßt die Stelle nicht."

„Ihr ſollt mich als einen feigen Schurken mit Füßen zertreten, wenn ich Euch nicht ſo gehorche, als wäre ich mit Ketten angeſchloſſen. Und könnte ich mich mit einem Schritt,

mit einem Wort retten, ich wollte ſtarr und ſtumm bleiben wie die Gräber draußen im Eis und Schnee."

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich und hüllte ſich, da der Froſt ihn noch durchſchauerte, dicht in den Mantel ein.

Ferrand ging und kehrte nach einigen Minuten mit Ludwig zurück. Dieſer trat mit einem Zug wehmüthiger Freude um die Lippen ein und ſein Auge ſuchte den Freund. Freudig winkte Bernhard ihm zu, legte aber den Finger auf den Mund. Ludwig gab ein Zeichen, daß er den Wink verſtehe, und nahm in einer andren, ihm angewieſenen Ecke Platz. Der Sergeant ließ hierauf die Soldaten in einen Kreis zuſammentreten und redete ſie an: „Freunde, ich habe ein Werk der Barmherzigkeit an dieſen Beiden gethan und laſſe ſie die Nacht hier zubringen, doch ohne daß ſie einander ſprechen dürfen. Iſt Einer unter Euch, der mir Unrecht giebt, ſo ſage er's, und ſie ſollen ſogleich in ihre Gefängniſſe zurück, wo ſie aber bis morgen vor Hunger und Kälte umkommen müſſen. Meint Ihr alſo, daß ich Recht gethan, ſo mögen ſie hier bleiben, und wir Alle ſind die Mitſchuldigen."

„Laßt ſie hier!" riefen die Leute aus einem Munde; „von uns wird Keiner ein Verräther."

Jetzt war das letzte Bedenken gehoben und Beiden die ruhige Nacht geſichert.

Eine große Schüſſel mit warmer Abendkoſt für die Soldaten wurde hereingetragen; denn hier, im Magazine ſelbſt, herrſchte noch kein Mangel. Ferrand dachte ſogleich von ſelbſt daran, den beiden Gefangenen durch den redlichen Cottin einen hinreichenden Antheil von der Speiſe zu ſenden, ehe ſie durch den Gedanken, man werde ſie übergehen, gequält würden; denn noch immer folterte der Hunger ihren erſchöpften Körper, zumal da der Duft einer lange entbehrten, wohl-

bereiteten Speise die ganze heftige Begier derselben aufregen mußte; deshalb wurde Beiden diese Labung eine unschätzbare Wohlthat.

Denn die allmächtigen Gesetze der Natur überwältigen Jeden; der Edelste, der Größeste, den die geläutertste Kraft des Willens durchdringt, muß zuletzt den Bestimmungen gehorchen, von denen sein irdischer Leib abhängt. Es giebt einen Grad, dem Niemand widersteht. Was zu andren Zeiten eine leichte Selbstverläugnung, eine geringe Kraft der Entsagung, ein Spiel scheint, daß wird in solchen Augenblicken zur unermeßlichen Aufgabe. Darum lächle Niemand, den die Verhältnisse noch nie einer strengen Prüfung seiner thierischen Abhängigkeit unterworfen, darüber, daß selbst in Augenblicken, wo es sich um das ganze Geschick des Lebens handelt, ein Trunk, eine Mahlzeit, ein Nachtlager, die gemeinsten täglichsten Bedürfnisse des Körpers zu unwiderstehlichen Mächten werden, die die freieren Seelenkräfte in ihre unzerreißbaren Fesseln schlagen. Nur die stete Erhalhaltung des Gleichgewichts dieser gewaltigen Triebe läßt sie scheinbar verschwinden. So zermmalt uns selbst die leichte, ätherische Luft durch die Riesenlast ihres Druckes, wenn plötzlich das Gesetz, wonach sie ihrer eignen Kraft den auf Atome ausgeglichenen Widerstand leistet, aufgehoben wird.

Nachdem der grimmige Wolf des Hungers verscheucht war, drang der alles überdeckende, bleierne Strom des Schlafes heran und drückte die Erschöpften in betäubende Erstarrung hinab. Selbst nicht die luftigen Gespinnste der Träume ließ er durch seine dichte Hülle dringen, sondern war stumm, bewußtlos, wie sein Bruder, der Tod. Völliges Vergessen aber war das beglückendste Geschenk, welches eine gütige Schickung den Freunden jetzo darbieten konnte.

Funfzehntes Capitel.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als der Sergeant Ludwig heftig beim Arm rüttelte und ihn laut anrief.

Er fuhr empor; Bernhard durch den Ruf geweckt, ebenfalls.

„Ihr ſollt hinauf in den Verhörſaal! Nur raſch! Hier, nehmt einen warmen Schluck und einen Biſſen, daß Ihr munter werdet und mit Feſtigkeit Euer Urtheil hört.“

Ludwig fand mit Mühe ſeine Sinne wieder; noch halb bewußtlos nahm er das dargebotene Brot und griff nach der Flaſche mit warmem Meth, die ihm der Sergeant reichte. Bernhard trat heran.

„Dürfen wir uns jetzt begrüßen?“ fragte er Ferrand.

„So viel Ihr mögt, arme Teufel! Jetzt habt Ihr Alles frei!“ erwiderte dieſer.

Bernhard fuhr zuſammen. Sollte dennoch — dachte er — aber nein, es iſt unmöglich. So kann ſelbſt ſolch ein Urtheil nicht gefällt werden.

Ludwig war ruhig.

„Iſt unſer Urtheil geſprochen?“ fragte Bernhard. „Sagt es uns frei heraus, wenn Ihr es wißt. Es ſoll der letzte Dienſt ſein, den Ihr uns leiſtet. Glaubt nicht, daß wir davor zittern werden.“

Doch im Sprechen zitterte er heftig — aber für den Freund, nur für ihn.

„Ihr werdet's gleich droben hören,“ lautete die Antwort des Sergeanten.

„Sagt es gleich, Lieber, ich bitte Euch darum,“ bat auch Ludwig ſanft, aber ruhig; „wir können es dann dro-

ben mit mehr Faſſung anhören, es falle günſtig oder ungünſtig aus. Es läßt männlicher, wenn wir weder ein Übermaaß der Freude, noch der Niedergeſchlagenheit zeigen."

„Bei Gott!" rief Ferrand, „es wird mir ſchwer, es Euch zu ſagen; denn, was Ihr verbrochen haben mögt, Ihr ſeid brave Soldaten und habt Euer Wort gehalten wie Männer. Ich wollte Ihr wäret vor einer Batterie gefallen. Es iſt uns auch keine Freude, auf einen Kameraden anzulegen."

„So ſollen wir erſchoſſen werden?" fragte Bernhard bebend und ſeine Lippen erblaßten.

„So lautet das Urtheil!"

„Heiliger Gott!" rief er aus und warf ſich an Ludwigs Bruſt und preßte ihn heftig in die Arme. Sie hielten ſich lange ſtumm umfaßt.

Der Sergeant klopfte Bernhard gutmüthig auf die Schulter und ſprach: „Nehmt Euch zuſammen, Kamerad, der Tod iſt uns Allen nah; wer weiß, ob ich Euch lang überlebe! Gönnt es denen da oben nicht, daß Ihr ſo davor zittert!"

„Zittern?" fragte Bernhard und ſein Auge rollte. „Wenn ich nicht vor Grimm oder Froſt zittern muß, ſo ſoll nicht ein Haar auf meinem Haupte zittern! Fort! Hinauf! Sie mögen uns das Todesurtheil vorleſen. Ihr ſollt Zeuge ſein, ob die Pfeile meiner Blicke nicht ſchärfer in das Herz der Buben dringen ſollen, als Euer Kugeln in meine Bruſt! — Aber hier will ich weinen an der Bruſt meines Freundes, und um ihn und um ſeine unglückliche Schweſter," rief er und warf ſich von Neuem an Ludwigs Bruſt, und ſeine Thränen ſtrömten.

„Bernhard!" ſprach Ludwig endlich und ſchien die Worte gewaltſam aus ſeiner Bruſt zu reißen; „Bernhard! — Alſo mußte ich Dich doch in den Tod reißen! — Mein Herz

blutet, es iſt zerriſſen von tauſend Wunden — o Du weißt das Alles ja am beſten! — Aber jetzt mein Geliebter, jetzt muß auch der Schmerz um Dich dem Gebot der Ehre und Männlichkeit weichen. Halte es nicht für einen Verrath an Deiner großmüthig aufopfernden Freundſchaft, wenn Du mich ruhiger, kälter ſiehſt, als ich bin. Dein inneres Auge blickt in die Tiefe meiner Bruſt; aber kein anderes ſoll die Qual errathen, die mich verzehrt. Unſer Tod muß unſer Triumph ſein!"

„Bei Gott! das ſoll er," rief Bernhard und erhob die Hand wie zum feierlichen Schwur. „Selbſt Marie, die weinende Heilige, ſoll mein Herz nicht mehr weich machen! — Komm! Wir wollen wie Spartaner den grimmigen Zahn des Raubthiers in unſern Eingeweiden wühlen laſſen und keine Miene verziehn."

Entſchloſſenen Schrittes folgten ſie ihrem Führer herauf in den Verhörſaal. Sie fanden ihn leer, doch lagen einige Papiere auf dem Tiſch.

„Der Brief dort enthält das Todesurtheil," ſprach der Sergeant und deutete auf ein zuſammengefaltetes, aber aufgebrochenes Schreiben. „Er iſt vom Generalcommiſſair. Vor einer Viertelſtunde kam er an. Ich trug ihn ſelbſt herauf und hörte, wie ihn der Baron von St. Lucas vorlas."

„Ich möchte ihn leſen!" ſprach Ludwig.

„Laßt mich erſt zuſehen, ob wir nicht überraſcht werden können; die Thür des Nebenzimmers hören wir aufgehen, wenn ſie kommen."

Er öffnete die Thür des anſtoßenden Gemachs und blickte hinein.

„Sie ſind noch drüben; leſ't, aber ſchnell."

Ludwig nahm den Brief. Er lautete:

„Ich habe dem Kaiſer Ihren Bericht vorgelegt. „Wenn

der Verdacht dringend ist, so sollen die Delinquenten ohne weiteres erschossen werden, denn es bedarf eines Beispiels," war seine Antwort. Nach Ihrer, wie ich hoffe gewissenhaften Darstellung der Verhältnisse ist die Schuld keinem Zweifel unterworfen. Wir haben hier nicht Zeit noch Raum uns auf lange Untersuchungen einzulassen, noch Criminalgefangene mit uns zu führen. Lassen Sie daher die Execution sofort, mit Tagesanbruch vor der Mauer vollziehen, damit es kein Aufsehen giebt. Der Anblick der Vollstreckung könnte Aufregungen hervorbringen; nach der That wirkt nur der Schrecken still fort, und das Beispiel erhält eine ungestörte Wirksamkeit, besonders wenn man es heraushebt, daß deutsche Verräther bestraft worden sind. Denn die Anhänglichkeit der deutschen Truppen ist nicht zu groß; die Furcht muß sie treu erhalten. Sein Sie selbst bei der Vollziehung des Urtheils zugegen und senden Sie mir augenblicklich das Protokoll darüber, damit ich es dem Kaiser vorlegen kann."

„Also etwa eine Stunde würden wir noch Athem holen," sprach Bernhard, als Ludwig den Brief wieder auf den Tisch gelegt hatte. „Nun, mir soll's nicht allzuschwer werden, dieser Sonne zu entsagen. Ja, wenn es noch ein Frühling in Italien wäre — aber ein Winter in Rußland. Die Welt hat mehr Jammer als Freude; wer über Beides quittirt, gewinnt in den meisten Fällen. Zumal ich!"

Ludwig konnte die Absicht des Freundes, ihn dadurch, daß er das strenge Schicksal so leicht nahm, zu trösten, nicht verkennen. Sie rührte ihn tief, doch blieb er fest. „Du hast Recht! Ein Frühling in Italien! — Der ist wohl schön!"

Er verlor sich in ein tiefes Sinnen.

„Es wundert mich, daß noch Niemand kommt," sprach Bernhard nach einiger Zeit ungeduldig.

„Sie setzen das Todesurtheil auf, damit Alles in Ord-

nung geſchehe. Es wird Euch verleſen werden," bemerkte der Sergeant.

„Verſteht ſich! Alles in beſter Form! Es lebe die Gerechtigkeit! Wird man uns nicht etwa auch einen Beichtvater ſchicken?" fragte Bernhard bitter.

„Wenn ein Geiſtlicher hier wäre, würde er wohl mit hinaus gehen," antwortete der Sergeant; „aber hängt Ihr an dergleichen?"

„Nein," nahm Ludwig das Wort. „Ich bin gefaßt hinüberzugehn. Doch, wenn Jemand meine letzten Vermächtniſſe erfüllen wollte — das würde mir ein unendlicher Troſt ſein. Einen Gruß möchte ich gern nach der Heimath ſenden."

„Was ich beſorgen kann, will ich thun," ſprach der Sergeant.

„O ſo geht —"

Hier öffnete ſich die Thür. St. Luces, Beaucaire und zwei Schreiber traten ein und nahmen Platz.

St. Luces wollte das Wort nehmen; er ſchien befangen zu ſein. Ludwig ſah ihm frei, unerſchüttert ins Geſicht; Bernhard hielt flammende Blicke auf ihn geſpannt.

„Ein höchſter Richterſpruch," begann St. Luces mit unſicherer Stimme, der er jedoch einen feierlichen Ton zu geben ſuchte.

„Richterſpruch?" unterbrach ihn Bernhard; Machtſpruch, werden Sie ſich ausdrücken, mein Herr!"

„Ihr wagt es," rief St. Luces mehr verwirrt als zürnend oder entſchloſſen.

„Ich wage jetzt Alles! Es ſcheint mir nicht, daß ich etwas zu verlieren hätte, daher wird es Ihnen eben nicht gelingen mir eine ſonderliche Furcht einzuflößen. Erſparen Sie ſich die Mühe einer Einleitung und Verleſung eines Ur-

theils, das wir bis zum letzten Hauch nur für eine Gewaltthat erklären werden."

„Verfahren Sie in der Ordnung, Herr von Beaucaire," befahl St. Luces und biß sich auf die Lippen.

Dieser las jetzt mit unbewegter Stimme und Miene Ludwigs und Bernhards Todesurtheil.

Nicht die leiseste Veränderung ging in den Zügen der Verurtheilten vor.

„Ich bin zum Tode verurtheilt," sprach Ludwig, „obgleich ich mich vor Gott für völlig unschuldig halte und diesen meinen Freund nur als einen gewissenlos Gemordeten betrachten kann, der, nicht einmal nach Eurem Gesetz der Willkühr, schuldig wäre. So wird mir wenigstens das Recht jedes Verurtheilten zustehen, die Vollziehung meines letzten Willens zu fordern. Ich erbitte mir meine Papiere und meine Brieftasche zurück!"

„Diese werden bei den Akten bleiben müssen!" entgegnete Beaucaire eisig kalt; „sie enthalten die Beweise Eurer Schuld."

„Wohl denn, auch das! So fordre ich Feder und Papier, um meinen letzten Willen aufzusetzen."

Beaucaire zog die Uhr heraus und sah dabei St. Luces fragend an. Dieser verneinte weder, noch bejahete er.

„Es ist zu spät zu dieser Forderung," erwiderte Beaucaire nach einigen Augenblicken; „Sergeant, sind Ihre Leute in Bereitschaft?"

„Sie sind es!"

„So lassen Sie sie eintreten. Wir müssen abmarschiren!"

„Also auch das wird mir versagt? Ein heiliges Recht, das dem niedrigsten Verbrecher zusteht?"

„Die Umstände verbieten es!“ antwortete St. Lucas, wagte aber nicht den Blick zu Ludwig zu erheben.

„Nun denn,“ rief dieser, mit dem Ausdruck des edelsten Zorns, „so falle das Verbrechen, was Ihr an Uns begeht auf Euer Haupt zurück! Vater im Himmel! Dein ewiger Rath versagt mir Erbarmen, ich murre nicht; aber Deine Gerechtigkeit wird Vergeltung üben an diesen Frevlern! Ich bin zu stolz von Euch noch etwas zu erbitten. Der Allgütige wird die stärken und erheben, denen meine Abschiedsworte einen letzten matten Stral des Trostes in das Dunkel ihres Schmerzes senden sollten! Fort! Ich habe auf dieser Erde nichts mehr zu thun, als zu sterben!“

Bernhard stand schweigend wie eine finstre Gewitterwolke. Eine furchtbare Todtenstille herrschte im Saal.

Die Soldaten, zwölf Mann, marschirten herein.

„Trennt die Delinquenten,“ befahl St. Lucas.

Der Sergeant wollte zwischen sie treten, doch sie reichten einander die Hände; treu und redlich sahen sie sich ins Auge, keine Thräne drang daraus hervor.

„Leb' wohl, Bruder!“ rief Bernhard mit männlich kräftiger Stimme.

„Auf Wiedersehn!“ sprach Ludwig fest, ernst, gläubig, und erhob sein Auge nach oben.

Die Krieger traten zwischen sie; jede Section nahm einen der Verurtheilten in ihre Mitte.

„Gewehr auf! Vorwärts, marsch!“

Im gleichförmigen, dumpf durch die Gewölbe hallenden Schritt verließen sie das Gemach. Im Vorübergehen an Beaucaire warf Bernhard ihm einen furchtbaren Blick zu, so daß selbst dieser abgehärtete Böswicht erblaßte.

St. Lucas bemerkte es und sprach: „Sein wir auf unsrer Huth; diesen verwegenen Burschen traue ich Alles zu.“

Beide folgten dem Commando in einiger Entfernung.

Der Weg ging über den Hof, zu einer kleinen Seitenpforte des Gebäudes hinaus. Es dämmerte kaum. Nur die letzten erbleichenden Sterne und der Schimmer des frisch gefallenen, tiefen Schnees gewährten einiges Licht. Durch wüste, halb verfallene Gassen, in denen Bivouacfeuer brannten, an welchen schwarze Reihen von schlummernden, oder vielleicht schon erstarrten Kriegern gelagert waren, erreichte man die Brücke des Dniepr, marschirte dann durch die Oberstadt und gelangte so endlich an die Stadtmauer. Ein beschneiter Hügelvorsprung, wenige hundert Schritte davon, auf dem sich eine schwarze, von düstren Tannen gebildete Waldspitze verlief, war zur Vollstreckung des Urtheils ausersehen. Ein Offizier harrte daselbst mit einem Commando von zwanzig Leuten. Der Tag fing bereits an so hell zu dämmern, daß man schon ziemlich weit um sich blicken konnte.

„Halt! Gewehr ab!" commandirte der Sergeant, als er mit seinen Gefangenen die Höhe erreicht hatte.

„Also hier wäre das Ziel unsrer Laufbahn," sprach Ludwig und deutete auf einen Pfahl im Schnee, an dem er den Tod empfangen sollte. „Das hat meine Ahnung mir nicht gesagt, als wir vor vier Monaten hier vorüberzogen!"

Bernhard schien über irgend etwas zu brüten und zu sinnen; denn er antwortete nicht, obwohl Ludwig jetzt wieder neben ihm stand. „Gieb auf mich Acht," raunte er ihm nach einigen Augenblicken leise zu, „wir können vielleicht noch entkommen. Erreichen wir die Waldspitze hier, so sind wir geborgen, und an jenen drei hohen Fichten auf dem Hügel dort hinten, wollen wir uns dann wieder treffen."

Jetzt zitterte Ludwig. Sein Herz schlug heftig; er blickte nach dem Hügel hinüber und sah in blauer Dämmerung die drei Fichten stehen. Der Punkt war nicht zu ver-

fehlen, in einer halben Stunde konnte er erreicht sein. Also aufs Neue winkte ihm die Rettung. Bernhard zeigte sie ihm möglich, nahe, wahrscheinlich. Mit grausamer Sanftmuth riß ihn die Hoffnung wieder aus dem Gefängniß des Todes in das helle Licht des Lebens zurück. Gebrochen war jetzt die Kraft seiner festen Entsagung; alle lebendigen Triebe und Pulse des Lebens wachten wieder auf und schlugen mächtig in seiner Brust. Wenn ihm jetzt die Flucht [illegible], das fühlte er, dann wurde der Tod ihm schwer.

Kaum hatten diese Gedanken die Wogen seiner Brust stürmisch aufgejagt, als Bernhard den günstigen Augenblick ersah und plötzlich mit gewaltiger Kraft die beiden nächsten Soldaten neben ihm, durch einen unvermutheten Stoß ins Genick vorwärts auf den Boden in den Schnee stürzte, mit einem Satz aus ihrer Mitte war und unter dem Ruf: „Mir nach, Bruder!“ schnell wie ein Reh der Waldecke zuflüchtete.

Er hatte so für sich und Ludwig die Bahn gebrochen; dieser, auf den Wink gespannt, sprang von der andern Seite hinweg und flüchtete ebenfalls über das beschneite Feld. Die Soldaten standen bestürzt.

„Feuer nach!“ rief der Offizier und Einige schossen. Aber zugleich waren Andere schon im vollen Laufe den Fliehenden nachgestürzt und hinderten so die Übrigen ihre Gewehre abzuschießen, da sie eben so gut ihre Kameraden als die Entsprungenen treffen konnten. Alle warfen daher die Gewehre in den Schnee, um leichter zu sein und liefen den Fliehenden nach. Ludwig suchte sich nahe an Bernhard zu halten, um sein Geschick nicht von dem des treuen Freundes zu trennen. Doch der Schwarm der Verfolgenden, die sich zwischen sie warfen, zwang sie bald verschiedene Richtungen zu nehmen. Flucht und Verfolgung wurden gleich beschwer-

lich, denn als man von dem steilen Gipfel des Hügels, wo der Wind den Schnee verweht hatte, weiter gegen den Wald hin gelangte, wo der Sturm ihn nicht so fassen konnte, sank der Fuß bei jedem Schritt tief ein. Schon sah Ludwig die schwarzen Tannengebüsche dicht vor sich, die ihm Rettung bringen sollten, schon wähnte er dem ungerechten Schicksal entgangen zu sein, als er plötzlich bis an den Leib und bei der nächsten Bewegung bis an die Brust in den Schnee sank, der, in einer Erdspalte zusammengeweht, dieselbe mit seiner trügerischen Hülle nur leicht bedeckte. Er arbeitete mit aller Kraft der Muskeln sich zu retten — doch vergeblich. In wenigen Secunden hatten seine Verfolger ihn erreicht, packten ihn unbarmherzig mit nervigen Händen an und zerrten ihn an Armen und Haar empor.

Ach wie Viele, die in diese kalten Gräber, in diese lauernden Fallgruben des schauerlichen Todes sanken, flehten vergeblich um eine rettende Hand. Ihn riß der Ingrimm wilder Schadenfreude aus dem geöffneten Schlunde des Todes zurück, um ihn dem noch gewisseren Verderben selbst zu überliefern.

Er bebte vor Frost und innerem Schauer; die Knie sanken unter ihm, denn die Kraft des Körpers und der Seele waren gleich erschöpft. Der jähe Wechsel zwischen Rettung und Verderben hatte ihn zerschmettert. Die ernste, ruhige Entscheidung seines Verhängnisses hatte er männlich, gefaßt ertragen; der Hohn des Schicksals, welches ihn dem Glück auf Augenblicke in den Schooß warf, um ihn in der nächsten Minute in desto tiefere Klüfte des Verderbens zu stürzen, ging über seine Kräfte hinaus. Er fühlte sich besiegt.

Unter rohen Mißhandlungen der Soldaten, von Faust- und Kolbenstößen vorwärts getrieben, wurde er mehr an den Ort, wo er sterben sollte, geschleppt, als er selbst dahin zu

gehen vermochte. Sogar der höhniſche Blick, womit Beaucaire ihn empfing, konnte ihm die Kraft nicht widergeben, um durch die letzten Augenblicke ſeines Lebens einen innern Triumph über dieſen Elenden zu feiern. Nur nach Bernhard ſah er ſich angſtvoll um, ob dieſer auch jetzt wieder der Genoſſe ſeines traurigen Schickſals ſein werde. Er bemerkte ihn nicht; die Verfolger mußten ſeiner noch nicht habhaft geworden ſein. Die Hoffnung, daß der Freund gerettet ſein könne, richtete ihn auf, wie tief er es auch empfand, daß der Tod ihm jetzt, allein, ohne die tröſtende Nähe ſeiner innern rüſtigen Kraft, viel fürchterlicher entgegentrat, als vor wenigen Minuten, wo er mit dem Wackern Arm in Arm den Weg des dunklen Geheimniſſes angetreten hätte.

Jetzt ſtand er an dem Pfahl. Zwei Soldaten waren beſchäftigt ihm mit einem Gewehrriemen die Arme auf den Rücken zuſammen und an den Pfoſten zu binden, als fürchteten ſie noch einmal ſeine Gegenwehr. Der Sergeant trat mit einem Tuche in der Hand auf ihn zu und ſprach gerührt:

„Ich will Dir die Augen verbinden, Kamerad; es iſt ſo beſſer.“

Zuvor würde Ludwig die Binde verſchmäht haben, jetzt ließ er den mitleidigen Kriegsgenoſſen gewähren. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er ihn noch zum Überbringer ſeines letzten mündlichen Vermächtniſſes machen könnte. „Mein Freund,“ ſprach er, während ihm dieſer das Tuch über die Augen legte, „Ihr wolltet mir einen letzten Liebesdienſt erweiſen. So geht denn, wenn Ihr es möglich machen könnt, zu dem Obriſten Raſinski, der unſer Regiment befehligt, ſagt ihm wie ich geſtorben ſei, und bittet ihn meine Schweſter zu tröſten. Und wenn Ihr dieſen Krieg überlebt, und in

Warſchau oder Dresden zu ihr gehen und ihr ſagen wollt, daß —"

Plötzlich fielen einige Schüſſe ganz in der Nähe.

„Gilt das mir ſchon," rief Ludwig, da der hinter ihm ſtehende Sergeant eben das befeſtigte Tuch losgelaſſen hatte, und neben ihn getreten war. Doch dieſer rief:

„Teufel, was iſt das?" und Ludwig hörte ihn hinwegſpringen. Plötzlich erhob ſich ein verworrenes Geſchrei und Getümmel und abermals fielen Schüſſe ganz in der Nähe, ſo daß eine Kugel dicht an Ludwigs Ohr vorbeiſauſte. Faſt in demſelben Augenblick hörte er Pferde in vollem Galopp hinter ſich weg ſprengen, und ein gemiſchtes Getöſe von Commandowörtern, verworrenem Geſchrei, Waffengeklirr und Schüſſen ſchallte um ihn her. „Vorwärts!" rief die Stimme des Sergeanten. „Schließt Eure Glieder! Feuer!"

Ein Pelotonfeuer von etwa zwanzig Schüſſen tönte ſchmetternd dicht vor Ludwigs Ohr; er wähnte die Mündungen ſeien auf ihn gerichtet geweſen, und ein unwillkürlicher Todesſchauer zuckte durch ſeine Glieder. Doch fühlte er ſich lebend und unverſehrt. Die dichte Finſterniß, die ihn umgab, die Bande die ihn feſſelten, die äußerſte Spannung aller ſeiner Nerven und Sinne jagte eine Fluth verworrener Vorſtellungen in ihm auf. Da er links Angriffsgeſchrei und das Stampfen der Roſſe hörte, glaubte er einen Augenblick, Raſinski komme mit ſeinen Reitern, um ihn zu befreien. Doch bald hörte er den heulenden Schlachtruf der Ruſſen. Ein „Hurrah" theilte die Lüfte. Die Maſſen tobten an ihm vorbei; Pulverdampf drang ihm ins Geſicht, Geſchrei, Ächzen, Waffengeklirr brauſten um ihn her. Er war mitten im Gewühl des Gefechtes; vergeblich ſtrebte er ſeine Bande zu ſprengen, um die Hülle von ſeinen Augen zu reiſen; es blieb Nacht um ihn her. „Iſt denn Alles ein wü-

ſter, fürchterlicher Traum," rief er endlich aus gepreßter Bruſt und wandte das Antlitz flehend gen Himmel; „erweckt mich denn und endigt dieſe furchtbaren Qualen."

Doch keine Hand berührte ihn, und das Getümmel verlor ſich nach und nach in die Ferne.

So vergingen einige Minuten der unbeſchreiblichſten Erwartung. Ludwig wand ſich in ſeinen Banden; ein dunkler Trieb ſagte ihm, er könne ſich retten, wenn er ſie ſprenge, doch er vermochte es nicht. Da hörte er wieder verworrene Stimmen allmälig näher herankommen, raſche Schritte eilten auf ihn zu, und plötzlich riß eine rauhe Hand ihm die Binde von den Augen.

Staunend ſah er umher; drei Männer mit langen Bärten, die er auf den erſten Blick für ruſſiſche Bauern erkannte, ſtanden vor ihm und blickten ihn mit einem Gemiſch von Hohn und Verwunderung an. Auf dem Boden lagen die Leichname zweier franzöſiſchen Soldaten und einige weggeworfene Gewehre. Ludwig ſah ſich in der Gewalt der Feinde, die ein ſeltſames Geſchick zu ſeinen Rettern gemacht zu haben ſchien.

Der Sprache faſt ganz unkundig und von den Ereigniſſen noch faſt betäubt, wollte ihm in dieſem Augenblick kein Wort einfallen, wodurch er ſeine Bitte um Rettung ausdrücken konnte. Doch redeten ſein flehender Blick, ſeine gefeſſelten Hände eine unverkennbare Sprache. Allein der Haß der Feinde wollte ſie nicht hören, ſondern übertobte in ſeinem grimmigen Brauſen die zartere Stimme des Mitleids. Der eine der drei Männer hob ſein Gewehr empor und wollte den Gefangenen mit der Kolbe niederſchlagen; der Gefeſſelte konnte nur das Haupt hinwegkrümmen, ohne die Arme ſchützend vorzuſtrecken. Da hemmte plötzlich eine Hand den zum Streich aufgehobenen Arm; es war die Geſtalt ei-

nes ehrwürdigen Greiſes, der, in einen dunklen, weiten Pelzmantel gehüllt, vom Walde her eben herantrat. Sein Anblick wirkte auf Ludwig, als ob der milde Stral des Morgens in die düſtre Nacht ſeiner Schreckensträume dringe. Mit ſanfter, ernſter Stimme ſprach der Greis einige Worte der Abmahnung. Die drei Männer zogen ihre Pelzmützen ab und verbeugten ſich, die Arme über der Bruſt kreuzend, mit Ehrfurcht gegen ihn. Jetzt erkannte Ludwig in ihm den Engel der Rettung; ſeine patriarchaliſchen Züge, die milde Hoheit ſeiner Stirn verbürgten es, daß er retten, nicht zu grauſamer Qual aufſparen wollte. Der Bauer, der zuvor mit dem Kolben gedroht hatte, nahte ſich jetzt mit einem Meſſer dem Gebundenen und zerſchnitt den Riemen, der ihn feſſelte. Ludwig war frei, gerettet. Voller Dankbarkeit ergriff er die Hand des Greiſes, doch dieſer machte eine ernſt abwehrende Bewegung, als wolle er ſagen: Ich wollte dich als einen hülfloſ Gebundenen nicht grauſam morden laſſen; aber du biſt der Feind meines Vaterlandes, meines Gottes, und freveſt an Allem, was uns heilig iſt, darum habe ich keinen Theil an dir. — Die Bauern nahmen ihn als Gefangenen in ihre Mitte und trieben ihn an vorwärts gegen den Wald zu zu gehen. Indem Ludwig ihnen folgte, kam er ſo dicht an einem der gebliebenen franzöſiſchen Soldaten vorbei, daß er deſſen Angeſicht erkennen konnte. Es war der redliche Landsmann Cottin, der ihm geſtern das Brot gereicht hatte. Wie ſeltſam iſt das Schickſal, dachte er bewegt; Du, der du mich noch vor wenigen Minuten als einen hoffnungslos Verlorenen bedauerteſt, Du liegſt nun entſeelt vor mir! Redliches Herz, mögeſt Du ein Glück finden jenſeits dieſer Todesruhe! — Es giebt keine Wahrſcheinlichkeit mehr! Nun ſo will ich denn auch nicht mehr hoffen,

nicht mehr fürchten, mag das Schwert des Todes nahe oder fern über meinem Haupte ſchweben.

Durch dieſen Gedanken neu aufgeregt und geſtärkt, ging er feſten Schrittes zwiſchen ſeinen Führern hin. Mit Sorge ſpähte ſein Auge in dem friſchen Schnee nach den Spuren von Bernhards Flucht, doch war das ganze Schneefeld jetzt ſo verworren von menſchlichen Fußtritten und Roſſeshufen gekreuzt, daß ſelbſt das geübte Auge eines nordiſchen Nomaden ſchwerlich noch eine beſtimmte Richtung einzelner Spuren unterſchieden hätte.

Man erreichte in wenigen Minuten den Wald, der bald ſehr dicht wurde. Nach etwa einer Viertelſtunde machten die Leute auf einem Platze, wo ſchon mehrere der Ihrigen auf ſie harrten, Halt; nach und nach kamen andre Truppen des Weges von Smolensk her und mehrere von ihnen brachten einzelne franzöſiſche Soldaten als Gefangene mit. Ludwig ſah mit Antheil umher, ob vielleicht der Sergeant dabei ſein möchte, doch konnte er ihn nicht entdecken. Ein neuer Trupp kam aus dem Gebüſch; inmitten dieſer Leute, welche einige Koſacken zu Pferde begleiteten, mußten ſich ebenfalls Gefangene befinden, denn Ludwig hörte ihre kläglichen Bitten um Schonung. Theilnehmend ſuchte er in dem verworrenen Haufen ſeine Unglücksgefährten zu erkennen. Endlich öffnete ſich derſelbe, und ein Grauen durchbebte ſeine Bruſt, er erblickte Beaucaire und St. Luces, die halb nackt, vor Kälte und Angſt zitternd, inmitten der frohlockenden Barbaren geführt wurden „Allwaltender Gott!“ rief er erſchüttert unwillkührlich aus, „verworfen ſei der, der an deiner lenkenden Hand zweifelt!“

In dieſem Augenblick trafen die Blicke der Gefangenen auf Ludwig, den man, ſei es Zufall oder Mitleid nicht beraubt hatte.

St. Luces verbarg ſein Angeſicht in beiden Händen und ſtand mit ſchlotternden Knieen da. Doch Beaucaire biß ingrimmig die Zähne zuſammen und murmelte einen nur halb verſtändlichen Fluch, von dem Ludwig nur die Worte Verräther und Spion unterſchied. Er blickte den Elenden mit Würde an und rief ihm zu: „Ihr irrt Euch! Ich bin nur ein Gefangener, wie Ihr! Das Walten des Ewigen hat Euch Eure Strafe geſandt! So hoffe ich, wird er mir ſeinen Schutz auch noch ferner angedeihen laſſen.“

Die Ruſſen, wie Ludwig jetzt ſah, faſt nur bewaffnete Landleute, ſchienen nunmehr beiſammen zu ſein. Sie trieben ihre Gefangenen auf einen Fleck, nahmen ſie in die Mitte und brachen dann auf, um weiter durch den Wald zu ziehen.

Eilftes Buch.

Erstes Capitel.

Seitdem das Schloß des Grafen Dolgorow durch Rasinski überfallen und in Brand gesteckt war, hatte der Besitzer sich nicht wieder auf seinem Gute sehen lassen. Nach Abzug der Feinde fielen die eigenen Bauern plündernd über das brennende Gebäude her und suchten sich alles dessen zu bemächtigen, was die Flamme noch nicht verschlungen hatte. Doch mitten unter sie trat der Greis Gregor und erhob seine Stimme mit Strenge und Würde. „Wehret den Flammen, Freunde," rief er ihnen zu, „rettet die Habe Eures Herrn und bergt sie in Eurer Hütte; doch wagt nicht, sie Euch freventlich selbst zuzueignen. Der Fluch wird den Sohn Rußlands treffen, der die Treue gegen seinen Gebieter verletzt."

Durch diese Ermahnungen zügelte der hochverehrte Vater die habsüchtige Begierde der Sklaven, die den ersten Augenblick ihrer Entfesselung benutzen wollten, um sich an den Gütern ihres Herrn zu bereichern. Sein Wort war Gesetz, der Wink seines Auges ein heiliges Gebot. Daher leisteten sie ihm auch jetzt Folge und strengten zuerst ihre Kräfte an, das Schloß von der gänzlichen Zerstörung durch die Flam-

men zu ſichern. Dann räumten ſie aus, was ſich in den Gemächern noch an koſtbaren Geräthen vorfand und verbargen es in ihren tiefen Kellern, die keinem ruſſiſchen Wohnhauſe, ſelbſt nicht denen der ärmſten Leibeigenen, fehlen. So wurde das Hauptgebäude des Schloſſes vor der Wuth der Flamme gerettet und ſtand noch faſt ganz unverſehrt. Doch in den Gemächern ſah es wüſt und öde aus. In den meiſten waren die Fenſter zertrümmert, die Wände durch Rauch geſchwärzt und alles Geräth hatten die Bauern hinweggeräumt. So hatte das Gebäude zwar von außen ſein ſtattliches Anſehen behalten, doch war es im Innern ſo zerſtört, daß kaum einige Zimmer bewohnt werden konnten.

Länger als drei Monate waren ſeit jenem Brande verfloſſen und der Graf ſeitdem nicht zurückgekehrt. Indeſſen hatte der eherne Strom des Krieges ſich ſo breit in das Land hinein ergoſſen, daß er jede Verbindung mit dem Innern deſſelben hemmte. Gregor, der ſeine Gemeinde durchaus nicht verlaſſen wollte, ſondern als treuer Hüter derſelben zurückgeblieben war, hatte daher ſeit jener Zeit weder von dem Grafen, noch von Feodorowna auch nur das Mindeſte vernommen. Seine Hand hatte die Vermählte am Altare eingeſegnet, ſeine Lippe zu dem Herrn um Segen und Heil für ſie gebetet. Doch traute er ſelbſt der Kraft ſeines Flehens zum himmliſchen Vater nicht mit jener freudigen Zuverſicht, die ihn ſonſt erfüllte. Denn er wußte wohl, mit welchem zerriſſenen Herzen er die Tochter ſeines Herzens ſcheiden und ſie den neuen Lebenspfad, der für Andere mit ſo duftenden Blumen geſchmückt zu ſein pflegt, betreten ſah!

Die Tage waren gleichförmig verſtrichen; der Herbſt hatte die Blätter der Bäume abgeſtreift. Das Grün der Tannen und Fichten wurde mit jedem Tage dunkler und ſchwärzer; bald krönten ſie ſich mit Reif, und endlich drei-

tete der Schnee ſeine ununterbrochene Decke über die Gipfel der Bäume, die Hügel und den erſtarrten Strom aus.

So iſt mir denn abermals der Winter genaht, dachte Gregor, wenn er aus der Stille ſeiner einſamen Zelle, über die aufgeſchlagene Bibel hinweg, in die traurige Öde des Dorfes hinausblickte; ſchon oft glaubte ich, es würde der Letzte ſein, und bereitete mich, vor den Herrn zu treten. Mein Herz hängt nicht an dieſer Erde, aber doch wünſcht es jetzo ſehnlich, noch einmal den Frühling ſproſſen zu ſehn, ſeinen lieblichen Gruß zu empfangen. Sollte der düſterſte Winter meines Lebens denn auch der letzte ſein? Sollte ich ſcheiden müſſen, ehe ich mein Vaterland wieder frei ſehe von dieſen Horden eingeſtürmter Frevler, die alles Heilige beflecken, ſtürzen und zertrümmern! Allgütiger Vater, du weißt es, wie ruhig ich den Blick auf die Gräber wende, die hier vor meinem Fenſter um das Gotteshaus gereiht ſind. Alle dieſe Todten ſchlummern in deiner Obhut! Sie ruhen gleich ſtill und kühl unter dem grünen Teppich, mit dem der Lenz ihre Wohnung ſchmückt, wie unter der kalten Hülle des Schnees! Wie oft habe ich meine Hand zu dir erhoben, Herr des Himmels, und gebetet: Rufe mich ab wenn du willſt, ich trete demüthig aber freudig vor dich hin! Doch jetzo flehe ich, laß mich noch den Tag der Freude ſchauen, wo deine Hand die Frevler an dir zerſchmettert. Denn dein Blitz trifft die Heiden und dein Wort zermalmt die Feinde! O laß mich den Tag noch ſchauen, wo der Lenz wieder anbricht über mein unglückliches Vaterland! Denn retten wirſt du es, das glaubt mein Herz mit unerſchütterlicher Zuverſicht.

Mit ſolchen Gedanken ſtand der Greis oftmals, wenn die Abenddämmerung ſich herabſenkte an dem Fenſter ſeiner Zelle und richtete den Blick in die winterliche Landſchaft

hinaus, auf den Kirchhof vor ihm und auf das heilige Haus des Herrn.

Mit jedem Tage, wo das graue Wintergewölk ſich düſterer zuſammenzog, der Schnee dichter herabſtäubte, der Sturm hehler um den Giebel des Hauſes heulte, wuchſen die gläubigen Hoffnungen des frommen Vaters. Er ſah im Geiſte die rächenden Engel des Allmächtigen durch das drohende Gewölk ziehen und die Hand des Verderbens ausbreiten über dem Haupt frevelnder Feinde.

Mit weiſſagender Bruſt ſah er die langen düſtren Züge der Raben in der Dämmerung über die Waldhöhen ziehen, und Nachts, wenn der Wolf von Hunger getrieben aus dem Walde hervorbrach und vor dem feſtverſchloſſenen Hauſe heulte, dachte er: Wo ſollen die Heere der Frevler Speiſe und Obdach finden, wenn das hungrige Raubthier zu ſeinem grimmigſten Feinde flüchtet!

Der Hunger wird Euch mit ſcharfem Zahn verfolgen und an unſren Heerd treiben; doch Ihr ſollt nicht gaſtlich geladen werden niederzuſitzen; unſre Hand, mit Keule und Schwert gewaffnet, ſoll Euch verjagen oder zerſchmettern auf unſrer Schwelle.. Die Thür des Ruſſen, die ſich Jedem wirthbar öffnet, wird Euch geſchloſſen ſein, wie dem heulenden Wolf, und Ihr ſollt ſeine Beute werden. Das Feuer, zu dem der Erſtarrte flüchtet vor dem Grimm des Winters, ſoll erlöſchen, wenn Ihr naht, oder die Hütte verzehren, unter der Ihr ein Obdach ſucht. Und eher nicht werden wir raſten, bis die letzte Spur Eures frevelnden Fuſes aus unſrer Heimath verſchwunden iſt.

In ſolchen Betrachtungen lag der Greis oft noch um Mitternacht auf ſeinem Lager, wenn längſt Alles um ihn her ſtill und todt war.

Da pochte mitten in der Nacht eine Hand an ſeine

Pforte und eine männliche Stimme rief: „Aufgethan! Erwache, frommer Vater Gregor! Dein gaſtliches Haus ſoll ſpäten Wanderern Obdach geben.“

Der Greis glaubte die Stimme zu kennen. Eilig warf er den Pelz über, öffnete das Fenſter und blickte hinaus. Ein Schlitten hielt vor ſeiner Pforte. „Wer pocht ſo ſpät?“ fragte Gregor. „Täuſcht mich mein Ohr, oder hörte ich eine bekannte Stimme?“

„Ihr ſolltet ſie wohl kennen, frommer Vater,“ antwortete der Fremde; „ich bin Dolgorow.“

„Herr des Himmels!“ Ihr ſelbſt?“ rief Gregor erſtaunend und eilte mit der Lampe nach der Pforte, um ſie zu öffnen.

Der Graf ſtand vor ihm.

„Seid mir gegrüßt, Vater, Ihr müßt mir dieſe Nacht Obdach geben und auch jenen Zweien im Schlitten,“ redete er ihn an. „Ich werde Euch wichtige Dinge entdecken.“

Gregor leuchtete gegen den Schlitten. Es ſaßen zwei Frauen darin. Mit ahnender Seele trat er aus der Thür ſeines Hauſes und näherte ſich den Reiſenden. Eine hohe, in dichte Schleier gehüllte Geſtalt trat ihm entgegen. „Vater Gregor, ſeid mir gegrüßt!“ redete ſie ihn mit ſanfter Stimme an, und er erkannte ſeine geliebte Tochter Feodorowna, und ſie ſank bewegt, ſtumm weinend an ſein Herz.

Die Mutter folgte ihr; Gregor geleitete ſie ehrfurchtsvoll in ſeine Wohnung.

„Was führt Euch unter mein niederes Dach,“ ſprach er, als er das enge Gemach erreicht hatte, mit bewegter Stimme, denn ihn bekümmerte Feodorowna's bleiches Antlitz, und ſie trug einen Trauerſchleier.

„Ich will Euch ſtatt ihrer über Alles Antwort geben,“ entgegnete Dolgorow. „Seid nur für jetzt ſo gut, den

Frauen ein Gemach einzuräumen, wo sie der Ruhe pflegen können, denn wir sind Tag und Nacht, ohne Rast noch Aufenthalt gefahren. Aber weckt Niemand von Euren Leuten, denn unser Hiersein muß noch ein Geheimniß bleiben."

„Ja, weis't uns eine Ruhestelle an, frommer Vater," sprach die Gräfin mit ermatteter Stimme; „ich bin bis zum Tode erschöpft."

Gregor führte die Frauen in ein stilles, nach dem Garten hinaus liegendes, für die Aufnahme von Gästen eingerichtetes Gemach, welches, wie das ganze Haus, auch wohl erwärmt war. Die Gräfin sank sogleich auf ein Ruhebette nieder. Feodorowna reichte ihrem väterlichen Freunde die Hand und sprach: „Morgen, theurer Vater, morgen will ich Euch recht lange, lange sprechen."

„Bedürft Ihr aber jetzt keiner Erquickung, keiner Speise, oder eines warmen Getränkes?" fragte der Greis.

„Nichts, bester Vater," entgegnete Feodorowna, „nur der Ruhe, und die finden wir ja hier, wie wir sie wünschen."

Gregor ging zu Dolgorow zurück, den er mit großen Schritten auf- und abgehend antraf.

„Vater!" redete ihn der Graf an, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte; „Vater, es begeben sich große Dinge. Rußland sieht die Tage seines Glanzes anbrechen nach den Tagen der Schmach, die es getragen."

„Wie? Darf ich Euren Worten trauen? So wäre mein heißes Gebet erfüllt?"

„Du weißt, daß der Feind auf dem Rückzuge ist."

„Wohl; doch fürchte ich, nur um dem Winter Rußlands zu entgehen, da die heilige Stadt, die er selbst frevelhaft zerstörte, ihm kein Obdach mehr gewährt."

„Der Winter Rußlands hat ihn ereilt. Es ist zu spät zur Rückkehr. Er wird die Grenzen des Landes, in das er

übermüthig eingedrungen, nicht wiederſehen. — Du meinſt, er habe Moskau verbrannt? Wirft nicht der Schiffer die köſtlichſten Güter, mit denen er den Raum gefüllt hat, ins Meer, um ſein auf der Sandbank geſtrandetes Fahrzeug wieder frei auf den Rücken der Wellen zu erheben? Sprengt ſich der Pirat nicht mit ſeinem Feinde in die Luft? Hältſt Du Rußlands Söhne nicht für Männer, die das Gleiche zu thun vermöchten? Alter! Lerne beſſer von uns denken! Die Flammen Moskaus hat keine feindliche Fackel entzündet! Ihr Glanz wird die furchtbarſte, aber auch die größeſte That in den Jahrbüchern Rußlands beſtralen!"

„Wie?" rief Gregor und erhob die Hände ſtaunend. „Wie?"

„Laß das jetzo; es iſt, wie ich ſagte; doch wir haben wichtigere Dinge zu beſprechen. Von jener Schreckensnacht an begann die Wetterwolke des Verderbens ihre Blize rächend herabzuſenden auf den Verwegenen, der das ganze bewaffnete Europa in dieſes Reich führte, um unſre Fluren zu verheeren. Er mußte den Tag der Schmach erleben, wo er ſich umwandte zur Flucht; der Stolz des nie Beſiegten iſt gebrochen, das Verderben hat ihn ereilt. Schon hier hofften wir ihn zu vernichten; es iſt zu ſpät geworden, doch er entgeht ſeinem Schickſal nicht. — Hört mir jetzt aufmerkſam zu, würdiger Vater, denn es bedarf auch Eurer Hülfe. Ihr werdet es nicht vergeſſen haben, wie die Hochzeit meiner Tochter unterbrochen wurde. Ihr ſeht ſie jetzt im Trauerſchleier der Wittwe, denn ihr Gatte iſt nicht mehr. Als wir flüchteten, ereilten uns Feinde hart am Walde hinter dem Garten. Eine Kugel traf den Fürſten; er ſank, doch es gelang uns, ihn im Walde zu verbergen. Auf einer Bahre von Zweigen trugen wir ihn bis ins nächſte Dorf, und dort fanden wir Mittel ihn langſam bis nach Moskau zu ſchaffen,

da der immer näher und näher rückende Feind uns bis dorthin zu flüchten zwang. Denn er wollte lieber sterben als in die Hände der Feinde fallen. Von Moskau eilte ich selbst zurück zum Heere. Ich focht bei Borodino, wo wir nichts verloren als einen wüsten, mit Leichen bedeckten Boden. Er ward uns theuer bezahlt. Verwundet, obwohl leicht, begab ich mich nach Moskau, wo der Fürst in seinem Schlosse von meiner und seiner Gemahlin gepflegt, sein schweres Krankenlager duldete. Denn weil wir ihm nicht Ruhe gönnen konnten, hatte sich die Wunde so verschlimmert, daß sie wenig Hoffnung gab. Jetzt rückte der Feind vor die Hauptstadt. Während er einzog, rang Ochalskoi mit dem Tode. Wir hatten ihn in einen abgelegenen Flügel des Schlosses, in geheime, wohlverwahrte Gemächer bringen lassen, wo wir in sichrer Verborgenheit hätten bleiben können, wenn der Brand der Stadt nicht beschlossen gewesen wäre. Mit der sinkenden Sonne schloß Ochalskoi das Auge. Wir erwarteten nur die Nacht, um auf geheimen sichern Wegen zu flüchten. Aber selbst den Leichnam des Edlen ließen wir dem Feinde nicht, denn ich hatte es ihm im Tode versprochen, das Äußerste daran zu setzen, ihn auf unbeflecktem russischen Boden zu bestatten.

Es gelang uns, das freie Feld zu gewinnen; die Flammen Moskaus leuchteten unserer Flucht. Bald erreichten wir den dichten Wald und hinter demselben die Straße nach St. Petersburg.

Ich begab mich, begleitet von meiner Gemahlin und Tochter zum Kaiser. Von dort aus wurden jetzt die unsichtbaren Netze ausgespannt, in die wir den Feind des Vaterlandes lockten. Mit Friedenshoffnungen hielten wir ihn hin, bis er endlich gewahrte, daß er, der Alle zu täuschen gewohnt war, diesmal selbst der Betrogene sei. Noch wäre es

Zeit gewesen zur Rückkehr, wiewohl er es theuer erkauft haben sollte, über die Grenzen Rußlands zurückzuschreiten. Doch sein Stolz sträubte sich gegen diese Schmach; im Wahn der Unüberwindlichkeit versuchte er es, sich eine neue Bahn zu brechen; es mißlang. Sein Tag war gekommen, er mußte sich umwenden zur Flucht. Aber es war zu spät! Schon ziehen sich die Garne von allen Seiten zusammen, mit denen wir ihn umspannen! Der Allmächtige ist im Bündniß mit der heiligen Sache unsres Vaterlandes. Er ließ seine Sonne täuschend glänzen und verhüllte mit ihren milden Stralen die Nähe des lauernden Winters, dieses grimmigen Würgers, der jetzt, plötzlich aus dem Hinterhalt hervorbrechend, in ihre Schaaren einbricht, wie der Wolf in die wehrlose Heerde. Keine Flucht darf sie retten. Alle Wege werden gesperrt. Wohin sie sich wenden, soll ihnen das Verderben entgegentreten. Dazu komme ich hieher. Jetzt Vater, gilt es, die Söhne Rußlands mit heiliger Wuth zu erfüllen, gegen diese höhnenden Frevler, die sich an den Thränen unsres Grimms weideten. Du sollst mir helfen sie aufzustürmen, zu sammeln, gegen den Feind zu führen. Deshalb komme ich aus der Hauptstadt hieher; ich eilte wie der Sturmwind, denn ich hoffte, wir würden Smolensk vor dem französischen Kaiser erreichen, und durch einen raschen Überfall uns der Festung versichern. Dann wäre er hier im Herzen Rußlands gefallen. Doch das ist zu spät. Ich weiß, daß er seit gestern hier eingetroffen ist; nur mit Gefahr, auf Umwegen durch die Wälder vermochte ich bis hieher zu dringen. Allein wo ich die große Straße kreuzte, sah ich schon die Spuren des Verderbens, das ihn getroffen. Sie ist bedeckt mit Leichen und Trümmern. Aber es darf Keiner entrinnen, Keiner der das Unheil in der Heimath verkünde. Nur aus dem todten Verstummen, aus dem grausenden Ver-

ſchwinden jeder Spur mögen die Seinigen daheim erfahren, welch ein Schickſal ihn und die, die er führte, ereilt hat. — Wenn der Morgen graut, Gregor, verſammle das Volk durch den Ruf der Glocke in die Kirche. Erfülle ihre Herzen mit der Flamme des Grimms, rufe ſie auf zur Rache gegen die Feinde ihres Gottes. Nicht Kinder, nicht Weiber dürfen müßig bleiben. Darum führte ich auch Gemahlin und Tochter mit mir, daß ſie das Beiſpiel geben von der Pflicht einer edlen Bewohnerin Rußlands. — Dann werde ich unter ſie treten, ſie ausſenden als Boten rings umher, und ehe der Abend hereinbricht, wollen wir Tauſende bewaffnet haben, um ſie gegen den Feind zu führen. Sie ſollen hervorbrechen aus dem Dickicht dieſer Wälder wie der Löwe auf ſeine Beute; ſie ſollen plötzlich hineinſtürmen auf die muthlos Flüchtenden, wie die ſchwarze Wetterwolke den Hagelſturm auf die Felder niederſendet! Das iſt jetzt unſre Pflicht Gregor! Du wirſt mir ſie üben helfen."

„So wahr des Herrn Angeſicht über meinem grauen Haupte leuchtet," rief der Greis mit begeiſtertem Blick und erhob die Rechte zum Schwur. Dann ſank er erſchüttert auf die Knie nieder und betete aus tiefſter Bruſt:

„Allmächtiger Vater, allgütiger Lenker der Geſchicke; ſo haſt du mein Flehen erhört, und läſſeſt dieſen Tag des Heils leuchtend vor meinen alten Augen heraufſteigen. Dank dir Allgütiger! Noch dieſes letzte Werk laß mich vollenden, dann winke mir, und ich lege freudig mein Haupt in die Gruft!"

Zweites Capitel.

Ohne durch ein einziges Zurückblicken auch um einen Augenblick Zeit zu verlieren, hatte Bernhard vollen Laufes die Waldecke erreicht. Seine Verfolger waren nahe an ihm, doch der goldne Preis der Freiheit, der vor ihm winkte, gab ihm Flügel. Gottes Hand beschützte ihn, denn obwohl einige Kugeln dicht an seinem Ohr vorbeistreiften, verletzte ihn doch keine. Jetzt deckte ihn das dichte Gebüsch; zwar hemmte es die Schnelligkeit seiner Flucht, doch verbarg es auch sogleich die Richtung derselben und setzte dieselben Hindernisse seinen Verfolgern entgegen. Mit vorgebeugtem Haupt, den linken Arm schützend über die Augen haltend, stürzte er fort und achtete es nicht, daß die Büsche ihm Hände und Angesicht blutig rissen. Endlich fehlte ihm der Athem; er stand einen Augenblick still und schöpfte Luft. Lauschend horchte er auf, ob sich Tritte hinter ihm hören ließen. Es blieb Alles todtenstill. Vorsichtig eilte er nach der kurzen Rast weniger Secunden noch eine Strecke tiefer in den Wald hinein, bis er ganz finstres Buschwerk erreichte, das ihn selbst den dicht Vorübergehenden verborgen haben würde. Hier erst gönnte er sich eine längere Ruhe und überlegte was nun zu thun sei.

Du selbst bist für diesmal gerettet, dachte er, indem er einen tiefen Athemzug aus der freien Brust that und das Auge freudig dankbar gen Himmel erhob; wenn nun erst Ludwig mit dir vereint wäre! — Und dann? Wir Beide einsam in der Wüste? Der Kälte, dem Hunger, der Wuth der Einwohner Preis gegeben? Schäme dich, Bernhard, willst du verzagen in dem Augenblick, wo du den Beweis er-

halten haſt, daß nichts verloren iſt, wo nicht Alles verloren iſt? Nur heran mit der Zukunft; man muß ſie ſcharf anſehen, wie ein Fechter ſeinen Gegner, dann deckt man ſich gegen jeden Streich.

In dieſen Gedanken ſetzte er ſeinen Weg in der Richtung nach dem Hügel mit den drei Fichten fort.

Im dichten Walde herrſchte noch eine tiefe Dämmerung; todesſtill war Alles rings umher. Da ertönen plötzlich mehrere Schüſſe! „Heiliger Gott! wäre es Ludwig, den man wieder ergriffen hätte," rief Bernhard und ſtand wie an den Boden gefeſſelt, mit halbem Leibe vorwärts, der Richtung des Schalles entgegen gebeugt. Da fielen abermals Schüſſe und nochmals und wiederum! Nein, dachte er mit freudig erleichterter Bruſt, das iſt der grauſenvolle Klang nicht, den ich fürchtete. Doch war er völlig ungewiß, wie er dieſes Schießen erklären ſollte, zumal da es ſich mit verworrenem, ganz dumpf und ſchwach durch die Morgenſtille bis zu ihm herüber tönenden Geſchrei miſchte. — „Wenn ich nur irgend wüßte, wo der Feind aus dem Erdboden gewachſen ſein könnte, würde ich glauben, dies ſei ein Gefecht. Ob ſich denn irgend ein Blick auf die Ebene thun läßt?" — Er ging gegen den Saum des Waldes zu, doch noch ehe er ihn erreichte, war das Schießen und der ganze Lärmen vorüber. Um ſo ängſtlicher lauſchte er, ob er nicht in der Nähe Tritte höre, ob nicht das Gebüſch rauſche, weil ein eiliger Wanderer es theile. Vergebens.

Bernhard wurde jetzt unſchlüſſig, ob er eilen ſolle den verabredeten Punkt des Zuſammentreffens zu erreichen, oder ob zurückgehen und zu erforſchen ſuchen, was aus Ludwig geworden ſei. Nach kurzem Beſinnen wählte er das letztere. — „Er mag eine Viertelſtunde länger auf mich harren, es iſt beſſer, daß er dieſe ausdaure, als daß ich ihn vielleicht

hülflos und ohne Freundestroſt in den Händen ſeiner Feinde laſſe. Wäre er das Opfer geworden! Nein, nein! Es iſt unmöglich. Iſt er es aber, nun ſo will ich es auch ſein!"

Es lag ein gewiſſer, trotziger Stolz in Bernhards Gefühl bei dieſem Entſchluß. Man ſollte nicht ſagen dürfen, daß er, um ſich ſelbſt zu retten, den Freund verlaſſen habe. Er fühlte wohl, daß für Ludwig ſein Opfer zu ſpät komme, allein es dünkte ihn ehrlos, ihn zu überleben.

„Aber Marie! — Wäreſt du nicht der treuere Freund, wenn du für die einſame, hülfloſe Schweſter ſorgteſt? Fort, fort, dein Herz will dich belügen — traue ihm nicht!"

Bernhards innere Angſt wuchs, je heftiger der Kampf der Gefühle in ihm wurde und je näher er der Stelle kam, wo er Gewißheit über das Schickſal des Freundes zu erhalten hoffte. Endlich hatte er die Waldſpitze erreicht und konnte den Hügel überblicken, wo der Tod ihn und Ludwig hatte treffen ſollen. Er war einſam, Niemand in der Nähe; Bernhard wagte ſich vor. Der Schnee war von zahlloſen Spuren durchkreuzt; auch einige Reiter mußten ihren Weg über den Hügel genommen haben. Jetzt ſtieß Bernhard auf einen verlorenen Tſchako, auf Blutſpuren, auf die untrüglichſten Zeichen, daß hier ein Gefecht vorgefallen ſein mußte. Von weitem entdeckte er einige Leichname — wie, ſollte Ludwig darunter ſein? Er eilte in vollem Laufe heran. Gott ſei Dank, nein! Es ſind andre Uniformen!

Drei Männer lagen hingeſtreckt auf dem Schnee. Den nächſten erkannte Bernhard; es war der biederherzige Elſaſſer Cottin; die beiden Andren waren ihm fremd. Die Freude, daß Ludwig gerettet ſchien, ließ der warmen Regung der Theilnahme für den wackren Landsmann keinen Raum. Die Flucht muß ihm geglückt ſein. Dort, wo die drei Fichten

ragen, harrt er jetzt meiner vielleicht schon. Ich muß eilen, seine Ungewißheit abzukürzen.

Auch ohne diesen innern Trieb hätte Bernhard Ursache gehabt, aufs schnellste zu flüchten, denn durch das Getümmel des Gefechtes aufmerksam gemacht, rückten eben einige rasch zusammengeraffte Compagnien aus den nur wenige hundert Schritte entfernten Thoren von Smolensk aus, um den, wie es schien, bedrängten Kameraden, freilich zu spät, zu Hülfe zu eilen. Bernhard gewahrte es noch in Zeiten und nahm seinen Weg wieder in den Wald nach dem verabredeten Ort der Zusammenkunft mit Ludwig.

Nach einer halben Stunde hatte er ihn erreicht. Die Fichten standen einsam auf einer nur von niedrigem Buschwerk bedeckten Anhöhe, die ihm einen ziemlich weiten Blick in die Ferne gestattete. Vor sich sah er die Thürme, Giebel und Mauern von Smolensk, hinter denen die beschneiten Höhen, welche den Dniepr begleiten, sich erhoben. In der Ferne lief eine lange, blaue Waldlinie um den Horizont; zur Rechten zog sich jenseits eines etwa eine Viertelstunde breiten Tannengebüsches die große Landstraße nach Moskau hin; hinter sich und zur Linken entdeckte das Auge, so weit es reichte, nur unermeßliche Wälder, die sich über Anhöhen und Senkungen des Bodens unabsehbar erstreckten. Nur wenige freie Stellen waren sichtbar, aber auch diese erschienen nur als von Wald rings umschlossene Räume. Der Höhenzug diesseits des Stromes beschränkte den Blick zur zur Linken; hinter demselben mußte sich, so war es Bernhard, noch von früher her erinnerlich, freies Feld finden.

Er warf nur einen flüchtigen Blick über diese traurige, öde Landschaft; sein Auge spähte nach Ludwig umher. Er entdeckte ihn nicht. Anfangs leise, dann lauter und lauter

rief er den Namen des Freundes, doch seine Stimme verhallte in der tiefen Einsamkeit und Stille ohne Antwort.

Jetzt wurde ihm bang. Tausend Möglichkeiten stiegen in seiner Seele auf, die nahe an die Wahrheit hinstreiften, ohne diese jedoch zu treffen.

Er kreiste in der Nähe des Bergs umher, durchsuchte alle Büsche, spähte nach Fußtritten im Schnee, ob er daraus vielleicht die Spur Ludwigs entdecke, falls dieser sich verirrt haben sollte — alles vergeblich. Immer wieder stieß er, so sehr er auch den Ring seines Umherspähens ausdehnte, auf keine andere Linie von Schritten, als die einzige, die ihn auf den Gipfel des Hügels geführt hatte. Diese durchschnitt er, ein-, zwei-, dreimal; er gewann endlich die Überzeugung, daß kein menschlicher Fuß als der seinige auch nur in die Nähe des Hügels gekommen war.

Diese Gewißheit fiel mit schwerem Gewicht auf seine Brust. — War Ludwig gerettet, war er es nicht? Hätte er ihn mißverstanden? Hatte er seine Flucht nach einer andern Richtung genommen? Oder hatten ihn Umstände gezwungen, seine Rettung auf der entgegengesetzten Seite des Waldes zu suchen? — War er im Gefecht geblieben?

Diese und tausend andre Fragen kreuzten sich in Bernhards Seele, aber er wußte ihnen keine Antwort. — Nur die eine fürchterliche Gewißheit gewann er mehr und mehr, daß er von dem Freunde getrennt sei, daß nur eine günstige Wendung des Geschicks, die außerhalb seiner Kraft und Berechnung lag, ihn wieder mit ihm zusammenführen könne.

Der Mittag nahte heran. Durch das Waten im Schnee waren Bernhards Füße durchnäßt, die Sennen seiner Kniee aufs äußerste ermattet. Der Hunger stellte sich mit peinigender Schärfe ein, denn der seit zwei Tagen wohl genährte Körper hatte wieder Kräfte genug gewonnen, um der Ge-

walt dieſes Feindes einige Zeit ohne Ermattung, aber dafür auch mit deſto größerer Qual trotzen zu können. Einen Entſchluß mußte er faſſen. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder in die Feſtung zurückzukehren und ſich ſo dem gewiſſen, raſchen Tode zu überliefern, oder allein die Flucht durch die Schneewüſte zu wagen, wo tauſend Gefahren und Qualen ſeiner harrten, zu denen die ſchwache Hoffnung der Rettung kaum den Muth und die duldend ausharrende Kraft gewähren konnte.

Und wohin ſollte er ſeinen Weg ſetzen? Ohne Waffen, um ſich gegen einen hungrigen Wolf vertheidigen, oder Holz zum Feuer zu fällen; ohne Lebensmittel, mit äußerſt geringer Baarſchaft, ſchien es unmöglich für ihn, vorwärts nach der Heimath zu dringen. Es blieb ihm nichts übrig, als zurück zu wandern, um das Ney'ſche Corps, das kaum zwei Tagemärſche zurück ſein konnte, und mit dieſem Raſinski's Regiment wieder zu erreichen.

War Ludwig gerettet, konnte er wie Bernhard frei handeln, ſo blieb auch ihm kein anderer Entſchluß übrig. Daher war dieſer Weg auch der einzige, auf dem er hoffen konnte, dem Freunde wieder zu begegnen.

Er brach ſich einen ſtarken Fichtenzweig ab, ſchnitzte ihn mit dem Taſchenmeſſer, welches er glücklicherweiſe bei ſich trug, zum Wanderſtab und zur Waffe für den Nothfall zurecht und begann durch den Wald ſeinen Weg nach der Landſtraße zu zunehmen. In ſeiner Seele ſah es ſo düſter aus, wie rings die Natur um ihn her. Er mußte ſich durch unwegſames Dickicht kämpfen und oft bis an die Knie im Schnee waten. Daher drang er nur langſam vorwärts, und obwohl die Straße in der nächſten Richtung nur eine halbe Stunde von dem Hügel entfernt war, hatte er ſie doch nach zwei Stunden noch nicht erreicht, einmal, weil er ſie nicht

ſo dicht bei der Feſtung zu kreuzen wagte, und dann, wie ſein Weg ſich durch die vielen Hinderniſſe und Umwege, die er nehmen mußte, überdies um mehr als das Doppelte verlängerte. Dieſe angeſtrengte Arbeit, verbunden mit dem Hunger, der ihn quälte, erſchöpften ſeine Kräfte ſo, daß er ſich endlich niederlegen mußte. Er räumte mit ſeinem Stab und einigen zuſammengebundenen Zweigen den Schnee auf die Seite, machte ſich dann eine Art Lager von abgebrochenen Tannenzweigen und ſtreckte ſich darauf hin, um auszuruhen. Doch war er ſorgfältig bemüht, den Schlaf von ſich abzuwehren, um nicht in demſelben zu erſtarren und ſo eine Beute des Todes zu werden. Er hätte der Vorſicht aber nicht bedurft; denn die Sorgen ſeiner Seele und die Pein des Hungers waren noch zu heftig, um ihn ſchlummern zu laſſen, ſein Körper aber noch nicht in dem Grade ermattet, daß er die Müdigkeit als die ſtärkſte aller Qualen empfinden ſollte. Um die Schmerzen, die ihm der Hunger verurſachte, einigermaßen zu ſtillen, ſchnitt er die jungen, harzreichen Schößlinge aus den Zweigen und verſuchte ſie zu eſſen. Dieſe bittre Koſt und einige Hände voll Schnee, den er zur Stillung des eingetretenen Durſtes genommen hatte und ihn langſam auf der Zunge ſchmelzen ließ, war die einzige Stärkung, die ſeine verzweifelte Lage ihm geſtattete. Nach einer Stunde der Raſt brach er von Neuem auf und erreichte nun bald die große Landſtraße. Aber welch einen Anblick bot ſie ihm dar! Sie war mit halb nackten, erſtarrten Leichnamen bezeichnet, die zur Hälfte aus dem Schnee hervorragten. Kleine, leicht beſchneite Hügel, an die der Fuß des Wandernden jeden Augenblick ſtieß, waren die Gräber eben ſo vieler Unglücklichen. Weggeworfene Waffen, Uniformſtücke, Gepäck, todte Pferde, würden den Weg, den der Herr genommen hatte, bemerklich gemacht haben, auch wenn

keine große, von Kanonen und Wagen tief ausgefahrne Heerstraße sichtbar gewesen wäre.

Ein stilles Grausen schlich durch Bernhards Brust, als er sich jetzt so allein mitten in diesen Spuren befand, welche die schauerliche Bahn bezeichneten, die Tod und Verwüstung durch diese schneebedeckten Öden genommen hatten. Die Straße glich einem langen, unermeßlichen Kirchhof, wo aber keine Freundeshand die Gebliebenen sanft bestattet hatte. Nur das Leichentuch des Schnees hüllte die Gefallenen kalt und schauerlich ein.

Bernhard mußte jetzt bald ein Dorf erreichen; der Weg machte eine Wendung und es lag vor ihm. Aber kein Haus war mehr zu entdecken; alles niedergerissen und niedergebrannt, kaum daß einige einzelne, lange Schornsteine und schwarze Feuermauern noch über dem Schnee hervorragten. Muthmaßlich hatte ein Bivouac hier ganz in der Nähe stattgefunden, so daß die Leute alles Gebälk zu ihren Feuern benutzt hatten. Bald entdeckte Bernhard auch die schwarzen Brandstellen am Saume des Waldes entlang. Er ging näher, in der Hoffnung etwas zu finden, das seinen Hunger stillen könne. Vergeblich! Hier lagen auch keine Leichen, denn hier hatten ja die Kräftigeren Rast gehalten, und das Feuer sie vor Erstarrung geschützt.

Bernhard stieß mit seinem Stabe in einen Aschenhaufen und wühlte so einen noch glimmenden Brand heraus. Also konnte diese Lagerstätte erst am Morgen verlassen sein. Im Schnee entdeckte er einen Knopf; er hob ihn auf. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn; er erblickte das Zeichen seines Regiments darauf. Diese leichte Spur seiner Freunde gab ihm neue Hoffnung. Also hatte Rasinski hier Rast gehalten. Da er erst Nachmittags aus Smolensk ausgerückt war,

mußte er die Nacht hier bivouakirt haben und war vielleicht kaum einen halben Tagemarsch von der Stelle entfernt.

Hätte Bernhard jetzt nur einige Bissen Speise gehabt und einige Stunden ruhen können, so würde er die Freunde vielleicht noch in der Nacht erreicht haben. Doch so war er zu erschöpft; denn schon begann die Dämmerung, und er hatte den ganzen Tag nichts genossen und sich aufs mühseligste durch den tiefen Schnee in den unbetretenen Wäldern hindurcharbeiten müssen; der Anstrengung so erschütternder Gemüthsbewegungen nicht zu gedenken. Jetzt zum ersten Male fühlte er, daß sein trotziger Muth wanke. Die Abspannung der körperlichen Kräfte wirkte ermattend auch auf die Seele, die tiefe Einsamkeit warf ihre düstren Schatten in seine Brust; die Anregung, durch entschlossenes Beispiel das Verzagen Andrer zu hindern, blieb aus, und mit dem fehlenden Sporn schwand auch die Kraft.

Schweigend, die Arme finster übereinandergeschlagen und sich, weil der Frost ihn schüttelte, in sich selbst zusammenkrümmend, saß er auf einer halb eingestürzten Mauer und blickte finster vor sich hin. Ringsum lautlose Stille; der dunkle Tannenwald stand schauerlich erstarrt da und die Zweige senkten sich matt unter der Last des Schnees; graues Nebelgewölk zog langsam, tief herabgedrückt, über den Waldspitzen dahin. Der Athem war entflohen aus der Brust der Natur; eine Leiche lag sie da, starr ohne Wärme, ohne Liebe.

„Und was ist's denn mehr," sprach Bernhard plötzlich aufstehend und trat entschlossen vorwärts; „schlummern denn nicht Tausende hier umher? Was willst Du Dich sträuben in die kalten, ausgebreiteten Arme des Todes zu sinken! Die Qual wird kurz sein; einen Augenblick ruhe entschlossen an seiner Brust und Dein warmes Leben ist eingesogen von

der ehernen Erstarrung, und Schmerz und Lust sind vorüber."

„Du willst weich werden! Weil hinter diesen grauen Schleiern noch der blaue, sonnige Tag ruht, den Du auch einst gesehen? Weil freundliche Gestalten an der Grenze dieser Öde stehen? — Warst Du denn glücklich als Du unter ihnen im Licht weiltest? Trugst Du nicht stets den Schmerz in verhüllter Brust? Tröstete und erquickte Dich denn der bunte Schimmer des Lebens? Tropfen netzten Deine Zunge, aber der brennende Durst wurde nicht gestillt und das Labsal diente nur die Qual zu schärfen. — Und doch schauerst Du, da sich jetzt der Glockenhammer hebt, um die Stunde Deiner Ruhe, Deiner Erlösung anzuschlagen? Will denn das Reis der Hoffnung auch in dieser Eiswüste nicht erstarren! Reicht Deine Manneskraft nicht aus, diesen schwachen, verglommenen Funken ganz zu ersticken! Schäme Dich! Blicke das Gespenst mit dem Auge des Mannes an und es sinkt zusammen in den Staub des Nichts! Nur in Deiner Brust lebt es, Du siehst nur das hohle Spiegelbild der selbstgeschaffenen Schrecken, die Du in Dir trägst. Zerschmettre mit wilder Faust das trügerische Glas und die Wahngestalten sind vernichtet!"

Vergebens kämpft die Gewalt des Gedankens gegen die Macht der Wirklichkeit. Vergebens versuchte der Geist die Fesseln zu sprengen, die seinen freien Fittig in das Gefängniß des Körpers und der Sinne schmieden. Sie ließen ihn nicht los aus ihrer Macht und trotzten auf ihr altes Recht, mit ihm zugleich zu herrschen, bis der Tod die Siegel des für die Erde geschlossenen Bündnisses gelöst hat.

So blieb denn das Gespenst schauerlich vor Bernhard stehen, und er fühlte, wider Willen, wie das Grauen still

durch ſeine Bruſt ſchlich und tiefer und tiefer in das Herz drang.

„So ſei es denn dieſer Baumſtamm!“ ſprach er finſter vor ſich hin, hüllte ſich zuſammenſchauernd dichter in den Mantel und warf ſich wieder auf den Boden hin.

Drittes Capitel.

Kaum aber lag er, als er das Gebüſch rauſchen hörte und gleich darauf menſchliche Fußtritte vernahm. Er fuhr auf und blickte umher. Da theilten ſich die Tannenbüſche vor ihm, und eine ſeltſam abenteuerliche Geſtalt, in einen grauen Pelz gehüllt, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, trat, vorſichtig nach allen Seiten umſchauend, heraus.

„Ihr da!“ rief er in franzöſiſcher Sprache herüber gegen Bernhard. „Lebt Ihr, oder ſeid Ihr eine Leiche!“

„Ich lebe,“ erwiderte Bernhard und richtete ſich mit Mühe auf.

„Es ſieht aber aus, als würde es nicht mehr lange dauern,“ antwortete der Soldat. „Seid Ihr matt vor Hunger?“

Bernhard nickte mit dem Kopfe. „So kann ich Euch helfen,“ ſprach der Andre und trat näher; „aber ſagt mir, wo geht der Weg nach Smolensk?“

„Dort hinunter; zweihundert Schritte von hier iſt die Straße.“

„Gelobt ſei Jeſus und Maria! Und wie weit iſt es noch?“

„Vier Stunden.“

„Schwärmen Kosacken auf dem Wege?"

„Nein, nicht daß ich wüßte."

„Barmherziger Gott! So willst du mich dennoch retten?" Mit diesen Worten sank der Krieger auf die Kniee und hob den Blick dankbar gen Himmel, und große Thränen rollten über seine Wangen. — „Hier, Freund, nimm," sprach er einen Augenblick darauf und eilte mit einem Stück Brot in der Hand auf Bernhard zu; „Du hast mich erquickt, ich will Dich erquicken. Nimm, und hier ist auch zu trinken!" Zugleich zog er eine Flasche mit Branntwein aus dem Busen hervor und reichte Beides Bernhard herüber.

„So soll es doch nicht hier zu Ende sein?" sprach dieser gerührt. „Dank Dir, Freund, Du bist mein Retter!"

„Und Du der meine."

„Aber woher kommst Du dort aus dem Walde?" fragte Bernhard.

„Siebenmal aus dem Rachen der Hölle," erwiderte der Gefragte und setzte sich zu Bernhard nieder. „Vorgestern trieb mich der Hunger mit vielen andren Kameraden aus den Reihen des Regiments, um in den zur Seite gelegenen Dörfern Speise aufzusuchen. Da fiel plötzlich mitten im Walde eine Horde Bauern über uns her und schlugen und metzelten nieder, wen sie trafen. Wir stäubten nach allen Seiten auseinander, da kamen auch Kosacken herbei und hetzten uns mit ihren kleinen raschen Pferden, wie der Schäferhund die versprengten Schaafe, um uns den wüthenden Mugiks in die Hände zu treiben."

„Doch ihre erste Mordlust war gesättigt; sie jagten uns mit Knuten und Knüttelhieben auf einen Haufen zusammen, koppelten uns aneinander wie die Jagdhunde und trieben uns so vor sich her. Wir wähnten sie hätten Erbarmen mit uns und wollten uns als Gefangene fortführen. Aber

es war ein Irrthum! Nachdem wir in einem, zwei Stunden von der Straße entfernten Dorfe, angelangt waren, plünderten ſie uns ſo aus, daß wir halb nackt in der grimmigen Kälte ſtanden, und die Zähne uns klappernd gegeneinanderflogen. So ſperrten ſie uns Alle zuſammen in die Kirche ein. Wir kauerten uns eng zuſammen und ſuchten einander zu erwärmen. Aber es dauerte nicht lange ſo wurden zwei von uns herausgeführt. Bald darauf hörten wir ſchießen; doch einzeln in langen Pauſen und nach jedem Schuß theilte ein wildes Geſchrei und Gebrüll die Luft. Anfangs konnten wir nicht begreifen, was dies bedeute; doch da ich mit Hülfe einiger Kameraden zu einem kleinen Fenſter hinangeklettert war, ſah ich, daß — beim Teufel, Kamerad, der Grimm preßt mir noch jetzt die Zähne gegeneinander — ich ſah, daß ſie unſre Kameraden an einen Baum gebunden hatten und nun nach der Scheibe auf ſie ſchoſſen."

Bernhard erblaßte.

„Ich nahm mich zuſammen und verrieth nichts, denn zu helfen war doch nicht mehr. „Ein Scheibenſchießen, weiter nichts," warf ich hin, aber es kochte wild in meiner Bruſt. — Die Thür ging wieder auf, und die Bluthunde führten abermals zwei Schlachtopfer heraus. Ich ſchwieg, weil es ſchon dunkel wurde, und ich uns in der Nacht zu retten dachte. Wirklich waren dies die Letzten von uns, die da bluten mußten. In der Nacht brachen wir die Thür auf, die uns nach dem Thurm führte, und am Glockenſeil gelang es uns, uns in der Stille herabzulaſſen. Die Schildwacht vor der Kirche war eingeſchlafen. Ich ſtieß ihr ihr eignes Seitengewehr ins Herz, daß der Kerl auch nicht mehr zuckte. Jetzt warf ich den Pelz des Ruſſen über, nahm ſeine Waffen und ging damit an das Wachthaus am Ende des Dorfes. Meine Kameraden ließ ich ſtill nachfolgen.

Hier lag Alles schnarchend und besoffen durch einander; Bauern und Kosacken. Die Mäntel und Pelze hatten sie auf einen Haufen geworfen, denn es war eine erstickende Hitze in der Stube. In der Ecke stand ein Korb mit Brot, und Branntweinflaschen, theils gefüllt, theils leer, lagen überall umher. Ich hatte Anfangs nur gedacht, aus Rache für die Gemordeten das ganze Gebäude in Brand zu stecken; da aber jetzt die Gelegenheit günstig war, holte ich noch drei Kameraden und dann packten wir so viele Kleider und Lebensmittel auf, als wir konnten und trugen sie hinaus. Eilig flüchteten wir mit unsren Schätzen in einen nahen Busch, theilten redlich und kleideten uns an. Nun suchten wir das Weite. Aber die Bauern mußten unsre Flucht zeitig bemerkt haben, denn plötzlich waren sie hinter uns. Alles stürzte davon, Jeder flüchtete wohin ihn der Zufall führte. Es gelang mir einen dichten Busch zu erreichen, wo ich mich versteckte bis alles still war. Dann schlich ich vorsichtig weiter, so gut ich konnte und wußte, nach der Landstraße zu. So lange es dunkel war, ging es; aber am Tage schien der Wald ordentlich lebendig zu werden von dem russischen Raubgesindel, und ich mußte kreuz und quer, durch Wald und Feld, vor und zurück, um ihnen nur zu entgehen. Noch vor einer Stunde waren sie mir dicht auf der Ferse. Da war ich ganz irre geworden und verzweifelte die Landstraße zu erreichen. Nun aber hoffe ich mit Gott in dieser Nacht noch bis Smolensk zu kommen. Dann will ich mich in Reih' und Glied halten und lieber hinstürzen vor Qual oder Hunger und ehrlich als Soldat sterben, als noch einmal in die Hände dieser wilden Bestien fallen! Ich bin kein feiger Bube; aber geschlachtet werden, ist doch ein gräuliches Ende, und ein Soldat mag doch nicht grade sterben wie ein Mordbrenner. Was meint Ihr?"

Bernhard, durch die Nahrung gestärkt, durch die Erzählung dieser Wechselfälle zwischen Rettung und Untergang aufgeregt, hatte im Augenblick seine frische Hoffnung wieder. „Wahrlich nicht, Kamerad!“ rief er; „aber es hat auch noch Zeit damit. Ihr werdet Euer Ziel erreichen, und ich das meinige. In jetziger Zeit, wo jede Minute gefährlich ist, darf man nicht verzagen, wenn einen auch der Tod schon am Schopf hat. Man läßt ihm den Mantel und reißt sich doch wieder los.“

„Freilich! Es lebe der Muth! — Aber was sagtet Ihr da von Eurem Ziel? Wohin wollt [illegible]? Nicht vorwärts?“

„Nein!“

„Zurück [illegible] dieses [illegible] wieder hinein? Seid Ihr bei Si[illegible]

„Mi[illegible]

„W[illegible]

Bernhard besann sich einen Augenblick, dann erzählte er dem [illegible] Noth, über [illegible] dieses ehrliche Soldatenh[illegible] verrathen werde [illegible] Zusammenh[illegible]

„[illegible] schwämme, dieses Sch[illegible] gesindel!“ fluchte der derbe, ehrliche Soldat, als Bernhard seine Erzählung ge[illegible] Aber das darf Euch nicht kümmern! Dort hinein droht Gefahr auf jedem Schritt, denn die wüthenden Bauern liegen wie die Buschneger hinter den schwarzen Tannengebüschen. Ein Einzelner kommt nicht durch. Darum rathe ich Euch, kommt mit nach Smolensk. Wer kennt Euch? [illegible] meinen Pelz an, wenn wir ins Thor marschiren, und bindet Euch ein Tuch über das Gesicht. Was fragt jetzt Einer nach dem Andern? Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Haben wir nicht

leider Gottes Tausende von Nachzüglern? Frisch, geht mit mir! Ich will Euch schon unterbringen, so wahr ich Jean Lacoste heiße und aus der Normandie gebürtig bin! Kommt, laßt uns aufbrechen. Es wird dunkel, wir haben ausgeruht und je näher an Frankreich, je besser!"

Bernhard überlegte. Er hatte das niederdrückende Gewicht gänzlicher Einsamkeit und Hülflosigkeit so eben zu tief empfunden, um nicht mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt zu dem Entschluß bestimmt zu werden, Noth und Gefahren wieder in kameradschaftlicher Gemeinschaft zu tragen. Einen Tag hoffte er doch sich in Smolensk verbergen zu können, und am nächsten schon traf Rasinski wieder ein. Vielleicht erfuhr er auch [illegible], er entschloß sich, sein Loos mit dem [illegible] zu verbinden.

Sie brachen auf und wanderten [illegible] miteinander hin. Plötzlich hörten sie den Ton einer [illegible] Pfeife aus dem [illegible] erstaunt auf; Lacoste aber packte [illegible] rasch abwärts und rief: „Lauf, lauf, daß die Schufte halten sollen. Die sind uns weiß Gott wieder auf der Ferse."

Unwillkürlich folgte Bernhard dem raschen Schritt seines Gefährten, obwohl er an die nahe Gefahr doch nicht glauben wollte, da er bisher noch auf keine Spur eines feindlichen Überfalls dieser Art gerathen war.

„Wenn wir nur dort erst um die Ecke sind," meinte Lacoste im Fortlaufen, „so könnten wir uns gleich links in den Wald werfen, aber hier ist zum Unglück auf dreihundert Schritt kein Busch zu erreichen, und auf dem Schnee sieht man uns zu weit, trotz der anbrechenden Nacht.

Das Pfeifen wiederholte sich jetzt und wurde von der andren Seite der Straße beantwortet.

„Wahrhaftig, es ist, als ob wir in Calabrien wander-

ten und eine Rotte Banditen uns überfallen wollte," rief Lacoste. „Doch diese Kerle sind noch schlimmer! Ich sehe lieber ein Dutzend Wölfe mit aufgesperrtem Rachen hinter mir her jagen, als ich ein Kosackenpferd hinter meinem Rücken höre. — Aber wird der Wald da nicht lebendig drüben? Krabbelt's nicht wie in einem Ameisenhaufen?"

„Du irrst, Freund," antwortete Bernhard, „es bleibt alles todtenstill."

„Es ist eine Schande, Furcht zu haben," murmelte Lacoste ingrimmig dumpf vor sich hin; „aber ich kann's nicht leugnen. Wo gar nichts zu gewinnen ist, nicht einmal Ehre, wohl aber Alles zu verlieren, da tritt mir's doch ein bischen kalt ans Herz, und ich fange an zu sehen, was ich mir einbilde. Das macht, ich habe das verfluchte Gesindel heute schon wenigstens sechsmal so aus dem Busche herauskriechen sehen, wie die Regenwürmer nach einem Gewitter aus der Erde. Ich glaube, in jedem Baumstamme lauert ein Mugik. Nun, Gott sei Dank, jetzt haben wir die Ecke. Laßt uns nun hier seitwärts in den Busch hinein, wir können so immer die Richtung neben der Straße halten."

Als sie sich sicher glaubten, fingen sie an, langsamer zu gehen.

„Kamerad, Du hast da einen goldnen Ring am Finger stecken; hüte Dich, daß er Dir nicht zu eng sei," fing Lacoste nach einigen Minuten an; „ich habe gesehen, wie sie meinem Capitain, der seinen Trauring trug, kaltblütig den Finger heruntergeschnitten, da der Ring nicht gleich übers Gelenk wollte. Man kann nicht wissen, was kommt, also wirf das Ding lieber weg, oder verstecke es."

Der Gedanke, daß er diesen Ring verlieren könne, der

eine so wunderbare Bedeutsamkeit für ihn hatte, fiel Bernhard schwer auf das Herz.

„Wegwerfen," sprach er, „kann ich ihn nicht, denn er ist mir unendlich theuer; und wo sollte ich ihn verbergen, daß ihn die Habsucht nicht fände?"

„Das ließe sich wohl machen. Ihr habt starkes, langes Haar, da läßt er sich vielleicht verstecken. Zeigt her, ich will ihn Euch einknüpfen; auf eine glatte Frisur kommt jetzt ja nicht so viel an."

Bernhard zog den Ring ab und Lacoste knüpfte ihn, indem er einen Büschel Haare durch die Öffnung steckte und dann einen Knoten um den Reifen schlang, in Bernhards reichem Haupthaar fest.

„Aber ist er auch sicher? Wird er nicht verloren gehen?" fragte dieser besorgt.

„Wenn Ihr den Haarzopf, an dem er hängt, nicht ausreißt, gewiß nicht; und versteckt ist er so tief, daß ein Rabe, der Gold stehlen wollte, ihn nicht entdecken würde. Freilich die Finger der Kosacken sind — Teufel! Sie! — Um Gottes Willen still! Hört Ihr nichts?" unterbrach er sich, plötzlich stillstehend, und den Finger auf den Mund legend, mit fast unhörbarer Stimme.

Bernhard schüttelte das Haupt. — Doch gleich darauf vernahm er wirklich ein dumpfes Murmeln, als ob mehrere Stimmen von fern her im Gespräch herankämen.

„Man komme," flüsterte Lacoste; „keinen Schritt von der Stelle! Vielleicht gehen sie an uns vorüber."

Mit diesen Worten schmiegte er sich in das dichte Gebüsch hinein, und Bernhard folgte seinem Beispiel.

Kaum hatten sie den Versteck erreicht, als auch schon ein Trupp von zehn bis zwölf Bauern, mit Piken bewaffnet, sichtbar wurde. Das Herz schlug den beiden Flücht-

lingen hörbar gegen die Bruſt. Doch hofften ſie, Dämmerung und Gebüſch würden ſie verhüllen. Da ſchlug plötzlich ein Hund an, kam ſchnuppernd durch den Schnee und blieb bellend vor dem Buſche ſtehen. Die Bauern horchten auf und ſahen ſich um.

„Jetzt hilft uns nichts mehr als Flucht; Du links, ich rechts!“ rief Lacoſte, „daß wir ſie theilen;“ und im gleichen Augenblick that er auch ſchon einen Sprung aus dem Gebüſch und lief, was ſeine Kräfte vermochten, tiefer in den Wald hinein. Der Hund folgte ſeiner Spur mit lautem Gebell; Bernhard, der Weiſung des gewandten Gefährten gehorſam, ſchlug eben ſo raſch eine entgegengeſetzte Richtung ein. Ohne ſich umzuſehen, eilte er durch den tiefen Schnee und die dichten Gebüſche vorwärts, bis ihm der Athem verſagte. Jetzt ſtand er ſtill und blickte lauſchend und horchend rings umher. Alles war todt, wie das Grab. Er hörte weder Hundsgebell, noch Menſchenſtimmen mehr; nur das ſchauerliche Rauſchen des Nachtwindes ſtrich durch die Wipfel der hohen Tannen. Behutſam wagte er ſich wieder in der Richtung nach Smolensk zu, weil er dort auf ſeine Unglücksgefährten zu treffen hoffte. Bald ſtieß er auf ſeine eignen Spuren im Schnee. Dieſen folgte er mit Vorſicht; jeden Augenblick lauſchend, ob Feinde in der Nähe ſeien. Doch der Wald war wie erſtorben. Die Spuren leiteten ihn nach einer ſtarken Viertelſtunde auf den Fleck, von dem aus er geflüchtet war. Zu ſeiner Freude entdeckte er auch Lacoſte's Spuren und durfte hoffen, ihn aufzufinden. Er folgte ihnen; bald ſah er ſie zu ſeinem Leidweſen mit vielen andern gemiſcht: ein Zeichen, daß man den Armen heftig verfolgt hatte. Noch eine ganze Strecke zogen ſie ſich in den Wald hinein, dann hörten ſie auf und wandten ſich ſichtlich zurück. Unſchlüſſig ſtand Bernhard ſtill und überlegte,

ob er es wagen dürfe, ihnen auch aus dem Walde hinaus nach der offnen Straße zu zu folgen. Er untersuchte, ob nicht vielleicht die Fußtritte Lacoste's aus diesem ziemlich durchwühlten Schneeflecken allein weiter in den Wald führten. Doch er fand kein Zeichen dieser Art. „So wäre denn der Unglückliche doch in die Hände seiner grausamen Feinde gefallen?" Eine Stimme im Innern Bernhards sagte ihm, daß er ihn, der sein Retter gewesen, nicht verlassen dürfe, sondern ihm wenigstens noch so weit nachforschen müsse, als es, ohne sich selbst unrettbar preiszugeben, geschehen könne. Daher folgte er den Fußstapfen, die nach der Landstraße zuführten; jedoch mit Vorsicht und jeden Augenblick scharf aufhorchend. Da war es ihm, als höre er ein leises Seufzen. Er blieb stehen und lauschte. Wahrlich, es wiederholte sich! Er täuschte sich nicht, ein lebendes Wesen mußte in der Nähe sein. Mit vorgebeugtem Haupte ging er dem Schalle nach; jetzt vernahm er das Ächzen dicht neben sich, doch sah er Niemand auf dem Boden liegen. Der Schnee war aufgewühlt von vielen Tritten; eine mächtige Fichte stand wenige Schritte seitwärts. Dorther kam das Stöhnen; Bernhard ging um den Baum herum, der von der andern Seite freier stand; doch mit einem unwillkürlichen Ruf des Entsetzens bebte er schaudernd zurück, als er im halben Licht des Schnees und der Dämmerung einen blutigen, halb nackten, menschlichen Körper, der an den Baum gebunden zu sein schien, wahrnahm. Grausend, doch mit Selbstüberwindung trat er näher. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß der Unglückliche an den Stamm gepfählt war, und als er ihm ins Antlitz blickte, erkannte er seinen Retter und Gefährten.

„Allmächtiger Gott!" rief er laut aus, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Lebst Du noch, Freund? Kann ich Dich retten?" Der Sterbende nickte

ſchwach mit dem Haupte, zum Zeichen, daß er den Gefährten erkenne; doch vermochte er nicht zu ſprechen. Schaudernd, doch es mußte ſein, faßte Bernhard den abgebrochenen Schaft einer Pike, die dem Unglücklichen durch die Schulter gebohrt war, und zog ihn heraus. Doch ein zweites Eiſen war durch die Lende geſchlagen und wollte Anfangs der angeſtrengteſten Kraft nicht weichen; endlich gelang es ihm, auch dieſes herauszureißen. Da ſank der Erlöſte matt in die Kniee; Bernhard fing ihn in ſeinen Armen auf und ließ ihn ſanft auf den Boden, mit dem Rücken gegen den Baumſtamm gelehnt, niedergleiten. Noch zweimal ſchöpfte er tief Athem, dann fiel das Haupt ihm lautlos auf die Bruſt herab; er hatte geendet.

Bernhard hielt ihn noch lange an ſeiner Bruſt und lauſchte, ob das entflohene Leben nicht zurückkehre; umſonſt. Es war nicht Schmerz, was ihn durchdrang; es war dumpfe Betäubung des Entſetzens. Die Leiche im Schooß, blickte er ſtarr vor ſich hin; keine Thräne drang in ſein Auge, er ließ keinen Seufzer hören. Es war grabesſtill; ſelbſt der Wind ſauſte nicht mehr in den Wipfeln. Finſtres Gewölk lagerte ſchwarz, unbeweglich über dem Himmel. Da flatterten zwei Raben heran und umkreiſten den Gipfel der hohen Fichte, als harrten ſie ſchon auf die Beute.

„Ihr ſollt dieſe Leiche wenigſtens nicht verſtümmeln!“ rief Bernhard und ſtand auf. Mit ſeinem Stabe und den eignen Händen und Füßen grub er eine breite Furche unter der Fichte in den tiefen Schnee. Dann ordnete er Haar und Kleidung der Leiche. Als er das Hemde zuknöpfen wollte, ritzte er ſich an einer Nadel. Er fühlte näher hin und entdeckte, daß der wackre Krieger ſeinen höchſten Schatz, das Kreuz der Ehrenlegion, inwendig im Hemd mit einer Stecknadel befeſtigt hatte. „Du ſollſt die Gruft des Tapfren

ſchmücken," ſprach er, „und wenn nie ein Sterblicher mehr vorüberwandern ſollte." Jetzt legte er den Leichnam in die kalte Gruft und wälzte hohe Schneemaſſen darüber, bis ſie einen weißen, feſtgedrückten Hügel bildeten. Mit demſelben Eiſen der Pike aber, das dem Todten die Schulter durchbohrt hatte, heftete er das Band und Kreuz an den Stamm der Fichte, ſo daß das Ehrenzeichen über der Grabſtätte ſchimmerte.

Mit verſchränkten Armen ſtand Bernhard vor dem Schneehügel. „Ruhe nun unter dieſer kalten Hülle, bis der Frühling ſie ſchmilzt, und Grün und Blumen um Deine Gebeine ſproſſen! — Du hätteſt ein dauernderes Denkmal verdient! Nimm vorlieb! Hier wird es Keinem beſſer geboten! — Leb' wohl! —" Er wandte ſich. Tiefer und tiefer ging er, entſchloſſen, die letzten Kräfte an ſeine Rettung zu ſetzen, aber gefaßt, daß es vergeblich ſein werde, in den Wald hinein.

Viertes Capitel.

Während Ludwig und ſeine Mitgefangenen durch den Wald geführt wurden, ſpähete dieſer mit ſorgenvollen Blicken umher, ob er Bernhard nicht entdecke. Er wußte kaum, ob er hoffen oder fürchten ſollte, ihn zu ſehen. Es wäre ein unbeſchreiblicher Troſt für ihn geweſen, jedes Leid mit dem Freunde gemeinſchaftlich zu tragen, doch wehrte ſeine edle Seele ſich gegen die leiſeſten Keime dieſer geiſtigen Selbſtliebe. Er hegte die geheime, wenngleich ſchwache Hoffnung, daß Bernhard glücklicher in ſeinem Unternehmen geweſen ſein und bald Raſinski und die Freunde erreicht haben werde.

Nach einer Wanderung von einer Stunde erreichte man einen freien Platz, der jedoch rings vom Walde umſchloſſen war. Hier loderten hohe Wachtfeuer, an denen große Schaaren von bewaffneten Landleuten lagen. Mit Erſtaunen ſah Ludwig auch viele Frauen, die der allgemeine Haß gegen den Feind von ihrer friedlichen Wirkſamkeit abgelenkt und mitten in das kriegeriſche Treiben der Männer hineingeführt hatte. Einige bereiteten Speiſen, Andre putzten Gewehre; eine Ältere ſah er einen Verwundeten verbinden.

Anfangs ſchien man die Ankommenden nicht beſonders zu beachten. Doch als man der Gefangenen, die ſie mitbrachten, anſichtig wurde, ſtrömten Alle neugierig herbei, dieſe Unglücklichen zu ſehen. Die Hoffnungsloſigkeit in den Zügen derſelben ſtach ſchreckenvoll gegen den Ausdruck des Hohnes und der wilden Freude der Sieger ab. Ludwig bedurfte ſeiner ganzen Kraft, um ſich die männliche Faſſung zu bewahren. Der Umſtand, daß er nicht, wie die Übrigen, der Kleider beraubt war, ſondern noch in einen warmen Mantel gehüllt, wenigſtens nicht vor Froſt zittern durfte, kam ihm dabei ſehr zu Statten. Doch erweckte er dadurch auch die Habgier der ſich rings andrängenden Feinde, deren Geſinnungen er aus ihren Gebärden und dem laut und lauter werdenden Murmeln errieth. Endlich trat ein bärtiger Koloß, der wohl glauben mochte, ſich vor den Andern etwas erlauben zu dürfen, auf ihn zu und wollte ihm die Mütze vom Kopf nehmen. Ludwig trat unwillkürlich einen Schritt zurück und wehrte dem Ruſſen mit der Hand. Da erhob dieſer im Zorn ſeinen einer Keule ähnlichen Knittel zu einem furchtbaren Schlage auf. Unfehlbar hätte er Ludwigs Haupt zerſchmettert; doch plötzlich ertönte der laute Schrei einer weiblichen Stimme, und in demſelben Augenblicke brach eine edle Geſtalt, in koſtbare Pelze gehüllt, doch mit verſchleier-

tem Angesicht, durch die Reihen der Umstehenden und warf sich dem gehobenen Arme des Russen entgegen.

Zornig wandte sich dieser um; doch als er sah, wer seine That hinderte, verwandelte sich sein Grimm in die tiefste Unterwürfigkeit, und er trat mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen zurück.

Ludwig war von dem Wunder dieser neuen Rettung, die sich in der Schnelle des Augenblicks vollendete, wie betäubt; er heftete seine Blicke auf die Retterin, vermochte aber kein Wort des Danks hervorzubringen. Sie stand, selbst vor Schrecken ganz außer Fassung, aus tiefster Brust mühsam athmend, kaum vermögend sich auf den Füßen zu erhalten, vor ihm und hielt die Hände wie zum Dankgebet gefalten. Endlich schlug sie den Schleier zurück, indem sie mit unnachahmlichem, rührend zitterndem Tone der Stimme sprach: „Erkennen Sie mich?"

Als trete eine himmlische Erscheinung, ein rettender Engel des Allmächtigen plötzlich stralend vor ihn hin, so sank Ludwig, seiner selbst nicht mehr mächtig, auf die Kniee vor der Entschleierten nieder. Es war Bianca!

Bebend ergriff er ihre Hand mit seinen beiden; er neigte sein Haupt darüber, seine Thränen strömten — er wähnte in diesem Übermaaß der Wonne sein Dasein zu enden.

„So konnte ich doch vergelten!" sprach sie und hob das blaue, in Thränen schwimmende Auge gen Himmel. „O, allmächtiger Vater, Deine Hand leitete meine Schritte! — Wenn ich zu spät gekommen wäre!"

Die Umstehenden betrachteten die Gruppe mit lautlosem Erstaunen.

„Was bedeutet das?" fragte plötzlich eine rauhe, männ-

liche Stimme. Ludwig erwachte aus ſeiner ſeligen Betäubung und ſprang auf.

Ein Reiter war in den Kreis geſprengt; das edle Roß, ſeine reiche Kleidung gaben einen Führer zu erkennen.

Es war Graf Dolgorow.

„O mein Vater,“ rief Bianca mit leidenſchaftlichem Tone, „ſehen ſie hier unſren Retter!“

„Wie? Wo?“ fragte der Graf und warf forſchende Blicke auf Ludwig. Doch plötzlich unterbrach er ſein Erſtaunen durch den Ausruf: „Du hier? Elender Bube!“ Und mit einem Sprunge war er vom Pferde herab und drang in die Reihen der Gefangenen ein, um Beaucaire, dem vor Froſt und Entſetzen die Kniee ſchlotterten, aus ihrer Mitte herauszureißen.

Dolgorow, den die Rache ſchneller entflammte als die Dankbarkeit, vergaß dieſe, um jener zu genügen. In England und Italien, wo er ſich in wichtigen, aber gefährlichen diplomatiſchen Aufträgen befand, war Beaucaire ſein Secretair und geheimer Agent geweſen. Als der Krieg des Jahres 1812 ausbrach, und Napoleon die engliſchen und ruſſiſchen Agenten in allen Ländern auf das eifrigſte aufſpüren ließ, war auch Dolgorow's Verkehren entdeckt worden. Er mußte aus Rom eiligſt und in einer Verkappung flüchten. Beaucaire erhielt einen Paß als deutſcher Graf Wallersheim. Feodorowna galt unter dem Namen Bianca für ſeine Schweſter. Dolgorow ſelbſt wurde für einen alten Diener, ſeine Gemahlin für die Erzieherin der jungen Gräfin ausgegeben. So traten ſie die Reiſe an. In Mailand glaubte Beaucaire, der eine rohe Leidenſchaft für des Grafen Tochter gefaßt hatte, von den dringenden Umſtänden Alles ertrotzen zu können. Er wagte Anträge, die Feodorowna mit Empörung zurückwies, und die die Wuth ihres Vaters entflammten, ob-

gleich die äußerste Gefahr in seinem Zorn lag. Er mißhandelte den Buben und stieß ihn mit Schimpf von sich; dieser eilte, ihn zu verrathen. Doch schon hatte der Graf es möglich gemacht, aufs eiligste zu fliehen, und änderte seine Reiseroute, indem er, statt über Verona nach Inspruck und München, die Straße über den Simplon einschlug. Dort traf ihn Ludwig. — Retter und Verräther waren nunmehr zugleich in seine Hand gefallen, und dieser sollte jetzo seinen Lohn empfangen.

„Heiliger Gott! Welche Schickung!" rief Feodorowna aus, als ihr Auge auf den Elenden fiel, den Dolgorow trotz seines Sträubens aus der zitternden Menge hervorriß.

Beaucaire wurde jetzt auch ihrer ansichtig, und mit verzweifelter Anstrengung riß er sich los und stürzte zu ihren Füßen nieder. Krampfhaft umklammerte er ihre Kniee und rief: „Erbarmen, Gräfin! Bittet um Gnade für mich! Nur meine rasende Liebe zu Euch war mein Verderben!"

Bianca zitterte und erhob angstvoll flehende Blicke zu ihrem Vater. Doch dieser rief mit ehernem Grimm:

„Ergreift ihn und werft ihn dort in die Flammen, damit jeder Russe sehe, wie ein Verräther gestraft wird."

Bianca wurde zu einem Marmorbilde. Beaucaire schrie laut auf und klammerte sich in der Angst der Verzweiflung an ihre Kniee an, indem er sein Haupt in ihren Schooß zu verbergen suchte. Sie wäre niedergestürzt, wenn nicht Ludwig, ihr rasch zu Hülfe springend, sie gehalten hätte.

„Vollzieht meinen Befehl!" rief Dolgorow nochmals. „Reißt ihn von der Fürstin hinweg!"

Auf diesen Ruf packten zwei aus der Masse mit wilder Freude hervorspringende Männer den Verzweifelnden bei den Haaren; zwei Andere ergriffen ihn bei den Füßen, ein Kosack riß sein Messer aus dem Gürtel und schnitt ihm über

die beiden Hände, mit denen er Bianca's Kniee umschlossen hielt. Erst als die Sehnen zerrissen waren, sanken ihm die Arme zurück. Unter gräßlich jubelndem Gebrüll der wuthentflammten Menge wurde er halb hinweggetragen, halb geschleift. Sein zerreißendes Jammergeschrei drang mitten durch das Toben der mordlustigen Schaar hindurch, die, von wilder Begierde auf das gräßliche Schauspiel gestachelt, in schwarzen Massen nachstürzte.

„Bewacht die übrigen Gefangenen!" rief Dolgorow und ging raschen Schrittes, die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich, theilend, dem Orte zu, wo sein furchtbarer Befehl vollstreckt werden sollte.

Bianca hatte sich gegen Ludwigs Schulter gelehnt. Grauen und Seligkeit erfüllten sein Herz zugleich. — Jetzt theilte verdoppeltes Wuthgebrüll die Lüfte. Wider Willen zog es sein Auge zu der fürchterlichen Stelle hin. Beaucaire wurde hoch emporgehoben; sein Antlitz mit dem zerrauften Haar verzerrte sich wie in den Qualen der Verdammniß. Er zuckte mit den blutigen Stumpfen seiner Hände wild umher. Da stürzten ihn die Wüthenden häuptlings in die Gluth hinein; ein gräßliches Geschrei, das weit im Walde wiederhallte, stieg empor. Es drang selbst in Bianca's Betäubung mit entsetzlicher Gewalt ein; sie bebte schaudernd zusammen und drückte das Angesicht verbergend gegen Ludwigs Brust. Diesem hielt das Grausen Sprache und Bewegung gefesselt; kaum vermochte er es, den Blick von dem gräßlichen Schauspiel ab auf die erblaßten Züge der Geliebten zu wenden, die an seinem Herzen ruhte.

Als nach dem wilden Getöse einige Augenblicke schauerlicher Stille eintraten, erwachte Feodorowna aus ihrer Betäubung. Sie bebte scheu zurück, als ihr Auge auf den Schauplatz der gräßlichen That fiel. Das Haupt wendend,

traf ſie auf Ludwigs edle, von Schauder und Rührung tief bewegte Züge. Hier weilte ihr Blick mit unausſprechlicher Innigkeit. Nicht ihrer Lippe entfloh das Geheimniß ihres Herzens, welches ſich ihr ſelbſt erſt in dieſem Augenblicke wunderbar offenbarte; aber der Stral ihres Auges verkündete es. In Ludwigs Bruſt flammte ein hoher Glaube an die Fügungen des Allmächtigen, ein kühnes Bewußtſein auf. Dieſe und keine Andre war ihm zur Begleiterin des Lebens beſtimmt! Nach den wunderbarſten Pfaden führte die Schickung ſie ihm entgegen. Er wagte, ihre Winke zu deuten. Eben wollte er die Lippe öffnen. Da trat Dolgorow, der von ſeinem blutigen Richteramte zurückkehrte, zwiſchen ihn und Feodorowna. Er heftete finſtre, forſchende Blicke auf das Antlitz der Tochter; es ſchien, als argwohne er, daß ihre heftige Erſchütterung durch etwas Andres als die eben vollbrachte entſetzliche Strafe an dem Elenden bewirkt ſei.

„Fürſtin Ochalskoi," ſprach er vornehm und kalt, „ich habe nicht vergeſſen, was wir dieſem jungen Manne ſchuldig geworden. Mir däucht aber, unſre Rechnung ſei zerriſſen, da ich ihn hier als Feind Rußlands unter den Frevlern erblicke, die in das Heiligthum unſrer Heimath eingebrochen ſind. Doch Großmuth iſt die Tugend der Ruſſen. — Ich werde Sorge tragen, junger Mann, daß man Sie den Ihrigen wieder zuſende; doch fallen Sie zum zweiten Male in meine Hand, ſo trifft Sie das Loos aller Übrigen, Tod oder ewige Gefangenſchaft in den Bergwerken Sibiriens."

Ludwigs Stolz erwachte dem Stolze Dolgorow's gegenüber; doch er bezwang ihn und erwiderte: „Wenn Sie mich zu dem franzöſiſchen Heere zurückſenden, ſo iſt mein Tod gewiß, und Sie ſelbſt ſind die Veranlaſſung dazu."

„Wie das?" fragte Dolgorow erſtaunt.

„Was ich an der italieniſchen Grenze für Sie gethan,

wurde mir in meiner Heimath von den franzöſiſchen Behörden zum todeswürdigen Verbrechen gemacht. Jeder Weg der Flucht war mir abgeſchnitten; nur um der Gewalt meiner willkührlichen Richter zu entgehen, trat ich, auf das Anerbieten eines edlen Freundes, in das Heer ein. Dieſen Morgen ſollte ich, von eben dem Unglücklichen verfolgt und verrathen, der in dieſem Augenblicke die entſetzliche Strafe ſeines Verbrechens erduldet hat, den Tod empfangen. Der Überfall der Ihrigen rettete mich. Doch ein theurer Freund —"

Dolgorow unterbrach ihn: „Wenn Sie Wahrheit ſprechen, ſind Sie gerechtfertigt; und ich glaube es Ihnen. In dieſem Falle werden Sie Sorge tragen, Fürſtin, daß unſer Retter auf das Schloß geführt werde. Solanow ſoll Sie geleiten; mich hält mein Beruf hier zurück, doch treffe ich ſobald als möglich ein. Gehen Sie jedoch, zuvor die Gräfin zu benachrichtigen."

Bianca gehorchte und nahm, von zwei Dienern begleitet, ihren Weg nach einer Art von Hütte, die hinter den Lagerfeuern aufgerichtet war. „Wir werden uns bald wiederſehen," ſprach ſie im Gehen zu Ludwig und neigte ſich grüßend gegen ihn. Ihr Blick drang in ſein tiefſtes Herz; ſie lächelte ſchmerzlich und freundlich zugleich, und eine milde Hoheit, wie von dem Antlitz einer Heiligen, ſtralte aus ihren Zügen. Mit bebender Verehrung beugte er das Haupt; als er es erhob, ſah er die edle Geſtalt, wie die Erſcheinung einer Himmliſchen im Kreiſe gelagerter Wilden, durch die Reihen der ſich ehrfurchtsvoll neigenden Krieger dahinſchweben.

Auch Dolgorow wollte gehen, doch Ludwig hielt ihn zurück.

„Ich muß Sie noch um Ihre Vermittelung für einen Freund anflehen, der vielleicht, wie ich, in die Hände der

Ihrigen gerieth. Er wollte mein Retter werden und lud so den Zorn der franzöſiſchen Machthaber auf ſich; er wollte mein Geſchick überall theilen, und ſo ergriff er denſelben Ausweg der Rettung. Heute ſollte er an meiner Seite ſterben, rettete ſich jedoch durch die Flucht."

„Wenn er in unſre Hände fällt, ſoll er zu Ihnen gebracht werden," ſprach Dolgorow; „doch wie nennt er ſich?"

„Graf Lomond iſt der angenommene Name, unter dem er in Dienſte trat, und den er jetzt auch muthmaßlich fortführen wird."

„Ich werde das Nöthige ſeinethalben anordnen."

Ein grauköpfiger Soldat von etwa ſechzig Jahren, der Uniform und Bart gleich einem Ruſſen trug, aber in ſeiner Geſichtsbildung einem Deutſchen glich, näherte ſich ehrfurchtsvoll dem Grafen und that demſelben, tief gebeugt, eine Frage.

„Immerhin," erwiderte dieſer; „wenn Du einen Landsmann gefunden zu haben glaubſt, Solanow, ſo rede ihn an."

„O mein Herr," wandte ſich jetzt der Alte in deutſcher Sprache zu Ludwig, „vergeben Sie mir eine Frage. Ich bin ein Deutſcher, aber ſeit langer Zeit aus meinem Vaterlande. Ich glaube in Ihnen eine Ähnlichkeit zu entdecken. Sollten Sie vielleicht Sternfels heißen?"

„Wie?" rief Ludwig heftig zitternd, mit äußerſtem Erſtaunen, da der Alte den Namen ausſprach, den er nur durch Mariens Brief kannte und noch kaum zu führen wagte; „weshalb?"

„Ich diente einem deutſchen Herrn dieſes Namens," ſprach der Alte bewegt; „er iſt zwar längſt todt, aber wenn ich ſein Ebenbild ſo vor mir ſehe, wie —"

„Wo ſtarb er?" rief Ludwig, den Greis haſtig unterbrechend.

„Die See hat ihn verſchlungen. Wir ſaßen eines bö-

ſen Handels wegen in Paris gefangen; doch es gelang uns, nach dem Havre zu flüchten und auf ein holländiſches Schiff zu kommen."

„Wann?" fragte Ludwig und hielt kaum noch an ſich.

„Vor achtzehn Jahren."

„Wegen eines Duells?"

„Allerdings."

„Das war mein Vater!" rief Ludwig jetzo außer ſich und ergriff die Hände des Greiſes, der zitternd, unſchlüſſig vor ihm ſtand. „Und wer biſt Du?"

„Ein ſchlichter Mann, lieber Herr," ſprach der Alte, und Thränen rollten aus ſeinen Augen; „ich war nur ſein Reitknecht, Willhofen heiße ich."

„Redlicher, treuer Diener," rief Ludwig, und hier finde ich Dich? Und mein Vater iſt wirklich todt?"

„Schon längſt! Wir litten Schiffbruch in der Nordſee; das Meer verſchlang die meiſten. Einige, darunter ich, wurden gerettet; der Capitain eines ruſſiſchen Schiffes nahm uns auf." Hier ſtockte der Alte und deutete mit einem ſcheuen Blicke ſeitwärts an, daß er nicht zu ſprechen wagen dürfe. Ludwig aber ahnte das Loos des Unglücklichen.

Dolgorow war indeſſen zu den übrigen Gefangenen getreten und hatte ſie gemuſtert. Sie ſtanden zitternd in einer langen Reihe vor ihm; die meiſten waren junge Soldaten.

„Sind Deutſche unter Euch?" fragte er laut.

Ludwig hörte es und blickte hin; er harrte auf die Antwort, weil er fühlte, daß es ſeine Pflicht ſei, die Rettung ſeiner Landsleute zu verſichern. Es blieb ſtill.

„Solanow!" rief der Graf, und dieſer eilte, zu gehorchen. „Hier die Leute, die ich Dir übergeben werde, ſollen mit auf das Jagdſchloß geführt und von dort weiter gebracht werden. Sie ſind noch zur Arbeit tauglich. — Für

die Übrigbleibenden hat Rußland keine andre Nahrung, als zwei Loth Blei."

Es waren einundzwanzig Gefangene. Nur Einer blieb, als zu alt zur Arbeit, zurück, um den Tod zu empfangen. Es war St. Luces.

Da er nicht verſtanden hatte, was der Graf ſagte, ſo glaubte er, man habe an ſeiner Haltung, Wäſche und der ihm freilich meiſt geraubten Kleidung erkannt, daß er zu den höhern Ständen gehöre. Das bleiche Entſetzen, welches ſeit Beaucaire's Schickſal ſeine Züge bedeckt hatte, wich einem Anflug der Hoffnung. Er wagte es daher jetzt, den Grafen anzureden und ſprach franzöſiſch:

„Ich hoffe, mein Herr, auf die Geſetze, welche alle Völker ſogar im Kriege ehren, Anſpruch machen zu dürfen. Ich bin nicht Soldat, ſondern gehöre zur Civilverwaltung, mein Rang —"

„Ihr ſeid ein Blut und Mark aller Völker ausſaugender Franzoſe," entgegnete Dolgorow finſter, „verächtlicher und abſcheulicher als der Soldat, denn der kämpft mit offner Waffe, aber die Eurige iſt das Gift!"

„Man würde," verſuchte St. Luces noch einmal zitternd ſeine Sache geltend zu machen, „mich ſehr bereitwillig gegen gefangene Offiziere auswechſeln!"

„Gefangene? Habt Ihr denn auch Gefangene!" rief Dolgorow wild und mit Hohn zugleich. „In Euren Bulletins ſtehen freilich Tauſende; aber wo könnt Ihr ſie aufweiſen. Und woran erinnert ihr mich? Wiſſen wir etwa nicht, wie Eure ruchloſen Mörderbanden mit den Wenigen umgegangen ſind, die in ihre Hände fielen? Wähnt Ihr, wir hätten ſie nicht gefunden, wie ſie mit zerſchmettertem Schädel die Landſtraßen bedeckten? Trafen wir ſie nicht eingeſperrt in Kirchen, Ställen, Scheunen, wo der Hunger ſie

zu Tode gefoltert hatte? — Fort mit Euch! Wir werden noch genug finden, gegen die wir die auswechseln können, die wir auswechseln wollen."

Indeſſen hatte Solanow oder Willhofen den vor Angſt zitternden St. Luces forſchend betrachtet. Er ſprach einige Worte Ruſſiſch mit Dolgorow und fragte dann den Gefangenen: „Wie heißt Ihr?"

„Ich bin der Baron Rumigny von St. Luces."

„Rumigny!" rief Willhofen aus und ſeine Züge nahmen den Ausdruck des furchtbarſten Grimmes an. „Allmächtiger Gott! Deine Rache ſchlummert nicht!" rief er mit gen Himmel emporgehobenen Händen aus. „Elender, kennſt Du mich? Haſt Du vergeſſen, daß Du — doch halt, hier — blick' her! Kennſt Du dieſen? —" Dabei eilte er auf Ludwig zu und zog ihn heftig bis dicht vor Rumigny hin. „Sternfels iſt ſein Name! Die Todten ſtehen auf, um ſich zu rächen! — Dieſer iſt der Mörder Ihres Vaters, der Mörder des wackren Waldheim — doch jetzt iſt die Stunde der Vergeltung gekommen."

St. Luces ſtarrte todtenblaß mit unbeweglichen Blicken auf Ludwig hin; er verſuchte zu reden. Doch die Sprache verſagte ihm.

Ludwig war bis ins Innerſte von der Gewalt dieſer Räthſel enthüllenden Stunde erſchüttert. Einen Augenblick wallte auch in ihm der Zorn auf, doch ſein edler Sinn wieß dieſe Empfindung ſchnell zurück. Nur Mitleid erfüllte ſeine Bruſt, als er den Elenden von Todesangſt und Gewiſſensbiſſen gefoltert betrachtete, der unter dem Gewicht ſeiner Schuld zuſammenbrach. „Willhofen," redete er den alten Diener an, „mein iſt die Rache, ſpricht der Herr! Laß den Allmächtigen ferner walten — wir wollen vergeben!"

Willhofen hatte Thränen in den Augen; er beugte ſich

auf Ludwigs Hand und küßte ſie. „Ein Herz wie der Vater! Er ſtarb für ſeinen Freund — und wäre für ſeinen Feind geſtorben.“

Ludwig wollte ſich Dolgorow nähern, um ein Wort der Gnade für St. Lucas zu verſuchen; doch dieſer ſchnitt ihm mit ſtrengem Blick und Wort die Bitte ab. „Hier waltet das Geſetz,“ ſprach er feſt. „Hat der Gefangene Ihnen ein Unrecht gethan, ſo mag Ihre Vergebung ihm jenſeits nützen. Hier ſchützt ihn nichts.“

Er winkte mit der Hand einem Koſacken in ſeiner Nähe und ſprach einige ruſſiſche Worte. Sogleich wurde St. Lucas, den die Todesangſt völlig gelähmt zu haben ſchien, abgeführt. Einige Minuten darauf fielen drei Schüſſe; Ludwig durfte nicht zweifeln, wem ſie gegolten.

Fünftes Capitel.

Dolgorow ſtieg wieder zu Pferde, nahm faſt alle waffentragende Männer zuſammen und ſetzte ſich an ihre Spitze gegen die Landſtraße hin in Bewegung. Willhofen und vier Landleute mit Spießen blieben zurück zur Bewachung der Gefangenen, denen man geſtattete, ſich an den großen Feuern zu wärmen; auch wurde etwas Brot und Branntwein unter ſie vertheilt. Ludwigs Herz ſehnte ſich nach Bianca. Er fragte daher Willhofen: „Was werden wir nun beginnen, lieber Freund? Welches wird meine, Deine nächſte Beſtimmung ſein?“

„Ich muß hier den Befehl der Fürſtin erwarten, die

dort drüben bei der kranken Gräfin in der Hütte iſt," antwortete er. „Sie werden wohl die Rückkehr ihres Schlittens abwarten, der Verwundete nach dem Dorfe gebracht hat."

Die Bezeichnung Fürſtin war Ludwig aufgefallen. Er fragte: „Iſt die Fürſtin denn nicht die Tochter des Grafen?"

„Ja wohl," erwiderte Willhofen, „und an den Fürſten Ochalskoi, deſſen Leibeigner ich bin, verheirathet."

„Vermählt!" rief Ludwig und erblaßte.

„Oder beſſer, verheirathet geweſen," fuhr Willhofen fort, „denn der Fürſt iſt todt. Ich glaube, unter uns geſagt, es iſt gar nicht zur Ehe gekommen. Denn am Hochzeitabend wurde das Schloß von den Franzoſen überfallen und geſtürmt, und der Fürſt erhielt eine ſchwere Wunde, an der er endlich zu Moskau geſtorben iſt."

Ludwig horchte geſpannt auf.

„Hier auf dieſer Stelle im Walde habe ich ihn eine ganze Zeit im Dickicht verſtecken müſſen, bis wir einen Wagen herbeiſchafften, um ihn mit der jungen Frau nach dem Jagdſchloß zu bringen."

„Hier, hier?" unterbrach Ludwig den Erzählenden, und eine erſchütternde Ahnung bewegte ſeine Bruſt.

„Grade hier; denn das Schloß liegt kaum eine Stunde von hier; man kann es nur vor der hohen Waldung nicht ſehen. Dort drüben —"

„Wann geſchah die Erſtürmung?"

„Am ſiebzehnten Auguſt; ich weiß es noch wie heute."

„Allgnadenreicher Gott!" rief Ludwig außer ſich und warf ſich auf die Kniee. „Allmächtiger Lenker unſrer Tage! Wer will wider Dich murren! An welchen Fäden führſt Du unſer Geſchick! Ewiger! Unendlicher! Nimm meinen heißen, thränenreichen Dank! Prüfe mich nun, ſo hart und ſchwer Du magſt, ich werde nimmer verzagen; kein Zweifel ſoll

meine Bruſt bewegen. Denn wunderbar haſt Du gewaltet und gewacht. — Du wirſt Alles herrlich in Deiner leuchtenden Weisheit vollenden!"

Willhofen betrachtete den Betenden mit Erſtaunen. Er ahnte geheime Beziehungen, doch wagte er nicht, danach zu forſchen.

Als Ludwig aufſtand und in heftiger Wallung auf- und niederging, trat er zu ihm und ſprach, indem er ſeine Hand ergriff: „Das iſt wacker, lieber Herr; Frömmigkeit iſt eine hohe Tugend. Auch ich habe oft inbrünſtig zum Herrn gebetet, und ich hoffe, auch er werde mich erhören. Hat er mich doch jetzt aus dem fernen Aſien, wo ich vergeſſen von der Heimath lebte, wieder bis hierher geführt, zu dem Sohne meines lieben Herrn. O, ich bitte Euch, Ihr ſcheint ſo viel bei dem Grafen Dolgorow zu gelten, ich bitte Euch dringend, verwendet Euch bei ihm um meine Freiheit."

„Gewiß!" verſprach Ludwig mit einem Handſchlag. „Aber ſagteſt Du nicht, Du ſeieſt Leibeigner des Fürſten?"

„Freilich wohl; doch die Güter ſind jetzt durch den Heirathsvertrag an den Grafen gefallen. Ach, wenn es von der Fürſtin abhinge, mir die Freiheit zu geben — dann hätte ich ſie längſt. Aber den Grafen Dolgorow habe ich noch nicht darum zu bitten gewagt."

Ein Diener kam und redete mit Willhofen.

„Die Gräfin Dolgorow läßt Euch herüberrufen, lieber Herr," ſprach Willhofen. „Folgt nur dieſem Manne hier, er wird Euch führen."

Ludwig ging pochenden Herzens. Der Diener führte ihn nach der flüchtig von Tannenzweigen erbauten Hütte hinüber. Bianca kam ihm auf halbem Wege entgegen; ſie war freundlich, doch eine ſtille Schwermuth ſchwebte auf ihren Zügen.

„Ich werde Sie zu meiner Mutter führen," ſprach ſie mit gedämpfter Stimme. „Sie haben ſie ſchon auf unſrer Flucht aus Italien kennen gelernt. Fühlen Sie ſich nur nicht verletzt durch den vielleicht zu kalten, förmlichen Empfang, den ſie erfahren könnten. In dieſem Lande kennt man die milden Sitten Deutſchlands noch wenig; hier gilt der Rang Alles, und der Nationalſtolz und der Haß gegen Fremde ſind in dieſem Augenblick beide ſo mächtig aufgeregt, daß kaum die Stimme der wärmſten Dankbarkeit ſich dagegen zu erheben vermag."

„Dankbarkeit?" entgegnete Ludwig. „Wer ſoll hier dankbar ſein? Sie, denen ich kaum bewußt einen leichten Dienſt leiſtete, welcher das höchſte Glück meines Lebens bildete, oder ich, der ich Ihnen Alles, Alles verdanke?"

„Sie wollen die Gegendienſte, die der Zufall herbeiführte, in Anſchlag bringen?" ſprach Feodorowna. „Vielleicht gar auch, daß Sie nicht jetzo, da ſie in unſre Hand fielen, barbariſch gemordet wurden wie die andren Unglückſeligen?"

„Sollt' ich auch," antwortete Ludwig nach einigem Zögern, „der Warnung uneingedenk ſein, die ich in Moskau empfing?"

„So haben Sie mich an meinem Zeichen erkannt?" fragte Feodorowna mit einem unausſprechlich liebevollen Blick.

„Was könnte ich je vergeſſen, das ich durch Sie gekannt!" erwiderte er kühn.

Ein leichtes Roth überflog die blaſſen Wangen des ſchönen Angeſichts; ſie ſenkte die Wimpern und ſprach leiſe: „Auch mir ſind die wenigen Stunden unvergeßlich geblieben, die wir beiſammen zugebracht. O, daß Sie ſich ſo ſchnell von uns trennten!"

„Wähnen Sie, es war mein Wille?“ rief Ludwig. „O nein! So kränken Sie mich nicht! — Ein feindseliger Dämon führte uns auseinander. Er leitete meine Schritte irre; zu spät muß ich das Ufer der Rhone erreicht haben.“

„Mein Vater drängte zur Eile,“ unterbrach ihn Feodorowna. „Ich versuchte es, durch ein Zeichen —“

„O ich habe es gefunden,“ unterbrach Ludwig sie mit bewegter Stimme, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Doch erst am nächsten Morgen glänzte es mir, nach vergeblich irr durchwanderter Nacht, als ein Stern der Hoffnung entgegen. Nie vergesse ich den Augenblick, wo ich jenes Band rosig durch die Büsche schimmern sah! Noch in dieser Stunde trage ich es auf dem Herzen. Hier ist es!“

Thränen drangen in ihr schönes Auge, als sie dies Zeichen der Liebe in der Hand des Geliebten erblickte.

„Wir schlugen gleich jenseit des Stromes einen gefährlichen Pfad in das hohe Gebirge ein,“ sprach sie bebend und suchte vergeblich ihrer Bewegung mächtig zu werden.

„Und ich wähnte, Ihnen das Thal hinauf, über den Gotthardt am sichersten zu folgen. Unabläſſig forschte ich nach Ihren Spuren, bis mir in Deutschland ein unglückseliges Blatt —“

„Hat mein Abschiedswort Sie also doch erreicht?“ fiel Feodorowna freudig bewegt ein.

„Es war der bitterste Kelch, der mir je aus holdseliger Hand gereicht wurde.“

„Das Geschick hat ihn gemildert, wir wollen dankbar sein,“ erwiderte Feodorowna, und eine fromme Rührung bewegte ihre Stimme. „Ich glaubte nicht, daß es uns wieder zusammenführen würde; doch eine höhere Hand leitet die Fäden, an denen unſer Leben schwebt.“

„Wahrlich, eine wunderbar waltende Macht!“ rief

Ludwig in überdrängender Wallung aus. „O wüßten Sie, wie nahe ich Ihnen indeſſen ſchon geweſen!“

Bianca ſah ihn verwundert an. „In Moskau meinen Sie?“

„Nein, unfern von hier — ich war bei dem Erſtürmen jenes Schloſſes dort.“

„Sie ſelbſt!“ rief ſie und ſah ihn mit zweifelnden Blicken an; dann hob ſie Auge und Hände gen Himmel und ſprach aus innerſter Seele: „O allgütiger Vater im Himmel, wie durfte ich nur einen Augenblick an Deiner Huld verzagen! O, Sie wiſſen nicht,“ wandte ſie ſich gerührt wieder zu Ludwig, „Sie ahnen nicht, von welchem unſeligen Geſchick Sie mich erlöſten! Doch,“ fuhr ſie eilig und leiſe fort, „verſchweigen Sie um des Himmels Willen, daß Sie Antheil an dem Kampf in jener Nacht hatten; denn man würde es Ihnen nimmer vergeben!“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie an die Hütte gekommen.

Feodorowna trat zuerſt ein; Ludwig folgte. Auf einem Ruhebett erblickte er, in Pelze gehüllt, die Gräfin Dolgorow, deren Züge, obwohl ein Ausdruck der Krankheit und der Leiden ſie entſtellte, er ſogleich wiedererkannte.

Sie ſah ihn nicht mit Freundlichkeit, ſondern mit Herablaſſung an. „Es freut mich,“ ſprach ſie gemeſſen, „daß wir Ihnen den Dienſt, den Sie uns in Italien geleiſtet, zu vergelten Gelegenheit finden, wiewohl es mich betrübt, Sie unter denen zu treffen, die den Krieg in unſer Vaterland trugen.“

„Ich glaube mich darüber ſchon gerechtfertigt zu haben, gnädigſte Gräfin,“ erwiderte Ludwig mit einigem Stolz.

„Sie könnten jetzt Gelegenheit finden, die Schuld des Schickſals auszugleichen. Gott hat die Heere der Feinde ge-

ſchlagen; das Verderben bricht über ſie herein; die gerechte Sache ſiegt. Es ſteht jetzt nur bei Ihnen, Theil an dem Kampfe zu nehmen."

Ludwig ſchwieg einige Augenblicke, dann antwortete er ruhig und entſchloſſen: „Sie werden mir geſtatten, Ihnen auf dieſes Anſinnen eine meine Entſchlüſſe rechtfertigende Antwort zu ertheilen. Ich ſelbſt halte Rußlands Sache für eine gerechte; nur mit innerem Widerſtreben habe ich an dem Kampfe dagegen Theil genommen. Ich that nicht mehr als die Ehre des Mannes, des Soldaten, der ſich einmal zu einer Fahne geſtellt hat, von mir forderte. Ein Einzelner, vermochte ich dem Strome der Weltereigniſſe nicht zu gebieten, noch ihm zu widerſtehen; dies ſpricht mich von perſönlicher Verantwortung gegen dieſes Land frei. Vielleicht wünſchte Keiner in dem ganzen Heere den Krieg; darum ſoll auch der Einzelne das allgemeine Unrecht weder vertreten, noch entgelten, noch kann er es verhüten. Dem edlen Führer, unter deſſen Schutz ich mich begeben, meinen nächſten theuren Waffengenoſſen, war meine Geſinnung nicht fremd. Aber ſie ehrten ſie und übten eine ſo zarte Schonung, daß ſie mich jeder Pflicht zu entheben ſuchten, die meinem Herzen ſchwer werden konnte. Ich ſelbſt mußte dagegen ankämpfen, um nicht einen ſchimpflichen Verdacht auf meine Ehre, meinen männlichen Muth zu laden. Was Freundſchaft, was brüderliche Liebe Wohlwollendes erſinnen kann, ward mir von meinen Waffengefährten. Jetzo werden Sie, ich bin es überzeugt, nicht mehr verlangen, daß ich ſie treulos verrathe und ſelbſt die Waffen zu ihrer Bekämpfung ergreife. Zwänge eine heilige Pflicht für mein eignes Vaterland mich dazu, ſo müßte ich ihr freilich gehorchen; und dennoch würde ich mit noch ſchwererem Herzen in einen ſolchen Kampf ziehen als in den gegen Rußland. Denn

wie die großen Maſſen des Ganzen einander gegenüberſtehen mögen, der Einzelne trifft doch nur auf den Einzelnen, und ich würde lieber das Schwert auf mich ſelbſt zucken als gegen die edlen, theuren Freunde, mit denen ich bisher Gefahren und Drangſal getheilt habe."

Die Gräfin ſchien empfindlich über Ludwigs freie, feſte Entgegnung, doch in Feodorowna's Auge glänzte eine heilige Freude und Rührung über die adelnde Geſinnung deſſen, zu dem ihr Herz ſie mit ſüß überwältigender Macht hinzog.

„Die Sache Rußlands iſt auch die Ihres Vaterlandes, ſie iſt die ganz Europas," erwiderte die Gräfin nach einigem Beſinnen; „doch ich fühle mich zu ſchwach, Ihnen das jetzt unwiderleglich darzuthun. — Sie werden uns auf ein Jagdſchloß, zwei Stunden von hier, begleiten; es liegt ſo tief im Walde, daß es vor jedem feindlichen Überfalle geſichert iſt. Doch können wir erſt gegen Abend aufbrechen, weil unſer Schlitten einige Schwerverwundete nach einem ziemlich weit von hier entfernten Dorfe bringt. Indeſſen ſollen unſre Leute Sorge tragen, daß es Ihnen an nichts mangele."

Bei dieſen Worten winkte ſie mit der Hand, als bedeute ſie Ludwig, daß er abtreten könne. Doch Feodorowna fiel, ſichtlich erſchreckt über den kalten, vornehmen Ton der Gräfin ein: „Dieſe Sorge werde ich ſelbſt übernehmen, theuerſte Mutter; der Retter unſres Lebens darf uns nicht undankbar finden."

„Ich hoffe, er werde ruſſiſche Großmuth kennen und ſchätzen lernen," antwortete die Gräfin ſtolz und verdrießlich. „Doch würde ich Dich bitten, meine Tochter, mich nicht zu viel zu verlaſſen, da Du weißt, daß ich Deines Beiſtandes

in meinem Zuſtande hier, wo wir jeder Bequemlichkeit des Lebens entſagen mußten, nothwendig bedarf."

Ludwig verbeugte ſich und ging; doch Feodorowna folgte ihm ſogleich.

„Ich beſchwöre Sie, thun Sie nichts, was Ihnen Mißgunſt zuziehen würde," ſprach Ludwig dringend zu ihr, als ſie im Freien waren. „Das ſchönſte Glück iſt mir ja geworden, was kann ich Höheres wünſchen?"

„O, Sie entſchuldigen ſo gütig," erwiderte Feodorowna; „doch auch ich muß meine Mutter vertheidigen. Sie iſt mit ganzer Seele ihrem Vaterlande ergeben, und dies iſt auch die Urſache, weshalb Sie uns hier in dieſer ſeltſamen Lage antreffen. Sie wollte durchaus — und fügte ſich darin nicht bloß dem Willen meines Vaters — durch ihre Gegenwart, durch Zuſpruch, Hülfe für Verunglückte und durch jenen anregenden Einfluß, der höher Stehenden ſo leicht wird, wenn ſie ihn auf die in Demuth Untergebenen üben wollen, den Muth und Eifer der verſammelten Volksmenge anſpornen. Dieſe Pflicht hat ſie mit ſolcher, die weiblichen Kräfte überſteigenden Anſtrengung geübt, daß ſie jetzo krank und erſchöpft darniederliegt und gezwungen iſt, ſich auf jenes Schloß zu begeben, wohin wir hoffentlich bald abreiſen werden."

Ihr Geſpräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Greis, welcher Ludwigs Retter aus den Händen erbitterter Feinde geweſen war, als er vor zwei Stunden, an den Todespfahl gebunden, ein Opfer der Volksrache fallen ſollte, aus dem Gebüſch trat. Es war Gregor.

„Sei gegrüßt, meine Tochter," redete er Feodorowna in ruſſiſcher Sprache an; „erbarmſt Du dich dieſes Unglücklichen?"

„Dieſem ehrwürdigen Greiſe," rief Ludwig, als er ihn gewahr wurde, und ergriff mit warmem Dankgefühl ſeine

Hand, „verdanke ich zuerſt das Leben und jetzt das ſchönſte Glück deſſelben!“

„Alſo Ihr, Vater Gregor,“ ſprach Feodorowna gerührt, „habt mir dieſen theuren Freund, der einſt der Retter meines Vaters, meiner Mutter und meiner ſelbſt war — ach er iſt es zweimal geworden — Ihr habt ihn mir erhalten? Dieſe neue Schuld muß mein Herz gegen Euch übernehmen?“

„Liebe Tochter,“ entgegnete Gregor freundlich, „das Gebot des Herrn forderte ſeine Rettung. Er war hülflos, ohnmächtig, gebunden; unſre Feinde waren auch ſeine Feinde, und ſo gehörte er uns an. Möchte er jetzo ganz einer der Unſren werden und das Schwert gegen die Frevler wenden, die von Gottes Racheblitzen furchtbar getroffen werden.“

Ludwig ſchwieg, denn er verſtand die ruſſiſch geſprochenen Worte nicht; doch Feodorowna erwiderte ſchnell:

„Nein, mein Vater, dies laß uns nicht flehen und nicht von ihm fordern. Wie ſchwer ſich die Seinigen an ihm vergangen haben mögen, er ſoll nicht Rache an ihnen üben, darf nicht Verräther an denen werden, die eine Sprache mit ihm reden, in einer Heimath mit ihm wohnen. Rußlands heilige Sache bleibe ſeinen eigenen Söhnen überlaſſen! Sie ſind ſtark genug, ſich ſelbſt Rache und Sühne zu ſchaffen. Es muß ihr Ruhm, ihr eiferſüchtiger Stolz ſein, keinen Fremden an dem Werk Theil nehmen zu laſſen, daß ſie ſelbſt zu vollenden vermögen. Darum, mein Vater, laß uns die Geſinnungen dieſes Gaſtes gegen die Seinigen ehren. Dich führt ein willkommenes Geſchick mir entgegen. Dir ſei der Fremde zur Pflege empfohlen, Du wirſt väterliche Sorge für ihn tragen, bis ich zu Dir ſende. Theile Dein Mahl, Dein Lager mit ihm, denn Du ſiehſt, er iſt erſchöpft von harten Bedrängniſſen. Dir übergebe ich ihn, und wiſſe, Deine Toch-

ter hält ihn ſo theuer wie einen Bruder — darum gelte er Dir gleich einem Sohn.“

Feodorowna ſprach mit warmem Eifer. Gregor reichte dem Gaſt die Rechte zum Zeichen, daß er ihn gern aufnehme und redete ihn lateiniſch an:

„Salve! Sis felix quomodo mihi es exoptatus!“

Ludwig erkannte jetzt erſt, daß er einen Diener des Herrn vor ſich habe; erfreut, ein Mittel zu ſehn ſich mit ihm zu verſtändigen, entgegnete er ihm.

„Salve mi pater! Gratias tibi ago ex infimo pectore salvatori vitae meae! Sis felix quomodo benignus es.“

Feodorowna nahm Abſchied von Ludwig und ging zur Mutter zurück. Er ſelbſt folgte dem ehrwürdigen Gregor, der ihn zu einer zweiten Hütte führte, vor welcher ein groſſes Feuer loderte. Mit Dank nahm er das Mahl an, welches der Greis ihm bot. Während er die ſchlichte, aber ſtärkende Koſt verzehrte, trat auch Willhofen heran und ſetzte ſich auf Gregors wohlwollende Aufforderung zu ihnen. Jetzt fand Ludwig erſt Muße ſich nach ſeinem Vater, der Diener ſich nach der Mutter Ludwigs und ihren Schickſalen zu erkundigen. Ach, ſie konnten Beide nur von Dahingegangenen ſprechen, aber dennoch bewegten dieſe Erinnerungen ihre Seelen ſüß ſchmerzlich.

Nur eine Sorge, nur ein Kummer lag auf Ludwigs Herzen: Bernhards Geſchick. Zwar waren alle ſtarken Kräfte ſeiner Hoffnungen wach geworden, doch bedurfte es auch wieder nur eines Blickes auf ſeine Umgebung, um ſeine Befürchtungen eben ſo mächtig anzuregen.

Sechstes Capitel.

Es wurde faſt völlig Nacht, bevor Ludwig wieder etwas von Feodorownen vernahm. So gern er ſich in der Geſellſchaft des würdigen Geiſtlichen, der ihn noch überdies mit einem warmen Pelz beſchenkt hatte, befand, und ſo manches er durch Willhofens Geſpräche erfuhr, was ſeine Seele tief bewegte, ſo ſchlug ſein Herz doch mit unruhiger Sehnſucht nach der Geliebten, und er fürchtete jeden Augenblick, die Hoffnung ſie wiederzuſehen, könne ihn täuſchen. Jetzt endlich kam eine Botſchaft von ihr; die, ſich zur Abfahrt anzuſchicken. Gregor und Willhofen begleiteten ihn in die Hütte, wo der angeſpannte Schlitten mit den ausgeruhten und abgefütterten Pferden ſtand. Bald traten die beiden Frauen heraus, dicht in Pelze und Schleier gehüllt. Die Gräfin wurde geführt; ſie war ſichtlich ſehr ermattet. Im Vorübergehen an Ludwig grüßte ſie durch eine leichte Bewegung des Haupts; Feodorowna dagegen reichte dem Freunde die Hand dar und ſprach: „In wenigen Stunden werden wir den Ort der Ruhe erreicht haben; Sie werden ſich deſſen, hoffe ich, erfreuen. — Vergeben Sie nur, daß unſer Schlitten nicht auch Raum für Sie hat.“

Ludwig errieth, was das Zartgefühl Feodorownas beunruhigte, nämlich den Umſtand, daß er auf einem Dienerplatz ſitzen mußte. Zuvorkommend unterbrach er ſie daher, indem er ihr beim Einſteigen behülflich war. „Mein Auge wird für Sie ſehen und wachen in dieſer dunklen Nacht; es iſt ein Auftrag, der mich glücklich macht.“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf den Vorderſitz, wo Willhofen an ſeiner Seite Platz nahm. — Der Kutſcher ſetzte ſich auf die

Pritſche und übergab Willhofen die Zügel; zwei Diener zu Pferde ritten voran.

Gregor reichte, nachdem er von den Frauen Abſchied genommen, auch ſeinem jungen Gaſte, den er ſchnell liebgewonnen hatte, die Hand zum Lebewohl dar. Ludwig drückte ſie mit dem Gefühl warmer Dankbarkeit. Jetzt fuhr der Schlitten windſchnell davon.

Man mußte mitten durch den Wald. Es war zwar ſehr dunkel und der Himmel finſter bezogen, doch leuchtete der Schnee hinlänglich, um den Weg zu erkennen. Indeſſen hörte die feſte Bahn bald auf, und man mußte in dem tiefen, lockern Schnee langſamer fahren.

Rings umher war Alles ſtill. Nur ein hohles Sauſen, welches durch die ſchwarzen Wipfel der Tannen zog, und das Schnauben der Pferde waren die einzigen Laute, die man in dieſer erſtarrten Wüſte vernahm.

Ludwig hatte jetzt Muße einen Blick auf die jüngſt erlebten Schickſale zurückzuwerfen. Eine Welt von Ereigniſſen lag in dem kurzen Raum von geſtern zu heut. Sie hatten ſich ſo ſchnell aufeinander gedrängt, daß eins vor dem andern verſchwand. Die von allen Seiten beſtürmte, erſchütterte Seele, erhielt ſich feſter und klarer durch das Gleichgewicht der auf ſie eindringenden Gewalten; einer einzelnen hätte ſie vielleicht unterliegen müſſen, oder wäre ihr doch ganz anheim gefallen. — Jetzt traten die erſten Augenblicke der Ruhe ein, wo er die verworrenen Bilder ordnen und nacheinander an ſich vorübergehen laſſen konnte. Gegenwart und Vergangenheit, Ferne und Nähe lag vor ſeiner Seele; Schmerz und Freude, Sorgen und Hoffnung traten dicht zueinander. Sein Schickſal bot ihm das Bild einer herbſtlichen Landſchaft, wo düſtre Wolkenſchatten neben hellem Son-

nenglanz ruhen, wo das grüne und welk fallende Laub ſich wunderbar miſchen.

Die Geliebte, die Verlorene iſt Dir nah; der Hauch ihrer Lippe ſtreift Dich, Deine Hand kann ſie berühren! Darfſt Du ſie aber jemals an dein Herz ſchließen? Wird ſich die eherne Pforte des Geſchicks nicht abermals mit dumpfem Donner vor dem geöffneten Paradieſe zuſchlagen, daß Du draußen in dem kalten, öden Dunkel verzweifelſt? Und der Freund! Der treue, theure, unerſetzliche Freund! Hat ihn das düſtre Schickſal ereilt, das ein Gott von Deinem Haupt wandte? Oder trifft ihn der furchtbarere Tod in dieſer Winteröde? Muß er einſam, ſchauernd, Abſchied nehmen von den goldnen Tagen des Lebens? Reicht ſich ihm keine tröſtende Hand in den letzten, bangen Minuten, um ihm den herben Kelch durch ſüße Tropfen der Liebe zu mildern? O Allmächtiger, zerreiße das Herz nicht, das du beſeligen willſt! Dieſe Todeswunde heilt auch nicht an der Bruſt der Geliebten! Nein, nein! Soll es um dieſen Preis ſein, ſo ſinkt mir die ſchmerzermattete Hand herab, und ich vermag die Schaale der Wonne, die du mir reicheſt, nicht an die Lippe zu führen!

„Es wird recht finſter," ſprach Willhofen. „Dieſe Wälder ſind doch ſchauerlich. — Horch! Hört Ihr den Wolf? Er heult vor Hunger. Wenn ihm der Wind unſre Witterung bringt, wird er bald auf unſrer Spur ſein. Holla, Burſche, Ihr dort vorne! Reitet dicht an uns! Habt Ihr die Büchſen geladen? — Wir könnten ſie gebrauchen."

Ludwig blickte mit Beſorglichkeit nach den Frauen zurück. Doch die Nacht und die dichten Schleier, welche ſie trugen, machten es unmöglich, ihre Züge zu erkennen und zu bemerken, ob ſie die Beſorgniß theilten.

„Hat es Gefahr?" fragte er Willhofen leiſe.

„Selten, lieber Herr. Seid nicht bang.“

„Ich bin nicht um meinetwillen beſorgt,“ antwortete Ludwig; „aber wir haben Frauen bei uns.“

„Es hat nichts auf ſich. Wir haben drei Büchſen, und Euch gebe ich meinen Hirſchfänger. — Hm! Es muß doch eine ganze Heerde beiſammen ſein; hört nur, wie ſie heulen.“

Man fuhr eben durch tiefen, ungebahnten Schnee ſehr langſam dahin; der Wind ſchwieg, daher konnte man in der lautloſen Stille das Geheul der hungrigen Raubthiere deutlich vernehmen.

„Die Pferde wittern ihren Feind wahrhaftig auch ſchon,“ ſprach Willhofen leiſe, „ſeht nur wie ſcheu ſie die Köpfe herumdrehen und durch die Nüſtern ſchnaufen. — Paulowitſch und Stephanos,“ rief er den Reitern zu, „braucht Eure Sporen, daß wir raſch die Ecke bei der großen Fichte erreichen. Dort zieht der Weg ſich ſo weit rechts, daß wir den Beſtien vielleicht aus der Witterung kommen.“

Er ſchwang die Peitſche und trieb die Pferde an. — Bald darauf bog der Weg ſich um eine hohe, alte Fichte, deren Stamm die Ecke bildete, ſcharf rechts ein. Indem die Reiter den Winkel machen wollten, ſtutzten ſie und hielten ihre Pferde zurück.

„Was giebt's?“ fragte Willhofen.

„Hier liegt ein Menſch im Wege!“ erwiderte der Reiter.

„Wahrhaftig!“ rief Willhofen, der eben bis an die Ecke gelangt war. „Todt oder lebendig? He da! Antwort!“

„Er rührt ſich nicht; es muß ein Leichnam ſein. Wir wollen ihn aus dem Wege räumen, ſonſt kommen wir mit dem Schlitten nicht durch.“

Er hielt an und wollte Ludwig die Zügel geben; doch

dieſer ſprach: „Ich helfe Euch. Man muß doch ſehen, ob er wirklich todt iſt.“

Der Kutſcher nahm die Zügel, Ludwig und Willhofen ſtiegen ab, um den Körper aus dem Wege zu tragen.

„Allmächtiger Himmel, es iſt Bernhard!“ rief Ludwig aus, als er ſich gegen das Haupt des Todten herabgebeugt hatte, um ihn emporzuheben. „Bernhard, lebſt Du! Wenn noch ein Athemzug in Dir iſt, beſchwöre ich Dich, gieb mir Antwort.“

Er kniete weinend bei dem Erſtarrten nieder, hob ihm das Haupt empor, lehnte es gegen ſeine Bruſt und drückte heiße Küſſe auf das kalte bleiche Antlitz.

„Was giebt's?“ fragte die Gräfin ungeduldig.

Feodorowna aber hatte den Ruf des Freundes gehört und eilte, vom niedrigen Schlitten herabſpringend, ſelbſt hinzu. „Finden Sie einen Freund hier?“ fragte ſie mit bebender Stimme, als ſie Ludwigs ſchmerzliche Angſt ſah.

„Einen Freund! O den einzigſten, theuerſten meines Lebens! — Und erſtarrt — todt! O mein Bernhard! Das überlebt mein Herz nicht!“

„Vielleicht iſt noch Hülfe,“ ſprach Feodorowna gerührt, „wir wollen verſuchen, was möglich iſt!“

Mit dieſen Worten näherte ſie ſich und legte die Hand auf das Herz des Erſtarrten. „Mir däucht, er athmet noch.“ ſprach ſie freudig.

„Nein, nein! Er iſt todt, er iſt dahin!“ rief Ludwig faſt beſinnungslos. „Dieſer Schlag zermalmt meine Bruſt! Nimm mich mit hinüber, mein Bernhard, ich verlaſſe Dich nicht im Tode!“

Mit krampfhafter Angſt drückte er den Freund an ſein Herz und preßte ſeine Lippen auf die kalten, bleichen des Erſtarrten.

„Wir wollen den Unglücklichen aufnehmen,“ sprach Feodorowna mit dem Laut des weichſten Erbarmens; „vielleicht kehrt das Leben ihm zurück, wenn wir ihn mit warmen Hüllen bedecken. In einer Stunde können wir das Schloß erreicht haben, und dann ſoll kein Mittel unverſucht bleiben, ihn zum Leben zu erwecken.“

Ludwig war ſprachlos vor Schmerz; er vermochte nichts als Feodorownas Hand zu ergreifen und ſie gegen ſeine Lippen zu preſſen. Sie zog ſie ſanft zurück; ihr Herz betete zu dem gütigen Vater im Himmel, daß er den unnennbaren Schmerz von ihrem Freunde abwenden möge.

Willhofen und Ludwig hoben den Erſtarrten empor. Als ſie ihn an den Schlitten brachten, fragte die Gräfin Dolgorow:

„Mein Gott was ſoll das? Was ſoll mit dieſem Leichnam werden?“

„O meine Mutter,“ bat Feodorowna, „es iſt ein Unglücklicher, in deſſen Bruſt ſich noch Leben regt: Vielleicht vermögen wir ihn zu retten?“

„Es iſt unmöglich!“ antwortete die Gräfin heftig; „hörſt Du die Wölfe nicht? Wir ſind in Gefahr, wir können den Schlitten nicht mehr belaſten, und ich ſehe auch keinen Raum — mit einem Wort, es kann nicht ſein, es ſoll nicht ſein! — Eilt, daß Ihr vorwärts kommt; ich befehle es.“

Willhofen ſtand unſchlüſſig. Ludwig aber warf ſich zu Feodorownas Füßen nieder und rief: „Bei Allem, was Ihnen heilig iſt, beſchwöre ich Sie, retten Sie mir den Freund, nehmen Sie mein Leben dafür hin!“

„Meine Mutter!“ rief Feodorowna dringend, „die Menſchlichkeit, das Gebot der Liebe —“

„Thörin! Um einen Leichnam mitzuſchleppen, ſollen

wir Lebende eine Beute der Wölfe werden? Nein, ſage ich, nein; ich befehle Euch zu eilen. Auf der Stelle vorwärts!"

„So bleibe ich hier," rief Ludwig außer ſich, „bis der Tod auch meinem jammervollen Leben ein Ende macht." Er zog den Erſtarrten an ſeine Bruſt, umhüllte ihn mit ſeinem Pelz und drückte ihn liebkoſend an ſich. „Mein Bernhard, Du treueſtes Herz auf der weiten Erde!" ſprach er, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. „Jetzt kommt der Tag der Vergeltung; ich verlaſſe Dich nicht. An meiner Bruſt ſollſt Du — Du mußt wieder erwachen."

„Solanow! Setze Dich auf," befahl die Gräfin mit krankhafter Heftigkeit. „Es koſtet Dir das Leben, wenn Du noch ſäumſt! Bleibe hier zurück, wer mag!"

„Mutter, Mutter!" rief Feodorowna und ergriff die Hand derſelben, „es gilt ein Menſchenleben — es gilt das unſers Retters!"

„Der jetzt unſer Verderber werden will," unterbrach die Gräfin; „komm zu mir, oder ich laſſe auch Dich zurück!"

Man hörte in der That das Heulen der Wölfe näher und näher. Die Diener wagten nicht zu gehorchen, noch zu widerſprechen. Feodorowna ſtand in einem heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt. „Nun denn," begann ſie nach gewaltiger Anſtrengung mit Hoheit, „ſo muß ich entſcheiden. Muß ich zu meinem unermeßlichen Elend den Namen der Fürſtin Ochalskoi führen, ſo ſoll er mir einmal wenigſtens zum Heil gereichen. Mein ſind dieſe Roſſe, dieſe Leibeigenen; Ihr kennt Eure Fürſtin, Eure Gebieterin! Bei Eurem Leben befehle ich Euch jetzo, dieſen Hülfloſen nicht zurückzulaſſen!"

Sie ſtand aufgerichtet in gebietender Majeſtät vor den Leuten; der Gräfin verſchloſſen Zorn und Erſtaunen die Lippe.

„Eilen Sie, retten Sie ſich mit uns und Ihrem

Freunde," sprach Feodorowna jetzt sanft zu dem halb betäubten Ludwig. „Eilen Sie!"

Willhofen sprang hinzu und half Bernhard vorn auf den Sitz bringen, wo Ludwig ihn mit seinem eignen Pelz bedeckte und ihn mit seinen Armen fest umschlang.

„Ich trete hier vorn auf die Deichsel," rief der wackre Diener rasch, „so ist Raum für uns alle Drei." Auf den Sattel der Deichsel springend, ergriff er schnell die Zügel und rief: „Jetzt vorwärts Bursche!"

Die Pferde, welche, die Nähe der ergrimmten Wölfe witternd, schon ängstlich und scheu gestanden und mit den Hufen in dem Schnee gewühlt hatten, schossen jetzt, als fühlten sie, daß es ihre eigne Rettung gelte, brausend dahin. Die Fahrt ging pfeilschnell durch das düstre Gebüsch; dennoch vernahm man das Geheul der nachfolgenden Raubthiere näher und näher.

Jetzt knickte und knisterte es in den Zweigen, und plötzlich sprang ein mächtiger Wolf mit kühnen Bogensätzen aus dem Dickicht hervor, um sich den Pferden entgegenzuwerfen und sie an der Kehle zu packen. Doch der gewandte Willhofen hatte alsbald die Büchse zur Hand und streckte das Thier in dem Augenblick zu Boden, wo es das scheu auf die Seite setzende Handpferd anfallen wollte.

„Der wäre bezahlt! Er soll uns den Pelz nicht schuldig bleiben," rief der Schütze lustig, ohne auf das laute Aufkreischen der Gräfin sonderlich Rücksicht zu nehmen. „Paulowitsch, hast Du geladen? Sei auf der Hut!"

Es vergingen einige Minuten, ohne daß ein neuer Feind sich zeigte. Der grause Ton des Geheuls schien schwächer zu werden.

„Sie sind scheu geworden," wandte sich Willhofen zu Ludwig, der jedoch, den Freund am Herzen haltend, kaum

bemerkt hatte, was vorgegangen war. — „Sein Sie unbesorgt, gnädigste Frau Fürstin und Gräfin,“ sprach er zu diesen, „nun können uns die Bestien nichts mehr anhaben. In fünf Minuten sind wir aus dem dichten Walde und dann ist die Bahn spiegelglatt. Da soll uns eine schießende Schwalbe nicht einholen.“

Jetzt lichtete sich der Wald; man gelangte auf einen nur mit niederem Gehölz bedeckten Platz von der Breite einer Viertelstunde. Der Schlitten flog pfeilgeschwind über die hier festgefahrne Bahn hinweg. Jenseits bog man in einen graden, durchgehauenen Baumgang ein, und nach wenigen Minuten lag das Jagdschloß vor den Augen der Reisenden.

„Das war gefahren!“ rief Willhofen, als er vor dem Thor anhielt, aus welchem durch das Knallen der Peitsche von Ferne her aufmerksam gemacht, schon zwei alte Diener mit Laternen heraus geeilt waren. „Seht nur, wie die Pferde dampfen! Von der großen Fichte bis hieher keine zwanzig Minuten und das halb in dem tiefen Schnee! Und es sind doch gute zehn Werste!“

Unter diesen Worten war er abgesprungen und hatte dem Kutscher die Zügel übergeben. Die Diener halfen den Damen aus dem Wagen.

Schweigend, ohne zu grüßen ging die Gräfin, auf den Arm eines der Diener mit der Laterne gestützt, ins Schloß. Bianca befahl sogleich für Ludwig und den Verunglückten die schleunigste Sorge zu tragen. Dann wandte sie sich zu diesem mit den Worten: „Hier sind Sie mein Gast, dieses Schloß gehört mir; führt der Himmel den großen Schmerz an Ihnen vorüber, so hoffe ich, daß Sie hier ungetrübte Stunden zubringen sollen.“

Ludwig, der noch sitzen geblieben war, weil er Bernhard im Arm hielt, wandte sich zu der Sprechenden. Ihre

ſanfte Stimme fand ſelbſt jetzt den Weg zu ſeiner Seele. „Engelgütiges Weſen," begann er, — da regte ſich Bernhard an ſeiner Bruſt und that einen tiefen Athemzug. „Er lebt!" rief Ludwig außer ſich, alles vergeſſend; „allgütiger Himmel! Er lebt, er lebt!"

In Hoffnungsangſt und Freude umſchlang er den Geliebten und zitterte heftig.

„Wo bin ich?" fragte Bernhard und ſchlug das Auge auf.

„In meinen Armen!" rief Ludwig und ſeine Bruſt wallte athemlos und wollte ſpringen im Übermaaß ſeiner Freude.

Feodorowna hob das Auge gerührt gen Himmel. Auch ihr glänzte ein Schimmer der Hoffnung. Zum erſten Male ſeit langen Monden ſenkte ſich das Gefühl eines ſanften Friedens in ihre trauernde Seele ein.

Willhofen half den noch halb Gelähmten und Betäubten herabheben und leitete ihn mit Ludwig gemeinſchaftlich in das für dieſen beſtimmte Gemach, wo ſie ihn in einen Seſſel niederließen. Dann eilte der treue Diener, um ſchnell wirkſame Rettungs- und Stärkungsmittel herbeizuſchaffen.

Hier kehrte dem Geretteten die völlige Beſinnung zurück. „Ludwig," rief er, „ſeh ich Dich wieder! Lebſt Du! Oder weilen wir Jenſeits, oder war Alles ein Traum!" Und in heißer Umarmung hielt er den Freund am Herzen.

„Wir leben! Ein gnädig waltender Gott hat uns behütet — o Du ſollſt noch andre Wunder ſehen!"

Willhofen trat mit einem von Feodorowna raſch bereiteten, erwärmenden Getränk ein; ein Diener brachte wollene Decken, um den Erſtarrten einzuhüllen. „Das iſt, dem Himmel ſei Dank, nicht mehr nöthig," rief Willhofen freu-

dig aus, als er ſah, daß Bernhard völlig zum Leben und Bewußtſein zurückgekehrt war. „Aber hier mein Herr, trinkt ein wenig! — Das wird Euch Kräfte geben.“

Bernhard brachte das Gefäß an die Lippen. Wenige Tropfen gaben ihm ein neues Gefühl des Lebens; die Macht der Freude vollendete das Werk der Geneſung ſchnell.

„Komm, Oſſip,“ ſprach Willhofen zu dem Diener, „wir ſind hier nicht mehr nöthig, und es giebt noch anderwärts viel zu thun.“ Beide gingen.

„Bruder,“ begann Bernhard gerührt, als ſie allein waren; „an Deiner Bruſt haſt Du mich wieder zum Leben erwärmt! Hier beſchwöre ich Dir's, bei den wunderbaren Wegen der Schickung, es iſt kein Blutstropfen in meinen Adern, der nicht Dir gehört! Beim Allmächtigen!“ Er erhob die Hand; in ſeine ermatteten Züge kehrte die edle, trotzige Kraft zurück, die mit der Federkraft des Stahls um ſo mächtiger aufſtrebte, je härter der Druck des Geſchicks ſie zuſammenzupreſſen drohte. — „Nun erzähle aber,“ ſprach er, „wo ſind wir, wie biſt Du entkommen? Was mich anlangt, mir iſt außer einer grauſenvollen Geſchichte, durch die mir eigentlich das Leben von inwendig her erſtarrte, denn ſonſt, jetzt fühle ich's erſt, hätte mich die Kälte noch nicht überwunden, nichts begegnet, als daß ich im Walde umherirrte. Aber Dir?“

Eben wollte Ludwig ſprechen, als die Thür ſich öffnete und Feodorowna, mit zurückgeſchlagenem Schleier, in Trauerkleidung, eintrat. Ein Armleuchter, der auf einem Tiſch neben der Thür ſtand, warf helles Licht auf ihre edlen, von der Freude ſanft belebten Züge. „Sieh dort unſre Retterin,“ ſprach Ludwig und deutete auf die Eintretende.

„Ihr Freund lebt? Dank ſei dem gütigen Himmel!“ ſprach ſie näher kommend, mit einer Stimme, in der die heilige Rührung ihrer Bruſt bebend vorklang.

Bernhard hob das erſtaunte Auge zu ihr empor. „Dieſe Züge kenne ich," rief er plötzlich von unerklärlichen Gefühlen der Ahnung und Erinnerung durchſchauert, „und ich weiß woher. Aber auch dieſe Stimme habe ich ſchon vernommen!"

Ein ähnliches Staunen hielt Feodorownas Blicke auf Bernhards edles Antlitz gefeſſelt. Sein Anblick weckte wunderbare, ſchauernde, aber unerklärte Erinnerungen in ihr. Sie reichte ihm, von einem leiſen Zuge des Herzens getrieben, die Hand dar. Bernhard beugte ſich herab, um ſie zu küſſen, doch in dem Augenblick wo er das Auge darauf heftete, fuhr er zurück, als erblicke er eine Geiſtergeſtalt, und ſtand mit bebenden Lippen, ſprachlos, die Blicke unverwandt auf Feodorownas Antlitz geheftet, da. Heftig ſtreifte er mit der Hand über die Stirne und ins Haar, als fühle er dort einen laſtenden Druck und Schmerz.

„Was iſt Dir?" fragte Ludwig und trat theilnehmend näher.

„Nichts, gar nichts!" rief Bernhard wild und zitterte heftig am ganzen Körper. „Ein wahnwitziger Traum — doch ich raſe um mich, wenn ich daraus erwache. — Ums Himmels Willen knüpfe mir doch hier dieſen Knoten aus der Locke — ich kann ſie ja nicht ausreißen!"

Dabei riß er mit krampfhaftem Zucken in ſeinem Haar.

Ludwig fühlte den Knoten im Haar und löſte ihn leicht. Bernhards Ring fiel auf die Erde nieder; er griff haſtig danach, nahm ihn auf, reichte ihn Feodorownen und ſprach mit fliegendem Athem:

„Mir däucht, dieſer Ring ſieht dem Ihrigen ähnlich, — ich vertauſchte ihn einmal — in Warſchau — er trägt die Buchſtaben — Unſinniger!" rief er plötzlich und verzog ingrimmig die Stirn zu finſtern Falten, „mache Dich nicht

ſelbſt wahnſinnig durch ſolche Träume. Ludwig! Faſſe mich an, damit ich weiß, ob ich wache!"

Feodorowna hatte den Ring aus ſeiner Hand genommen, ſie wollte ihn mit dem ihrigen vergleichend betrachten, doch ihr Auge verdunkelte ſich. Zitternd ſank ſie auf die Knie nieder, faltete die Hände zum Gebet und flehte ſanft mit gen Himmel gewandtem Blick: „Allgütiger! Prüfe mich nicht zu hart — wenn dies Herz ſich täuſcht, ſo bricht es — ſo viel vermag es nicht zu tragen — nimm mich in Deine Huld!"

Sie hielt die Ringe abgewendet vor ſich hin und floh mit den Blicken ſeitwärts, als bebe ſie vor dem grauenvollen Orakel, das ſie verkünden ſollten; dann preßte ſie beide heftig an ihre Bruſt, als ſeien ſie das Köſtlichſte, was ſie auf Erden beſitze, und als müſſe ſie ſich jetzt auf ewig davon trennen. Plötzlich entſchloſſen heftete ſie unverwandte Blicke darauf. Sie bebte, ihr Buſen flog, die Roſengluth des Morgens hauchte ihre Wangen an — dann erblaßte ſie zum Schnee der Lilie — die Ringe entſanken ihrer Hand — ſie ſtreckte die Arme verlangend gegen Bernhard aus, — ihre Lippen bewegten ſich, doch die Wallung der Bruſt erſtickte jeden Laut — endlich rief ſie mit angſtvoller Gewalt: „Bruder, Bruder!" und ſank lautlos, leblos, mit dem ſchönen Haupt an die Bruſt des vor ihr knieenden Bernhard. Dieſer hielt ſie ſtumm, zitternd an ſich gedrückt; ſeine eherne Kraft war weich aufgelöſt; unaufhaltſame Thränen entfloſſen ſeinen Augen und netzten die Wangen der ſchönen Schweſter, die in ſüßer Bewußtloſigkeit an ſeinem Herzen ruhte.

„Ludwig, Ludwig," bat er dieſen endlich mit weicher Stimme, „Du biſt beſſer, reiner als ich — bete Du zu dem ewigen Vater, daß ſie mir nicht ſtirbt — er wird Dein Flehen hören! — Holde, ſüße Roſe, richte Dein Haupt em-

vor! — Nicht jetzt brich, Du heiliges Herz, noch einmal ſchlage lebend, liebend an der Bruſt des Bruders!"

In ſeinen Armen hob er die Schweſter empor und ließ ſie ſanft auf die Ruheſtätte nieder, wo er ſelbſt vor wenigen Minuten zu einem neuen Leben erwacht war. Da ſchlug ſie das tiefe blaue Auge wieder auf und erhob den matten herabgeſunkenen Arm, um ihn liebend um den Nacken des Bruders zu legen. Jetzt brach der milde Quell der Thränen hervor und erlöſte die Bruſt von der überdrängenden Gewalt der Freude. Frei athmete ſie auf und ein tiefer, unendlicher Himmel der Seligkeit ſchimmerte aus dem feuchten Glanz ihres Auges.

„Iſt es denn wahr? Ziehen nicht die Zauberbilder eines Traums vor mir vorüber? Weile ich nicht jenſeits in den Gefilden der Seligen? — Ja, ja, Du biſt mein Bruder! Die Stimme meiner Bruſt täuſcht mich nicht. Sie iſt wahrhaftiger als die tauſend Zeichen meiner Sinne, woran ich Dich erkenne. Ich habe nun ein Herz, das mein iſt auf dieſer Welt; eine Bruſt, die mich nicht rauh zurückſtößt, wenn ich zu ihr flüchten will! — Nicht wahr, mein Bruder? — Du wirſt mich nicht mehr verlaſſen?"

„Verlaſſen?" fragte Bernhard und drückte ſie ſelig bebend, inniger an die Bruſt. „Wie die Pflanze im dunklen Felſengrunde das Licht ſucht, ſo ſehnte ſich mein Herz nach einer Schweſterbruſt! Und Du wähnſt ich könnte dem warmen, goldnen Stral, der endlich in mein erſtorbenes Herz dringt, den Kelch verſchließen? Zum erſten Male in dieſer heiligen Minute bricht das Licht durch die düſtre Wolkenhülle meines Lebens! Zum erſten Mal erblicke ich dieſe ſchöne Welt verklärt in ſeinem roſig goldnen Schimmer! Grau, öde, ſchauerlich, in dunklen Nebeln lag ſie vor mir — jetzt glüht ſie in tauſend warmen Farben! Nein, nun ſoll

uns nichts mehr trennen! Selbſt nicht der Tod, denn ich vernichte mich ſelbſt in dem Augenblick, wo er Dich grauſam aus meinen Armen reißt!"

Siebentes Capitel.

Man hörte Fußtritte und Stimmen auf dem Corridor. Die in ihre Seligkeit Verſunkenen hätten ſie nicht vernommen; doch Ludwig, dem Schmerz und Liebe jetzt die Bruſt beklemmten, dem düſtre Ahnungen näher waren als frohe, er hörte ſie. Von dem dunklen Gefühl getrieben, daß das höchſte Glück ſich immer in den Schooß des Geheimniſſes am ſicherſten birgt, trat er ſchnell zu Bernhard heran, ergriff ihn beim Arm und rief: „Freund! Man kommt!"

„Wer?" fuhr dieſer heftig auf; „wer, den ich zu fürchten oder zu ſcheuen hätte?"

„Hier Jeden," rief Feodorowna und riß ſich erſchreckt aus ſeinen Armen, „hier iſt Jeder dem reinen Glück der Seele ein argliſtig verſchworener Feind! Kein Laut Deiner Lippe, mein Bruder, verrathe uns; es iſt die erſte Bitte Deiner Schweſter, o weiſe ſie nicht zurück!"

„An einem Haar ſollſt Du meine ungebändigſte Kraft zügeln, Du Holdſeligſte," ſprach er weich. „Gebiete mir mit dem Wink Deines Auges, und ich will ihn verſtehen und Dir gehorchen wie der Schatten Deines Körpers, der der leiſeſten Bewegung Deines Fingers gehorſam folgt."

Willhofen, zwei Diener und Feodorownas Mädchen Jeannette traten ein. Die Letzte redete ihre Herrin an:

„Durchlauchtigste Fürstin, die Gräfin Dolgorow sendet mich mit dem Auftrage, Sie zu ihr zu rufen."

„Ich wollte so eben kommen;" erwiderte Feodorowna. „Leben Sie indessen wohl," fuhr sie, gegen Bernhard und Ludwig gewendet, fort; „in einer halben Stunde spätestens sehen wir Sie wieder, denn ich hoffe doch, daß Sie zur Abendtafel in den Saal kommen werden?"

Ihre Blicke sprachen ein Ja; Bernhard und Ludwig verbeugten sich stumm; sie schwebte aus dem Zimmer.

„Wir kommen mit einer ganzen Last Kleidungsstücke, meine gnädigen Herren," sprach Willhofen. „Die Fürstin hat befohlen die Garderobe ihres verstorbenen Gemahls hier herüber zu bringen, damit sie sich umkleiden können. Sie müssen nur entschuldigen, daß Ihnen in der Noth dies Anerbieten gemacht wird; aber was läßt sich für den Augenblick anders thun? Wenn wir in Petersburg wären, würden wir in vierundzwanzig Stunden schon andre Anstalten getroffen haben. Hier aber ist die Noth der Meister."

„Nur her, Freund!" sprach Bernhard, „Du siehst, wir haben eben keine Prachtgewänder an, und zerrissene Mäntel und Stiefel halten die Kälte nicht so gut ab, als ganze. — Zeig her Deine Waare! — Hm, es wird Alles so ziemlich passen! Wenn wir nur nicht eitel werden, Ludwig; wir sind nicht gewohnt uns so stattlich zu sehn! — Sieh' nur, ich sehe fast wie ein russischer Fürst aus in diesem Pelzüberrock."

Bernhard sprach absichtlich viel und scherzhaft, weil Ludwig still und in sich gekehrt war. Er wollte dadurch den Verdacht der Leute, welche diese Gäste schon mit seltsamen Augen betrachteten, ableiten, damit sie nicht auf den Gedanken kämen, es sei hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Gewohnt, selbst seine tiefsten Empfindungen mit dieser Kraft

zu beherrſchen und geübt mit der Larve des Humors ſein natürliches Angeſicht zu decken, zumal aber wenn es vor Freude oder Schmerz weinte, gelang ihm dies faſt leicht.

Willhofen erfreute ſich des muntern, kräftigen Jünglings. „Wahrlich," rief er, „es war gut mein Herr, daß wir Euch auf den Schlitten luden, denn zur Beute für die Wölfe in ſo jungen Jahren zu werden, das wäre doch zu hart geweſen. — Wollt Ihr aber nicht hier dieſe Pelzſtiefeln anziehen? Ihr ſeid es vielleicht nicht gewohnt, aber bei uns iſt es gut. Der Wind pfeift hier etwas ſchärfer als in Deutſchland."

„Du warſt in Deutſchland, alter Kamerad?" fragte Bernhard.

Erſt jetzt erzählten Ludwig und Willhofen während des Umkleidens abwechſelnd die Geſchichte ihres Wiederfindens.

„Hm!" ſprach Bernhard, indem er ſinnend ſtill ſtand, „verwunderſam genug. — Und Beaucaire und St. Luces haben auch ihren Lohn? — Es kommen ſo Zeiten, Ludwig, wo ich ein Pietiſt werden und glauben könnte, es bekümmere ſich Jemand dort oben ganz ſpeciell um unſre lumpigen Angelegenheiten und gehe hier unſichtbar neben uns her, um uns durch alle die kreuzenden Irrwege hindurch zu führen, bis an den Punkt, wo die Fäden, an denen wir tanzen, zuſammenlaufen. Alsdann erfährt man erſt, wer mit uns nach derſelben Melodie ſpringen mußte, an demſelben Draht regiert wurde. Hm! Wahrhaftig, es ereignet ſich allerlei curioſes Zeug in der Welt! — Nun, Alter!" wandte er ſich zu Ludwig, „weshalb denn ſo ſtumm und kopfhängend! Iſt Dein Glaube noch nicht feſt genug? Merkſt Du noch nicht, daß Dein grüner Schleier aus dem Thal von Aoſta hier ſo gut auf dem Schnee leuchten wird, wie

am Hospitium des heiligen Bernhard? — Es freut mich beiläufig, daß ich sein Namensvetter bin."

Er faßte bei diesen Worten Ludwigs Hand und drückte sie warm. Sein scharfes, geistiges Auge blickte tief in das Herz des Freundes und erkannte den Grund seines schwermüthigen Schweigens. Aber mit eben so hellem Auge sah er auch, daß die verschwiegenen Knospen der Liebe jetzt zu duftenden Blüthen aufbrechen mußten, und daß der Bruder die Hand der Schwester in die des Freundes legen könne.

Beide waren angekleidet; sie gingen in den Saal hinüber, den Willhofen ihnen als Speisesaal bezeichnete. Er war bis jetzt nur durch ein mächtiges Kaminfeuer erhellt, das zur rascheren Erwärmung angezündet war. Der für vier Personen gedeckte Tisch, stand nahe bei der Flamme.

Willhofen setzte den Armleuchter, den er in der Hand trug, um den Gästen vorzuleuchten, auf den Tisch. „Sein Sie übrigens unbesorgt," sprach er, „der Saal wird schon warm werden, denn die Öfen sind gleichfalls geheizt, nur dauert es damit etwas länger. — Ich werde jetzt der Frau Fürstin melden, daß Sie hier verweilen." Er ging.

Jetzt waren Bernhard und Ludwig allein. Sie blickten sich lange an; dann sanken sie einander in die Arme und hielten sich stumm umfaßt.

„Ludwig," rief Bernhard endlich. „Wenn wir uns erinnern, wo wir diesen Morgen erwachten, und wo wir diesen Abend entschlummern werden — Ludwig, dann fange ich wahrlich an, wie ein frommes Kind an Wunder und Engel zu glauben!"

„Ein holder Engel ist es, der diese Wunder wirkt," entgegnete Ludwig bewegt; „sein schützender Flügel war über uns gebreitet, seine sorgende Hand führte uns zurück aus

dem finſtern Reich des Todes. Das höchſte Wunder bleibt dieſes wunderthätige Heiligenbild ſelbſt!"

Die Thür nach den innern Gemächern öffnete ſich und Feodorowna trat ein.

„Siehſt Du? Schon wieder ſchwebt es ſegensreich heran — o mich blendet der Glanz, ich muß mein Auge abwenden." Und er wandte das Angeſicht, um ſeine Thränen zu verbergen.

„Schweſter!" ſprach Bernhard behutſam leiſe, als er ſah, daß ſie allein kam. „Schweſter! Noch einmal muß ich Dich mit dem ſüßen Namen begrüßen!"

„Bruder," entgegnete ſie und trat ihm mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen vertraut entgegen und lehnte ſich an ſeine Bruſt, als er den Arm um ſie ſchlang und ihr die Stirn küßte; — „Bruder, Schweſter! Was lautet ſüßer? — Der eine Name ſchmeichelt meinem Ohr, wie der andre meiner Lippe! Bruder, Schweſter!"

„Und Freund!" ſetzte Bernhard aus tiefſter Seele hinzu, indem er den abgewendeten Ludwig bei der Hand ergriff, um ihn näher zu ziehen. „Sieh, meine Schweſter, er war der klare Stern meiner Lebensnacht, bis Dein heitres Sonnenlicht mir aufging; aber er wird nicht erlöſchen und erblaſſen wie die treuloſen Geſtirne des Firmaments; denn ihn hat auch niemals eine Wolke verhüllt, und je ſchauerlicher die Nacht, je heller, je freundlicher leuchtete er mir. O ich wünſchte, er wäre Dein Bruder, ſo hätteſt Du einen beſſern als mich aufgefunden."

„Bernhard!" ſprach Ludwig gerührt aber ſanft verweiſend.

„O ich kannte unſren Freund früher als Dich," entgegnete Feodorowna. „Mein Herz iſt in alter Dankbarkeit

gegen ihn tief verschuldet, und seit wenigen Minuten wuchs die Schuld ins Unermeßliche!"

„Wie das, Liebe?" fragte Bernhard.

„Darf ich Dir's gestehn, mein Bruder," fragte sie und blickte ihn liebend an, „wirst Du mir nicht zürnen?"

„Dir zürnen! Dir!"

„Sieh," fuhr sie hold verwirrt fort, „der Werth des Freundes bürgt mir für den des Bruders! Wahrlich, ich hätte an Dich *geglaubt*," setzte sie schneller hinzu; „ihm aber danke ich die selige *Überzeugung*, weil nur der Edle den Edlen sucht und liebt."

Sie verbarg das holde Angesicht verschämt an Bernhards Brust nach diesen Worten.

„Denselben Dank bin *ich ihm* schuldig, Schwester," erwiderte Bernhard mit Innigkeit betonend.

„Wie Du?" fragte sie verwundert.

„Bürgt *er* mir denn nicht für die Schwester?"

Sie senkte das Auge zur Erde; die lieblichste Röthe malte ihre Wange; leise zitternd schwieg sie.

Eine süße Beklommenheit erfüllte die Herzen der drei innig verbündeten Wesen; einige Augenblicke herrschte tiefe, heilige Stille.

Bernhard nahm zuerst wieder das Wort. „Ich habe an das Wunder geglaubt, ehe es erklärt war," begann er; „aber sprich, meine Schwester, an welchen Zeichen erkanntest Du mich so bestimmt als Deinen Bruder? Ich selbst hatte ja nur dunkle, ferne Ahnungen und Muthmaßungen."

„Ich kam hieher," erwiderte sie, „um Dir Alles zu erklären. — Siehe hier, weshalb Deine Züge mich gleich im ersten Augenblick mit so wunderbarer Ahnung erfüllten."

Sie reichte ihm die beiden Bildnisse, welche sie von Ruschka durch Gregor erhalten hatte. Bernhard, der sie mit

dem Auge des Malers betrachtete, erkannte augenblicklich die unläugbaren Züge der Ähnlichkeit des männlichen Bildnisses mit ihm und des weiblichen mit Feodorowna. Es drang dadurch die süße Gewißheit in sein Herz, daß sein neues Glück kein Traum sei, daß es fest auf dem Grunde der Wirklichkeit ruhe. Plötzlich fragte er: „Und kennst Du auch den Namen unserer Eltern, Schwester? Denn ich bin wild unter Fremden aufgewachsen und habe kaum gelernt, einen Werth an Namen und Dasein derer, die mich unbarmherzig von sich stießen, zu knüpfen."

„O, frevle nicht," erwiderte Feodorowna mit einem frommen Schauer; „das Andenken Deiner Eltern darf Dir theuer sein. Zwar vermag ich nicht Dir eine ausführliche Auskunft über sie zu geben; doch werden diese Blätter Dich genug lehren, um künftig nur mit Wehmuth und Liebe an diejenigen zurückzudenken, die Dir das Leben gaben."

„O Du hast recht, Du Holde; denn ich mußte ihnen ja schon deshalb ewig dankbar sein, weil sie mir Dich zur Schwester gegeben." Er nahm bei diesen Worten den Brief, worin Ruschka Feodorownen die Verhältnisse ihrer Geburt entdeckt hatte und las ihn hastig mit steigendem Antheil.

Indessen sprachen Ludwig und Feodorowna miteinander, und dieser fing an ihr sein wunderbares Auffinden Willhofen's und den Zusammenhang, in welchem dieser Wackere mit seinem Schicksale stand, zu erzählen. Bernhard, der unter dem Lesen halb hörte, rief plötzlich aus: „Ludwig, wie hieß der Freund Deines Vaters, um dessentwillen er flüchtig werden mußte?"

„Waldheim," erwiderte dieser.

„Waldheim!" rief Feodorowna überrascht und blickte Ludwig und Bernhard fragend an.

„So entdecken sie hier noch neue Fäden des wunderbar-

ſten Zuſammenhangs, doch weiß ich noch kein Mittel, um Gewißheit zu erlangen," erwiderte dieſer ſchnell.

Indem trat Willhofen ein.

„O ich Thor," ſprach Bernhard und ſchlug ſich unwillig an die Stirn; „mußte ich das noch abwarten? Mein Scharfſinn muß in dieſer Kälte erſtarrt ſein, ſonſt hätte ich wohl von ſelbſt darauf kommen können, daß hier ein vollgültiger Augenzeuge lebt." Er nahm die beiden Bildniſſe, welche er von der Schweſter erhalten und wandte ſich zu Willhofen. „Tritt heran, Freund," redete er ihn an, „nur näher, ganz nahe zu uns hier an das Licht."

Willhofen näherte ſich mit Beſcheidenheit.

„Sollteſt Du wohl dieſe Bildniſſe kennen?"

Eine freudige Überraſchung glänzte in den Augen des alten Dieners; er zitterte und vermochte kaum zu ſprechen. „Ob ich ſie kenne?" fragte er. „Ach wie liegt die ganze alte Zeit plötzlich vor mir! Habe ich ſie denn nicht hundert Mal in dem Zimmer des Herrn Rittmeiſter von Waldheim zu Strasburg über dem Sopha hängen ſehn? — Das iſt er ja wie er leibt und lebt, und die gnädige Frau ebenfalls!"

Kaum hatte Willhofen dieſe Worte geſprochen, als Ludwig ausrief: „Wie? Alſo mein Vater —"

„Opferte ſich" fiel Bernhard ein, „für den Meinigen. Siehſt Du, Freund," fuhr er bewegt fort; „ſo habe ich Dir noch manche alte Schulden abzutragen, der neuen nicht zu gedenken, die ſich dazu gehäuft haben!"

„Welch eine Verkettung!" rief Ludwig aus. „Welch ein Tag des Gerichts und des Lohns! — Er dachte an St. Luces und Beaucaire, die in derſelben Stunde von der Nemeſis ereilt waren, wo das Schickſal ihm und dem Freunde die ſchönſten Kränze reichte, die aus der langſam gereiften Saat längſt vergangener Jahre emporgeblüht waren.

Feodorowna hatte bisher mit stummem Erstaunen zugehört; jetzt that sie in der Überraschung die lebhafte Frage: „Also hast Du meine Mutter gekannt, Solanow?"

Der Diener stand erstaunt. „Die Gräfin Dolgorow," begann er und stockte und sah Feodorownen mit seltsamen, staunenden Blicken an, als suche er in ihren Gesichtszügen eine Erklärung ihrer überraschenden Frage.

Feodorowna war erschreckt ihr Geheimniß verrathen zu haben; Bernhard, der es bemerkte, sprach beruhigend: „Fürchte nichts, Beste, dieses Herz ist treu; ich verbürge mich dafür, doch darf nun nichts mehr Geheimniß für ihn bleiben." Er setzte darauf Willhofen von Allem in Kenntniß und empfahl ihm Verschwiegenheit und Vorsicht. Der alte Diener gelobte Beides mit bewegter Stimme und reichte Bernhard seine Hand mit deutscher Treuherzigkeit zum Pfande. „Nun begreife ich erst," sprach er, „warum mir die Züge der Frau Fürstin gleich das erste Mal, da ich sie sah, so bekannt vorkamen. Ja, und wahrhaftig mein junger Herr, die Eurigen auch. Doch, vergeben Ihro Gnaden mein Geschwätz; ich kam eigentlich um zu fragen, ob Ew. Fürstl. Gnaden befehlen, daß angerichtet werden solle."

„Die Gräfin Dolgorow muß zuvor befragt werden, ob sie zur Tafel kommen wird," erwiderte Feodorowna, und Willhofen verließ, sich stumm verbeugend, ganz in der Weise seiner alten Dienstunterwürfigkeit, das Gemach.

Er kehrte nach wenigen Minuten mit der Antwort zurück: „die Gräfin sei so angegriffen und müde, daß sie sich bereits zu Bette gelegt habe."

Es wurde angerichtet. Die Anwesenheit mehrerer Diener zwängte jetzt die warmen Regungen der Liebe unter den drei so eng verbündeten Seelen in das starre Gesetz äußerlicher Förmlichkeiten ein. Doch wußte Feodorowna auch selbst

dieſem Verhältniß eine ſolche Anmuth und Freundlichkeit des Herzens beizumiſchen, daß ſogar der Bruder mit williger Unterwerfung den Zwang ertrug, dem ſein ſtolzer Sinn und das lebendige Gefühl ſeiner Rechte ſich unterwerfen mußten. So entfloh auch dieſe Stunde auf pfeilſchnellen Flügeln.

Feodorowna ſtand auf; die Diener räumten ab und verließen den Saal. Feodorowna befahl, daß Willhofen in der Nähe bleiben und ſich bereit halten ſolle.

Die vertrauliche Einſamkeit vereinte die Herzen wieder enger. „Nun bin ich wieder Deine Schweſter,“ begann Feodorowna, indem ſie ſich mit liebenswürdiger Vertraulichkeit an Bernhard ſchmiegte, „nun gehöre ich wieder ganz Dir.“

„Du Gute,“ erwiderte er und blickte ihr in das unſchuldige, treue Auge. „O mein Gott, ſo tief haſt Du mich noch nie in Deinen Himmel blicken laſſen!“

Ludwig ſtand im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt; ſein Herz ertrug die bang ſchwebende Qual zwiſchen dem höchſten Glück und dem tiefſten Schmerz nicht länger. — Doch er fühlte, daß nicht die Hand des Bruders, der ſeine Liebe kannte, ihm die Schweſter zuführen dürfe, ſondern daß er ſelbſt mit freier Männlichkeit wagen und handeln müſſe. Wer nicht ſelbſt auf die Gefahr des Verluſtes um das Höchſte zu werben wagt, iſt deſſen nicht werth; dies rief ihm ſein Herz zu, und er gehorchte, wiewohl bebend, dem Gebot der Ehre und Liebe.

„Bianca,“ ſprach er mit bewegter Stimme, „denn die Schweſter meines Freundes geſtattet mir gewiß den Namen, der mir unvergeßlich ſüß von dem ſchönen Frühlingstage unſres erſten Begegnens herüberklingt — Bianca — auf meiner Lippe ſchwebt der höchſte Wunſch meiner Bruſt, ahneſt Du ihn nicht, ehe ich ihn ausſpreche — ſo bleibe er

ewig in die Bande des Schweigens gehüllt. — Doch ſpricht Dein Herz — dann — laß es jetzt entſcheiden.“

Sie erröthete, eine ſüße Verwirrung malte ſich auf ihrem Antlitz, zitternd erwiderte ſie mit geſenktem Auge: „Mein Herz? — Ich weiß nicht — ob ich ihm gehorchen darf — entſchieden hat es längſt!“ Hier barg ſie das Haupt und das in ſüße Thränen überfließende Auge an der Bruſt des Bruders. Bernhard ſchloß ſie ſanft in die Arme.

Ludwig ergriff bebend ihre Hand, doch wagte er es nicht die holde Geſtalt an ſeine Bruſt zu ziehen. Sein Ohr vernahm das Wort, das ihm den tiefſten Himmel der Seligkeit öffnete, doch ſein Herz wurde von den Schauern banger Zweifel berührt, denn zu plötzlich, zu mächtig ſtand das Wunder der Erfüllung vor ihm. Er zitterte, daß die Gebilde des ſeligen Traums zerrinnen möchten; die Unendlichkeit ſeines Glücks raubte ihm die Kraft des Glaubens daran.

Sie ließ ihre Hand in der ſeinen ruhen und zog ſie nicht zurück, da er ſie mit heißen Küſſen und Thränen bedeckte; doch hielt ſie das holde Antlitz noch immer ſanft weinend an der Bruſt des Bruders verborgen.

„Erröthe nicht, meine Schweſter,“ ſprach Bernhard mit bewegter Stimme, „wenn Du das ſchönſte Geſtändniß thun darfſt; holder ſchmückt keine Roſe die weibliche Bruſt als die Liebe. Dein reines Herz konnte nicht irren, es hat das edelſte erkannt und gewählt.“

Jetzt erhob ſie das Haupt und das in Thränen glänzende Auge zu dem Bruder; dann wandte ſich ſich jungfräulich ſchüchtern zu dem Geliebten, der ſie mit bebendem Verlangen näher zog. „O mein Gott,“ hauchte ſie und richtete das Auge dankbar gen Himmel, „womit habe ich denn dieſes Übermaaß Deiner Huld verdient?“ Wort und Blick

erſtarben in heiligen Thränen; hold neigte ſie ſich dem Freunde entgegen und ſank ſtumm, ſelig betäubt, an ſeine Bruſt.

Achtes Capitel.

Jetzt erſt vereinigte das innigſte Band die drei liebenden Seelen. Ihr Glück war ſo überſchwänglich, daß es ſie ganz erfüllte und jede Sorge, jeden Schrecken der Zukunft fern hielt. Doch in der Vergangenheit weilten ſie und richteten die ſüße Betrachtung auf die erſten Augenblicke des Begegnens, wo der Keim zu dem holden Blüthenbaum eingeſenkt wurde, deſſen Krone ſie jetzt überſchattete. Ludwig erzählte von jenem Tage, wo er zuerſt den grünen Schleier auf einer weiten Schneefläche erblickte und, durch eine unwiderſtehliche, ahnungsvolle Gewalt getrieben, dem ſchimmernden Ziel nacheilte. „O Bianca," ſprach er gerührt, „glaube mir, ſchon damals baute ich in ſchwärmeriſchen Träumen Zauberſchlöſſer des Lebens auf, an die ich ſelbſt nicht zu glauben wagte. Und jetzo hat eine Wunderhand uns mitten hineingeführt in die ſeligen Gefilde! — Aber auch jetzt wage ich nicht zu glauben, daß Alles wirklich iſt, was ich um mich her ſehe. Sprich, Geliebte, werden dieſe holden Geſtalten nicht verſinken? Reiche mir die Hand zum Pfande daß Du lebſt, daß Du mir wirklich nahe biſt und nicht entſchweben wilſt, wenn ich Dich berühre?"

Sie gab ihm die Hand ſanft lächelnd herüber.

„Ja, ja, Du biſt es," begann er wieder; „ſo lächeltest Du, als ich Dir zum erſten Mal ins Antlitz blickte.

Weißt Du noch? Im Thal von Aoſta, an jener Hütte, die die Reben traulich umrankten, wo die Kaſtanie ihre Zweige ſchattend über den Raſen breitete. O dies Bild wird nie aus meiner Seele ſchwinden!"

Sie blickte ihn mit dem Ausdruck innigſter Liebe an; der Silberblick einer Thräne überglänzte ihr blaues Auge. — „O es war ſchön dort!" ſprach ſie bewegt.

„Und weißt Du, Schweſter," begann Bernhard, „wo ich Dich zuerſt geſehn?"

Dein erſtes Begegnen war ſegenreich," erwiderte ſie, Du retteteſt die Schweſter aus dringenden Gefahren, die ſie mit denjenigen beſtand, denen ſie das kindliche Herz ganz geweiht hatte."

„Nein! Ich kannte Dich ſchon viel früher," ſprach er lächelnd. „Nicht in romantiſch ländlicher Hütte, ſondern mitten in dem Glanz der reichen, verderbten Welt habe ich Dich zuerſt geſehen. Aber ich erkannte den reinen Diamant Deiner Seele mitten in der Fülle falſcher blitzender Steine, weil ich ſie an einem andern Diamanten prüfen ſah. Es war zu London in Romeo und Julie, wo ich die ächten Perlen Deiner Thränen ſchnell unterſchied. Ich wollte die ſchöne Muſchel rauben — erinnerſt Du Dich nicht, Schweſter?"

„Wie?" fragte ſie ſtaunend und ſuchte aus dem lebenden Bilde des Bruders das ihrer Erinnerung zu verjüngen. „Wie? Wäreſt Du jener junge Maler geweſen?"

„Kein anderer als ich," unterbrach Bernhard. „Und noch geſtern hätte ich Dir den Beweis liefern können, denn Ludwig beſaß das Bild längſt. Der Bube Beaucaire raubte es uns. — Doch wer war jener ſtolze, engliſche Narr, der mich forderte und nachher nicht auf den Platz kam?"

„O, mein Bruder," entgegnete Bianca lebhaft, „ſo danke ich Dir ſchon eine unermeßliche Wohlthat. Der Eng-

länder, Lord Glower, war der mir beſtimmte Bräutigam. Jener Vorfall erzeugte einen Zwiſt zwiſchen ihm und meinem Vater, weil dieſer es mißbilligte, daß der Lord ſich dem Zweikampf entzogen hatte. So wurde durch den beleidigten Stolz des Engländers ein Verhältniß gelöſt, das meine Bitten und Thränen vergeblich abzuwenden verſucht hatten."

„Alſo Zwang wollte man Dir anthun?" rief Bernhard finſter.

„Die Tochter," antwortete Blanca ſanft und feſt, „glaubte gehorchen zu müſſen; ihr Herz kannte damals die Liebe noch nicht. Aber ſie allein wirft reines Licht auf die verworrenen Wege der Pflichten und leitet, wie der Morgenſtern der Verkündung, den irren Fuß zum Ziel."

„Doch Du wurdeſt vermählt, Schweſter," fragte Bernhard; Ludwig ſchreckte zuſammen bei der Frage.

Blanca erröthete hoch und ſenkte ſchamhaft den Blick. „Es geſchah durch Zwang, daß ich jetzt den Namen einer Fürſtin Ochalskoi trage," ſprach ſie leiſe; „doch Du wirſt die Schweſter gewiß freiſprechen."

Sie erzählte jetzt in wenigen Worten die Geſchichte ihrer Vermählung. Ludwig wurde im Innerſten gerührt dabei, doch Bernhards ſtolzes Herz richtete ſich ingrimmig auf. Er ſtand auf und ging unruhig im Gemach umher.

„Liebe Schweſter," begann er nach einigen Minuten, „aus Allem was Du erzählſt, ſehe ich, daß unſer Heil hier an einem Haar über dem Abgrund hängt. Wir haben eine Stunde in ſüßer Muße des Glücks genoſſen; doch die Nothwendigkeit drängt zu handeln. Antworte mir, Schweſter, weiß Graf Dolgorow, daß Dir das Geheimniß Deiner Geburt bekannt iſt?"

„Er weiß es nicht; ich ſchwieg um Ruſchkas Brüder

nicht ins Unglück zu ſtürzen, und um ungehindert nach Dir forſchen zu können."

„Und hegſt Du noch jetzo Beſorgniß, Dich ihm zu entdecken?"

„Die äußerſte," rief ſie ſchnell.

„So würdeſt Du fürchten müſſen —"

„Alles, mein Bruder, für Dich, für mich — für Deinen Freund," ſetzte ſie leiſe hinzu.

„So müſſen wir uns eigne Wege bahnen. Strenge Verſchleierung des Geheimniſſes iſt vor Allem nöthig. — Schweſter, ich habe nur eine Frage zu thun. Willſt Du mit uns nach Deutſchland ziehen? Kannſt Du Rang, Macht und Reichthum wegwerfen, um dem Bruder und dem Freunde zu folgen, die Dir nichts bieten als ihr Herz, ihren Kopf und im äußerſten Fall auch ihre thätigen Arme?"

„O, mein Bruder!" rief Bianca und ſchlang die Arme um ihn, „fragſt Du wirklich, ob ich die heißeſten Wünſche meiner Bruſt erfüllen will?" Und ſie verſchloß ſeine Lippen mit liebevollen Küſſen und hing lange ſtumm in den brüderlichen Armen.

„Gut denn," ſprach Bernhard entſchloſſen, „ſo iſt der Weg, den wir einzuſchlagen haben, der, zu ſchweigen und zu flüchten wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet; jetzt aber vor allen Dingen uns zu trennen, damit unſer ſpätes Verweilen beieinander nicht Verdacht erwecke. Morgen wird uns ja wohl die Sonne weiter leuchten."

In Bernhards Beſtimmtheit lag etwas Gebietendes, das faſt unwillkürlichen Gehorſam fand. So gehorchte ihm denn auch Bianca und ſchied nach inniger Umarmung mit holdſeligem Liebesblick, indem ſie durch die Thür nach den Gemächern der Gräfin verſchwand. Bernhard und Ludwig begaben ſich nach ihrem Schlafzimmer.

länder, Lord Glower, war der mir bestimmte Bräutigam. Jener Vorfall erzeugte einen Zwist zwischen ihm und meinem Vater, weil dieser es mißbilligte, daß der Lord sich dem Zweikampf entzogen hatte. So wurde durch den beleidigten Stolz des Engländers ein Verhältniß gelöst, das meine Bitten und Thränen vergeblich abzuwenden versucht hatten."

„Also Zwang wollte man Dir anthun?" rief Bernhard finster.

„Die Tochter," antwortete Bianca sanft und fest, „glaubte gehorchen zu müssen; ihr Herz kannte damals die Liebe noch nicht. Aber sie allein wirft reines Licht auf die verworrenen Wege der Pflichten und leitet, wie der Morgenstern der Verkündung, den irren Fuß zum Ziel."

„Doch Du wurdest vermählt, Schwester," fragte Bernhard; Ludwig schreckte zusammen bei der Frage.

Bianca erröthete hoch und senkte schamhaft den Blick. „Es geschah durch Zwang, daß ich jetzt den Namen einer Fürstin Ochalskoi trage," sprach sie leise; „doch Du wirst die Schwester gewiß freisprechen."

Sie erzählte jetzt in wenigen Worten die Geschichte ihrer Vermählung. Ludwig wurde im Innersten gerührt dabei, doch Bernhards stolzes Herz richtete sich ingrimmig auf. Er stand auf und ging unruhig im Gemach umher.

„Liebe Schwester," begann er nach einigen Minuten, „aus Allem was Du erzählst, sehe ich, daß unser Heil hier an einem Haar über dem Abgrund hängt. Wir haben eine Stunde in süßer Muße des Glücks genossen; doch die Nothwendigkeit drängt zu handeln. Antworte mir, Schwester, weiß Graf Dolgorow, daß Dir das Geheimniß Deiner Geburt bekannt ist?"

„Er weiß es nicht; ich schwieg um Ruschkas Brüder

nicht ins Unglück zu ſtürzen, und um ungehindert nach Dir forſchen zu können."

„Und hegſt Du noch jetzo Beſorgniß, Dich ihm zu entdecken?"

„Die äußerſte," rief ſie ſchnell.

„So würdeſt Du fürchten müſſen —"

„Alles, mein Bruder, für Dich, für mich — für Deinen Freund," ſetzte ſie leiſe hinzu.

„So müſſen wir uns eigne Wege bahnen. Strenge Verſchleierung des Geheimniſſes iſt vor Allem nöthig. — Schweſter, ich habe nur eine Frage zu thun. Willſt Du mit uns nach Deutſchland ziehen? Kannſt Du Rang, Macht und Reichthum wegwerfen, um dem Bruder und dem Freunde zu folgen, die Dir nichts bieten als ihr Herz, ihren Kopf und im äußerſten Fall auch ihre thätigen Arme?"

„O, mein Bruder!" rief Bianca und ſchlang die Arme um ihn, „fragſt Du wirklich, ob ich die heißeſten Wünſche meiner Bruſt erfüllen will?" Und ſie verſchloß ſeine Lippen mit liebevollen Küſſen und hing lange ſtumm in den brüderlichen Armen.

„Gut denn," ſprach Bernhard entſchloſſen, „ſo iſt der Weg, den wir einzuſchlagen haben, der, zu ſchweigen und zu flüchten wenn ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet; jetzt aber vor allen Dingen uns zu trennen, damit unſer ſpätes Verweilen beieinander nicht Verdacht erwecke. Morgen wird uns ja wohl die Sonne weiter leuchten."

In Bernhards Beſtimmtheit lag etwas Gebietendes, das faſt unwillkürlichen Gehorſam fand. So gehorchte ihm denn auch Bianca und ſchied nach inniger Umarmung mit holdſeligem Liebesblick, indem ſie durch die Thür nach den Gemächern der Gräfin verſchwand. Bernhard und Ludwig begaben ſich nach ihrem Schlafzimmer.

Im Vorsaal wartete Willhofen, der ihnen zum besondern Dienst beigegeben war, und leuchtete ihnen durch den Corridor nach ihrem Gemach.

Als sie eingetreten waren, redete ihn Ludwig an: „Freund, treuer, redlicher Diener meines Vaters, wirst Du seinem Sohne eben so anhängen, wie ihm?"

„Ach Herr," rief Willhofen freudig, „schon weil Ihr ein Deutscher seid, weil Ihr meine Sprache redet, würde ich Alles für Euch thun. Aber darf ich offen ein Wort wagen? — Liebe Herren, Eure Sachen stehen gefährlich hier — der Graf und die Gräfin denken anders als die Fürstin; sie ist eine engelgütige Frau."

„Willhofen," sprach Ludwig, „wir verbergen uns unsre Gefahr nicht, und eben Du sollst uns Rath geben, wie wir ihr entgehn. Du weißt zu viel, um nicht Alles zu wissen; die Fürstin ist die Schwester meines Freundes und meine Verlobte. Sie ist entschlossen, uns nach Deutschland zu folgen. Ist das jetzt oder bald möglich zu machen?"

„Möglich ist es freilich," antwortete Willhofen; „aber sehr schwer. Meint Ihr denn, wenn es so leicht wäre, ich würde nicht längst geflüchtet sein? Nur deshalb nahm ich ja in meinen alten Tagen die Waffen wieder, um der deutschen Grenze nahe zu kommen; denn ich hoffte Gelegenheit zur Flucht zu finden. Bis jetzt aber ist es durchaus unmöglich gewesen, und vollends nun, da der Landsturm der Bauern, die Kosacken und die französischen Heere rings Alles bedecken. Wem wir auch in die Hände fallen, wir sind verloren! — Ich sage w i r, liebe Herren, denn Ihr duldet doch, daß ich mit Euch flüchte?"

„Wir hoffen es, Lieber," entgegnete Ludwig.

„Machst Du unsre Flucht möglich, Freund," sprach

Bernhard, „ſo ſollſt Du ein ſorgenfreies Alter in Deutſchland zubringen.“

„O Gott,“ rief der Alte, „wenn die Abendſonne meines Lebens doch noch heiter unterginge! — Ich werde verſuchen, was möglich iſt. Bei der Gräfin gelte ich etwas; ich will ſehen, ob ſie mir ihr Vertrauen ſchenkt, denn vor allen Dingen müſſen wir erfahren, ob ſie Böſes vermuthet. Iſt ihr Argwohn ſchon erwacht, dann haben wir keine Zeit zu verlieren; ſo können wir nur mit jedem Tage der Zögerung gewinnen.“

„Thu, was Du vermagſt, Lieber,“ ſprach Ludwig, „und bringe uns Nachricht, ſo bald es möglich iſt.“

Willhofen ging.

„Wird unſre Nacht ſüß oder unruhig bewegt ſein?“ fragte Ludwig als er ſich mit Bernhard allein ſah. „Freund, welch ein Tag war dies?“

„Auf der Erde bin ich wenig geweſen, aber zwei-, dreimal in der Hölle und im Himmel,“ erwiderte Bernhard. „Jetzt aber, ich muß Dir's geſtehen, ſind alle Nerven meiner Seele ſo abgeſpannt und abgeſtumpft wie mein Körper, in den ich nachgrade die Müdigkeit des Todes einſchleichen fühle. Das Schickſal mit ſeinen Donnern und Blitzen hat mich jede Viertelſtunde aus dem Schlaf geſchreckt. Aber Du weißt, es kommt eine Stunde, wo der Ermattete von dem betäubenden Krachen einer neben ihm herabſtürzenden Lawine weder geſchreckt noch geweckt wird. Jetzt bin ich ſo weit; ich könnte wie einige Leute, die in Todesmüdigkeit auf dem Marſch hingeſunken waren, die Räder eines Zwölfpfünders gegen meine Füße anfahren ſehen und es doch nicht der Mühe werth halten, ſie auf die Seite zu ziehen.“

Ludwig, der nur von gewaltigen Erſchütterungen des Gemüths bewegt worden war, aber körperlich faſt gar keine

Anstrengungen gehabt hatte, fühlte sich nicht so erschöpft. Erschreckend sah er daher Bernhard unter dem Sprechen bleich und bleicher werden, und gewahrte an seiner dumpf absterbenden Stimme, daß die Besinnung ihn verlasse. Rasch sprang er daher auf ihn zu, faßte ihn in seine Arme und rief: „Bernhard, was ist Dir? Du bist krank?"

„Nein — Lieber — aber ganz — zerschmettert —" antwortete er mühsam in abgebrochenen Worten und sank in den Armen des Freundes zusammen. — So war denn endlich auch die erschöpfte Kraft dieses Starken, der bis jetzt durch die äußerste Anspannung seines Geistes der Natur getrotzt hatte, gebrochen. Sanft trug ihn Ludwig auf die Ruhestatt und überließ es dem Schlummer, ihn mit seiner stärkenden Kraft neu zu beleben. — Bald sank auch er in süße Ermattung und Betäubung, die kaum von dämmernden Traumbildern unterbrochen wurde.

Als er erwachte, war es heller Tag, und ein blendender Strom des Lichts drang in sein Auge. Willhofen stand vor ihm und sprach lächelnd: „Ihr habt einen gesunden Schlaf, Herr, das muß ich sagen. Vergeblich habe ich schon zu drei verschiedenen Malen an die Thür gepocht, ich mußte endlich eintreten. — Aber der Herr dort schläft noch fester"

Ludwig bedurfte einige Augenblicke, um die Erscheinungen um sich her in Zusammenhang mit seinen Morgentraumbildern, die ihn, wie so oft, in die Heimath geführt hatten, zu bringen. Er richtete sich auf; wie ein Wunder kam ihm die frische Kräftigkeit seiner Glieder vor; er fühlte die ganze Lust, den jugendlichen Muth des Lebens, wie jemals in seinen freudigsten Tagen. „Ja, es ist alles wirklich," sprach er und blickte dem Alten froh in das redliche Angesicht. „O, welch ein Glück ist es, zu erwachen!"

Er sprang auf und betrachtete Bernhard; auch in sei-

ne Züge war die Lebensfrische zurückgekehrt, er athmete voll, aber leicht, ein Bild männlicher Gesundheit.

„Bernhard!“ sprach er und nahm seine Hand; „Bernhard!“ Er erwachte nicht, bis ihm der Freund einen Kuß auf die Stirn drückte. Da schlug er das Auge auf, sah ihn gewß an und sprach: „Ludwig, Du bist es, der mich so freundlich weckt? — Du hast einen schönen Traum verscheucht, aber er entflieht nur vor einer schönern Wirklichkeit.“

„Die Fürstin ist längst aufgestanden,“ sprach Willhofen; „aber sie hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie nicht wecken sollte. Endlich schien es mir aber doch Zeit, da es nahe an Mittag ist.“

„Mittag?“ fragte Bernhard, und eine Art von Beschämung röthete sein Angesicht. „Pfui, daß wir uns gleich als Langschläfer hier einführen müssen.“

„O die Gräfin liegt auch noch im Bett,“ antwortete Willhofen, „und sogar die Gefangenen sind noch nicht abmarschirt; der gestrige Tag war für uns Alle hart.“

„Welche Gefangenen?“ fragte Bernhard.

„Die Franzosen, die wir gestern in unsre Gewalt bekamen,“ entgegnete der Alte. „Seht dort; eben werden sie aufgestellt, um weiter ins Innere des Landes transportirt zu werden.“

Bernhard trat ans Fenster. Der Anblick der zwanzig Unglücklichen, die mit bleichen Gesichtern, schlecht gekleidet, halb verhungert da standen und vor Frost oder Schauder über ihr Schicksal zitterten, schnitt ihm ins Herz. „Wohin bringt man sie?“ fragte er.

„Vermuthlich dahin,“ antwortete Willhofen mit düstrem Blick, „wo ich so lange Jahre schmachtete, nach Sibirien; der Weg dahin ist leicht gefunden, aber zurück wird er schwer.“

„Und weshalb kamst Du dorthin?“ rief Ludwig. „Wer hatte das Recht, einen Unglücklichen, Gestrandeten in die Verbannung zu schicken?“

„Es geschah ganz nach dem Gesetz,“ sprach Willhofen bitter; „ich war nackt und blos an die Küste geworfen. Ein russischer Schenkwirth borgte mir fünf Rubel; zurückzahlen konnte ich sie nicht. Da verfiel ich ihm mit den Kräften meines Dienstes, und er verkaufte mich an den alten Fürsten Ochalskoi, der eben eine Colonie auf seinen Gütern bei Perm stiftete.

„Also um fünf Rubel!“

„Schmachtete ich achtzehn Jahre vergeblich nach der Heimath und allen den Meinigen.“

„Getrost Alter,“ klopfte ihm Bernhard auf die Schulter, „von nun an wird es besser gehn. Der Tag ist schön gewesen, wenn der Abend heiter ist. — Doch was bedeutet das? Die Gefangenen scheinen ja wieder auseinander zu gehen?“

Willhofen blickte hin. Ein Kosack war in den Hof geritten und sprach mit den Bauern, die den Transport führten. „Ich will gleich sehen was es giebt,“ antwortete er und eilte hinaus.

Nach wenigen Minuten kehrte er mit der Nachricht wieder, Dolgorow habe befohlen die Leute hier noch in Gewahrsam zu halten, weil er morgen oder übermorgen durch glückliche Anfälle auf die französische Arriergarde die Zahl der Gefangenen zu vermehren hoffe. Dann könnten sie alle zugleich transportirt werden.

„So thu mir die Liebe, Freund,“ sprach Bernhard, „und sorge, daß diese Unglücklichen, die schon halb dem Tode nahe sind, so gut gepflegt werden als möglich.“

Willhofen versprach es und ging.

Beide Freunde hatten sich indessen angekleidet und begaben sich nach dem Saal, wo, wie ihnen angezeigt war, Bianca mit dem Frühstück ihrer wartete. Doch als sie eintraten, fanden sie das Gemach leer, obwohl der Tisch zum Frühstück bereitet war. Ein Diener, der bald darauf eintrat, meldete ihnen von Seiten der Gräfin Dolgorow, daß die Fürstin nicht erscheinen werde.

Ludwig war betroffen, doch Bernhard ging leicht darüber hinweg und setzte sich zum Frühstück. Als der Diener sich entfernt hatte, fragte Ludwig: „Was mag vorgefallen sein? Sollte die Krankheit der Gräfin eine gefährliche Wendung genommen haben? — Ich hatte mich unbeschreiblich auf den freundlichen Morgengruß gefreut; denn mir däucht, erst der helle, wirkliche Tag könne uns die klare Gewißheit unsres Glücks geben. Und nun —"

„Wenn nur nichts Schlimmeres hier im Hinterhalte lauert," unterbrach ihn Bernhard und stand auf. „Aber mir ahnet nichts Gutes. Die Schwester hätte es ohne die dringendste Ursache nicht über sich vermocht, den Bruder, den sie erst gestern aufgefunden, heute aufs Neue zu begrüßen. Laß uns nur vorsichtig sein und uns ja nicht durch zu eifriges Nachfragen verrathen."

„So glaubst Du, es habe sich etwas Gefährliches für uns ereignet?" fragte Ludwig erstaunt.

„Ich glaube eben so gut nichts als alles; denn beides ist gleich möglich," erwiderte Bernhard rasch. — „Hm! Vielleicht ist es aber auch nur Vorsicht der Schwester; sie hält sich absichtlich entfernt, um sich nicht zu verrathen. — Ich kenne die russische Sitte nicht genug, um zu wissen, was für eine Wirthin auffallend wäre oder nicht! Man muß ihr vertrauen, denn sie hat eben so viel Kühnheit als Liebe gezeigt. — Nur Geduld, es wird sich Alles lösen."

Ludwig ging beunruhigt auf und ab ohne zu ſprechen.

Bald darauf kam Willhofen zurück und berichtete, daß auf Befehl der Fürſtin die Gefangenen gut verpflegt würden, und mehr ihre Beſorgniſſe wegen des Schickſals ihrer Zukunft als gegenwärtige Übel ſie quälten.

Indeſſen vergingen ein, zwei, drei Stunden; Bianca ließ ſich nicht ſehen.

Neuntes Capitel.

Bernhard ſchlug Ludwig einen Spaziergang ins Freie vor; er nahm ihn an. Sie gingen vor das Schloßthor hinaus und beſahen die Lage des Gebäudes genauer.

Es war rings von dichtem, hohem Fichtenwalde umgeben, durch den jedoch vier breite Wege ausgehauen waren, die einander rechtwinkelig kreuzten. Dieſe waren ziemlich gebahnt, doch im Übrigen lag rings umher der Schnee locker und hoch, ſo daß es zu Fuß wie zu Schlitten gleich mühſam ſchien, die großen Wege verlaſſend, durch den Wald zu dringen.

„Das Gebäude ſcheint alt," meinte Bernhard. „Gothiſcher, neugriechiſcher, barbariſcher Stil, alles durcheinander. Dieſe beiden runden Eckthürme mit ihren langen dünnen Spitzen müſſen aus fernen Jahrhunderten herrühren. — Wie weit mögen wir hier von der großen Straße abliegen."

„Vier bis fünf Stunden hörte ich Willhofen ſagen," antwortete Ludwig; „und Smolensk liegt ſieben Stunden von hier."

„So ſchätzte ich's auch," ſtimmte Bernhard ein; „dort

hinüber muß es liegen. Wir würden den Weg dahin durch jene breite Allee nehmen müſſen."

„Es iſt dieſelbe, durch die wir geſtern hieher gekommen ſind," meinte Ludwig.

„Hörſt Du nicht?" fragte Bernhard plötzlich und lauſchte, indem er den Kopf ſeitwärts neigte und die Hand zum Auffangen des Schalls gegen das Ohr hielt. — „Das iſt Kanonendonner, in der Richtung von der Straße her; doch ſehr fern."

„Die Wälder hemmen den Schall," ſprach Ludwig und horchte gleichfalls auf die einzelnen dumpfen Schüſſe, die man vernahm.

„Es könnte wohl das Ney'ſche Corps ſein, was ſich dort ſchlägt, und vielleicht iſt Raſinski bei dem Gefecht," bemerkte Bernhard.

„Raſinski," rief Ludwig aus; „wie mag der redliche Freund in Sorge um uns ſein! O wenn wir ihm eine Nachricht zukommen laſſen könnten!"

„Freilich wäre es gut," ſprach Bernhard und bewegte nachdenklich, aber zuſtimmend das Haupt. „Überhaupt muß ich Dir ſagen, ſo bequem wir es hier im Schloſſe haben, ſo möchte ich mich doch lieber mit der Schweſter unter ſeinem Schutze befinden als hier. Endlich einmal müßten doch die furchtbaren Strapazen ein Ende haben. Mit jedem Tage kämen wir der Heimath und den Verpflegungsanſtalten für das Heer näher. Der Weg würde feſt, eben — ich glaube das Schwerſte haben wir überſtanden."

„Ach!" ſeufzte Ludwig, „wenn wir erſt den Fuß auf vaterländiſchen Boden ſetzen könnten!"

Dem fernen Gefecht zuhorchend, gingen die Freunde noch eine Zeit lang auf und ab. Indeſſen war es ſchon ſpät am Nachmittage geworden, und es fing an zu dämmern.

Sie kehrten ins Schloß zurück, weil ihnen diese Stunde als die des Mittagsmahls angegeben war. Der Tisch war bereits gedeckt, aber für sie Beide allein; selbst Willhofen wußte nichts Näheres über das Ausbleiben der Fürstin anzugeben, als daß sie muthmaßlich der kranken Gräfin Gesellschaft leisten müsse.

„Zeige nur guten Muth vor den Dienern," flüsterte Bernhard dem aufs äußerste betroffenen Ludwig zu; „es darf hier keine Seele ahnen, daß wir uns beunruhigen."

Mit diesen Worten schenkte er sich ein Glas Wein ein und stieß mit Ludwig auf die Bewohnerinnen des Hauses an. Während der ganzen Tafelzeit war er heiter und scherzte viel, sogar mit den Dienern, denen er einige russische Worte abfragte und sich dann in ihrer Mundart mit ihnen zu verständigen suchte.

Es war dunkel geworden und man brachte Licht. Bernhard fing, um das Gespräch nicht stocken zu lassen, von Schottland zu erzählen an. Ludwig hörte zerstreut zu; seine Besorgnisse wuchsen mit jedem Augenblick. — Es war jetzt sieben Uhr; die gewöhnliche Höflichkeit gegen Gäste hätte es gefordert, daß die Wirthin des Hauses sie begrüßt hätte. Bianca mußte durch die dringendsten Gründe abgehalten sein.

Theils um sich zu zerstreuen, theils um ihre Unruhe zu verbergen, hatten sie Jeder aus einem Schrank mit französischen Büchern einen Band des Voltaire genommen; sie setzten sich an einen andern Tisch und lasen. Die Diener räumten indessen die Tafel ab und verließen das Zimmer.

Doch kaum waren sie einige Augenblicke allein gewesen, als Willhofen eintrat, sich vorsichtig umsah, ob Jemand in der Nähe sei, und dann Bernhard einen Zettel zusteckte.

Auf diesem las er mit Bleistift in englischer Sprache

die Worte: „Bruder, wenn Alles ſchläft, komm unter das Fenſter meines Schlafzimmers.“

„Weißt Du, was der Zettel enthält?“ fragte er Willhofen, nachdem er geleſen.

„Ich vermuthe ungefähr; die Jungfer der Fürſtin, Jeannette, hat ihn mir gegeben.“

Bernhard ging unruhig auf und ab. „Kennſt Du die Lage des Schlafgemachs der Fürſtin, Willhofen?“ fragte er dieſen.

Er bejahte es.

„Wenn Alles im Schloſſe ſchläft, ſoll ich mich unter ihrem Fenſter einfinden; kannſt Du mich mit Sicherheit dahin führen?“

„Eine Kleinigkeit; ich will ſchon ſorgen, daß es dem Thorwächter ſchwerer werden ſoll, die Augen aufzuriegeln, als das alte verroſtete Thor.“

„Wann geht man hier ſchlafen?“

„Vor Mitternacht; um zwölf Uhr ſind wir ſicher, außer den Mäuſen auf dem Kornboden, kein lebendiges Weſen mehr im Schloß zu treffen.“

„So komm um dieſe Stunde zu uns auf unſer Schlafzimmer, Freund; Du mußt mir den wichtigen Dienſt ſchon leiſten.“

Willhofen ging.

Bernhard und Ludwig begaben ſich auf ihr Gemach und hatten in unruhiger Spannung der Mitternacht entgegen. Die Stunden ſchlichen ihnen träge dahin. Ängſtlich lauſchten ſie auf jeden Laut im Schloſſe, ob das Geräuſch geöffneter oder zugeworfener Thüren, der Schritt der Diener auf den Gängen, das einzelne Zurufen und Antworten nicht endlich ein Ende nehmen werde. — Oft war es minutenlang ganz ruhig; dann unterbrach plötzlich wieder der Klang eines einſpringen-

den Schlosses, oder der schwere, ungeschickte, weit durch die langen Corridors hallende Schritt eines Dieners die tiefe Stille wieder. Endlich, nach elf Uhr, schien Alles in Schlaf versenkt zu sein.

„Eine Grabesstille im Schloß," sprach Bernhard, indem er leise die Thür öffnete und auf den Gang hinaus horchte. „Mitternacht ist nahe! Ich wollte, Willhofen käme, damit die Ungewißheit ein Ende nähme."

Ludwig war von düstren Ahnungen und Besorgnissen gequält; doch äußerte er nichts, um Bernhards sichtliche Unruhe nicht zu erhöhen.

„Wie der Wind durch den Schlott pfeift! — Es mag wieder eine herrliche Nacht draußen sein! — Mir däucht auch, es sei kälter geworden. Unsre Fenster gefrieren wieder trotz des glühenden Ofens. — Aber horch, rauscht da nicht etwas auf dem Gange? Wahrhaftig, es schleicht knisternd näher. Vermuthlich wird es Willhofen sein; der Alte ist ein Fuchs; er kommt leise auf den Zehen, und ich glaube ohne Schuhe." Er lauschte; es kam behutsam näher und näher. Bernhard öffnete die Thür ein wenig und fragte durch die Spalte hinaus: „Bist Du's, Freund?"

„Ich bin es," antwortete flüsternd eine weibliche Stimme; zugleich öffnete die Kommende die Thür, und das Kammermädchen der Fürstin trat in ihrer zierlichen Diensttracht, ein kleines Häubchen auf, aber die Wangen mit einem Tuch verbunden, ein.

Beide Freunde erstaunten. Bernhard vermuthete ein Liebesmißverständniß und sprach ziemlich unwillig: „Du bist irre gegangen, mein Kind."

„Nein, ich verfehlte die richtige Thür nicht," antwortete das Mädchen mit bekannter Stimme, indem sie zugleich

das Tuch herunternahm, welches ihr das Geſicht halb bedeckte. — Es war Bianca.

„Schweſter, Du ſelbſt, in dieſer Verkleidung?“ rief Bernhard leiſe, indem er einen Schritt zurücktrat. „Um des Himmels Willen, was bedeutet das?“

„Die Nothwendigkeit drang mir dieſe Maske auf,“ entgegnete Bianca, „ich bin eine Gefangene und konnte nur in dieſer Kleidung zu Dir ſchleichen.“

„Du eine Gefangene?“ rief Bernhard erſtaunt; Ludwig trat beſorgt näher.

„Laßt mich ſchnell ſein, Ihr Lieben,“ erwiderte Bianca, „denn die Augenblicke drängen. Ich fürchte, unſer Geheimniß iſt halb oder ganz verrathen. Wir müſſen geſtern behorcht worden ſein. Als ich Dich verließ und zur Gräfin hinüberging, fand ich ſie in großer Aufregung; ſie ſaß faſt ganz angekleidet auf dem Sopha und ſchrieb. Bei meinem Eintritt raffte ſie die Papiere haſtig zuſammen und ſprach von gleichgültigen Dingen; doch war in ihren Zügen die äußerſte Unruhe nicht zu verkennen. Zwar argwohnte ich, was geſchehen ſein könnte, doch um ihren Verdacht nicht mehr zu reizen, fragte ich nichts, ſondern begab mich ſogleich durch mein Arbeitszimmer, welches an das Wohngemach der Gräfin ſtößt, in mein Schlafzimmer, wo mich Jeannette, mein Mädchen, erwartete. Ich ließ mich ſchnell entkleiden und ſchickte ſie weg. Voller Unruhe blieb ich auf. Ich öffnete die Thür meines Arbeitszimmers ein wenig und hörte, daß die Gräfin noch wach war, und daß ſie ſogar mit Jemandem ſprach. Ich konnte nicht unterſcheiden was, doch glaubte ich an der Stimme den Kammerdiener des Grafen zu erkennen. Endlich wurde es ſtill; ich begab mich zur Ruhe. In der Nacht aber hörte ich deutlich die Thore öffnen und einen Schlitten wegfahren. Dieſen Morgen begab ich mich früh

zu meiner Pflegemutter; ſie hatte ſo etwas Argwöhniſches in ihren Blicken, daß ich nicht zweifeln konnte, ſie habe unſer Geheimniß zum Theil entdeckt; doch ließ ſie ſich nicht das Mindeſte merken. Schon von ſelbſt hatte ich mir vorgenommen, das Frühſtück auf meinem Zimmer einzunehmen, um keinen Verdacht zu erwecken, doch würde ich zur Mittagstafel gekommen ſein. Allein die Gräfin äußerte, ich werde hoffentlich den Tag über bei ihr zubringen, da es ſich nicht wohl zieme, daß ich, während ſie ſelbſt krank ſei, mit den beiden Fremden allein ſpeiſe; ſie ſetzte hinzu, ſie würde es ungehörig finden, wenn ich Euch vor des Grafen Ankunft wieder ſpräche. Ich bequemte mich ihrem Willen, doch ich wurde meiner Sache immer gewiſſer, daß etwas vorgefallen ſein müſſe. Im Laufe des Vormittags ging ich auf mein Zimmer und entdeckte zufällig, daß die Thür nach dem Corridor verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen ſei. Jetzt durchſchaute ich alles; ich war eine Gefangene der Gräfin; ſie mußte unſer Geheimniß kennen. Der Kammerdiener hat ſich den ganzen Tag nicht gezeigt; ich vermuthe, er iſt zum Grafen geſchickt worden. — Daher beſchloß ich, Dich, mein Bruder, von Allem zu unterrichten, und ſandte Dir durch Jeannetten den Zettel. Allein das Geſpräch mit Dir durch das Fenſter konnte gefährlich werden; ich ließ daher Jeannetten ſpät auf mein Zimmer kommen, unter dem Vorwande, daß ich wünſchte, ſie möge in demſelben ſchlafen, weil mir nicht ganz wohl ſei. Als ſie entſchlummert war, legte ich leiſe ihre Kleidungsſtücke an und ging ſo unerkannt durch das Zimmer der Gräfin. Jetzt aber frage ich Dich, mein Bruder, was ſollen wir thun?“

„Schnelle Flucht ſcheint mir das einzige Rettungsmittel,“ erwiderte er raſch. „Wenn es möglich wäre, Smolensk in dieſer Nacht zu erreichen.“

„Möglich iſt das. Aber ſollen wir das Äußerſte wagen, bevor das Äußerſte uns drängt? O mein Bruder, wenngleich das heiligſte Band der frommen, kindlichen Liebe und des Vertrauens zu denen, die ich als meine Ältern ehrte, ſchmerzlich zerriſſen iſt; doch fühle ich mich noch von tauſend Fäden der Gewohnheit und des Dankes gefeſſelt. Müßte ich mich heimlich, flüchtig, in der Nacht von ihnen trennen, ſo würde doch ein tiefer Schmerz in meine Seele ſchneiden, und meine Bruſt ſich von dem Vorwurf des Undankes belaſtet fühlen.“

„Liebe, aber was willſt Du thun,“ antwortete Bernhard, „wenn Du ſelbſt eingeſtehſt, daß Du Deinen Bruder nicht anzuerkennen wagen darfſt vor Deinen Ältern? Hat denn die Liebe ihr Thun gegen Dich beſtimmt? Oder zogen ſie Dich herauf, nur um Dich zu opfern, mit Deinem ſüßen Reiz unwürdig zu markten?“

„Du ſprichſt wahr — doch die Blüthen der Liebe und Ehrfurcht, die achtzehn Jahre lang in meinem Herzen keimten, hängen feſt an dem mütterlichen Boden. Ich liebte einſt meine Ältern unbeſchreiblich, denn ich hatte nur Wohlthaten, wenngleich, jetzt fühle ich es, kalt und ſtreng zugemeſſen, von ihnen erfahren. Doch, hat das Herz auch die freie, ſchöne, heilige Liebe verloren, von den Pflichten des Dankes kann es ſich nicht freiſprechen. Das Gute, was uns geſchehen, feſſelt uns, auch wenn es nicht allein aus dem lautren Quell der Liebe floß. Bruder, rathe meiner ſchwankenden Bruſt, leihe mir Deinen feſten, männlichen Arm in dieſem Sturm widerſtreitender Gefühle, der mich niederzuwerfen droht.“

Mit dieſen Worten nahm ſie wie bittend ſeine Hand und richtete das feuchte Auge zu ſeinem finſter rollenden empor.

„Du haſt Recht, Schweſter," antwortete er, „Recht mit Deinem weiblichen, duldenden, alles vergebenden Herzen; ich, mit meiner trotzigen Männerbruſt, denke anders und habe auch Recht." — „Wir müſſen fort," ſprach er heftiger, „ich zwinge Dich dazu und nehme die innere Schuld ganz auf mich. Du mußt mir folgen, Schweſter, und ſogleich; bei Gott, Du mußt!"

„Ja, ich glaube, er hat Recht," ſprach Ludwig ſanft aber dringend, und trat der Geliebten näher. „Die Rechte des Bruders ſind die heiligeren."

„Und die Deinen ſeit geſtern die heiligſten!" rief Bernhard unterbrechend. „Erröthe nicht, Schweſter, und mißtraue dieſer Wahrheit nicht deshalb, weil ſie zugleich das höchſte Glück Deiner Bruſt bildet. Ich weiß es wohl, edle Weſen zagen ſelbſt das Rechte zu thun, wenn es Eins mit ihren Wünſchen wird; aber nicht immer iſt nur das opfernde Herz das tugendhafte. Vertraue mir; ich entſcheide, aber ohne Leidenſchaft. Brich die Feſſel, die, halb von der Liebe, halb von der Gewalt geſchmiedet, die freie Entſcheidung Deines Willens hemmt."

„Nun, ſo ſei es denn," ſprach ſie nach einigen Augenblicken des innern, ſtummen Kampfes; „ich gehorche Dir, mein Bruder."

„Und ſogleich," fiel Bernhard ein, „denn jede Minute des Verzugs bringt Gefahr."

„Und wohin willſt Du flüchten?" fragte Bianca.

„Nach Smolensk."

„Wie," rief ſie erſchreckt, „und ſchwebt dort nicht das Schwert des Todes über Eurem Haupte?"

„Seit unſre erbitterten Ankläger durch ihr furchtbar waltendes Schickſal gerichtet ſind," antwortete Ludwig, „fürchte ich von dieſer Seite her nichts mehr für uns. Nicht

unſre Schuld, ſondern der Wille uns ſchuldig zu ſehen, brachte uns Gefahr."

„So folge ich denn auch dorthin. — Willhofen wird uns Pferde und einen Schlitten ſchaffen."

„Wir erwarten ihn hier jeden Augenblick, weil er mich um Mitternacht zu Dir führen ſollte," antwortete Bernhard. — „Aber hörſt Du nichts? — Das iſt Peitſchenknall und Schellenklingen! Ganz vernehmlich!"

Bianca erblaßte. „Ein Schlitten, der ſich dem Schloßthore nähert! Das iſt mein Vater!"

„Er ſei es, oder ſei es nicht," rief Bernhard; „jetzt iſt nicht der Augenblick zur Flucht. Eile auf Dein Zimmer zurück, Schweſter, bevor die Ankunft des Schlittens die Leute im Hauſe weckt. Sobald es ruhig iſt, bin ich unter Deinem Fenſter."

Er trieb ſie fort; ſie ſchwebte mit flüchtigen Schritten, kaum Athem holend, den langen Gang hinunter. Kaum war ſie in den innern Gemächern verſchwunden, als der herannahende Schlitten vor dem Thore des Schloſſes hielt und ein ſo lautes, heftiges Pochen an demſelben erſchallte, daß man keinen Zweifel darin ſetzen durfte, es ſei der Beſitzer ſelbſt, der Einlaß begehre.

Das Thor wurde geöffnet; Bernhard lauſchte durch die Spalte der halb geöffneten Thür. Zwei Männer kamen die Treppe herauf, doch ließ ein verworrenes Geräuſch von Stimmen muthmaßen, daß noch andre Ankömmlinge unten geblieben waren. Jetzt erkannte Bernhard den Kammerdiener, der, mit einem Armleuchter in der Hand, einem dicht in den Pelz gehüllten Herrn vorleuchtete. Ludwig erklärte, es ſei der Graf; auch nahm er ſeinen Weg nach den Gemächern der Gräfin. Jetzt wurde es ſtill, man hörte nichts mehr.

Eine Viertelſtunde brachten Bernhard und Ludwig in

gespannter Erwartung hin. Da pochte es leise an ihre Thür; es war Willhofen. Der wohlwollende, gewandte Alte hatte schon fast den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten errathen. Er war der Meinung, daß für diese Nacht nichts mehr zu wagen sei, ohne die Lage der Dinge gefährlicher zu machen. Deshalb übernahm er es, der Fürstin einen Zettel von Bernhard, der sie mit dem gefaßten Entschlusse bekannt machte, ins Fenster zu werfen. — Dies führte er glücklich aus, erstattete Bericht darüber und versprach, wachsam zu sein, um, sobald sich das Mindeste ereignete, Nachricht zu geben.

Allen verging die Nacht in unruhiger Spannung, die kaum einen oft unterbrochenen Halbschlummer zuließ.

Zehntes Capitel.

Die Gräfin Dolgorow hatte die Verhältnisse Bianca's zu den Gästen des Hauses vielmehr gemuthmaßt als gekannt. Durch einen Zufall war Jeannette die Verrätherin gewesen; denn diese war es, welche sich, gleich nach dem Augenblick, wo Bianca ihren Bruder zuerst erkannte, dem Gastzimmer näherte. Sie hörte laut und heftig sprechen, und vernahm die Worte: Bruder, Schwester; erstaunt stand sie still und lauschte unwillkürlich, wenigstens arglos. Da näherten sich Willhofen und einige Diener, und der Schall ihrer Schritte auf dem Corridor wurde von Ludwig vernommen, der die leiseren des Mädchens überhört hatte. Die Annäherung derselben unterbrach die ersten süßen Vertraulichkeiten der Geschwister; doch mußte Jeannette beim Eintreten

bemerken, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen ſei. Der Kammerdiener des Grafen, Jacques, war ihr Liebhaber; ſie hatte alſo nichts Eiligeres zu thun, als dieſem gewandten Menſchen ihre Vermuthung mitzutheilen, wobei ſie freilich nicht ahnte, daß ſie das Glück ihrer geliebten Gebieterin ſo gefährdete. Doch Jacques hatte einen ſcharfen Blick für dergleichen Verhältniſſe. „Höre, Jeannette," ſprach er zu dieſer, „wenn die Fürſtin davon nichts äußert, ſo thue ja, als ahnteſt oder wüßteſt Du nichts. Für Diener iſt nichts gefährlicher, als die Geheimniſſe der Herrſchaften wider den Willen derſelben zu erfahren. Wenn es auch Anfangs vortheilhaft zu ſein ſcheint, ſpäterhin bekommt es uns immer ſehr übel. Man wird bisweilen auf ganz eigne Art zum Schweigen gebracht." Das eingeſchüchterte Mädchen erſchrak vor dieſer Warnung ſo, daß ſie in der That nicht das Mindeſte gegen ihre Gebieterin äußerte; aber, ſo ehrlich war ſie, auch gegen Niemand ſonſt. Jacques dagegen legte ſich aufs Lauſchen und wußte dies ſo geſchickt anzuſtellen, daß er, bevor eine Stunde verging, wenigſtens ſo viel wußte, daß Bianca ihr Geheimniß vor der Gräfin verberge. Jetzt hielt er die Verhältniſſe für geeignet, ſie zu ſeinem Vortheil benutzen zu können. Er ging zur Gräfin und entdeckte dieſer, Anfangs nur andeutend, doch da der hingeworfene Funke mit einer über alle Erwartung gehenden Schnelligkeit zur Flamme aufſchlug, im ganzen Umfange alles, was er wußte. Sie verſprach ihm eine reiche Belohnung, wenn er gegen Jeden ſchweigen und nur ihre Befehle in dieſer Sache erfüllen wolle. Jacques, habſüchtig, ſchlau, unternehmend, ging auf Alles ein, ohne jedoch Jeannetten, deren Ergebenheit gegen ihre Gebieterin er kannte, ein Wort davon zu ſagen. So reiſte er denn noch in derſelben Nacht mit Briefen der Gräfin zu dem Gemahl derſelben ab und war auch jetzt

mit ihm zurückgekehrt. Die Nachricht mußte dem Grafen von der beunruhigendſten Wichtigkeit ſein, und er hatte daher ſogar den Eifer gegen die Feinde ſeines Vaterlandes für den Augenblick hintenangeſetzt, um ſeine eignen Angelegenheiten wahrzunehmen.

Er fand die Gräfin, deren ganze Krankheit wohl nur in zu großen körperlichen Anſtrengungen beſtanden hatte, noch in den Kleidern; die geiſtige Aufregung, in der ſie ſich ſeit geſtern befand, hatte ihr ihre vollen Kräfte wiedergegeben.

„Nun, was ſagen Sie zu meiner Entdeckung?“ redete ſie ihn an, als ſie ſich mit ihm allein befand; „was beſchließen Sie zu thun?“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte Dolgorow, „muß ich wiſſen, wie weit Sie deren gewiß ſind, und wie weit Feodorowna um Ihr Wiſſen weiß.“

Die Gräfin erzählte und vergaß auch die Vorſichtsmaaßregeln nicht, die ſie den Tag über getroffen hatte, um eine Zuſammenkunft der Geſchwiſter zu hindern. Dolgorow ging während der ganzen Erzählung mit untergeſchlagenen Armen, finſter vor ſich hinblickend, auf und nieder und ſchüttelte mehrmals mißbilligend das Haupt.

„Und wer von beiden Fremden ſoll denn nun der Bruder ſein?“ fragte er, als die Gräfin geendet hatte.

Mit einer Art von Beſchämung geſtand die Gräfin, daß ſie dies nicht wiſſe. Sie hatte ohne Weiteres angenommen, es ſei Ludwig, etwas, wozu die ſo mißfällig von ihr bemerkte Hinneigung Biancas zu ihm ſie ziemlich natürlich verleitet hatte. Erſt jetzt, da der Graf ihr die Frage auch mit Beziehung auf Bernhard vorlegte, ſah ſie ein, daß ſie gar keinen beſtimmten Grund für ihre Vermuthung habe.

„Wenn Sie nur die unglückſelige Maaßregel mit der halben Gefangenhaltung nicht getroffen hätten!“ ſprach Dol-

gorow mit kaum unterdrücktem Unwillen. „Ich begreife nicht, was sie Ihnen helfen konnte. Es war nichts als ein Überrest von den Gewohnheiten Ihrer mütterlichen Strenge und Willkür, die jedoch seit Feodorownas Vermählung in keinem Fall mehr an ihrem Platz sind. Wie nahm sie den Schritt auf?"

„Sie äußerte sich gar nicht darüber," erwiderte die Gräfin betreten.

„So haben wir vielleicht die Hoffnung, daß sie denselben nicht gewahr geworden ist!" fiel der Graf rasch und freudig ein.

Die Gräfin wußte das Gegentheil zwar sehr gut, da sie es aus dem Umstande entnehmen konnte, daß ihr Zimmer der Durchgang für Jeannetten geworden war; doch bestätigte sie Dolgorow's Vermuthung, um seinen ferneren, nicht eben fein gemachten Verweisen zu entgehen.

„Das rettet uns," sprach er beruhigter; „und sollte die Fürstin ja etwas bemerkt haben, so muß das Ganze als ein Versehen dargestellt werden, welches man dem Kammerdiener zuschreiben kann. — Für heute werden wir also nichts mehr unternehmen; morgen will ich selbst sehen und beobachten. Um des Himmels Willen keinen auffallenden Schritt in dieser Sache, bis wir ihn gar nicht mehr vermeiden können, oder wenigstens genau wissen, wie weit unser Geheimniß verrathen ist. Auch daß dieser Jacques etwas davon erfahren mußte, ist höchst verdrießlich. Zwar ist ihm die Wahrheit völlig unbekannt und, so weit ich bemerken kann, zweifelt er nicht daran, daß Feodorowna unsre Tochter sei, hält aber den unvermuthet zurückgekehrten Bruder für einen Sohn, den wir, wer weiß, aus welchen guten Gründen, entfernt haben mögen. Ja, ich glaube, er hatte es eigentlich im Sinne, Ihre Eifersucht durch die Ent-

deckung rege zu machen. Indeſſen gleichviel; ſehr unangenehm bleibt es für uns, daß ein ſo fremder, unzuverläſſiger Menſch überhaupt nur von einem Verhältniß der Art eine Ahnung hat.. — Vielleicht," begann Dolgorow nach einigen Augenblicken, während welcher er ſchweigend und nachſinnend auf- und abgegangen war; „vielleicht war das Ganze nur ein blinder Lärm. Wer ſagt uns denn, daß Jacques recht gehört hat? Jedoch um ſo vorſichtiger müſſen wir verfahren; denn man kann ja auch nicht wiſſen, ob Feodorowna und ihr muthmaßlicher Bruder ſich nicht ſchon ſeit längerer Zeit verſtehen und Sorge getragen haben, ihre Beweiſe an Orten niederzulegen, die uns unzugänglich ſind. Wir könnten in dieſem Falle in die bedenklichſte Lage gerathen. — Ja, ich bin entſchloſſen! Ich werde das ganze Verhältniß morgen nicht kennen. Zwar kam ich mit dem Entſchluß, hier ſogleich die entſchiedenſten und unwiderruflichſten Schritte einzuleiten, und ich denke Gräfin, Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß ich vor der Nothwendigkeit nicht wie ein Knabe bebe. Noch ſind wir nicht ſo ängſtlich und weichherzig in Rußland; ich weiß ſo gut wie Andre in dieſem Reiche, daß man einen Felsblock, der uns auf unſrer Straße im Wege liegt, ſprengen muß. Doch ohne Übereilung! Vielleicht gelingt es mir, einen beſſern und ſichreren Weg, der daran vorüber führt, zu nehmen. — Gute Nacht! Ich werde ruhiger ſchlafen, als ich glaubte. Noch eins, damit wir uns nicht widerſprechen. Meine Ankunft hier war zufällig, hören Sie, Gräfin, zufällig! Übrigens werde ich morgen der Erſte ſein, der Feodorownen begrüßt und ſich über die verſchloſſene Thür wundert."

Mit dieſen Worten nahm er Abſchied und ging mit Jacques, der ihn im Vorſaal erwartete, auf ſein Zimmer.

Doch ließ ihn die Unruhe ſeines Gemüths nicht ſchla-

ſen; das lang ſchlummernde Bewußtſein war mächtig erwacht. Mochte jetzt Täuſchung oder Wahrheit im Spiele ſein, er lernte, daß der Saame der Schuld, möge er noch ſo tief vergraben, noch ſo weit vom Sturm der Zeit verweht ſein, doch fort und fort keimt, bis ſeine bittren Früchte reifen.

„Thor," redete er ſich ſelbſt an, „was machſt Du Dir für Sorgen? Deine Zwecke ſind erreicht, Du biſt im Beſitz, wer will Dich vertreiben? — Hm! Wenn aber die Ochalskoi's erführen, daß eine Täuſchung obgewaltet habe? Nur als Vater Feodorownens ſind Deine Rechte gültig! — Doch wer will ſie Dir beſtreiten? Der Einzigen die reden könnte, iſt die Lippe verſiegelt. Ruſchka ſchläft. Schreckbilder des leeren Wahns! Hirngeſpinſte!"

Dennoch folterten ſie ihn bis der Morgen anbrach.

Indeſſen waren ſeine Plane gereift, und er beſaß Gewandtheit und Kraft ſie auszuführen. Sein erſter Gang war zu Bernhard und Ludwig herüber, die er als Gäſte des Hauſes willkommen hieß. Mit der Übung des Hofmanns ſpielte er den zuvorkommenden Wirth, fragte nach ihrem Befinden, nach der Art ihrer Aufnahme, ohne auch nur mit einem Wort etwas Böſes anzudeuten. Ludwig, der die Welt weniger kannte, und deſſen grades Herz auch den Argwohn nicht ſo leicht einließ, oder ihn, wenn er auftauchte, mit ſittlichem Unwillen verwarf, hätte ſich durch dieſes Benehmen täuſchen laſſen. Bernhard dagegen wurde um ſo beſorgter, je argloſer der Graf ſich ſtellte; er verlarvte ſich daher mit derſelben Maske gegen ihn, und nahm den Schein eines ſorgloſen, ja faſt leichtſinnigen Zutrauens an, während er ſein Innerſtes aufs vorſichtigſte verbarg. Seiner Gewandtheit gelang es vollkommen, den Unbefangenen zu ſpielen; er ging ſogar ſo weit darin, daß er dem Grafen ſein londner Abenteuer mit Bianca offen geſtand. „Ich bin Ma-

ler," ſprach er, mit der Leichtigkeit des lebensfrohen Künſtlers, „und wir betrachten ein ſchönes Angeſicht in einem gewiſſen Grade als ein Eigenthum, das uns Niemand verſagen darf. Damit müſſen Sie, Herr Graf, jene Handlung, die freilich die gewöhnlichen Geſetze der Schicklichkeit nicht zum Richter haben darf, entſchuldigen."

„Wir ſind nicht ſolche Barbaren hier in Rußland," entgegnete Dolgorow lächelnd, „um dem Künſtler dergleichen Freiheiten nicht willig zuzugeſtehen. Aber beſitzen Sie das Portrait?"

„Ich beſaß es bis vor zwei Tagen; oder vielmehr mein Freund, dem ich es, da es ſo angenehme und zugleich räthſelhafte Erinnerungen in ihm erweckte, zum Geſchenk machte. Sein Porteſeuille, in dem es ſich befand, wurde ihm durch jene Elenden, denen, wie ich höre, furchtbare Vergeltung geworden, abgenommen. In weſſen Hände es gerathen iſt, weiß ich nicht."

„Mir ſind," erwiderte Dolgorow, „geſtern zwei Porteſeuille's, die man bei den Gefangenen gefunden hat, überliefert worden; doch ich geſtehe, daß ich noch nicht Muße gehabt, ſie zu öffnen. Ich bin doch in der That begierig, zu zu ſehen, ob das Ihrige dabei iſt."

Mit dieſen Worten eilte er hinüber nach ſeinem Zimmer und kehrte bald darauf mit zwei Brieftaſchen zurück, deren eine er geöffnet in der Hand hielt. Es war Ludwigs. Der Graf hielt Bernhard das Bild entgegen und fragte: „Erkennen Sie das für Ihr Werk?"

„Wie ſollte ich nicht?"

„So iſt es billig, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen."

„Es iſt, wie geſagt, nicht mehr das meinige, ſondern das meines Freundes."

Der Graf händigte Ludwig die Brieftaſche ein, aus

welcher jedoch alle Papiere verſchwunden waren. Dolgorow hatte ſie erſt eben jetzt herausgenommen, weil er Aufſchlüſſe in denſelben zu finden hoffte; er entſchuldigte ſich damit, daß ihm das Portefeuille in dieſem Zuſtande zugekommen ſei, alſo wahrſcheinlich Beaucaire es ſchon geleert habe. Das zweite Portefeuille war weder Bernhards noch Ludwigs Eigenthum; der Graf behielt es alſo und entfernte ſich damit, um Feodorownen den Morgenbeſuch zu machen.

„Es iſt mir unendlich viel werth, daß dieſes Bild wieder in meinen Beſitz gekommen iſt," ſprach Ludwig. „Überhaupt wird mir ſo wohl und leicht; alle Gefahr ſcheint vorüber, und der Graf iſt ein Mann, der doch wohl Zutrauen verdient."

„Wahrhaftig, man möchte lachen," rief Bernhard, „wenn die Zeit nicht beſſer zum Fluchen oder Beten taugte; man möchte luſtig aufjubeln darüber, daß ein ſo geſcheuter Menſch, wie Du, ſo ein blinder Thor ſein kann. O Ludwig, Ludwig! Du biſt zu gut für dieſe Welt — und ich fürchte, die Schweſter iſt es auch und läßt ſich täuſchen. Werdet Ihr denn ewig ſolche Kinder im Leben bleiben, daß Ihr Euch die Schlange an den Buſen legen wollt, weil ſie eine glänzende bunte Haut hat? Wollt Ihr denn niemals lernen, daß der buntgefleckte Tiger ſich ſchlafend ſtellt, wenn er am tückiſchſten lauert? Wer deckt denn eine Fallgrube mit Ottern zu? Roſen ſtreut man darüber! Arſenik muß ausſehen wie Zucker, ſonſt frißt ihn keine Ratte. — Ludwig, Ludwig! Dieſe lächelnde Höflichkeit Dolgorow's iſt mir bedenklicher, als wenn er mit gezogenem Schwert vor mir ſtände!"

„Du ſiehſt Alles zu finſter, Beſter," entgegnete Ludwig.

„Meinſt Du?" fragte Bernhard faſt ſpöttiſch. „Es bedeutet wohl nichts, daß Bianca eine Gefangene iſt? — Und dieſe nächtliche, übereilte Ankunft? Ludwig, ſtände mir

das Thor offen, ich ginge lieber hinaus, wie ich hier vor Dir stehe, ehe ich noch eine Stunde länger hier verweilte. Ja, wäre nur die Schwester nicht, Du müßtest auf der Stelle mit mir fort!"

Willhofen trat ein und unterbrach ihr Gespräch mit der Frage, ob sie zum Frühstück kommen wollten. — Sie gingen.

Einige Minuten blieben sie allein im Saal; hierauf trat Dolgorow ein. Er war so höflich wie zuvor, lud ein Platz zu nehmen und servirte selbst die Chocolade.

„Unsre Damen," sprach er, stehen etwas spät auf. „Wir werden sie wohl vor Tisch nicht zu sehen bekommen. Die Gräfin war gestern unwohl, das hat auch die Fürstin um das Vergnügen gebracht, die Pflichten der Wirthin gegen Sie zu üben. Ich denke die Frauen werden heute das Versäumte nachholen."

Bernhard fragte nach dem Stande der politischen Angelegenheiten.

„Darüber sprechen wir am besten gar nicht," entgegnete der Graf höflich; „ich als Russe würde vielleicht ganz anders denken müssen als Sie, die Sie wenigstens Ihre alten Waffengenossen beim Heere haben. — Es hat ein besonderes Interesse für mich," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß ich Ihnen Beiden schon anderwärts begegnet bin. Als wir am Fuß des Simplon, über den wir," hier wandte er sich zu Ludwig, „durch Ihre Hülfe so glücklich gelangten, durch den Zufall getrennt wurden, wandte ich mich durch das Gebirge nach Bern, ging von dort aus nach Tirol und gewann die große Straße nach München. In Deutschland erlebten wir kein Abenteuer weiter, wohl aber in Warschau, wo wir fast verrathen worden wären und es uns nur nach einem mehrtägigen Versteck bei verschiedenen Freunden gelang, in der Nacht zu entfliehen."

„Auch wir waren in Warſchau," ſprach Ludwig.

Bernhard gab ihm einen verſtohlenen Wink, vorſichtig zu ſein, und nahm raſch ſelbſt das Wort, um ganz allgemein und unbeſtimmt über ihren Aufenthalt dort zu ſprechen. Der Graf fragte nach dieſem und jenem; er ſprach von England, erkundigte ſich nach Bernhards Reiſen, nach ſeinem frühern Wohnort, kurz, ſuchte auf geſchickte Weiſe die Lebensverhältniſſe Beider ſo genau als möglich zu erforſchen. Zwar antwortete Bernhard mit größeſter Vorſicht, doch ließ ſich nicht Alles verſchweigen, und namentlich waren Ludwigs Verhältniſſe ſehr bald ſo weit klar für Dolgorow, daß er nicht mehr zweifein konnte, Bernhard ſei der Bruder Feodorownas, wenn es Einer dieſer Beiden war. Mit Aufmerkſamkeit beobachtete er die Geſichtszüge deſſelben, um aus der Ähnlichkeit ſeine Vermuthungen zu beſtätigen; allein hier war ihm der Zufall entgegen, da Bernhard faſt durchaus ſeinem Vater, Bianca ihrer Mutter glich, zwiſchen Beiden aber eher eine auffallende Verſchiedenheit der Phyſiognomie, als eine Ähnlichkeit ſtattfand, wenngleich ſich einige übereinſtimmende Züge allenfalls auffinden ließen. Wollte man aber danach ſuchen, ſo bot Ludwigs Angeſicht ungleich mehr Wahrſcheinlichkeit für die Verwandtſchaft dar. Bernhard hatte überdies mit Geſchicklichkeit hinzuwerfen gewußt, daß er aus Dresden gebürtig und der Sohn eines armen Cantors an der Kreuzkirche ſei, der ihm, drückte er ſich ſcherzend aus, als er vor drei Jahren verſtarb, durch ſeinen letzten Willen nichts hinterlaſſen habe, als den freien, zu gehn wohin er möge.

So blieb Dolgorow allerdings in peinlicher Ungewißheit, ob ſein Geheimniß in der That entdeckt ſei, oder ob nur zufällige Umſtände, halb verſtandene Worte oder Äußerungen den Schein einer Entdeckung gegeben hätten.

Um nicht durch allzu vielfältiges, ängſtliches Fragen

Verdacht zu erregen, ſchlug er den Gäſten eine Partie Schach vor. Ludwig, der das Spiel nur ſehr wenig kannte, entſchuldigte ſich; Bernhard nahm den Vorſchlag anſcheinend ſehr gern an. Der Kammerdiener brachte ein Schachbret, ſie ſetzten ſich zum Spiel; Ludwig blieb im Zimmer und machte den Zuſchauer.

„Ich habe einen gefährlichen Gegner," bemerkte der Graf nach den erſten Zügen; „es wird mir Mühe machen, mich zu vertheidigen."

„Ihr Urtheil nach ſo wenigen Zügen, Herr Graf, beweiſt Ihre Überlegenheit," antwortete Bernhard höflich.

Sie ſpielten indeſſen fort und ſchienen, obwohl Beide ihre Gedanken innerlich auf etwas ganz Andres gerichtet hatten, doch mit dem größten Antheil bei dem Spiel zu ſein. Bernhard beſaß Kraft des Geiſtes genug, um ſich zur Aufmerkſamkeit zu zwingen und nicht durch Zerſtreutheit zu verrathen, daß ihm der Sieg im Spiel in dieſem Augenblick das Gleichgültigſte auf der Erde ſei.

So vergingen die Vormittagsſtunden, die Tafelzeit kam heran. Die Gräfin ſo wie Bianca ſollten bei Tiſch erſcheinen. Als der Graf am Morgen bei der Tochter geweſen war, hatte er davon als von einer nicht abzuweiſenden häuslichen Pflicht geſprochen, die geſtern nur durch die Unpäßlichkeit der Gräfin unterbrochen werden durfte. Bianca, welche jedoch die Gewandtheit Dolgorow's, ſich zu beherrſchen und die verſchiedenſten Formen ſeines Weſens anzunehmen, ſchon aus ſeiner früheren diplomatiſchen Laufbahn kannte, ließ ſich durch ſein argloſes Benehmen nicht täuſchen. Vollends aber als er den Verſuch machte, durch die Thür, welche den eignen Ausgang für ihr Zimmer bildete, zu gehen und ſich erſtaunt ſtellte, daß ſie verſchloſſen ſei, erhielt ſie die völligſte Gewißheit, daß er ſich verſtelle, zumal da er ſogleich und

mit einem gewiſſen Eifer, den ein gleichgültiger Umſtand nicht hätte erregen können, Jeannetten befahl, den Kammerdiener zu befragen, ob er den Schlüſſel habe, und Sorge zu tragen, daß geöffnet würde. Indeſſen ging er und bald darauf wurde die Thür in der That geöffnet. Bianca aber wußte nur zu gut, daß ſie dadurch nicht ihre wirkliche Freiheit, ſondern nur den Schein derſelben zurückerhalten habe, und daß man jetzt ihre Schritte um deſto ſorgfältiger beobachten werde. Dennoch erſchien ihr die Flucht nicht unmöglich, und überdies war es das einzige Mittel, welches ihr übrig blieb. Ihr Herz ſuchte daher mehr einen Rath als ihr Verſtand. Sie mußte alte, heilige Pflichten brechen, neue, unendlich theure übernehmen; Ältern, Vaterland, ſelbſt den Namen ſollte ſie plötzlich laſſen und in eine ganz andre Welt treten. So mächtig ihr Herz ſie dorthin zog, jetzt im Augenblick der Entſcheidung empfand ihre edle Seele erſt, mit wie unzähligen, unſichtbaren Fäden das Leben uns umſpinnt, die erſt dann uns halten und feſſeln, wenn wir ſie für immer zerreißen ſollen. In dieſer Bedrängniß ſchrieb ſie an Gregor, ihren väterlichen Freund und Rathgeber, den Mitkundigen des Geheimniſſes, und bat ihn dringend, ſobald es ihm irgend möglich ſei, nach dem Jagdſchloß zu kommen. Doch war ſie ſo vorſichtig, ihm den Grund ihrer Bitte nicht zu melden. Sie wußte, einer ſo dringenden Aufforderung folge er doch. Willhofen verſprach den Brief durch einen ſichern Boten zu beſorgen und meldete eine Stunde darnach, daß es ihm gelungen ſei.

Jetzt fühlte ſich ihr Herz wunderbar erleichtert; ihr Vertrauen zu dem theuren Lehrer war unbegrenzt; ſie empfand daß ſeine Gegenwart ihr Schutz und Rettung gewähren würde, denn es war ſeine Pflicht ihr Beides zu bieten, und wo dieſe ihn aufforderten, wußte ſie, war ſein Muth unerſchütterlich.

Sie ging mit ihrer Mutter ins Tafelzimmer. Hier sah sie Ludwig und Bernhard nach der jetzt für ihr Herz so langen Trennung wieder. Es pochte in heftiger Wallung, doch gebot sie ihren Gefühlen mit angestrengter Kraft, um sich nicht zu verrathen. Freundlich, wohlwollend durfte sie ja sein, denn sie war es ja immer, und jetzt konnten dankbare Regungen ihr überdies den gültigsten Vorwand dazu leihen. Die Übung der vornehmen Sitte half ihr die Stunden des Mittagessens überwinden, ohne durch irgend etwas ihre Stimmung zu verrathen. Die Gewandtheit des Bruders, der sich des Gespräches bemächtigte, es auf Schottland und England, auf seine Reisen daselbst, auf die Kunst im Allgemeinen leitete und so auch Ludwig, der über ernste, Nachdenken erfordernde Gegenstände, immer mit Einsicht zu sprechen wußte, hineinzog, kam ihr trefflich zu Hülfe. Dolgorow selbst verlor einen Theil seines Argwohns und überließ sich der Hoffnung, daß alle angeregten Besorgnisse auf zufälligen Umständen beruhten. — Man stand endlich von der Tafel auf, und die Frauen waren im Begriff sich zurückzuziehen. Da erhaschte Bianca einen, wie sie glaubte unbewachten Augenblick und flüsterte Bernhard die Worte zu: „Sei getrost, ich habe Hoffnung zu einer glücklichen Wendung unsres Schicksals."

Doch Dolgorow, der eben von Jacques gebrachte Briefe geöffnet hatte und las, warf zufällig einen Blick über das Papier auf einen Spiegel, in dem er Bernhards und Biancas Gestalten ganz erblickte. Er sah ihre vertraute Annäherung, bemerkte ihr Flüstern und die Bewegung, welche die Worte auf Bernhards Angesicht erzeugten. Zwar hatte er keine Sylbe vernommen, aber in der Miene Beider gewahrte er den Ausdruck einer Vertraulichkeit, welche nur durch das innigste Verhältniß erzeugt werden konnte und um so

mehr auffiel, als Beide, da sich die Thür unvermuthet öffnete, plötzlich den Ausdruck ihrer Züge änderten und die förmliche Haltung der Höflichkeit wieder annahmen.

Was hier vorgegangen war, war zwischen der Fürstin Ochalskoi und einem Fremden ohne Rang und Namen unmöglich. Daher hatte Dolgorow plötzlich den unwiderſprechlichſten Beweis für den Grund ſeines Argwohns in der Hand. Er überraſchte ihn, da er faſt ſchon davon zurückgekommen war, ſo mächtig, daß er, der unter den ſchwierigſten und gefährlichſten Umſtänden beſonnen und kalt blieb, auf einen Augenblick die Faſſung verlor und ſich eine heftige Bewegung und einen halb erſtickten Laut des Erſtaunens entſchlüpfen ließ. Doch eben ſo ſchnell wie er die Ruhe verloren hatte, gewann er ſie auch wieder, indem er zum Schein den Ausruf wiederholte und heftig auf den Boden ſtampfte, aber die Miene annahm, als ſeien es die Nachrichten, die er durch die Briefe empfing, welche ihn bewegten. „Es iſt unerhört! unverzeihlich!“ rief er aus und drückte den Brief ingrimmig zuſammen; „man möchte raſend werden über ſolch ein Verfahren!“

Sogar Bernhard ließ ſich durch dieſe Maske täuſchen und ahnte nicht, daß das Geheimniß in dieſem Augenblick enthüllt und verrathen war. Geſchickt auf die Stimmung des Grafen eingehend, ſprach er halb fragend halb theilnehmend: „Sie erhalten ſo unangenehme Nachrichten, Herr Graf?“

Dieſelbe Frage that die Gräfin, wiewohl mit größerer Beſtimmtheit.

„Was kann es ſein,“ erwiderte Dolgorow, „als neue Urſachen zu den alten Klagen. Durchaus verkehrtes Verfahren, unſinnige Änderungen, widerſprechende Beſtimmungen, die alles kreuzen und lähmen, was man mit eigner Kraft

aus Liebe zum Vaterlande unternimmt! — Verzeihen Sie, aber ich muß einige Zeit allein sein, um den Unwillen in mir austoben zu lassen."

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging auf sein Zimmer, während zugleich die Damen die ihrigen aufsuchten. Bianca nahm indeß mit den tröstenden, freundlich gesprochenen Worten Abschied: „Ich hoffe wir sehen uns beim Thee wieder."

Kaum war Dolgorow auf seinem Zimmer angelangt, als er dem Kammerdiener schellte, um ihn nochmals über alles das genau zu befragen, worauf er seine Vermuthungen gegründet habe.

Jacques, der längst merkte, wie wichtig die Angelegenheit dem Grafen sei, verschwieg, theils um das Verdienst der Entdeckung mit Niemandem zu theilen, theils um sich Jeannettens Gunst zu erhalten, nicht nur was diese ihm gesagt, sondern daß sie ihm überhaupt das Wichtigste vertraut hatte. Daher waren dem Grafen seine Aussagen völlig ungenügend. Er hieß ihn gehen und blieb sinnend in seinem Zimmer, indem er sich quälte ein Mittel ausfindig zu machen, um die Wahrheit zu entdecken. Plötzlich leuchtete es ihm hell auf. „Thor!" rief er, „wie kannst Du so stumpfsinnig sein und nicht gleich darauf verfallen! Entweder er oder sie müssen irgend Briefe, Documente, oder sonst Erkennungszeichen hier haben, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, daß sie einander aufgefunden hätten! — Das muß mir Licht geben. Zuerst wollen wir das Leichtere versuchen und Feodorownas Zimmer in der Stille durchsuchen."

Er schellte. Jacques trat ein.

„Ist die Fürstin auf ihrem Zimmer?"

„Nein; Ihre Durchlaucht arbeiten bei der gnädigen Gräfin."

„Es iſt gut! — Ihr könnt gehen.“

So wie der Kammerdiener fort war, zündete Dolgo-ruki eine kleine Blendlaterne an, nahm ſie unter den Mantel und eilte auf Biancas Zimmer. Es gelang ihm unbemerkt einzutreten. — Sogleich ſchloß er die Thüren nach beiden Seiten ab und begann die Unterſuchung. Er hatte einige Hauptſchlüſſel zu ſich geſteckt, denen ſo leicht kein Schloß widerſtand, und die er von ſeinem gefährlichen, diplomatiſchen Verhältniß her beſaß, wo er die Papiere ſeiner Untergebenen ſtets insgeheim aufs ſorgfältigſte bewachte, um ſich ihrer Treue zu verſichern. Mit Hülfe dieſer Werkzeuge gelang es ihm bald Biancas verſchloſſenen Schreibtiſch zu öffnen. Nach kurzem Suchen fand er unter ihren Briefen den von Ruſchka an ſie obenauf liegen, da ſie ihn erſt vorgeſtern wieder zurückgelegt hatte. Dieſer hob alle Zweifel; und da er vollends das Portefeuille entdeckte und öffnete, in dem die Portraits beider Ältern ſich befanden, deren Ähnlichkeit mit den Kindern nicht zu verkennen war, ſo bedurfte es weiter nicht der mindeſten Erklärung oder Nachforſchung, um zu wiſſen, daß Bernhard der aufgefundene Bruder ſei. — Sorgfältig legte er Alles an ſeinen Ort, ſchloß die Thüre wieder auf und eilte auf ſein Zimmer zurück.

Jetzt beſchäftigten ihn die Entwürfe, wie er das keimende Unheil am beſten zu erſticken vermöge. Sein Plan war bald gefaßt. Er mußte Feodorownas Lippe eben ſo verſiegeln wie Ruſchkas durch Drohungen gegen das, was ihr das Theuerſte auf der Erde war. Die Aufgabe war für den Gewiſſenloſen leicht, nur hatte er die Mittel nicht ſogleich in Händen. Bernhard und Ludwig mußten das Loos der im Schloß befindlichen gefangenen Franzoſen theilen. Dann ſollte ihr Schickſal davon abhängig gemacht werden, ob Feodorowna auf die Hoſtie ſchwören wolle, das Geheim-

niß ihrer Geburt niemals zu verrathen. Doch dazu bedurfte es einer stärkern Mannschaft, als man im Schloß hatte. Außer den Dienern, unter denen die meisten Leibeigene Feodorowna's waren, auf die sich Dolgorow in einem entscheidenden Falle nicht unbedingt verlassen konnte, war keine Mannschaft im Schloß. Bernhard und Ludwig allein vermochten einen so entschlossenen Widerstand zu leisten, daß man wenigstens gezwungen werden konnte sie zu tödten, und alsdann war die Bürgschaft für das Geheimniß verloren. Feodorowna's Leben selbst aber durfte Dolgorow nicht gefährden, theils weil ihre Leibeigenen in solcher That einen furchtbaren, nicht zu versöhnenden Frevel gesehen hätten, theils weil er voraussah, daß die Gräfin ihre Zustimmung versagen werde, endlich aber auch weil er selbst hier das innere Maaß seines frevelhaften Wollens erschöpft fühlte. Denn Jeder, auch der Verderbteste, trägt eine Grenze seines frevelnden Wollens in sich, die er nicht zu überschreiten wagt. Selbst der tiefste Abgrund der Verbrechen erschöpft sich und erreicht einen Punkt, wo das heilige Gebot der Sittlichkeit sich so unbesiegbar geltend macht, daß der Entarteste, und sollte er darüber die Frucht aller seiner frühern Frevel verlieren, sollte er selbst der irdischen Vergeltung anheimfallen, dennoch die Willenskraft zum Bösen gelähmt fühlt und den letzten Streich, der ihn ans Ziel bringen soll, nicht zu führen wagt. So greift der unsichtbare Arm des Allmächtigen selbst, in das Getriebe verbrecherischen Thuns, und gebietet einen unwiderruflichen Stillstand.

Dolgorow's Plan war gefaßt. Er beschloß eine hinlängliche Mannschaft in die Nähe des Schlosses kommen zu lassen, um jeden Widerstand zu beseitigen. Dann sollten Ludwig und Bernhard ins Freie gelockt, unvermuthet überfallen, ergriffen, gefesselt und in möglichster Stille abge-

führt werden, ſo daß Niemand im Schloſſe deſſen gewahr würde. Wenn man ſo den tieferen Wald erreicht hätte, wollte ihnen Dolgorow erklären, daß ihr und Feodorownas Schickſal von der Bewahrung ſeines Geheimniſſes abhange, und ſie dann mit den übrigen Gefangenen in das Innere des Landes abführen laſſen. Erſt nachdem alles abgethan ſei, ſolle Feodorowna den Hergang der Dinge erfahren, und alsdann würde es ein Leichtes ſein, ihr das Gelöbniß des unverbrüchlichen Geheimniſſes durch Bedrohung der Gefangenen abzudringen.

Willhofen war ein verdächtiger Zeuge für Dolgorow. Er beſchloß daher ſich deſſelben zu entledigen und zugleich durch ihn ſeinen Zweck zu fördern, indem er eben ihn zum Boten wählte, um den Befehl zu überbringen, daß die Mannſchaften aufs Schloß kommen ſollten, zugleich aber dem Förſter, der dieſen Theil der zum Landſturm verſammelten Bauern befehligte, den Auftrag gab, Willhofen nicht mit zurückzuſenden, ſondern ihn bis auf weitere Beſtimmung anderweitig zu beſchäftigen.

Dem wohl überlegten Entſchluß folgte die raſche That. Er ſchrieb den Befehl, verſiegelte ihn, ſchellte und ließ, da Jacques eintrat, Willhofen rufen.

„Hier iſt ein dringender Brief zu beſtellen, Solgnow,“ redete er ihn an. „Du mußt ſofort ſattlen und reiten. Ich mache Dich verantwortlich dafür, daß der Befehl binnen drei Stunden ſpäteſtens eingehändigt iſt.“

Der Alte verbeugte ſich ſtumm, nahm den Brief und ging.

Jetzt ſchöpfte Dolgorow Athem. Die Gefahr ſchien abgeleitet, die drohende Wolke getheilt. Er ahnte nicht, daß ſein Plan geſcheitert war, noch ehe er zur Ausführung kam.

Eilftes Capitel.

Denn Bianca wußte ſchon, daß und wie ſie verrathen wär. Jeannette nämlich hatte in dem Zimmer der Fürſtin geſeſſen und gearbeitet; als das Licht ihr zu fehlen anfing, ſetzte ſie ſich auf einen Lehnſeſſel in der, bei den ſtarken Mauern des Schloſſes ſehr geräumigen Fenſtervertiefung, und arbeitete, ſo lange ſie ſehen konnte. In der Dämmerung hörte ſie auf und ſank, da ſie einige Zeit müßig ſitzen blieb, in Schlummer. Plötzlich wird ſie durch ein Geräuſch geweckt, richtet ſich auf, ſieht ein ſeltſam flackerndes Licht im Zimmer und bemerkt mit Erſtaunen den Grafen, der vor dem geöffneten Schreibtiſch der Fürſtin ſteht. Unwillkürlich der Zeuge dieſer Handlung, fürchtet ſie ſich zu verrathen; die großen ſeidnen Vorhänge bedecken die Fenſter ſo, daß ſie gar nicht bemerkt werden kann. Sie beſchließt daher, ſich nicht zu regen und ſich ſchlafend zu ſtellen. Doch beobachtet ſie alles, was Odlgorow vornimmt. Endlich geht er, nachdem er zuvor beide abgeſchloſſen geweſenen Thüren leiſe wieder geöffnet hat. Dieſer Umſtand muß das Mädchen davon überzeugen, daß hier etwas Geheimnißvolles gegen die Fürſtin, deren ſtandig geſpanntes Verhältniß zu den Ältern ſie ja längſt kennt, unternommen worden iſt. Sie verbindet die Umſtände mit dem, was ſie belauſcht, was ſie Jacques vertraut hat; ſie beſorgt durch ihre Unvorſichtigkeit die ſo aufrichtig von ihr geliebte Gebieterin gefährdet zu haben, ihr Gewiſſen läßt ihr keine Ruhe, ſie muß derſelben geſtehen, was ſie zu wiſſen glaubt, und was ſie geſehn hat. Mit dieſem Vorſatz, durch die treuſte Aufrichtigkeit wo möglich ihren Fehler gut zu machen, will ſie zu der Fürſtin eilen, als dieſe ſelbſt unver-

muthet eintritt. Jeannette erzählt, was geſchehen iſt. Bianca ahnet den Zuſammenhang, ſie ſieht ein, daß ſie völlig verrathen iſt, daß ſie keine Zeit verlieren darf. Sogleich beſchließt ſie mit ihrem Bruder zu ſprechen. Jeannette muß das Zimmer ſchließen und erhält den Auftrag, ſobald ſich Jemand an der Thür vernehmen laſſe, zu antworten, die Fürſtin ſei im Umkleiden begriffen, es könne jetzt Niemand eintreten. Während deſſen eilt Bianca, durch dieſelbe Kopfbedeckung Jeannettens, die ſie ihr' geſtern während des Schlummers heimlich entwendet hatte, vor dem Erkennen geſchützt, durch das Halbdunkel des Corridors begünſtigt, auf Bernhards und Ludwigs Zimmer und erzählt dieſen, was geſchehen iſt. Flucht noch in dieſer ſelben Nacht wird beſchloſſen; Gregor wird die Hülfloſen aufnehmen, wenn es gelingt ſeine Wohnung zu erreichen, bevor er den Weg zu dem Schloſſe angetreten hat, oder wenn der Zufall es ſo glücklich fügt, daß man ihm begegnet. Schlägt dieſe Hoffnung fehl, ſo bleibt Smolensk, das noch von den Franzoſen beſetzt iſt, als Zufluchtsort übrig.

Willhofen ſoll der Begleiter auf der Flucht ſein. Er wird von allem unterrichtet und verſpricht Pferde und einen Schlitten bereitzuhalten. Um das Nöthige dazu vorzubereiten hat er eben das Zimmer verlaſſen, als ihm Jacques begegnet und ihn zum Grafen ruft. Mit einer Ahnung deſſen, was geſchehen ſoll, tritt er zu dieſem ein, doch bewahrt er ſeine völlige Ruhe und gewohnte Haltung. Ohne Verdacht übergiebt ihm Dolgorow den Brief, den Willhofen aber ſogleich in Bernhards Zimmer hinüberträgt, wo Bianca noch verweilt. Man öffnet ihn; Bianca lieſt den ruſſiſch geſchriebenen Befehl; Dolgorow's Abſicht iſt unzweifelhaft. Bernhard ahnet ſeinen Plan, wenngleich nicht in ſeiner vollen Abſcheulichkeit, da der Edle nie ſo tief in die Seele des

Frevlers eindringt, um seine Entwürfe in ihrem ganzen Umfange zu übersehen.

Jetzt drängt der Augenblick, es ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Flucht muß noch in dieser Stunde geschehen. Während Willhofen hinuntereilt, um unter dem Vorwande, sein Pferd zu holen, die Rosse an den Schlitten zu spannen, versieht sich Bianca auf ihrem Zimmer mit dem Nothwendigsten. Sie kann jetzt nicht umhin, Jeannetten zur Mitwisserin zu machen; diese will nicht von der Gebieterin weichen, sondern fleht mit Thränen ihr Schicksal theilen zu dürfen. Bianca muß einwilligen sie mitzunehmen, um so mehr als von Dolgorow's Zorn Alles für das Mädchen zu fürchten ist, wenn er nur eine Ahnung hat, daß sie sein Geheimniß verrathen haben könnte. Diese packt daher in größter Eile Kleidungsstücke und was sonst unentbehrlich scheint, zusammen, während die Gebieterin sich mit Geld versieht und ihre Juwelen, Papiere, Briefe und Andenken in ein Kästchen sammelt. Bernhard und Ludwig haben sich indessen auf Willhofen's Anweisung mit Pistolen, die den bewaffneten Bedienten zugehören, versehen. Ludwig geht hinunter in den Hof, um, sobald Willhofen sich zu Pferde setzt, diesem mit dem Schlitten zu folgen. Bernhard eilt zu der Schwester hinüber, um sie hinabzuführen. Ein Zeichen, welches er von ihrem Fenster aus giebt, zeigt denen im Hofe an, daß die Frauen bereit sind.

In angstvoller Spannung stand Ludwig im Hof und hielt die Blicke unverwandt auf Biancas Fenster gerichtet. Die dringende Gefahr des Verzugs, die an einem Haar hängende Möglichkeit, verrathen zu werden, der Sturz in das tiefste Elend, der dann auf die schönen Träume einer namenlosen Seligkeit folgen mußte, alles dies verwandelte der auf die Folter gespannten Erwartung die Secunden in Ewig-

kelten. Endlich trat Bernhard mit einem Licht an das Fenſter und verlöſchte es an demſelben. Das war das verabredete Zeichen. Willhofen ſchwang ſich zu Pferde und ritt gegen das Thor zu, das er zu öffnen befahl. Ludwig folgte ihm mit dem Schlitten; unter dem Thorweg, an der Treppe, ſo lautete die Verabredung, ſollte er halten und Bianca und Bernhard aufnehmen und dann, ſo raſch die Roſſe es vermöchten, dem vorausſprengenden Willhofen folgen. Daß ſie nicht ſogleich verfolgt werden konnten, dafür hatte der vorſichtige Willhofen dadurch geſorgt, daß er das Geſpann und Zaumzeug aller übrigen Pferde, die im Schloß ſtanden, zuſammengeräfft und über eine eingeſtürzte Stelle der Mauer in den Schloßgraben geworfen hatte, der zwar zugefroren war, wo aber Niemand dieſe Geräthſchaften ſuchen konnte. Es war daher zu erwarten, daß ſie vor Tagesanbruch ſchwerlich gefunden würden. Die Dunkelheit begünſtigte das Unternehmen; leiſe, da man den Tritt der Roſſe auf dem Schnee kaum hörte, gelangte Ludwig bis an den Thorweg. Willhofen war ſchon außerhalb deſſelben und hielt an der Brücke. Beim halbdüſtren Schein der Lampe, die das Flurgewölbe erhellte, ſah Ludwig mit pochendem Herzen drei Geſtalten auf den Stufen der Treppe ſtehen. Er hielt an. „Biſt Du's, Bernhard?“ flüſterte er. „Wir ſind's,“ war die Antwort und zugleich näherte ſich Bianca, um einzuſteigen. Da ertönte plötzlich Dolgorow's furchtbare Stimme: „Verrätherei! Auf! Herbei! Sperrt das Thor, ergreift die Verräther!“ In demſelben Augenblick blitzte ein gezückter Säbel über Bernhards Haupt, und von dem Hiebe getroffen, ſtürzte dieſer zu Boden. Bianca that einen lauten Schrei, warf ſich über den Niedergeſunkenen hin und dem zum zweiten Streich ausholenden Arm Dolgorow's entgegen. „Um des erbarmenden Gottes Willen, haltet ein! — er

iſt mein Bruder!" rief ſie mit einem Tone, der die Seele zerriß.

Ludwig erſtarrte. Doch ſchnell faßte er ſich, ſprang vom Schlitten, riß das Piſtol aus dem Gürtel und ſchoß nach Dolgorow. Er traf ihn leicht an der Schulter, ſo daß dieſer einen Augenblick wankte und zurücktrat. „Flüchte, Unglückſelige," rief Ludwig jetzt und wollte Bianca umfaſſen, doch ſchon waren drei Diener, die in der Geſindeſtube nächſt dem Thor geſeſſen hatten, herbeigeeilt und riſſen ihn von hinten zu Boden. „Packt die Frevler! Bindet ſie!" rief Dolgorow wüthend, und die Diener, die ſich ſchnell durch einige vom Hofe Herbeieilende vermehrten, warfen ſich über die Unglücklichen her. Er ſelbſt ergriff Bianca, riß ſie empor und trug ſie, da ſie ſich ſträuben wollte, mit Gewalt die Stufen herauf. Ihre Kraft brach in ihrem Schmerz; ſie vermochte keinen Widerſtand zu leiſten. Jeannette folgte der Gebieterin. Die Diener, ohne weitren Befehl abzuwarten, riſſen den bewußtloſen Bernhard und den betäubten Ludwig mit ſich fort und ſchleppten ſie dem Grafen nach.

Auf dem obern Corridor begegnete ihnen die Gräfin, die den Schuß und das Getöſe gehört hatte, ohne die Urſach zu wiſſen, und jetzt aus ihrem Zimmer eilte, um ſie zu erfahren.

„Nehmen Sie Ihre Tochter zu ſich, Gräfin," rief Dolgorow, „die Ehre unſres Hauſes ſteht auf dem gefährlichſten Spiel."

„Nicht Eure Tochter!" rief Feodorowna, der die Beſinnung zurückkehrte, außer ſich vor Schmerz; „ich erkenne Eure Rechte nicht mehr an! Ihr habt meinen Bruder gemordet!" Heftig entrang ſie ſich jetzt den Armen des Grafen und eilte zurück, den Dienern entgegen, welche Bernhard und Ludwig herbeiſchleppten. „Ihr ſeid meine Vaſal-

len," rief ſie dieſe mit einer Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, an; „ich gebiete Euch, dieſe Unglücklichen frei zu laſſen und dem Blutenden Hülfe zu leiſten!"

Dolgorow war ihr nachgeſtürzt. „Wer meinem Befehl nicht gehorcht," drohte er mit hoch empor gehobenem Säbel, indem er die Stimme furchtbar erhob, „dem ſpalte ich das Haupt! Wer wagt es mir zu trotzen!"

Die Leibeigenen der Fürſtin ſtanden unſchlüſſig, da ſie zwiſchen Furcht und Pflichtgefühl ſchwankten. Zwei von Dolgorow's eignen Leuten jedoch beugten ſich ſklaviſch demüthig und ſprachen: „Unſer Gebieter ſoll uns nur befehlen, was wir zu thun haben."

„Ich that es ſchon," herrſchte Dolgorow ſie ergrimmt an; „bindet dieſe Hunde und werft ſie in das tiefſte Gewölbe des Schloſſes hinunter!"

„Nein, es iſt unmöglich," rief Bianca aus und umſchlang den Bruder mit beiden Armen und drückte ſein blutendes Haupt an ihre Bruſt; „ich laſſe Dich nicht, mein Bruder, Du ſollſt in meinen Armen ſterben."

Von einer ſcheuen Ehrfurcht ergriffen, traten jetzo ſelbſt die rohen Leibeigenen zurück und ſchienen eine höhere Pflicht als die des ſklaviſchen Gehorſams zu empfinden.

Dolgorow ſtampfte erbittert mit dem Fuß. „Werft ſie mit hinab, wenn ſie ihn nicht laſſen will!" rief er ingrimmig und ſchritt ſelbſt auf die Unglückliche zu, um ſie von dem Herzen des Bruders zu reißen.

Ludwigs Bruſt wurde bei dieſem Anblick von unnennbaren Qualen durchſchnitten. Da durchdrang ihn plötzlich das Gefühl von der Allgegenwart des höchſten Richters, und in der ſittlichen Kraft ſeiner Überzeugung richtete er ſich ſtolz zwiſchen den Sklaven, die ihm die Arme gefeſſelt hielten, auf, und rief dem Grafen mit der Überlegenheit der Tugend zu:

„Halten Sie ein! Fürchten Sie eine Vergeltung! Der Allmächtige ist Zeuge jeder That; seiner Gerechtigkeit entflieht Niemand!“

Dolgorow wandte sich stolz um. Er fühlte seine Brust getroffen, ja er empfand zum ersten Mal in seinem Leben jenes still geheime Grauen des frevelhaften Bewußtseins. Aber eben darum sträubte sich sein verhärteter Sinn dagegen wie gegen eine schimpfliche Furcht, und er suchte seine Bewegung hinter dem verdoppelten Übermuth zu verbergen. Mit höhnischem Auflachen erwiderte er daher: „Meint Ihr? Ich denke Euch aber zu zeigen, daß man meinem Zorn und meiner Gerechtigkeit noch weniger entflieht!“

In diesem Augenblick ließ sich plötzlich von unten her ein dumpfes Getöse und ein lautes Brausen verworrener Stimmen vernehmen.

Alle stutzten überrascht und lauschten; der Lärmen näherte sich.

„Was giebt's da?“ rief Dolgorow. „Gehe Einer von Euch hinab und sehe zu, was der Lärmen bedeutet!“

Eben wollte einer der Leute dem Befehl gehorchen, als man die Schaar schon die Treppe mit Geschrei heranstürmen hörte. Ein zuckender, flammender Feuerschein in den Gewölben verrieth, daß sie mit Licht oder Fackeln kämen.

Dolgorow, beunruhigt, eilte jetzt selbst der Treppe zu. Das Geschrei und Getümmel der Heraufstürmenden wuchs mit jedem Augenblick.

„Hier, hier!“ rief eine starke Stimme; „mir nach!“

Ludwig erkannte Willhofen's Stimme. Eine Ahnung, daß er Rettung bringe, durchzuckte seine Brust. Doch kaum hatte der Gedanke gekeimt, als ein Schuß und gleich darauf ein zweiter und nach diesem ein furchtbares Wuthgeschrei ertönte.

Dolgorow, auf den die Schüsse gefallen waren, kehrt vollen Laufs zurück; er hielt sich die getroffene Seite; doch schwang er noch muthig den Säbel und rief die Bedienten zur Hülfe auf. Diese waren unbewaffnet und zauderten.

„Fechtet, oder ich selbst stoße Euch nieder," todte Dolgorow und stampfte mit dem Fuß, daß das Gewölbe dröhnte.

Die erschrocknen Sklaven ließen Ludwig und Bernhard los und eilten zu ihrem Herrn heran. Da erfüllte plötzlich heller, rothleuchtender Fackelschein das ganze Gewölbe und Ludwig erkannte den getreuen Willhofen, der, in der Rechten den Säbel, in der Linken einen hellen Brand schwingend, eben auf der Höhe der Treppe sichtbar wurde. Raschen Laufs drang er vorwärts, eine Menge Leute mit Knütteln und Stangen hinter ihm her. Sie stürmten wild auf Dolgorow und die Seinigen ein; diese ergriffen die Flucht und stürzten den Corridor hinunter. Dolgorow wollte Stand halten; doch er wurde überwältigt, zu Boden geworfen, die Schaar drang vor, und bevor Ludwig sich besinnen konnte, ergriff Willhofen seine Hand, schüttelte sie fröhlich und rief jubelnd: „Wir sind gerettet, Herr!"

Ludwig sank dem Getreuen an die Brust und hielt ihn in trunkener Beklemmung der Freude umfaßt.

Bianca kniete auf dem Boden; das Haupt des niedergesunkenen Bruders lag in ihrem Schooß, sie faltete die Hände über seinem blassen, blutigen Antlitz, ihre bebenden Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen, doch in ihrem emporgerichteten Auge glühte der reinste Dank gegen den Allgütigen. „Bruder, nur Du öffne das Auge wieder!" stammelte sie nach einigen Augenblicken und suchte ihm das gesunkene Haupt emporzurichten. Da kehrte ihm die Besinnung zurück, er schlug das Auge auf und fragte: „Wo bin ich?"

„Am Herzen Deiner Schweſter," rief Bianca mit dem Jauchzen der Freude und ihre wallende Bruſt vermochte kaum zu athmen.

Ludwig hatte ſich zu ihr niedergebeugt und half ihr den Ermatteten emporrichten. Er wiſchte ihm mit ſeinem Tuch das Blut von der Stirn und fragte: „Schmerzt Dich die Wunde? Iſt ſie tief?"

„Nein, Beſter," ſprach Bernhard, „mir iſt recht leicht und wohl. Aber was iſt geſchehen?"

„Noch weiß ich es ſelbſt kaum," erwiderte Ludwig; „aber zuerſt muß Dir Hülfe werden."

Der Freund und die Schweſter leiteten ihn auf ſein Gemach. Hier wuſch ihm Bianca ſelbſt die Wunde und verband ſie mit ihrem Tuch. Während deſſen trat Willhofen ein. Ludwig deutete auf ihn und ſprach: „Dieſer iſt unſer Retter; aber wie er es wurde, hat er uns noch nicht erklärt."

„Wahrhaftig, ich weiß es ſelbſt kaum," entgegnete Willhofen. „Ich hielt draußen auf der Brücke und wartete auf Euch, lieber Herr, als ich plötzlich ein lautes Schreien und gleich darauf einen Schuß hörte. Da wandte ich mein Pferd um und ſah die Leute aus der Thorwärterſtube nach dem Schlitten ſtürzen. Nun wußte ich, was es gab. Unſchlüſſig, ob ich fliehen oder bleiben ſollte, ſah ich von draußen den Lärm mit an. Als aber alle die Kerle die Treppen heraufſtürzten und der Thorweg leer ward, kam mir der Gedanke: Die gefangenen Franzoſen müſſen uns helfen! Wie der Sturmwind ſprenge ich in den Hof; der Kerl mit ſeiner alten Muskete, der vor der Thür des Gewölbes, wo ſie eingeſperrt ſind, Schildwache ſtand, war ſich keines Angriffs gewärtig; denn vom Pferde ſpringen, ihn zu Boden werfen, ihm das Gewehr entreißen und ihm mit einem Kolbenſchlag das Hülfe-

ſchreien verbieten, war eins. Das Thor iſt nur von außen verriegelt; ich reiße die Riegel zurück, ſpringe hinein, in der zweiten Thür ſteckt der Schlüſſel, ich öffne und die Gefangenen ſind frei. Schnell raffe ich das Bischen Franzöſiſch, das ich von meiner Jugend her weiß, zuſammen und frage, ob ſie Muth hätten ſich frei zu machen? Ich brauchte beim Henker nicht zwei Mal zu fragen. „So kommt," rief ich, und ſie folgten mir in den Hof. Als ich ſie im Freien hatte, führte ich ſie an einen Haufen Knüppelholz, der gleich rechts in der Ecke liegt und hieß ſie ſich raſch tüchtige Knüttel nehmen und dann mir nach dem Thor folgen. Indeſſen laufe ich voraus, ſchließe das Außenthor ab, damit mir die Burſche nicht etwa vor der Naſe alle zum Teufel in den Wald hinaus liefen und uns im Stich ließen, reiße aus dem Ofen der Wächterſtube ein Paar Brände heraus und trommle und winke ſie nun herbei. Sie ſtürzen pfeilgeſchwind heran, mir nach, die Treppen mit wildem Geſchrei herauf und — das Übrige wißt Ihr ja. Jetzt ſind wir des Schloſſes Meiſter. Aber wir thun doch wohl noch in dieſer Stunde abzuziehen, denn man kann nicht wiſſen was die nächſte bringt."

„Braver Burſche," rief Bernhard, „Du biſt ein Deutſcher geblieben, mitten in Rußlands Steppen. — Ich fühle mich kräftig genug, Freunde, laßt uns eilen das Freie zu gewinnen."

„Der Schlitten iſt noch angeſpannt," antwortete Willhofen, „wir können Augenblicks fort. — Aber horch, was iſt das?"

Man hörte am Thor pochen und draußen Peitſchenknall und das Schellengeläute eines Schlittens.

Alle erſchracken.

„Nur ruhig! Wir wollen ſehen, wer es iſt," ſprach Willhofen; „ſind es ihrer Viele, ſo laſſen wir ſie nicht ein.

Gegen Wenige behalten wir die Übermacht, denn unſre Feinde hier ſind ſchon unſchädlich gemacht. Damit ging er hinaus, um aus einem der vordern Fenſter zu ſehen, wer ſich nahe."

Nach drei Minuten kehrte er wieder und berichtete: „Gefahr hat es nicht, gnädigſte Fürſtin, es iſt der Vater Gregorius!"

„Den ſendet mir der Himmel ſelbſt!" rief Bianca. „O des gütigen Greiſes, der die Nacht und den Winter nicht ſcheut, um meiner Bitte ſo ſchnell er es vermag, zu willfahren. — Öffne, öffne — nein, ich ſelbſt will ihm entgegen."

Sie eilte ſo raſch hinab, daß Willhofen ihr kaum zu folgen vermochte. Nach wenigen Minuten kehrte ſie an der Seite des Greiſes, dem ſie ſich wie eine liebende, vertrauende Tochter anſchmiegte, zurück. „Seht mein Vater, — hier iſt er — er iſt wahrlich mein Bruder!"

Bernhard ſtand ehrfurchtsvoll auf, denn das Antlitz Gregors glich dem eines Heiligen; eine ſanfte Freude milderte den Ernſt ſeiner Züge, ſein Auge glänzte, eine ſtaunende Verehrung der göttlichen Fügungen leuchtete aus dem frommen emporgehobenen Blick. „So wunderbar leitet der Unerforſchliche unſre Schritte," ſprach er unwillkürlich ſtill ſtehend, „ſo führt er die Geſchicke an unſichtbaren Fäden, die er allein zu knüpfen und zu löſen vermag! Sei mir gegrüßt, mein Sohn," fuhr er näher tretend fort und legte die Hand auf Bernhards gebeugtes Haupt, „der Segen des Himmels ruhe auf Dir. Siehe, der Allgütige will Dir wohl; hier wo ſeine Schreckensengel den Übermuth der Frevler ſtrafen, hier in den öden Wäldern und Schneewüſten des Nordens, wo das ſchwarz geflügelte Verderben allen den Tauſenden naht, die das Heiligthum unſres Heerdes, unſrer

Heimath, unſres Gottes antaſteten — hier läßt er für Dich die lieblichſte Blume erblühen und giebt ſie Deiner Wartung, Deinem Schutz, Deiner Pflege hin. Du kamſt mit dem Schwert, aber der Engel des Herrn entwindet es Dir und bietet Dir die Palme."

„Ich empfange ſie mit Rührung und Dankbarkeit," antwortete Bernhard und beugte ſich bewegt auf Gregors Hand.

„O mein Vater," redete ihn Bianca bittend an, „Du ſollſt der Verſöhner ſein, Deine fromme Hand ſoll den Blüthenzweig des Glücks von Haß und Blut reinigen, die ihn beflecken. Der heiligſten Pflicht, der mächtigſten Stimme des Herzens folgend, mußte ich andre ältre Bande brechen; gern hätte ich ſie ſanft gelöſt, aber jetzo hat das Schwert der Zwietracht ſie getrennt. Sei Du der Mittler zwiſchen mir und meinen Pflegeältern; ich verdiene ihren Haß nicht, aber ſelbſt der ungerechte Fluch würde Unheil bringend an meinem Glücke haften. — Wo iſt mein Vater? Wo meine Mutter? — Ich will zu ihnen."

„Ich laſſe ſie drüben im Saale bewachen," antwortete Willhöfen.

„So wollen wir zu ihnen," bat Bianca eindringend. „Mein Bruder, wirſt Du mich begleiten können? — Ludwig willſt auch Du mir folgen? — Erweicht Eure harten Männerherzen zu dem Werke der Verſöhnung und Liebe."

„Welches Herz ſoll dieſer holden Bitte widerſtehen?" ſprach Ludwig. „Der kälteſte, eherne Grimm, wenn meine Bruſt ihn hegte, würde ſchmelzen wie der Schnee vor dem ſanften Auge des Frühlings."

Bernhard hatte ſie bei der Hand ergriffen und ſagte,

indem er ſie ſanft drückte: „Ich bin ſtürmiſch, unbändig, ach ich weiß es, es iſt wenig Gutes in mir wildem Unhold. Doch Schweſter, Du — an einem Haar Deiner ſeidnen Locken kannſt Du mich leiten und feſſelſt mich unzerreißbarer als die Gewalt mit zehnfältigen Ketten. Durch Dich werde ich vielleicht noch gut, Du Beſte! — Laß uns aber hinüber.“

Sie gingen.

Im Saale fanden ſie Dolgorow finſtren Blickes, bleich von der innerlichen Wuth, auf- und abgehend. Die Gräfin ſaß in einem Lehnſeſſel, erſchöpft und weinend.

„Was wollt Ihr? — Seid Ihr auch in der Verſchwörung und Eurem Vaterlande und Eurem Gott abtrünnig, Gregor?“ grollte Dolgorow den ſich ihm nähernden Greis finſter an.

Dieſer erwiderte ihm mit ſanfter Stimme: „Sprecht nicht Worte des Haſſes in dieſer Stunde, wo der ewige Lenker der Dinge Euch ſein ernſtes Angeſicht gezeigt hat. Sprecht nicht Worte des Haſſes, jetzt, da wir Euch mit Liebe nahen! Ihr habt heilige Bande der Natur getrennt, aber das Auge Gottes wachte und führte die zuſammen, die ſich gehören ſollten. Zürnet nicht denen, die keine Schuld tragen, verſöhnt die ſtrenge That durch milde Liebe. Die Euch ſo lange Vater nannte, ſie geht von Euch, denn eine neue Pflicht ruft ſie; laßt ſie in Liebe und Verſöhnung ſcheiden.“

Dolgorow ſchwieg und wandte ſich ab.

„Mein Vater, meine Mutter!“ ſprach Bianca mit bebender Stimme und trat furchtſam näher; „ich möchte dieſe heiligen Namen, die ich durch Sie kennen lernte, nicht gern vergeſſen. Ich duldete viel, aber ich genoß auch viel des Guten; dafür bewahrt mein Herz unvergeßlichen Dank. Schei-

den muß ich, denn ich würde ewig eine Fremde hier geblieben ſein. Keine Gewohnheit, keine Übung des Lebens hat die Triebe und Keime ändern können, die die Natur in meine Seele legte. Mir ſind andre Empfindungen und Neigungen als Erbtheil überkommen, ich muß zurücktreten aus dieſen Kreiſen, in denen ich mich niemals heimiſch fühlte. Und mich ziehen heilige, theure Pflichten. Nicht nur das Band, was die Schweſter an den Bruder knüpft, auch ein anderes, eben ſo heiliges, umwindet mich mit unzerreißbarer Feſſel. Mein Herz hat gewählt. Ich fühle, daß meine Liebe einem göttlichen Gebot gehorchte, darum bekenne ich ſie frei und offen. So müſſen ſich die alten Bande löſen. O meine Ältern, laſſet es nicht gewaltſam geſchehen! Erſpart mir und Euch ſelbſt einen Schmerz, dem wir nur durch freien Entſchluß entgehen können! Scheiden wir in Liebe!

Bittend war Bianca der Gräfin genaht und ergriff ihre herabhängende Hand. „Habe ich jemals meine Kindespflicht gegen Sie verſäumt meine Mutter? Selbſt das ſchmerzlichſte Opfer brachte ich ja blutend und ſtumm; ein Opfer, das, ich fühle es, ſelbſt über die Macht der Ältern ging. Ein waltender Gott hat meine Feſſel gelöſt, noch ehe mich ihre Schmach berührte. Erkennen Sie den Wink des Allmächtigen! Beugen Sie ſich ſeinem Willen und ſegnen Sie mit Liebe, was Sie nicht mehr ändern können. Das ſei mein Lohn für die Stunde der unvergeßlichen Qual, wo ich mich Ihrem Willen beugte und alle Hoffnungen des Lebens begrub. Sie ſind erſtanden, mächtig erſtanden durch den wunderbaren Rath des Ewigen. O gießen Sie den milden Thau des Segens über die jungen Blüthen, vergiften Sie ſie nicht mit den kalten Tropfen des Haſſes!“

Die Gräfin wandte ſich zwar weinend, aber ungerührt

ab. Ihre Thränen waren nur die der Erbitterung. Dolgorow stand stumm, unbeweglich.

„Frommer Vater Gregor!“ bat Bianca mit fast erstickter Stimme, „o laßt Ihr noch einmal Euer mildes Wort ertönen. Eure geheiligte Stimme wird tiefer eindringen, als die Bitte der Tochter.“

Der Greis trat näher zu der Gräfin, redete aber zu Beiden gewandt: „Liebet Eure Feinde und thut wohl denen, die Euch hassen, fordert das Gebot des Herrn von uns. Ihr sollt nur die geringere Pflicht erfüllen, Liebe mit Liebe zu vergelten, da nicht zu zürnen, wo keine Schuld waltet. Das übt der Wilde gegen den Wilden! Ihr werdet Euch des nicht weigern. Bei der Gnade des Erbarmers, deren Ihr bedürft in Eurer letzten Stunde — und wißt Ihr denn, ob die nächste nicht die letzte ist? — bei der sühnenden Liebe des Heilandes, ermahne ich Euch, thut nach dem göttlichen und menschlichen Gebot und verhärtet Euch nicht im Zorn!“

„Es ist genug!“ fuhr Dolgorow erbittert auf. „Ihr seid der abtrünnige Priester der Feinde geworden! Was wollt Ihr jetzt von mir? Ich bin Euer Gefangener. Die Fürstin Schalskoi, die Tochter Rußlands, läßt den Grafen Dolgorow, ihren Vater, den Vertheidiger der Heimath durch Verräther fesseln! Es ist ihr geglückt, sie mag nun weiter bestimmen!“

„O Himmel, das ist zu viel!“ rief Bianca und verbarg ihr Haupt an Gregors Brust, der den Arm sanft um sie legte.

„Schwester komm, sonst breche ich, was ich Dir gelobt,“ sprach Bernhard dringend, vor Zorn bebend.

Ludwig trat in edler Haltung vor und wandte sich zu

Dolgorow: „Können Sie es ertragen, so vor dem eignen Richter Ihrer Bruſt zu ſtehen? Hören Sie auf das ſchönſte Herz mit unwürdiger Läſterung zu kränken! Hier finden Sie kein Ohr, das durch ſolche Worte getäuſcht wird.“

Dolgorow antwortete nicht.

Da erhob Gregor ſeine Hände zum Himmel und betete feierlich: „Himmliſcher Vater! Schenke du dieſer Reinen deine Gnade. Sie iſt ſchuldlos vor Dir!“ Hierauf legte er die Hände ſegnend auf Biancas Haupt. „Hier empfange den Segen des Herrn! Sein ſanfter Fittig ſoll ſich über Dich breiten und Dich ſchützen vor dem Grimm des Böſen! Und folgte ſelbſt der Fluch eines wahren Vaters Dir nach, er ſollte machtlos abgleiten vor dem Schild, den der Herr durch mich über Dich breitet. Ziehe nun in Frieden, wohin die heilige Stimme des Herzens Dich ruft. Rein biſt Du von jeder Schuld, ſo wird auch das heitre Loos der Guten Dir werden!“

Und mit dieſen Worten wandte er ſich ab und ging der Thür des Saales zu. Wankend folgte Bianca; Bernhard und Ludwig ſtützten und geleiteten ſie.

„Setzt Euch nur raſch in den Schlitten, lieber Herr,“ bat Wülhofen, der ſie draußen erwartete, mit dringender Eil, „wir müſſen wahrlich fort. Aber verwahrt Euch wohl, denn die Nacht iſt kalt. Ich bin gleich hier fertig und ſetze mich dann zu Pferde, um mich warm zu reiten.“

Ludwig folgte dem Rath des redlichen Freundes. Er half Bernhard mit der Schweſter einſteigen, ſetzte ſich als Führer auf den Schlitten und nahm zum zweiten Mal die Zügel.

Bianca hielt den Bruder, der ſich doch von dem Blutverluſt ſehr ermattet fühlte und in der ſchneidenden Kälte auch die Schmerzen der Wunde empfand, ſanft in ihren

Armen. Jeannette setzte sich, da jetzt mehr Raum zur bequemern Lage Bernhards wünschenswerth war, zu Gregor in den Schlitten.

Wilthofen hatte indessen die gefangenen Franzosen versammelt, die sich nach dem Kriegsrecht in der Schnelligkeit mit allen Kleidern, Lebensmitteln und Waffen versehen hatten, die im Schlosse zu finden waren. Er nahm den Führer derselben, einen jungen Offizier, bei Seite und bedeutete ihn, was er zu thun habe.

„Folgt nur der Spur der Schlitten," sprach er, „so gelangt Ihr bis an drei große Tannen, neben denen ein Wegweiser steht. Dort geht Ihr rechts, wenn die Spuren unsrer Schlitten sich links wenden. Alsdann erreicht Ihr Smolensk in zwei Stunden. Die Nacht ist sternenklar und schneehell, Ihr werdet genug sehen. Die Gräfin laßt Ihr am besten hier auf dem Schloß, den Grafen nehmt in Eure Mitte als Geisel mit, wenn Euch ja unterwegens ein Trupp Russen begegnen sollte. Ich stehe Euch dafür, sie krümmen Euch kein Haar, wenn sein Leben daran hängt. Und folgt Ihr meinem Rath, so laßt ihn am Thor der Festung frei, denn es ist nicht gut, die Rache seiner Feinde zu arg zu reizen, und laßt Ihr ihn mit guter Art zurückkehren, so kann's Euch noch einmal zu Statten kommen. — Auf jeden Fall aber beeilt Euch das Schloß zu verlassen, denn hier seid Ihr keine Stunde sicher vor ungebetenen Gästen. Wollt Ihr aber reiten, so stehen im Stall noch etliche Pferde, aber das Zaumzeug liegt im Schnee des Schloßgrabens hinter der alten Mauer. Nun gehabt Euch wohl!"

Jetzt schwang sich der Alte zu Pferde und sprengte zum Schloßthor hinaus. Die beiden Schlitten folgten ihm in voller Eile. Bald nach Ihnen verließen auch die befreiten

Gefangenen, ihre Geisel, Dolgorow, in die Mitte nehmend, im kleinen geordneten Trupp, das Schloß.

Noch einmal wandte Bianca das Haupt zurück. Wie die Thürme des Schlosses hinter ihr schwanden, athmete sie freier und freier auf. Jetzt, da der düstre Wald sie in sein schauerliches Dunkel hüllte, lehnte sie das Haupt sanft gegen die Brust des Bruders und vergoß wehmüthig süße Thränen unaussprechlicher Rührung.

1812.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

L. Rellstab.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Zur Großherzogl.
Doberaner Bibliothek.

Zwölftes Buch.

Erstes Capitel.

Der Tag graute noch nicht, als Rasinski an der Spitze der Getreuen, die von seinem Regiment noch übrig waren, und inmitten des ganzen Zuges, den das abmarschirende Ney'sche Corps bildete, die Ringmauern von Smolensk verließ. Der Himmel war düster bezogen, kein Stern drang durch seine finstren Schleier; nur der matte Schimmer der Schneedecke, welche sich über die Gefilde breitete, warf einiges Licht in das tiefe Dunkel. Rings Alles stumm und öde; das Rasseln der wenigen Kanonen, die noch fortzuschaffen waren, und das Klirren der Waffen unterbrachen allein die beklommene Stille. Denn der Soldat selbst ließ keinen Laut vernehmen, sondern schritt stumm und düstrer Gedanken voll durch die Schneewüste hin.

Nach einer Stunde hatte der Zug dieser Krieger, welche die letzten Schaaren bildeten, die aus dem unwirthbaren Rußland auszogen, einen dichten Fichtenwald erreicht. Plötzlich ließ sich von hinten her ein dumpfes Krachen vernehmen, und zugleich flammte ein Lichtschein gegen die Spitzen der alten Bäume. Alles horchte gespannt auf, denn im ersten Augenblick glaubt man den Donner feindlicher Kanonen zu hören.

„Es ist nichts," sprach Rasinski zu Jaromir, der neben ihm ritt; „die Thürme und Mauern der Festung werden auf-

gesprengt. Es ist das alte Recht des Krieges, dem Feinde wenigstens nicht zu gönnen, was man selbst nicht besitzen kann."

Das schauerlich dumpfe Getöse dauerte eine Zeit lang fort. Der Tag fing jetzt an zu grauen. Der Zug der Krieger, der Wagen wurde allmälig sichtbar.

„Behalte die Leute unter Deiner Obhut, Jaromir," sprach Rasinski, „ich will mich überzeugen, wie es unsren Verwundeten und Kranken ergeht."

Mit diesen Worten ritt er die Reihen entlang, bis zu den Wagen, auf denen man die Verwundeten, die noch Hoffnung zum Leben und zur Herstellung gaben, fortschaffte. Die übrigen hatte man der Menschlichkeit des Feindes überlassen müssen.

Boleslav, der von einem nicht gefährlichen Schuß in der Seite verletzt war, befand sich nebst einigen Kameraden des Regimentes auf einem Wagen, den Rasinski's unermüdliche Fürsorge ihm geschafft hatte.

„Nun, wie steht es, Freunde?" redete Rasinski die Seinigen an und reichte Boleslav die Hand hinüber.

„So gut es kann," antwortete der Jüngling, der mit bleichem Angesicht, tief in den Mantel gehüllt, den Kopf gegen die Kälte durch ein schwarzes Tuch verbunden, auf dem Wagen saß. — „Hast Du aber gar nichts ausgekundschaftet?"

„Es war alles vergeblich", erwiderte Rasinski düster; „das unersättliche Ungeheuer dieses Krieges, das so viele Tapfere und Edle verschlungen hat, verlangte auch diese Beute. — Wären sie von den Unsren gewesen, ich wollte nicht klagen! Sie sind der schönen Sache ihres Vaterlandes gefallen, würde ich tröstend zu mir sagen; der Kampf war ihre Aufgabe, sie mußten Blut und Leben daransetzen,

wie wir Andren auch. Diesem fällt das dunkle Loos des Todes, Jenem das heitre des Lebens — wir sind auf beides gefaßt, wissen was unsrer wartet, und dürfen nicht klagen. Aber unsre Freunde! Nicht ihr Herz führte sie hierher. Der Krieg, der über jedes andre Haupt ein schneidendes Schwert schwingt, sollte über das ihre einen Schild gegen feindliche geschärfte Pfeile und Gifte breiten. Ich bot ihnen dieses gefährliche Obdach; doch diese alles verschlingende Charybdis des Elends und des Entsetzens hat nun auch sie in ihre Strudel hinabgerissen. — Es muß überstanden werden, Boleslav; dazu sind wir Männer. Ich fühle es, daß eherne Rad des Schicksals geht zermalmend über unsre Brust; doch unser brechender Blick soll kein verzagtes Herz verrathen!"

„Wer weiß," erwiderte Boleslav schwermüthig, „wie bald wir wieder mit ihnen vereinigt sind!"

„Ich hoffe nichts mehr!" entgegnete Rasinski, der ihn mißverstand.

„Hier trennt der Tod die Kameraden nicht lange von einander, meine ich," sprach der Jüngling, das Haupt langsam schüttelnd, indem er aus den großen schwarzen Augen einen Blick zuerst auf die Jammergestalten rings um ihn her und dann in die Weite hinaus warf, als wolle er die hinsterbenden Kräfte dieser Leidenden mit den unbegrenzten Räumen vergleichen, die sie zu durchmessen hatten, bevor sie die wirthbaren Stätten der Heimath wiedersähen.

„So verstehst Du's? Dann hast Du freilich Recht," antwortete Rasinski; „bist Du so ermattet von Deiner Wunde, daß diese Dich an den Tod gemahnt?"

„Nein," erwiderte Boleslav; „ich fühle mich besser. Vielleicht kann ich in wenigen Tagen schon wieder zu Pferd

sein. Eine kürzere Strecke könnte ich schon heute gehen oder reiten."

„Nun, so gehab Dich wohl," rief Rasinski rasch und fast rauh, weil er weich zu werden befürchtete; „ich werde Euch nicht aus den Augen lassen Kinder," setzte er, gegen die übrigen gewandt, hinzu. Hierauf spornte er sein Pferd und ritt zu Jaromir zurück.

Boleslav, der in seinem ernsten verschlossenen Gemüth alles tiefer empfand, als er zu äußern pflegte, war auch durch den Verlust Bernhards und Ludwigs im Innersten bewegt worden. Und fast war es unmöglich, etwas anders als ihren Tod zu vermuthen; denn da sie erfahren haben mußten, daß Rasinski plötzlich befehligt worden war, mit seinem Regiment zurück zum Ney'schen Corps zu gehen, hätten sie sich ihm gewiß anzuschließen gesucht, oder ihn wenigstens in Smolensk erwartet. Es waren noch Viele in der Stadt, die ihnen hätten Auskunft geben können, unter Andern Obrist Regnard, der mit dem Vicekönig von Italien die Festung erst verließ, als Rasinski schon mit den Seinigen wieder eingerückt war. Allein an Keinen hatten sie sich gewandt, Niemand hatte eine Spur von ihnen entdeckt. Wären sie aber vorwärts gegangen, hätten sie eine Gelegenheit gehabt, auf leichteren Wegen die Heimath zu erreichen, so würden sie unfehlbar Sorge getragen haben, Regnard und durch ihn Rasinski zu benachrichtigen. Die Wahrheit ihres Geschicks war freilich Niemandem bekannt geworden; und so wurden sie der unermeßlichen Zahl derer beigesellt, welche sich täglich aus den Reihen ihrer Kameraden verloren.

Rasinski trug den Verlust, der ihn fast zerschmetterte, mit jener männlichen Kraft, wodurch er sich über die härtesten Schläge des Geschicks erhob; Jaromir beneidete in seiner innern Zerrüttung die, welche von der Last des Lebens

befreit waren; Boleslav empfand den tiefſten Schmerz brüderlicher Freundſchaft, aber er war es ſchon gewohnt, an verborgenen Wunden zu verbluten; ſein ſtilles Antlitz verrieth wenig.

So ſaß er denn auch jetzt düſter ſinnend und ließ ſeine Blicke über den Zug ſchweifen, der ſich im grauen Morgennebel von ihm verlor; die Wagenreihe mit Verwundeten bildete den Schluß deſſelben. Ein kaum bemerkbar anſteigender Feldrücken durchſchnitt die Straße; aber er war auf ſeinem Abhange mit Glatteis bedeckt, ſo daß die matten Pferde trotz der Flüche und Peitſchenhiebe ihrer Führer die unbedeutende Anhöhe nicht hinaufzuklimmen vermochten. So ſtopften ſich die Wagen und Kanonen, und während Reiter und Fußvolk vorüberzogen, blieben ſie zurück. Indeſſen gelang es nach und nach Allen, das Hinderniß zu überwinden, welches jedem Späteren, da das Eis ſich ſplitterte und ſomit an Glätte verlor, leichter wurde. Schon waren die letzten Wagen, zu denen auch Boleslav's gehörte, faſt an der Reihe, als einer derſelben, der mit Gepäck und Frauen zu belaſtet war, trotz aller Anſtrengung der Roſſe und des Führers das Hinderniß nicht zu überwinden vermochte. Die hinter ihm Wartenden fluchten und tobten und drangen darauf das Fuhrwerk, welches alle andren aufhalte, zurückzulaſſen. Man würde daneben hingefahren ſein, allein ſchon hatte man die mindeſt ſteilen Punkte des Weges aufgeſucht, und ſomit würde jeder Verſuch, die Höhe an einer andren Stelle zu erklimmen, ungleich ſchwieriger geweſen ſein. So mühten und quälten ſich denn zwei elende Pferde vergeblich, den glatten Abhang hinanzuklimmen; menſchliche Hand konnte auch nicht helfen, da nur kraftloſe Kranke und Verwundete ſich auf dem Wagen befanden, und ſelbſt die Führer zu dieſen gehörten. Endlich ſtürzten beide Roſſe auf der halben Höhe des Hügels er-

ſchöpft zuſammen, und da ſie den Wagen nicht mehr halten konnten, rollte dieſer zurück und ſchleifte die Pferde mit hinab. Ein Schrei der Angſt und des Schreckes ertönte ſowohl von denen, die ſich auf dem Wagen befanden, als von denen, auf die er hinabzurollen drohte. Doch waren nur die erſteren in Gefahr, denn er gleitete ſeitwärts, kam mit einem Rade in ein tiefes Geleiſe, ſtieß mit dem andren gegen einen Eisblock und ſchlug krachend um.

Schon hatte die eigne Noth und das Bedürfniß der Rettung das menſchliche Gefühl ſo abgeſtumpft, daß die Übrigen mehr Freude darüber, das Hinderniß ihres Fortkommens aus dem Wege geräumt zu ſehen, als Theilnahme für das Schickſal ihrer Kameraden und der hülfloſen Frauen, die auf dem zerbrochnen Wagen geſeſſen hatten, empfanden. Dieſe aber hatten ſich ſchnell emporgerafft, und da ſie ihr Fuhrwerk unbrauchbar ſahen, eilten ſie, ihr Gepäck in dem Arm, nach den nächſten Wagen, um ſich auf dieſe zu ſchwingen. Doch ſie wurden meiſt gewaltſam zurückgewieſen, da wirklich kaum die Möglichkeit vorhanden war, die Fuhrwerke noch mehr zu belaſten.

Als Boleslav verwundete Krieger mit Erbitterung abweiſen und hülfloſe Frauen mit Peitſchenhieben zurückgetrieben ſah, ſchnitt ihm der Jammer durch das Herz. Er erhob ſich und rief: „Freunde, laßt Eure Kameraden nicht im Stich!“ „Alter,“ rief er einem graubärtigen, ſchwer verwundeten Grenadier zu, „komm hierher, wir wollen Dich aufnehmen, und dagegen mag Einer von uns abwechſelnd zu Fuß gehen. — Ich will der Erſte ſein, der es verſucht.“

Damit ſtreckte er dem Krieger die Arme entgegen und half ihm, während er ſelbſt abſtieg, auf den Wagen.

Dies Beiſpiel wirkte; man entſchloß ſich, auf jeden Wagen einen Verwundeten aufzunehmen. Doch waren nicht

ſo viel Wagen als Hülfsbedürftige da, und eine junge, in Pelz dicht eingehüllte Frau mit einem etwa dreijährigen Kinde auf dem Arme, anſcheinend die Gattin eines Offiziers, wurde überall zurückgewieſen, während ihre beiden Begleiterinnen ſchon Platz gefunden hatten.

Soll die Mutter ihres Kindes wegen in dieſer Einöde verſchmachten? dachte Boleslav und ein Grauen überlief ihn. Doch noch kälter packte ihn der Schauder an, als er jetzt die Unglückſelige das Kind plötzlich in den Schnee ſchleudern und, von der Laſt befreit, allein auf den nächſten Wagen vor ihm zuſtürzen ſah. „So nehmt mich denn allein auf," rief ſie mit durchdringendem Ton der Angſt; „ſo rettet ihr wenigſtens ein Leben!"

Dieſe unnatürliche That einer Mutter aber durchbebte ſelbſt die an jedes Elend und Grauſen des Krieges gewöhnten Männer mit einem ſchaudernden Gefühl. Boleslav ſprang auf das weinende Kind, das in den tiefen Schnee faſt verſunken war, zu und hob es empor. Doch welch ein Grauen zuckte durch ſeine innerſte Bruſt, als er in dem kleinen Weſen Aliſettens Pflegling und in der im jammervollen Wahnſinn um Rettung Flehenden dieſe ſelbſt erkannte.

„Allmächtiger Gott," rief er entſetzt aus; „das iſt Deine waltende Vergeltung!"

Durch die That der Unglückſeligen war das Gefühl des Erbarmens und des Mitleids in den Kriegern völlig erloſchen. An ihre Stelle trat die rohe Freude, einen empörenden Frevel ſogleich rächen zu können.

„Bringt uns das Kind, das arme Kind, das wollen wir retten," rief der Chaſſeur von dem Wagen herab, auf den Aliſette vergeblich zu klimmen ſuchte, indem er zugleich mit hartem Fauſtſchlage die Unglückliche zurücktrieb. Boleslav folgte dem Zuruf, faſt ohne zu wiſſen, was er that.

Der Chasseur streckte ihm die Hände entgegen, er reichte das kleine Wesen hinauf, und der wild aussehende bärtige Krieger nahm es in seinen Arm und herzte und küßte es freundlich. Alisette war indessen in wahnsinniger Angst auf den nächsten Wagen zugestürzt und versuchte dort das Mitleid durch Händeringen und Weinen rege zu machen. Doch der Abscheu gegen sie hatten sich aller Herzen bemächtigt, und mit rauher Stimme rief ihr ein ergrauter Sergeant entgegen: „Fort Rabenmutter! Laufe zu Fuß durch den Schnee!"

„O erbarmt Euch meiner Jugend," jammerte Alisette und warf sich auf die Kniee in den Schnee nieder und rang die Hände verzweiflungsvoll.

Jetzt näherte sich ihr Boleslav, berührte sie an der Schulter und sprach ernst, aber sanft: „Fassung Alisette, tragen Sie Ihr Schicksal mit Geduld. Die Beschwerde ist zu überwinden; ich werde Sie leiten und unterstützen, so viel ich vermag!"

Die Unglückliche, die noch immer auf den Knieen lag, hatte ihn während dieser Worte mit halb irren Blicken sprachlos angestarrt; erst nachdem er geredet, schien sie ihn zu erkennen. „Wie?" rief sie mit verwilderten Zügen, „O, Ihr konntet so demüthig bitten um ein Lied in guten Tagen! Und jetzt wollt Ihr mich der namenlosen Marter Preis geben! Ich soll in dieser Wildniß verschmachten!"

Bei diesen Worten sprang sie heftig auf und stürzte wiederum auf den Wagen zu, wo das Kind zitternd, an die Brust des Chasseurs geschmiegt saß. Ehe man ihre That nur ahnen konnte, riß sie das unschuldige Wesen wieder herab, schleuderte es zum zweiten Mal auf den Boden und rief: „Laßt es hier, es weiß noch nicht, wie schön das Leben, wie furchtbar der Tod hier ist; mich rettet, mich, ich weiß, wie schön die Welt ist, denn ich habe bessere Tage gesehen!"

Mit dieſen Worten wollte ſie ſich mit krampfhafter Anſtrengung an den Wagen hinaufſchwingen und achtete ſogar die rauhen Stöße und Schläge der männlichen Fauſt des Chaſſeurs nicht. „Fort Du giftige Natter!“ rief dieſer ergrimmt; „fort Du Schlange! Wer Dich aufnähme, lüde ſich den Zorn Gottes auf. Du magſt hier von den Wölfen zerriſſen werden, Du, ärger als eine Wölfin.“ Zugleich brach er ihr mit übermächtiger Kraft, und von ſeinem Nachbar unterſtützt, gewaltſam die angeklammerten Hände los und ſchleuderte ſie zurück, daß ſie betäubt auf den harten Boden ſtürzte.

Boleslav hatte indeſſen das weinende, jetzt auch von dem harten Falle blutende Kind zum zweiten Mal in die Arme genommen und reichte es dem alten Krieger von Neuem dar. Als er Aliſetten wie zerſchmettert, mit aufgelöſten Haaren rücklings auf dem Boden liegen und ſie das irre Auge und die bebenden Hände kraftlos zum Himmel richten ſah, erſchien ihm ihr Jammer doch noch größer als der Wahnſinn ihres Verbrechens. Er näherte ſich ihr und hob ſie empor. Als ſie von ihrer Betäubung zu ſich kam und inne wurde, daß es abermals Boleslav war, der ihr mit männlicher Sanftmuth Faſſung einſprach, warf ſie ſich außer ſich vor Angſt vor ihm nieder, umklammerte ſeine Kniee und rief: „Ihr müßt mich retten! Ihr könnt mich nicht dem Entſetzen preisgeben! Ich laſſe Euch nicht, bis Ihr mir ſchwört, mich zu retten!“

Sie hielt ſeine Füße ſo feſt umſtrickt, daß er, durch durch ſeine Wunde geſchwächt, ſich nicht loszureißen vermochte. Vergeblich rief er ihr zu, ſich zu faſſen und aufzuſtehen; in ihrer Betäubung hörte ſie keine Worte mehr. Indeſſen rückten die Wagen allgemach vorwärts; zwei waren die glatte Anhöhe ſchon hinauf, der, auf welchem Boleslav ſeinen

Platz hatte kämpfte eben mit den Schwierigkeiten; nur vier waren noch zurück und hielten still. Es wurde die höchste Zeit, daß diejenigen, die sich erboten hatten, aus Mitleid abwechselnd kürzere Strecken zu Fuß zu gehen, ihren Weg fortsetzten. Theils, um sich an den Offizier anzuschließen, da eine höhere Stellung immer Vertrauen erweckt, theils durch das Schauspiel, was sich vor ihnen begab, angezogen, hatten fünf bis sechs dieser Krieger sich Boleslav genähert. Da dieser jetzt von der Verzweifelnden so fest gehalten wurde, daß er sich nicht loszumachen vermochte, so griffen sie zu und rissen die Unglückliche mit Gewalt von ihm hinweg und schleuderten sie in den Schnee zurück. „Vorwärts, mein Herr Offizier," rief ein junger Soldat; vorwärts, sonst bleiben wir hinter den Wagen zurück. „Das Frauenzimmer hat ja gesunde Füße, sie kann besser fortkommen als wir; kommt! kommt!" Damit ergriffen ihn der junge Krieger von der einen Seite und ein Dragoner von der andern beim Arm und führten ihn fort. Bei seiner geschwächten Kraft hatte ihn dieser heftige Auftritt, der sein ganzes Innerste auf so vielfache Weise in Bewegung setzte, so angegriffen, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Doch wandte er sich noch einmal zurück und rief der, in Alles aufgebender Verzweiflung am Boden liegenden Alisette zu: „Raffe Deinen Muth zusammen, Unglückliche, und trage, was das Schicksal Dir verhängt."

Doch sie war taub für die vernünftigen Worte, die Mäßigung, Geduld, Entschluß von ihrer in sinnlicher Erschlaffung untergegangenen Seele forderten. Zwar mit einem ahnungsvollen Grauen, aber doch durch den Wahnsinn verblendet und getäuscht, der seine Augen vor der Möglichkeit eines düstren Verhängnisses gewaltsam schließt, hatte sie das Unheil dieses Krieges um sich her von Tage zu Tage wachsen sehen. Daß es endlich auch sie unerbittlich erreichen werde, hatte sie

als ein ſo unerhört unmögliches Anſinnen des Geſchicks betrachtet, daß ſie jetzt, wo dieſer Augenblick gekommen war, aller Kraft entbehrte, zu tragen. Noch nichts wäre verloren geweſen, wenn ſie nicht in der, freilich harten Nothwendigkeit, ſtrenge Beſchwerden zu tragen, ſchon den völligen Untergang geſehen hätte. So richtete ſie ſelbſt ſich zu Grunde. Über das, was ſie aufgeben mußte, hatte ſie allen Blick für das, was ihr blieb, verloren; die furchtbare Nemeſis einer unſittlichen Geſinnung, die vom Leben nur Genuß wollte und mit allen Kräften und allen Mitteln nur dieſem nachgeſtrebt hatte, traf jetzt ihr Haupt mit zermalmender Gewalt. Auf Tage ernſten Duldens war ſie nicht bereitet; hier brach ſie gänzlich kraftlos zuſammen und vermochte nichts als zu jammern und zu frevein. So erhob ſie denn auch jetzt die Stimme zu tief in die Seele ſchneidenden Lauten des Jammers. „Hülfe, Erbarmen, Rettung!“ rief ſie auf die Knice geworfen, und gewann nicht die Kraft, ſich ſelbſt durch den Entſchluß zu retten, die Mühſeligkeit ſo lange zu ertragen, als ſie es vermochte. Erſt, als der letzte Wagen ſich nun auch in Bewegung ſetzte, und die Pferde unter wildem Rufen und Peitſchenhieben, was die Kraft ihrer Sehnen vermochte, den ſteilen Eisabhang hinanklimmten; da erſt, als das Grauſen, ſich ganz allein zu ſehen, ſie übergewaltig faßte, raffte ſie ſich auf und ſtürzte, einer Wahnſinnigen gleich, mit aufgelöſten Haaren den Davonziehenden nach. In ihrer Raſerei wollte ſie ſich an den letzten Wagen klammern, doch die Krieger, die ſchon fürchteten, daß ihre Pferde das Hinderniß nicht bezwingen könnten, trieben ſie mit ihren Waffen zurück und verſetzten ihr Wunden und blutige Quetſchungen. Von der Todesangſt getrieben, packte ſie jetzt das in der Kälte und auf der glatten Bahn ſtockende Hinterrad des Wagens und ließ ſich

hinaufschleifen; doch weil diese Last die Kräfte der ermüdeten Thiere noch mehr beiud, so zog ein verwundeter Küraſſier, der auf dem Wagen lag, das Piſtol heraus und drohte ihr, ſie niederzuſchießen, wenn ſie nicht loslaſſe. Da ſanken ihr von dem plötzlichen Schrecken gelähmt, die Hände kraftlos zurück, und ſie blieb winſelnd und jammernd im Wege liegen. So ahe ſie Boleslav, als er einen letzten Blick zurückwandte; er kämpfte unentſchloſſen mit ſich ſelbſt, ob er ſich noch einmal zu ihr wenden ſollte, doch die Kameraden zogen ihn gewaltſam fort, und der junge Soldat, der ihn führte, rief: „Laßt ſie, laßt ſie; die Mutter, die ihr Kind umbringen wollte, darf man nicht anrühren, ſonſt zieht man den Fluch des Himmels auf ſich. Laßt ſie, es trifft ſie die gerechte Strafe.“

Bald hörte Boleslav nur noch das herzzerreißende Jammergeſchrei der Unſeligen, bis der Sturmwind, der ſich rauh erhob und düſtre Schneewirbel aufjagte, es übertönte.

Zweites Capitel.

Bei Korithnia ereilte die Nacht das Heer; man bezog den Bivouac, oder richtete ſich in den Trümmern des elenden Örtchens ein. Raſinski hatte wie immer durch unermüdliche Sorgfalt, durch ſein Anſehn, ſeine Gewandheit noch ſo viel für die Seinigen gewonnen, daß ſie für die Umſtände ein glückliches Loos zogen. Aber kaum hatten ſie ſich an den Lagerfeuern eingerichtet, als ein donnerndes Getöſe ganz in

der Nähe erſchallte, und plötzlich eine Maſſe von Kugeln ſauſend über ihre Häupter dahinfuhr.

„Wir ſind angegriffen," rief Raſinski und ſprang auf, „zu den Waffen Freunde, ſchnell zu Pferde."

Im Augenblick ſaß er ſelbſt zu Roß und fing ſchon an, ſeine Leute zu ordnen, als der Marſchall Ney im vollen Galopp heranſprengte und ihn anrief.

„Obriſt, recognoſciren Sie mit Ihren Leuten die linke Flanke des Lagers und melden Sie mir ſofort, wenn Sie auf den Feind ſtoßen."

Der Marſchall ritt weiter, mitten in das Lager hinein, und ordnete und ſammelte die beſtürzten Leute. Raſinski, an der Spitze ſeiner kleinen, aber entſchloſſenen Mannſchaft, ritt in die düſtre Nacht hinaus, um den Feind, der ſich ſo furchtbar angekündigt hatte, aufzuſuchen. Es befremdete zwar, daß ſeine Artillerie nur *eine* Salve gegeben hatte und nun ſo plötzlich ſchwieg, doch war der Kampf bei dieſem Rückzuge, der in Nacht, Wald und unwegſamen Schneeeinöden geführt wurde, ſo reich an ſeltſamen Ereigniſſen, daß man jeden Tag etwas bisher in der Geſchichte des Kriegs Unerhörtes erfuhr.

Auf eine Anhöhe dicht am Lager gelangt, glaubte Raſinski auf dem weißen Schneegrunde einige ſchwarze Maſſen zu erblicken. „Iſt das Waldgebüſch, oder ſind es Leute?" fragte er zu Jaromir gewandt.

„Noch läßt ſich nichts unterſcheiden," erwiderte dieſer.

„Darauf los denn, in Gottes Namen," befahl Raſinski und ritt näher. Bald aber ſenkte der Boden ſich in eine Schlucht hinab, deren ſteilen Rand man nicht hinunterreiten konnte, man mußte alſo dem Laufe derſelben folgen. Da brauſten plötzlich wie ein aufgeſcheuchtes Geflügel etwa funfzehn bis zwanzig Koſacken aus einer Windung der Schlucht

herauf und sprengten mit ihren kleinen behenden Pferden jenseits die minder steile Höhe hinan. Mehr um sie zu schrecken, als weil man ihnen Schaden thun konnte, ließ Rasinski Feuer auf sie geben; sie flogen flüchtig über das Feld und verschwanden im Dunkel. Wenige Minuten später geriethen auch jene schwarzen Massen auf dem Schneefelde in Bewegung, und man erkannte, daß es wahrscheinlich eine größere Abtheilung von Kosacken war, die sich auf die Nachricht, die jene Versprengten ihnen von dem Anrücken des Feindes gaben, zurückzog.

Mit Vorsicht führte Rasinski die Seinigen jetzt an einer minder gefährlichen Stelle hinab. Hier entdeckte er bald die Ursach des Getöses, welches man für einen Artillerieangriff gehalten hatte. Man fand nämlich eine Anzahl Kanonen und Protzkasten vor mit Munition, jedoch vernagelt, die aus Mangel an Fortschaffungsmitteln stehen geblieben waren. Etwas weiterhin entdeckte man die Trümmer aufgesprengter Geschütze und Pulverkarren. Wahrscheinlich hatten die eben geflüchteten Kosacken mehrere diese Karren angezündet und waren bei dem Versuche, die übrigen aufzusprengen nur durch Rasinski's Ankunft gestört worden.

Rasinski war froh, die wahre Ursache des blinden Lärmens entdeckt zu haben, und wollte daher eilig mit seinen Leuten zurück, um dem Marschall die Meldung zu machen. Doch indem er in der Schlucht entlang ritt, sah er, etwa dreißig Schritt vor sich einen Mann in vollem Lauf oben auf der Höhe ihres Randes dahineilen. In der Meinung, es sei ein Russe, rief er ihn in der Landessprache an und befahl ihm zu stehen. Der Flüchtige stutzte, wandte sich jedoch rasch wieder zur Flucht um; allein da die Schlucht an dieser Stelle leicht hinanzureiten war, sprengten Rasinski und Jaromir sofort hinauf, und zwei Reiter folgten

ihm, um den Ruſſen, der vielleicht über die Stärke und Nähe des Feindes wichtige Auskunft geben konnte, nicht entſchlüpfen zu laſſen. Er floh in voller Haſt, doch nach wenigen Schritten ſank er in dem tiefen Schnee ermattet nieder und wurde von den Verfolgenden ergriffen. Zum großen Erſtaunen Raſinski's rief der Gefangene, indem er ſich ergab, aus: „Spricht jemand Franzöſiſch unter Euch?"

„Der Teufel, dieſe Stimme ſollte ich kennen," entgegnete Raſinski franzöſiſch; „wer ſeid Ihr!"

„Raſinski, Ihr ſelbſt? Iſt's möglich?" rief der Gefangene und ſtreckte ihm freudig die Arme entgegen; „ich bin Regnard, erkennt Ihr mich nicht?"

„Regnard! Wie in aller Welt kommt Ihr hierher?" fragte Raſinski mit freudigem Erſtaunen.

„Die Geſchichte iſt kurz und faßlich, aber nicht erbaulich," erwiderte Regnard; „und Ihr ſollt ſie ausführlicher hören, als Euch freuen wird, doch rathe ich Euch nicht, hier zu verweilen, ſondern einen ſichreren Ort aufzuſuchen, wenn es einen giebt. Denn im Vertrauen geſagt, es ſind mehr Ruſſen hier in der Nähe als Bäume in dieſen Fichtenwäldern. Aber wie kommt Ihr hierher?"

„Mit dem Marſchall Ney aus Smolensk," antwortete Raſinski, „unſer Bivouac iſt keine fünfhundert Schritt von hier."

„So laßt uns eilen ihn zu erreichen. Im Gehen werde ich erzählen."

Jaromir bot dem Obriſten ſein Pferd an, doch dieſer lehnte es ab und ſchritt zwiſchen ihm und Raſinski raſch vorwärts dem Bivouac zu.

„Ihr wißt," begann er, „daß ich mit dem Vicekönig von Italien aus Smolensk ausrückte. Geſtern wurden wir drei Stunden von hier von den Ruſſen angegriffen, und ich

gerieth in Gefangenschaft. Die Kosacken trieben mich mit der Knute vor sich hin, bis ich einen russischen General antraf, dem ich auf Französisch zurief, er möge mich von dieser infamen Mißhandlung befreien. Die Bestie aber lachte hell auf und meinte, die Knute der Kosacken mache so wenig Unterschied zwischen Rang und Stand des Soldaten wie die Kanonenkugeln; ich möchte mich daher in mein Schicksal ergeben.

Rasinski knirschte vor Zorn mit den Zähnen. „Diese Henkersknechte," rief er ingrimmig aus; „freilich sie, die selbst unter dem Gesetz der Peitschenhiebe und der Fußstöße stehen, können die Ehre eines tapfren Gegners nicht achten. Weiter, weiter!"

„Man hätte mich wohl gern auf den Schub gebracht, nach Tobolsk oder Irkuzk hin, allein zum Glück oder Unglück waren zu wenig Gefangene gemacht worden um den Transport zu lohnen; so wurde ich von den Kosacken, denen ich in die Hände gefallen war, mit herumgeschleppt. Vor zehn Minuten hatte ein Rudel dieser Kerle hier eine von uns im Stich gelassene Batterie aufgesprengt, muß aber dabei von Euch oder Andren gestört worden sein; denn die Helden kamen, was ihre kleinen Katzen nur durch den Schnee laufen wollten, bei dem Pulk, welches droben am Walde hält, an und meldeten, der Feind sei da und ziehe heran. Der Kosack ist aber nur tapfer gegen einen flüchtigen, ermatteten, wehrlosen Feind. Zeigt man ihn das Angesicht, so flüchtet er in größter Schnelligkeit. Das thaten auch die Leute dort oben, und so benutzte ich einen Augenblick der Verwirrung, um mich zu ranzioniren. Da fiel ich Euch in die Hände! Nun, Euer Gefangener, Rasinski, bleibe ich; Ihr dürft nicht bang sein, daß ich Euch entwische."

„Aber Ihr erwähntet eines Gefechts, das der Vicekönig

bestanden? Wie verhielt es sich damit?" fragte Rasinski besorgt.

„Ich ritt," begann Regnard ernster; „an der Seite des Prinzen; wir überließen uns unsren düstren Gedanken, die durch die traurige Umgebung ringsher immer neu erweckt wurden. Etwa zwei Stunden von Krasnoe stutzen plötzlich die zerstreuten aber zahlreichen Soldaten, die außer Reihe und Glied, ihrer Willkühr überlassen, um uns her marschiren. Sie drängen sich aufeinander, sie bilden eine Masse. Jetzt werden wir aufmerksam. Da krönen sich plötzlich die Höhen vor uns mit schwarzen Massen, und mit Schrecken sehn wir ungleich überlegene Streitkräfte zwischen uns und der Heimath sich aufstellen, die uns mit ehernen Riegeln den Ausweg aus den Schneewüsten Rußlands zu versperren drohen. Doch was dieses Soldatenherz noch mehr erschüttern mußte, diese unübersteigliche Mauer thürmte sich zwischen uns und unsren großen Kaiser, für den Vicekönig zwischen Vater und Sohn auf. Jetzt erst bemerken wir, daß der raschere Schritt unsrer Pferde uns unsrem Corps um eine Stunde vorausgeführt hat, und die Straße nur von abgezehrten, kraftlosen, unbewaffneten Flüchtlingen ringsumher wimmelt. In demselben Augenblick reitet ein russischer Parlamentair heran, und fordert uns auf, uns zu ergeben. Zwanzigtausend Russen sperren Euch den Weg, ruft er, funfzig Kanonen sind bereit Euch zu zerschmettern; der Kaiser mit seiner Garde ist gänzlich geschlagen, vielleicht in diesem Augenblick schon gefangen. — Ich sehe den Unwillen des Vicekönigs, dem die Sprache zu einer Antwort auf diesen Antrag versagt. Daher rufe ich heftig: „Fort mit Euch! Habt Ihr zwanzigtausend Mann, so haben wir achtzigtausend. Ein französischer Feldherr ergiebt sich nicht vor der Schlacht." Der Russe reitet zurück. Es vergehen nicht zwei Minuten, so sind die Höhen vorwärts und zur Seite mit

Batterien gekrönt. Plötzlich blitzt es, und eine düstre Dampfwolke steigt über den weißen Schnee auf, als wenn rings die Schlünde der beeisten Hekla gähnten; ein Hagel von Kartätschen und Granaten schmettert auf uns nieder. Die waffenlosen Flüchtlinge drängen sich zusammen wie eine scheue Heerde in die der Wolf bricht. Der Vicekönig ist außer sich, von seinem Corps getrennt zu sein; er fühlt, daß er sich an die Spitze denselben stellen müsse und kann sich doch nicht entschließen, die hülflose Schaar um uns her zu verlassen.

Doch sein Generalstabschef, General Guilleminot, treibt ihn an zurückzueilen, indessen wir die entmuthigten Leute um uns her auffordern sich zu sammeln und Widerstand zu leisten. Unter den Zerstreuten waren eine Menge Offiziere, Obristen, ja selbst Generale, die alle zu Fuß gingen. Sie übernehmen rasch das Commando der im Augenblicke gebildeten Compagnieen; der General wird Capitain, der Obrist sein Lieutenant, der Offizier tritt als Gemeiner in Reihe und Glied. Jeder behilft sich mit der Waffe die ihm geblieben ist; Wenige haben Gewehre, die Meisten nur noch das Seitengewehr zum Holzspalten im Bivouac, Viele gar nur einen Knüttel, an dem sie eben noch ihren abgematteten Körper mühsam fortschleppten. Aber der Muth, das entflammte Ehrgefühl ersetzt alles. So rücken wir, während der Vicekönig zurückeilt, entschlossen gegen den Feind an.

Eine Stunde ertragen wir sein zerschmetterndes Kartätschenfeuer; vergeblich harren wir darauf, daß der Vicekönig sich mit den Seinigen bis zu uns durchschlagen und uns Bahn nach Krasnoe brechen soll. Er mußte gleichfalls von mächtigen Feinden angegriffen sein, denn wir hörten hinter uns und weit vor uns den Donner der Kanonen. Von Smolensk bis Krasnoe schien der Weg ein Schlachtfeld zu sein. Da endlich, als wir vorwärts kein Heil mehr für uns

ſehen, beſchließen wir, uns rückwärts zu dem Vicekönig Bahn zu machen, von dem dichte Colonnen uns ſchon abzuſchneiden begannen. Wir rotten uns in Maſſen zuſammen, und nehmen unſren Weg zurück wieder in die Öden des furchtbaren Altrußland hinein. Der dicht an den großen Weg herangerückte Feind begreift Anfangs das Unternehmen nicht; er ſtutzt und läßt uns halb vorüber, ruft uns, da wir an ſeinen Linien vorbeieilen, zu, uns zu ergeben. Wir hören nicht; denen die uns nahen, antworten nur Flintenſchüſſe und Bajonettſtöße. Da bricht die Wuth der Feinde grimmig aus. In gleichem Augenblick geben zehntauſend Mann und dreißig Kanonen Feuer auf uns, und die Hälfte unſrer Tapfren liegt zerſchmettert und röthet den Schnee mit ihrem Blut. Die Andren aber rücken unaufhaltſam, geſchloſſen vorwärts; kaum ein Blick ſagt den gefallenen Kameraden Lebewohl. Die Donner des Feindes krachen hinter uns her, ſeine Kugeln reißen ganze Reihen fort. Dennoch gelangt eine kleine Schaar endlich bis zu den Freunden, die ſie mit offenen Armen empfangen. Auch ich glaubte das Ziel glücklich gewonnen zu haben; da führt der Teufel ein Pulk Koſacken hinter uns drein, die ſich jetzt erſt heranwagen und die einzelnen Nachbleibenden zu Gefangenen machen. So gerieth auch ich in ihre Gewalt — und das Übrige wißt Ihr."

„Wir freuen uns, es von Euch ſelbſt gehört zu haben," ſprach Raſinski und reichte ihm die Hand. „Aber der Vicekönig? Sein Schickſal kennt Ihr nicht?"

„Doch, doch, Raſinski; wäre er verunglückt, ich würde nicht von mir zuerſt geſprochen haben. — Er ſchlug ſich den Tag über wie ein Löwe — nun Ihr werdet vielleicht die Spuren ſehen. Endlich nahm ihn die Nacht in ihren Schutz. Sei es, daß die Ruſſen ihn heute ſchonen wollten, denn bei Gott! wir verkauften unſer Leben nicht wohlfeil; ſei es, daß

ſie ihres Triumphs zu gewiß zu ſein glaubten, allein ſie machten keinen entſcheidenden Angriff, um die Sache zum Schluß zu führen, ſondern begnügten ſich, alle Stellungen und Ausgänge beſetzt zu halten. Aber am Morgen war das Neſt dennoch leer, und die Sonne ging grade zeitig genug auf, um den Ruſſen zu zeigen, wie die tapfere Schaar, ſchon außer der Möglichkeit erreicht zu werden, nach Krasnoe einrückte. Ich ſelbſt ſah ihre Bajonette im Morgenſonnenglanz leuchten, und, — lacht mich nur aus ins Teufels Namen — aber ich ſprach wahrhaftig ein Dankgebet, wie ich's ſeit meinen Knabenjahren nicht gethan."

„Doch wie war der Marſch möglich?" fragten Raſinski und Jaromir aus einem Munde.

„Diesmal danken wir's Euch, den Polen," antwortete Regnard bewegt; „und wenn Frankreich ein Gedächtniß hat, ſo wird es ſich, ſo lange es Franzoſen und Polen giebt, daran erinnern, daß es Euch die Köpfe eines ganzen Armeecorps ſchuldet, und überdies den des tapferſten und menſchlichſten Feldherrn, der jemals franzöſiſche Soldaten ins Feuer geführt hat."

Raſinski war auf's Äußerſte geſpannt.

„Hört zu! Es iſt Wahrheit, denn mir hat es ein ſterbender Landsmann geſagt, der leider nur den halben Weg der Rettung zurücklegen konnte."

Es war Nacht geworden. Der Vicekönig gab ſich verloren. Doch wollte er noch den verzweifelten Verſuch machen, den Feind zu umgehen. Da dieſer, durch des Prinzen Demonſtrationen bewogen, ſeine größte Kraft auf die linke Seite des Weges concentrirt hatte, beſchloß der Feldherr, ihn auf ſeinem linken Flügel, nämlich auf der rechten Seite der Straße, zu umgehen. Leiſe bricht er mitten in der Nacht auf, läßt aber ſeine Feuer zurück. Mit angehaltenem Athem

und behutſamem Schritt zieht er ſich durch die Schneefelder an der langen ruſſiſchen Linie dahin. Da tritt der Mond, als ob in dieſem Lande uns alle Kräfte der Natur feindlich geſinnt wären, urplötzlich hinter ſchwarzen, düſtern Wolken hervor, und beleuchtet die Schneefläche mit vollem Glanz. Die Unſrigen ſehen die Ruſſen ſo deutlich vor ſich, daß ſie auch von dieſen ſo klar wie am hellen Tage bemerkt werden müſſen. Selbſt dem Tapferſten fällt hier der Muth. Eine ruſſiſche Schildwache ahnet was vorgeht, ſie ruft an. Und jetzt war Frankreichs edelſter Feldherr der Stolz des Heeres, jetzt waren die tapferſten Krieger unwiederbringlich verloren, wenn nicht ein Pole ſie rettete. Obriſt Kliski —"

„Ha! wackrer Landsmann!" unterbrach Raſinski den Erzähler mit leuchtenden Augen, denn er ahnte bereits den Zuſammenhang.

„Obriſt Kliski ſprengt, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, vor und ruft dem Ruſſen mit gedämpfter Stimme zu: „Wahnſinniger! Wirſt Du ſchweigen! Siehſt Du nicht, daß wir von Ouwarow's Corps ſind, und uns dem Feinde in den Rücken ſchleichen?"""

Der Soldat, der ſeine Landesſprache hört, ſteht gefeſſelt ſtill. Mehrere Kameraden, auch einige Offiziere, die die Worte gehört haben, treten näher und bieten einen guten Abend. Kliski hält ſtill, ſpricht mit ihnen leiſe aber freundſchaftlich, erſucht ſie, die Koſacken zurückzuhalten, damit ihr Vorwitz kein Unheil anrichte, und wartet ſo, mitten unter den Feinden, bis er ſieht, daß die Unſrigen freie Bahn gewonen haben. Jetzt ſprengt er ihnen nach, und in der nächſten Stunde iſt die Rettung vollendet."

Raſinski hatte männliche Thränen der Freude im Auge, als er die That des Landsmanns hörte. „Braver Kliski,"

ſprach er nochmals, „Du warſt von jeher der Stolz Polens!! Du wirſt es auch für ferne Jahrhunderte bleiben!“

„Ja, Frankreich ſchuldet Euch einen großen Dank, Ihr Polen;“ fuhr Regnard fort; „es wäre der Verachtung werth, wenn es deſſen nicht ewig gedenken, und Euch vergelten wollte, wenns die Zeit herbeiführt.“

„Von wem habt Ihr aber den Bericht,“ fragte Raſinski.

„Vom Capitain Lebrun,“ erwiederte dieſer, „vom vierzigſten Regiment, ein braver Junge, dem es hätte beſſer ergehen ſollen.“

„Ich kenne ihn,“ ſprach Jaromir nicht ohne Bewegung; „er bivouakirte in Moskau dicht an unſrem Quartier, wir machten noch am erſten Abende einen Spaziergang zuſammen durch die Stadt. — Und er iſt geblieben?“

„Er war am Tage verwundet worden,“ fuhr Regnard nicht ohne Bewegung fort; „doch ſtrengte er ſich aufs Äußerſte an, um den Rettungsmarſch zu vollenden. Das Heer war ſchon in Sicherheit, als ihn die Kräfte verließen, er blieb zurück und wurde von ſchwärmenden Koſacken aufgehoben. Der Zufall führte uns zuſammen; er erzählte mir, was geſchehen war. Die hündiſche Behandlung, die er erfuhr — denn gefüttert hat man uns auch nicht — der Blutverluſt — kurz es wurde ihm zu viel. Nun liegt er ſtill auf dem kalten Schnee, wie ſo viel Tauſende von uns. Einer mehr — wer fragt danach! Aber — es war doch ein braver Junge!“

So ſehr Regnard ſich bemühte, den trocknen, kurzen Ton ſeiner Redeweiſe beizubehalten, ſo mußten doch diejenigen, die ihn näher kannten, die Beimiſchung von Rührung, der er ſich nicht erwehren konnte, auffallend genug bemerken. Aber die Zeit war danach, auch die Härte-

ſten zu erweichen und dem Kälteſten heiße Thränen zu erpreſſen.

Indeſſen hatte man den Bivouac wieder erreicht. Jaromir in tiefen, düſtren Gedanken, denn die Erinnerung an Lebrun rief ihm alle Ereigniſſe jenes Tages, der ſo verhängnißvoll für ihn wurde, wieder mit erneuter Lebhaftigkeit vor die Seele zurück. Selbſt die grauſenvollen Gemälde des Entſetzens, die er jetzt täglich rings um ſich her ſah, hatten nur bleiche Farben gegen jene Bilder der glühenden Erinnerung. So iſt alles Leiden und alles Glück des Menſchen im Innerſten ſeiner Seele gegründet, und kein äußeres Ereigniß vermag ſich ſo tief in ſeine Bruſt zu prägen, als die ſelbſtbereiteten Qualen oder Freuden darin eindringen. — Aliſettens Schickſal kannte er indeſſen noch nicht, denn der ſchonende Boleslaw hatte es ihm verſchwiegen, weil er wußte, wie es ihn erſchüttern mußte.

Raſinski und Regnard begaben ſich zum Marſchall Ney um dieſem Bericht abzuſtatten. Der Feldherr hörte mit äußerſter Spannung, was ihm Regnard von den Ereigniſſen des vorigen Tages berichtete. Er forſchte genau nach der Stärke und den muthmaßlichen Abſichten des Feindes; die Antworten konnten nicht beruhigend ausfallen.

„Ich ſehe einen heißen Tag vor uns; aber er wird ein Tag der Ehre ſein," ſprach er mit dem entſchloſſenen, ruhigen Ton des Helden; „doch gönnen wir dem Krieger heut ſeine Ruhe; er wird es morgen zeitig genug erfahren, daß er nicht nur mit allen Schrecken der Natur, ſondern auch mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hat. Ich hoffe, wir werden Beide beſiegen. Zwei Stunden nach Mitternacht wollen wir fort."

So entließ der Marſchall Raſinski und Regnard.

Am Wachtfeuer fanden ſie Jaromir und Boleslaw, die

einzigen noch übrigen Offiziere des Regiments. Regnard fragte nach Ludwig und Bernhard. Ein düſtrer Blick Raſinski's ließ ihn nicht an ihrem Schickſal zweifeln. „Alſo auch todt!“ ſprach er und ſchüttelte das Haupt. „Dieſer mit Eis gepanzerte Boden iſt blutgieriger als ein Vampyr!“

Jaromir verſuchte, indem er erzählte, was man von den beiden Verſchwundenen wußte, noch einmal die Hoffnung für ſie rege zu machen; doch Raſinski, ſonſt immer noch voller Muth und Vertrauen, wo Andere ſchon längſt alles verloren gaben, wies jeden Troſt dieſer Art zurück. „Hier hoffe ich nichts für mich,“ ſprach er; „dafür fürchte ich auch dort,“ er deutete mit der Hand nach der Richtung, die das Heer zu nehmen hatte, „was mich betrifft, um ſo weniger. So gleichen ſich die Dinge aus.“

„Mir liegt noch eine Sorge auf dem Herzen,“ nahm Regnard das Wort nach einer Pauſe. „Mein junger Freund dort wird mir vergeben, wenn ich damit vielleicht alte verdrießliche Erinnerungen berühre. Aber die jetzige eiſerne Zeit hat ja wohl die leichten Spuren voriger, achtlos hingelebter Tage genug verwiſcht, um alles, was von dort herſtammt ins Meer der Vergeſſenheit zu verſenken. Weiß niemand von Euch, was aus Aliſette geworden iſt?“

Jaromir heftete den Blick finſter auf den Boden und hüllte ſich, zuſammenſchauernd, dichter in den Mantel ein. Boleslav war unſchlüſſig, ob er antworten ſollte.

„Ich hatte mich,“ fuhr Regnard, der in dieſer Beziehung mit der den meiſten Männern gewöhnlichen Gleichgültigkeit über das Unſittliche ſeines Verhältniſſes zu dem Mädchen dachte, und es daher auch ohne Bedenken völlig entſchleierte; „ich hatte mich ſeit jenem Ereigniß in Moskau von ihr getrennt. Daß ſie leichtſinnig ſei, wußte ich zwar, allein auf ſolche Weiſe durfte ich's nicht wiſſen. Die

Auflöſung unſres Verhältniſſes mochte ihr auch ſelbſt lieb ſein. Jetzt aber nehme ich doch Antheil an ihrem Schickſal, und mehr noch an dem unſres Kindes. Denn, warum ſollte ich's Hehl haben, daß ich der Vater bin? Ich werde es niemals verleugnen. Schon jetzt hätte ich Aliſetten die Sorge dafür abgenommen — denn das kleine Weſen muß anders erzogen werden, als ſeine Mutter es vermag —, wenn es nicht, ſo lange der Feldzug dauert, am beſten in ihrer Obhut geblieben wäre. Einer weiblichen Pflege bedurfte es doch, und ſo war die Mutter immer die nächſte. Ich verſchaffte ihr daher in Moskau Wagen und Pferde und gab ihr reichliches Reiſegeld. Jetzt aber wird dergleichen freilich alles unzureichend; ſeit den erſten Tagen des Ausmarſches iſt ſie mir nicht zu Geſichte gekommen; es mag ihr am Ende übel gehen. In der Gefangenſchaft drüben hatte ich ſo meine eigenen Gedanken darüber, die man freilich, bevor die Noth des Lebens kommt, zumal hier in dem Kriegsgetümmel nur zu leicht vergißt. Jetzt ſoll es aber mein Erſtes ſein, mich um ſie und um das Kind zu kümmern, denn ich bin inſofern verantwortlich dafür, als ich ſie beſtimmt habe, mir nach Rußland zu folgen. Ihr, meine Freunde, werdet mir gewiß Euren Beiſtand dabei nicht verſagen."

Boleslav ſchwieg in peinlicher Verlegenheit, denn er empfand es zu tief, wie Jaromir durch die Erzählung der Wahrheit erſchüttert werden würde; doch das Kind war am Leben, war ſogar in der Nähe, und dies mußte der Vater, der die Sorge dafür übernehmen wollte, erfahren. Es war ihm daher ſehr willkommen, daß Jaromir, durch das Geſpräch von ſeinen ſchon vorher mächtig geweckten Erinnerungen zu heftig bewegt, aufſtand, und mit haſtigen Schritten den Platz verließ, um ſeine Erſchütterung zu verbergen.

„Hm! das thut mir leid," ſprach Regnard, der die

Urſache errieth; „ich kann aber nicht begreifen, wie ein Mann ſo reizbar ſein kann.“

„Laſſen Sie's uns lieb ſein, Obriſt,“ nahm Boleslav das Wort, „daß wir allein ſind. Ich kann Ihnen leider Nachrichten von der Unglücklichen geben.“

Er erzählte hierauf den Vorfall, von dem er dieſen Morgen Zeuge geworden war, und der ihm jetzt erſt, da er erfahren hatte, daß Aliſette wirklich die Mutter des ſchuldloſen kleinen Weſens war, das Innerſte mit Schauder über dieſe an Wahnſinn ſtreifende Entartung der Natur erfüllte. Nur die Betäubung, in die das furchtbare, entſetzliche Elend rings umher ein Gemüth ſtürzen mußte, das niemals gewohnt war, ſich an etwas Höheres, als dieſes irdiſche Daſein bietet, zu wenden, gab ihm eine halbe Erklärung und Entſchuldigung des Verbrechens.

„Die Unnatürliche,“ rief Regnard empört, als er die That vernahm. „Wo iſt aber das Kind, iſt es gerettet? Sagen Sie mir Alles.“

„Es wird wenige Schritte von hier wohl ſchon des ſüßeſten Schlummers genießen,“ ſprach Boleslav, „ich will Sie dahin führen.“

Er ging mit ihm zu dem Bivouac, wo der verwundete Chaſſeur, der mit der kranken Wittwe eines Tambours die Sorge um das Kind theilte, gelagert war. Mit Ehrfurcht ſtand der alte Soldat auf, als ſich Regnard ihm näherte.

„Kamerad,“ ſprach dieſer heftig bewegt, „ich bin Dir mehr als mein Leben ſchuldig geworden, denn Du haſt mein Kind gerettet.“

„So viel hätte die Mutter nicht dafür gegeben!“ antwortete der Chaſſeur. „Aber nun iſt es gut aufgehoben,

mein Obriſt! Seht nur her, dort liegt es und ſchläft wie eine kleine Prinzeß."

Es war in eine Art von Korb, warm in Heu und Moos gepackt und mit einem leichten Tuch überdeckt. Die Wittwe des bei Viazma gebliebenen Tambours ſaß daneben und behütete es.

Regnard betrachtete es gerührt. Er küßte es leicht auf die Stirn, nahm ſich aber in Acht, es zu erwecken. Dann wandte er ſich zu der Frau und dem Chaſſeur. „Freunde, wenn Gott uns nach Frankreich zurückführt, will ich Euch vergelten, wie ich vermag. Jetzt bin ich arm und bloß wie Ihr, denn ich komme aus ruſſiſcher Gefangenſchaft. Aber haltet Euch zu mir; wir wollen Leid und Freud und Sorge um das kleine Engelchen theilen. Für den Augenblick aber vermag ich Euch nichts zu bieten als dieſen Handſchlag zum Dank!"

„Wahrhaftig das iſt auch das Beſte, mein Obriſt," rief der Chaſſeur, indem er kräftig einſchlug. „So eine Hand, auf die man ſich verlaſſen kann, iſt jetzt mehr als ein Haufen Gold. Gelt, Ihr zieht mich doch aus dem Schnee, wenn ich irgend wo ſtecken bleibe? Ich habe in den letzten Tagen Manchen gekannt, der wohl noch mit uns marſchirte, wenn ſein Kamerad nicht zu müde und verzweifelt geweſen wäre, um ſich drei Minuten bei ihm aufzuhalten und ihm aus einem Schneeloche zu helfen, in welches man als Bube hundertmal in einem Tage zum Scherz gefallen und wieder herausgeſprungen wäre! Auf ſolch eine Hand, mein Obriſt, da zählen wir. — Aber Gold? das hat hier keinen ſonderlichen Cours. Als wir vor vier Tagen in Smolensk einrückten, ſaß ein Artilleriſt vor dem Thor am Wege und hatte Euch einen Klumpen reinen Silbers wie ein Kindskopf groß auf den Knieen; es mag wohl aus ei-

nem moskovitiſchen Taufbecken zuſammengeſchmolzen geweſen ſein und die Reiſe als Kanonenkugel im Protzkaſten mitgemacht haben. Aber einerlei, was geht das mich an? Nun, das Stück Silber bot er feil um ein Brod und eine Flaſche Branntwein. Aber glaubt Ihr, daß er's vom Morgen bis zum Abend losgeworden war, obwohl Tauſende an ihm vorbeikamen? Er war endlich glücklich genug, als ihm ein italieniſcher Obriſt ein Stückchen Brod, ſo groß wie eine Hand, und einen kleinen Schluck aus ſeiner Feldflaſche dafür bot, zuſammen nicht für einen Sous an Werth. Ja, ſo ändern ſich die Dinge, mein Colonel; allein ein franzöſiſches Soldatenherz ſoll ſich nicht ändern. So denke ich, mein Obriſt! Topp, ich ſchlage ein! Hand gegen Hand! Mit meinen Wunden, denke ich, wird es bald beſſer gehen, und dann können wir einander vielleicht aushelfen."

Der Alte hätte wohl noch eine Viertelſtunde geſchwatzt, wenn ihn Regnard nicht unterbrochen und gefragt hätte, wie er heiße, und bei welchem Regiment er ſtehe — denn die Uniformszeichen waren nicht mehr ganz kenntlich, und manches fremde Kleidungsſtück hatte die Tracht abenteuerlich genug verändert.

„Und Ihr bleibt auf einem Wagen mit der guten Frau dort?" fragte Regnard.

„Ja freilich, ſo lange unſre Pferde laufen wollen; wenn aber das Futter nicht beſſer iſt als hier, ſo wird's ſo gar weit nicht mehr ſein." —

„Und wie heißt Ihr?"

„Jacques, Deſiré Pallier, mein Obriſt! und dieſe Frau iſt die Wittwe René."

„Gut Pallier! Gut Frau René! Wir wollen uns

ſchon wiederfinden. — Für heut gute Nacht, und haltet mir ja das Töchterchen warm.“

Sie kehrten hierauf zum Bivouac zurück, wo die Ermüdung ſie bald in tiefen Schlaf verſenkte.

Drittes Capitel.

Ein bleicher Mondſchein fiel durch graues Gewölk, der Wind ſtrich hohl ſauſend über die Waldſpitzen und Schneeſteppen dahin, als die Krieger von Neuem aufbrachen. Keine Trommel bezeichnete ihren Abmarſch. In tiefſter Stille, ſo lautete der Befehl, rüſteten ſie ſich zu der mühevollen Wanderung. Regnard hatte vom Marſchall ein Pferd erhalten und blieb als Adjutant in deſſen Nähe. Raſinski marſchirte mit den Seinigen, da man einen Angriff befürchtete, an der Spitze und ganz in der Weiſe, als erwarte man den Feind von vorne her.

Der Marſchall war Anfangs überall zugegen, wo grade der Augenblick ihn forderte; nachdem der Zug durch ſein Anſehen ſich ſo viel als möglich geordnet hatte, glaubte er, daß der angemeſſenſte Platz für ihn jetzt der ſein werde, wo man den Angriff des Feindes zuerſt vermuthen durfte.

Indeſſen legte man mehrere Stunden Weges wie immer mit großer Anſtrengung in dem tiefen Schnee zurück, ohne auf irgend eine Weiſe beunruhigt zu werden. Die Kälte hatte in den letzten Tagen etwas nachgelaſſen, ſodaß man durch ſie nicht mehr ſo viel zu leiden hatte; es ſchien

ſogar, als wolle Thauwetter eintreten. — Der Himmel war leicht bezogen, erneutes Schneegeſtöber jedoch nicht zu fürchten. — Jetzt begann die Sonne im Rücken des Heeres das Gewölk zu röthen, und matter Dämmerſchein verbreitete ſich über der todten Landſchaft. Man war es bereits gewohnt geworden, in jeder Vertiefung, in jeder nur einigermaßen ſteilen Schlucht, weggeworfene Waffen, Gepäck, Helme, Gewehre, oft auch Kanonen oder Munitionswagen zu finden, und nicht ſelten lagen einzelne, durch Entkräftung oder Hunger umgekommene Krieger daneben hingeſtreckt. Hier aber häuften ſich dieſe Zeichen einer furchtbaren Auflöſung und Zerſtörung der geordneten Heermaſſen auf eine ſelbſt das Bedenken der Tapferſten erregende Weiſe. So ſchauerlich die Nacht mit ihren geheimnißvoll verhüllenden Schleiern war, ſo wurde der Tag, der ſie hob, doch noch entſetzlicher.

Plötzlich entwölkte ſich der Oſthimmel, und die eben über den Horizont heraufſchwebende Sonne ſtand dunkelroth hinter dem Heere und warf ihre Stralen gleich einem langen blutigen Strom über die Schneewüſten hin. Die Schatten der Menſchen und Pferde ſtreckten ſich wie ſchwarze Rieſengeſtalten in unendlicher Länge über die weiße Ebene, und kreuzten ſich in tauſendfacher Verworrenheit. Seltſam überraſcht, wandte ſich jedes Auge zurück. Seit länger als einer Woche hatte man das Bild der Sonne nicht geſehen; heut zeigte es ſich zum erſtenmale wieder; aber das Geſtirn, welches ſonſt Erquickung und Freude ſelbſt in die Bruſt des Verzagteſten ſtralt, weckte jetzt nur ein banges Grauen. Denn wie ein drohendes Gluthauge, unter den Brauen finſter herüberhängender Wolken, ſtand es da; es ſchien ſeine düſtren Schleier nur zurückgeſtreift zu haben, um fürchterlicher auf das Bild des Entſetzens und Verderbens, das die Erde darbot, herabzublicken.

„So ging die Sonne bei Mosaisk auf," sprach Jaromir leise zu Rasinski; „der Kaiser nannte sie die von Austerlitz."

Rasinski wollte in diesem Augenblick absichtlich nicht auf die Anspielung eingehen. „Ich glaube, wir bekommen einen klaren Tag," erwiderte er daher; „wenn der Wind nicht umsetzt — "

Ein dumpfer Ausruf des entsetzten Erstaunens rings um ihn her unterbrach ihn mitten in seinem Wort. Er wandte verwundert das Haupt nach der Gegend, woher der Ruf ertönte, und übersah nun mit einem Blicke die Ursache des Schreckens, der die Krieger ergriffen hatte. Man war eben eine leichte Anhöhe hinan geritten und hatte jetzt das ganze Feld ausgebreitet vor sich. Da lagen, so weit das Auge reichte, auf dem weißen Schneegrunde in schwarzem Gewimmel die Leichen von Menschen und Pferden, die Trümmer zerschmetterter Geschütze, Wagen, Waffen, Feldgeräth, Gepäck.

Es war das Schlachtfeld, wo der Vicekönig zwei Tage zuvor, von allen Seiten angegriffen, sich so muthvoll vertheidigt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte rings in den Reihen der Krieger; der grauenvolle Anblick war unvermuthet wie ein gigantisches Gespenst vor sie hingetreten und drang mit entsetzenvoller Versteinerung aller warmen Lebenskräfte in ihre Brust ein. Kaum ein Athemzug war hörbar, als wage Niemand das heilige Grauen dieses Leichenfeldes, wo der Tod selbst in den Armen des Winters erstarrt war, durch einen menschlichen Laut zu unterbrechen. Sogar der Marschall war davon ergriffen; doch nur einen Augenblick. Im nächsten warf er schon die Adlerblicke des Feldherrn über die

Landſchaft und ſuchte den Feind und die Stellung, in der er ihm am vortheilhafteſten begegnen könne.

„Soldaten," redete er, zu den Kriegern gewendet, die Schaaren an, die ſich jetzt dichter und dichter die Höhe hinanzogen, „Soldaten, hier haben unſre Kameraden einen Tag des Ruhmes gefeiert, und ſich Bahn gebrochen mitten durch den Feind. Ihr Beiſpiel ſei Euer Vorbild! Vielleicht wird uns heut das Glück einen gleichen Ruhm zu erwerben."

Raſinski trug gleichfalls jene feſte Haltung des Mannes, die er äußerlich nie verlor, in ſeinen Zügen. „Freunde" ſprach er zu den Seinigen, „die hier liegen, ſtarben einen ruhmwürdigen Tod. Dieſer Schnee iſt von edlem Blute geröthet. Es muß Euren Grimm entflammen, Euch zur Rache ſpornen! Gedenkt deſſen, wenn ich Euch den Feind zeigen kann." Während er ſprach loderten die hellen Flammen des Zornes aus ſeinen dunklen Augen. Er warf das Haupt ſtolz empor und legte die Hand wie unwillkürlich an den Säbel. Sein Blick drang wie ein zündender Blitzſtral in die Seelen der Krieger; unter einem ſolchen Führer konnte ihr Muth nie dahinſterben. In einem Augenblick ſchmolz ſein Auge die kalten Feſſeln des Grauens hinweg, mit dem der Anblick dieſer ſchweigenden Gefilde des Todes ihre Bruſt umſchleiert hatte, und frei regten ſich die Flügel des Muthes, die edlen Schwingen des Zornes wieder.

Der Zug bewegte ſich vorwärts. Wie man allmälig den ſanften Hügelabhang hinunterrückte, kam man dem Schlachtfelde, welches man von der Höhe nur im Allgemeinen überblicken konnte, näher und näher, und zog ſich endlich mitten durch die Spuren der Verwüſtung hindurch. Der Marſchall ritt an der Spitze und überblickte ernſt aber ruhig das Feld des Ruhmes und des Todes. Es fing jetzt

an deutlicher zu werden, und die Stellungen der Truppen in der Schlacht zu bezeichnen. Regnard ritt neben Rasinski und deutete hie und da auf die Todten am Wege, aus deren Uniformen man erkennen konnte, welche Regimenter hier gefochten hatten. „Dort ſtand die vierzehnte Diviſion," rief er und zeigte auf eine Stelle zur Seite, wo die glänzenden Schilder zerſchmetterter Tſchakos noch die Regimentsnummer erkennen ließen.

„Dort muß die italieniſche Garde gefochten haben," entgegnete Rasinski, „denn dort liegen ihre Todten. Wo aber mögen die Lebendigen weilen?"

Dieſe letzten Worte ſprach er mit gedämpfter Stimme, weil er ſeine Beſorgniſſe nicht verrathen wollte, allein ein Blick, den er auf Regnard richtete, gab nur zu deutlich zu erkennen, was er dachte.

„Hm!" murmelte dieſer, „freilich Krasnoe hatten ſie glücklich erreicht; aber was zwiſchen der Morgenſonne von Geſtern und der von Heute liegt, kann ich freilich nicht wiſſen, ſo wenig, als ich behaupten kann, daß wir Morgen noch auf ruſſiſchem Schnee wandeln. Indeſſen, wenn wir in der nächſten Stunde nicht angegriffen werden, möchte ich's faſt glauben. Aber ſeht einmal, ich bitte Euch, hier nach der linken Seite herüber!"

„Hier haben Männer gefochten," rief Rasinski aus; „ein Elender, der es leugnen wollte."

Sie waren jetzt, wie es ſchien, auf den Punkt des Schlachtfeldes gelangt, wo das Feuer des Feindes am heftigſten gewüthet hatte. Lange Reihen von Todten lagen auf den Schnee hingeſtreckt, und weithin ſchimmerte er röthlich von den Strömen Blutes, die hier zu ſtarrem Eis geronnen waren. Niemals bot ein Schlachtfeld einen ſo grauenvollen Anblick des Todes dar, denn die Todten ſchienen in der

Stellung, wie der letzte Hauch ihrer Bruſt entflohen war, zu unbeweglichen Steinbildern geworden, als ob ſie ſo dem Gedächtniſſe für die fernſte Nachwelt als ſtarre Denkmäler der Schlacht aufbewahrt werden ſollten. Wer die einzelnen Züge gekannt hätte, würde ſeine Freunde bald wieder gefunden haben, ſo unverändert waren ſie geblieben. Doch die Verzerrungen des Todeskampfes lagen faſt auf jedem Antlitz, und der erſtarrende Hauch des Winters hatte die Züge gehindert ſich wieder zu dem freundlich ſtillen Lächeln zu geſtalten, welches die letzte Spur der entflohenen Seele auf dem Angeſicht bleibt, nachdem ſie den Kampf mit den mächtigen Feſſeln des Lebens überſtanden hat und ſich nun frei emporſchwingt in das Reich des Lichts. Hier war es nicht ſo; es ſchien, als ob die grimmige Hand des Winters noch früher als die des Todes den warmen Formen des Lebens ihr ſtarres, unverlöſchtes Siegel aufgedrückt hätte. Darum ſah man auf keiner beruhigten Stirn, auf keiner ſanft lächelnden Lippe den Ausdruck der Erlöſung von den Qualen der Erde; ſondern alle waren ſie in den tief eingeſchnittenen Falten der Marter, der Verzweiflung, des Grimmes, gleich den Wellen eines im Sturm verſteinerten Meeres, ſtehen geblieben. Der Marſchall mochte es, wie ſehr er ſeine Seele zu beherrſchen wußte, doch in eigner Bruſt empfinden, daß dieſe ſtumme Wanderung durch die Wüſte des Todes nicht geeignet ſei, die Flammen des Muthes anzufachen. Denn Jeder ſah in dieſen unbeſtattet auf dem rauhen Eiſe gebetteten Kriegern, wie in einem prophetiſchen Spiegel, das Bild ſeines eigenen Schickſals. Auf hundert Schlachtfeldern hatten dieſe narbenbedeckten Helden freilich den Tod in mancher furchtbaren Geſtalt geſehen, und nicht als Neulinge empfingen ſie ſeinen ernſten Gruß. Überall aber ruhten die Gefallenen auf den Feldern des Sieges, und Lorbeeren flochten ſich

um ihre Schläfe, und die Göttin des Ruhms reichte Lebenden und Todten den Kranz, und Fall war Triumph zugleich! Aber hier? — Welch ein Loos erringen ſich die Überlebenden, als erneute Qualen und Kämpfe? Und welch ein Loos die Todten, die auf dem Boden des Feindes zurückbleiben, die keine Freundeshand beſtattet, deren Gruft kein Siegesdenkmal ſchmückt für die Nachwelt, ſondern die bodenlos hinabſinken in das weite Reich der Vergeſſenheit, in das unermeßliche Nichts! Nicht einmal die heilige Mutter Erde nimmt ihre Leichen auf, ſondern die Raubvögel dieſes düſtren Himmels und die hungernden Wölfe dieſer Steppen zerfleiſchen den Beſten wie den Geringſten, und die Frühlingsſonne, wenn ſie der Schnee hinwegſchmilzt, wird nur verſtümmelte Gebeine zum ſchaudervollen Anblick bringen.

Der Zug hatte jetzt im immer beſchleunigten Marſch eine tiefe Schlucht erreicht, in welche ſich der Weg hinabſenkt und ſich von dort auf das breite Plateau von Katowa erhebt.

„Erkennſt Du dieſes Terrain?“ wandte ſich Raſinski zu Jaromir.

Dieſer warf aufmerkſame Blicke umher und erwiderte dann: „Wenn mich der Schnee nicht täuſcht, ſo iſt dies der Ort, wo wir vor drei Monaten Newerowskoi ſchlugen, und mit den eroberten Kanonen dem Kaiſer eine Ehrenſalve zu ſeinem Geburtstage brachten.“

„Ganz recht,“ entgegnete Regnard, der Frage und Antwort gehört hatte, „Ihr habt einen guten militairiſchen Blick, junger Freund. Was meint Ihr, werden wir auch heut noch Victoria ſchießen?“

Eben wollte Jaromir antworten, als ein dumpfer aber nicht entfernter Kanonenſchuß die tiefe Stille unterbrach. Dieſes Zeichen, daß der Feind in der Nähe ſei, durchzuckte

jeden Einzelnen mit einem elektriſchen Schlage. Das geübte Ohr der Krieger ſchätzte ſogleich die Entfernung in der der Schuß geſchehen war, und das Auge wandte ſich nach der Richtung, in der man ihn gehört hatte. Die geſpannte Aufmerkſamkeit, ob er ſich wiederholen würde, ob er den Anfang eines Gefechtes, oder ein Signal bedeute, oder vielleicht nur ganz zufällig ſei, war in jedem Angeſicht zu leſen. Der Marſchall gebot Halt. Er trug Bedenken, grade in dieſem Augenblick ſeine Leute in die Schluchtſenkung hinabzuführen, da das Hinanklimmen der eiſigen Höhen jenſeits bei den erſchöpften Kräften der Pferde und Menſchen, beſonders für die Artillerie, die größte Anſtrengung forderte. Raſinski allein erhielt Befehl, mit ſeiner ſchwachen Reiterſchaar weiter vorzurücken und auf den Höhen von Katowa zu erkunden, ob der Feind in der Nähe ſei; der Überreſt des Heeres lagerte indeſſen, um Kräfte für den nahe bevorſtehenden Kampf zu ſammeln.

Raſinski hatte bald die Hochebene von Katowa erreicht; aber vergeblich ſuchte ſein Auge den Feind. Er entdeckte nichts als die langen einförmigen Linien der düſtern Tannenwälder, die ſich unabſehbar längs dem Horizont hinzogen. Alles lag im tiefſten ſchauerlichen Schweigen. Mit Vorſicht ritt er wohl eine halbe Stunde weit auf der großen Straße dahin, theilte dann die Leute und befahl Jaromir, die rechte Seite der Straße auf Kanonenſchußweite zu recognosciren, während er ſelbſt die linke unterſuchen wollte. Auf dieſem Ritt näherte er ſich dem Saume des Waldes. Da entdeckte er Spuren von Pferden auf dem Schnee, die, wie er ſie verfolgte, immer zahlreicher wurden. Dies bewies ihm, daß der Feind in der Nähe ſein müßte, denn zum Theil war der Hufſchlag ganz friſch. Aufmerkſam hielt er das Auge auf den Saum des Waldes geſpannt, der in ſeinem tiefen

Schweigen das Verderben zu verhüllen ſchien. Von Zeit zu Zeit ließ er halten und lauſchte, ob ſich nicht irgend ein Geräuſch vernehmen laſſe; aber alles blieb ſtill, wie in der Wohnung des Todes. Plötzlich flatterte eine Rabenſchaar mit heiſerem Gekreiſch vom Walde her auf und zog über den Weg dahin. „Dieſe Vögel ſind aufgeſcheucht," ſprach Raſinski zu ſeinen Leuten gewandt, „wir dürfen nicht daran zweifeln, daß im Walde Leute verborgen ſind."

„Sieh, ſieh Obriſt!" rief der der gewandte Vliski haſtig, indem er ſich bückte und gewiſſermaßen den Bäumen unter die Zweige zu gucken ſuchte; „wahrhaftig hier marſchiren Leute."

In der That war man eben an ein Geſtelle, welches einen weiten Blick in das Innere des Waldes gewährte, gekommen, und als Raſinski ſich bis unter den Sattel herabbeugte, ſah er eine ſchwarze Kolonne, die muthmaßlich auf einem breiten Wege innerhalb des Waldes marſchirte, quer über das Geſtelle defiliren. Er ſprang ſchnell vom Pferde, und ließ ſeine Begleiter vorausreiten, damit dieſe nicht aus der Waldöffnung bemerkt werden ſollten. Er ſelbſt, auf den Schnee geworfen, beobachtete die Colonne. Der Marſch derſelben dauerte eine ganze Zeit fort; es war Infanterie. Da er jedoch die Tiefe nicht überſehen konnte, war es unmöglich ihre Stärke zu ſchätzen. Jetzt aber kam auch Artillerie und Raſinski konnte deutlich die Geſchütze zählen. Da er bis dreißig gekommen war, wußte er genugſam, daß jenes Corps den Streitkräften des Marſchalls bei weitem überlegen ſein mußte. Er ſchwang ſich wieder aufs Pferd und eilte nun, dem Marſchall die Nachricht zu bringen.

Jaromir war ſchon wieder bei dem Corps eingetroffen, ohne eine Spur des Feindes bemerkt zu haben. Die Leute hatten indeſſen, da ein Tannengebüſch ganz in der Nähe

war, Holz geſchlagen und Feuer angezündet, und der Marſchall gebot ihnen, ſich zu wärmen und zu erquicken, ſo gut es der Augenblick erlaubte, damit ſie einen Angriff des Feindes mit Erfolg zu widerſtehen vermöchten.

Als Raſinski jetzt ſeinen Bericht abſtattete, wurde die verzweifelte Lage, in der ſich das Corps befand, augenſcheinlich. „Unfehlbar," ſprach der Marſchall; „halten die Ruſſen die Wälder auf der Höhe von Katowa beſetzt und erwarten nur, daß wir uns oben zeigen ſollen, um uns von allen Seiten anzugreifen, und uns dann durch Beſetzung dieſer Schlucht hier vor uns, jeden Ausweg abzuſchneiden. Doch ich hoffe, wir machen uns Bahn mitten durch ſie hindurch. Nur müſſen wir den Kampf noch einige Stunden zu verzögern ſuchen, damit die Nacht uns zu Hülfe kommen kann. Was iſt die Uhr?"

„Halb zwei," entgegnete Raſinski.

„Gut; um vier Uhr iſt es völlig dunkel. Dann wollen wir aufbrechen. So lange können wir noch Kräfte ſammeln."

Raſinski ritt zu den Seinigen zurück. Jaromir hatte bereits die Pferde füttern laſſen, denn glücklicher Weiſe beſaß man noch etwas Vorrath von Hafer und Heu, und auch die Leute waren ſchon daran, ſich ihre ſpärliche Mahlzeit zu bereiten. So verging eine Stunde in banger Erwartung.

Viertes Capitel.

„Raſinski," rief Jaromir dieſen unvermuthet an; „ſiehſt Du dort auf der Höhe?"

„Koſacken! Wahrhaftig! Aber meinen Kopf zum Pfande ſie ſind nicht allein!“ antwortete Raſinski.

Auf der Anhöhe zeigten ſich drei Reiter, die indeſſen nur um zu kundſchaften vorgeſchoben zu ſein ſchienen. Sie wurden bald von Allen bemerkt, und die Reihen geriethen in jene unruhige Bewegung, man hörte jenes dumpfe Murmeln durch die Glieder laufen, wodurch ſich die Erwartung eines wichtigen Ereigniſſes anzukündigen pflegt.

„Wirf Dich aufs Pferd, Jaromir,“ befahl Raſinski, „und ſprenge dort bis an die Waldecke hinauf, ſo kannſt Du die Gegend weit überſehen.“

Jaromir, der das beſte Pferd von Allen beſaß, flog wie ein Pfeil über die Schneefläche, um den Auftrag zu vollführen. Faſt noch ſchneller aber kehrte er zurück und meldete, daß die ganze Höhe mit Koſacken bedeckt ſei, und auch Infanteriecolonnen aus der Tiefe des Waldes debouchirten.

Eben ritt auch Regnard vorüber, der auf Befehl des Marſchalls gleichfalls eine Recognoscirung angeſtellt hatte. „Es kommt zum Spruch Raſinski,“ rief er im Vorrüberreiten; „der Tanz fängt gerade ſo an wie vorgeſtern. Der Wald wimmelt von Ruſſen wie ein Ameiſenhaufen.“

Die Trommel tönte. Die Truppen traten ins Gewehr. Die ungeordneten Maſſen der Traineurs, der Kranken, der Waffenloſen, rotteten ſich auf einen dichten Haufen zuſammen.

„Für uns kann die Schlacht eine Freude ſein, ſprach Raſinski; „aber Boleslav und die andren Verwundeten trifft ein hartes Loos. Wir müſſen ſuchen, es von ihnen abzuwenden. Doch wer kommt da?“

Von den Höhen herab nahte ſich ein ruſſiſcher Offizier, der mit einem weißen Tuch in der Hand ſchon von ferne winkte.

„Was Sie wollen mein Herr," rief Rasinski stolz für sich, als er ihn erblickte, „ist vergebliche Mühe. So lange wir Waffen führen können, unterhandeln wir nicht."

Der Marschall war mit Anordnung und Aufstellung der Truppen beschäftigt. Er sprengte durch die Glieder zeigte sich überall selbst, ordnete, ermuthigte, gab Befehle. Rasinski sandte ihm schleunig einen Reiter nach, um ihn zu benachrichtigen, daß ein Parlamentair sich zeige. Doch noch ehe der Marschall zurückkehrte, hatte der russische Offizier die Vorposten erreicht, und da er an der Uniform die Leute Rasinski's für Polen erkannte, rief er ihnen polnisch zu, sich der Übermacht zu ergeben. Doch wie ein ergrimmter Löwe sprengte Rasinski auf ihn zu und rief: „Sie wiegeln unsre Leute auf, Sie suchen sie zum Verrath zu verleiten! Das ist nicht die Rolle der Parlamentairs, mein Herr. Ich erkläre Sie für einen Gefangenen!"

Der Offizier wollte erschrocken das Pferd wenden doch schon hatte Rasinski die Zügel desselben ergriffen, und seine herbeisprengenden Leute umringten den Russen so rasch, daß weder an Flucht noch Gegenwehr zu denken war.

„Sie werden die unverletzliche Person der Parlamentairs nicht angreifen!" rief der Russe.

„So hätten Sie in gebührender Ferne warten müssen, ob es uns beliebte, Sie als Parlamentair zu empfangen," entgegnete Rasinski. „Auf diese Weise darf sich Niemand einem kampffertigen Heere nahen, das ist wider Kriegsgebrauch."

„Lassen Sie mich zu Ihrem Befehlshaber führen," antwortete der Offizier; „er wird meine wohlgemeinten vernünftigen Vorschläge achten. Das Unmögliche ist selbst dem Tapfersten unmöglich; es bleibt Ihnen kein Ausweg als der der Capitulation."

„Wir werden ja ſehen," erwiderte Raſinski, der der Entſchließung des Marſchalls zu gewiß war. „Dort kommt der Befehlshaber. Sie ſtehen vor dem Marſchall Ney; dies ſei Ihnen genug, um zu wiſſen, daß Ihre Worte vergeblich ſein werden."

Der Marſchall kam, Raſinski ritt ihm entgegen, und meldete was er gethan. „Sie haben als ein Offizier von Ehre gehandelt," antwortete der Marſchall; „ich würde mich ſchämen geringer zu denken als Sie. — Doch will ich den Offizier ſprechen."

Damit ritt er auf dieſen zu und fragte ihn nach ſeinem Begehr.

„Mich ſendet der Marſchall Kutuſow," begann der Ruſſe; „er würde einem ſo berühmten Krieger und Feldherrn nicht den Vorſchlag thun die Waffen zu ſtrecken, wenn noch ein anderer Ausweg offen bliebe. Auf dieſen Höhen ringsumher ſtehen achtzigtauſend Mann und hundert Feuerſchlünde. Wenn Sie zweifeln, ſo ſoll es Ihnen frei ſtehn, einen Offizier zu ſenden, den ich durch die Reihen der unſrigen führen will, damit er ſie zähle."

„Ich hoffe Ihren Leuten ſelbſt ſo nahe zu kommen, daß ich ſie zählen kann," erwiderte der Marſchall mit funkelnden Augen. „Sagen Sie dem Fürſten, daß der Marſchall Ney noch nie die Waffen übergeben hat, und daß die Weltgeſchichte niemals eine ſolche Handlung von ihm berichten wird. Dort liegt das Ziel, welches Pflicht und Ehre mir geſetzt haben; ich werde mir Bahn dahin mitten durch Ihre Reihen machen, und wenn dieſe Wälder zu Armeen würden!"

„Sie werden es," antwortete der Parlamentair; aber noch hatte er das Wort nicht vollendet, als ein furchtbares Krachen von den vorwärts und zur Linken gelegenen Anhöhen

ertönte, und ein Hagel von Kartätſchen auf den Eisſpiegel der Felder ringsumher herabpraſſelte.

„Das iſt Verrath!“ rief der Marſchall heftig, indem er aufblickte und die Höhen von allen Seiten mit ſchwarzen Truppenmaſſen und Artillerie gekrönt ſah. „Unter dem Feuer parlamentirt man nicht! Sie ſind mein Gefangener!“

Der beſtürzte Offizier, der durch die Unvorſichtigkeit oder Rückſichtsloſigkeit der Seinen auf dieſe Weiſe preisgegeben wurde, übergab ſeinen Degen.

„Führt ihn zu dem Train!“ gebot der Marſchall. — „General Ricard vorwärts! Sie greifen den Feind mit dem Bajonet an. Ihnen ſei die Ehre uns die Bahn zu brechen.“

Der General mit etwa funfzehnhundert Mann rückte entſchloſſen vorwärts.

Die kleine Schaar verlor ſich faſt auf dem ungeheuren Raum, der vor ihr lag; das Unternehmen gegen die dichten Maſſen des Feindes anzurücken, der gleich drohenden Gewitterwolken ſich immer ſchwärzer und ſchwärzer auf den Höhen zuſammenzog, ſchien faſt ein wahnſinniges zu ſein. Doch der Marſchall hatte es befohlen, und das Vertrauen der Krieger auf ihn war unbegrenzt; ſie wähnten, ſein Gebot müſſe den Sieg erzwingen. Ohne Bedenken ſtürzten ſie daher vorwärts den ſteilen Weg in die vorliegende Schlucht hinab, um jenſeits die Anhöhe zu ſtürmen.

Indeſſen durchfliegt der Feldherr die Reihen der Übrigen und ordnet ſie zum Kampf. Regnard ſprengt zu Raſinski heran und bringt ihm den Befehl, mit ſeinem bis auf ſechszig Mann geſchmolzenen Regimente den linken Flügel gegen die ſchwärmenden Koſacken zu decken. Die Artillerie macht Front gegen den Feind, und ihre ſechs kleinen Kano-

nen unternehmen es, ſich gegen die furchtbare Übermacht der ruſſiſchen Feuerſchlünde zu vertheidigen.

Auf den beſchneiten Anhöhen, welche der Feind beſetzt, herrſcht ſeit jener erſten Salve, womit er den Angriff begonnen hat, eine gewitterſchwere Todesſtille. Aber als wüchſen die Schaaren, gleich den geharniſchten Männern des Kadmus, aus dem Erdboden herauf, wurde das ſchwärzliche Gewimmel von Roß und Mann auf dem weißen Plan immer dichter und dichter.

Raſinski hatte ſeinen Poſten einige hundert Schritt links vom Wege genommen und hielt an einem Schneehügel, von dem er halb gegen das feindliche Artilleriefeuer gedeckt wurde, und doch das ganze Schlachtfeld überſehen konnte. Seine Haltung war ernſt, wie immer in der Schlacht, aber ebenſo zutrauensvoll, ſo beſonnen und frei, wie drei Monden zuvor, als er bei Moſaisk mit Löwenkühnheit an der Spitze ſeines Regiments in die feindlichen Reihen eindrang. Während er die Blicke flammend über das Schlachtfeld ſchweifen ließ, ritt Jaromir zu ihm heran und ſprach leiſe: „Wir werden ehrenvoll fallen, Raſinski; ſollteſt Du am Leben bleiben und ſie wieder ſehen," er wagte Lodoiska's Namen nicht auszuſprechen „ſo berichte ihr meine Reue. Die Vergebung, der der Lebende unwürdig war, wird dem Todten jenſeits die Ruhe geben."

„Was ſprichſt Du Jaromir," erwiderte Raſinski bewegt; „denke an das Leben. Hier ſind noch viele Auswege."

„O, ich fürchte den Tod nicht," entgegnete Jaromir raſch, und eine edle Röthe färbte ſeine bleichen Wangen, denn er wähnte, Raſinski werfe einen Verdacht der Verzagtheit auf ihn; „doch Du ſiehſt wohl ſelbſt, daß hier nur für Wenige Heil und Rettung bleiben wird. Es iſt freilich ein grau-

ſamer Hohn der Glücksgöttin, daß ſie den Tapferſten ſo verräth. Aber ſie iſt doch einmal eine Delila, die den Simſon gebunden überliefert!"

„Erwarten wir's," ſprach Raſinski mit Würde, „ob er ſeine Bande nicht zerreißen wird."

Während dieſes Geſprächs war Ricard mit ſeiner Mannſchaft durch die Schlucht gegangen und rückte jenſeits im Sturmſchritt gegen die ruſſiſchen Batterien auf dem Höhenrande von Katowa heran. Jetzt blitzte es, als beginne ein Gewitter, rings am Horizont, und ſo weit das Auge reichte, wirbelten Rauchſäulen auf allen Höhen empor, als ſei die Erde in hundert Vulkanen aufgeborſten. Einen Augenblick ſpäter zerriß ein donnerndes Krachen die Lüfte, der Boden zitterte in ſeinen Tiefen erſchüttert, und mit ſauſendem Geheul und Ziſchen durchſchnitt der Schwarm der Kugeln und Kartätſchen wie ein Heer unſichtbarer, fliegender Schlangen die Lüfte. Sie praſſelten rings in die ſtarre Eis- und Schneerinde hinein, welche das Feld bedeckte, ſo daß dieſe zerſplittert in tauſend glänzenden Wolken emporſtäubte. Ein Blick auf Ricard's Tapfere mußte das Herz zerreißen, denn dieſer eine Moment hatte die Hälfte derſelben zerſchmettert auf das ſtarre, winterliche Todtenlager hingeſtreckt. Die eben noch dicht geſchloſſenen Reihen waren ſo gelichtet, daß die Lebenden wie vereinzelte Stämme eines ausgehauenen Waldes ſtanden. — Doch der Führer iſt nicht gefallen; ſein Ruf ſammelt die Unverſehrten, er rückt aufs Neue gegen die Tod ſpeienden Höhen hinan. Da reißt eine zweite donnernde Lage der Batterien vor ihm, gleich einer heranbrauſenden Meerfluth, ſeine Reihen abermals hinweg. Nur Wenige bleiben von der verwüſtenden Sichel des Todes verſchont, und in dieſen, da der Sieg Unmöglichkeit wird, gewinnt der

Schrecken die Uebermacht, und ſie ſtürzen flüchtend zurück, um Heil in den Reihen ihrer Brüder zu ſuchen.

Schon aber rückt der Marſchall Ney ſelbſt an der Spitze des Kerns ſeiner Mannſchaft gegen den Feind heran. Dicht geſchloſſen, eine wandelnde Mauer, in der Bruſt ein ehernes unerſchütterliches Herz, erfüllt mit grimmigem Schmerz um den Tod ihrer Brüder, entſchloſſen den letzten Blutstropfen an Ehre und Rache zu ſetzen, ſtürmt, dieſe ſchwarze Wetterwolke von Helden, den Kühnſten an der Spitze, gegen die Verderben herabſchleudernden Vulkane der feindlichen Batterien heran. Jetzt fühlt auch der Feind, der bisher unbeweglich auf den Höhen geſtanden und nur aus ſicherer Ferne den Tod auf die Gegner herabgeſendet hat, ſeinen Ehrgeiz geweckt. Die erſte ruſſiſche Linie, dreifach überlegen an Zahl, von trefflicher Bewaffnung und kraftvoll unerſchöpften Kriegern, rückt den verwegenen Angreifern entgegen, in der ſtolzen Hoffnung, ſie zu umflügeln, zu erſticken, zu zermalmen.

Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo Raſinski handeln muß. Er ſprengt mit ſeiner kleinen Schaar vor, durch die Schlucht hindurch, die Anhöhen links hinauf und wirft ſich in die rechte Flanke des Feindes. Zugleich führen einige Hundert Mann leichter Truppen, es waren Illyrier, dieſelbe Bewegung auf der linken Flanke aus. Bei dieſem Anblick ergreift Erſtaunen den Feind. Als er ſieht, daß die Gegner den Sieg für gewiß achten, fängt er an ihn möglich zu finden. Das kühne Vertrauen der Angreifenden erſchüttert ſeine Zuverſicht; er ſtutzt er, wankt. Da bricht Ney mit ſeiner grimmerfüllten Schaar in die ſchwankenden Linien ein, wirft ſie nieder und ſcheucht ſie vor ſich her wie ein Bergſtrom, der, ſeine Ufer überbrauſend, die Wellen auf eine flüchtende Heerde rollt. Jubelnd ſtürmt er auf der gewohnten

Bahn des Sieges vorwärts. Aber ach, jetzt verläßt ihn die treulose Göttin! Denn schon iſt ein zweites Heer, gleich dem erneuten Haupt der Hydra, dem Boden entwachſen, und reckt ihm aus tauſend ehernen Schlünden die rothen, blitzenden Zungen entgegen. Der Boden ſcheint zu berſten, das Firmament zu zerreißen bei dem Krachen der Feuerſchlünde, die in dieſem Augenblick eine Fluth von Blei und Eiſen gegen ihn ausſpeien. Alles wankt, nur Ney ſteht feſt in dieſem Orkan. Doch welch ein Anblick bietet ſich ihm dar. Alle ſeine Generale liegen verwundet, und ihr edles Blut röthet den Schnee; ſeine Schaaren ſind furchtbar gelichtet; der Boden iſt ſchwarz bedeckt mit Gefallenen! Noch ein Mal ruft er: „Vorwärts," und verſucht es, die Trümmer des Heeres zu ſammeln, da entladet ſich die furchtbare Donnerwolke zum zweiten Male und ſchleudert den tauſendfachen Tod in die zerſprengten Reihen. Jetzt ſtürmt der unſichtbare Gott des Entſetzens in die Schaaren ein, und der Schwarm wirbelt nach allen Seiten geſcheucht auseinander. Raſinski's Tapfere ſind die Letzten, welche flüchten; er ſelbſt befiehlt die Flucht, denn ſie allein trägt noch die Möglichkeit des Heils im Schooß. Der Feldherr erkennt den Willen des Geſchicks, dem der Sterbliche vergeblich widerſtrebt; mit empörtem Schmerz in der Bruſt, gehorcht auch er dem Verhängniß, das den Helden auf die ſchmachvolle Bahn der Flucht zwingt.

Zu den Seinigen zurückgekehrt, hält er mitten unter ihnen.

Kutuſow von ſeinen Höhen wagt es dennoch nicht, dieſen Kriegern näher zu rücken, deren geringſter ein unbeſiegbarer Held iſt; aber ununterbrochen ſendet er von ferne her den Tod in ihre Reihen. Während die Leute ſich wieder ſammeln und ordnen, überblickt der Marſchall das Schlachtfeld mit dem prüfenden Auge des Feldherrn. Sein Antlitz

iſt ernſt, die Stien düſter gefurcht, doch trotzig und entſchloſſen. Der Blick der Seinigen hängt an ſeinen Mienen, denn nur von ihm nehmen ſie die Entſcheidung hin, daß ſie ohne Rettung verloren ſind; ſo lange er ſie nicht ausſpricht hoffen ſie noch auf einen glücklichern Erfolg. An ſeinem ernſten Sinnen erkennen ſie, daß er auf einen andern Ausweg denkt. Unverwandt hält er den Feind und ſeine Bewegungen im Auge; nur dann und wann wirft er einen ſchmerzlichen Blick auf die Stelle, wo er den flüchtigſten Sieg, aber freilich auch den unvergänglichſten Ruhm, in wenigen Minuten mit dem Leben ſo vieler theuren Kammeraden erkauft hat. Indeſſen dauert das mörderiſche Feuer fort, und der Raum, den das kleine Heer einnimmt, iſt ſo gering, daß die Kugeln es in ſeiner ganzen Tiefe und Breite durchdringen. Daſſelbe Geſchoß, welches in den vorderſten Reihen die Krieger niederwirft, ſchmettert noch in die aufgefahrene Burg der Wagen hinein, wo die Verwundeten, die Kranken, die Frauen und Kinder in hülfloſer Ohnmacht dem Verderben Preis gegeben ſind. Welche Hand ſoll jetzt erretten? — — Da läßt die heilige Nacht allmählig ihre dämmernden Schleier herab, und umhüllt die Bedrängten mit ihrem beſchattenden Geſpinſt. Jetzt ſcheint der Marſchall den Ausweg aus dieſem Labyrinth des Todes gefunden zu haben. Er mißt mit den Augen die Entfernung, die Stellung des Feindes, er wirft die Blicke ſeitwärts, rückwärts, man ſieht, daß er die Geſtalt des Bodens, auf dem er ſich befindet, mit neuen Abſichten betrachtet, ihm neue Vortheile abzugewinnen denkt. Nun iſt der Gedanke reif; er hat keinen Feldherrnrath gehalten; nur ſeinen eignen Muth, ſeine eigne Einſicht hat er befragt. Er winkt Regnard, Raſinski und die andern Führer heran und ertheilt jedem ſeine Befehle. Dieſe eilen zu den Ihrigen. „Gewehr auf," ſchallt es durch das Heer, und von

allen Seiten ſetzen ſich die Colonnen in Bewegung. Aber wohin? Gegen den Feind? Nein. Aber dennoch dem furchtbarſten Verderben entgegen, denn ſie wenden ihre Schritte zurück, in die unermeßlichen Öden Rußlands. Der Feind von ſeinen Höhen ſieht mit Erſtaunen dieſe Bewegungen; er ſcheint ähnliche Abſichten zu vermuthen, wie zwei Tage zuvor der Vicekönig von Italien ausgeführt hat. Deshalb verlängert Kutuſow die Flanken ſeines Heeres nach beiden Seiten und dehnt ſo die Garne weiter aus, in denen er den Löwen zu fahen hofft. Er hätte ihn vernichten können, denn nur eines Angriffs würde es bedurft haben, um die wenigen Tapfren durch die Maſſe ihrer Gegner zu erdrücken; allein der kaltblütige Greis ſchien einen höhern Werth darauf zu legen, ſie gefangen zum Triumphe Rußlands inmitten ſeines Heeres einzuführen, wenn Hunger, Kälte und Erſchöpfung ſie gezwungen haben würden, die Waffen zu übergeben. Denn daß abermals eine Möglichkeit ſein werde, dieſer zehnfachen, unerſteiglichen Ringmauer von Gefahren zu entrinnen, das ſchien dem alten Ruſſen nur im Reiche der Wunder und Träume zu liegen. So hatte er es denn jetzt in der Hand, den berühmteſten Krieger des franzöſiſchen Heeres zu vernichten; aber das genügte ſeinem Stolz und ſeiner Rache nicht. Er wollte ihn demüthigen und nicht ſein Haupt, ſondern ſeinen Degen dem Kaiſer Alexander überliefern.

Die franzöſiſchen Krieger empfangen die Befehle ihrer Führer mit erſchreckendem Erſtaunen. Wie, fragt ſich Jeder, zurück ſollen wir, in die ſtarren grauenvollen Wüſten, denen wir nur mit äußerſter Anſtrengung zu entrinnen ſuchten? Wir wenden der Heimath den Rücken zu, dringen wieder ein in das Herz dieſes ſcythiſchen Rußlands, wo die Sitte rauher, barbariſcher iſt als ſelbſt die Natur? — Mit geheimem Grauſen thaten ſie jeden Schritt rückwärts; indeß ſie

gehorchten, denn ihr Feldherr hatte so geboten, und das Vertrauen auf ihn war die einzige Stütze ihrer Kraft.

Die Nacht schien den Flug ihrer düstern Schwingen zu beeilen und senkte sich tiefer und tiefer auf das kalte Lager des Schnees herab. Schon verschwanden die mit Feinden gekrönten Höhen in unbestimmtem Dunkel, und nur noch einzeln, sparsam wurden schwere Kugeln in die Masse der Rückwärtsziehenden gesandt, gleichsam ein Zeichen, daß der Feind seine Beute nicht aus dem aufmerksamen Auge verliere.

Schweigend, mit müdem Fuß, düstre Sorgen in Blick und Brust, schritten die Krieger auf ungebahnten Wegen (denn der Marschall zog sich, rechts von der großen Straße, den Wäldern zu) durch den tiefen lockern Schnee dahin. Das Maaß ihrer Bedrängnisse war aber noch nicht gefüllt. Denn allgemach, Anfangs mit hohlem Geräusch, dann näher und näher heranbrausend, erhob sich der Sturm; diesmal aber nicht jener strenge eisige Hauch des Nordens, sondern ein feuchter Südwest, der Schneegewölk auf der Bahn des Himmels heranttrieb und zugleich von dem Boden wirbelnde Flockensäulen aufjagte. Als rege ein feindlicher Dämon diese Strudel von Sturm und Schnee auf, um die Unglücklichen darin wie in den gähnenden Schlünden einer Charybdis zu verschlingen, tobten die Wirbel umher und versetzten der Brust den Athem. Roß und Menschen keuchten, die letzte Kraft drohte zu schwinden. Der Wind zog mit hohlem Geheul über die Steppen; jetzt verfing er sich in den Schluchten, jetzo brach er sich an den Wäldern und kehrte abprallend, sich selbst kreuzend zurück, so daß er, die Ermatteten mochten die Schritte wenden, wohin sie wollten, ihnen stets das Angesicht rauh peitschte. Der Marsch wurde unsicher, er schwankte rechts, er schwankte links. Bald sperrten verwehte Schluchten den Weg, und man mußte ganze Strecken zurückmessen,

ungewiß, ob man ſich vom Feinde entferne, oder ihm nähere. Bald zwangen ſteile, mit Glatteis bedeckte Abhänge zu einer geänderten Richtung. Die Nacht wurde finſter wie das Grab, eine ſchwarze ſchwere Wolkenhülle, aus deren Schooß die Schneefluthen herabwirbelten, hatte ſich über den Himmel gelagert. Nichts blieb dem Auge ſichtbar, als das geſpenſtiſch ſchimmernde weiße Leichentuch, womit ſich die unermeßliche Todtenbahre der Erde bedeckt hatte. Endlich waren die erſchöpften Kräfte gebrochen; der erſtarrte Fuß vermochte keinen Schritt mehr zu thun, der abgeſtorbenen Hand entſank die Waffe. Selbſt der Feldherr ſchien die Hoffnung zu verlieren und das edle Haupt dem zerſchmetternden Schlage der Vernichtung beugen zu wollen. Es mußte endlich mitten in Eis und Schnee geraſtet werden, damit die Ermüdeten wenigſtens Athem zu neuen Anſtrengungen ſchöpfen könnten. Der Marſchall befand ſich an der Spitze des Zuges mitten unter Raſinski und deſſen Leuten; Regnard hielt an ſeiner Seite.

„Wißt Ihr noch Raſinski," fragte er dieſen ganz leiſe, „wo Süden oder Norden iſt, ob der Feind vor oder hinter uns ſteht, ob wir uns rechts oder links von der Straße befinden? — Ein Kompaß wäre hier eine Provinz werth."

„Vielleicht laſſen ſich einige Sterne blicken, wenn das Schneegeſtöber aufhört," erwiderte Raſinski; „es dauert ja ſchon drei Stunden, da wird es ja doch endlich eine Pauſe machen."

„Ich glaube an keine Sterne mehr, die uns leuchten," antwortete Regnard kopfſchüttelnd und blickte düſter vor ſich hin.

Raſinski peinigte ſich mit dem Verſuch, ein Mittel zu erſinnen, um den Marſch mit Sicherheit zu leiten. Eben hatte er einen rettungbringenden Gedanken gefunden, als der Marſchall ihn raſch fragend anredete: „Haben Ihre Leute und Pferde noch einige Kraft übrig, ſo folgen Sie mir, ich

hoffe ein Mittel erſonnen zu haben, die Richtung nach dem Dniepr ſelbſt durch dieſe Schneewüſte zu finden.

„Auch ich," rief Raſinski eilig, weil er ſich wenigſtens den Ruhm des Einfalls auch für ſeinen Theil ſichern wollte; „wenn man den Lauf des Baches ermitteln könnte, der in der Schlucht ſtrömen muß, an welcher wir vor einer halben Stunde umzukehren gezwungen waren."

„Wir verſtehen uns," erwidert der Marſchall freudig; „eben das iſt auch mein Gedanke. Wir wollen verſuchen die Stelle wieder zu finden; Sie und Ihre Reiter und einige Sappeurs ſollen mich begleiten."

Sogleich machte man ſich auf. Die noch nicht ganz verſchneiten und verwehten Spuren der Kanonen ließen den Weg, den das Heer genommen hatte, erkennen. An einigen zweifelhaften Stellen half Raſinski's ſcharfer Ortſinn, dem nichts entging, was zur Orientirung dienen konnte, und der die unbedeutendſten Formen des Terrains in unverlöſchlichem Gedächtniß feſthielt. Nach einer halben Stunde erreichte man die Schlucht. Der Schnee war durch den Sturm mehr als mannshoch darin zuſammengeweht. Indeſſen machten ſich die Sappeure mit angeſtrengteſter Kraft daran, ihn wegzuräumen, und gelangten wirklich auf einen feſten Eisſpiegel.

„Wenn der Froſt bei dieſem ſeichten Gewäſſer nur nicht bis auf den Grund gedrungen iſt," ſprach der Marſchall beſorglich, während die Sappeure ſich ſchon bemühten das Eis zu durchhauen.

„Das fürcht' ich nicht," entgegnete Raſinski; „alle dieſe Bäche haben einen warmen, moorigen Grund. Daher frieren ſie nur bei der ſchärfſten Kälte durchweg zu. Wir treffen zuverläſſig noch Waſſer, zumal da es geſtern ſchon zu thauen angefangen hat."

Er hatte richtig geurtheilt. Denn eben drang die Axt durch die Eishülle, und es trat Waſſer in die Lume. Mit wenigen Schlägen war die Öffnung erweitert, und man erkannte jetzo die Richtung des Waſſerzuges.

Freudig rief der Marſchall aus: „So hoffe ich, ſind wir geborgen. Dieſer Bach muß uns zum Dniepr geleiten, der nicht fern ſein kann. Sind wir über dieſen hinaus, ſo, denke ich, haben wir das Schwerſte überwunden, und werden uns mit unſren Kameraden vor uns bald vereinigen."

Sogleich ſandte der Feldherr jetzt die Marſchbefehle an das Corps, welches ſich indeſſen einigermaßen von der Anſtrengung ausgeruht hatte. In einer Stunde gewann man, ſtets dem Laufe des Baches folgend, einen dichten Wald. Hier war man geſchützt vor dem Sturme, und das Schneegeſtöber hatte überdies aufgehört. Die geringſte günſtige Wendung des Geſchicks belebt in ſolchen Lagen den Muth auf unglaubliche Weiſe mit neuen Kräften und Hoffnungen. Daher ſchritt der Marſch günſtig vorwärts. Das Vertrauen der Krieger wuchs noch durch den glücklichen Zufall, daß Raſinski in den halb eingeſtürzten Hütten eines zerſtörten, elenden Dorfes einen alten lahmen Bauer auftrieb, der in der Gegend genau bekannt war. Dieſer ſagte aus, der Strom ſei ganz in der Nähe, werde aber ſchwerlich zu paſſiren ſein, indem das Eis noch nicht ſtark genug geweſen ſei, um dem Thauwinde zu widerſtehen. Wenn noch ein Übergang möglich ſei, ſo könne dieſer nur an einer einzigen Stelle geſchehen, wo die Eisſchollen ſich wegen der ſtarken Krümmung des Fluſſes zu ſtopfen und einige Zeit hindurch auch noch dann eine ziemlich feſte Decke über denſelben zu bilden pflegten, wenn er oberhalb ſchon ungangbar ſei.

Raſinski verſprach dem Alten eine reiche Belohnung, wenn er ihn zu der Stelle führe; dagegen drohte er ihm mit

dem fürchterlichſten Tode, wenn er Verrath übe. Der Bauer erwiderte: „Habt keine Sorge, ich bin nicht aus Altruß-land, ſondern von drüben her, wo man Euch nicht ſo übel will als hier. Seid Ihr nur erſt über dem Fluſſe, ſo werdet Ihr dort auch Obdach und wohlwollende Leute antreffen, während hier alles verheert und wie ausgeſtorben iſt. Folgt mir denn getroſt; Ihr werdet bald ſehen, daß ich Recht habe.“ So wurde er der Führer des Heeres und brachte es glücklich, bevor eine Stunde verging, an das Ufer des Stroms, der der Retter oder der Verderber dieſer tapfren Schaar werden ſollte.

Fünftes Capitel.

Der Mond trat eben hinter dunklen Wolken hervor und warf ſein blaſſes Licht über die Landſchaft, als Raſinski, neben welchem der Bote ging, auf einer Hügelſpitze aus dem Walde ins Freie gelangte und nunmehr die Gegend überſchauen konnte. Nur der zwiſchen niedrigen aber ſteilen Anhöhen eingeſchloſſene Dniepr war ſichbar; er glich einer ſchwarzen Rieſenſchlange, die ſich auf dem weißen Bette des Schnees ringelte, denn leider wölbte ſich keine Eisdecke mehr über den Strom, ſondern nur einzelne Schollen trieb er auf brauſenden Wellen zwiſchen den Ufern dahin. Raſinski, der, um ſich zu verſichern, daß kein Verrath vorwalte, einige hundert Schritt vorangeſprengt war, befand ſich allein mit dem Führer in dieſer ſchauerlichen Gegend. Er warf ſeine forſchenden Blicke rings durch die Öde, in der nur das dumpfe Dröh-

nen und Krachen der aneinanderstoßenden Eisschollen zu vernehmen war.

„Dort," sprach der Mugik und deutete mit dem Finger nach einer Stelle, wo der Strom sich zu verlieren schien, weil die Hügel seinen Lauf deckten; „dort steht das Eis, denn in der flachen Biegung stopfen sich die Schollen, und wenn sie nicht seit gestern weggethaut ist, so muß auch noch eine Bahn übergefroren sein."

Rasinski lenkte sein Pferd nach der bezeichneten Stelle hin. Indem er am Saum des Waldes hinunterritt, hörte er es plötzlich in den Gebüschen rasseln und vernahm zugleich Peitschenknall und heftiges Schnauben angestrengter Pferde. Er horchte verwundert auf, denn hier konnte noch kein Wagen von dem Zuge des Heeres sein, auch wäre kein einziges Paar der ermatteten Zugthiere desselben jetzt einer so raschen Bewegung fähig gewesen. „Führt ein Weg hier durch den Wald?" fragte er den Russen. „Ja, Herr," erwiderte dieser, „der Weg von Syrokorenje nach Gosinoe kommt hier herüber. Es sind vielleicht Bauern, die hier durchs Holz fahren; aber Gefahr hat es gewiß nicht, da es ja nur ein Schlitten zu sein scheint." Indessen beschloß Rasinski doch, denselben mit Vorsicht zu beobachten, und ihn, wenn er es nöthig finde, anzuhalten. So wie er dessen daher ansichtig wurde, zog er das Pistol aus dem Gürtel, sprengte in den Weg und rief in russischer Sprache mit starker Stimme: „Halt, oder ich schieße!"

Der in dichte Pelze verhüllte Führer des Schlittens hielt an und erwiderte gleichfalls russisch: „Was wollt Ihr? Wir sind gute Russen, was haltet Ihr uns an?" Rasinski ritt näher, hielt aber das gespannte Pistol in der Hand. „Woher kommt Ihr, wer seid Ihr, und wohin wollt Ihr? darüber habt Ihr mir jetzt genaue Auskunft zu geben," be-

fahl er mit ruhigem, aber männlich festem Ton. Der Führer des Schlittens wandte sich, statt zu antworten, zurück zu den im Schlitten Sitzenden und fragte leise auf deutsch: „Es sind ihrer nur zwei, soll ich mit der Pistole antworten und weiter fahren?"

Rasinski hatte jetzt die Unbekannten im Schlitten näher betrachtet; es waren der Tracht nach zwei Männer und zwei Frauen. Da er jetzt an der halb gehörten Rede des Führers merkte, daß sie keine Russen seien, vermuthete er vielleicht flüchtige Offiziere von der Armee. Er drängte daher sein Pferd dicht an den Schlitten, hielt einem der Männer das Pistol vor das Angesicht und sprach deutsch: „Wir Beide sind nicht, was wir scheinen wollten; es muß sich jetzt zeigen, ob wir Freunde oder Feinde sind. Nochmals frage ich —"

Doch mitten in seinen Worten unterbrach ihn ein jubelnder Ausruf der Freude. „Rasinski, Rasinski!" tönte es von den Lippen des Angeredeten, und Ludwig warf sich außer sich vor Freude an seine Brust. Zugleich hörte er auch Bernhards Stimme, der einen raschen Sprung vom Schlitten herab that, um sich von der andern Seite an ihn zu drängen. Rasinski sprang vom Pferde und drückte den Freund in heißer Umarmung an sein Herz. „O Gott, welchen Dank bin ich Dir für diese Gnade schuldig," rief er tief bewegt, und Thränen der Freude rollten über seine männliche Wange.

Wie drängten sich Fragen und Erzählungen der wunderbasten Geschicke jetzt in wenig Minuten zusammen! Das Herz vermochte nicht so schnell zu fassen und zu empfinden, was die geflügelten Worte entdeckten! Die drohendste Gefahr des Todes, die unglaublichste Rettung, das Auffinden der geliebtesten Wesen, neue Gefahren und Rettungen von der einen Seite; dagegen von der andern unaussprechliche Sor-

gen, düſtrer Gram, furchtbare Kämpfe und Bedrängniſſe, und jetzt, am mächtigſten durch die lebendige Wirklichkeit, dieſes Wiederfinden der Freunde an der Schwelle der Rettung.

„Lebt Jaromir? Wo iſt Boleslav?“ fragten Bernhard und Ludwig aus einem Munde. Jetzt erſt erinnerte ſich Raſinski, daß ein Heer ihm auf dem Fuße folge; er wandte ſich um, deutete nach dem Walde zurück und antwortete: „Dort ſind ſie bei den Unſrigen.“

Eben ſah man die erſten Reiter debouchiren. Raſinski ſaß hierauf wieder auf und eilte, dem Marſchall Bericht über die Ausſage des Führers abzuſtatten. Dann ſuchte er Jaromir auf, den er am Wagen bei Boleslav haltend antraf, ſo daß er beiden zugleich die freudige Kunde überbringen konnte. Die Jünglinge eilten mit ſtürmiſcher Ungeduld, der Führung Raſinski's folgend, zu den Freunden, und begrüßten ſie mit der ſtürmiſchen Liebe der jugendlichen Bruſt. Es war ſeit langer Zeit der erſte lichte Augenblick der Freude in Jaromir's und Boleslav's gebeugter Seele. Raſinski gewährte ihnen Muße ſich ihrem Glück zu überlaſſen, indem er ſelbſt ſich der kriegeriſchen Sorge für die Truppen unterzog.

So erfuhren die Jünglinge nun ebenfalls die an das Wunder grenzenden Erlebniſſe ihrer beiden innigſten Freunde und durften die Braut und Schweſter derſelben mit offener Herzlichkeit begrüßen. Auch Bianca fühlte ſich glücklich in dem Glück derer, die ihr die Liebſten auf der Erde waren, und ſie athmete frei auf, da ſie erſt jetzt ihre Rettung vollendet glaubte. Denn noch mancherlei Gefahren hatten die Flüchtenden, ſeit ſie das Jagdſchloß verließen, beſtanden. Bernhards Wunde raubte ihm doch ſo weit die Kräfte, daß es ihm unmöglich war, die Reiſe ſogleich fortzuſetzen. In Gregor's gaſtfreundlichem Hauſe fanden ſie zwar ein Obdach, aber nur ein unſicheres, da ſie ſchon am folgenden Tage er-

fuhren, daß Dolgorow seine Freiheit wieder erlangt habe. Sie mußten daher jeden Augenblick seine Rache fürchten und sich deshalb den Tag über in einem Grabgewölbe der Kirche verbergen, bis sie unter dem Schutz der Dunkelheit von Gregor zu einem Amtsgenossen desselben gebracht wurden, der sie fünf Tage lang in seinem Hause verbarg. Von dort aus flüchteten sie, da Bernhard nunmehr genügend hergestellt war, und die russischen Heere sich von allen Seiten näherten, ebenfalls heimlich und bei Nacht, damit ihr Retter und Beschützer nicht um ihretwillen zu dringender Gefahr ausgesetzt sein sollte. Den vergangenen Tag hatten sie im dichtesten Walde zugebracht; in dieser Nacht hofften sie das Werk der Rettung zu vollenden und das französische Heer zu erreichen. Willhofen, der Gegend am kundigsten, führte den Schlitten; Jeannette war Bianka's treue Begleiterin geblieben. Das Loos Aller schien nunmehr, sowie sie das vor ihnen liegende jenseitige Ufer des Stroms erreicht haben würden, entschieden.

Aber welch ein Unheil, welcher Jammer, welches namenlose Elend und Verderben drängte sich noch in diese schmale Bahn, die zwischen ihnen und der gehofften Rettung lag! Der schwarze Zug des Heeres hatte sich bereits in düstrem Gewimmel auf den gegen den Strom sich absenkenden Schneeflächen verbreitet; aber mit Erstaunen sah man, daß er sich am Ufer dichter und dichter sammelte, jenseits aber Niemand sichtbar wurde. Willhofen führte den Schlitten jetzt gleichfalls gegen die Uebergangsstelle hin; allein schon war das Gedränge so groß geworden, daß er das Ufer nicht erreichen konnte. Rasinski fand seine Freunde in dem verworrenen Gewühl heraus, und berichtete ihnen mit besorglicher Mine, daß kein Wagen, ja kaum ein Roß den Strom passiren könne, weil die Eisdecke zu dünn für eine

ſolche Laſt ſei. Denn ſie beſtand nur aus zuſammengeſchobenen Schollen, die zum Theil ſchon unter Waſſer ſtanden, oder doch nur mit einer dünnen Eiskruſte friſch überfroren waren. Nur einzelne Leute hatten es daher bis jetzt gewagt, nach dem andern Ufer hinüberzuklimmen; allein auch von dieſen waren Viele verunglückt, weil ſie im Dunkeln in die tiefen Spalten zwiſchen den Schollen ſtürzten. Der Marſchall hatte daher für jetzt jeden ferneren Verſuch unterſagt, zumal da ſeine Menſchlichkeit nicht dulden wollte, daß man den Uebergang bewerkſtellige, ohne die Tauſende von ermatteten Nachzüglern, von Verwundeten, Frauen und Kindern abzuwarten, die mit ihren erſchöpften Kräften dem furchtbaren Marſch durch Sturm und Schneegeſtöber nicht zu folgen vermochten. Es wurden daher drei Stunden Friſt zum Ausruhen und zur Sammlung anberaumt, während welcher Zeit noch das Mögliche geſchah, um den Übergang zu erleichtern, indem man durch Baumäſte und Stroh die minder breiten Spalten zu verſtopfen, die andern wenigſtens ſo zu bezeichnen ſuchte, daß man ihnen nicht unvorhergeſehen nahete.

Bianca ſah ſich durch die ſeltſame Verkettung ihrer Schickſale alſo jetzt mitten in dem Getümmel des Krieges. Wenngleich ihre Jungfräulichkeit ſich nur mit Zagen unter dieſes furchtbare Treiben der Männer miſchte, ſo gewährten ihr doch Ludwig's und Bernhard's Nähe Schutz und Troſt. Gegen äußere Gefahren war ſie mit dem Muth hoher Seelen gewaffnet, die ſich an dem Bewußtſein erheben, daß es über dieſes Leben hinaus etwas Beſſeres, Ewiges giebt, das keine fremde Gewalt uns entreißen, ſondern nur unſer eigner Abfall von der Wahrheit verſcherzen kann. Aber ſie hatte ſich noch mit andren Kräften zu rüſten, als mit derjenigen, wodurch man eigne Geſchicke trägt; denn es war ihr ver-

hängt, den unbeſchreiblichen Jammer vieler Tauſende von Unglückſeligen zu ſehen, die hier verderben ſollten!

Um Mitternacht gab der Marſchall, der mit der Kaltblütigkeit des Helden die dreiſtündige Friſt benutzt hatte, um ſich durch einen erquickenden Schlaf für neue Drangſale zu ſtärken, Befehl den Übergang geordnet zu beginnen. Still, ernſt, feſt in ſeinen Reihen bleibend, machte ein Regiment leichter Infanterie den Anfang. Doch kaum hatten die erſten Sectionen wenige Schritte vorwärts gethan, als plötzlich ein dumpfes Krachen unter ihren Füßen ertönte, und der Boden zu wanken begann. Sie glaubten ſich durch ſchnelles Überhineilen retten zu können und beſchleunigten daher ihre Schritte; doch, da andere Maſſen nachdrangen, verſtärkte ſich der Druck auf die Eisfläche. Sie ſanken mit den Schollen bis an die Kniee ins Waſſer; der Fuß ſchwankte, glitt aus, ſie ſtürzten nebeneinander hin. Da brach das berſtende Eis mit lautem Krachen, ein tiefer ſchwarzer Schlund öffnete ſich, und verſchlungen waren die Unglücklichen, die ſich der verrätheriſchen Scholle anvertraut hatten! Ein lauter Schrei des Entſetzens zerriß die Lüfte; voller Schrecken bebten die Zunächſtſtehenden zurück und warfen ſich gewaltſam andrängend in die Reihen ihrer Kameraden, die ſchon gegen den Fluß vorrückten.

Der Marſchall war überall ſelbſt zugegen. Mit düſtrem Grauſen ſah er ſeine Tapfren in den Abgrund des Stroms hinabſinken. Noch erhob ſich hier und da ein Haupt, ein Arm, und ein jammernder Hülferuf ſchnitt in die Seele; doch nach wenigen Sekunden war alles verſchwunden, und grauſenvolle Stille ſchwebte über den dunklen Wogen.

„So iſt's unmöglich," ſprach der Marſchall mit gewaltſamer Faſſung. „Wir müſſen es einzeln verſuchen."

Es wurden jetzt je zwanzig und zwanzig Mann zer-

ſtreut abgeſendet, die, einzeln von Scholle zu Scholle klimmend, das andre Ufer zu gewinnen ſuchten. Es gelang. Eine neue Hoffnung belebte die Bruſt der Krieger. Da hörte man in nicht großer Ferne Kanonendonner! Dieſer Klang erinnerte wieder an die Uebermacht des Feindes, der in jedem Augenblick die Spur des Heeres aufgefunden haben und ihm nachrücken konnte. Dadurch ſchwoll der Trieb der Rettung zu mächtig in jeder Bruſt. Zeigte ſich der Feind, ſo waren diejenigen geborgen, die das jenſeitige Ufer erreicht hatten, aber rettungslos verloren Alle, welche noch auf dieſer Seite verweilten. Daher drängten ſich die Maſſen gegen das Ufer, und wetteiferten in überſtürzender Eil, ihr eignes Verderben beſchleunigend, wer zuerſt die gefährliche Rettungsbahn beträte. Umſonſt ſind Befehle, Vorſtellungen, Bitten der Führer; vergeblich ſucht ſelbſt der Marſchall ſein Anſehn geltend zu machen. Seine Nähe fürchtend, drängen ſich die Unglücklichen nach andern Punkten, wo die Dunkelheit ſie ſeinem Blick entzieht. So wird, was ihre Rettung werden konnte, ihr Untergang; die Haſt, die blinde Begierde, die Unverſichtigkeit tödtet ſie. Sie überſtrömen das Eis, es trägt die Maſſen nicht, wankt, kracht und bricht. Das Gedränge raubt jedem Einzelnen den Gebrauch ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit. Der Kamerad ſtößt den nächſten Kameraden, der Freund den Freund, der Soldat das heilig geachtete Haupt des Führers hinab in den Schlund des Verderbens. Die ganze düſtre Fläche des Eiſes ertönt krachend von einbrechenden Schollen, von jammerndem Hülfsgeſchrei, von raſenden Flüchen und Gebeten. Drüben das jenſeitige Ufer wirft denen, die es erreichen, eine ſteile, mit Eis gepanzerte Bruſt entgegen. Die durch Schrecken und Anſtrengung Entkräfteten vermögen nicht mehr hinanzuklimmen. Sie rollen wieder hinab auf den Strom und zerbrechen ſeine Eisdecke oder

ihre eignen halb erſtarrten Glieder. Blutend liegen ſie auf den harten Schollen und wimmern vergeblich um Hülfe. Das Mitleid iſt taub geworden, die Menſchlichkeit in jeder Bruſt erſtarrt. Über die zuckenden, noch lebensvollen Körper ihrer Brüder ſchreiten die Nachdrängenden fühllos hin, und der frevelnde Fuß des Unverſehrten zertritt Antlitz und Bruſt des Entkräfteten, Verblutenden. Aber den nächſten Augenblick ſchon ereilet ihn die Nemeſis; auch ſein Fuß gleitet aus, auch ſeine Hand verſagt ihm die Kraft, er rollt hinunter in den Strom und ſtöhnt hülflos an der Seite deſſen, über deſſen Haupt er noch eben erbarmungslos dahinſchritt!

Die Verwundeten, die Frauen, die Kinder am Ufer hören das Jammergeſchrei der Unglücklichen durch die Nacht hindurch; der düſtre Schleier, den dieſe über das Gemälde wirft, erhöht noch das Entſetzen, denn in der ſchaffenden Ahnung wachſen die Schrecken des Verderbens bis ins Gigantiſche. Ein verzweiflungsvoller Wahnſinn ergreift die Verzagenden; ſie irren händeringend am Ufer hin und her. Einige ſtürzen ſich, weil dieſe Qual ſchaudervoller erſcheint als ſelbſt der Tod, in blinder Raſerei ſelbſt in die aufklaffenden Schlünde des Stroms hinab; Andre werfen ſich, an allem und zumeiſt an ihrer eignen Kraft verzagend, jammernd auf den kalten Boden und verwünſchen ihr Daſein und den Tag der ſie geboren!

Dieſe Bilder des Grauſens ſah Bianca rings um ſich her. Eine Zeit lang hatte ſie mit ſtummer Ergebung den Schmerz getragen. Jetzt wurde ſie von ihm überwältigt; ſie brach in Thränen aus und ſank an die Bruſt des Bruders, der vergeblich ſeine ganze männliche Faſſung aufbot, um unerſchüttert zu ſcheinen. Er hätte ſich gewiß durch ſeine rauhe Weiſe Luft gemacht und ſeine Kraft gewaltſam aufgeſtachelt; allein um der Schweſter willen, die ihm ja das

Liebſte war, was jetzt das weite Erdenrund für ihn umfaßte, gewann er ſich mildere Formen ab und wurde ſo ſelbſt weicher. Er ſprach ihr beruhigend zu: „Getröſte Dich, Schweſter; der Alliebende hat uns nicht darum vereinigt, um die erſten Blüthen unſres Glücks hier in den Eisſchollen des Stromes zu zermalmen. Sein Auge wacht über uns.“

„O Bruder,“ erwiederte ſie, „blicke auf das Entſetzen um uns her; es zerreißt mir die Seele! Ach, ich klage ja nicht ſträflich um mich ſelbſt!“

Ludwig trat heran und ſprach mit ſanftem Ernſt: „Der Allmächtige waltet ja auch in dieſem Entſetzen. Die der Strom in ſeinen Schooß begraben hat, ſind ſie nicht erlöſt von dieſer endloſen Qual? Ach, ſchon iſt ihre Bruſt ja ſtill, und ſchon lächeln ſie vielleicht mit verklärtem Blick gegen die dunkle Erde herab! Laß Dich die grauſende Geſtalt des kurzen Kampfes nicht erſchrecken.“

Raſinski, der hoch zu Pferde ſaß und ordnete und leitete, wo ſich noch ordnen und leiten ließ, kam in dieſem Augenblick heran und redete die Freunde an: „Bewahrt nur die Ruhe, meine Lieben, übereilt nichts, denn hier fürchte ich keine Gefahr. Nur der Schrecken, der die Krieger ergriffen hat, iſt ihr Untergang. — Auch ich bleibe mit meinen Reitern bis zuletzt; macht alſo keinen Verſuch, bevor ich Euch nicht auffordere. Vielleicht laſſen ſich ſogar die Wagen und Schlitten hinüberſchaffen.“

Die klare Ruhe und Beſonnenheit, die ſich Raſinski mitten im Sturm der unerhörteſten Ereigniſſe zu bewahren wußte, wurde zu einem feſten Anker für Alle, die ihn umgaben. Zwar war er im Augenblick wieder entſchwunden, um einem Trupp dicht am Ufer eingebrochener Grenadiere Hülfe zu leiſten; allein die wenigen Augenblicke ſeiner Gegen-

wart hatten hingereicht, Allen neuen Muth, neue Hoffnungen zu wecken.

Nach und nach entwirrte ſich das Gemälde; die Truppen waren meiſt hinüber, nur die Wagen und Kanonen hatte man noch nicht überzubringen verſucht. Raſinski's Reiter allein hielten noch zur Seite und deckten einen Zug von Wagen mit ſchwer Verwundeten. Der Marſchall ging zu Fuß am Ufer umher und gab noch immer Befehle; er wollte, wie der Capitain eines ſtrandenden Schiffs das Wrack ſeines Corps nicht eher verlaſſen, bis die letzten Wellen verſchlingend darüber hinbrauſten.

Endlich war der Übergang vollendet, und drüben ordneten ſich die Schaaren bereits wieder. Jetzt ſollte der Verſuch gemacht werden, einige Wagen hinüber zu ſchaffen, auf denen ſich diejenigen Verwundeten befanden, die durchaus nicht fähig waren, zu Fuß zu gehen. Die Schollen ſchoben ſich durch den immer neues Eis antreibenden Strom bei jeder Lücke ſtets ſogleich wieder dicht ineinander. Nach und nach hatte man die Stellen kennen gelernt, die die ſicherſte Bahn gewährten. Auf dieſen ſollte jetzt der Verſuch gewagt werden. Vorſichtig wurden ſie hinaufgeleitet; etwa dreißig Schritte weit trägt das Eis. Da plötzlich bricht es. Lautes Angſtgeſchrei ertönt, die Unglücklichen verſinken, ſie ringen mit der Fluth, ſie kämpfen untereinander um den letzten erlöſchenden Funken ihres jammmervollen Lebens. Gott und Menſchen rufen ſie flehend um Rettung an. Vergeblich! Wenige Augenblicke ſind genug, ſie alle in die Tiefe zu verſenken, und auf den die Seelen durchſchneidenden Hülfe- und Jammerruf folgt plötzlich wieder jene grauſenvolle Todtenſtille, die nur der dumpf rauſchende Strom und das hohle Dröhnen und Krachen der Eismaſſen unterbricht.

Mit zuckendem, aber gewaltſam gebändigtem Schmerz

in der Bruſt, ſtarrt der Feldherr auf die Stelle hin, wo die edelſten, die tapferſten, die an den ſchwerſten Wunden krankenden Märtyrer von dem ſchwarzen Schlund der Tiefe verſchlungen worden ſind. Da regt ſich's noch einmal über dem Waſſer! Ein kläglicher Laut wird ſichtbar; man ſieht eine Geſtalt auf einer Scholle, bald ſinkend, bald ſich hebend, emportauchen.

„Dort iſt noch Einer zu retten," ruft der menſchlich fühlende Held, und im Augenblick wagt er ſich ſelbſt auf die gefahrvolle Bahn, wo jeder Fehltritt ins Grab führt; Raſinski, der zunächſt hält, ſpringt pfeilſchnell vom Pferde und eilt dem Marſchall zu Hülfe.

Wirklich iſt es einer jener eben Verunglückten, der wie durch ein Wunder aus der Tiefe des Abgrunds neu auftauchend, wiederkehrt aus dem unerbittlichen Schlunde des Todes. Doch ſchwer verwundet, kraftlos, verſucht er vergeblich die feſte Scholle zu erklimmen. Da ſtrecken ſich ihm Freundesarme entgegen; ſein Feldherr und Raſinski ſind es, die ihm die rettende Hand reichen. Sie ziehen ihn auf den feſten Boden, leiten ihn ans Ufer — er iſt dem Tode entriſſen. Doch jetzt ſinkt ſeine Kraft zuſammen; der erſtarrte, zerſchmetterte, zerriſſene Körper hält die Seele nicht mehr feſt in ſeinen Banden — ſie entflieht! ſeine dankenden Blicke wendet er gegen ſeine Retter, dann ſucht das irre Auge die Gegend ſeiner Heimath — bricht — und erlöſcht auf ewig!

Eine Minute geht der Marſchall in düſtrem Schweigen auf und ab; eine Minute iſt er Menſch und Freund, in der nächſten wieder Feldherr.

„Wagen ſind nicht über den Strom zu ſchaffen," ſpricht er mit gebietender Stimme; „vernagelt die Kanonen! Was an Gepäck und Lebensmittel nicht fortgeſchafft werden kann, laßt hier für diejenigen, die uns nicht folgen können."

Mit dieſem Befehl iſt das Todesurtheil der Unglückſeligen geſprochen, die der eignen Kraft nicht mehr vertrauen können. Ein lautes Wehklagen und Jammergeſchrei erhebt ſich; wer noch einen Fuß, noch eine Hand zu bewegen vermag, klimmt mühſam vom Wagen herab, um ſich auf das jenſeitige Ufer zu ſchleppen. Die andern plündern in wilder Haſt das Gepäck, denn es enthält, was allein erretten kann, die geringen Vorräthe an Speiſen, die Schutzmittel gegen den Grimm der Kälte, die nothwendigſten Geräthe! Das Wenigſte iſt fortzuſchaffen, und doch iſt nichts zu entbehren! Sie ergreifen, verwerfen, ergreifen wieder, ſchleudern wieder von ſich. Wie Raſende, deren Habe in Flammen ſteht, irren ſie ohne Beſinnung durcheinander hin und retten in der Betäubung das Nutzloſeſte. Viele vermögen keinen Entſchluß zu faſſen. Da hören ſie vom jenſeitigen Ufer die Trommel, die zum Aufbruch wirbelt, die Angſt zurückzubleiben ergreift ſie, und nun ſtürzen ſie in wilder Haſt gegen den Strom hin und wagen den Verſuch der Rettung.

Jetzt erſt denkt Raſinski an ſich ſelbſt, an ſeine Freunde. Mit dem Ausdruck der Wehmuth in Stimme und Zügen nähert er ſich dem Schlitten, auf welchem Bianca mit Jeannetten ſitzt und ſich tief verhüllt hat, um die Gemälde des Schreckens ringsumher nicht mehr zu ſehen. „Fürſtin," redet Raſinski ſie an, „das rauhe Geſchick des Krieges wird Sie einer harten Prüfung unterwerfen. Wagen und Schlitten ſind nicht über den Strom zu bringen; doch hoffe ich, daß es uns mit den Pferden gelingen ſoll. Verſehen Sie Sich alſo mit dem Unentbehrlichſten. Gewiß erreichen wir bald einen bewohnten Ort, wo für Frauen wenigſtens Hülfe zu finden ſein wird."

Bianca ſchlug den Schleier zurück, ſtand auf und erwiderte gerührt: „Sie ſind ſo gut — aber ich fürchte

dieſe Prüfung des Geſchickes nicht," fuhr ſie entſchloſſener fort, „ich fühle Muth, dieſe Beſchwerden zu ertragen. Nur das Leiden aller dieſer Hülfloſen verwundet mich tief ſchmerzlich, und lähmte meine eigne Kraft. Jetzt wird ein ſtrenges Müſſen mir heilſam ſein."

Die Pferde wurden ausgeſpannt und mit einigem Gepäck, doch nicht zu ſchwer beladen. Willhofen führt das eine, einer von Raſinski's Leuten, deren ſchon viele zu Fuß gehen müſſen, das andere. Raſinski ſelbſt ſchreitet voran, weil er die Bahn, die man verfolgen muß, am Genaueſten kennt. Bianca wird von Ludwig und Bernhard, Jeannette von Jaromir und Boleslav geleitet; zu dreien angefaßt, iſt die Wanderung am ſicherſten auszuführen, weil die Laſt nicht zu groß iſt, und doch die gegenſeitige Unterſtützung nicht fehlt.

Da der Weg zum Ufer durch Wagen, Trümmer des Gepäcks und durch Hunderte von Unglücklichen, deren Angſtruf die Lüfte theilt, bedeckt iſt, läßt Raſinski die Seinigen einen Umweg hinter die verlaſſenen Wagen herum machen. Plötzlich vernimmt Bianca's ängſtlich horchendes Ohr das verlorne Weinen eines Kindes.

„Mein Himmel," ruft ſie, „ſollte hier irgendwo ein Kind hülflos verlaſſen ſein? Wenn wir Niemand retten können, dieſes unſchuldige Leben dürfen wir nicht Preis geben."

Ihr Blick folgt dem Ohr, ſie lauſcht, ſie hat die Richtung glücklich erſpäht. Inmitten der Wagen muß das arme Geſchöpfchen aufzufinden ſein. Sie eilt dahin und findet wirklich ein in Stroh und Decken eingehülltes, verlaſſen auf einem Wagen liegendes Kind, das ſie mit Zärtlichkeit aufhebt. „Armes Töchterchen," ſpricht ſie mit mildem Laut, „konnte Deine Mutter Dich vergeſſen? Ich will Dir Mut-

ter ſein, bis ſie zurückkehrt.“ So nimmt ſie es in ihren Arm; ſie duldet nicht, daß Ludwig oder Bernhard ihr die ſüße Laſt abnehmen. Freundlich beruhigt ſie die ängſtlich weinende Kleine, die ſich bald vertrauensvoll an ſie ſchmiegt. Eine ſelige Freude bringt in ihre Bruſt, daß ſie doch ein Leben aus dieſem Abgrunde der Verderbniß gerettet hat; es iſt milder Balſam für ihre von Angſt und tiefſtem Mitleiden gefolterte Bruſt. So kehrt ſie zurück und zeigt Jeannetten und ihren Begleitern voller Freude den Fund, den ſie gethan. Boleslav erkennt es, es iſt Aliſettens Töchterchen. In der Beſtürzung entſchlüpft dieſes Wort ſeinen Lippen; Jaromir vernimmt es, er fragt, er forſcht und dringt, da der Freund auszuweichen ſucht, deſto heftiger in ihn.

„Wahrheit ſage mir,“ ruft er aus, „volle, ganze Wahrheit ohne Hehl und Schmuck. Boleslav, wenn Du Dich meinen Freund nennſt — bei dieſen Gefahren, die wir theilen, bei der Treue, die wir uns je bewieſen — ſage mir die Wahrheit!“

So erfuhr Jaromir Aliſettens letztes Schickſal und erhielt vollen Aufſchluß über die heuchleriſche Täuſchung, mit der ſie ihn umſponnen hatte. — Er war tief erſchüttert; doch keine Thräne entfloß ſeinem Auge, kein Wort kam über ſeine Lippe. Er drückte die ſtumme Qual, dieſe bittere Miſchung aus verrathner Liebe, täuſchender Umſtrickung der Sinne, Verachtung, Mitleid und tiefſter Reue in ſeine Bruſt hinab; und duldete ſchweigend und bleich wie ein Marmorbild.

Jetzt hatte man den Strom erreicht; der mühſelige Zug begann. Doch des Himmels waltende Hand leitete die Schritte der Bedrängten glücklich zum Ziel. So nahe die Schlange der Gefahr rings um ſie her ſpielte, ſo oft der Boden unter ihnen ſchwankte, der Fuß dicht am ſchwarzen

Abgrunde entglitt — die wachſame Rettung war immer ſchneller als das lauernde Verderben. Jetzt erreichten ſie das jenſeitige Ufer und athmeten frei und gerettet wieder auf.

In tiefſter Rührung drückten die Freunde einander an die Bruſt; Alle aber wandten ſie ſich zu Raſinski, denn ſie fühlten, daß er der Retter war, und umdrängten ihn mit gerührter Liebe.

„Dort oben ſucht den Helfer," ſprach er und erhob den Arm gen Himmel; „ihm, der über den Sternen wohnt, des Auge durch Nacht und Wolken dringt, ihm wendet Herz und Blick dankend zu!"

Plötzlich theilte ein Mann in heftiger Eile das Getümmel und wollte ſich an Raſinski vorüberdrängen; dieſer erkannte Regnard. „Wohin?" rief er ihm zu und hielt ihn an.

„Laßt mich!" erwiderte dieſer haſtig und wollte ſich losmachen; „ich muß wieder an das jenſeitige Ufer. Die Unglückliche, der ich mein Kind zur Obhut gelaſſen, iſt durch Angſt und Schrecken ſo betäubt worden, daß ſie es vergeſſen hat. Ich muß es retten."

„Es iſt gerettet!" rief Raſinski freudig.

„Wie? Wo? Ich danke Euch mehr als mein Leben," antwortete Regnard und blickte umher.

Raſinski erzählte ihm die Rettung in zwei Worten, und wies den vor Freude Zitternden zu Bianca hin. Dieſe hatte das Geſpräch ſchon vernommen und trat ihm entgegen.

„Du armes Herzchen!" rief der Vater mit gerührter Zärtlichkeit und nahm das Kind in die Arme; „biſt Du wirklich zum zweiten Male gerettet?"

Seine Freude war ſo groß, daß er faſt des Dankes darüber vergaß; wie beſchämt aber wandte er ſich plötzlich zu Bianca, und ſprach: „Sie waren der Schutzengel des hülfloſen Weſens! Fordern Sie mein Leben, wenn Sie wol-

len; als Mann von Ehre gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht ſäumen werde, es zu opfern. Nur bleiben Sie dann die Mutter dieſer verlaſſenen Waiſe?"

„Vertrauen Sie das Kind mir jetzo an," ſprach Bianca ſanft; „es ſoll ſeine Mutter nicht vermiſſen!"

„Ja, das will ich," erwiderte Regnard, „Wenn der Allmächtige Sie erhält, ſo iſt dieſes junge Leben wohl geborgen! Sie werden es nicht vergeſſen in der Stunde der Gefahr!"

„Gewiß nicht," ſprach Bianca; „und es wird mir mehr Schutz geben, als ich ihm, denn Gottes Engel wachen über dem holden Haupt, und der Schooß iſt heilig behüthet, in den es ſich ſchlummernd lehnt. — Es hat mich auch ſchon recht lieb," fuhr ſie freundlich fort, indem ſie das Kind ſtreichelte, „nicht Herzchen?"

Der kalte, eherne Regnard, deſſen ſtarre Furchen in Stirn und Wangen kaum jemals ein Lächeln heiter überflog, ſtand jetzt mit dem Ausdruck tiefſter Rührung in den Zügen, und Thränen glänzten in ſeinem Auge. Er vermochte nicht zu ſprechen, oder wollte es nicht, weil er zu bewegt war.

Bernhard betrachtete ihn mit innigſter Theilnahme und wandte ſich leiſe zu Ludwig. „An dieſem ſehe ich, daß das Schickſal Eiſen wie Wachs formt. Es muß ihn aber auch mit Rieſenfäuſten gepackt haben, daß es Thränen aus ſeinem ehernen Herzen drückt und warme Funken aus ſeiner kalten Steinbruſt ſchlägt."

„Du irrſt, Lieber," antwortete Ludwig; „nicht die Schläge des Schickſals haben ihn zermalmt, denn gegen ſie ſteht er aufrecht wie jemals, aber die warme Sonne der Liebe löſt mit ihren Stralen das Eis ſeiner Bruſt und entlockt dem ſteinigen Boden duftende Blüthen. — O glaube

mir, in der Tiefe jeder Bruſt ruht das goldne Samenkorn der Liebe und ſprießt in zarten Keimen auf, wenn ein Sonnenſtral es erreicht."

„Doch nicht eher, als bis die ſcharfe Pflugſchaar des Unglücks den zähen Boden von allen Seiten aufgeriſſen hat."

„Iſt dem ſo, ſo wollen wir dem Himmel für den Schmerz dankbarer ſein, als für die Freude," ſprach Ludwig bewegt.

„Man hat es oft Urſach," warf Bernhard in ſeiner raſchen Weiſe hin; „und ſind wir nicht auch durch dieſe Schule gegangen? Wie tief und oft mußte der Pfeil des Schmerzes, das Feuer des Zorns, das Eis der Verſchmähung, ja das Gift der Sünde ſelbſt mir durch das Herz dringen, und darin ſchneiden und brennen, bis es locker und fruchtbar wurde für die heilige Saat der Freundſchaft und Liebe!"

„Und war denn dieſe nicht immer in Dir," antwortete Ludwig, „Du miskennſt und entſtellſt Dich ſelbſt, Du Beſter."

„So etwas war freilich davon da," ſprach Bernhard, „aber kein ächtes, gediegenes Metall; und noch ſind die Schlacken nicht ganz heraus. Vielleicht dauert es noch lange, ehe es einen ſo reinen goldnen Klang giebt, wie bei ihr!" Er deutete dabei auf Bianca, die noch mit Regnard ſprach.

„Sie freilich," erwiderte Ludwig weich, „gleicht der klaren Kryſtallſchaale, die, wenn ſie berührt wird, in ſchönen Wellenlinien und zitternden Kreiſen die reinſten Glockentöne mit ſüß bezauberndem Wohllaut erklingen läßt."

Während dieſes Geſpräches hatten ſich die Truppen wieder geordnet und ſetzte ſich in Bewegung. Willhofen führte die beiden Pferde heran, die er für Bianca und Jeannetten ſo gut es in der Noth anging, mit Decken geſattelt hatte.

Die Frauen wurden hinauf gehoben; Bianca nahm das Kind vor ſich, der alte Diener hing ſich die Zügel über den Arm, um die Pferde zu leiten. Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß nebenher, doch ſchloſſen ſie ſich ſo dicht als möglich an Raſinski's Leute an, von denen auch ſchon wieder ein nicht geringer Theil ſeine Pferde verloren hatte und daher zu Fuß ging. Bald nahm ein dichter Wald den Zug auf und im Schutze ſeines Dunkels ſchienen die nächſten Gefahren abgewendet zu ſein.

Sechstes Capitel.

Bei dem größeren Heere hatte die tiefſte Trauer und Beſtürzung geherrſcht, weil man keine Hoffnung hegte, daß der preisgegebene Held Ney einen Ausweg aus den Schneeſteppen Altrußlands, deren Grenzen von zahlloſen Feinden bewacht wurden, finden könne. Wenn ſchon die Garden des Kaiſers unter deſſen Führung ſelbſt, als er ſich zurückwandte, um Eugen und Davouſt zu retten, furchtbare Kämpfe beſtehen mußten, wenn die italieniſche Armee nur durch ein Wunder gerettet werden konnte — was war für die zu hoffen, welche, um zwei Tagemärſche zurück, den Feind auf den Ferſen, vor ſich und zu beiden Seiten haben mußten? Ein düſtrer Schmerz bemächtigte ſich der Seele Aller; ſelbſt der eigenen Rettung vermochte ſich Niemand zu erfreuen, ſo lange der kühne, edle Löwe, der freilich allein dieſer giganſchen Aufgabe gewachſen war, in dem Kerker des Feindes ſchmachtete, oder vielleicht von den Keulenſchlägen der Über-

macht zu Boden geſtreckt wurde. Der Kaiſer ſelbſt, ſo feſt er ſich die unerſchütterliche Ruhe und Klarheit bewahrte, wo er im Angeſichte des Soldaten Feldherr oder Monarch ſein mußte, vermochte in ſeinen nächſten vertrauten Umgebungen der Sorge und dem Gram kaum zu gebieten. Man ſah ihn finſter, mit gefurchter Stirn, die Hände auf den Rücken gelegt, in den niedrigen, halb eingeſtürzten Hütten Krasnoe's Lyadi's, Raſasna's und Orsza's, wo der Beherrſcher Europas ſeine Nachtquartiere wählen mußte, auf- und niedergehen, ohne ein Wort zu ſprechen. Seine Umgebungen ſtanden oder ſaßen ſchweigend umher und wagten nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Den Schmerz um den Fall der vielen Tauſende ſeiner Getreuen, die Schmach ſeiner Niederlagen, den Sturz aller ſeiner Hoffnungen, hatte er mit unerſchütterter Kraft getragen; der Verluſt ſeines kühnſten Feldherrn, ſeines wärmſten Freundes, bezwang ſelbſt dieſen Koloß, der gewohnt war, wie ein Fels in den Stürmen und Wogen des Schickſals zu ſtehen und ſich die Wetter an ſeiner Stirn brechen zu laſſen.

Von Kämpfen und Anſtrengungen ermattet, hatte das Heer zögernden Schrittes, denn der Kaiſer wollte die offene Bahn der Rettung nicht betreten, ſo lange er den koſtbarſten Edelſtein dem Feinde verpfändet hatte, ſpät am Abend Orsza erreicht. Eugen, Davouſt und Mortier lagerten mit ihren Kriegern in dieſer Stadt, die hier zum erſten Male nach einem Monat unerhörter Quaal und Entbehrung ein ſicheres Obdach, Schutz gegen den Grimm des Winters, hinreichende Nahrung für ihren entkräfteten Körper, ein Lager für die ermatteten, von Kälte erſtarrten Glieder fanden. Die ungeheure Mühe ſchien überſtanden, und mit der gebieteriſchen Forderung der Nothwendigkeit hörten auch die Kräfte auf, die der Wille an ſich nicht zu ſo furchtbarem Gehor-

ſam zu zwingen vermochte. Todesmatt waren die Krieger auf das Lager geſunken und überließen ſich in den Armen des Schlafes einer ſeligen Vergeſſenheit ihrer Leiden.

Es war Nacht.

Da hört der noch in ſpäter Sorge für die Seinen wachende Eugen den Hufſchlag einiger Pferde in den ſchweigenden Gaſſen des Städtchens. Horchend beugt er ſich aus dem Fenſter, ſieht mehrere heranſprengende Reiter und ruft ſie an:

„Wer da?"

„Polniſche Cavalerie!"

„Woher?"

„Vom Corps des Marſchall Ney?"

Dieſe Antwort zuckt wie ein freudiger Blitzſtral durch das Herz des Königs. „Lebt er? Iſt er gerettet?" fragt er haſtig und außer ſich.

„Er rückt auf dem rechten Ufer des Dniepr heran," erwiderte Raſinski, der von dem Marſchall ausgeſchickt war; „doch ſind die Ruſſen ihm nahe und ich komme Hülfe zu fordern."

„Ihr ſollt ſie haben," ruft der Feldherr freudig, und erſcheint in wenigen Augenblicken von ſeinen Offizieren umgeben auf der Straße. Der Generalmarſch ertönt, man eilt von Haus zu Haus die Krieger aufzurufen. Doch welche Forderung! Kaum haben ſie endlich den erſten Ort der Raſt nnd Ruhe erreicht, kaum hat der Schlaf die Entkräfteten in ſeine ſüß betäubenden Arme geſchloſſen, und ſchon wieder ſollen ſie hinaus in den unermeßlichen Ocean von Eis und Schnee, ſollen zurückkehren in die Wüſte, aus der ſie kaum den Ausgang erkämpft haben! Wer will ſie dazu vermögen! Sie ziehn den Tod der Erneuerung dieſer Qualen vor. Die wirbelnde Trommel hören ſie nicht, mit ſo feſten, dumpfen Ban-

den hat der Schlaf sie umstrickt; mühsam aufgerufen und emporgerissen, taumeln sie halb bewußtlos wieder zurück auf das warme Lager. Mag der Feind, den sie eingedrungen wähnen, sie im Schlafe ermorden; jeder Widerstand ist doch vergeblich; warum sollen sie die gelähmten Seenen noch einmal auf schmerzlicher Folter anspannen, warum die Marter erneuern und verlängern?

Doch ein Mittel gibt es: „Ihr sollt den Marschall Ney erretten," rufte man den Betäubten ins Ohr. „Ney ist uns nahe! Auf, ihm entgegen, ihn zu beschirmen!"

Der Name des Verehrten, Betrauerten, verloren Geglaubten weckt das Ehrgefühl der Tapfern; einen solchen Feldherrn zu verlassen, ist schmählicher als Verrath und Flucht. Dieser Aufruf bringt mit hinreißender Gewalt in die Seele der Krieger; Ney ist der Kämpfer der Alles wagt, er ist der Retter wo keiner mehr zu retter vermag. Wie ein Gott kehrt er von den Pforten des Todes zurück! Nichts ist mehr zu fürchten, wenn er wieder bei uns weilt."

Die Freudenbotschaft verpflanzte sich von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; in Schaaren strömen die Krieger zusammen, Jeder will der Erste sein dem allverehrten Helden entgegenzueilen. Selbst die Feldherren streiten sich um diesen Ruhm; nur durch seinen höhern Rang vermag der Vicekönig sein Recht dazu geltend zu machen.

Man bricht auf durch dichte Finsterniß, auf unwegsamen Pfaden; Rasinski und seine Begleiter reiten als Führer an der Spitze. Doch die feindselige Natur ruht auch jetzt noch nicht; der Sturm erhebt sich; Schnee wird aufgewirbelt, jeder Pfad, jede Spur verweht. Wie soll man jetzt die Richtung fest halten! Wie in dieser unabsehbaren Wüste den Verlornen erspähen? — Zwei Stunden ist man, dem Glück vertrauend, unablässig weiter in die Tiefen der Finsterniß und

der Öde eingedrungen; jetzt endlich scheint jede Bahn und jede Hoffnung verloren. Ja die Tücke des Geschicks läßt befürchten, daß man gerade in die ausgespannten Netze des Feindes irrte und auf seine Heere stößt, statt auf die Freunde.

„Wir sind hier auf dem Meere, wenn gleich seine Wellen erstarrt sind," ruft der König aus. „Wir müssen zu den Mitteln bedrängter Schiffer greifen; wir wollen Signalschüsse thun!"

Er gebietet Halt. Zwei Geschütze laden blind. In wohl abgemessener Pause geschehen drei Schüsse, deren dumpfer Donner weit durch die Nacht fortrollt. Jetzt lauscht Alles in gespannteſter Erwartung, ob das Signal erwidert wird.

Lange bleibt es still; schon verzweifelt man, daß das Zeichen verstanden sei. Da läßt sich endlich entferntes Gewehrfeuer hören.

„Wie? Was soll das bedeuten?" fragt der Vicekönig aufs neue zweifelhaft.

„O, dieses Zeichen ist uns günstig," fällt Rasinski rasch ein, „das dritte Armeecorps hat keine Kanonen mehr, es kann nur so antworten."

„Der Wackere!" ruft Eugen freudig; „so hat er uns dennoch verstanden. Wie sich bei ihm Vorsicht und Kühnheit paaren! Er wartete ab, ob die drei Schüsse die einzigen bleiben würden, und so errieth er die allein mögliche Bedeutung, die sie haben konnten!"

„Es war in des Marschalls Lage allerdings gefährlich, das Zeichen zu beantworten," pflichtete Rasinski bei; „er konnte sich dadurch eben so gut dem Feinde verrathen. Doch sein Feldherrnblick durchdringt die Verhältnisse mit Adlerschärfe, und wo Verderben und Rettung in schwindelnder Nachbarschaft kaum zu unterscheiden sind, weiß er dennoch mit fester Hand zu ergreifen, was ihm Heil bringt!"

„Und diesmal soll er sich nicht getäuscht haben" rief der Vicekönig freudig, indem er seine Truppen die Richtung nach dem Schall der Schüsse nehmen ließ.

Mit belebtem Muth, mit erneuter Kraft, dringen die treuen Kameraden vor. Da theilen sich die Wolken; der Mond, der so oft ein gefährlicher Feind gewesen, wird endlich ein Freund der Bedrängten. Er wirft sein Licht über die Schneehügel, und jetzt sieht man einen schwarzen Zug von Kriegern am Saum des Waldes hinabziehn.

„Diese sind es," ruft Rasinski, und die Truppen beschleunigen den Marsch. Bald erblickt man sich gegenseitig; neue Freundeszeichen werden gegeben; die Freude treibt zur Eile an; die edlen Führer können den Augenolick nicht erwarten, sie sprengen dem Heere vor, und einander erkennend schwingen sie sich vom Pferde und halten sich in inniger Umarmung!

Das ganze Heer wird von dem begeisternden Beispiel ergriffen. Als hätte Jeder sich einen Bruder, einen Sohn, einen Vater gerettet, stürzen Offiziere und Soldaten aufeinander zu und halten sich in brüderlichen Armen. Vergessen sind die Gefahren, die Leiden, die Opfer. Auf dem düstern Meer des Unheils leuchtet endlich ein heller Stern der Freude, die erstarrte Eissteppe Rußlands, bisher nur die grauenvolle Bühne des Entsetzens, sieht ein rührendes Schauspiel der Liebe und Treue, in dem nur Freudenthränen fließen.

Mit liebender Ehrfurcht wird der Held, der sich mit Löwenkühnheit durch alle Feinde und Gefahren gerungen, von den Kriegern umringt. Seinen Lorber befleckt nicht einmal der Neid derer, die ihm gleich stehen. Willig legen ihm Alle den Preis zu Füßen; doch er, so sind Pflicht, Ehre und Ruhm ihm zur edlern Natur geworden, weiß kaum, daß er ihn verdient hat!

Im Triumph wird er nach Orsza geführt; auf dem Wege dahin theilen die Krieger des Königs mit denen des geretteten Marſchalls brüderlich die Lebensmittel, die Getränke, deren jene Erſchöpften ſo lange entbehren mußten. Sie erzählen einander ihre Leiden, ihre Gefahren, ihre Thaten; doch jene vergißt der Soldat, dieſe bleiben feſt in ſeinen Gedächtniß, ihrer rühmt er ſich ſtolz, und an ihnen erhebt ſich ſein Muth zu neuen Wagniſſen.

So ziehen die Tapfren ſtolz ein in die Lagerſtätten dieſer Nacht. Sie fühlen ſich wieder die Krieger jenes großen, unbeſiegbaren Heeres; weil ſie das köſtlichſte Gut aus dem furchtbaren Schiffbruch ihres Glücks gerettet haben, den Ruhm. Denn der Feind darf von keinem Heere ſprechen das ſich ihm ergeben hat; alle ſind ſie mitten durch die Schrecken ſeiner Waffen und die grimmigeren der empörten Natur kühn hindurchgedrungen. An dieſem ſtolzen Gedanken entzündet ſich ein edles Feuer in den Herzen der Krieger, und in ſeiner Gluth ſchmiedet ſich der ſtählerne Harniſch unerſchütterlicher Entſchloſſenheit um die Heldenbruſt.

Dreizehntes Buch.

Erstes Capitel.

Durch Rasinski's Bemühung, der die dankbarste Freude über die Rettung Ludwigs und Bernhards im Herzen trug, waren diese wieder in Besitz eines Wagens gelangt, auf dem Bianca, Jeanette und das Kind den beschwerlichen Zug fortsetzen konnten. Um in dem allgemeinen Unglück sich so hülfreich zu zeigen, als sie vermochten, nahmen sie noch drei verwundetete Offiziere auf, deren einer immer abwechselnd die Zügel führte. Ludwig und Bernhard, dessen Wunde bei seinen frischen jugendlichen Kräften und unter der besten Pflege, die er in den letzten Tagen genossen hatte, völlig geheilt war, gingen zu Fuß, hielten sich aber stets in der Nähe des Wagens. Rasinski und seine Leute betrachteten sich gewissermaßen als die Deckung desselben und verließen ihn nur, wenn die Pflicht sie anderwärts hinrief.

Die Kälte hatte ganz nachgelassen; es war so starkes Thauwetter eingetreten, daß sogar der Schnee zum Theil wegschmolz und wenigstens auf der Landstraße nicht mehr liegen blieb. Fiel daher der Winter das Heer nicht mehr so gewaltsam mit seinen scharfen Waffen an, so wurde dafür der Marsch desto mühseliger. Diejenigen, welche in der Meinung, das Reich des Winters habe dauernd begonnen, ihre Wagen mit Schlitten vertauscht hatten, sahen sich jetzt

bitter getäuſcht, da dieſe Fuhrwerke in dem ſchmelzenden Schnee durchaus nicht fortzuſchaffen waren. Mehr der Zufall als Vorſicht hatte für Bianca auf umgekehrte Weiſe geſorgt. Wie man in ernſten Zeiten auch auf die geringſten begünſtigenden Umſtände hohen Werth legt, ſo wollte ſie auch darin ein beſonderes Zeichen erkennen, daß die beſchützende Hand des Himmels über ihr weile und ſie glücklich aus dem tiefen Strudel aller dieſer Bedrängniſſe erretten werde. Doch mit ſchauderndem Mitgefühl ſah ſie das Unglück, welches rings um ſie her mit jeder Stunde eine ſchreckenvollere Geſtalt annnahm; es ſchien ihr faſt ein Verbrechen, in dieſem großen Untergange ſich allein retten zu wollen, nicht Tod und Elend gemeinſam zu theilen. Hätte der Schmerz überall eine edle Haltung gehabt, ſo würde ſie es vielleicht nicht über ſich gewonnen haben, nur an ihre eigne Rettung zu denken; ſo aber brach leider in dieſen ſtrengen Prüfungen die tiefe Verderbniß der menſchlichen Seele meiſt erſt in ihrer ganzen nackten Abſcheulichkeit hervor. Selten zeigte ſich eine großartige duldende Unterwerfung unter das zermalmende Schickſal; dagegen deſto häufiger jene empörte Wuth, jenes Ausbrechen in Flüche und Verwünſchungen gegen alles Menſchliche, Heilige und Göttliche. Bianca ſchauderte im Innerſten davor zurück; ihr gemartertes Auge flüchtete von dieſen Scenen des Grauſens, und ſie beugte ſich über das liebliche Kind auf ihrem Schooße herab, um im Anblick ſeiner ſchuldloſen Züge die Entartung der Menſchheit zu vergeſſen. — Ach, und grade dieſes Kind, erinnerte es nicht an die unnatürlichſte That? Stand nicht hinter dem holden Bilde dieſes lächelnden Engels die Furiengeſtalt einer in Verderbniß untergegangenen Mutter, die die heilige Blüthe ihres Schooßes im frevelnden Wahnſinn ſelbſt vernichten wollten? — Und wenn die Gequälte das Auge wieder aufſchlug, was erblickte

ſie? Jammer, Elend, Verzweiflung; wild tobende Wuth gegen Schöpfer und Geſchöpfe!

Der tiefe, in einen Sumpf verwandelte Weg trotzte der übermäßigen Anſtrengung der Kräfte. Die vor die Schlitten geſpannten Pferde ſtürzten trotz der unbarmherzigſten Peitſchenhiebe, mit denen die Führer ſie unter grimmigen Flüchen anzutreiben ſuchten, zu Boden und vermochten ſich kaum noch emporzurichten. Jetzt erſt wurde der zu ſpäte Entſchluß gefaßt, das Unmögliche aufzugeben. Man ſpannte die Thiere los und häufte nun Beute und Vorräthe auf ihren Rücken; vergebens flehten die Kranken, die Verwundeten, daß man ſie retten ſolle. Die Habſucht, der Eigennutz war taub; wer noch ſo viel Kräfte beſaß, um für ſich zu handeln und zu retten, gedachte der Menſchlichkeit nicht mehr. Zwar folgte die Strafe auf die That, denn kaum hatte man, ohne ſich an den verzweifelnden Ruf des Erbarmens der Kameraden, die man dem Verſchmachten durch Hunger und Kälte Preis gab, zu kehren, die überlaſteten Roſſe einige hundert Schritte fortgetrieben, ſo ſtürzten ſie abermals zuſammen, und jetzt war jedes Mittel, ſie aufzuſtacheln vergeblich. Heulend vor Wuth ſah man dann die erbitterten Beſitzer ihr ſchnödes Gut in den Koth treten, von Grimm ſo verblendet, daß ſie faſt auch die Lebensmittel, denen ſie vielleicht am nächſten Tage ihre Rettung vom Hungertode verdankten, vernichteten. — Und Hunderte und Tauſende gingen an ſolchen Schauſpielen vorüber, und Keinen rührten, Keinen bekümmerten ſie, Niemand nahm ſich der Bedrängten, Verlaſſenen an, ſo hatte die ſchreckenvolle Wiederholung derſelben ſelbſt das Entſetzlichſte zur ſtumpfen Gewohnheit gemacht, ſo der unerträgliche Grad der eignen Marter jedes Gefühl für die fremde getödtet! — Und nicht allein der Rohe, dem beſſeres Wiſſen, Erkenntniß des Wahren, und Gewohnheit des Ed-

len die Bruſt nicht geläutert hatte, ſondern ſelbſt diejenigen, denen das höhere Geſetz der Tugend vertraut ſein konnte, hatten es gänzlich vergeſſen und trugen vom Menſchen nur noch die Geſtalt. Freilich aber auch dieſe meiſt in fürchterlicher Verzerrung und Entſtellung durch Hunger, Schmuz, Elend und Krankheit.

So ſah man höhere Offiziere, ſelbſt Generale, einzeln unter der Maſſe der Krieger verloren, am Stabe wandern und wie Bettler den Boden verlaſſen, auf dem ſie als Triumphirende eingezogen waren, glücklich genug, wenn ſie außer den Mühſeligkeiten des Weges nicht noch die Gefahren des Kampfes, den Hohn des Feindes zu dulden hatten, deſſen ſchwärmende Horden aſiatiſcher Krieger das Heer begleiteten, wie eine Schaar hungriger Raubvögel einen verweſenden Körper umflattert.

Es vergingen einige Tage, an denen ſich die düſtren Bilder in unabläſſiger Wiederholung erneuten. Die Hoffnung, das nicht mehr ferne Minsk zu erreichen, wo ſich Vorräthe in ungeheurer Maſſe, Raum zum Obdach des Heeres, und überdies die Unterſtützung durch friſche wohlgerüſtete Truppen vorfand, hielt die Kräfte aufrecht. So erreichten die Trümmer des Heeres Toloczin. Am nächſten Morgen hatte man kaum den Marſch wieder begonnen, als plötzlich ein Offizier dem Kaiſer mit Depeſchen entgegenkam. Er öffnete dieſelben und verrieth durch eine heftige Bewegung, daß der Inhalt beunruhigend ſei.

Zwar blieb die Botſchaft noch ein Geheimniß, doch liefen allerlei Muthmaaßungen und Gerüchte von Mund zu Mund, die der Wahrheit nahe kamen. Am Abend des folgendenden Tages ließ ſich dieſe nicht mehr verbergen, denn ſie waren ſchon auf andern Wegen zu dem Heere gelangt — Minsk war verloren, vom Feinde beſetzt.

Als Raſinski im Bivouac dieſe Nachricht von Regnard vernahm, wechſelte ſelbſt er die Farbe und bedeckte ſich die Augen mit der Hand, als wolle er dieſes Unheil nicht ſehen! Dann brach er in die Worte aus: „So iſt der Kaiſer ein ruſſiſcher Staatsgefangener!“

Ein düſtres Schweigen herrſchte in dem Kreiſe ringsumher, in dem Jaromir, Boleslav, Ludwig und Bernhard gelagert waren. Mit fragenden Blicken hingen ſie an dem Angeſicht ihres Führers und ſuchten noch eine Hoffnung auf ſeiner Stirn zu leſen. Doch vergeblich! Sie rollte ſich in finſtere Falten und blieb von ſchwarzen Wolken des Grams verhüllt.

„Alſo auch das noch,“ ſprach er nach langer Pauſe indem er aufſtand. „Und dieſer Winter, der uns Anfangs mit hinterliſtiger Tücke einen Monat zu früh überfiel, verräth uns jetzo zum zweiten Mal, da er uns verläßt wo er unſer Bundesgenoß werden könnte. Minsk, ſo hart der Verluſt iſt, wäre zu verſchmerzen, wenn uns die Bereſina nicht mit ihren ſumpfigen Tiefen gefangen hielte. Ein ruſſiſches Heer am andern Ufer dieſes Stroms iſt wie ein eherner Riegel, der uns die Thore aus dieſem Tartarus unwiderbringlich verſperrt!“

„Uns bleibt keine Hoffnung,“ erwiderte Regnard, „als die, daß der Feind vor uns unſre Lage hier noch nicht kennen kann; daß er uns vielleicht fürchtet, vielleicht zu täuſchen iſt.“

Raſinski ſchüttelte ungläubig das Haupt. Kutuſow, meint Ihr, werde keinen Boten gefunden haben, Tſchitſchagoff, Wittgenſtein, und wie die Führer jener Maſſen in unſrem Rücken heißen mögen, zu benachrichtigen? — Ein Dämon müßte ſie verblenden, wenn ſie jetzt das Netz nicht über den köſtlichſten Fang zuſammenzögen! — Es bleibt uns noch

ein Ausweg — der ehrenvolle Kampf und Untergang. Auf die Bahn der Schmach kann uns das Geſchick nicht zwingen, das aber iſt auch ſeine einzige Gunſt."

Ueber Jaromirs Angeſicht zuckte ein wehmüthiges Lächeln, als Raſinski ſo ſprach; Bernhard, der es bemerkte, erkannte daraus, welches die Hoffnungen dieſes im tiefſten gebrochenen Herzens waren. Seit der Unglückliche Aliſettens Schickſal kannte, war außer dem verſchloſſenen Ernſt, der ſeine jugendliche Freudigkeit ſeit jenem verhängnißvollen Abende zu Moskau in ſtarre Feſſeln geſchlagen hatte, auch ein ſtiller Trübſinn über ihn gekommen, der oft einem weit hinweg verirrten Träumen glich. Der männliche Entſchluß ſeiner Seele, durch energiſches Handeln in ſeinem Beruf als Krieger die Schuld, mit der er ſich beladen fühlte, zu verſöhnen, war durch ein Verſagen der Kraft, die außer der Grenze des Willens lag, gelähmt. Die klare kriegeriſche Beſonnenheit, durch die er ſich bisher in dieſen Tagen der Bedrängniß ſelbſt vor Boleslav ausgezeichnet hatte, war verſchwunden; das Elend um ihn her ſchien ihn ohne Antheil zu laſſen, ja ſelbſt die rührenden Freuden den und Sorgen ſeiner liebſten Genoſſen, die Bernhards und Ludwigs um ihre Schweſter und Geliebte, gewahrte er kaum, vollends daß er ſie empfunden und getheilt hätte wie Raſinski oder Boleslav.

Mit tiefer Trauer hatte der ſtets beobachtende Bernhard dieſe Umwandlung des Jünglings im Geheimen bemerkt. Und jetzo, als das Wort der Verurtheilung über alle ſeine Genoſſen, über die nächſten, welche er aus tiefſter Seele liebte, über den Ruhm des Heeres und des Kaiſers, ja über das Schickſal ſeines Vaterlandes ausgeſprochen wurde, als er die Freunde von dumpfer Erſchütterung wie verſteinert vor ſich ſahe, jetzo lächelte er, als dringe endlich ein Stral der Freude

in das Dunkel ſeiner Schmerzen. Er glich einem Gequälten auf dem Todeslager, der den Engel der Erfüllung vor ſich treten ſieht.

Bernhard wurde durch den Anblick des unglücklichen Freundes ſelbſt jetzo mit ſchauerlicher Ahnung bewegt, wo der zermalmende Keulenſchlag der Weltgeſchicke, der alle zugleich traf, ihn eben ſo betäubend erſchütterte als die Uebrigen auch. Dies wäre unmöglich geweſen, wenn derſelbe Augenblick die Gewißheit des Verderbens, und die Erfüllung geboren hätte, doch wenn zwiſchen beiden noch ein Arm des Zeitſtroms brauſt, ſo vertraut der Menſch, ſelbſt unwillkürlich, ſein Heil noch dem gebrechlichſten Nachen der Hoffnung, der auf den Wellen ſchwankt, an, und behält das Gefühl einer Gegenwart mit ihren Schmerzen und Freuden.

„Alſo ihm iſt das zur Hoffnung und Erhaltung ſeiner Wünſche geworden, was in jedes andren Bruſt die Wünſche und Hoffnungen vernichtet?“ dachte Bernhard und ließ ſeinen Blick wehmüthig betrachtend auf dem bleichen Antlitz und dem erloſchenen Auge des Jünglings weilen. So gequält biſt Du Armer? — Die Ahnungen des ſcharfblickenden Freundes gingen weiter. Der ſeiner ſelbſt bewußte Jaromir hätte die Erlöſung von ſeiner Marter, die mit der Vernichtung der Freunde, des Ruhmes und des Vaterlandes erkauft ward, nicht mit einem Lächeln begrüßt! Das konnte nur der, dem ſchon die Bilder des Lebens ſich zu verwirren begannen, für den ſie in dämmernde Träume übergingen. Ach, ſchon längſt hatte Bernhard es bemerkt, aber den Gedanken, wie einen unheimlichen Feind zu verſcheuchen geſucht, daß die Nemeſis, welche die frevelvolle Aliſette ereilt hatte, für Jaromir ein grauſenhaftes Spiegelbild geworden war, in dem er ſein eignes Geſchick vor ſich ſah.

Aber nicht dieſes ſelbſt, ſondern der Gedanke, daß er es

ſo verſchuldet, daß ſein Verbrechen die finſtren Rachegeſtalten aufrufe und ſie verfolgend an ſeine Füße hefte, folterte Jaromirs Bruſt mit namenloſen ſtummen Qualen, von denen er keine Erlöſung ſah als die Vernichtung, zu der er ſelbſt den Arm nicht gegen ſich aufheben durfte, ohne ſich mit neuen Freveln zu belaſten. In dieſen ſteten, innern Martern verzehrte er ſich, ſeine Kraft erlag, ſein edler Geiſt verlor die Freiheit des Bewußtſeins, das Grauen des Wahnſinns pochte ſchauerlich leiſe an die Pforte ſeiner Seele, und er bebte zuſammen bei der eiſigen Berührung. Wer will ihn jetzt richten, daß das dunkle Thor des Todes ihm nur als das der Erlöſung erſchien, daß ſeine gequälte Bruſt die Fähigkeit verloren hatte, es für Andre anders zu denken?

Bernhard wandte ſich mit einem vom Schmerz bezwungenen Antlitz ab. Jetzt wäre die offne Freundesmittheilung eine erquickende Wohlthat für ihn geweſen, doch er verſagte ſie ſich feſt, um nicht dieſen bitterſten Schmerz auch auf Ludwigs und Boleslavs Seele, die noch ahnungslos an dem Abgrunde dieſes neuen Schreckens hinwandelten, zu häufen. Das Geſchick hatte ihre Bruſt ja ſchon genug zerſchmettert; weshalb ihnen neue tiefe Wunden bohren? — Aber zu Jaromir wandte er ſich mit warmer Bruderliebe und verſuchte, ob Worte des Troſtes, der Hoffnung, der männlichen Erhebung zur Pflicht, den finſtern Raubvogel des Wahnſinns zu verſcheuchen vermöchten, der in nahen Kreiſen drohend über ſeiner Seele ſchwebte und ſie mit den vergifteten Fängen zu zerreißen drohte.

Zweites Capitel.

Nach unſäglich mühſamen Märſchen erreichte das Heer endlich Niamaniza. Tauſende hatten in Angſt und Entkräftung den Tod auf dieſer furchtbaren Straße gefunden, und die ſchreckenvolle Nachricht, daß Minsk in den Händen der Ruſſen ſei, beſtätigte ſich leider täglich. Das Land wurde jeden Tag düſtrer, die Straße zog ſich jetzt faſt unausgeſetzt in unabſehbaren Fichtenwäldern hin, die kaum dann und wann durch einige elende Häuſer unterbrochen wurden. Ein grauer Himmel ſchien drückend bis tief gegen die Erde herabzuhängen und ſie mit ſeinen feuchten Nebelſchleiern zu berühren. Es war weder ſtreng kalt, noch thaute es; doch wehte fortdauernd ein naßkalter verklammender Wind, der durch die elenden Kleidungsſtücke der Krieger hindurchdrang und ſie in langſamer Qual lähmte und erſtarrte. Der Boden überzog ſich mit ſpiegelhellem Glatteis; jeder Schritt koſtete eine furchtbare Anſtrengung, und faſt jeder Fehltritt führte den Tod herbei, denn den Fallenden war es oft unmöglich, ſich wieder aufzurichten, da ſie zumeiſt aus Kraftloſigkeit niederſanken.

In dichter Finſterniß hatte Raſinski mit den Seinigen ein verlaſſenes Haus erreicht, welches, zur Seite der Straße gelegen, durch Zufall von einem ſeiner Leute entdeckt worden war. Die Nacht in dieſer engen, aber doch ſicheres Obdach gewährenden Hütte würde erträglich geweſen ſein, wenn nicht die beunruhigendſten Nachrichten eingetroffen wären. Regnard, deſſen eherner unverwüſtlicher Körper von keiner Strapaze erſchüttert wurde, und der unermüdlich im Aufſammeln jeglicher Kundſchaft war, trat noch ſpät Abends ein, um Ra-

ſtnski von allem, was er erfahren hatte, in Kenntniß zu ſetzen, hauptſächlich aber um ſein Töchterchen, welches noch immer in Bianca's Obhut ſtand, noch zu ſehen. Denn dieſer Grund beſtimmte ihn, ſich auf dem Marſch wie im Bivouac und im Quartier ſtets ſo nahe als möglich an Raſinski und die Seinigen zu halten.

„Nun Regnard, was bringt Ihr Neues?" fragte ihn Raſinski, der ſchon, in ſeinen Mantel gewickelt, auf dem Boden lag um zu ſchlafen.

„Ich kann Euch nicht helfen, aber ich muß Euch ſtören," antwortete der Eintretende. Ich bin freilich immer der krächzende Unglücksvogel; aber der Teufel ſei eine Nachtigall oder ein Freudenkuckuck auf einem ſolchen Felde voller Leichen, wie unſer Marſch von Moskau bis hierher. Die Raben ſind hier an ihrem Platz."

„Nun ſo krächzet denn," antwortete Raſinski, indem er aufſtand. Jaromir, Boleslav, Bernhard und Ludwig traten gleichfals um den Obriſten herum.

„Wir ſitzen richtig im Garn," fing Regnard an. „Die Brücke bei Boriſow iſt verbrannt, und der Fluß ſo breit, daß an eine Herſtellung nicht zu denken iſt. Das andere Ufer iſt überdeckt mit Feinden; das ganze Heer Tchitſchagoff's breitet ſich an allen Punkten aus, wo man über die Bereſina kommen könnte; kurz, ich ſehe keine Möglichkeit, den Übergang über den Fluß zu machen."

„Nur eine einzige Nacht ſtrenger Kälte," rief Raſinski; „und es wäre nichts verloren."

„Um ſo weniger," erwiderte Regnard; „als ich Euch auch eine gute Nachricht mitzutheilen habe, die, daß wir endlich dem nachdringenden Kutuſow ein geordnetes Corps entgegenſtellen können; denn der Marſchall Victor rückt mit zwanzigtauſend Mann friſcher Truppen heran, auf die wir morgen

in der Frühe ſtoßen müſſen. So eben iſt die leichte Cavalerie ſeiner Avantgarde eingetroffen.

„Es ſind nur ſo viele Opfer mehr," antwortete Raſinski düſter. — „Freilich, wenn es möglich würde, über den Fluß zu kommen, wenn der Himmel ein Wunder thäte, wenn er den Strom der Bereſina in die Banden des Winters ſchlüge und ihn ſtill ſtehen hieße, wie die Sonne zu Jericho — freilich dann könnten uns dieſe friſchen Kräfte Rettung bringen. — Es wäre noch eine Möglichkeit," fuhr er raſch, als ſei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, fort; „wenn man Tchitſchagoff über den Punkt unſers Überganges täuſchen könnte! Es müßten falſche Nachrichten ausgeſprengt, Demonſtrationen den Fluß abwärts etwa nach Ukoloda und Bereſino hin gemacht und dann plötzlich der Übergang für alle bewerkſtelligt werden. Jetzt da ein friſches Armeecorps uns vielleicht einige Tage Aufſchub gewinnen kann, iſt dies möglich."

„Etwas der Art iſt im Werke," entgegnete Regnard; „es werden bereits alle Anſtalten dazu getroffen. Die Schwierigkeit iſt nur die, das Heer unbemerkt an dem wahren Übergangspunkte zu concentriren. — Doch es iſt ſpät; gute Nacht. Ihr bedürft der Ruhe und ich gleichfalls; morgen, hoffe ich, ſehen wir uns wenigſtens noch wieder!"

Mit dieſen Worten wollte er die Hütte verlaſſen; doch blieb er ſtehen und warf noch einen zärtlichen Blick auf ſein Kind, das in Biancas Armen im Hintergrunde der Hütte mit dieſer auf einem Lager, ſo gut man es von wenigem Stroh und einigen Decken hatte bereiten können, tief ſchlummerte. Er ſchlich näher, doch behutſam, um die Schlafenden nicht zu wecken. „Der Himmel beſchütze nur dieſe," ſprach er weich; „was uns anlangt, ſo wollen wir nicht kla-

gen, denn wir ſind da, um zu fallen.“ — Hierauf ging er raſch hinaus. Raſinski und die Übrigen warfen ſich wieder aufs Lager, wo ſie bald feſt entſchlummerten. Die Anſtrengung führte den Schlaf herbei, ſelbſt wo man wußte, daß man am tiefſten Abgrunde der Gefahr gelagert war.

Am Abende des folgenden Tages erreichte das Heer Boriſow, welches hart an den Ufern der Bereſina liegt, der hier einem breiten ſumpfigen See gleicht. Die feſte Brücke über dieſelbe war, da die Stadt wenige Tage zuvor den Ruſſen erſt hatte entriſſen werden müſſen, durch Feuer völlig zerſtört worden. Der Marſchall Oudinot hielt Boriſow beſetzt. Raſinski hatte in Erfahrung gebracht, daß man, wie er ſelbſt gerathen haben würde, alles gethan hatte, um den Feind glauben zu machen, man werde den Übergangspunkt ſüdlich von Boriſow wählen, wo in der That der Fluß einige günſtige Stellen und ſogar zwei ziemlich gangbare Furthen darbot. Der General Laurencé hatte ſich als Chef des Generalſtabes, der mit der Herſtellung der Brücken beauftragt war, mehrere Juden, welche die Spionsdienſte verrichteten, kommen laſſen, und fragte ſie über jene Furthen aus. Er wußte zu gewiß, daß ſie, nachdem ſie ihre Bezahlung erhalten hätten, dem Feinde alles verrathen würden, um auch von ihm belohnt zu werden. Daher wurden alle Fragen und Aufträge, die man ihnen gab, ſo eingerichtet, daß ſie keinen andern Zweck vermuthen ließen als den, die Armee werde mit einer plötzlichen Wendung ſüdlich den Strom hinabziehen, um ſo die Verfolger zu täuſchen, Tchitſchagoff in den Rücken zu gelangen und das über alles wichtige Minsk durch Überraſchung zu nehmen. Während dieſe Anſtalten getroffen wurden, marſchirte das Corps des Marſchalls Oudinot in tiefſter Stille aus, nach Studianka, wo der wahrhafte Übergang bewerkſtelligt werden ſollte. Auch Raſinski erhielt, nachdem ſeine Leute

einige Stunden geraſtet hatten, Befehl dahin aufzubrechen. Bei dieſem Marſch war es aufs ſtrengſte geboten, jedes Geräuſch zu vermeiden; noch weniger durfte Feuer geſchlagen oder ſonſt etwas Ähnliches gethan worden, was man vom jenſeitigen Ufer aus bemerken konnte. Denn dort zog ſich eine ruſſiſche Poſtenkette entlang, deren einzelne Feuer man auf den Waldhöhen gleich trüben Sternen wahrnahm. Sollten ſie mit ihrem blutig düſtren Schimmer den Untergang des Heeres bedeuten, dem in dieſem Lande ſo unglückſelige Geſtirne geſtralt hatten? Um das Unheil auf das äußerſte Maaß zu treiben, ſchien es vom Schickſal beſchloſſen, daß das Verderben im Angeſicht der Rettung vollendet werden ſollte. Eine düſtre Beſorgniß, durch das tiefe Schweigen, die ängſtlich beobachtete Stille noch erhöht, ſenkte ſich in die Bruſt der Krieger. Zu allen harten Entbehrungen fügte ſich jetzt auch die eines tröſtenden, ermuthigenden Wortes; ja, die Finſterniß der Nacht geſtattete nicht einmal die Erquickung eines Blicks der Liebe und Freundlichkeit auf die Nächſten, Theuerſten. Raſinski hatte Ludwig und Bernhard bereden wollen, mit Bianca das Heer zu verlaſſen und, ſo weit ſie es vermochten, ihren Weg den Strom abwärts forzuſetzen, weil er glaubte, es werde ihnen nicht ſchwer fallen unter Biancas Schutz, die überall als eine Eingeborne des Landes auftreten konnte, einen Zufluchtsort und vielleicht bald die offene Straße nach Warſchau zu gewinnen. Allein beide Freunde, und aufs entſchloſſenſte Bianca ſelbſt, erklärten, ſie würden ihr Schickſal nicht von dem Raſinski's und der Seinigen trennen. Mit gleich rührender Anhänglichkeit hatten Willhofen und Jeannette der Überredung Biancas widerſtanden, welche ihnen ebenfalls dieſen Weg der Rettung aufdringen wollte. So gab es doch noch Herzen, denen mit der Stärke der Prüfung die Kraft wuchs, die nicht von dem ehernen Fuß des Geſchicks tief hinab-

getreten wurden in den Staub der Verwerflichkeit, ſondern in dem Druck nur die Aufforderung zum Widerſtande fanden.

Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß dicht neben dem Wagen, auf welchem Bianca ſaß; es gewährte ihr und ihnen Troſt, einander wenigſtens nahe zu wiſſen und die dunklen Umriſſe der Geſtalten zu erkennen, wenngleich die Gefahr des Augenblicks jede Mittheilung des Geſprächs verbot.

Je näher man nach Studianka kam, je zahlreicher wurden die Feuer auf den Höhen. Raſinski ſah es mit Beſorgniß, da ſich aus ihnen ſchließen ließ, daß ein bedeutendes ruſſiſches Heer auf dem jenſeitigen Ufer aufgeſtellt ſei, und alles war rettungslos verloren, wenn es nicht glückte, den Feind zu täuſchen.

Um vier Uhr Morgens erreichte Raſinski den Verſammlungsplatz bei Studianka. Hier waren ſeit dem Anbruch der Nacht die Ingenieure geſchäftig, zwei Brücken über den Strom zu ſchlagen, deren Vollendung man vor Anbruch des Tages hoffte, um noch in der Dunkelheit wenigſtens mit ſo vielen Truppen überzugehen, als nothwendig waren, um ſich jenſeits eine Bahn zu brechen. Aber dieſe Hoffnung ward auf das grauſamſte getäuſcht, denn wiederum ſcheiterte ſie an dem Zorn der Elemente, ja an ihrer wahrhaft erbitterten Tücke. Denn durch das Thauwetter der vorigen Tage angeſchwollen, war der Fluß um mehrere Fuß gewachſen, ſo daß die Furth, durch welche die Infanterie im Nothfall ihren Weg hätte nehmen können, ſelbſt für die Reiterei zu tief wurde. Die ſeit geſtern wieder eingetretene Kälte reichte grade hin, ſtarke Eisſchollen zu bilden, die den Strom hinuntertrieben und alles mit ſich fortriſſen; doch ſie vermochte nicht eine feſte Decke über denſelben zu wölben. So war die rauhe Kraft der Natur der äußerſten Anſtrengung der

menſchlichen überlegen. Vergeblich hatten die Pioniere die ganze Nacht hindurch oft bis an die Bruſt im Waſſer und Moraſt gearbeitet, vergeblich mit der Kälte, den ſcharf verwundenden Eisſchollen, der Macht des Stroms gekämpft! Der Morgen war nahe, und noch ſtand nicht ein einziger der Brückenböcke feſt, denn zweimal hatte die Gewalt der Schollen alles zertrümmert, was mit aufreibender Anſtrengung aller Kräfte zu Stande gebracht war.

Die Noth ſtieg aufs höchſte. Brach der Tag an, und die Brücke war nicht vollendet, ſo mußte man erwarten, daß die ganze Artillerie des Feindes von den jenſeitigen Höhen in Kernſchußweite die gebrechlichen Arbeiten zertrümmerte, und alsdann ſchwand jede Möglichkeit, auch nur einen Mann zu retten.

Raſinski's Leute waren auf eine Anhöhe nahe bei Studianka gelagert. Er ſelbſt begab ſich mit Regnard an das Ufer, wo ſich die Führer vergeblich beriethen, um ein Mittel der Rettung zu erſinnen.

Mortier, Davouſt, Ney, Eugen, ſie ſtanden beiſammen und hefteten ihre düſtren Blicke auf das jenſeitige Ufer, wo die ruſſiſchen Lagerfeuer als eben ſo viele Brandfackeln des Verderbens loderten. Selbſt der unerſchrockene Ney warf im ſchwermüthigen Zorn über das verrätheriſche Glück die Worte hin: „Wenn ſich hier ein Ausweg findet, ſo hat der Kaiſer die Glücksgöttin mit Ketten an ſich gefeſſelt, und ſie gehorcht ihm als Sklavin.“

Da erſchien er plötzlich ſelbſt mitten in dem Kreiſe der Marſchälle und Führer. Er war mit ſeinen Garden von Boriſow herangerückt und hatte auf dem halben Wege bei einem Schloß in der Stille ein Lager bezogen. Hier waren ihm von Minute zu Minute die Berichte über die Vergeblichkeit aller Anſtrengungen, die Brücke zu vollenden, zugekommen; ſo betrachtete er denn den Urtheilsſpruch des Geſchicks als

erlassen und erschien nun an der Stelle der Gefahr, um sie zu prüfen, zu messen und wenigstens rühmlich mit ihr zu kämpfen, wenngleich er sie nicht zu bezwingen vermochte.

Er grüßte kurz, ernst, aber wohlwollend. Dann fragte er mit Bestimmtheit nach allen Umständen, allen Ereignissen. Die Berichte lauteten so, daß er selbst fast die Unmöglichkeit der Rettung zugeben mußte. Auf einen gewaltsamen Durchbruch mitten durch die Feinde war er im günstigsten Falle bereit gewesen.

Rasinski hing mit unverwandtem Blicke an dem ernsten, aber völlig ruhigen Antlitz des gigantischen Mannes, der sich dem Verhängniß noch nicht unterworfen hatte, sondern auf neue Waffen sann, um mit ihm zu kämpfen. Ein düstres Schweigen herrschte um ihn her. Da blitzte plötzlich der Gedanke in Rasinski auf: Wenn nur er gerettet wird, so ist nichts verloren als ein großes Heer; ganz Frankreich, halb Europa kann sich neu für ihn waffnen! Diese Massen sind todt, sie zerstäuben, wie zerschmettertes Gestein, wenn seine Kraft sie nicht bindet; sie sind unüberwindlich, wenn er sie mit der Flamme seines Geistes beseelt. Hunderttausende sind in diesen Schneegrüften erstarrt; was kommt auf Einige mehr oder weniger an? Er muß gerettet werden, und alles ist gerettet.

Von diesem Gedanken entzündet, sprengt er zum Marschall Ney hinan, zieht ihn auf die Seite und enthüllt ihm seine innerste Gesinnung. Der kühne Krieger faßt den Gedanken mit glühender Begeisterung auf; er selbst würde zwar in einen ähnlichen Vorschlag seiner Untergebenen nie gewilligt haben, doch jetzt fühlt er nur als Soldat, nicht als Feldherr. „Ist die Rettung möglich, so muß sie geschehen," ruft er aus.

„Ich verbürge mich mit meinem Haupt für das Ge-

lingen," bethauert Rasinski im edlen Feuer. „Von hier ab kenne ich jeden Pfad; eben so meine Polen. Jeder giebt zehnmal sein Leben für das des Kaisers. Weiter aufwärts nach Weselowa zu ist der Fluß schmal; wir schwimmen mit unsren Pferden hindurch, noch vor Tagesanbruch können wir drüben sein. In fünf Tagen schaffe ich den Kaiser nach Wilna, von dort steht ihm Europa offen, und er kann Paris erreichen, bevor nur eine Ahnung von unsrem Verderben über Rußlands Grenzen dringt. Beschwören Sie den Kaiser, Marschall! Seine Rettung ist ja auch die unsrige; weiß Rußland, daß er von Paris aus neue Heere sendet, so sind wir höchstens Kriegsgefangene, theilt aber der Kaiser unser Loos, so sind wir mit ihm Staatsgefangene, und Sie kennen den unermeßlichen Kerker, welchen Rußland für diese besitzt."

Rasinski's Feuer überzeugte den Marschall vollends: „Er muß wollen," rief er eifrig aus; „und es darf kein Augenblick verloren werden."

Der Kaiser hatte sich eben in eine Hütte dicht am Ufer begeben. Ney eilt dahin, er trifft den König von Neapel und den Vicekönig von Italien, ihnen entdeckt er Rasinski's Vorschlag; beide heißen ihn willkommen; gemeinschaftlich beschließen sie ihn sofort dem Kaiser mitzutheilen, und folgen ihm in die Hütte.

In gespannter Erwartung harrte Rasinski auf die Entscheidung. Es vergeht über eine Viertelstunde; Niemand läßt sich sehen. Schon wird es zu spät — schon will Rasinski es wagen, selbst in den Kaiser zu dringen, — da tritt Ney wieder heraus, geht ihm langsam entgegen und spricht:

„Graf Rasinski! Der Kaiser ist nicht zu bewegen, das Heer zu verlassen. — Wir erwarten hier gemeinschaftlich den Tag, den Feind, den Untergang!"

Der rauhe Ton, mit dem der Marschall sprach, zeigte, wie tief er bewegt war, und wie viel Gewalt er sich anthat, um es nicht zu scheinen. Rasinski stand unbeweglich; ein unnennbarer Schmerz zuckte durch seine Brust, aber nicht warm und erweichend, sondern kalt, grauend. „Haben Sie dem Kaiser gesagt, — " begann er endlich wieder, wurde aber sogleich vom Marschall unterbrochen:

„Alles! Alles, was Vernunft und Liebe vermögen; der König von Neapel, der Vicekönig von Italien, Davoust, Mortier, Rapp, Graf Daru, Berthier selbst — es fehlte wenig, so hätten wir uns ihm zu Füßen geworfen. Aber er blieb wie ein eherner Fels: „der Soldat hat sein Vertrauen auf mich gesetzt, ich will es nicht täuschen," war seine Antwort."

„Und Paris, Frankreich, Europa wogen diese Gewichte in der andren Schaale noch zu leicht?"

„„Hier ist die dringendere Gefahr,"" sprach er kurz, „„eher gehe ich nicht, bis sie vorüber ist.""

„Dann ist's zu spät!" rief Rasinski außer sich; „gestatten Sie mir, daß ich noch einmal — "

„Nichts Graf," antwortete der Marschall; „der Kaiser läßt sich nicht durch Bitten in seinen Beschlüssen irre machen. Auch ich sagte ihm: dann ist's zu spät; „Jetzt aber ist's zu früh," war seine Antwort, „und," setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, „wollt Ihr denn mit Gewalt, daß ich zu dem Unglück Schande auf mein Haupt lade? Ich werde gehen, ich werde nicht bis Paris an der Spitze des Heeres marschieren, aber erst dann, wenn Eure Gegenwart hier genügt. Der Augenblick ist noch nicht gekommen.""

Rasinski schwieg. So tief ihn der Gedanke erschütterte und seine Brust zerriß, daß der große Mann hier im Ange-

ſicht der Rettung unwiderruflichen Untergang finden ſollte, ſo tief durchdrang ihn doch auch das Gefühl erhebender Bewunderung, welche der feſte Beſchluß des Kaiſers erweckte. Einige Minuten dauerte dieſer Kampf in ſeiner Bruſt, dann rief er, durchdrungen von dem würdigen Entſchluß, aus: „wahrlich er durfte nicht anders, er hat uns auch diesmal übertroffen und beſchämt. So iſt es beſſer. Wir wollten ihm die menſchliche Berechtigung jeder Bruſt nehmen, edel, würdig, groß zu handeln. Wohl ihm, wohl uns, daß er es nicht duldete. Auch der wahre Vortheil iſt hier! Die Weltgeſchichte gewinnt wenig, wenn er noch einige Jahre über Europa herrſcht; ſie gewinnt aber, wenn er würdig fällt. Für den Glanz des Ruhms hat er zehnfach genug gethan, jetzt handelt er für das ächte Gold deſſelben. — Marſchall, ich bin mehr als getröſtet, ich bin freudig erhoben und geſtärkt.“

„Und Sie haben Recht, und unſer tiefer Schmerz iſt der untrüglichſte Beweis dafür.“ Sie reichten einander die Hände mit herzlichem Druck; dann ſchieden ſie. Raſinski ritt zurück zu den Seinigen und erzählte ihnen, was geſchehen war. Da ſchlug ihre flammende Begeiſterung für den Feldherrn mächtig lodernd empor, und Alle erwarteten die Sonne des Verderbens, die über ihnen aufgehen ſollte, mit Stolz und trotzigem Muth.

Drittes Capitel.

Der Tag fing an zu grauen. Jetzt ſpähten Aller Blicke durch die weichenden Schleier der Nacht, um die

Feinde zu zählen, die ſich vor die Pforten der Rettung gelagert hatten. — Raſinski war mit Boleslav, durch Buſchwerck gedeckt, eine kleine Anhöhe hinangeritten, von der er den Lauf des Stroms und die Krümmung ſeiner Ufer weit überſchauen konnte. Noch ſchimmerten die Flammen der ruſſiſchen Wachtfeuer matt röthlich durch die Morgennebel und das bläulich dämmernde Licht der Tages. Doch war alles ſtill auf den beſchneiten Höhen.

„Mir deucht," ſprach Raſinski, „man müßte doch ſchon die Leute ſich bewegen ſehen; oder ſollten ſie ſich etwas hinter den Rand der Anhöhen gezogen haben?"

„So weit ich erkennen kann, ſind die Wachtfeuer verlaſſen," antwortete Boleslav; „wenigſtens die vordern. Dort hinten am Waldſaum mögen ſie wohl beſetzt ſein."

„Sie werden ſich," erwiderte Raſinski, „dem Feuer unſrer Artillerie nicht ſo nahe haben ausſetzen wollen; doch wundert mich's, daß ich nirgend Kanonen aufgefahren ſehe."

Sie ritten noch einige hundert Schritte weiter, auf die Spitze eines Hügels, der ſich näher gegen den Fluß zog; indeſſen verwehte der Wind die neblichen Dünſte, und es wurde allgemach heller.

„Bei Gott!" rief Raſinski, der mit ſteigender Verwunderung umherblickte, „die jenſeitigen Ufer ſind verlaſſen! dahinter muß irgend eine Abſicht ſtecken. Man will uns vielleicht den Übergang beginnen laſſen, um dann eine deſto furchtbarere Verheerung unter uns anzurichten."

„Vielleicht bleibt uns wenigſtens ſo viel Zeit, um die Brücke zu bauen," meinte Boleslav und deutete auf den Strom, wo man jetzt die Arbeiter in voller Geſchäftigkeit erkennen konnte.

„Auf den Hügeln dort rechts" bemerkte Raſinski, „ſehe ich Reiter; ſie ſcheinen mir ebenfalls zu recognosciren. Laß

uns dort hinüber, man muß von jenem Hügel die Windung des Stromes tiefer hinab ſehen können."

Sie ritten auf den bezeichneten Punkt zu und trafen daſelbſt den Marſchall Ney, Regnard und einige andere Offiziere. Dieſe waren eben ſo erſtaunt als Raſinski, das jenſeitige Ufer von Truppen entblößt zu finden. Plötzlich lich rief Regnard: „Dort drüben, nach Boriſow zu ſehe ich Truppen im Marſch; es iſt eine ſtarke Kolonne. Raſinski, Ihr habt ein Falkenauge, was meint Ihr, iſt das nicht ruſſiſche Cavalerie?"

Raſinski hielt die Hand über das Auge, weil die eben aufgehende Sonne ſchon an zu blenden fing, blickte ſcharf hin und rief dann: „Es iſt Artillerie und Infanterie; ich ſehe zwei Colonnen; ſie marſchiren nach Boriſow."

„Sollte der Feind vielleicht abziehen!" rief der Marſchall Ney mit dem Tone der Ungläubigkeit. „Es iſt unmöglich!"

„Aber es iſt nicht mehr daran zu zweifeln," fiel Raſinski ein.

„So leuchtet der Stern des Kaiſers noch immer hell an ſeinem Himmel!" rief Ney mit einem flammenden Blick der Freude aus; „man muß ihn ſogleich benachrichtigen."

Alle ſprengten hinunter gegen die Brücke zu, wo der Kaiſer aufmunternd und antreibend bei den Arbeitern ſtand und auf die Berichte wartete.

Jetzt trafen die zur Recognoscirung ausgeſandten Offiziere von allen Seiten ein. Niemand hatte eine Spur des Feindes entdeckt, mehrere die abziehenden Truppen bemerkt.

„So wäre es doch gelungen, Tſchitſchagoff zu täuſchen!" rief der Kaiſer aus. „Man muß einen Gefangenen zu bekommen ſuchen, der uns Gewißheit giebt."

Raſinski erbot ſich, einen herbeizuſchaffen. Er ſprengte

ſogleich mit Boleslav den Strom aufwärts, nahm einige Chaſſeurs mit und ſchwamm mit ihnen durch den Fluß. Als ſie die jenſeitigen Höhen erreichten, bemerkten ſie alle Spuren eines bedeutenden Corps, das die Nacht über hier gelagert haben mußte. Die Feuer brannten noch meiſt alle; man ſah, daß ſie erſt ſeit einigen Stunden heimlich verlaſſen worden waren, und daß ihre Flamme den Kaiſer täuſchen ſollte. Die Spuren des Weges, welchen das ruſſiſche Heer genommen hatte, waren auf dem Schnee bald zu erkennen; ſie zogen ſich ſüdlich nach Boriſow zu. Raſinski folgte ihnen raſch, aber mit Vorſicht; als er durch ein kleines Gehölz geritten war, ſah er jenſeits deſſelben einige zerſtreute Koſacken; unvermuthet überfiel er ſie, ſie flüchteten, doch einer ſtürzte auf dem glatten Schnee mit dem Pferde und fiel ſo in Raſinski's Hand, der ſogleich mit dieſer Beute umkehrte.

Unterweges befragte er ſeinen Gefangenen aufs genaueſte nach allen Umſtänden und erfuhr, daß in dieſer Nacht der General Tſchaplitz mit zehntauſend Mann und dreißig Kanonen die Höhen, Studianka gegenüber, beſetzt gehalten habe, aber auf Tſchitſchagof's Befehl gegen Morgen über Boriſow nach Bereſino aufgebrochen ſei. Sein Herz frohlockte, als er die Beſtätigung dieſer Vermuthung erhielt, denn jetzt war die Rettung möglich, falls nur im Lauf dieſes Tages der Übergang beginnen konnte. „Freue Dich Boleslav," rief er dieſen an, „noch glänzt unſre Sonne. Heute hat die Göttin des Glücks gezeigt, daß ſie den Kaiſer noch nicht verlaſſen will. Dies ſind die unbeſetzten Engpäſſe von Cilicien; des Macedoniers Stern ſtralt nicht leuchtender als der des Corſen." Ungeduldig, dem Kaiſer dieſe Nachrichten zu bringen, ſpornte Raſinski ſein Pferd an, ſetzte über den

Strom und berichtete, was er gesehen, und was er erkundet hatte.

Der Kaiser vernahm diese Botschaft mit zufriedenen Blicken, aber doch eben so ruhig, als er gestern die Berichte über die drohendsten Gefahren anhörte. Er gab sogleich Befehle, den Bau der Brücke aufs äußerste zu beschleunigen. Mit diesem war man endlich so weit gekommen, daß zwei Böcke aufgestellt und durch Bohlen verbunden waren; nun mußte das Werk sich rasch fördern, und der General Eblé versprach, es bis Mittag zu vollenden.

Indessen zogen sich auch bereits Truppenmassen von allen Seiten heran. Studianka selbst war mit Kanonen, Pulverwagen, Trainfuhrwerken, der Bagage des Kaisers, der Marschälle und andrer Offiziere überfüllt; ebenso die Wege, welche nach dem Örtchen hinunterführten, und die Höhen, die es rings umgaben. Rasinski sah mit bedenklichen Blicken diese ordnungslose Häufung der Massen, welche nur aus dem Zustande der Auflösung, in dem sich das Heer befand, erklärt werden konnte. Jetzt noch eine Aufstellung, eine Anordnung zu bewirken, schien unmöglich, zumal da Menschen und Pferde, aufs äußerste entkräftet, diesen kurzen Zustand nutzten, so viel die Umstände es gestatteten. Man sah die angespannten Thiere vor Ermattung sich auf den Schnee lagern und mit heißhungriger Begierde schlechten Häckfel, Stroh, oder was sonst nur dem Futter ähnlich war, verschlingen. Die Führer hatten theils ein Obdach in den Hütten gesucht, theils sich an Feuern gelagert, wo nur irgend Raum war. Wenn sich dieser verworrene Knäul erst zu lösen und in Bewegung zu setzen begann, wenn Wagen zusammenbrachen, Pferde stürzten, die engen Wege sich stopften, die Hast und Begierde sich zu retten die Besonnenheit raubte, und, wie es so oft auf diesem Rückzuge geschehen

war, Jeder dem nächſten, eignen Vortheil das dauernde Wohl des Ganzen aufopferte — dann konnte hier, ſo glücklich ſich die Umſtände geſtaltet hatten, das Unheil ſeinen Gipfel erreichen und ſich an den Ufern dieſes Stromes noch ein letztes fürchterliches Denkmal ſetzen. Dieſe Ahnungen Raſinski's trafen nur mit zu ſchreckenvoller Wahrheit ein.

Als er eben die Höhen wieder hinanritt, auf denen ſeine Leute gelagert waren, hörte er in der Ferne, von Boriſow her, den dumpf hallenden Laut eines Kanonenſchuſſes. Einige Augenblicke blieb es ſtill, dann wiederholte ſich der Schuß, und es begann ein regelmäßiges Feuer.

„Hörſt Du, Boleslav," ſprach er zu dieſem, „dort unten ſchlägt man ſich; wir wollen wünſchen, daß das Ungewitter nicht heute noch heraufziehe."

Boleslav horchte geſpannt auf und erwiderte dann: „Ich weiß nicht, ob mich der Wind täuſcht, aber dort hinüber glaube ich auch Kanonenſchüſſe zu hören. Jetzt eben wieder! Hörſt Du wohl? Nach der Richtung von Niamanitza."

Raſinski's Stirn umwölkte ſich düſter. „Sollte es doch beſchloſſen ſein?" ſprach er. „Drei ruſſiſche Heere ſind auf dem Punkte, ſich zu vereinigen! — Nur zwei Tage Aufſchub!"

Indeſſen wurde das Schießen lebhafter; es mußten bedeutende Gefechte ſich entſponnen haben. Wenn es den Ruſſen gelang, das Corps des Marſchall Victor zu werfen, ſo drangen die Maſſen gewaltſam nach, und die Überreſte des franzöſiſchen Heeres waren vernichtet. Das ſah Raſinski unvermeidlich vor ſich, und dieſer Beſorgniſſe voll, kehrte er zu den Seinigen zurück.

Hier herrſchte noch allgemeine Freude über den Abzug des Heeres auf dem jenſeitigen Ufer; zwar hatte man den fernen

Donner der Kanonen ebenfalls vernommen, doch glaubte man die Gefahr nicht ſo nahe.

In der That verlor ſich das Feuern wieder und gegen Mittag wurde alles ſtill. Um ein Uhr kam endlich die Nachricht, daß eine der Brücken, die für die Infanterie beſtimmte, vollendet ſei, und die Brigade Legrand bereits unter den Augen des Kaiſers mit ihrer Artillerie übergehe. Die zweite Brücke war der Vollendung nahe.

Schon entſtand ein unruhiges Bewegen und Drängen unter den Maſſen, weil Jeder zuerſt das jenſeitige Ufer zu erreichen wünſchte; doch, noch war der Kaiſer in Studianka, und zu viele regelmäßige Truppen gegenwärtig, auch die Zahl der waffenloſen, ungeordneten Flüchtlinge noch nicht ſo angewachſen, daß ihr Strom Alles mit ſich fortgeriſſen hätte. Gegen den Nachmittag hörte man wieder Kanonendonner und zwar näher und ſtärker als am Morgen. Das Gefecht wandte ſich offenbar herwärts; es ſchien möglich, daß mit Anbruch der Nacht die Colonnen bis Studianka zurückgeworfen ſein konnten. Indeſſen ſah man in zwei ſchwarzen Reihen die Artillerie und ihre Wagen, ſo wie einige andere Truppentheile die Bereſina paſſiren. Es ſchien alles ſo mit Ordnung herzugehen, daß man erwarten durfte, noch vor Mitternacht den größten Theil der Bagage, der Verwundeten und der Wagen überhaupt, für welche die eine Brücke ausſchließlich beſtimmt war, am jenſeitigen Ufer zu ſehen.

Raſinski rieth jetzt Bernhard an, ſich mit dem Wagen Bianca's nunmehr dem Zuge anzuſchließen, damit er nicht in den Strudel der Verwirrung geriſſen würde, wenn etwa neu herankommende Colonnen oder gar der anrückende Feind eine größere Haſt und Beſtürzung erzeugen ſollte. Mit bangen Gefühlen trennten ſich Bernhard und Ludwig von Raſinski; doch ſie ſahen ein, daß er mit den Seinigen vielleicht

einer der Letzten ſein werde, ja ſogar hier noch ins Gefecht kommen könne. Überdies hätte er doch auf der andern Brücke übergehen müſſen, da den Wagen die obere ausſchließlich angewieſen war. Sie nahmen daher, von unglücklichen Ahnungen bewegt, einen wehmüthigen Abſchied und begleiteten den wieder von Willhofen geführten Wagen hinunter nach Studianka. — Jetzt brach die Dämmerung ein. Der Zug der Fuhrwerke rückte langſam vorwärts; gegen das Ufer hin glich er einer ungeheuren Wagenburg, bei der an Feſthaltung der Reihe und Ordnung nicht mehr zu denken war; ſondern wie Jeder ſich am beſten aus dem verworrenen Knäul loswickelte und die Brücke zuerſt erreichte, ging er über.

Bianca warf ängſtliche Blicke über dieſes Getümmel von Roſſen, Menſchen, Wagen und Schlitten; ein dumpfes Brauſen rufender und kreiſchender Stimmen, das von Minute zu Minute mit dem Dunkel der Nacht wuchs, erhöhte den beängſtigenden Eindruck, den dieſe unermeßliche Verwirrung machen mußte.

„O, wäret Ihr jetzo nicht in meiner Nähe, Ihr Geliebten," ſprach Bianca ſanft zu Bernhard und Ludwig, indem ſie Beider Hände ergriff, „wie verlöre ich mich in dieſem grauenden Gewühl! Aber ſo iſt mein Herz ohne Sorge und ohne Furcht."

Ludwig fühlte wohl, daß ſie mit dieſer ſcheinbaren Ruhe nur ſeine und des Bruders Beſorgniſſe um ſie mildern wollte, wie es denn ihrer ſchönen Seele eigen war, ſtets zuerſt den fremden Schmerz, die fremde Sorge zu fühlen und zu lindern. Er antwortete daher auch für ſie tröſtend und beſchwichtigend und ſcherzte, um ſie zu zerſtreuen, mit dem Kinde, das, keine Gefahr ahnend, mit rührender Unſchuld plauderte und ſchäkerte. Bernhard blickte indeſſen aufmerkſam umher, um jeden Vortheil, der ſich darböte, raſch wahr-

zunehmen. Ein unruhiges Murmeln zu ſeiner Linken bewirkte, daß er ſich dorthin wandte. Eine Menge von Kriegern deutete auf die Schneehügel abwärts vom Fluſſe, und das Gemurmel, welches durch die Reihen lief, zeigte, daß ein Ereigniß von Wichtigkeit ihre Aufmerkſamkeit beſchäftige. Anfangs konnte Bernhard nicht errathen, was es ſein mochte, plötzlich aber entdeckte er einen röthlichen Schein über dem Schnee, der an Größe und Helle zu wachſen ſchien.

„Boriſow ſteht in Flammen!“ rief eine Stimme neben ihm; es war Willhofen.

„Glaubſt Du?“ fragte Bernhard.

„Es kann kein andrer Ort ſein; ich weiß, daß es gerade dort hinaus liegt.“

Die Flammen ſchlugen höher auf, allgemach wurden Alle, die an dem Ufer verſammelt waren, die Erſcheinung gewahr, und indem jeder ſeine Aufmerkſamkeit darauf richtete, wurde das brauſende Geräuſch der Stimmen dadurch einige Augenblicke unterbrochen. In dieſen vernahm man deutlich ſtarken Kanonendonner von dort her. Es wurde alſo um Boriſow, kaum zwei Stunden von Studianka, gefochten!

Noch in dieſer Nacht kann der Feind anrücken. — Dieſe Betrachtung ſchien ſich in jeder Bruſt zugleich zu geſtalten und plötzlich eine überſtürzende Haſt und Eile der Rettung auf das jenſeitige Ufer zu erzeugen. Von drei Seiten zugleich wurden die Wagen heftig auf den engen Zugang der Brücke zugetrieben; ſie fuhren gegen einander an, daß die Räder und Achſen brachen, warfen um und ſtopften ſo die Bahn. Dies verurſachte ein grimmiges Toben und Schreien von allen Seiten her. Mit Wuth warfen ſich die Nachfolgenden auf die, welche verunglückt waren und ihnen ſo den Weg der Rettung verſperrten. Ohne Erbarmen riſ-

ſen ſie die Unglücklichen, welche auf den Wagen geſeſſen hatten, herab und zerſchlugen die zerbrochenen Fahrzeuge in tauſend Trümmer, um ſich Bahn zu brechen. Doch, noch bevor ihnen dies völlig gelang, drängten ſchon wieder andre Wagen nach, die vordern jagten daher in wilder Eil über die Trümmer zerbrochener Räder und Geſtelle hin der Brücke zu, verfuhren ſich ebenfalls ineinander, brachen die Achſen, ſtürzten um und erneuerten ſo ſelbſt das Schauſpiel, das eben ihre Wuth erregt hatte. Pferde und Menſchen ſtürzten über einander; fürchterliches Geſchrei und Toben erſcholl. Die Cavalerie ſprengte dazwiſchen und ſuchte Ordnung zu erhalten, indem ſie diejenigen mit Säbelhieben zurücktrieb, welche ſich außerhalb der Reihen eindrängen wollten; allein kaum gelang ihr dies an der einen Seite, ſo hatte ſich an der andern ſchon das dreifache Unheil ereignet. Verwundete geriethen unter die Räder der Wagen und erhoben ein durchdringendes Geſchrei um Hülfe; doch es wurde übertäubt durch die Flüche und das wilde Rufen, womit diejenigen, die, dem Ziele nahe, nur noch einer letzten Anſtrengung bedurften, um geſichert zu ſein, ihre Geſpanne antrieben.

„Heiliger Gott, was ſoll daraus werden!“ rief Bianca erblaſſend und heftete, indem ſie das ängſtlich gewordene Kind faſt bewußtlos an die Bruſt drückte, erſtarrte Blicke auf das Gemälde des Grauſens rings umher.

„Sei ruhig, Theure,“ ſprach Ludwig begütigend; „es iſt nur der erſte Augenblick des Schreckens, gewiß wird ſich bald Alles wieder beruhigen; denn Jeder kann ja ſehen, daß er auf dieſe Weiſe nur ſein eignes Verderben beſchleunigt.“

„O, laß uns lieber zurück zu Raſinski,“ bat ſie ſanft; „dieſer entſetzlichen Rettung über die zermalmte Bruſt hülfloſer Verwundeten entſage ich. Lieber erwarte ich den Tod

durch die feindlichen Kugeln, als daß ich dieſen blutigen Weg betrete."

„Die Rückkehr iſt unmöglich, Bianca," entgegnete Ludwig, indem er ſeine Blicke rings umher warf. „Siehe, mit welchen Maſſen von Wagen und Menſchen dieſe Abhänge und alle herabführende Wege bedeckt ſind; man könnte ſich leichter eine Bahn durch den Fels graben als durch dieſes Gewühl dringen."

Bernhard, der gleich Ludwig neben dem Wagen geſtanden hatte, ſchwang ſich auf die Achſe des Hinterrades, um einen freieren Überblick zu haben. Ein unabſehbares, düſteres Gewimmel, welches ſich, ſo weit man die Ufer verfolgen konnte, an ihren Krümmungen entlang und die beſchneiten Anhöhen hinaufzog, bot ſich ſeinem Auge dar. Durch die einbrechende Dämmerung erſchien es noch unbeſtimmter und rieſenhafter.

„Hm!" murmelte er vor ſich hin, „das ſchwarze Meer mitten im Eismeer; und es fängt an die Wogen im Sturm zu erheben."

Am äußerſten Rande des Horizonts, wo Nacht und Ferne ſich verſchmolzen, glühte der düſter rothe Widerſchein des brennenden Boriſow. Ein Nachtſturm fing an die Flügel zu erheben und brauſte hohl mit eiſig kaltem Hauch über die Fläche hin.

Selbſt dem felſenherzigen Bernhard erfüllte ein banger Schauer die Bruſt, und es ahnte ihm, hier werde ſich alles Entſetzliche, was dieſer Krieg geboren, zuſammenhäufen, und die früheren Schrecken rieſenhaft überbieten. Für ſich allein fühlte er Kraft, Allem zu trotzen; doch, wenn er den Blick auf die Schweſter warf, wenn er ihre Jugend, ihre Schönheit betrachtete, ſich der Opfer erinnerte, die ihre reine Liebe ihm gebracht, und dann zurückſchaute auf dieſes unergründ-

lich tiefe Meer des Verderbens und des Entſetzens, das rings umher die finſtren Wogen erhob — dann mußte er einen ehernen Harniſch des gewaltſamen Wollens um ſeine Bruſt ſchmieden, damit ſie nicht ermattet breche unter der Laſt ihrer Schmerzen.

Aus jungfräulicher Schüchternheit richtete Bianca ihr Vertrauen in dieſen Drangſalen noch immer mehr zu dem Bruder als zu dem Geliebten; auch hielt ſie ihn wegen ſeiner raſchen Art zu handeln für entſchloſſener und umſichtiger in Gefahren als den eben ſo männlich gefaßten, aber weicheren Ludwig. Deshalb wandte ſie auch jetzt ängſtlich fragende Blicke zu ihm, die Rath und Troſt ſuchten. Sie drangen in ſeine tiefſte Bruſt; abſichtlich aber richtete er kein Wort an ſie, denn er war zu erſchüttert, um dies nicht durch ſeine Stimme zu verrathen; ſeine rauhe Larve aber, ſeinen ſtachlichen Panzer wilden Scherzes mochte er dieſer Sanften gegenüber nicht anlegen, weil er wußte, daß ſie ſich daran verwundete.

Glücklicherweiſe hielt der Wagen, auf welchem ſie ſich befand, an einer Stelle, die nicht in die Fluthen des ſtrömenden Gedränges hineingeriſſen wurde, von welcher man daher, wenngleich es keinen Rückweg gab, doch wenigſtens nicht gewaltſam in den Alles verſchlingenden Strudel getrieben werden konnte. Dies gereichte zwar zu Biancas eigenem Heil; doch da ſie ſich ſtets in fremder Seele fühlte, ſo litt ſie deſto unausſprechlicher bei dem Anblick des Jammers und Schreckens, den ſie vor Augen hatte, ohne retten oder lindern zu können. In ſtummer Quaal ſaß ſie, wie ein Opferlamm, das unter dem geſchwungenen Beil zittert, unbeweglich da und wandte das Auge auf das ängſtlich gewordene Kind in ihrem Schooße; ſelbſt zitternd, herzte ſie es und ſuchte es zu beruhigen. Jeannette neben ihr

war bleich, wie eine Leiche, ſie wagte keinen Laut zu ſprechen, aber kalte Thränen der Angſt rollten unaufhaltſam über ihre Wangen herab. Beiden Frauen gegenüber ſaßen zwei ſchwer verwundete Offiziere, die jedoch durch ein betäubendes Fieber, welches ſchwere Kopfwunden erzeugten, unempfindlich gegen die Schrecken um ſie her gemacht wurden. Unter dieſem Druck der Angſt und ſchweren Sorgen ſchlichen die Minuten mit bleierner Langſamkeit dahin.

Viertes Capitel.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes, donnerndes Krachen und gleich darauf zerriß ein Schrei des Schreckens die Lüfte. Aller Augen wandten ſich nach dem Strom, woher der durchdringende Weheruf erſcholl, und ein erſtarrendes Grauſen feſſelte Bruſt und Lippe, als man die Brücke unter ihrer Laſt und dem Andrang furchtbarer Eisſchollen inmitten des Stromes gebrochen und mehrere Joche hinweggeriſſen ſah. Nur von den nächſtliegenden erhöhten Punkten des Ufers konnte man dies bemerken; die bei weitem größere Maſſe aber, die ſich auf der Brücke ſelbſt und am tieferen Ufer befand, ahnte nichts von dem Unfall, ſondern drängte mit raſender Verblendung vorwärts und trieb die, welche am Rande des Abgrundes ſtanden, gewaltſam in ihren Untergang. Vergebens klammerten ſich die Unglücklichen an die Trümmer der Brücke, vergebens riefen ſie mit herzzerreißendem Laut das Erbarmen ihrer Brüder an — es gab keine Wahl mehr, gewaltſam wurden ſelbſt die Mitfühlenden zum

grauſenvollen Morde ihrer Gefährten gedrängt, um im nächſten Augenblick auf dieſelbe Weiſe unerbittlich in den ſchwarzen Schlund des Stromes geſtürzt zu werden. Die Angſt erzeugte Verzweiflung und Wuth. Die ſich verloren Glaubenden wurden zu raſenden Tigern, denn mit gezogenem Schwert ſtürmten ſie rückwärts in die gedrängten Schaaren ihrer Brüder hinein, um ſich eine Bahn nach dem Ufer zu brechen. So erſtand ein empörender Kampf, ein wahnſinniges Morden unter befreundeten Kameraden; die rückwärts wogende Fluth des Gedränges kämpfte mit der vorwärts ſtrömenden, und dadurch erzeugte ſich ein furchtbares Zuſammenpreſſen gegen die Mitte hin. Die ſcheuen Pferde bäumten ſich empor oder ſuchten in der Angſt ſeitwärts einen Ausweg und ſtürzten ſo ſammt den Wagen an der Seite der Brücke in den Strom hinunter. Angſtruf, Wehgeſchrei, Gebrüll der Wuth, wildes Getümmel und Getöſe von allen Seiten!

Nur wenige Minuten dauerten dieſe Schreckensſcenen, die ein furchtbares Nichtwiſſen, ein unſeliger Irrthum erzeugte; doch jede Minute koſtete Hunderten das Leben, die ſchon den Saum der Rettung berührt hatten. Und in die Bruſt vieler Tauſende tauchte das grauſe Geſpenſt des Entſetzens ſeine kalte Hand, und ſie empfanden ahnend, welch ein Geſchick die düſtren Zukunftsſchweſtern auch ihnen webten.

Während die Brücke wieder hergeſtellt wurde, trat eine erwartungsvolle Stille ein. Das Unheil, was bereits geſchehen war, hätte, ſo ſollte man glauben, die noch Übrigen belehren können; auch geſchah, was irgend möglich war, um eine beſſere Ordnung des Zuges vorzubereiten. Allein jetzt erſchwerte die Nacht noch jede Leitung der unüberſehbaren Menge, und nur der kleinſte Theil konnte wiſſen oder vermuthen, was geſchehen war. Jeder wurde gleichſam mit

verbundenen Augen ſeinem Schickſal entgegengeführt, und erſt wenn er mitten auf dem ſtrudelnden Strom des Verderbens trieb, wo es keine Flucht, keine Rückkehr mehr gab, wurde ihm die Binde von den Augen geriſſen und er ſtand ſchaudernd am Rande des Abgrundes.

Die Zahl derer, die zu Opfern beſtimmt waren, wuchs überdies von Minute zu Minute an, da immer noch Nachzügler, Verwundete, Entkräftete von allen Seiten herankamen. Plötzlich wurde das dumpfe, ſchauerliche Gemurmel, welches man an den Ufern des verderblichen Stromes hörte, wieder durch lauten Kanonendonner unterbrochen. Die Flammen von Boriſow ſchlugen heller auf; von dort her ſchien ſich der glühende Lavaſtrom des Kampfes langſam heranzuwälzen. Während man geſpannt auf die rollenden Donner dieſes neuen Ungewitters horchte, öffnete ſich der Krater noch auf einer andern Seite, und verkündete ſeinen Ausbruch mit lautem Krachen des Geſchützes.

Dieſer zweite Kampf hatte ſich offenbar vor Studianka, vielleicht gar auf den Höhen, wo auch Raſinski lagerte, entſponnen, ſo nahe vernahm man den Klang der Schlacht. Dieſe Vermuthung wuchs, denn man ſah Eilboten von mehreren Seiten an den Kaiſer kommen, der noch immer mit Majeſtät und ruhiger Haltung am Ufer weilte, und an der Brücke für die Infanterie den Übergang leitete. Andre Boten wurden eilig zurückgeſandt; an Allem bemerkte man, daß wichtige Vorfälle ſich ereignet haben müßten.

An der Herſtellung der Brücke arbeitete man bereits mit höchſter Anſtrengung, doch ſandte der Kaiſer einen Offizier nach dem andern, um die Vollendung zu beſchleunigen. Indeſſen dauerte der Kanonendonner mit kurzen Zwiſchenräumen immer fort, ohne ſich jedoch zu nähern. Die Dunkelheit der Nacht machte eine Schlacht unmöglich, das ge-

genſeitige Feuern ſchien daher nur den Zweck zu haben, einander fortwährend in Aufmerkſamkeit zu halten.

Mitternacht war vorüber. Die übermäßig angeſpannten Kräfte des Körpers und der Seele hatten die meiſten der am Ufer verſammelten Unglücklichen in Schlaf geſenkt; doch Hunger und Kälte, vor allem aber ein ſcharfer Nordoſtwind, der ſich immer gewaltiger erhob und Alles erſtarrte, was er berührte, trieben ſie an, eine andre Zuflucht zu ſuchen. Sie verbargen ſich unter die Wagen, krochen zwiſchen die Pferde, um ihre verklammenden Glieder an der thieriſchen Wärme aufzuthauen, lagerten ſich in dichte Haufen übereinander hin. Plötzlich beleuchtete eine röthlich glühende Fackel das düſtre Nachtſtück, und ein blutiger Widerſchein glänzte auf dem Strom und auf den beſchneiten Anhöhen. Als man ſich umwandte, ſah man das Dorf Studianka in vollen Flammen. Die Unglücklichen von den Uferhöhen, die noch bis dahin zurückkommen konnten, hatten daſelbſt eine Zuflucht geſucht; doch die Hütten waren überfüllt, und die Kälte der rauhen Nacht wuchs mit dem Sturm. Holz fand ſich nicht in der Nähe, daher riſſen die Verzweifelnden die elenden Häuſer über den Häuptern derer zuſammen, die ſich hineingeflüchtet hatten, und zündeten die Balken, Dielen und Dachſplinte an, um ſich daran zu erwärmen.

Der Kaiſer war höchſt erzürnt über dieſen Vorfall, der dem Feinde den Übergangspunkt verrathen und das Verderben Aller herbeiführen konnte. Indeſſen war die That geſchehen, und überdies der Drang der Umſtände ſo gewaltig, daß ſelbſt ſein mächtiger Wille nichts mehr dagegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Defiliren der geordneten Truppen über die unverſehrte Brücke fort; doch wurde auch ſie jetzt für die Artillerie benutzt, ſo lange

die zweite gesperrt war. Nach ihrer Herstellung hätte man Hoffnung gehabt, den Übergang regelmäßiger bewerkstelligt zu sehen, da theils die Menge am Ufer sich vermindert hatte, theils die bittern Erfahrungen, die man gemacht, zur Lehre dienen konnten. Da aber ereignet sich ein neues Unheil. Unvermuthet kommt eine Reihe von Wagen mit schwer Verwundeten, von Frauen und leichter verwundeten Kriegern zu Fuß begleitet, bei dem Heere an. Es sind Jammerbilder, von Frost, Hunger und Schmerzen gequält. Man staunt, man fragt, woher sie kommen? Von Borisow, wo der Feind die Brigade des Generals Parthouneau in dieser Nacht zum größten Theil gefangen genommen hat. Nur einem Theil ist es gelungen, sich zu retten; er zieht sich vor den nachrückenden Russen zurück, und ihm gehn diese Verwundeten und eine unübersehbare Schaar waffenloser, halbverhungerter Nachzügler voran, die hier ihre Rettung suchen. Kaum sind diese ersten Erkundigungen eingezogen, so erblickt man auch schon dichte schwarze Schaaren, welche die Höhen und die Uferränder bedecken.

Bei dem falben Schein der verglimmenden Hütten von Studianka, bei der Dämmerung des Schnees und der Gestirne erkennt man, daß es viele Tausende sind, die in ungeordneten Zügen herannahen. Kaum gewahren sie gewaffnete Kameraden, von denen sie sich Schutz versprechen, als sie in wilder Hast, als sei der Feind ihnen schon auf den Fersen, heranstürzen und ihre Reihen bedrängen. Bleich, hohlwangig, die Gier des stachelnden Hungers im Blick, vor Angst und Frost schlotternd, mit leisem Gewimmer nahen diese Unseligen und flehen mit aufgehobenen Händen um Schutz und Nahrung. Von Mitleid bewegt will man sie anfangs nicht zurückweisen; doch ihre Massen drängen so gewaltsam nach, daß sie die geordneten Reihen der Krieger

durchbrechen; und als ſie vollends die Brücke erblicken, ſtürzen ſie in beſinnungsloſer Eile auf dieſen Rettungsweg zu und drohen ſo, das Unheil von geſtern zu erneuen. In dieſem Augenblick befiehlt der Kaiſer, der neue Nachrichten vom Anrücken der Ruſſen erhalten hat, und dem man zugleich meldet, daß die Brücke für die Wagen wieder hergeſtellt ſei, den Übergang der Garden auf beiden Brücken. Er ſelbſt ſetzt ſich zu Pferde, um an der Spitze derſelben das jenſeitige Ufer zu gewinnen und ſie bei Brilowa mit den bereits übergegangenen Truppen in Schlachtordnung aufzuſtellen, weil leider auch an jenem Ufer der Feind gefürchtet werden muß. Dieſer Befehl zum Aufbruch bringt Alles in Bewegung; Jeder glaubt, jetzt ſei der günſtigſte Augenblick der Rettung auch für ihn, und ſo ſtürzen und drängen alle zugleich, zumal aber die neuen vor Schreck halb betäubten Ankömmlinge, auf die ſchmalen Zugänge der Brücken ein. Dieſer Maſſe iſt kein Widerſtand zu leiſten; die geordneten Reihen der alten Garden ſind durchbrochen, zwiſchen ihre Artillerie drängen ſich fremde Fuhrwerke ein, jede Ordnung iſt aufs Neue geſtört, Alles von der entſetzlichſten Verwirrung bedroht. Selbſt das Anſehen des Kaiſers reicht nicht mehr hin, ihm Bahn zu machen. Nachzügler, Verwundete, Wagen mit Gepäck, Weiber und Kinder ſtopfen den Eingang zu der erſten Brücke, und die Wogen der Menſchen drängen ſo unaufhaltſam nach, daß ohne Gewalt hier kein Durchgang mehr gewonnen werden kann. Die Nothwendigkeit erzeugt den ſchrecklichſten Entſchluß. Cavaleriemaſſen müſſen in die Unglücklichen eindringen und ſie mit ſcharfer Waffe zurücktreiben; ſchaudernd vollbringen ſie den Befehl, der ſie zwingt, das Blut hülfloſer Kameraden zu vergießen und die Körper der ſtürzenden mit den Hufen ihrer Roſſe zu zermalmen. Ein lautes Angſtgeheul, welches

ſelbſt den brauſenden Nord übertönt, zerreißt die Lüfte; und um den Schrecken aufs höchſte zu treiben, erſchallt in dieſem Augenblick auch ſchon wieder der feindliche Kanonendonner. Er führt wenigſtens den Beweis, daß das unmenſchliche Gebot nur von der dringendſten Nothwendigkeit ertrotzt werden konnte. Die Bahn iſt nun geöffnet; eine Abtheilung Cavalerie rückt hinein; dann folgt der Kaiſer, umgeben von ſeinen Offizieren, und ihm ſchließen ſich die Garden an; doch immer neu, je näher und furchtbarer der Donner des Geſchützes auf den Höhen hinter ihnen ertönt, drängen die Schaaren der Flüchtigen auf die Truppen ein. Nur ihrer geſchloſſenen, geordneten Gewalt gelingt es, ſie zurückzuwerfen, und es müſſen Hunderte von Opfern in dieſem widernatürlichen Kampfe fallen!

Als die letzten Colonnen die Brücke erreichen, beginnt es zu dämmern, und nach und nach heben ſich die ſchwarzen Schleier von dem Gemälde und zeigen, was ſie in ihrer düſtren Hülle verbargen. O, die Nacht war mild geweſen, als ſie mit ihren Flügeln dieſe Schreckniſſe bedeckte! Der mitleidloſe Tag zeigte die entſetzliche Wahrheit! zerſchmetterte Leichname, Trümmer von Wagen und Geſchützen, gefallene Roſſe, die ſich in ihren letzten Zuckungen über noch blutende menſchliche Körper hinwälzen, bedecken die ſteilen Abhänge, die ſich neben der Brücke in den Strom ſenken. Zwiſchen den gegen die Uferwände getriebenen Eisſchollen gewahrt man halb verſunkene Unglückliche, die der Tod und die Kälte in dem Augenblick erſtarrt hatten, wo ſie die Arme noch hülfeflehend gegen Himmel und Menſchen ausſtreckten; doch vergeblich, denn beide waren taub für die Qualen der Angſt und Verzweiflung. Wandte ſich das Auge ſchaudernd ab von dieſen Bildern des Grauens, ſo floh es noch ſcheuer zurück, wenn es ſich auf die Lebenden am Ufer

richtete; denn es erblickte nur eine zahllose Schaar bleicher Geſpenſter, aus deren hohlen erloſchenen Augen die Verzweiflung ſtarrte, die zitternd, weinend, heulend oder fluchend durcheinander irrten und, von eigenen Qualen zerriſſen, die des Bruders nicht mehr empfanden. Nur ein wildes, wahnſinniges Drängen nach Rettung aus dieſem Elende, leitete wie ein dunkler thieriſcher Trieb alle ihre Bewegungen und Schritte. Viele aber vermochten ſelbſt dazu weder Kraft noch Wunſch mehr zu erheben, ſondern ſaßen regungslos wie Leichen auf der eisumpanzerten Erde und blickten ſtarr auf die Stelle, die ihr Grab werden ſollte. Nur der Wehruf der Zerſchmetterten, der Zermalmten, derer, die in den Strom ſtürzten und von ſeinen Eisſchollen hinweggeriſſen wurden, nur die Flüche und das Toben der Ruchloſeſten, die ſich über die Leichen ihrer Brüder den Rettungsweg bahnten, miſchten in dieſes gigantiſche Bild des Todes die letzten wild grauſenvollen Zuckungen des Lebens. Doch es ſollte ſich noch entſetzlicher geſtalten. Zwar das menſchliche Maaß des Jammers und Entſetzens ſchien erſchöpft, doch die waltenden Rachegötter wußten das Unheil aus neu gefüllten Urnen in noch furchtbareren Wogen auszuſtrömen. Denn plötzlich brach es wie der Donner des jüngſten Gerichts über den Häuptern dieſer Verdammten krachend herein. Aufgeſchreckt aus der dumpfen Betäubung, fuhren ſelbſt die der Hoffnungsloſigkeit willenlos Hingegebenen empor. Da ſahen ſie die Höhen rings umher von ſchwarzen Rauchwolken dampfen; die Schlacht tobte über ihren Häuptern. Als ob ein Dämon des blinden Schreckens plötzlich mitten unter die Schaaren ſtürze und ſie in beſinnungsloſe Flucht ſcheuche, wälzten ſie ſich jetzt, keine Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Rettung mehr erwägend, in dichten ſchwarzen Wogen auf den Strom und ſeine Brücken zu. Und als bräche ſie

aus tauſend geöffneten Schlünden hervor, wuchs die Fluth durch die Ströme der Flüchtenden, die durch die Schlacht gejagt von den Höhen gegen Studianka und Boriſow zu herabkamen. Der Augenblick war da, wo das unaufhaltſame Rad der Vernichtung von den eiſigen Höhen herabrollte, um was da athmete zu zermalmen.

Bianca, von Angſt und Qual faſt erſchöpft, wandte das Haupt langſam nach jenen donnernden und rauchenden Höhen. „Glaubſt Du, mein Bruder," fragte ſie Bernhard leiſe, als ob ſie bebe, die Antwort zu vernehmen, „glaubſt Du, daß der edle Raſinski dort im Kampf iſt?"

„Es kann nicht anders ſein, Liebe," antwortete Bernhard.

„So nimmt mein Herz Abſchied von ihm," ſprach ſie mit ſanfter Feſtigkeit und dem Ton innigſter Liebe.

„Warum?" fragte Ludwig beſtürzt.

„O mein Theuerſter," entgegnete Bianca ſanft, „gewiß vertraue ich fromm auf Gott; doch ſchon unſere Rettung aus dieſem Alles verſchlingenden Strudel zu hoffen, ſcheint mir Vermeſſenheit, wie vollends auch die ſeinige aus jenem tobenden Ungewitter der Schlacht. Ich ſchließe mit der Erde ab; die ich verehrte, und die ich liebte — jenſeits werde ich ſie ja wiederſehen."

Dieſer einbrechende Schmerz der Schweſter ſtachelte in Bernhard's Bruſt ſeine ganze Kraft auf, und ermannte ihn, ſie trotzig dem Geſchick entgegen zu werfen. „Sei ruhig, Schweſter; Du haſt noch nie gewürfelt, wo es Eins gegen Eins ſtand; ich habe noch ſo viel Hoffnung auf Gewinn als auf Verluſt. Und unſer Spiel ſteht gut, denn wenigſtens haben wir hier einen Anker im Schnee geworfen, der uns feſthält gegen die Bergſtröme, die dort hinunterrollen.

Einmal müſſen ſie ſich doch verlaufen, und dann wird Raum für uns."

„Gewiß, Du Holdeſte," ſetzte Ludwig mit männlicher Feſtigkeit hinzu; „und denke, welche Wunder der Himmel ſchon an uns gethan; ſie ſind mir Bürge für die Zukunft, ein feſter Schild gegen den ſauſenden Speer der Todesgöttinnen."

„Ähnlich ſprach der ſegnende Gregor freilich auch," antwortete Bianca; „doch wer ergründet des Himmels Rathſchläge?"

„So würde doch auch unſer Untergang unſer Heil ſein," entgegnete Ludwig ernſt. „Das ſei dein Troſt!"

„Er iſt es, Geliebter," antwortete ſie fromm und erhob das Auge gen Himmel; „darum aber nehme ich auch Abſchied von der Erde."

„Ich nicht," ſprach Bernhard, „und Du ſollſt es auch nicht, Schweſter; aus irrdiſchen Bedrängniſſen und Gefahren hat uns die Hand des Schickſals auch für irrdiſches Glück errettet. Ludwig hat Recht; wir haben ein Unterpfand; der Himmel iſt nicht ſo verſchwenderiſch mit Gnaden und Wundern — "

„O frevle nicht," unterbrach Bianca ihn erſchrocken, da er in ſeinen alten, rauhen Ton verfallen war, indem er ſich die ſchweren Bedrängniſſe trotzig wie ein Löwe abſchüttelte, dem ein Inſectenſchwarm um das Haupt ſchwirrt; „frevle nicht hier, wo der Allmächtige ſein furchtbares Gericht hält!"

„Nein, nein, Schweſter," antwortete Bernhard; „Du mißverſtehſt mich; Ludwig weiß wohl, wie ich's meine; er kennt mich länger!"

Dieſer drückte ihm bewegt die Hand. „Und der Ewige kennt ihn am beſten," ſprach er zu Bianca, „und nie hat

er ein treueres, redlicheres Herz in einer menſchlichen Bruſt geſehen."

„Das mag unerörtert bleiben," warf Bernhard faſt leicht hin; „aber laßt uns nicht ſchwatzend den Augenblick verſäumen, wo wir hier in die Speichen des Schickſalsrades packen müſſen, damit es uns dort hinüberrolle auf die andere Seite. — Willhofen! haſt Du noch etwas Futter für die Pferde? ſie könnten uns ſonſt im Augenblicke der Noth im Stich laſſen."

„Vor Tagesanbruch habe ich ſie in der Stille abgefüttert," antwortete dieſer leiſe; „denn man darf hier nicht viel zeigen; für eine Fütterung iſt noch Vorrath. — Aber ſeht doch einmal dort hinüber, Herr! Das ſieht mir ja faſt aus, als ſollte es uns gelten?"

Er deutete bei dieſen Worten nach einem Hügel abwärts von den Brücken, von dem man das ganze Thal überſehen konnte, und auf welchem eben eine Batterie auffuhr.

„Sollten das Ruſſen ſein?" fragte Bernhard, und faſt erſtarb jetzt auch ihm das Wort auf der Lippe.

Er hatte es kaum vollendet, als es ſchon aus dem erſten Kanon blitzte und nach wenigen Secunden das dumpfe Krachen des Knalles rings an den Schneehügeln widerbebte. Gleich darauf ſchlug eine Kugel mit ſchmetternder Gewalt in den dichteſten Haufen vor der Brücke, daß er entſetzt nach allen Seiten auseinanderſtob. Man hatte nicht Zeit, ſich zu beſinnen und dieſen neuen Schrecken zu ermeſſen, denn gleich darauf folgte ein zweiter Schuß und dann eine volle Lage, die fürchterliche Lücken in dieſe gedrängten Menſchenmaſſen riß.

In der erſten Secunde hielt das Entſetzen die Unglücklichen in ſtarre Bildſäulen verwandelt, und ſelbſt die Sprache verſagte ihnen; daher trat eine bange Todtenſtille ein, die der Donner der Batterie deſto furchtbarer zerriß. Dann

aber machte ſich die Angſt in einer heulenden Wehklage Luft, alles überſtürzte ſich in blinder, wahnſinniger Flucht, gleichviel wohin, wenn man nur dieſen todſpeienden Schlünden entkam. Reiter warfen ſich in den Strom und ſuchten ihn trotz der Eisſchollen zu durchſchwimmen; die meiſten wurden nach wenigen Schritten von den brauſenden Wellen hinweggeriſſen. Andere hieben die Stränge angeſpannter Pferde vor fremden Wagen hindurch, ſchwangen ſich hinauf, und wollten ſich ſo gleichfalls ſchwimmend retten, ohne der Unglücklichen zu achten, die ſie nun ganz hülflos zurückließen. Der Lohn ihrer That traf ſie nach wenigen Minuten. Die Maſſen wogten ſo gewaltſam gegen das Ufer des Stroms hinan, daß ſie jetzt nicht allein nach der Brücke, ſondern gerade in die Fluth drängten. Vergeblich kämpften die Vordern gegen dieſes laſtende Übergewicht; wie geſtern Hunderte an der gebrochenen Brücke hinabgeſtürzt wurden, ſo wurden heut Tauſende in den freien Strom gedrängt. Mütter mit ihren Säuglingen auf den Armen ſah man in den treibenden Eisſchollen, und vergeblich tönte ihr Ruf nach Hülfe, nach dem Gatten, dem ſie erſt in dieſem Augenblick von der Seite geriſſen waren, den aber vielleicht die Fluth ſchon verſchlungen hatte, wenn er nicht unter den Füßen der Nachdrängenden zertreten wurde. Die Woge ſchwoll ihnen bis an den Gürtel, bis an die Bruſt; noch immer hielten ſie die Kinder über der Fluth; da erreichte dieſe das Haupt, ſie wurden fortgetrieben, verſanken, aber noch im Sinken hoben die ſtarren Hände das theuerſte Leben über den ſchwarzen Abgrund der Wellen empor, bis der Strom alles verſchlang und begrub.

Fünftes Capitel.

Bianca hielt beide Hände vor das Antlitz und athmete krampfhaft; auch nicht eine Thräne hatte sie mehr, so faßte sie der ſtarre Krampf des Entſetzens an. Ludwig und Bernhard traten dicht an ſie und ſuchten ſie durch milden Zuſpruch zu beruhigen. Jeannette ſaß leichenblaß und zitternd; auch ſie weinte nicht mehr, ihre Lippen bebten, als wollte ſie ſprechen, doch ſie vermochte es nicht. Das Kind ſchmiegte ſich ſcheu an Bianca's Bruſt. —

Da krachte und ſchmetterte es plötzlich dicht um ſie her, und wie von einem Erdſtoß aufgerüttelt fuhren ſie von ihren Sitzen auf.

„Allbarmherziger Gott," rief ſie, als ſie aufblickte, und ſtreckte beide Hände abwehrend vor ſich hin. Eine Kugel hatte den vordern Theil des Wagens getroffen, ihn zerſchmettert und die beiden Offiziere blutig zerriſſen auf den Boden geſchleudert. Die ſcheuen Pferde bäumten ſich hoch auf und hätten den Wagen ſeitwärts geriſſen, wenn nicht die Deichſel und die Vorderachſe zerſplittert geweſen wären. Willhofen ſprang herzu, um ſie zu halten; Ludwig und Bernhard eilten ihm beizuſtehen. Doch ſchon hatte ſich Jeannette mit fliegendem Haar vom Wagen geſchwungen, und Bianca, ohne zu wiſſen, was ſie that, folgte ihrem Beiſpiel, indem ſie das Kind an ſich drückte.

„Lebt es noch! lebt es?" rief eine männliche Stimme neben ihr, und ſie fühlte ſich plötzlich von hinten her angehalten. Als ſie ſich umwandte, ſtand Regnard vor ihr, den rechten Arm in der Binde tragend; er hatte ſich eben zwi-

ſchen den Wagen hindurchgedrängt. „O, ich habe Euch gefunden," ſprach er weich und herzte und küßte das Kind in Bianca's Armen, die, noch ganz betäubt von Schrecken, nicht einmal die Fähigkeit hatte, ſich über Regnard's plötzliche Erſcheinung zu verwundern.

Bernhard aber erblickte ihn, eilte auf ihn zu und fragte ſtaunend: „Sie hier Obriſt? Wie kommen Sie hieher?"

„Von dort oben aus dem Gefecht," antwortete er. „Es geht furchtbar her; unſre Leute ſtehen wie die Mauern von Troja, aber bald wird alles zuſammengeſtürzt ſein, denn ſie begraben uns unter ihren Kugeln!"

„Sahen Sie Raſinski? Lebt er? Leben Boleslav und Jaromir?" fragte Bernhard haſtig.

„Sie fechten wie die Löwen, wie die Teufel, dieſe Polen," erwiderte Regnard. „Doch es wird alles umſonſt ſein, wir werden keine Stunde mehr Stand halten können! Und dann dieſes Defilee, was ſo gut wie der offene Höllenrachen zu ſein ſcheint."

„Sie ſind verwundet Obriſt?" ſagte Bernhard, da er ihn eine krampfhafte Bewegung gegen den Arm machen ſah, den er in ein Schnupftuch eingebunden hatte.

„Mein rechter Arm iſt zerſchmettert," antwortete er; „mein Pferd wurde von einer Granate zerriſſen; ich ſchleppte mich nach Studianka, um einen Chirurgus zu ſuchen; aber dort oben iſt nichts zu finden als Aſche und Leichen. Zum Gefecht tauge ich nicht mehr; ich wollte daher den Verſuch machen, ob ich über die Brücke kommen könnte. Da ſah ich von oben dieſe Wagen; ich wußte, daß Ihr geſtern hier aufgefahren waret und dachte: ſollte ich ſie wohl noch finden? Wenn Du Dein kleines Töchterchen noch einmal ſehen könnteſt! ſprach es in mir, und — lacht meinethalben, Freund — es klang mir aber wie eine Stimme Gottes. Viel-

leicht iſt es der letzte Wunſch, der Dir erfüllt werden ſoll, dachte ich und ging grad hierher. Und als habe mich ein unſichtbarer Führer geleitet, drängte ich mich eben dort hindurch, als Euch der Zwölfpfünder da oben den Streich ſpielte. — Nun ſeht nur, wie das Kind noch freundlich iſt; es ſieht doch der Mutter ähnlich! — Ja, wenn ich etwas für Dich hätte, Würmchen! Wenn wir in Paris wären, und ich Dir eine Taſche voll Bonbons geben könnte!"

Er verlor ſich in Koſen und Plaudern mit der Kleinen und ſchien ſowohl ſeinen zerſchmetterten Arm, als das tobende Verderben rings umher ganz zu vergeſſen. Die Kugeln ſchreckten ihn nicht; er war ihrer gewohnt aus zwanzig Schlachten. Doch die Vaterliebe war ihm neu, und eine Ahnung ſchien ihm zu ſagen, daß er dieſes Glück nicht lange mehr genießen ſolle.

Indeſſen trat auch Ludwig wieder heran und begrüßte ihn. Bianca gab Jeannetten das Kind, das Regnard mit ſeinem einen Arm nicht halten konnte; ſie fühlte, daß ſie wanke und lehnte ſich daher auf das Rad des Wagens. Bernhard bemerkte es und ſchlang ſanft den Arm um ſie und küßte ihr die bleiche Wange. Er ſprach nicht, aber ſein heißeſtes Gebet drang zu dem Allmächtigen empor und flehte ihn an: „Rette mich um dieſer willen und dieſe um meinetwillen; oder verdirb uns Alle!"

„Du biſt ſo erſchreckt worden," redete er ſie nach einigen Augenblicken an; „das macht, Du verſchließeſt Dein Auge vor dieſen Bildern; betrachte ſie lange, und Du wirſt Dich daran gewöhnen, und ſo die Erſchütterung machtlos werden."

„O Bruder!" rief ſie ſchmerzlich, „das ſoll mein Herz lernen? — Nein, nein, das vermag es nicht!"

„Sieh dort jene Frau," drang Bernhard wieder in ſie;

„nimm Dir ein Beiſpiel an ihr; ſieh, Liebe, wie ruhig ſie mitten unter den Verwüſtungen des Todes bleibt.“

Wirklich ſah man etwa zwanzig Schritte von ihnen eine hohe weibliche Geſtalt, die, ein etwa dreijähriges Kind in den Armen haltend, auf einem Roſſe ſaß und, wie es ſchien, feſten Blickes in das Getümmel ſchaute. Ein ſchwarzer Schleier ſchlang ſich um ihr Haupt, doch ließ er das Antlitz frei, deſſen edle Züge mächtig ergriffen. Sie konnte erſt ſeit wenigen Minuten gekommen ſein, denn ihre Erſcheinung hätte ſonſt ſchon früher, ſelbſt in dieſem Getümmel, wo Jeder nur an ſich ſelbſt dachte, die Theilnahme Aller erregen müſſen, die ſie ſahen. Bernhard machte auch Ludwig darauf aufmerkſam.

„Ruhig?“ ſprach Bianca, die ſie lange unverwandt betrachtet hatte; „ruhig ſagſt Du? Verſteinert mußt Du ſagen; denn ſiehſt Du nicht die Thränen, die ihr über das unbewegliche Antlitz rollen, und den hoffnungsloſen Blick, den ſie irr in den weiten Himmelsraum ſendet? — O die Unglückſelige!“

„Es iſt die Wittwe des Obriſt Lavagnac,“ ſprach Regnard; „ihr Gatte blieb vor drei Wochen bei Wiazma; das Kind auf ihrem Schooße iſt ihre Tochter.“

Alle hingen an der hohen, tief trauernden Geſtalt. Da ſchlug eine Kugel ſchmetternd herein und ſtürzte ſie ſammt ihrem Pferde zu Boden.

Selbſt den Männern wurde bei dieſem Anblick ein Ausruf des Schreckens entriſſen. Die Unglückliche war verſchwunden, man ſah ſie vor dem Gedränge dazwiſchen nicht mehr.

„Um des Himmels willen, iſt ſie todt?“ rief Bianca; „O eilt ihr zu Hülfe, ſeht ob ſie zu retten iſt!“

Bernhard, Ludwig, Regnard ſuchten ſich eine Bahn durch die zuſammengedrängten Roſſe und Menſchen zu ma-

chen; doch es war nicht möglich ſchnell hinanzudringen. Bianca folgte den Männern theils von ihrer Theilnahme getrieben, theils auch, um ſie in dem furchtbaren Gedränge keinen Augenblick zu verlaſſen. Nach einigen Minuten öffnete ſich die ſchwarze Maſſe, ſo daß man die Niedergeſchmetterte am Boden auf dem Schnee liegen ſehen konnte, obwol ein umgeſtürzter Wagen es hinderte, bis zu ihr heranzukommen.

Da ſaß die hohe Geſtalt, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben auf dem blutgetränkten Schnee gegen einen Baumſtumpf gelehnt und hielt ihr Kind in den Armen; die Kugel hatte ihr beide Füße zerſchmettert, doch das Kind ſchien unverſehrt und umklammerte mit den kleinen Händchen ängſtlich den Hals der Mutter. Niemand dachte daran, ihr Hülfe zu leiſten, Jeder trieb ſich, mit ſeinem Elend allein beſchäftigt, an ihr vorüber; nur weil alles vor dem ſich krampfhaft wälzenden, von der Kugel zerriſſenen Pferde auf die Seite wich, hatte ſich ein freier Raum um ſie gebildet, ſonſt wäre ſie vielleicht unter die Füße getreten worden. Ludwig und Regnard wollten den Verſuch machen über den Wagen zu klettern, während Bernhard die bebende Bianca unterſtützte. In dieſem Augenblick löſte die edle Dulderin eine Haarſchnur von ihrem Nacken, legte ſie, ehe eine Hand es hindern konnte, um den entblößten Hals des Kindes und zog ſie mit den letzten Kräften zuſammen, daß das kleine Weſen mit herabſinkenden Köpfchen erdroſſelt in ihren Schooß ſank. Jetzt umklammerte ſie es in krampfhafter Todesangſt; ihr Blick richtete ſich irr, ſtarr, gen Himmel, ſie ſeufzte noch einmal auf und ſank dann entſeelt zurück.

In dieſem Augenblick ſprangen Ludwig und Regnard hinzu, doch es war zu ſpät; Bianca preßte ſich gegen die Bruſt des Bruders und verbarg ihr Antlitz, als ſuche ſie dem, ihr Innerſtes gleich der Meduſa verſteinernden Anblick zu ent-

fliehen, Bernhard ſchlang die Arme um ſie, und vermochte nicht zu ſprechen, noch ſeine hervordringenden Thränen zurückzuhalten. Plötzlich wand ſie ſich los, blickte ihn ſtarr an und ſprach mit tonloſer Gewaltſamkeit: „Jetzt ſoll mich nichts mehr erſchüttern, Bruder; habe ich das geſehen, ohne vernichtet zuſammenzuſinken, ſo iſt mein Herz nun für ewig gehärtet, und ich kann mit dem Entſetzen ſpielen.“

Bernhard ſchauerte zuſammen; er führte ſie langſam zurück, dahin wo Jeannette mit dem Kinde ſtand, und ſprach zu ihr: „Weine nur, Schweſter, löſe das ſtarre Eis, das ſich um dein Herz legen will, durch milde Thränen; ſiehe ich weine ja auch, und ich denke, ich bin ein Mann.“

Das Kind rief ihr entgegen „Komm ich will wieder zu Dir,“ und ſtreckte die kleinen Händchen verlangend nach ihr aus, Bianca nahm es, drückte es an ihren zitternden Buſen und brach nun in einen Strom von Thränen aus; ihre Kniee ſanken zuſammen, Bernhard ließ ſie ſanft niedergleiten auf den Schnee und ſetzte ſich zu ihr, daß ſie ſich an ihn lehnen konnte.

Indeſſen dauerte das mörderiſche Feuer der Ruſſen fort; die Batterien auf den Höhen wurden verſtärkt, Kugeln und Granaten ſchmetterten unaufhörlich gegen die Brücke und in die dichten Maſſen hinab. Auch im Rücken, von Studianka her, rückte die Schlacht näher und näher, und bald mußte man den nachdringenden Feind auch von dort fürchten. So hallten die Donner der Kanonen rings umher und miſchten ſich mit dem Wehegeſchrei halb Zerſchmetterter, dem Angſtruf der im Strom Verſinkenden, dem Wuthgebrüll derer, die ſich mit verzweifelnder Gewalt die Bahn zur Rettuug zu brechen verſuchten.

Die Kugeln ſchlugen jetzt wieder dicht in Biancas und ihrer Freunde Nähe ein, ſodaß Willhofen Mühe hatte, die Pferde zu bändigen. Regnard liebkoſte abwechſelnd ſein Kind,

und dann beobachtete er wieder den Gang der Schlacht und des Rückzuges. Über die Schmerzen ſeines zermalmten Arms hörte man kein Wort der Klage; doch ſah er mit düſtren Falten auf der Stirn die Woge des Unheils immer höher und gewaltiger anſchwellen.

Eine Granate fuhr mitten in den Kreis der Freunde hinein, ſtäubte Eis und Schnee empor, und wühlte ſich in den Boden. „Werft Euch nieder, Alle nieder," rief Regnard; doch in dem Augenblick zerborſt das Ungethüm ſchon in eine Wolke von Rauch und Gluth, und ſchmetterte die Stücken ringsumher. Ein Schreckensruf erſcholl von allen Seiten, die Lüfte ſelbſt ſchienen praſſelnd zu krachen. — Bernhard fühlte ſich unverſehrt, die Schweſter in ſeinem Arm war es ebenfalls; doch eine dichte Rauchmaſſe wälzte ſich ſo um ſein Haupt, daß er keinen der Freunde entdecken konnte. „Ludwig!" rief er; „Ludwig, lebſt Du?" Doch das Krachen der Geſchütze, das Angſtgeſchrei rings umher, und das Geheul des Nordſturmes, der ſich mit erneuter Gewalt erhoben hatte, übertäubten ſeine Stimme. Endlich zog der Rauch wie der langſam ſich wälzende Acheron hinweg, und man konnte um ſich blicken.

„Du lebſt!" ertönte Ludwigs Stimme, und er lag zu Biancas Füßen und drückte die Geliebte mit ſüßem Dankgefühl für ihre Rettung an ſeine Bruſt. Doch plötzlich riß er ſich los und rief, indem er aufſprang; „Heiliger Gott, auch das noch!" Sein Blick traf auf Willhofen, der ſchauderhaft zerriſſen und zerſchmettert zwiſchen den Pferden am Boden lag. Nur das Angeſicht war unverletzt; ſein erlöſchendes Auge ſuchte verlangend nach einer Hand, die es zudrückte. Ludwig eilte auf ihn zu und erhob ihm ſtützend das Haupt. Bernhard hatte die Rechte des Gefallenen ergriffen und kniete neben ihm. „Lebſt Du noch, Getreuer? Kannſt Du uns

noch ein Lebwohl ſagen?" fragte Ludwig mit vor Schmerz erſtickter Stimme. Doch der Sterbende vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen; er bewegte nur mühſam die Lippen und ſeine ermattende Hand verſuchte einen leiſen Druck. Ein ſchmerzliches Lächeln ſchwebte über ſeinem Angeſicht, dann ſank ſein Haupt zurück und das Auge brach.

„So haſt Du doch die Heimath nicht wiedergeſehn," rief Ludwig, „Du treueſtes Herz! Nun iſt die Qual vorbei, — Du biſt der Glückliche!" Sie wollten den Leichnam emporheben, doch eine donnernde Lage aus den ruſſiſchen Batterien ſchleuderte eben wieder eine Maſſe Kugeln und Granaten dicht um ſie in das Gedränge. Ein Wehgeheul erhob ſich, Alles ſtürzte über einander hin, die Wogen des Gedränges packten nun auch ihren Zufluchtsort.

„Laßt uns zuſammenhalten," rief Regnard; „ſonſt ſind wir für ewig getrennt." Indem wollte er Ludwigs Hand ergreifen; doch zwiſchen beiden ſauſte eine Kugel hindurch und warf den Obriſten zu Boden. „Regnard!" rief Ludwig außer ſich, indem er ihm zu Hülfe ſprang; „ſeid Ihr tödtlich getroffen?"

Bernhard richtete den Gefallenen an den Schultern empor und beugte ſich über ihn.

„Ich habe mein Maaß," ſprach er matt; „wo iſt mein Töchterchen?"

Bianca kam, wiewohl bebend, doch entſchloſſenen Schrittes das Kind auf dem Arme, heran; ſie kniete vor dem Vater nieder und hielt es ihm dar. „Hier, hier," — ſprach ſie mühſam, aber mit Faſſung. Regnard blickte die Kleine wehmüthig an, dann küßte er ſie und ſprach gerührt:

„Leb wohl! Du haſt keinen Vater mehr — aber eine Mutter — nicht wahr? — Grüßt Raſinski — wenn noch Einer zum Grüßen bleibt. — Es lebe der Kaiſer!"

Dieſen Ausruf that er mit letzter, zuſammengeraffter

Kraft in rauhem Sa[illegible]enten; dann brach er zuſammen — und war nicht mehr ein

Es iſt ein Schnitter, der heißt der Tod,

ſummte Bernhard, um den wilden Schmerz zu bekämpfen, nach einem alten Liede; aber die Töne ſtarben ihm auf der Lippe.

Hat Gewalt vom höchſten Gott!

ſprach er dennoch, ſich ſelbſt bezwingend, weiter. „Gottes Wille! Ich bin gefaßt!“

Doch es blieb ihnen nicht Zeit, ſich ihrem Schmerz zu überlaſſen, denn ein fürchterliches Toben und Raſſeln in ihrer Nähe, ein Gemiſch von Kreiſchen und Brüllen, ein alles fortreißendes Drängen und Wogen der Flüchtenden trieb ſich heran.

„Weicht dieſer Woge aus, ſie verſchlingt uns,“ rief Bernhard. Zurück! „Dort die Höhe hinan, dort wird Luft.“

Ludwig faßte Bianca, Bernhard riß die betäubte Jeannette mit ſich fort. Alles im Stich laſſend ſuchten ſie nur der Gefahr des Augenblicks zu entgehen. Es gelang ihnen noch glücklich eine freiere Stelle ſeitwärts zu gewinnen, wohin das Gedränge ſich nicht wälzte, weil von dort aus freilich auch die Brücke nicht mehr zu erreichen war, und Niemand anders als über dieſe die Rettung ſuchte.

„Hier iſt Luft,“ rief Bernhard als er athemlos dahin gekommen war; „der Strom geht dort hinaus. Hier kann uns nichts Schlimmeres mehr begegnen, als von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden, oder dem Feinde ſelbſt in die Hand zu fallen. Unbarmherziger wird er nicht ſein, als die Tigerwuth, mit der das Verderben dort unten um ſich raſet.“

Jetzt war aber auch der entſetzlichſte Augenblick da, denn von den Höhen von Studianka kamen flüchtende Theile des Heeres herab. Die Artillerie raſſelte im vollen

Trabe die Eisabhänge hinunter; die Pferde vermochten die Kanonen nicht zu halten. So blieb keine Wahl, der Weg ging mitten in das dichte Gewoge der Unglücklichen hinein. Zermalmend rollten die Räder auf einer Straße von Leichnamen, und über brechende Gebeine vieler tausend Lebenden hinweg. Das Angstgeheul schien aus den Bauch der Erde herauf zu dringen; Wagen, Kanonen, Pferde und Menschen stürzten übereinander hin die Abhänge gegen den Strom hinunter.

Gebete und Flüche, Wehgeschrei und Wuthgebrüll tobten durch einander, und wurden kaum übertäubt durch die Donner der Geschütze und das schmetternde Einschlagen der Kugeln. Grimmig heulte der Sturm auf, jagte wirbelnde Schneewolken empor und trieb den schwarzen Strom in schäumenden Wellen heran. Alle Kräfte der Elemente und der Menschen waren im Kampf.

Am fürchterlichsten sättigte sich das Entsetzen auf der Brücke selbst. Hier liefen Rettung und Verderben auf dem schmalsten Pfade am Abgrunde nebeneinander hin. Der Fuß trat nicht auf Leichen, sondern auf Lebende, die sich halb zerstampft in wilden Zuckungen wälzten. Gierig öffnete die Fluth von beiden Seiten den schwarzen Rachen und verschlang Tausende von Opfern, die erbarmungslos in ihren Abgrund hinabgestürzt wurden. Ein entmenschter Kampf entbrannte auf diesem Punkte. Der Bruder wollte sich Bahn brechen über die Leiche des Bruders und trat sein Antlitz unter die Füße.

Die hinuntergestürzt wurden in die kalte Todesumarmung der Wellen, klammerten sich mit Wuth an die Nächsten an, und wollten sie mit in den Untergang reißen, oder von ihnen mit auf das Rettungsufer geschleppt werden. Diese setzten sich zur Wehr, als ob sie von Hyänen angefallen würden. Mit dem Säbel, mit dem zerschmetternden Stoß der Kolbe lösten sie die angstvolle Umklammerung der Verzwei-

feinden, und ſtießen die verſtümmelten Opfer in die Brandung hinunter, daß ſie ſich blutig röthete. Doch der Wahnſinn der Angſt gab neue Mittel ein; mit grimmigem Zahn biſſen ſich die Stürzenden in Füße oder Kleider ein, bis ein dröhnender Keulenſchlag auf den Schädel, oder ein das Angeſicht zerreißender Fußtritt ſie betäubt in den Schlund des Todes hinabwarf.

Sechstes Capitel.

In dichten Scharen ſtrömten die Krieger, die die letzte Schlacht gefochten hatten, von den Bergen herab. Da ſie die Brücke und die Ufer umher von den Flüchtlingen ſo überſchwemmt ſahen, daß es unmöglich war, ſich hier die Bahn zu brechen, wandten ſie ſich weiter ſtromaufwärts, um ſchwimmend oder eine Furth durchwatend das jenſeitige Ufer zu erreichen. Dieſe Fluth bedrohte auch den Zufluchtsort, den Bernhard aufgeſpürt hatte. Ludwig bemerkte es zuerſt und trieb an, jenen voran, weiter gegen die Quelle des Stroms hinauf zu flüchten. Es geſchah in ſtürzender Eile, ſo viel die von Angſt und Qualen erſchöpften Kräfte der Frauen es vermochten. Doch auch hier war die Natur feindlich geſinnt, denn der Sturm tobte ihnen entgegen und jagte ihnen den aufgeſtäubten Schnee ins Angeſicht. Viele, die an der Rettung über die Brücken verzweifelten, folgten ihnen, und ſo zog ſich auch dahin eine dichte, ſtrömende Schaar. Von der Höhe herab flutheten die aus der Schlacht zurückkehrenden, Reiter, Fußvolk, Wagen und Kanonen durcheinander. Bald

miſchten ſich beide Ströme, und jetzt erneuten, ſich die Schrecken des wilden Dranges. Bernhard rief Ludwig zu: „Folge mir; immer aufwärts nach den Höhen laß uns kämpfen; wohin ſich Niemand ſich retten will, da iſt unſer Heil zu ſuchen.“

Sie mußten ſo den Strom der Flüchtlinge durchſchneiden und hatten daher einen gewaltigen Kampf zu beſtehen; keuchend, athemlos, faſt von den letzten Kräften verlaſſen, erreichten ſie endlich doch die Grenze des Gewühls. Eilig ſchritten ſie über einen glatten Abhang hin; da lauerte das Schickſal noch einmal tückiſch auf. Zwei Kanonen kommen von der Höhe herab, ſie gerathen auf die eiſige Abdachung; die Pferde gleiten, ſie drohen zu ſtürzen. Nichts kann mehr retten, als ein blindes Fortſtürmen. Von Peitſchenhieben und tobendem Zuruf gejagt, brauſen die Roſſe vollen Laufs hinab, und ſtürzen gerade auf Bernhard an. Dieſer will, Jeannetten mit ſich reißend, zur Seite ſpringen; doch es iſt zu ſpät. Die vorderſten Roſſe faſſen ihn und ſchleudern ihn ſammt dem Mädchen zu Boden, und über ihn hin geht der zermalmende Weg der Räder.

Mit einem lauten Schrei fällt Bianca auf die Kniee, flehend erhebt ſie die Arme und ruft: „Auch über mich nehmt Euren Weg, Unmenſchliche, zermalmt auch mich!“ In ihrem ſinnverwirrenden Schmerz will ſie ſich den Pferden in die Bahn werfen; doch Ludwig umſchlingt ſie mit der Angſt der Liebe und reißt ſie zurück an ſein Herz; betäubt ſinkt ſie mit ihm zu Boden; das Geſpann brauſt mit betäubendem Raſſeln dicht an ihr vorbei, die Sinne ſchwinden ihr, ſie liegt in ſtarrer Ohnmacht.

Endlich dringt ein ſanfter Laut zu ihrem Ohr: „Schweſter, o meine Schweſter, erwache,“ tönt Bernhards Stimme. Sie ſchlägt das Auge auf, Bernhard kniet unverſehrt vor

ihr und breitet ſeine Arme gegen ſie aus. „O Du Allbarmherziger," ruft ſie aus und ſinkt an das Bruderherz; „blickt denn Dein behütendes Auge hinab bis in dieſe Schlünde des Entſetzens?"

In ſeligen Thränen ſtrömt ihre Liebe, ihr Schmerz, ihre Angſt, vergeſſen iſt aller Jammer, vergeſſen, womit die Zukunft droht.

„Alſo hat es kein Opfer gekoſtet!" fragt ſie noch einmal, und will Bernhards Lippe mit ſüßen Küſſen verſiegeln. Doch ernſt hält er ſie zurück und ſpricht: „Eins hat dennoch geblutet, obwol der Himmel das Verderben von mir abgewendet hat. Jeannette fand den Tod; die Treue Deiner Dienerin ſoll wie die unſres Willhofen nur jenſeit ihren Lohn finden."

„Jeannette todt!" rief Bianca mit bebender Stimme. „O," ſprach ſie nach einigen Augenblicken in beklemmtem Schmerzgefühl; „wenn hier Alles vernichtet wird, ſollen wir es denn ein Glück nennen, allein zu entrinnen? — Aber wo iſt ſie?"

„O, verlange ſie nicht zu ſehen," bat Bernhard und wollte ſie hindern ſich umzuwenden, denn der Leichnam lag hinter ihr; „ſie ſtarb zu ſchrecklich."

Doch ſchon war es geſchehen. Bianca hatte den Blutſpuren mit den Augen folgend, den Leichnam ſchon erblickt; ſie ſchrie laut auf und fuhr zuckend zuſammen, bei dem ſchaudervollen Anblick deſſelben. Das Rad war über Stirn und Bruſt gegangen und hatte das blühende jugendliche Antlitz gräßlich gequetſcht und zerriſſen. Noch drang das Blut in dunklen Strömen hervor und miſchte ſich mit den blonden Locken, die aufgelöſt und zerſtreut von dem Haupt der Unglücklichen herabwallten und über dem Schnee ausgebreitet lagen.

„Ach, ich muß ſie dennoch ſehen," bat Bianca zu den ſie zurückhaltenden Männern; „ich muß noch Abſchied von ihr nehmen, wie ſchaudernd ſie auch entſtellt iſt; ſo weichlich iſt mein Herz nicht, daß ich dieſes Gefühl nicht um der Pflicht der Liebe willen überwinden ſollte. Sie hat ja mir ihr jugendliches Leben geopfert! O, leitet mich zu ihr!"

Bernhard und Ludwig nahmen ſie in die Arme und führten ſie zu der Entſeelten. Ludwig trug auch das Kind, an dem, als ſei es von Engelsfittigen geſchirmt, bis jetzt noch alle Schrecken, ohne es zu verſehren, vorübergegangen waren.

Der Strom der Menge rings umher hatte ſich verloren, doch weiter unten und zurück tobte und drängte er noch; nur von ferne her drang das verworrene Brauſen der Stimmen herauf. Selbſt die Kugeln reichten nicht bis an dieſe Stelle, obwohl der Donner der Geſchütze noch immer den Boden erſchütterte. So waren ſie denn einſam mit ihrem Schmerz und dem bangen Grauen ihrer Seele; aber dennoch, trotz alles Jammers, im Tiefſten dankbar bewegt, daß die ſtürmende Wuth des Verderbens wenigſtens die heiligſten Bande der Liebe verſchont hatte. Schweigend ſtand Bianca, auf die Arme ihrer Führer gelehnt, vor der nun Entſchlummerten, und ihre Thränen floſſen leiſe. „O, wenn Du ihr das Haupt umwenden könnteſt, Bernhard," bat ſie dieſen, „dann ſähe ich vielleicht noch einmal ihre freundlichen Züge." Bernhard that es; zugleich verhüllte er die blutenden zerſchmetterten Stellen in das Gewand und bedeckte die Stirn mit einem Theil der Locken, die noch nicht von Blut genetzt waren. Bianca hatte Recht gehabt, nur die linke Seite des Hauptes war ſo fürchterlich zerriſſen, die rechte zwar ein wenig krampfhaft verzogen doch noch unverſehrt genug, um an das Bild der Lebenden zu erinnern.

Mit Rührung beugte ſich Bianca über die Todte hinab

und ſprach: „Wie ſanft ſie ausſieht; ſo freundlich, wohlwollend und milde war auch ihr Herz!“

„Und das liebe Weſen mußte ſo rauh von der Keule des Geſchicks zerſchmettert werden!“ ſetzte Ludwig hinzu, indem er Bianca's Hand küſſend drückte und ſie an ſeine Bruſt zog.

„Freilich,“ warf Bernhard hin, „hier wird Keinem ſanft gebettet; wer den Tod nur hier geſehen, wird ihn nicht wie die Alten als Genius mit der umgekehrten Fackel bilden. Selbſt unſer Beingerüpp iſt noch zu freundlich; er iſt ein eherner Cyklop, der unter ſeinen Füßen und mit ſeiner Keule alles zerſtampft und zermalmt. — Doch wie heilig die Pflichten der Liebe und Trauer ſein mögen, wir können nicht länger bei ihnen verweilen. Seht, dort oben an der Höhe zeigen ſich ſchon wieder ſchwarze Maſſen; Ruſſen oder Franzoſen, gleichviel, hier iſt alles Feind, denn die Menge verderbt ſich unter einander. Laßt uns eilen, dort um die Krümmung des Ufers zu kommen, ob wir vielleicht weiter aufwärts eine Hütte oder ein Dorf finden, das uns Obdach gewähre.“

Er wollte die Schweſter fortziehen, doch ſie bat: „Nur eine Locke laßt mich entnehmen von ihrem Haupt!“

„Gern,“ antwortete Bernhard, indem er ihr zugleich eine kleine Schere aus ſeiner Brieftaſche darreichte und ein Blatt herausriß um das Haar einzuwickeln; „doch beeile Dich, Schweſter.“

Sie kniete auf den Schnee nieder, ſchnitt eine ſchöne Locke aus dem reichen blonden Haar, rollte ſie auf und barg ſie wohl verwahrt in ihrem Buſen. Dann drückte ſie einen ſchmerzlichen Kuß auf die bleiche Wange des Mädchens, benetzte ſie noch einmal mit ihren Thränen und hauchte ihr ein liſpelndes „Schlummre ſüß“ zu.

Mit haſtiger Eile ſetzten ſie jetzt ihre Flucht fort, den Strom aufwärts. Eine ſtarke Biegung deſſelben brachte ihnen die Brücke und das Getümmel daſelbſt völlig aus dem Geſicht, und ſie hörten nichts mehr als den dumpfen Donner der feindlichen Kanonenſchüſſe; ſonſt umgab ihren Pfad ſchauerliche Wintereinſamkeit. Zur Linken ſchoß die Schollen treibende Bereſina dahin, zur Rechten begleiteten ſie die Höhen, von denen der Sturm den Schnee ſtäubend aufjagte. Er ſchnob ihnen kalt entgegen, daß Angeſicht und Hände erſtarrten, und zog mit hohlem Sauſen durch die Lüfte dahin. Und dennoch war dieſe rauhe Winterwüſte ein freundlicher Zufluchtsort gegen die Stätte der gräßlichen Verheerung, der ſie entflohen.

Allein es mußte ſich bald ein Obdach zeigen, ſonſt verſagten ihnen die Kräfte, denn Bianca war aufs Äußerſte erſchöpft. Bernhard hielt ihre Hoffnung damit aufrecht, daß Weſelowa nicht mehr entfernt ſein könne. Wenn ſie dort auch nur Ruſſen fanden, ſo war ihre Rettung geſichert, da Bianka ſich nach Bernhards Anweiſung für eine vor den Franzoſen geflüchtete Ruſſin, und ihn und Ludwig für ihre ausländiſchen Hausbeamten ausgeben ſollte. Fanden ſie Franzoſen, ſo war es an den Männern, von dieſen Hülfe und Rettung zu gewinnen.

Über eine Stunde hatten ſie jetzt die Wanderung fortgeſetzt und noch immer wollte das erſehnte Weſelowa nicht ſichtbar werden. Da machte Ludwig Bernhard aufmerkſam darauf, daß auf der Höhe rechts, ſich einzelne Reiter zeigten. Bernhard mit ſeinem ſchärferen Auge rief ſogleich: „Das ſind Koſacken; ich erkenne ſie an den Lanzen; wenn uns dieſe habſüchtigen Gäſte hier überfielen, ſo würde uns ſchwerlich etwas vor der Plünderung retten. Dem Beutegierigen iſt es gleich, ob er den Landsmann oder den Feind beraubt, wenn er es ungeſtraft vermag. Wir wollen uns hier unten ſo

dicht am Ufer hinſchmiegen als möglich.“ — Dies geſchah in größter Eile, doch es war vergeblich, denn ſchon hatten die Reiter ſie bemerkt und ſprengten ihnen, wie es ſchien, verfolgend nach. Abermals machte der Fluß eine Biegung, die ſie glücklicher Weiſe den Verfolgern aus dem Geſicht brachte; zugleich ſahen ſie in der Ferne die beſchneiten Dächer Weſelowas vor ſich und hatten ſo die Rettung im Angeſicht.

Doch Biancas Kräfte waren durch die Anſtrengung dieſer letzten Eile völlig erſchöpft, ſie ſank auf die Kniee und rief: „Ich vermag nicht mehr! O, flüchtet Ihr und rettet Euch, und laßt mir das Kind; ich werde Erbarmen bei dieſen wilden Horden finden.“

„Wir tragen Dich,“ rief Bernhard; „bis zu jener Hütte reichen unſre Kräfte.“ Und ſchon hatten er und Ludwig ſie emporgehoben und verſuchten das Unmögliche. Doch nach wenigen Schritten mußten ſie es aufgeben, denn ſie verſanken faſt im tiefen ungebahnten Schnee.

„Entflieht, ich beſchwöre Euch! Bruder, Geliebter, entflieht, das iſt die einzige Rettung für Euch und mich; ſo aber ſtürzen wir Alle ins Verderben.“

„O, Bianca,“ ſprach Ludwig ſanft, aber mit dem Tone der Kränkung; „darfſt Du wirklich von uns ſo unwürdig denken! Nein, Dein Herz weiß nichts von dem, was Deine Lippe fordert!“

„Warum hörſt Du nur danach, Ludwig,“ antwortete Bernhard faſt lächelnd. „Aber es iſt nun nichts weiter zu thun, und ſo wollen wir uns hier in den Schnee ſetzen und unſer Schickſal ruhig erwarten. Wir kommen indeſſen doch wenigſtens wieder zu Athem.“

Bianca fühlte, daß ſie vergeblich bitten würde. Schweigend ſetzte ſie ſich daher auf den kalten Boden nieder und

nahm das Kind in den Schooß. Bernhard und Ludwig ſetzten ſich ihr zur Seite, legten den Arm um ſie, drückten das ſchöne edle Weſen ſanft an ſich und erwarteten ſo in gemeinſamer ſüßſchmerzlicher Umarmung ihr Geſchick.

Jetzt hörten ſie den Hufſchlag der Pferde hinter der Spitze des Schneehügels, um den ſich der Fluß wand; noch eine Minute, und ihr Loos war gefallen. Sie blickten nicht auf, ſondern hielten ſich in inniger Umſchließung und erwarteten gleichſam mit gebeugtem Haupt den Streich des Todesſchwertes, das über ihnen ſchwebte.

Die Reiter ſprengten heran, dicht an ihnen hielten ſie, und eine Stimme fragte auf ruſſiſch: He, iſt das dort Weſelowa?" Bianca fuhr, da ſie dieſe Worte aus gebildetem Munde hörte, freudig auf; aber mit einem unbeſchreiblichem Laut rief ſie, als ſie das Angeſicht des Fragenden erblickte: „Allmächtiger Gott, Raſinski."

Mit aufjauchzender Freude ſprangen Ludwig und Bernhard bei dieſem Wort empor und zugleich warf ſich Raſinski vom Pferde und in ihre Arme. Auch Boleslav und Jaromir, die ſich unter den nachfolgenden Reitern befanden, flogen heran und an die Bruſt der Freunde: „Ihr lebt, Ihr lebt! und hier müſſen wir uns finden!" tönte der Ruf aus jedem Munde, und das Herz vermochte ſein überſchwellendes Glück nicht zu faſſen, und Thränen der Wonne netzten ſelbſt Raſinski's Heldenangeſicht.

Bianca hing in ſeinen Armen wie eine Tochter an der Bruſt des Vaters. Der gewaltige Strom der Geſchicke hatte die nichtigen Unterſchiede und Grenzen, mit denen der Menſch ſich kümmerlich umgiebt, mächtig hinweggeriſſen. Zwiſchen den Edlen ſtanden keine Schranken kleinlicher Gewohnheit und Sitte mehr, die der Argwohn um ſich her zieht, die aus den verderbten Keimen der Seele aufwachſen. Das erhabene

Glück und Unglück vernichtet alles Trügeriſche und Falſche in der menſchlichen Bruſt, und nur das geläuterte Herz bleibt zurück, und das edle ſchlägt an dem edlen.

Die ſchäumend aufbrauſende, halb betäubende Minute voll überſchwänglicher Seligkeit war vorüber; ihr folgte eine lächelnde Ruhe, wie der Strom nach dem prächtig donnernden Waſſerſturz in ſanften Wellen dahinzieht und die ganze Tiefe des Aethers in ſich abſpiegelt.

Auch ſchmerzliche Rückblicke fehlten nicht; Willhofen's, Regnard's, Jeannettens Schickſal wurde erzählt. Raſinski hörte es mit wehmüthigem Blick der Trauer. Dann wandte er ſich zurück, deutete auf die Wenigen, die ihm folgten und ſprach mit tief bewegter Stimme: „Das ſind alle, die ich von meinen Getreuen aus jenem mörderiſchen Kampf zurückbringe! Wir ſind hierher verſprengt!"

Eine ernſte Stille herrſchte umher; Jeder bedachte mit düſtrem Nachſinnen, welche Opfer in dieſer Stunde des Wiederfindens gefallen waren!

Endlich begann Raſinski: „Damit wir von dieſen wenigen Freunden keine mehr verlieren, ſo laßt uns aufbrechen; dort liegt Weſelowa, dort hoffe ich über den Fluß zu kommen. Jenſeit denke ich, ſind wir geborgen."

Er hob die entkräftete Bianca mit dem Kinde auf ſein eigenes Pferd und leitete es am Zügel. Boleslav und Jaromir boten Ludwig und Bernhard ihre Roſſe an, doch dieſe ſchlugen ſie aus, weil ſie ſich noch kräftig genug fühlten, den Weg zu Fuß zu machen.

So brachen ſie auf. Nach einer Stunde hatten ſie den Ort erreicht; ein litthauiſcher Bauer führte ſie auf Raſinski's Fragen nach einer Fuhrt, wo der Strom nicht volle Mannshöhe tief war; trotz ſeiner treibenden Eisſchollen wagten ſie ſich muthig hinein, Raſinski ſaß bei einem ſeiner Leute mit

auf, Bernhard und Ludwig ſchwangen ſich auf Jaromirs und Boleslavs Roß. Diesmal lauerte keine Tücke finſtrer Mächte auf ſie, ſie erreichten glücklich das jenſeitige Ufer, und nun endlich gerettet aus dieſen furchtbaren Drangſalen, erhoben ſie Blick und Herz dankbar gen Himmel.

Vierzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Ein langes Krankenlager hatte Lodoiska in betäubenden Fesseln gehalten; ihr Leben in dieser Zeit war nur einem schweren Traume zu vergleichen, in welchem sie ohne Bewußtsein litt und genoß, je nachdem düstre oder holde Gestalten auf den bewegten Wellen ihrer Brust vorübergleiteten. Die Bilder der Außenwelt fielen nur durch einen trüben Flor, mit dem das dämmernde Halbbewußtsein sie verhüllte, in ihre Seele. Bisweilen erkannte sie die, welche pflegend an ihrem Lager saßen, zumeist aber waren sie ihr fremd, und sie sprach irr und mißkennend aus der Welt ihrer Träume zu ihnen. Es war eine Wohlthat für die Unglückliche zu nennen, daß die Krankheit ihr nicht das volle Bewußtsein ihres Zustandes ließ, denn bei der Reizbarkeit ihrer Gefühle würde sie dem Seelenschmerz, der sich nicht auf eine andere Art Luft gemacht hätte, erlegen sein durch innerlich geheimes Untergraben.

Nach einigen Wochen fing die Heftigkeit des Übels an sich zu brechen, und man durfte hoffen, daß nun die Klarheit des Bewußtseins zurückkehren würde. Marie freute sich dessen mit schwesterlicher Rührung, doch die Gräfin sah diese Wiederkehr zur Wahrheit des Lebens mit immer wachsender Sorge, denn der Genesenden mußte mit dem Begreifen der Wirklichkeit um sie her auch die Erkenntniß der

Urſach ihres tiefen Leids zurückkehren, und dann war zu fürchten, daß das Übel ſich entweder mit tödtlicher Heftigkeit erneuern, oder in eine ſtille, aber deſto unvertilgbarere, alle innerſten Lebenskräfte verzehrende Schmermuth verwandeln werde. Ach, und leider konnte ihr Niemand auch nur einen Schein des Troſtes geben, denn ſeit jenen unglückſeligen Zeilen Jaromirs waren keine Briefe von dem Heere angelangt, mit Ausnahme einiger flüchtigen Worte von Raſinski, die ein durchgehender Courier mitgebracht hatte; dieſe aber ſagten nichts, als daß alle Freunde noch am Leben ſeien, und waren ſichtlich in großer Eile geſchrieben, nur um den Augenblick nicht vorübergehen zu laſſen, der ſich zu einem Gruß in die Heimath darbot. Die Gräfin dagegen hatte ſogleich nach Empfang des Unglücksbriefes von Jaromir ihrem Bruder geantwortet und ihn um die genaueſte Auskunft über die Urſach ſeiner ſchonungsloſen Anklage gebeten. Eine Antwort auf ihren Brief konnte ſie freilich jetzt noch nicht erwarten; allein das plötzliche Verſtummen aller Übrigen, denn auch Marie hatte keine Zeile erhalten, erfüllte ſie mit düſtren Ahnungen.

„Was werden wir dem armen Mädchen ſagen," ſprach ſie daher eines Morgens zu Marien, während die Kranke ſchlummerte; „wenn ſie nun erwacht und uns fragt: Sprecht war es ein Traumbild, was mich mit ſo tödtlichem Gift der Angſt und Schmerzen durchdrang? oder giebt es auf dieſer Erde ſo fürchterliche Wahrheit? — Was werden wir ihr antworten, wenn dieſer ſanfte Schlummer ſie wieder in das helle Bewußtſein ihrer unſchuldigen Seele hinüberführt!"

„Ich glaube nicht," ſprach Marie, „daß ſie die Wahrheit erfahren darf; wir müſſen verſuchen, ſie mit einem Gewebe milder Täuſchung zu umſpinnen, bis ihr Herz wieder ſtärker geworden iſt und dies ſcharfe Gift zu faſſen vermag. Der unglückſelige Brief darf ihr nicht vor Augen kommen;

wir müſſen ſie glauben machen, daß es eine Täuſchung ihrer Krankheit iſt, ihn erhalten zu haben."

„Das wäre möglich, wenn wir ihr andre Briefe zeigen könnten," erwiderte die Gräfin; „ſo wird ſie höchſtens auf die Vermuthung gerathen, Jaromir ſei todt, und dieſer Gedanke, dieſe Furcht quält dieſe Arme vielleicht noch ſchrecklicher. Ach, ich ſehe kein Heil aus dieſen dunklen Verwirrungen, und ich hoffe auch keins, denn längſt habe ich mich daran gewöhnen müſſen, daß die Blüthen meiner Freuden ſich nur öffnen, um durch rauhe Stürme des Geſchicks herabgeſchüttelt zu werden, damit jeder Schritt der rauh forteilenden Zeit ſie tiefer in den Boden trete!"

Das düſtre Geſpräch wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der die Auflöſung der Zweifel in der Hand trug; denn er brachte Briefe von Raſinski. Haſtig griff die Gräfin danach und erbrach ſie, um ſo ſchnell als möglich Gewißheit zu erlangen. Sie fand den Brief ihres Bruders, in welchem derſelbe Jaromirs ganzes trauriges Geſchick erzählte, und den, welchen der Unglückliche nach ſeiner Geneſung an Lodoiska geſchrieben hatte, um in ſeiner tiefſten Reue ſich die Buße der gänzlichen Verbannung aus ihrem Herzen aufzulegen. Die Gräfin hatte ſchweigend bis zu Ende geleſen, während Marie mit fragenden Blicken an ihr hing und ihre Mittheilung erwartete; und doch wagte ſie es nicht, ſie zu unterbrechen, weil ſie wußte, daß ihr Schweigen kein vergeßliches noch weniger ein theilnahmloſes war, ſondern zu der ſtarken ſelbſtändigen Eigenthümlichkeit der Gräfin gehörte, mit der ſie ſo lange alle Gefühle verſchloſſen in ſich trug, bis ſie ſich Meiſterin derſelben wußte und ihren feſten Entſchluß gefaßt hatte. Eine Röthe des Unwillens flog öfter über die Züge der Leſenden dahin und wechſelte dann mit einem wehmüthigen Lächeln. Endlich nahm ſie auch Jaromirs Brief

und las ihn unverwandten Auges. Da aber traten ſelbſt dieſer feſten Frau verdunkelnde Thränen ins Auge, und ſie ſprach halb vor ſich hin: „Er iſt doch unglücklicher als ſchuldig!“ dann gab ſie Marien die Briefe hinüber und ging, während dieſe las, im Gemach auf und nieder.

„O dieſe Françoiſe Aliſette!“ rief ſie faſt laut aus. „Wer hätte ihr ſo giftige Verſchlagenheit zugetraut! So lernt man denn niemals die Tiefen der Bruſt ergründen! Für leichtſinnig hätte ich ſie halten mögen, aber doch würde ich ihr keinen kalten flatternden, ſondern nur jenen ſchwärmeriſchen Leichtſinn des Herzens zugetraut haben, der ſich ſelbſt mehr täuſcht als Andre — und dennoch! — Sie ſei vergeſſen und verachtet!“

Marie hatte geendet. Den Brief Raſinski's hatte ſie unter fliegendem jungfräulichen Erröthen, gemiſcht mit ſittlichem Unwillen gegen die Verführerin, geleſen, doch Jaromirs reuige Buße drängte ihr mitleidige Thränen ins Auge. „Arme Lodoiska,“ ſprach ſie, „mit welchen Schmerzen ſollſt Du noch gefoltert werden! Doch Dein liebendes Herz wird alles überwinden und vergeben.“

„Das darf ſie nicht,“ ſprach die Gräfin entſchloſſen; „Jaromir iſt ihrer nicht mehr werth. Sie muß ſich ſelbſt achten! Könnte Sie ihm vergeben, er dürfte ſich nicht vergeben laſſen.“

Indem ſchlug die Kranke die Augen auf; ſie glich einer lieblichen blaſſen Roſe; ihr ſonſt ſo feuriges dunkles Auge hatte die Flamme verloren, aber den milden Glanz behalten; mit holder Zutraulichkeit wandte ſie den Blick zu der mütterlichen und ſchweſterlichen Pflegerin und ſprach: „Ich habe recht ſanft geſchlummert, mir iſt recht leicht und wohl geworden!“

Die Gräfin beugte ſich über ſie und hauchte einen mil-

den Kuß auf ihre Stirn. „Das freut mich, Liebe," ſprach ſie, und faſt hätte ſie durch den Ton ihrer Stimme ihre innerſte Bewegung verrathen. Marie trat mit einem holdſeligen Lächeln zu der Kranken und fragte: „Iſt Dir nun wohl, ganz wohl?" Und ſie nahm liebkoſend ihre Hände und blickte ihr gerührt ins Auge. „O ja, ich glaube ich bin ganz geſund," erwiderte Lodoiska, doch man ſah an ihrem Blick, daß ſie etwas Andres dachte als ſprach; ſie ſchien ſich auf irgend etwas Vergeſſenes mit quälender Unruhe zu beſinnen. „Ich weiß nicht Marie," fragte ſie, indem ſie die Freundin forſchend anblickte, „es beunruhigt mich etwas, als hätte ich einen ſchweren Frevel begangen, den ich nicht beichtete?"

„Du, einen Frevel!" antwortete Marie. „Nein der Gedanke blieb Dir noch von den verwirrten Träumen Deiner Krankheit zurück. Das holde Licht der Geſundheit wird dies finſtre Nachtgevögel bald ganz verſcheuchen."

„Ich fürchte, das wird es nicht," antwortete Lodoiska; „mir will ſcheinen, als ſtehe ein ſchauerliches Geſpenſt in meiner Seele, das nicht wanken und nicht weichen will! Ich weiß nur nicht, was es in ſeine ſchwarzen Schleier einhüllt; aber es dringt immer näher auf mich ein und ängſtigt mich."

Da trat die Gräfin mit entſchloſſenem Schritt an das Lager, nahm die Hand der Kranken und fragte ſie ſanft, aber mit ernſter Stimme: „Mein Tochter iſt Dir Wahrheit oder oder Täuſchung lieber? Wirſt Du jetzt die herbe Wahrheit, die Dich niederwarf, als ſie überraſchend vor Dich hintrat, zu tragen vermögen, wenn eine Mutter ſie Dir ſanft enthüllt?"

Lodoiska ſah die Gräfin mit ängſtlich prüfenden Blicken an, als ſuche ſie das Geheimniß zu errathen; eine erwartungsvolle Stille herrſchte in dem Gemach. Endlich ſprach ſie mit Ergebung: „Von Dir kann ich Alles hören, und will ruhig bleiben und dulden, denn Du biſt ja ſo gut."

Die Gräfin ſetzte ſich an das Lager, legte die Rechte ſanft umfaſſend um Lodoiskas Nacken und ergriff mit der Linken ihre Hand. „Ich will Dir ſagen, was Dir doch nicht verſchwiegen bleiben kann," begann ſie. „Erinnerſt Du Dich noch der letzten Worte, die Dir Jaromir ſchrieb?"

„O Gott!" rief Lodoiska ängſtlich; „alſo wäre das kein Traum geweſen! Und die Furie verfolgt mich noch immer?"

„Nein, nein, liebſtes Herz," beruhigte die Mutter ſie liebkoſend; „es war ein halber Traum, eine halbe Wahrheit. Jaromir klagte Dich an, in der Wahnverwirrung ſeines ſchuldigen Herzens; jetzt aber iſt er zur Erkenntniß gekommen; ſein war die Schuld, ſein iſt nun die Reue und Buße."

„Wie?" rief Lodoiska aus, der jetzt alle Erinnerungen mit den brennendſten Farben wieder in der Seele erwachten, die aber nicht verſtand, was die letzten Worte der Gräfin andeuten ſollten; „ſo glaubt er wieder an meine Liebe und zertritt mein Herz nicht mehr? O dann bin ich ja ſo glücklich! Er hat mich tief verwundet, aber alles, alles ſei ihm vergeben. Ach, meine Mutter, wie glücklich machen mich Deine Worte!"

Sie erhob die ermatteten Arme, um ſie um den Hals der liebſten Mutter zu ſchlingen, aber ſie war zu entkräftet; doch die Gräfin folgte dem zärtlichen Wink, beugte ihr Antlitz zu der Liebenden nieder und ließ es ſanft von ihren ſchmeichelnden Händen an die wallende Bruſt drücken. Selige Thränen benetzten das Angeſicht der Kranken; aber eine düſtre Beſtürzung drang in die Bruſt der Mutter und Mariens ein, die ihr die neue Täuſchung rauben ſollte.

Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit; ſie hatte ihren Entſchluß gefaßt; ſie führte ihn aus.

Nachdem Lodoiska ruhiger geworden war, fuhr ſie fort:

„Dein liebendes Herz vergiebt; aber darf Jaromir, der die Schuldloſe ſo tief kränkte, die Vergebung empfangen?"

„Ach, das Gefühl ſeines Unrechts wird ſeine Buße ſein, und Buße verſöhnt!"

„Wenn er aber nun ſelbſt ſchuldig wäre, wenn er —"

„Verläßt er mich!" rief Lodoiska außer ſich, und mit ſo heftiger Bewegung, daß der Gräfin bange wurde, der wilden Träume ihrer Krankheit möchten zurückkehren. „Nein liebſtes Kind," ſprach ſie; „aber er hat ſchwer gegen Dich gefehlt, ſo ſchwer, daß Du ihm nicht vergeben darfſt, er ſich nicht vergeben laſſen kann."

„O Mutter, ich weiß nicht, was er verbrochen, doch ein Härteres gab es nicht für mich, als daß er mein Herz verkannte, es des Verraths anklagte. Der Allbarmherzige vergiebt jedem Bereuenden, und ich ſoll nicht dürfen?"

Auf ihrem Angeſicht glänzte eine ſo himmliſche Güte, als ſie dieſe Worte ſprach, eine ſo fromme Verklärung leuchtete aus ihren Blicken, daß die Gräfin ihre ſtrenge Geſinnung überwunden fühlte. „Ja, Du darfſt ihm vergeben, Du darfſt es," ſprach ſie gerührt; „Du haſt es gethan, noch ehe Du ſeine Schuld kannteſt — jetzo erfahre ſie."

Sie gab ihr den Brief des Bruders. Lodoiska betrachtete ihn einige Augenblicke, dann ſprach ſie: „Nein, ließ Du ihn nur, wenn ich ihn hören ſoll; am liebſten weiß ich gar nichts, es iſt ja genug, wenn er bereut. — Würde er denn ſo grauſam gegen mich ſein, wenn ich gefehlt hätte?"

Das reine Herz Lodoiska's ahnte Jaromir's Schuld nicht; ihre Seele wußte nichts von den vielen Verbrechen, mit denen der befleckte Verkehr des Lebens den Mann bis zur Gleichgültigkeit vertraut macht. Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit, ihr Alles zu entdecken. „Wahrheit ſei zwiſchen Dir und ihm," ſprach ſie; „dann vergieb, wenn Du

kannſt und willſt. Aber wiſſen mußt Du; denn ſelbſt die Vergebung wäre ja ſonſt nur eine halbe, und Jaromir dürfte ſie nicht annehmen, denn er müßte wähnen, ſie ſei nicht wahrhaft und vollkommen, weil Du Dir nicht zugetraut habeſt, die Schuld zu kennen, die Du verzeihen wollteſt."

So begann ſie den Brief Raſinski's langſam vorzuleſen, indem ſie ſorgfältig die Kranke dabei im Auge behielt, um zu ſehen, ob ihre Kräfte dadurch auch nicht zu heftig angegriffen würden. Doch es war nicht der Fall, Lodoiska blieb ruhig; auf ihren Lippen ſchwebte nur ein wehmüthiges Lächeln, welches der Freundlichkeit ihrer Pflegerinnen galt, und aus den Augen floſſen ihr leiſe Thränen herab, die ſie über Jaromirs Fall und Schmerz vergoß, welche beide Raſinski mit einfachen Farben der Wahrheit ſchilderte.

Der Brief war zu Ende. Lodoiska blieb einige Augenblicke ſchweigend und ſtill weinend auf ihrem Lager ſitzen, während Marie ſich liebkoſend bemühte ſie zu tröſten.

„Jaromir's Brief laß mich ſelbſt leſen," ſprach die Kranke endlich und unterſtützte ihre Bitte durch einen in das tiefſte Herz dringenden wehmüthigen Blick. Die Gräfin reichte ihn ihr, und ſie las nun mit oft durch Thränen verdunkeltem Auge, las ihn ein-, zwei-, dreimal. „O, mein Gott," rief ſie darauf aus; „wie unermeßlich hat der Unglückliche gelitten, und wie tief gebüßt! Und ich ſollte ihm nicht vergeben? Ach, er liebt mich ja noch, er liebt mich heißer als jemals! Alles, Alles ſei vergeſſen! Er darf meinen liebenden Arm nicht zurückweiſen!"

Eine ſelige Freude röthete ihre bleichen Wangen und leuchtete ſanft aus ihrem Auge; ſie war wie neugeſchaffen durch den großmüthigen Entſchluß der Liebe, der ihrer ſchönen Seele nicht einmal einen Kampf gekoſtet hatte. Das düſtre

Geſpenſt der Krankheit ſchien plötzlich verſcheucht zu ſein und zu fliehen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, bis die Gräfin ihr geſtattete, die Zeilen der Verſöhnung und Vergebung ſogleich zu ſchreiben; ſelbſt die Beſorgniß ihrer Pflegerinnen, daß die Kraft ihr fehlen werde, war unbegründet, denn die drängende Heftigkeit ihres Wunſches und Willens hatte ſie ſo aufgeregt, daß offenbar Verſagen jetzt ſchlimmer war als Erfüllen. Aufrecht auf dem Lager ſitzend ſchrieb ſie an Jaromir:

„O, mein Geliebter! Die Liebe vergiebt Alles; ſie kann nur weinen und bluten — ich zürnte Dir niemals. Schaudernd ſank ich nieder, als Dein haſſendes Herz mich verſtoßen wollte. Du zeigſt mir eine Bruſt voll Reue, und ich weiß nichts mehr von Schuld; ein Herz voll Liebe, und ich weiß nichts mehr von meinem Schmerz. Nein, Geliebter, fordere nicht, daß ich ſelbſt die Blüthen meines Lebens zertrete. Umgieb Deine Bruſt nicht mit dem kalten Erz des Stolzes!“

„Freund meiner Seele! Der Richter Deines Fehls iſt nur die Liebe, und ihr ſanfter Spruch lautet: Alles, alles ſei vergeſſen! Willſt Du taub ſein gegen ihre ſüße Stimme — o, ſo werden Nacht und kalte Schauer mein Herz umgeben, bis es erſtarrt und bricht — und ewig verloren iſt das ſelige Glück, auf das es noch jetzo hofft! — Jaromir! Höre die reine Stimme der Liebe!“

„Deine Lodoiska.“

Als Lodoiska vollendet hatte, reichte ſie das Blatt der Gräfin dar. Dieſe las es mit tiefer Rührung; es war ihrer Sinnesart entgegen, allein ſie erkannte die heiligen Rechte eines liebenden Herzens, das nur ſich ſelber fragt und hört. Marie fühlte wie Lodoiska; ſie würde ſich nicht ſo demüthig, ja faſt möchte man ſagen ſo unterwürfig, aber doch eben ſo

liebend und vergebend gezeigt haben. — Da der Schritt nun einmal gethan war, zeigte die Gräfin auch ihren vollen thätigen Eifer, alles zur Vollendung zu führen. Sie ſchrieb ſogleich an ihren Bruder, ſchlug Lodoiskas Brief in den ihrigen ein und fuhr mit beiden zu dem franzöſiſchen Geſandten, um die Beförderung durch deſſen Bureau zu veranlaſſen, weil auf dieſe Weiſe Briefe am richtigſten und ſchnellſten zur Armee gelangten. Sie wählte ſonſt dieſen Weg nicht; allein, ſei es, daß ſie zu viel Wichtigkeit darauf legte, grade dieſen Brief möglichſt ſchnell und zuverläſſig befördert zu ſehen, ſei es, daß eine Ahnung ſie antrieb, die vielleicht durch einige Andeutungen Raſinski's erweckt war, welcher ſeinen Brief am Abende des erſten Rückzugstages von Moskau abgeſandt hatte, wo ſein vorausſehender Blick freilich ſchon manches Unheil wahrſagte, kurz, ſie glaubte dieſe Vorſichtsmaßregel anwenden zu müſſen.

Als Lodoiska wußte, daß ihr Brief auf dem Wege zu dem Geliebten ſei und nun mit jeder Stunde ihm näher und näher komme, kehrte Hoffnung und Vertrauen in ihre Bruſt zurück. Jeder Tag ſah ſie friſcher erblühen, und ſchon nach Verlauf der erſten Woche konnte ſie das Lager verlaſſen. So ſchienen denn Glück und Freude wieder in den ſtillen Kreis der Frauen zurückzukehren, wo ſo lange nur bange Sorge und tiefer Gram gewohnt hatten.

Zweites Capitel.

Indeß verging eine Woche nach der andern, ohne daß Nachrichten von den Freunden beim Heere einliefen; der No-

vember nahte ſeinem Ende, und noch war die heiß erſehnte Antwort nicht eingetroffen. Lodoiska beunruhigte ſich, ob ihr Brief wohl in Jaromirs Hände gelangt ſein möge; dann quälte ſie ſich wieder mit Zweifeln über die Art der Antwort. Dieſes unſtäte Schwanken in ihrer Bruſt fing ſchon an, ſie wieder krankhaft zu reizen. Vergeblich bemühte ſich die Gräfin ſie zu beruhigen, und ihr nach Tagen zu berechnen, daß vor dem Schluß des November eine Antwort gar nicht zu erwarten ſei; vergeblich zählte ſie ihr alle die Zufälligkeiten auf, welche im Kriege bei dem zwiſchen Thauen und Kälte wechſelnden Winterwetter, bei der unvollkommenen Einrichtung der Feldpoſten, auf den Gang des Briefwechſels Einfluß haben mußten. Bange Ahnungen bemächtigten ſich der Bruſt des liebenden Mädchens, und ſelbſt das vermochte ſie nicht zu tröſten, daß auch Raſinski, Ludwig und Bernhard keine Zeile geſchrieben. Freilich war dieſer Umſtand eine Quelle der Beſorgniſſe anderer Art für die Gräfin wie für Marien; denn dieſe fing an, für das Leben der Ihrigen zu zittern, dem tiefern Blick der Gräfin aber drängten ſich noch andere Ahnungen auf, die der Wahrheit nur zu nahe kamen.

In den erſten Tagen des Decembers, wo die drei Frauen, welche überhaupt in der tiefſten Eingezogenheit lebten, eines Abends in trautem Verein beieinander ſaßen, ſchellte es zur ungewohnten Stunde. Der Kammerdiener meldete einen fremden Offizier, der mit Nachrichten von dem Heere komme. Eine fliegende Röthe der Freude färbte Lodoiska's bleiche Wangen, denn ſie dachte: Sollte es vielleicht Jaromir ſelbſt ſein? Die Gräfin war gleichfalls geſpannt darauf, wer der Fremde ſein möchte, und nahm daher den Beſuch an, obwohl kein Name genannt worden war; wenigſtens hofften Alle auf nähere Kunde von ihren Freunden, nach der ſie ſich ja ſchon ſo lange geſehnt hatten.

Die Thür öffnete ſich — Arnheim trat ein.

War gleich durch ſein Erſcheinen die Hoffnnng verſchwunden, daß er Nachrichten von Raſinski bringe, ſo hatte man ſich doch ſo nahe mit dem gebildeten Manne befreundet, daß er Allen willkommen erſchien.

Die Gräfin wandte nach den erſten Begrüßungen das Geſpräch auf die Kriegsangelegenheiten. Sie fragte, was Arnheim darüber denke; denn ſeit einiger Zeit waren allerlei Gerüchte in Umlauf gekommen, die Betrachtungen und Beſorgniſſe mancher Art erregten.

„Wir wiſſen nichts, als daß der Kaiſer mit der großen Armee ſich zurückzieht," entgegnete Arnheim. „Doch glauben wir, daß es zu einer bedeutenden Schlacht in der Gegend von Minsk oder Wilna kommen muß, denn die ruſſiſchen Corps der Nord- und Südarmee ziehen ſich näher und näher zuſammen. Dies iſt die Urſache, weshalb der Fürſt Schwarzenberg ſich jetzt zur Deckung hieher gewandt hat. — Dieſen Nachmittag ging ein Gerücht, Minsk ſelbſt ſei durch Tſchitſchagoff genommen; allein der franzöſiſche Geſandte widerſpricht denſelben."

„So möchte ich um ſo eher geneigt ſein, es zu glauben," ſprach die Gräfin unruhig; „denn ſeit einiger Zeit hat ſich grade das beſtätigt, was in den Bureaus der Geſandtſchaft den entſchiedenſten Widerſpruch fand."

„Der Stellung der Armeen nach, müſſen die Ruſſen Minsk beſetzt haben," erwiderte Arnheim; „ja es kann ſchon ſeit vierzehn Tagen der Fall ſein."

„Das würde mich nicht wundern," ſprach die Gräfin; „denn die unglücklichen Nachrichten werden uns ſo lange als möglich verborgen gehalten. — Doch was glauben Sie von den Planen und Abſichten des Kaiſers? Wo wird er

dem Rückzug Einhalt thun? Denkt er in Litthauen die Winterquartiere zu nehmen, oder hieher zu kommen?“

„Ich vermuthe,“ war Arnheim's Antwort, „er wird Witepsk, Wilna, Minsk, wenn es nicht verloren iſt, oder wiedererobert wird, zu ſeinen Cantonnements wählen und von dort aus den Krieg im nächſten Frühjahr mit friſchen Kräften beginnen; falls er ſich nicht zu erſchöpft fühlt und daher dem Frieden geneigter zeigt.“

„So hätten,“ bemerkte die Gräfin, „die Ergebniſſe dieſes Feldzugs alſo doch nicht den Opfern entſprochen?“

„Aufrichtig geſtanden, nein!“ erwiderte Arnheim frei. „Wenn es dem Kaiſer gelungen wäre, in Moskau Frieden zu ſchließen — dann allerdings. So aber würde er wenigſtens eben ſo weit gelangt ſein, wenn er nach der Einnahme von Smolensk den Feldzug beſchloſſen und Polen organiſirt hätte.“

Die Gräfin wiegte das Haupt ſinnend: „Es war wenigſtens unſre Hoffnung ſo,“ ſeufzte ſie mehr, als ſie ſprach. — „Doch, erzählen Sie uns etwas von Ihrem eignen Ergehen, liebſter Freund!“ fuhr ſie, das Geſpräch abbrechend, fort. „Was führt Sie zu uns? Sie ſind ſchneller zurückgekehrt, als wir glaubten.“

„Es ſind Geſchäfte mancher Art und nicht die erfreulichſten,“ antwortete Arnheim, „die mich nach Warſchau führen; Eintreibung von Lieferungen, kleine Unterhandlungen wegen tauſend verſchiedener Dinge, zum Theil auch eigne Angelegenheiten.“ Er warf hierbei einen Blick auf Marien hinüber, die, ein wenig verwirrt, das Auge feſt auf die Arbeit richtete, mit der ſie eben beſchäftigt war.

„So ſind Sie uns nicht ein ſo flüchtiger Gaſt als neulich?“ nahm die Gräfin mit Zuvorkommenheit das Wort auf. „Ich hoffe, Sie werden dann mein Haus als die

Zuflucht betrachten, wo Sie Sich von Geſchäften erholen können, wenn die Stille einer weiblichen Zurückgezogenheit Ihnen nicht zu unbefriedigend iſt nach dem vielbewegten Treiben, das der Krieg mitbringt.“

„Was könnte mir Willkommneres geſtattet werden,“ rief Arnheim freudig. „Der Krieg verdirbt uns nicht für das Glück vertraulicher Zurückgezogenheit, er erzieht uns vielmehr dazu, weil ſich jeder Genuß durch Entbehrung erhöht. Ich wenigſtens habe mich oft aus dem Gewühl des Krieges in die beglückende Ruhe Ihres einſamen Gartens zurückgeſehnt; jenes Spaziergangs gedenke ich noch heute mit tief bewegter Erinnerung.“

Marie ſtand auf und verließ unter einem Vorwande das Zimmer. Ihre Bewegung mochte Arnheim daran erinnern, daß er ſich zu lebhaft ausgedrückt habe, denn er lenkte ein und ſprach im allgemeinen von dem Genuß, den er in der Schönheit der Natur finde, und wie er dabei genügſam und unerſättlich zugleich ſei. Genügſam, weil ein Baum, ein Wieſenplan, ein Sonnenblick ihm den reichſten Genuß verſchaffe, der mit der Schönheit der Landſchaft wenig wachſe; unerſättlich, weil er in dieſen einfachen Freuden an der Natur ohne Maaß ſchwelgen könne. — Doch gelang es ihm nicht, unbefangen zu bleiben, zumal als Marie, mit den deutlichſten Spuren tiefer innerer Bewegung in den ſtets die reinſte Wahrheit ihrer Seele enthüllenden Zügen, zurückgekehrt war. Die Sorge, wie er ſich dies zu deuten habe, beunruhigte ihn zu ſehr, als daß er ſich nicht einem ſo geübten Auge, wie das der Gräfin war, hätte verrathen müſſen.

Arnheim hatte, ſeit er Warſchau verließ, nur den Gedanken mit ſich getragen, um Marien, für die er eine tiefe Neigung gefaßt, zu werben. Daher war ſein ganzes Beſtre-

ben ſeit jener Zeit darauf gerichtet geweſen, ſich ein äußerliches Verhältniß zu bilden, was ihm das Glück des Eheſtandes geſtatten könne. Seine Stellung als Soldat war nicht von der Art, auch nicht ſeiner Neigung entſprechend, ſo lange die politiſchen Verhältniſſe alles dem Willen Frankreichs unterordneten. Der Abſchied war ihm, ſobald der Feldzug beendigt war, verſprochen, und er wollte ſich dann dem Staatsdienſt als Diplomat widmen, wozu Vorkenntniſſe und Gewandtheit des Benehmens ihn geeignet machten. Dieſe Hoffnungen waren der Erfüllung nahe, und der Hauptzweck ſeines Aufenthalts in Warſchau daher in der That kein andrer als der, um Mariens Hand zu werben. Ein richtiges Gefühl ſagte ihm, daß ſie mehr als Wohlwollen für ihn hege, doch eine faſt eben ſo beſtimmte Ahnung ließ ihn fürchten, daß es nur eine warme freundſchaftliche Neigung, ja mehr Theilnahme für den Landsmann ſei, als wirkliche Liebe. Um ſie daher nicht ferner zu beunruhigen, hütete er ſich wohl, dieſe zarten Saiten wieder zu berühren und blieb bei den allgemeinſten Geſprächen. Doch brach er ſeinen Beſuch früher ab, als er ſonſt wohl gethan hätte.

Die Gräfin würde ſich einer Verbindung Mariens mit Arnheim mehr als erfreut haben; ſie glaubte, und gewiß nicht mit Unrecht, das Glück des von ihr ſo geliebten Mädchens werde dadurch begründet werden. Denn Arnheim war eines edlen Herzens werth, und Marie bedurfte eines Anhalts bei ihrer einſamen Stellung. Und was überdies für einen heitren Schmuck des Lebens gilt, verſprach dieſes Bündniß gleichfalls in nicht gewöhnlichem Maaße. Deshalb beſchloß ſie, alles zu thun, wozu ihre mütterliche Stellung zu Marien ſie berechtigte, um es zu Stande zu bringen. Unvermuthet ſuchte ſie daher noch am ſpäten Abend Marien in

ihrem Zimmer auf, als dieſe eben damit beſchäftigt war, an ihrem Tagebuche zu ſchreiben.

„Ich möchte wohl wiſſen, was meine junge Freundin heut in dieſes Buch einträgt," ſagte ſie, jedoch, weil ſie Mariens Weiſe kannte, die in ernſten Dingen niemals eine ſcherzende Wendung liebte, im Tone einer mütterlichen Theilnahme.

„Wenn Sie es ernſtlich wünſchen," entgegnete Marie, die die Abſicht des Beſuchs ahnen mochte, „ſo will ich es Ihnen nicht verbergen."

„Nein, Marie," ſprach die Gräfin; „es giebt Geheimniſſe, welche ſogar die Tochter gegen die Mutter haben darf. Vieles in uns muß rein in uns bleiben; mir däucht, man verkennt die innerſten, ſelbſtändigen Rechte des Menſchen, wenn man in Freundſchaft, Liebe oder ſonſt irgend einem Verhältniß das unbedingte Vertrauen fordert. Und die es fordern, gewähren es oft am wenigſten."

„In dieſer Sache darf ich es Ihnen ſchenken, ja, ich würde Sie vielleicht morgen ſelbſt darum gebeten haben," erwiderte Marie; „denn Ihr mütterlicher Rath wird mir jetzt unentbehrlich."

„Und ich komme, ihn Dir anzutragen," fiel die Gräfin raſch ein, da ſie eine glückliche Stimmung für ihre Abſichten zu erkennen glaubte. „Nun öffne mir denn Dein Herz, Liebe, und glaube, Du ſeiſt meine zweite Tochter."

Marie blickte ſie mit ihren treuen blauen Augen dankbar an und ſprach bewegt: „So fühlte ich mich ja von dem erſten Augenblick an, als Sie in die Leere traten, die der Tod der liebevollſten Mutter meinem Herzen ließ. O, ich habe es ſtets mit innigſtem Dank gegen die Vorſehung erkannt, wie mild Sie für mich ſorgten, als ich ſchutz- und und rathlos, als ich ganz verlaſſen war! Ich flüchtete mich

wie eine geſcheuchte Taube unter Ihre ſchirmenden Flügel. Und wie treu wurde ich gehegt! — Darum muß ich auch jetzt mein Herz öffnen, wiewohl es mir einige Überwindung koſtet, weil Sie mir vielleicht eine ſelbſttäuſchende Eitelkeit ſchuldgeben. Doch ich muß dieſen Schein eines Unrechts ertragen, um nicht ein wirkliches zu begehen."

Die Gräfin hörte mit geſpannter Erwartung zu; Marie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie unter einem lieblichen Erröthen mit niedergeſchlagenen Blicken fort: „Ich glaube — ich fürchte, möchte ich ſagen — der Rittmeiſter Arnheim nährt Abſichten — "

Hier brach ſie in Thränen aus. Die Gräfin ganz erſchrocken, zog ſie näher zu ſich und ſuchte ſie zu beruhigen. Sie konnte dieſes Weinen freilich nicht in ſeiner ganzen Bedeutung verſtehen, weil Marie über Raſinski's Werbung um ſie niemals die Lippen geöffnet hatte. Doch in dieſer mußten die aufgeregten Erinnerungen Gefühle erzeugen, denen ihre weiche Seele ſich wehmüthig hingab.

„Du würdeſt ſeine Neigung nicht erwidern können?" fragte die Gräfin mit ſanfter Stimme.

„Das iſt es ja eben, was mich betrübt, und was ich mir vorwerfe," erwiderte Marie. „Er iſt gut, ja ich muß ihn edel nennen; und ich bin nicht ohne Schuld, denn ich habe ihm vielleicht zu unvorſichtig meine Geſinnung enthüllt — ach, es trat auch manches dazu, was meine Freundſchaft für ihn ſtärker anregte — und nun ſoll ich ihm ſagen: ich verſchmähe Dich! — Das thut mir im Innerſten weh und beängſtigt mich. Darum bedarf ich eines mütterlichen Rathes, wie ich das unvermeidliche Übel mildere."

„Gute Marie!" antwortete die Gräfin freundlich, „Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die die heiligſte Empfindung des Herzens, die Liebe, zu den ſchwärmeriſchen Thor-

heiten zählen; doch glaube ich, daß Bündniſſe, auf dem feſten Ankergrund der Achtung und Freundſchaft gebaut, meiſt dauernd glücklichere ſind als die, welche ſich auf den ſchwankenden Wellen der Leidenſchaft knüpfen. Sollten wir Frauen, denen die Freiheit der Wahl nicht zuſteht, wohl das Recht haben, die zurückzuweiſen, wo die ſchärfſte Prüfung keine andre gültige Einwendung aufzufinden vermag als die, daß in uns keine unaufgeforderte Neigung erwacht war? Es iſt ſchön, wenn ſich die Herzen entgegenkommen; aber wie ſelten iſt es! Glauben wir uns berechtigt, auch da ein Nein zu ſprechen, wo wir Achtung und Freundſchaft im höchſten Maaße empfinden dürfen, ſo vernichten wir faſt die Möglichkeit, unſre weibliche Beſtimmung zu erfüllen. Liebe erweckt ja Liebe; wie könnten ſich ſonſt ſo viele Bündniſſe der Herzen geſtalten! Man liebt, weil man geliebt wird — "

„Wenn dem aber doch nicht ſo iſt!" rief Marie ſchmerzlich ausbrechend und verhüllte das Geſicht in ihr Tuch. — „Wenn nun dieſes ſchöne Echo der Neigung nicht im Herzen widerklingt," ſprach ſie nach einigen Augenblicken ruhiger, „dann iſt es doch wohl nicht Pflicht, ein Band zu knüpfen, nur weil es in äußeren Beziehungen verſtändig erſcheint. Das Recht der Wahl iſt uns verſagt; ſollten wir deshalb auch das verlieren, ein Nein zu ſprechen, wo unſer Herz das Ja nicht über ſich zu gewinnen vermag?"

Die Gräfin ſchwieg. Ihr Geſetz war eines des Gebrauchs, der Wirklichkeit, wie es das Leben in ſeiner Erſcheinung erzeugt; Mariens ein höheres aus dem freien Reich des Gedankens, das freilich ſelten in Kraft tritt, aber darum doch ſeine heilige Gültigkeit nicht verliert.

„Und wozu bedürfteſt Du nun meines Rathes, Liebe, wenn Du ſo entſchloſſen biſt?" fragte die Gräfin nach einer Pauſe.

„Nicht Ihres Rathes allein, Ihrer That bedarf ich,“ erwiderte Marie. „Bis jetzt iſt kein entſchiedenes Wort geſprochen worden; Sie könnten es uns Beiden erſparen, daß ſchroff und hart hingeſtellt würde, was man beſſer ſchonend umgeht.“

„Wie gern will ich das, ſo weh es mir thut,“ antwortete die Gräfin. „Doch, Liebe, biſt Du ganz unwiderruflich entſchloſſen? Wenn nun — ich muß Dich an dieſe bittere Möglichkeit erinnern — wenn nun Ludwig nicht heimkehrte aus dieſem blutigen Kampfe! — “

„O, er wird, er wird!“ rief Marie. „Und ſollte ich meine Hand einem Manne reichen, wenn ich ſie ihm nur als hülflos Flehende entgegenſtrecken könnte? Das darf nicht entſcheiden; die Noth ſoll mich nicht in ſeine Arme treiben, wenn es die Liebe nicht vermochte!“

„Du urtheilſt falſch, Marie,“ erwiderte die Gräfin ruhig, aber mit überzeugendem Ton. „Es iſt das höchſte Glück der Liebe, Freude und Segen jeder Art ausſtrömen zu können. Der Edle rettet ſein Glück am liebſten aus ſtürmenden Wellen, aus einem Schiffbruch des Lebens; ja, er möchte der Geliebten Alles rauben, um ſie mit Allem neu ausſtatten und ſchmücken zu können.“

„Die Liebende,“ antwortete Marie, „darf ein ſolches Opfer annehmen, wenngleich ſie es lieber ſelbſt brächte; doch wer nicht ſein ganzes Herz zur Erwiderung geben kann, der darf es nicht — ich nicht.“

Sie ſprach dieſe Worte ſehr ſanft, aber mit Entſchiedenheit; dann wandte ſie ſich wieder bittend zu der mütterlichen Freundin, damit ſie gütig vermittelnd eintrete. „Sagen Sie ihm,“ ſchloß ſie, „daß ich ihm meine ganze Freundſchaft weihe. Auch auf meine Dankbarkeit hat er ein Recht! Doppelt freundlich und ſchweſterlich will ich gegen ihn ſein,

weil ich ihm wehe thun muß — aber ich kann nicht anders, wahrlich ich kann nicht!"

Stumm weinend ruhte sie an dem Busen der Mutter, und diese suchte sie durch stumme Liebkosungen zu trösten; denn Beiden versagten die Worte. Endlich trennten sie sich, um dem milden Arm der Nacht und des Schlummers die Beruhigung ihrer wallenden Herzen anzuvertrauen.

Drittes Capitel.

Arnheim hatte geahnt, wie Marie fühle; deshalb kam er am nächsten Morgen zur Gräfin, um dieser Frau, deren mit Weiblichkeit gepaarte Würde Jedem Vertrauen einflößte, seine Brust zu öffnen. Ernst, aber mit Fassung vernahm er die Entscheidung.

„Ich hoffte kaum anders," sprach er, „denn ich bin nicht an Glück und Freude gewöhnt; nur die Außenseiten des Lebens zeigen sich mir lockend, im Innern haben mich seine Stacheln schon oft im Tiefsten verwundet. — Ich zürne ihr nicht; ich ehre ihren Beschluß. Doch vor ihr zu erscheinen, ist mir jetzt unmöglich. Einiger Tage bedarf ich, um die unruhigen Wellen meiner Brust zu besänftigen. — Leben Sie wohl Gräfin! — Bevor ich ganz scheide, sehen Sie mich noch einmal."

Er ging.

Die trübe, bange Stille, welche seine Erscheinung auf einige Augenblicke unterbrochen hatte, kehrte neu zurück und lastete noch mit ängstlicherem Druck als zuvor auf den Be-

wohnern des Hauſes. Das Herz verlor die Kraft zu frohen Hoffnungen; die unheilvolle Nähe irgend eines Schreckniſſes drang ahnungsvoll in die Seele. Man bebte vor der Zukunft, von der man dennoch die Erlöſung aus dieſer peinigenden Spannung erwartete.

Eines Morgens, es war am 10. December, ſtand die Gräfin in ihrem Zimmer am Fenſter und blickte, in trübes Sinnen verloren, auf die Gaſſe hinaus. Sie bemerkte ein unruhiges Wogen und Treiben; die Vorübergehenden eilten haſtig die Straßen abwärts. Begegnende riefen einander an, ſchienen ſich eine Nachricht von Wichtigkeit mitzutheilen und ſetzten dann ihren zuvor entgegengeſetzten Weg gemeinſam nach eben der Richtung fort, wohin man ein eiliges Bewegen der Vorübergehenden wahrnahm. Es war das erſte Beginnen eines durch eine bedeutungsvolle Begebenheit veranlaßten Zuſammenſtrömens. In den letzten Tagen waren ſo manche dunkle Gerüchte im Umlauf gekommen, und unheilvolle Nachrichten, wie die Wegnahme von Minsk durch die Ruſſen, hatten ſich beſtätigt. Die Gräfin ahnte daher Schlimmes; auch war ſie ſorgenvoller geworden durch das gänzliche Ausbleiben der Briefe ihres Bruders. Vor Lodoiska ſuchte ſie zwar ruhig zu erſcheinen, weil dieſe ſich ſchon in einer Spannung befand, bei der man fürchten mußte, daß ſie in die tödtliche Aufregung ihrer Krankheit zurückfallen werde; doch im Innerſten ſtiegen ſelbſt ihrer heldenmüthigen Seele düſtre Ahnungen auf, die ſie kaum den Muth hatte, ſich als Möglichkeiten feſt vor Augen zu ſtellen. Daher erfüllte dieſes Treiben und Bewegen auf der Gaſſe ſie mit unruhigen Beſorgniſſen, und ſie wollte eben dem Kammerdiener ſchellen, um nach der Veranlaſſung fragen zu laſſen, als dieſer eintrat und Arnheim meldete.

„Sehr willkommen!“ ſprach ſie erleichtert. Arnheim trat ein.

„In Ihren Minen leſe ich's,“ rief ſie ihm entgegen, „daß ſich etwas Ungemeines begeben hat; ſein Sie ſchnell damit, denn das drohende Schwert ſchreckt mehr, als das gefallene. — Was iſt geſchehen? Reden Sie, wir ſind allein!“

„Das Ungeheuerſte, was je die Weltgeſchichte erlebt hat,“ erwiderte Arnheim mit einem Antlitz, auf dem nur ſtaunende Erſchütterung, aber weder Freude noch Trauer zu leſen war. „Vor wenigen Minuten iſt der franzöſiſche Kaiſer hier eingetroffen; allein, flüchtend, verhüllt! Sein Heer iſt vernichtet — den Trümmern deſſelben iſt jeder Weg der Rettung verſperrt — “

„Genug, genug!“ rief die Gräfin und hielt ſich wankend und erblaſſend an einem Seſſel. Arnheim wollte ihr zu Hülfe eilen, doch ſie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — Noch ſtand ſie athemlos, unvermögend zu ſprechen, als die Thür ſich raſch öffnete; Lodoiska, bleich wie ein Marmorbild, das Entſetzen in dem erloſchenen Blick, ſtürzte herein. Mit ausgebreiteten Armen, als fliehe ſie vor einem grauenhaften Geſpenſt, eilte ſie auf die Mutter zu, umſchlang ſie krampfhaft, und vor ihr in die Kniee ſinkend, verbarg ſie das Angeſicht in ihrem Schooße.

Wie Niobe im Schmerz erſtarrend, ſtand die Gräfin ſtumm über die Unglückſelige gebeugt und legte ihr die bebenden Hände auf das Haupt.

Arnheim blickte finſter zur Erde; zwar ſah er aus dieſer furchtbaren Nacht ſchon den Stern des Heils für ſein Vaterland ſchimmern, doch er ging zu blutig auf, um Freude in ein menſchlich fühlendes Herz zu ſtralen. Das Entſetzen der vernichtenden Nemeſis erfüllte die Bruſt noch zu mächtig,

um der Hoffnung Raum zu laſſen, die aus dieſer Saat des Todes erblühen ſollte. Selbſt wo unſer Todfeind auf furchtbare Weiſe vernichtet wird, iſt die erſte Empfindung der edleren Seele ein mitleidsvolles Grauſen; erſt ſpäter athmen wir leichter auf, daß das Geſchick uns eine Laſt von der Bruſt genommen hat.

Jetzt trat auch Marie ein; blaß, zitternd, aber mit mehr Liebe als Schrecken in den ſanften Zügen. Als ſie Arnheim erblickte, überflog ſie eine ſchnelle Röthe, und ihr Fuß ſtockte einen Augenblick; doch ſie faßte ſich, ging ihm entgegen, bot ihm freundlich die Hand und ſprach mit halb verſagender Stimme: „O helfen Sie mir dieſe Unglücklichen tröſten!“ — Dann wandte ſie ſich zu der Gräfin und Lodoiska und löſte ihre Erſtarrung durch die warmen Bitten und Thränen der Liebe in einen milderen Schmerz auf.

„Es iſt vorbei,“ ſprach endlich die Gräfin mit feſter Stimme; „ich finde mich wieder. Dieſes Geſchick muß würdig und ſtandhaft erduldet werden. Indem wir die Macht zum Widerſtande in uns zu erringen ſuchen, gewinnen wir ſie wirklich. Komm, meine Lodoiska, erhebe Dich; zeige, daß Du die Tochter eines heldenſinnigen Polen biſt.“

„Das will ich,“ ſprach Lodoiska, in deren Augen ein neues Feuer aufloderte; „zeigen will ich es durch die That. Nur Du, meine Mutter, verſprich mir, daß Du mich nicht verlaſſen willſt!“

Die edlen Züge ihres Angeſichtes rötheten ſich mit der Gluth, die ein großer Entſchluß über die Wangen haucht. Selbſt die Gräfin wußte ſich dieſe Erſcheinung nicht zu erklären. Nur Marie ahnte die Bedeutung des Verſprechens, welches Lodoiska forderte, denn ihre Schweſterbruſt war der liebenden Lodoiskas verwandt.

„Soll ich Dir erſt jetzt verſprechen, was ich Dir durch jede That meines Lebens gelobt, wofür ich Dir jeden Tag eine neue Bürgſchaft geleiſtet habe?“ erwiderte die Gräfin auf die Bitte Lodoiskas, und in dem Ton ihrer Rede lagen Frage und Vorwurf zugleich.

„Nein, Du ſollſt es nicht!“ ſprach Lodoiska ſanft; „denn ich weiß, Du thäteſt, was Du mir nicht verſagen kannſt, ohne mein Leben zu rauben! — Ich muß zu ihm — ehe der Krieg ihn hinwegrafft — mein Herz ſagt mir, daß er noch lebt, daß ich ihn finden werde — wir müſſen uns verſöhnen — nein, nicht verſöhnen, denn ich zürne nicht und zürnte nimmer; aber er muß den reinen Himmel der Liebe noch einmal wieder lächeln ſehen, und wäre es in der letzten Stunde ſeines Lebens! Mutter, Mutter! wenn Du mir das verſagſt, ſo bricht meine Bruſt, und hier wie dort iſt nicht mehr Ruhe für mich zu hoffen.“

„Unbegreifliches Kind,“ rief die Gräfin, von Rührung und Staunen überwältigt, und drückte das liebende Weſen mit einer Zärtlichkeit an ihr Herz, die die Gewährung der ſchwärmeriſchen Bitte ſtumm verhieß.

Mariens Bruſt wurde von Wehmuth und Beklemmung überdrängt. Die Erſchütterung des mächtigen Ereigniſſes, die Rührung über Lodoiskas Schmerz und Liebe, das ſchweſterliche Gefühl banger Sorge um den Bruder, und endlich in innerſter Tiefe das Bild des edlen Mannes, dem ſie entſagt hatte, ohne ihrer Liebe zu entſagen, über dem das Verhängniß, wenn es ihn nicht ſchon hinweggerafft hatte, eben ſo düſter ſchwebte, — alles wogte zugleich in ihrer Seele auf und umwob ihr die Stirn mit verdunkelndem Schleier. Da traf ihr Auge den finſter zu Boden blickenden Arnheim, und ein neuer Pfeil der Schmerzen drang ihr in die Bruſt. Was mußte er leiden, dem die Liebe verſagt wurde, wo er

ſah, mit welcher Macht ihre heilige Flamme das zarteſte Herz durchdrang! Von dieſem Glück war er ausgeſchloſſen — — ach und Marie, mußte ſie es nicht ſelbſt aus ihrer Bruſt verbannen? Die Gleichheit ihres Geſchicks mit dem des edlen Freundes führte ihm ihre reine Seele ſchweſterlich nahe. Sie trat mit heiliger Offenheit zu ihm heran und ſprach ſanft: „Edler Freund, vielleicht hat dieſe Minute mir meinen Bruder geraubt; wollen Sie ſeine Stelle einnehmen — er lebe oder ſei dahin — das Herz hat Raum für doppelte Schweſterliebe.“

Er nahm ihre Hand und preßte ſie heftig an die Lippen. „O Marie! — ſei es ein Vermächtniß oder ein Geſchenk — es iſt das Schönſte, was ich von nun an beſitze.“ — Doch der Schmerz überwältigte ihn, er eilte hinweg.

Als die drei Frauen allein waren, und ſie ihre Herzen, die ſchon ſo nahe aneinander ſchlugen, durch die mächtigen Bande eines gleichen Trauergeſchicks noch feſter vereint fühlten, ſprach die Gräfin:

„Dieſer fürchterliche Schlag, der in Europas einer Hälfte Jammer, in der andern Freude verbreiten wird, weckt in Deinem Herzen, Marie, vielleicht eine vaterländiſche Hoffnung, während das unſere in düſtrer Verzweiflung verblutet. Aber laß uns jetzt nicht deſſen gedenken, was unſre Seelen trennen könnte; eine gemeinſchaftliche Sorge, die um unſre theuerſten Freunde, verſchwiſtert uns innig, unauflöslich. Lodoiskas liebendes Herz hat das Rechte und Wahre im raſchen Blitz des Augenblicks erkannt. Es treibt ſie dem Geliebten entgegen, ob ſie dem grauſamen Schickſal noch einen lächelnden Augenblick entreißen kann. Dürfen wir ſie allein ziehen laſſen?“

„Nein, nein!“ rief Maria, zu Lodoiska gewandt; „meine Ahnung machte mich längſt zu Deiner Gefährtin. Eine Schweſter liebt auch!“

„Ja, eine Schweſter liebt auch," wiederholte die Gräfin, und der Glanz einer Thräne füllte ihr großes Auge. — „So iſt es denn beſchloſſen, wir brechen auf! — Unſre Freunde ſind uns nahe; in wenigen Tagen können wir ſie erreichen. Vielleicht hat das Schickſal ſie aufgeſpart, damit wir ſie noch einmal an unſer Herz drücken; vielleicht iſt es uns verhängt, ihr brechendes Auge ſanft zu ſchließen; vielleicht kann unſre weiblich pflegende Hand ſie dem Tode entreißen. Man mag uns tadeln; unſer Herz ſpricht uns frei. Nur die unedle Menge, die nie in eigner Bruſt groß und tief empfunden, verkennt jeden freien Entſchluß, der ſich über Sitte, Gewohnheit und Berechnung ſtolz erhebt. — Ich bin Eure Mutter; mir iſt das Heiligthum Eurer jungfräulichen Sitte anvertraut. Aber ich erhebe das Auge vertrauend zu den Verklärten, deren Schooß Euch gebar, denn ich weiß, ſie heißen wohl, was ich vollbringe."

Viertes Capitel.

Nachdem es Raſinski glücklich gelungen war, mit ſeinen Freunden und den wenigen Kameraden, die ihm geblieben waren, das rechte Ufer des Stroms zu gewinnen, der ſo viele Tauſende verſchlang, ſetzte er ſeinen Weg noch bis Zembin fort. Hier traf er den Marſchall Ney, dem wiederum die ſchwerſte Aufgabe, den Rückzug zu decken, geworden war. Die größten Drangſale und Beſchwerden ſchienen jedoch nun überwunden zu ſein, denn man befand ſich in einem nicht ſo verwüſteten Lande mehr, und die Einwohner

hegten befreundetere Gesinnungen. Die Sehnsucht nach Erlösung sah den mindesten Hoffnungsschimmer für Erfüllung an; doch der unerbittliche Zorn des Geschicks war noch nicht gesättigt. Er schlummerte nur, um mit neuem Heißhunger auf seine Opfer einzustürzen.

In Zembin gelang es Ludwig, einen kleinen Schlitten, der kaum für zwei Menschen Raum hatte, für Bianca zu erhalten, die bis dahin zu Fuß gegangen war. Rasinski ließ das Pferd eines Verwundeten, dem das Reiten nicht mehr möglich war, einspannen und schaffte diesen selbst dadurch fort, daß er das Geschäft des Führers übernehmen mußte. Bernhard und Ludwig drangen vergeblich in Bianca, daß sie jetzt, da es möglich sei, einen Vorsprung zu gewinnen suchen solle, um Wilna zu erreichen, auf welches Alle, wie der verschlagene Schiffer auf einen Rettungshafen, hofften. Sie war unerschütterlich in ihrem Vorsatz, Bruder und Geliebten nicht einen Augenblick mehr zu verlassen. „Nennt es nicht aufopfernde Liebe, was mich Euren Bitten Widerstand leisten läßt," sprach sie; „es ist eigennützige: in Eurer Nähe habe ich die furchtbarsten Gefahren, innerlich getröstet, überdauert; ferne von Euch würde der kleinste Unfall mich rathlos und verzagt finden. Nein, laßt mich bei Euch, was uns gemeinsam trifft, ist süßes Leid, wenn es auch das schwerste wäre. Doch nur das starre Grauen der Verzweiflung würde die Einsame umgeben."

Es giebt Liebesopfer, die wir mit Schmerz und Bangen annehmen und sie dennoch nicht zurückweisen können. Die Grenze, wo gegenseitige Pflichten sich scheiden, ist dem schärfsten Blick nicht mehr erkennbar. Das Herz ergiebt sich endlich willenlos der Zukunft und wagt keine selbständige Entscheidung mehr zu treffen. — So auch hier; Bernhard und Ludwig unterwarfen sich den rührenden Bitten Biancas.

Denn wer hätte es auch ermeſſen, ob die äußeren Gefahren und Drangſale, welche ſie abzuwehren dachten, den innern Qualen, die Ferne und Angſt der von Freund und Bruder Getrennten auflegen mußten, das Gleichgewicht halten würden?

An eine Ordnung des Armeecorps, an eine feſte Abtheilung des Heeres war nicht mehr zu denken. Jeder hielt ſich zu den Truppentheilen, bei welchen er die meiſte Sicherheit zu finden hoffte, oder wohin der Zufall ihn führte. Raſinski ſchloß ſich wieder an Ney an; theils aus Neigung für den Feldherrn, mit dem er ſo vieles getragen und überwunden hatte, theils, weil ſeine kriegeriſche Ehrliebe ihm die Gefahren des Kampfes immer als die ruhmwürdigeren zeigte. Endlich blieb ihm auch kaum eine andere Wahl, da die Erſchöpfung ſeiner Leute, mit denen er bis zum letzten Augenblicke zuſammenzuhalten beſchloſſen hatte, es nicht geſtattete, diejenigen Truppentheile zu erreichen, die ſchon einen Vorſprung gewonnen hatten.

Der Feind drängte auf den nächſten Tagemärſchen zwar nach, aber er verfolgte doch nicht heftig; nur einige Koſackenſchwärme, die man oft mit einem einzigen Kanonenſchuß auf Stunden verjagte, beläſtigten den Rückzug.

Da kam der Tag, für den der erbittertſte Feind des Heeres, der Winter, ſeinen ganzen Zorn aufgeſpart zu haben ſchien. Es war in der Nacht zum 4. December, als der Südweſt plötzlich in einen ſchneidenden Nordoſt umſetzte und auf ſeinen Flügeln alle Schrecken des Eispols heranführte, um die letzten Trümmer jenes ſtolzen Heldenheeres zu vernichten, das ſich endlich durch den Strom tauſendfacher Drangſale bis zum rettenden Ufer herangekämpft zu haben glaubte. Tückiſch lauernd hatte der Winter ſich bisher halb verhüllt und nur die ahnenden Schrecken ſeiner Gegenwart in die grauende Bruſt geſenkt; jetzt war er durch die

finſtre Nacht dicht herangeſchlichen und überfiel die Wehrloſen im Schlaf. Von ſeiner ſtarren Hand mit ſchneidendem Schmerz berührt, ſchlugen ſie das Auge auf, und das erbarmungsloſe Ungeheuer ſtand in ſeiner ganzen Entſetzlichkeit vor ihnen.

Raſinski hatte mit allen den Seinigen und vielen andren Kameraden in einer großen Scheuer gelegen, wo nur gegenſeitige Nähe ſie erwärmte, weil der Raum kein Feuer zuließ. Gegen Morgen erwachte er von einem ſtechenden Schmerz in Händen und Füßen; er wollte aufſpringen, fand ſich aber wie gelähmt. Mit Mühe beugte ſeine Willenskraft endlich die ſtarren Sehnen, und er richtete ſich empor; da ſagte ihm ein Athemzug, daß jetzt der moskovitiſche Winter vor den Pforten gelagert ſei, und ſein erſtarrender Hauch tödtlich über alles Lebende dahinwehe.

„He!“ rief er und rüttelte Jaromir, der ihm zunächſt lag; „He! Auf! Sonſt würgt Euch das Scheuſal im Schlafe! Boleslav, Jaromir, Bernhard!“

Taumelnd fuhren dieſe aus den feſten Banden des Schlafes empor; doch ihre Glieder waren an dem kalten Boden ſo erſtarrt, daß ſie ſie nicht regen konnten.

„Thut Euch Gewalt an,“ rief Raſinski, „ſonſt ſeid Ihr verloren. Heut bricht die Morgenſonne des wahren Winters an. Bisher hat er nur von Ferne gedroht, heut, ich fühle es, ſtürmt er mit ſeinen alles lähmenden Waffen durch unſre Reihen.“

Bei dieſen Worten ſchüttelte und rüttelte er die Freunde und war ihnen behülflich, ſich emporzurichten. Nach und nach entſtand in dem ganzen düſtren Raum der Scheuer, in den nur der Widerſchein einiger draußen angezündeten, halb verglimmenden Feuer hineinfiel, ein dumpfes Murmeln und Bewegen. Dazwiſchen ertönte ein jammerndes Wehklagen

des Schmerzes, welches Kranke oder Leichtverwundete oder ſolche ausſtießen, die ſchon den ſchleichenden Tod in den Gliedern fühlten, welche die Kälte wie mit einem feinen, furchtbar zerſtörenden Gift durchdrang.

„Teufel, iſt das ein Wetter!“ murmelte Bernhard, indem er ſich dichter in ſeinen Pelz einknöpfte; „es packt an wie die Tatzen eines Eisbären! — Bianca, liebſtes Herz, wie iſt Dir?“

Die Standhafte unterdrückte Schmerz und Beſorgniß. „Mir iſt wohl, Lieber,“ erwiderte ſie; „ich bin an dieſes Klima gewöhnter als Du. Auch ſind wir ja noch ſo gut mit Kleidern verſehen.“

„Durch Deine Sorge und Güte,“ fiel Ludwig ein. „Doch wehe den Unglücklichen, die keinen ſo dichten Schild gegen die ſcharfen Pfeile dieſer Kälte haben!“

Das zunehmende Getön des Jammers umher entriß dieſe Worte faſt unwillkürlich den Lippen Ludwigs.

„Haltet Euch dicht beiſammen, Freunde,“ ermahnte Raſinski; „in dieſem Gedränge verliert man einander gar zu leicht.“

Diejenigen, welche erwacht waren, hatten ſich aufgerafft und eilten den Feuern zu, die draußen brannten, weil ſie ſich dort zu erwärmen hofften. Zugleich trieb ſie der Hunger an, indem ſie die während der Nacht von den wachenden Kameraden bereiteten Speiſen zu genießen dachten. Doch bei weitem nicht Alle hatten die Kräfte, dies nahe Ziel zu erreichen. Die Meiſten taumelten, von Schlaf und Kälte betäubt, übereinander hin; Viele blieben regungslos am Boden liegen. Müdigkeit und Froſt hatte ſie ſo gelähmt, daß ſie ſich nicht aufzurichten vermochten; zugleich war die Macht des Willens auch bei den Stärkſten gelähmt, und ſie zogen

es vor, in dumpfer Erſtarrung den Tod zu erwarten, als ſich zu neuen Martern emporzuraffen.

Bernhard und Ludwig nahmen Bianca, die das dicht in Pelze gehüllte Kind Aliſettens trug, in ihre Mitte. Raſinski ging mit Boleslav und Jaromir vor ihnen her; die noch übrigen Leute des Regiments folgten nahe hinter ihnen. So erreichten ſie, über manchen am Boden Liegenden, und ſchwer Aufſtöhnenden dahinſchreitend, das Freie. Der Schnee kreiſchte pfeifend unter ihren Füßen; die Luft ſchien mit einem eiſigem Staub erfüllt, der beim Athmen faſt ſtechend auf die Bruſt fiel; Augen, Lippen, Wangen fingen an zu ſchmerzen, ſo wie der Hauch des nicht heftigen, aber ſchneidend ſcharfen Windes ſie traf.

Einige Trommeln erſchallten mit dumpfen Klang, um zum Aufbruch zu mahnen; doch dieſes Zeichen, wobei ſonſt der Krieger aufmerkſam, wie eine Gemſe das Haupt erhebt und mit den Waffen in der Hand gerüſtet aufſpringt, verhallte jetzt wie in einem Todtengewölbe.

Mit größeſter Mühe ſetzte ſich endlich die Maſſe in Bewegung, indem ſich, als ob jedes innere Band losließe, einzelne Theile von dem Ganzen löſten und ſo nach und nach die Straße nach Weſten einſchlugen.

Auf einem Hügel, der vom Dämmerſchein des Schnees, der hellen Sterne und der Feuer ſeltſam beleuchtet wurde, ſtand ein großer ſtattlicher Mann in den Pelzmantel gehüllt, und überſchlug mehrfach die Arme um ſich zu erwärmen. Mit lauter Stimme rief er: „Hieher zu mir! Das erſte Armeecorps, hieher!“ Es war der Marſchall Davouſt. Nach und nach ſammelte ſich ein kleines Häuflein, der Überreſt ſeines ganzen Heeres, um dieſem ausdauernden Krieger, den kein Elend, kein Verderben die Rettung aufgeben ließ, die das Geſetz der Ordnung und des Gehorſams in ſich trägt.

An der Spitze der Seinigen ſchritt er zu Fuß, mit den Soldaten jede Beſchwerde, wie mit ſeinen nächſten Offizieren jedes Gute theilend, was ſein Rang ihm ſelbſt unter dieſen, alles furchtbar gleichmachenden Geſchicken voraus ließ.

Glücklicherweiſe hatten die Pferde Raſinski's noch ein leidliches Obdach gefunden. Dennoch waren zwei vor Entkräftung und Kälte gefallen. Man ſaß auf. Bianca beſtieg ihren kleinen Schlitten, Ludwig und Bernhard gingen zu Fuß ſo dicht als möglich an demſelben, und die beiden jetzt unberittenen Leute von Raſinski's Regiment ſchloſſen ſich ihnen an.

Der anbrechende Tag, der ſonſt immer die Hoffnungen wieder neu erweckte, die in der ſchauerlichen Nacht erſtorben waren, hatte heut dieſe Kraft verloren. Denn mit dem Licht wuchs die ſchneidende Schärfe der Kälte, und als das blutige Auge der Sonne über den Schnee hereinglühte, ſchien es nur mit Hohn auf das Elend ſo vieler tauſend Unglückſeliger herabzublicken; denn nicht die leiſeſte Spur der Wärme war in den Stralen, die ihren rothen Schimmer in das Antlitz der Wandernden warfen, zu ſpüren. Nur in das Auge, das, ſchon vom Schneeglanz geblendet, vom Rauch und Schein der nächtlichen Lagerfeuer entzündet war, drangen ſie mit brennendem Schmerz ein und fügten eine neue Folter zu der Laſt von Qualen, unter denen die Unglücklichen zuſammenbrachen.

Als Bianca ſah, wie Ludwig und Bernhard das Auge zuckend abwandten und vergeblich einen Gegenſtand ſuchten, wohin ſie den Blick ohne Schmerzen wenden könnten, fiel ihr plötzlich ein Hülfsmittel ein. „Wartet, wartet, wenige Augenblicke," rief ſie und machte eine haſtige Bewegung mit den Händen gegen die Bruſt, als wollte ſie ein Tuch losknüpfen. Wirklich zog ſie ein grünes Florgewand hervor,

riß es entzwei und gab die eine Hälfte Bernhard, die andre Ludwig. „Es iſt der grüne Schleier," ſprach ſie zu dieſem, „den ich auf dem St. Bernhard trug. Seit ich wußte, daß er das Zeichen war, woran Du mich wieder erkanntеſt, trug ich ihn auf meinem Herzen. Jetzt ſoll er mir das holde Licht der liebſten Augen erhalten! Verhülle Dich damit Geliebter, denn alles, was in dieſem Lande glänzt und ſchimmert, iſt kalt und grauſam, wie dieſer Schnee und dieſe Sonne."

Mit Rührung erblickte Ludwig das erſte Zeichen woran er ſeine Liebe knüpfte; es erquickte ihn mit neuer Hoffnung, daß es ihm grade jetzt, in ſchreckenvoller Stunde, wo das Antlitz der Gnade ſich ganz von der Erde wegzuwenden ſchien, wieder entgegenſchimmerte. Eine tiefe Ahnung ſeiner Bruſt hatte es vom erſten Augenblicke an als einen Talisman betrachtet, der eine zauberiſche Bedeutung für ſein Leben habe. So galt es ihm auch jetzt. Doch indem er es aus Bianca's Hand empfing, blickte er ſie ſorglich an und fragte: „Aber Du, Geliebte, wirſt Du geſchirmt ſein, gegen das tödtliche Gift dieſes Glanzes?"

„Mich umhüllen ja noch die ſchwarzen Trauerſchleier," antwortete ſie; „ich ſollte ſie wohl nicht tragen, denn aus ihrer Nacht brach ja mein ſchönſter Lebenstag an!" —

Sie lächelte dabei mit holder Freundlichkeit und vergaß über ihr inneres Glück, daß der Nachen, der es trug, auf den Wogen äußerer Geſchicke wie auf einem todten Meere des Grauens und Verderbens verloren ſchwankte.

Bernhard ſuchte, als er ihre bewegte Stimmung wahrnahm, heiter zu ſein.

„Ich danke Dir Schweſter," ſprach er; „hier wird der Scherz Ernſt, und der Ernſt Scherz. Unſer ganzer Zug iſt nur noch ein Maskenzug, doch tragen wir alle verwünſchte Leichenlarven. Ich will denn über die meinige das

grüne Netz hängen. Ein Maler muß überdies seine Augen schonen; ich würde über das Eismeer bei Chamouny so wandern, warum nicht über dieses größere?" Dabei knüpfte er das dünne Gewebe an seine Pelzmütze und drückte sie sich tiefer ins Auge. Die scharfe Kälte erschwerte das Athmen so, daß strenges Schweigen ein Gesetz wurde, welches sich Jedes zuletzt auflegte. Der Zug glich einer langen Reihe weißer Gespenster, so hatten die als Reif niederfallenden Dünste ihre dichte Hülle von Eisspitzen über Roß und Mann gewoben. Mühselig schleppte man sich fort, und in den langsam sich bewegenden Massen herrschte eine dumpfe Todesstille. Alles, selbst der Laut der Lippen, wurde durch die furchtbare Kälte in die Banden der tiefsten Erstarrung geschlagen. Sogar der Hauch des Windes war gefesselt; Vögel stürzten todt aus der Höhe herab; die letzte Spur des Lebens schien aus der Natur verschwunden.

Die Wandernden vernahmen nichts als das pfeifende Kreischen des Schnees, das dumpfe Rasseln der Geschütze, und das beklommene Stöhnen Derjenigen, die mit dem versteinernden Tod in den Adern zu Boden sanken, um sich nie wieder empor zu richten.

Diese sah man wanken, wie betäubt einige schwankende Schritte seitwärts taumeln, und dann in die Kniee sinken, deren abgestorbene Sennen sie nicht mehr zu tragen vermochten. Blutige Thränen drangen aus ihren brechenden Augen hervor; vergeblich erhoben sie den Blick zu ihren Gefährten, die, unter eignen Qualen erliegend, kein Gefühl mehr für fremde Martern hatten, sondern stumpfsinnig an den G.fallenen vorüberschritten, ohne nur das Haupt nach ihnen umzuwenden.

Bei Einigen erzeugte diese äußerste Verzweiflung noch eine trotzige Kraft, mit der sie sich gewaltsam aufstachelten. Sie lachten wild auf bei dem Anblick des Elends und riefen den

Zuſammenſtürzenden ein frevelhaft höhnendes Lebewohl zu. Nur die edelſten und kühnſten Naturen zugleich behielten auch hier eine männliche Ruhe und Faſſung; Raſinski hatte ſie ſich bewahrt. Sein Pferd, das er am Zügel führte, war vor Kälte zuſammengeſtürzt. Er nahm die Piſtolen aus der Halfter und ſetzte ſeinen Weg gleichmüthig fort. Vergeblich boten Jaromir und Boleslav, die der Kälte halber ebenfalls zu Fuß gingen und ihre Roſſe führten, ihm die ihrigen an, er erwiderte: „Wir ſind nur noch Einzelne. Als Führer hätte ich ein ſolches Opfer nicht nur angenommen, ſondern gefordert. Ein Regiment von unſrer Stärke aber kann ein Rekrut ſo gut befehligen als ich; es giebt keinen Rang mehr.“

Doch hatte Boleslav den Mantelſack, den Raſinski im Stich laſſen wollte, abgenommen und ſchnallte ihn auf den ſeinigen. — Über das todte Pferd fiel eine hungerwüthige Schaar her, und zerriß es in tauſend Stücke, zur Mahlzeit für die Nacht. — Raſinski ging düſtren Blickes vorwärts, um nicht zu ſehen, wie ſchmählig das treue Thier, das ihn in ſo mancher Schlacht getragen, endete. — Es verging keine halbe Stunde, ſo ſtürzte auch Boleslavs Pferd, und gleich darauf Jaromirs. Die trotz des herrannahenden Mittags wachſende Kälte fiel gleich einem Raubthier Menſchen und Roſſe ohne Unterſchied an, und beſiegte ſie um ſo leichter, je mehr die Anſtrengung ſie erſchöpfte. Der Weg zog ſich eine kaum bemerkbare Anhöhe hinan; doch ſie war ſpiegelglatt. Als Bianca's Schlitten ſich derſelben näherte, vermochte das Thier nicht ihn hinaufzuziehen; ſie ſtieg ſogleich ab, doch es fruchtete nichts. Zweimal ſetzte das Roß an; Ludwig, Bernhard, Jaromir, Boleslav, Raſinski ſelbſt ſuchten Hülfe zu leiſten. Allein es war vergeblich; das Thier vermochte ſich ſelbſt nicht mehr zu tragen; es ſtürzte zu Boden und erſtarrte in wenigen Minuten. Ruhig ſprach

Bianca zu den ſie umgebenden Freunden: „Ich werde nun ganz Eure Mühen theilen; und es ſoll mir nicht ſchwer werden. In dieſer grimmigen Kälte iſt das Gehen ſo beſſer.“

Bernhard erwiderte nichts; er nahm ihr ſtumm das Kind aus dem Arme und trug es. Ludwig unterſtützte die Geliebte; ſo wandelten ſie düſter ſchweigend nebeneinander hin.

Sie ſchlugen einen, neben der Straße hinlaufenden Pfad ein, der bequemer ſchien, und wo ſie von den Maſſen nicht ſo gedrängt waren; nur einige Einzelne hatten ihn gewählt. Bianca ging mit Ludwig voran; Bernhard folgte in einiger Entfernung mit dem Kinde, deſſen ahnungsloſe Munterkeit, da Biancas Sorge es ſelbſt gegen dieſe Kälte völlig geſchützt hatte, in einem die Bruſt erſchütternd bewegenden Abſtich gegen das Entſetzen ringsumher ſtand. „Du biſt ein kleiner Schmetterling der im aufgeſpannten Rachen eines Hayfiſches flattert,“ ſprach Bernhard halb für ſich. „Aber ich weiß Dich eben ſo gern hier, als ich Dich einem ſchlafenden Tiger das bunte Fell ſtreicheln ſähe. — Schelmchen, lachſt Du?“

In dieſem Augenblicke rief ihn eine brüllende Stimme von hinten her an: „Steh Hund! Gieb mir Deinen Pelz, oder ich ſchieße Dich nieder!“

Bernhard fuhr auf und herum.

Ein Soldat, in elende Lumpen gehüllt, groß, mit verwilderten Zügen, langem ſtruppigen Bart, das Geſicht von Erde und Rauch geſchwärzt, die blutig entzündeten Augen wild rollend, ſtand vor ihm und ſchlug mit dem Gewehr auf ihn an.

„Was willſt Du, Unglücklicher,“ rief Bernhard von Entſetzen ergriffen und trat ſchaudernd einen Schritt zurück; das Kind ſchrie ängſtlich auf, umklammerte ihn und verbarg das Köpfchen an ſeinem Buſen.

„Deinen warmen Pelz, oder ich ſchieße Dich nieder!“ rief der Wüthende. „Hier giebt's keine Kameradſchaft mehr; ich habe ſo gut ein Recht mich zu retten, wie Du.“

Bernhard ſah ſich faſt allein mit dem erbitterten Mörder; obwohl Tauſende zu errufen waren, ſo würde der Schuß des Verzweifelnden doch Allen zuvorgekommen ſein, wenn auch ein einziger noch ſo viel Herz für fremde Gefahr gehabt hätte, um deshalb ſeinen Weg und ſeine Qual um einige mühſelige Schritte zu verlängern. Er mußte alſo der Drohung Gehorſam leiſten, obwohl er wußte daß er mit der wärmenden Bekleidung ſein Leben hingebe.

„Du willſt durch den Mord eines Kameraden Dein Leben friſten?“ antwortete er mit der Würde der feſteſten Entſchloſſenheit; „wohl denn, es ſei, aber Du wirſt Dich deſſen nicht lange freuen. Deine Stunde wird Dich doch ereilen.“

„Raſch! denn ſchon packt mich der Tod,“ rief der wahnſinnige Menſch, der fortwährend im Anſchlag liegen blieb, und die blutigen Augen wild in ihren Höhlen rollte.

Bernhard bückte ſich um das Kind niederzuſetzen, das ihn am Ausziehen ſeines Pelzes hinderte; da hörte er einen lauten Schrei, und als er ſich umwandte, ſah er Bianca, die ſich weinend zu Füßen des Wüthenden niederwarf.

„Nimm dies Gold, dieſen Schmuck,“ rief ſie, „nimm dieſen warmen Mantel, nur laß mir den Bruder leben!“ Mit der Schnelligkeit der Todesangſt hatte ſie eine reiche Kette von ihrem Halſe geriſſen und warf ihren koſtbaren Pelz ab, ſo daß ſie mit leicht bekleideten Armen, der grimmigen Kälte Preis gegeben, vor dem Mörder kniete.

Dieſer blickte ſie mit ſtarren Augen an, dann ließ er die Arme mit der Waffe langſam ſinken, das Gewehr entfiel ihm, er drückte ſich beide Hände vors Geſicht und brach in ein lautes Wimmern und Weinen aus. Indeſſen

war auch Ludwig näher getreten, und er und Bernhard hoben die noch immer knieende und die Arme mit ihren Gaben ausstreckende Bianca empor.

„Solch ein wildes Thier konnte ich werden?“ rief der Fremde plötzlich aus „nein, diese Schmach überlebe ich nicht. Vergebt mir; Ihr habt mich einst besser gekannt, die fürchterliche Qual machte mich rasend! Aber ich weiß was ich zu thun habe!“

Bianca hing mit Blicken, in denen die zweifelnde Besorgniß mit dem Ausdrucke der höchsten Freude wechselte, an dem seltsam grauenhaften Menschen, da dieser sich jetzt nach dem am Boden liegenden Gewehr bückte und es aufnahm. Bernhard hielt das Auge fest auf ihn gespannt und suchte in seiner Erinnerung nach den Zügen, die ihm selbst in dieser entstellenden Verwilderung bekannt schienen.

„Wo habe ich Euch gekannt?“ fragte er, als sich der Fremde emporgerichtet hatte.

„Ich wundre mich nicht, daß Ihr mich nicht wieder kennt,“ antwortete er düster; „ich hätte mich selbst nicht erkannt. — Des Ordens hier bin ich lebend nicht mehr werth!“ rief er wild und riß das Band der Ehrenlegion aus seinen Lumpen heraus und warf es in den Schnee; „so will ich's zu verdienen suchen, daß Ihr's auf meine Leiche legt. Ich richte meine That selbst, wie sie es verdient.“

Indem stemmte er die Kolbe seines Gewehrs gegen den Boden, drückte die Brust auf die Mündung und trat gewaltsam mit dem Fuße gegen den Hahn. Der Schuß krachte, der Unglückliche stürzte zusammen.

„Barmherziger Gott!“ rief Bianca entsetzt und sank bewußtlos in Ludwigs Arme.

Bernhard sprang auf den Gefallnen zu und richtete sein Haupt auf. Noch glimmte ein matter Lebensfunke in der

Bruſt. „Wenn Ihr nach Frankreich kommt, grüßt mein Weib und meine Buben — Sergeant Ferrand — aus Laon.“

Er war nicht mehr.

In dem Augenblicke, wo er das Auge ſchloß, erkannte ihn Bernhard. Es war derſelbe Sergeant Ferrand, deſſen ſtreng dienſtliches, aber menſchenfreundliches Benehmen ihm und Ludwig bei ihrer Gefangenſchaft zu Smolensk das Leben gerettet hatte. Die Bedingung ſeines Daſeins war die kriegeriſche Ehre; er glaubte ſie durch die meuchelmörderiſche That, zu der ihn die Betäubung des Elendes, der Schmerzen, der Verzweiflung trieb, verloren; eine Jungfrau hatte ihn an Muth beſiegt — das ertrug er nicht. Streng richtend ſprach er ſelbſt ſein Urtheil und vollſtreckte es mit eigner Hand.

Erſchüttert kniete Bernhard neben der Leiche; ſtumm nahm er das Band, welches der Todte als ſein höchſtes Gut geſchätzt hatte, legte es auf ſeine Bruſt und ſprach: „Wer will dir's rauben! Es ſchmücke Dich jenſeit, wenn Du in den Kreis der Tapfern trittſt, die Dir vorangingen. — Leb wohl!“

Sie ſetzten ihren Weg fort, denn hier galt kein Verweilen. Unerbittlich riß das Schickſal die Herzen von einander, und jagte die ſäumende Liebe mit grimmiger Geißel vorwärts.

Fünftes Capitel.

Die kalte Scheibe der Sonne röthete ſich ſchon wieder und ſenkte ſich gegen das Schneemeer hinab, als die Wandernden Malodeczno in der Ferne einer Stunde vor ſich ſahen.

Die Hoffnung, ein Obdach zu erreichen, belebte die gesunkenen Kräfte wieder. Doch als wollte das Schicksal jeden leisesten Schimmer des Glücks nur gewähren, um die Kräfte für ein neues größeres Unheil aufzuregen, so folgte auch hier der Schrecken mit furchtbarer Eile der Freude nach. Denn plötzlich bedeckten sich die Höhen mit schwarzen Massen; der Feind, auf andren Wegen herangedrungen, erschien, um den unglücklichen Flüchtlingen den Zufluchtsort für die Winternacht streitig zu machen. Bei dem ersten Anblick dieser dunklen Linien, die den Horizont zu säumen begannen, drängte sich die Schaar der waffenlosen Flüchtigen wie eine Heerde zusammen, in die ein Raubthier einbricht. Der Marschall Ney rief mit lauter Stimme den Bewehrten zu, sich um ihn zu sammeln. Noch gab es einige Trümmer des kriegsgewohnten Heeres, die selbst jetzt das Gesetz der Ehre noch nicht vergessen hatten. Die Reihen ordneten sich, die wenigen Reiter schlossen sich, wenn gleich aus allen Regimentern gemischt, aneinander, die Artillerie, so viel durch sie noch am Leben gebliebenen Pferde hatte fortgeschafft werden können, nahm eine Stellung.

„Kameraden," rief der Marschall, „wir müssen heut um ein Obdach fechten; denn die Winternacht ist mörderischer als die Waffen des Feindes. Auch ihn treibt nur die Noth; Ihr vernichtet ihn, wenn Ihr Euch behauptet. Denkt an Euer Heil, an Frankreichs Ruhm, an Euren Kaiser!"

„Es lebe der Kaiser!" tönte der Ruf der Heldenschaar, die nur den fernen Donner der Schlacht hören durfte, um inmitten der schwersten Drangsale den begeisterten Muth wieder zu finden, der sie durch alle Länder Europa's geführt hatte.

„Wir haben keine Pferde," rief Rasinski den Seinigen

zu, „laßt uns das Geſchütz bedienen, denn es fehlt an Mannſchaft.“

Ein dumpfer Donner ertönte von den Höhen; die erſten Kugeln wurden herabgeſandt; ſie flogen, auf dem erſtarrten Boden widerprallend in weiten ſauſenden Bogenſprüngen über die zur Schlacht geordneten Krieger hinweg.

„Ihr ſchießt zu hoch, wir wollen beſſer treffen,“ rief Raſinski und lehnte ſich auf das Geſchütz um es zu richten. „So! Jetzt Feuer!“ Jaromir feuerte ab.

„Seht Ihr wie die Kugel eine Lücke reißt?“ rief Raſinski freudig, als die ſchwarze Linie auf der Höhe zerriß, daß der helle Himmel dahinter ſichtbar wurde. „Ich wollte nur ſie ſtänden ſo tief als breit, ſo ſollte ihnen dieſer Schuß dreißig Köpfe gekoſtet haben.“

Der Kampf war eröffnet; die Artillerie des Feindes donnerte jetzt von drei Seiten zugleich, und die Kugeln ſchmetterten ſowohl in die Schaar der waffenloſen Flüchtlinge, die in blinder Haſt auf den Flecken Malobeczno zuſtürzten, als in die geordneten Reihen der Tapfern, die ihr Leben für die Rettung Jener wagten, verheerend hinein.

„Wir müſſen uns langſam zurückziehen,“ befahl der Marſchall, „daß ſie ſich nicht zwiſchen uns und den Flecken eindrängen, denn ſonſt ſind wir alle eine Beute des heißhungrigen Winters.“

Die Artillerie gab noch eine Lage zur Erwiderung, dann nahm ſie eine Stellung einige hundert Schritte weiter rückwärts. Die Truppen folgten geſchloſſen. So gewann man ohne ein ſehr ernſtliches Gefecht nach und nach eine Stellung dicht am Eingange Malobeczno's. Aber dieſe kurze Bewegung hatte die Kräfte der Artilleriepferde ſo erſchöpft, daß ſie jeden Augenblick übereinander ſtürzten und endlich nicht mehr empor zu bringen waren. Was Hände hatte, mußte daher an-

greifen um die Geſchütze vollends auf einen Hügel zu ſchaffen, von dem ſie den Eingang des Fleckens vertheidigen konnten.

„Retten können wir unſre Kanonen nicht mehr, Kameraden," rief der Marſchall, als er an den Reihen derſelben hinunter ſprengte, „ſo wollen wir ſie wenigſtens theuer verkaufen."

Die Ruſſen waren langſam feuernd nachgerückt; jetzt ſchienen ſie ihre Kräfte zu ſammeln, um einen ſtürmenden Angriff zu verſuchen. Doch ſo wie ſie ſich in vollen Colonnen zeigten, gab die Artillerie der Franzoſen eine furchtbare Salve, die tauſendfachen Tod in ihre Reihen ſchleuderte. Die Erde zitterte, die Lüfte krachten, Rauch und Dämmerung webten einen dichten Schleier der Nacht über das Heer. Der Feind füllte ſeine Lücken und rückte entſchloſſen weiter vor, indem er den Angriff durch ſeine Artillerie unterſtützte. Eine zweite Lage ſtäubte ihn zum zweiten Male auseinander. Doch immer neue Schaaren drangen nach; er hatte Erſatz für ſeine Todten, denn er focht mit Tauſenden gegen Hunderte, und ſchien den Gewinn des Fleckens um jeden Preis erkaufen zu wollen.

Raſinski, Boleslav, Jaromir, Bernhard und Ludwig bedienten ein Geſchütz; denn auch dieſe letzteren hatten es für eine Pflicht der Ehre gehalten, thätigen Antheil am Kampfe zu nehmen und ihre Freunde, obwohl ſie nicht mehr die Uniform des Regiments trugen, nicht jetzo zu verlaſſen, wo entſchloſſene Männer den zehnfachen Werth galten Auch war der Gedanke, mit den Freunden vereinigt zu bleiben, der einzige Troſt, die einzige Quelle ihrer Hoffnungen und Freuden in dieſer Zeit des öden Grauens. Nur für Bianca hatten ſie einen Ort des Schutzes aufgeſucht, wo dieſe, ſo geſichert als es überhaupt möglich war, in ihrer Nähe bleiben konnte. Gegen Malodeczno hin, ſenkte ſich, dicht hinter der Stellung,

die die Artillerie einnahm, der Hügel etwa in Mannshöhe faſt ganz ſteil abwärts und bildete ſo eine natürliche Bruſtwehr. Dort weilte Bianca mit dem Kinde, während oben die Schlacht tobte. An dieſer Stelle waren auch die Munitionswagen aufgefahren, aus denen die Batterien auf der Höhe mit allem Schießbedarf verſehen wurden.

Obwohl Bianca für ſich ſelbſt nichts zu befürchten hatte, ſo ſchlug doch ihr Herz in krampfhafter Angſt, da ſie die Geliebten wenige Schritte von ſich allen Schrecken des Todes Preis gegeben wußte. So theuer ſie es Bernhard gelobt hatte, den ſichern Zufluchtsort nicht zu verlaſſen, ſo konnte ſie doch, da das Krachen der Kanonen bis zu einer betäubenden Stärke wuchs, ihrer Angſt nicht länger gebieten. Sie mußte den Hügel hinan, um zu ſehen, ob die Ihrigen noch verſchont waren von dem Geſchick, das ſeinen eiſernen Todesſtrom mit donnernden Wogen über das Gefilde wälzte. Doch vergeblich war das Spähen ihres Auges, denn der Rauch lag in dichten Wolken über den Feuerſchlünden, und man ſah nur ſchwarze Geſtalten ſich unbeſtimmt und unkenntlich darin bewegen.

Da es ihr unmöglich war, ſich von dem Loos der Ihrigen zu überzeugen, wankte ſie wieder zurück an die Stelle, wo ſie zu verweilen gelobt hatte. Todesangſt pochte in ihrer Bruſt; jeder Donnerſchlag der Geſchütze traf ihr eignes Herz; ſo dem äußerſten Verzagen hingegeben war ſie noch nie.

Das Kind wurde durch das furchtbare Getöſe der Schlacht geängſtigt und weinte. Bianca legte dem kleinen Weſen die Hände gefalten in einander und ſprach: „Unſchuldiges Herz, flehe zu dem himmliſchen Vater, Deine reine Bitte wird ihn rühren, o laß dieſe grauenvolle Stunde an uns vorübergehen!“ Das Kind gehorchte faſt bewußtlos, kniete auf den Boden und ſah mit thränenden Augen bittend empor gen Himmel.

Auch Bianca warf ſich auf die Kniee; die Worte verſagten ihr, ſie vermochte nur die Hände zitternd zu erheben, doch der Allmächtige vernahm ihr ſtummes Flehen. Wie viele tauſend Gebete der Angſt machtlos von dem ehernen Gewölbe des Himmels zurückſchlugen, ihr war der Lenker der Dinge nicht taub, ihr neigte er ſich mild entgegen. Ein tröſtender Glaube ſenkte ſich in ihre Bruſt und verſcheuchte die düſtren Ahnungen des Grauſens, die ſie umweben. Sie athmete freier. „Nein, Du unendlich Gütiger," bat ſie mit innigem Vertrauen, „Du haſt Dein Antlitz nicht ganz von der Erde gewendet. Du hörſt das Flehen der Unſchuld und der bebenden Liebe, Du wirſt mein angſtzerriſſnes Herz nicht zermalmen!"

Sie drückte das Kind an ihre Bruſt, und ihre Thränen floſſen in erleichternden Strömen.

Jetzt wurde der Donner der Schlacht ſchwächer, plötzlich ſchwieg er. Bianca riß ſich gewaltſam empor; nun mußte ſie zu den Ihrigen. Jetzt hatte ſich's entſchieden, ob das ſchwarze Verhängniß auch ihnen gefallen war. Haſtig klimmte ſie, mit dem Kinde an der Hand, den Hügel hinein. Da rief ihr eine Stimme aus Rauch und Dämmerung zu: „Schweſter! Wo biſt Du?" Es war Bernhard. Außer ſich vor Freude rief ſie: „Hier, hier, Ihr lebt, Beide, Alle," und eilte auf den Bruder zu, der von der Höhe herabkam. Er flog ihr entgegen; ſie lag an ſeiner Bruſt; unausſprechlich war die Fülle ihrer Seligkeit. Doch er entwand ſich ſanft abwehrend ihrer Umarmung.

„Frohlocke nicht," ſprach er ſchmerzlich — „wir mußten ein Opfer bringen! Boleslav —"

„Gott der Gnade," fiel Bianca erblaſſend ein, „er iſt dahin?"

„Wir fürchten es; dort tragen die Freunde ihn heran," erwiderte der Bruder und deutete auf einige Geſtalten die

ſich langſam näherten. Dann lehnte er, bis zur Ermattung erſchüttert, das Haupt an die Schulter der Schweſter und ſeufzte tief auf. Seine ſtarke Seele war bezwungen durch den Schmerz um den Freund, ſeine feſte Kraft gebrochen. „Es muß getragen ſein!“ ſprach er ſich aufrichtend, „wie tief der Stachel in die Bruſt dringe! — Laß uns ihnen entgegen!“

Unſichern Schritts ging er mit der Schweſter den Kommenden entgegen, die in ihren Armen den erblaßten Jüngling trugen. — Eine Kugel hatte ihm den Schenkel zerſchmettert, die furchtbare Erſchütterung die Lebenskeime des ganzen Körpers zerſtört.

„Legt mich nieder,“ ſprach er matt, „ich bitte Euch!“

„Thut ihm ſeinen Willen,“ gebot Raſinski leiſe und ſchüttelte das Haupt, als wolle er ſagen, unſre Sorge rettet ihn doch nicht mehr.

Sie ließen den Verwundeten vorſichtig auf den Boden nieder. Raſinski kniete zu ſeinem Haupte und nahm ihn halb aufgerichtet ſanft in ſeine Arme. Jaromir hatte die Rechte des Sterbenden ergriffen. Ludwig wandte ſich erſchüttert ab. Bianca trat ihm mitleidsvoll entgegen und hauchte leiſe: „Auch das noch, mein Theurer!“ — Er drückte ſie ſtumm ans Herz; zu ſprechen vermochte er nicht. Es vermochte Keiner. Mit dem heiligen Schweigen der tiefſten Bekümmerniß wandten Alle die Blicke auf den Verwundeten, der, den Kampf des Todes in den Zügen, mit geſchloſſenen Augen daſaß. Jetzt ſchlug er ſie auf, ſah verwundert umher und ſuchte ſich zu beſinnen.

„Ihr Alle ſeid mir nah,“ ſprach er freundlich, als er die Freunde um ſich her erblickte, und ein ſanftes Lächeln der Dankbarkeit ſchwebte um ſeine Lippen. „Ich ſterbe ſchön,“ fuhr er nach einigen Augenblicken fort und richtete ſich em-

vor; „Ihr dürfte nicht um mich trauern. Ich ſterbe in Freundes Armen den Tod der Ehre!“ Ein edler Stolz röthete des Jünglings erbleichte Wange mit leichtem Hauche; noch einmal flammte der Muth in ſeinem brechenden Auge auf. „Ich ſterbe gern,“ ſetzte er wehmüthiger hinzu. „Jaromir! Mein Freund, mein Bruder!“ Er drückte die Hand des vor ihm Knieenden mit warmer Liebe und tiefſter Rührung; denn ſeine Gedanken wandten ſich zu dem Bilde der fernen Geliebten hinüber, das er ſtumm aber unverbrüchlich treu in ſeinem Herzen getragen hatte. Seine Liebe wurde ihm jetzt ein heiliges Vermächtniß für den unglücklichen Freund.

„O warum liege ich nicht an Deiner Stelle!“ rief dieſer ſchmerzensvoll aus, indem er das Antlitz auf die Hand des Scheidenden drückte; „warum hat der Tod nicht mich erlöſt!“

„Nein, nein — Du ſollſt noch glückliche Tage ſehen,“ antwortete Boleslav bewegt — „glückliche Tage in ihren Armen. — Bringe Deiner Lodoiska den Gruß des Sterbenden; Dir geſteht es meine erblaſſende Lippe — ich habe ſie geliebt — ſchweigend, aber aus tiefſter Seele!“

„O Gott! O Bruder!“ rief Jaromir außer ſich. „Du, Du — Du wäreſt treu geblieben! O, ich Unglückſeliger!“

„Du haſt ſchwer gebüßt, Alles iſt geſühnt, mein Bruder,“ ſprach Boleslav ſanft. „Gehört Euch — um des Schmerzes Willen, den ich getragen — es iſt meine letzte Bitte an Dich; an Sie — das ſei mein Glück dort drüben.“

Hier ſank er matt zurück. Jaromir beugte ſich heftig über ihn: „Bleib noch bei uns — o Bruder, noch jetzt ſtirb mir nicht,“ rief er von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen und drückte ſein Angeſicht auf die erkaltende Hand des Theuren. Noch einmal erhob Boleslav das brechende Auge —

„Rasinski — Ihr Freunde!“ sprach er matt. Sie hielten seine Hände — sein Blick geleitete liebend über Alle dahin und winkte jedem einen lächelnden Abschiedsgruß zu. Auf Jaromir weilte er am längsten; dann seufzte er mit brechendem Laut: „Lodoiska!“ — und müde schloß er die Augen — lehnte das Haupt an Rasinski's Vaterbrust — und verschied.

Der Tod verklärte seine edle männliche Schönheit; ein Marmorbild saß er da; die schwarzen Locken wallten ihm von der Stirn, die noch im Tode den Adel des Muths trug; um die Lippen schwebte ein sanfter Zug des Schmerzes; aber heilige Ruhe wohnte auf den erloschnen Zügen. — Heilige, sanfte Ruhe, denn sein grambeladnes Herz schlug nicht mehr. — Jaromir drückte sein weinendes Antlitz gegen die Brust des Todten und umschlang ihn mit heftiger Umarmung.

„Der Herr habe seine Seele,“ sprach Rasinski mit ernster Fassung und legte die Hände segnend auf das Haupt des Abgeschiednen. Dann wandte er sich zu den Freunden: „Wohl uns, daß wir wenigstens diesen theuren Leichnam nicht der Wildniß lassen müssen. — Die Nacht bricht herein. Wir müssen das theuer erkämpfte Obdach zu erreichen suchen; und dort soll er bestattet werden!“

Er deutete mit dem Finger auf Malodeczno, wohin die Truppen sich jetzt zurückzogen, nachdem der Feind, durch ihren ausharrenden Muth bezwungen, es endlich aufgegeben hatte, ihnen diesen Zufluchtsort zu entreißen.

Jaromir allein hörte Rasinski's Stimme nicht; der Schmerz hatte ihn zu heftig betäubt; bewußtlos ruhte er noch immer an der Brust des Todten.

„Raffe Dich zusammen, Jaromir,“ redete Rasinski ihn an und suchte ihn empor zu heben; „zeige ein männliches

Herz. Du verloreſt Deinen theuerſten Gefährten, ehre ſein Gedächtniß durch kräftige Erhebung über Deinen großen Schmerz. Starb Dir ein Bruder, ſo ſtarb mir ein Sohn; ermanne Dich, erſetze Du mir den Verlornen."

Der ſanfte, ernſte Troſt drang in das Herz des Unglücklichen ein; er erhob ſich ſchweigend, aber mit gewaltſamer Anſtrengung, und Raſinski ſchloß ihn tröſtend wie ein Vater an ſein Herz. „Hilf uns unſrem Gefallenen den letzten Dienſt der Liebe erweiſen," ſprach er und beugte ſich zu Boleslav herab, um ſein Haupt empor zu heben. Die vier Freunde nahmen den Entſeelten in ihre Arme, um ihn die kurze Strecke bis in den Flecken hinabzutragen. So wanderten ſie im düſtren Trauerzug dahin.

Sechstes Capitel.

Doch die ingrimmige Natur überbot mit ihren Schrecken ſelbſt den tiefſten edelſten Schmerz.

Mit der geſunkenen Sonne ſtieg die Kälte höher und höher. Die Arme erſtarrten den Tragenden faſt, ſo kurz der Weg war. Nur die heiligſte, unverbrüchlichſte Freundſchaft vermochte die Pflicht dieſes letzten Liebesdienſtes aufzulegen; für jeden Andren hätte er unvollführt bleiben müſſen. Doch in ihrer Liebe fanden die Getreuen die Kraft.

Nach unſäglicher Anſtrengung erreichten ſie ein kleines Haus, welches zur Seite der Hauptſtraße, auf der die Maſſen ſich in wildem Gedränge dem Eingange des Fleckens zuwälzten, gelegen war. Unvermuthet fanden ſie hier noch

ein bewohntes Obdach; ein Greis öffnete den Kommenden die Thür und näherte ſich mit bittender Gebährde. Raſinski rief ihm zu: „Iſt Raum in Eurer Hütte?“

„O freilich!“ erwiderte der Alte, erfreut, ſeine Landesſprache zu hören; „ich will Euch gern beherbergen. Nur flehe ich Euch an, treibt mich nicht ſelbſt hinaus in dieſe furchtbare Winternacht. Gönnt auch meinem alten Haupte ein Plätzchen!“

„Hältſt Du uns für entmenſchte Barbaren?“ fragte Raſinski unwillig ſchaudernd; „Du haſt nichts zu fürchten!“

„So ſegne Euch der Herr!“ rief der Greis; „aber geſtern haben ſie meinen Sohn und meine kleinen Enkelinnen hinausgetrieben, und ſie ſind erſtarrt vor meiner verſchloſſenen Thür! Ach ich habe ihre Leichen in meiner Hütte!“

„Gott der Barmherzigkeit!“ rief Bianca, von einem entſetzenvollen Grauen ergriffen, aus; „war es möglich!“

„Auch wir bringen Dir einen Todten,“ ſprach Raſinski; „ſeine heiligen Überreſte ſind uns ſo theuer, wie unſer Leben. Willſt Du bei der Mutter Maria ſchwören, ihn fromm, chriſtlich zu beſtatten, wenn uns die Gewalt des drängenden Kriegs hindert, ſo verheiße ich Dir und Deinem Hauſe Sicherheit, ſo lange wir darin weilen.“

„Bei der gebenedeiten Mutter ſchwöre ich's, er ſoll an der Seite der eignen Kinder ruhen,“ rief der Greis und erhob die Hand zum Eide.

So traten ſie in die Hütte.

„Bringt den Todten hier herein, liebe Herren,“ ſprach der Alte und öffnete vorleuchtend eine Seitenthür, die zu einem Kämmerchen führte.

„O, mein Gott!“ rief Bianca aus, als ſie einen Blick hinein warf. — Auf einem mit weißen Linnentüchern bedeckten Strohlager lag in einem Todenhemd ein Mann,

noch in frischen Jahren, doch von kränklichem Ansehn. Neben ihm zwei kleine Mädchen, höchstens sieben bis acht Jahr alt.

Ludwig und Rasinski trugen Boleslavs Leiche hinein, legten sie zur Seite der entschlummerten, holden Kleinen nieder.

„Seht Ihr, liebe Herren, das sind sie," sprach der Greis, und Thränen erstickten seine Stimme. „Gestern waren die Kinder noch frisch, wie die Röschen — der Vater kränkelte zwar seit dem Frühjahr — wo sein Weib, — nein, laßt mich das nicht erzählen! Das nicht! — Gestern stürmten so viele Krieger in mein Haus, daß sie nicht Raum fanden — sie trieben uns hinaus — freilich waren sie elend genug, aber ein Plätzchen hätten sie uns doch gönnen sollen. Wir brachten die Nacht im Freien zu; mein Sohn, den die Krankheit zerstört hat, überdauerte die grimmige Kälte nicht; die Kleinen konnte ich vorm Schlaf nicht schützen — sie erstarrten in meinen Armen. Ich allein blieb übrig. Ich hätte mich gern zu den Todten auf den Schnee gelegt, doch ich habe noch eine Tochter — um ihretwillen lebe ich. Sie ist aber jetzt in Wilna."

Während der Alte sein Herz klagend eröffnete, hatten die Männer Boleslavs Kleidung und Haar geordnet und ihn mit dem weiten Mantel bedeckt, daß die Spuren der Zerschmetterung, und das schon erstarrte Blut verhüllt wurden. Jetzt glich er einem Schlummernden; so ruhig, ernst und edel waren seine Züge.

„Laßt ihn hier ruhen," sprach Rasinski wehmüthig. „Sein Bild steht in unsren Herzen, lebend, würdig, freundlich. So laßt es uns bewahren; es ist nicht gut bei der erstarrten Hülle zu weilen."

Seinem Wunsche folgend traten alle in das Gemach zurück, dessen wohlthuende Wärme sie erquickend umfing.

Es war ſeit langer Zeit das erſte ſichere Obdach, das ſie aufnahm. Ein gaſtliches Feuer loderte auf dem Heerde und erwärmte die innern Räume. Der Schiffer, der nach dem Sturm auf wüſtem Meere den Hafen erreicht, wird nicht ſo von dem Gefühl des Heils und des Dankes gegen den allmächtigen Retter durchdrungen, als dieſes Bild der Gaſtlichkeit und des Schutzes gegen den Ingrimm der Natur die Seele der Müden, von Schmerz und Qual Gebeugten mit neuen Lebenshoffnungen durchſtrömte.

„Ein lenkender Gott der Gnade iſt mit uns," ſprach Ludwig, zu Bianca gewandt, die er wiederum als neu gewonnen aus dem Drang der Gefahren und Beſchwerden an's Herz ſchloß. „Wie hart wir geprüft werden, der Schutz des Allmächtigen verläßt uns nicht."

„Sein holder Engel wandelt ja mitten unter uns," ſprach Raſinski und berührte leiſe Bianca's Locken, die die Wange ſanft gegen Ludwigs Bruſt geneigt hatte; „dieſes reine Haupt wendet auch von uns das Verderben ab. Sei getröſtet, Du ſchöne Seele — wer eine Vorſehung glaubt, darf in Deiner Nähe nichts fürchten."

Bianca erröthete und ſenkte in Demuth das Auge. „Solche Worte ſpricht Dein mildes Erbarmen mit der Hülfloſen," erwiderte ſie; „ich aber weiß wohl, daß der Arm des Herrn hier Beſſere beſchützt und vernichtet als mich. Du edler Freund! Ich fühle in Unterwürfigkeit meinen niederen Werth; laß mir den Glauben, daß Dein höherer unſer aller Schutz iſt."

Raſinski war noch nie ſo weich geweſen. Der Tod des liebſten Freundes hatte ſeine männliche Kraft zu ſo ſanft anklingenden Saiten herabgeſpannt. Schwermüthig ſetzte er ſich nieder und ſtützte ſein Haupt nachdenkend in die Hand. — Es herrſchte eine tiefe Stille ringsumher; nur die flackernde

Flamme beleuchtete das ärmliche Gemach. Jaromir saß vor der Gluth, blickte mit ſtarren Augen hinein und ſchürte gedankenlos darin. Mit heimlichem Grauen bemerkte Bernhard die Stumpfheit des Schmerzes, die ihn ergriffen hatte; es erneuten ſich die alten Sorgen und Befürchtungen in ihm, die ſeit den letzten Tagen wieder verſchwunden waren, weil ſich die Zeichen von der innern Zerrüttung des Unglücklichen, vielleicht durch die Macht der zu gewaltigen Ereigniſſe zurückgedrängt, verloren hatten. Doch als er ihn jetzt der Flamme gegenüber ſitzen und mit gleichgültigen Augen hineinſtarren ſah, tauchte das verſcheuchte Geſpenſt ſeiner böſen Ahnungen auf's Neue aus der Tiefe ſeines Buſens empor.

„Was iſt Glück?" unterbrach Raſinski das tiefe Schweigen. „Fühlen wir uns nicht glücklich, beiſammen zu ſein in dieſer ſichern Hütte, die uns ein Obdach gewährt? Ja ich dürfte ſagen, wir wären glücklich, wenn nicht der liebſte Freund in unſrem Kreiſe fehlte! Wäre er bei uns — ja, wir wären glücklich in dieſer Stunde!"

„Die Wünſche wachſen mit der Erfüllung," erwiderte Ludwig; „wem das Schickſal zeigt, was es bedrohen, was es rauben kann, der wird genügſamer, und preiſ't ſich glücklich, wenn er nur den kleinſten Antheil ſeiner Hoffnungen aus dem unermeßlichen Reich des Verlornen rettet. — Und des Menſchen Seele iſt wunderbar gemiſcht! Sie kann den tiefſten Schmerz neben dem höchſten Glück empfinden — ja ſie fühlt oft eines nur durch das andre."

Ein Blick auf Bianca, ein Druck ihrer in der ſeinen ruhenden Hand ſagte der Geliebten, wie er dieſe Worte verſtehe und ihre Wahrheit an ſich ſelbſt geprüft habe. Denn ſeine Liebe drang unter den Gefahren, denen er ſie entreißen, unter den Schmerzen, in denen ſie ihn tröſtend erheben mußte, mit immer tiefer greifenden Wurzeln in ſein Herz.

„Glück giebt eine zu zarte Haut," warf Bernhard hin; „ein geknicktes Roſenblatt drückt uns wie den ſybaritiſchen Alcibiades. Das Unglück zieht uns einen ſchuppigen Harniſch über die Bruſt, daß die ſchärfſten Pfeile zuletzt matt und ſtumpf abprallen. — Es ſchlägt dann freilich nicht mehr viel Herz hinter einem ſolchen Panzer, ſondern die Verſteinerung dringt bis mitten hinein, und die Wunden bluten nur deshalb nicht, weil ſie ſchon verblutet ſind."

Er hielt während dieſer Worte ſein beobachtendes Auge feſt auf Jaromir geſpannt, der noch immer in der Gluth des Ofens ſchürte.

„Eine ſchöne, helle Flamme, nicht wahr, Raſinski?" ſprach er, da Alle umher ſchwiegen, mit tonloſer Stimme und ſah ſich mit einem ſeltſamen Lächeln um.

„Freilich, freilich," erwiderte der Gefragte halb zerſtreut; „der Menſch wird gedemüthigt, und lernt, daß er aus Erde, aus Staub, aus Aſche beſteht."

„Wohl, wohl," fiel Bernhard ein; „ich weiß, was Du eigentlich ſagen willſt. Man kann ihm das Herz mit einem glühenden Schwert durchbohren und es zur Kohle ausbrennen; falls der Magen unverletzt geblieben iſt, wird ein tüchtiger Hunger doch nicht ausbleiben. — Mich hungert, beim Himmel. — Und ich wünſchte," ſetzte er leiſe hinzu, „Jaromir hätte Trank und Speiſe und ginge ſchlafen, daß ſeine ſtumpfgereizten Nerven ausruhten und wieder neues Gefühl bekämen."

Erſt jetzt warf Raſinski einen forſchenden Blick auf den Unglücklichen und entfärbte ſich, als er die gleichgültigen Züge deſſelben ſcharf ins Auge gefaßt hatte. „Du haſt Recht," ſprach er haſtig leiſe zu Bernhard; „wir müſſen Anſtalten treffen."

Entſchloſſen, thatkräftig wie er war, riß er ſich ſogleich

aus ſeiner brütenden Schwermuth auf und ſuchte den Wirth auf, der hinausgegangen war. Er fand den Alten willig, herzugeben, was man bedurfte, zumal da Raſinski ihm die Verſicherung gab, daß er die letzten Feinde beherberge und vom nächſten Morgen an nur Ruſſen nachrücken würden, die mit allem ſo reichlich verſehen wären, daß ſie die ausgeſogenen, geplünderten Einwohner noch unterſtützen könnten.

„Freilich haben wir wenig gerettet," begann der Alte, „doch iſt noch Brod da und etwas Honig, auch ein Fäßchen Branntwein. — Ich kann Euch eine warme Suppe bereiten."

„Bringt uns, was Ihr vermöget — wir wollen Euch auch zur Hand gehen."

„Heilige Mutter Marie!" rief der Alte plötzlich erſchreckt und kreuzte die Arme; „da pocht es an der Thür. Wenn ihrer Mehrere hier eindringen, ſind wir verloren!"

„Laßt mich öffnen," ſprach Raſinski; „wir können, ſo lange Raum iſt, nicht ſo unmenſchlich ſein, unſre Kameraden der erſtarrenden Nacht Preis zu geben." — Er ſchritt gegen die wohlverwahrte Thür und fragte auf Franzöſiſch: „Wer iſt da draußen? Was wollt Ihr?"

Indem eilte Bernhard ſchon heraus und rief: „Es ſind von unſren Leuten dabei, ich habe ſie erkannt."

Sie öffneten ſchnell. Fünf halb erſtarrte Krieger von Raſinski's Regiment umlagerten die Thür. Sie hatten ihren geliebten Führer in der Verwirrung des Gefechts verloren und nun ein Obdach im Flecken geſucht. Doch waren alle Häuſer überfüllt, weil der Marſchall Victor den Flecken ſchon beſetzt hatte, was freilich aus andren Urſachen ein Glück genannt werden mußte, indem ſeine Truppen die von der Weſtſeite eindringenden Ruſſen zurückgeſchlagen hatten. Von Haus zu Haus ſuchend, überall zurückgewieſen, gab ein Offizier den vor Froſt ſchon faſt Umkommenden endlich eine

Spur von Rasinski, den er mit Jaromir und den Übrigen, als ſie den Leichnam Boleslavs trugen, hatte über das Feld gehen ſehen. Seiner Weiſung folgend, erreichten ſie glücklich das kleine Haus, was, wie es oft zu geſchehen pflegt, indem alles nur dem Hauptſtrom der Maſſen folgte, ganz unbemerkt geblieben war.

Die Freude der Rettung ſtralte aus den Augen der Unglücklichen, als ſie in die erwärmten Räume des Gemaches eintraten, und vollends, da ſie ihren Führer, ihre geliebten Offiziere, denn auch Bernhard und Ludwig galten ihnen dafür, erblickten. Dieſe waren eben ſo herzlich froh, einige der verloren geglaubten aufs Neue begrüßen und von dem Verderben erretten zu können.

Mit ſtummem Schmerz überblickte Rasinski dieſe wenigen Getreuen, die ihn umgaben; ſie waren Alles, was er von ſeinem ſtattlichen Regiment heimführte! Und dennoch mußte er dem Schickſal danken, daß es ihm die theuerſten Freunde erhalten hatte. Nur einer war heut als das erſte Opfer gefallen! Er flehte innerlich zu dem Allmächtigen, daß es das letzte ſein möge!

Siebentes Capitel.

Eine nährende Mahlzeit hatte die Ermüdeten erquickt; jetzt überwältigte die Abſpannung des Körpers ſelbſt den tiefſten Schmerz der Seele. Alle ſanken ſie bald in langentbehrten, ſüßen Schlaf, der ſie, faſt dem Tode gleich, in gänzliches Vergeſſen verſenkte.

Der Winter ließ indeſſen von ſeinem Grimm nicht nach, ſondern ſandte ſeine Schrecken in immer wachſendem Maße auf die Gefilde herab. Ein Heil lag in dieſem Unheil; die ſtarren Feſſeln der Kälte, die ſich den Flüchtenden als Schlingen um die Füße legten, lähmten auch die Schritte der Verfolger. Die Schrecken der Natur überboten die des Kampfes ſo gewaltig, daß ſie einen unverabredeten Waffenſtillſtand erzeugten.

Ein tobendes Pochen an der Thür und ein wildes Geſchrei vor derſelben weckte Raſinski aus dem Schlaf. Er fuhr raſch empor, und kriegeriſch gewohnt ſogleich ſeine ganze Beſonnenheit beiſammen zu haben, horchte er, bevor er auf das Anrufen und Sprechen antwortete, ſcharf hin, um zu prüfen, ob Freunde oder Feinde ſich näherten. Bald unterſchied er, daß es Ruſſen waren, die an die Pforte pochten. Er ſah raſch nach der Uhr; die ſechſte Stunde war vorbei. Es mußte draußen noch völlig dunkel ſein. Seine Gefährten ringsumher ſchliefen noch feſt, nur der Wirth fing an zu erwachen, und fragte halb im Schlafe: „Wer da?“

Raſinski ſprang auf, rüttelte ihn vollends wach und raunte ihm leiſe zu: „Du biſt verloren, wenn Du uns mit einer Sylbe verräthſt; laß mich allein handeln.“ Der erſchrockene Alte deutete durch Zeichen an, daß er gehorſam ſein wolle. Raſinski ging hierauf aus dem Gemach gegen die Thür zu und fragte in ruſſiſcher Sprache:

„Wer iſt da!“

„Wir ſind Ruſſen, Freund,“ tönte die Antwort. „Die Kälte bringt uns um, wir haben einen Nachtmarſch gemacht, öffne geſchwind, wir ſind nur wenige!“

„Bei der heiligen Mutter Marie,“ antwortete Raſinski, „ſo ſeid Ihr verloren, wenn ich öffne, denn das Haus iſt ganz voller Franzoſen. Reitet ja eiligſt zurück.“

„Teufel!“ rief es draußen. „Wie viel ſind ihrer?“

„O, ſo viel das Haus faſſen kann. Über funfzig, Herr, und viele Offiziere!“

„So ſchweig bei Deinem Leben. In einer halben Stunde müſſen meine Leute heran ſein. Ich eile ihnen entgegen. Was dieſes Haus an Feinden verbirgt, muß in unſre Hände fallen. — Iſt der Ort auch noch beſetzt?“

„Ich weiß es nicht, Herr! Vielleicht ſind ſie ſchon aufgebrochen!“

„So müſſen wir eilen! In einer halben Stunde ſind wir wieder hier. Halte Deine Gäſte ja ſo lange auf!“

Mit dieſen Worten entfernten ſich die Reiter. Vorſichtig horchte Raſinski, bis der Hufſchlag der Pferde ſich verlor; dann rüttelte er die Freunde aus dem Schlafe auf.

„Was giebt's,“ fuhr Bernhard empor.

„Der Feind iſt uns auf der Ferſe,“ antwortete Raſinski. Eilt, wir müſſen augenblicks fort und hinunter in den Flecken und alles wecken, was noch nicht wach iſt. In einer halben Stunde rücken die Koſacken heran.“

Dieſe Worte brachten die Schlaftrunkenen zur vollſten Beſinnung. Ehe drei Minuten vergingen hatte ſich Alles aufgerafft und war zur Wanderung durch die grimmige Winternacht bereit. Der Wirth mußte herbeiſchaffen, was er von Lebensmitteln und Branntwein beſaß, um es zu theilen und mitzunehmen. Der zitternde Greis ergriff Raſinski's Hand und ſprach: „O, Herr, wie wird mir's ergehen! Wird man mich nicht für einen Verräther halten und Rache an mir nehmen?“

„Nein Alter, gewiß nicht,“ erwiderte Raſinski; „ſprich die volle Wahrheit, ſie wird Dich ſchützen. Doch halt — ich will Dich noch ſicherer ſtellen.“

Er nahm ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb mit Bleiſtift franzöſiſch folgende Worte darauf:

„Herr Kamerad! Es lag nur an uns, Sie zu unſrem Gefangenen zu machen, wenn wir hinterliſtig öffneten. Wir wollten aber nur unſre Rettung; denn die Opfer dieſes Krieges zu mehren, erſcheint nur als Grauſamkeit. Werfen Sie keinen Verdacht auf den greiſen Wirth dieſes Hauſes, denn nicht er, ſondern ein Offizier, der Ihrer Sprache mächtig iſt, ſprach mit Ihnen, während alle Übrigen im tiefſten Schlaf lagen."

Hierauf faltete er den Zettel zuſammen, gab ihm dem Alten und ſprach: „Dieſes Blatt ſichert Dich vollkommen. — Vergiß Deinen Schwur nicht! Beſtatte den Todten, den wir Dir zurücklaſſen. Laß ihn in dem Gewölbe Eurer Kirche beiſetzen. Nimm dieſe Börſe, ſie wird Dir die Mittel dazu und überdies einen reichlichen Lohn gewähren. Vielleicht vergönnt es mir der Friede bald zurückzukehren. Kannſt Du mir dann den Sarg mit dem theuren Leichnam zeigen, ſo ſollſt Du zehnfach ſo viel Gold empfangen. Jetzt leb wohl, Alter! Der Himmel ſegne Dich, wenn Du Dein Verſprechen redlich erfüllſt."

Alle waren bereit; man brach auf, Rafinski ſchritt voran. Schwarze Nacht umhüllte die Erde. Rings eine lautloſe Stille; nur das Kniſtern des Schnees unter den Füßen der Wanderer war zu hören. Niemand ſprach, denn die ſchneidende Kälte machte jeden Athmenzug ſchmerzlich. Das Antlitz ſo dicht als möglich verhüllt und verbunden, ſchritt Jeder, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, in ſtummem Grauen vor ſich hin.

Als ſie an die erſten Hütten des Fleckens kamen, fanden ſie die Thüren offen, die Häuſer leer. Man war ſchon aufgebrochen.

„Es ſcheint, wir ſind allein zurückgeblieben und haben den Feind nahe auf den Ferſen," ſprach Raſinski zu Bernhard. Wir müſſen unſre Schritte beſchleunigen, damit wir jenſeit den Wald erreichen; dort finden wir wohl Schutz genug, ſelbſt wenn der Tag anbricht." — Die eine ruhige Nacht hatte die Kräfte der Wandernden ſo geſtärkt, daß ſie neuen Beſchwerden gewachſen waren. Nur die entſetzliche Kälte packte Diejenigen, deren Kleidung nicht dicht genug war, mit zu mörderiſcher Gewalt an, zumal als ſie jenſeit des Fleckens in freiem Felde eine kleine Anhöhe hinanſtiegen. Bald trafen ſie die Spuren des Heeres; denn der Fuß ſtieß im Finſtern häufig an Leichen, die, zu Stein erſtarrt, mitten im Wege lagen. Mit grauſender Bruſt ſchritten ſie daran vorüber, und Niemand wagte dem Nächſten ſeine Empfindungen zu enthüllen. Doch trug Jeder das bange Gefühl der Angſt in ſich, vielleicht bald ſelbſt erſchöpft auf dieſen unwirthbaren Boden niederzuſinken und in den eiſigen Armen des Winters fürchterlich zu erſtarren.

Raſinski, der dieſe Gegend genau kannte, bog von der großen Straße ab, um Smorgoni auf einem näheren und ſicherern Wege zu erreichen. Zugleich entzog der Wald ſie den Blicken des etwan verfolgenden Feindes. Die Kälte trieb zur möglichſt raſchen Wanderung an, ſo daß man, als die dunkelrothe Scheibe der Sonne am Horizont emporſtieg und ihre erſten Stralen durch die düſtren Gitter der Fichten warf, ſchon eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatte.

Bianca trug die Beſchwerden mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit; man hörte kein Klagelaut, keinen Seufzer von ihr, wiewohl ihr zarter Körperbau unter ſolchen Anſtrengungen erliegen zu müſſen ſchien. Ja ſelbſt ihr Blick wurde nicht traurig und beſorgt, und da ſie das Sprechen vermeiden mußte, ſah ſie doch Bernhard und Ludwig oft mit freund-

lichen Augen an, als wollte ſie ſagen: „Bekümmert Euch nicht um mich; es geht mir wohl.“

Endlich gebot die Erſchöpfung einige Augenblicke der Raſt, ſo gefährlich dieſe bei der Kälte war. Denn ſobald der Schlaf den ermüdeten Körper übermannte, ſtand auch ſchon der Tod lauernd hinter dem ſanfteren Bruder, um das Augenlied, das dieſer milde herabgeſenkt hatte, mit ehrner Hand auf ewig zu ſchließen. Raſinski hieß die Freunde ſich auf einem ſtarken Baumſtamm, der am Wege lag, niederſetzen; er ſelbſt ging auf und nieder und bewachte die ihm Anvertrauten mit ſorgender Treue, damit Keinen der Schlummer überfalle. Dieſen Dienſt leiſteten Alle einander gegenſeitig. So brachten ſie zwei Mittagsſtunden, meiſt ſitzend, und ſomit ruhend zu. Dann ſetzten ſie den Weg fort und erreichten am ſpäten Abend Smorgoni. Die Stadt war voller Truppen, doch Raſinski traf durch einen glücklichen Zufall den Marſchall Ney, der ihm für ſich und die Seinigen ein Obdach verſchaffte und ihn dann ſogleich zu ſich berief.

Nach einer Stunde kam er zurück.

„Um des Himmels Willen, was iſt Dir?“ fragte ihn Bernhard, der ihn noch nie ſo verſtört geſehen hatte.

„Ihr werdet's zeitig genug erfahren,“ erwiderte Raſinski, „bis jetzt iſt es ein Geheimniß.“

Schweigend ſetzte er ſich nieder und ſtützte das Haupt in die Hand. Alle hielten ſich ſtill, Niemand wagte ihn mehr zu fragen; ſie ehrten ſeinen ſtummen Schmerz.

Bernhard beobachtete ihn unvermerkt. Sein dunkles Auge heftete ſich an keinen beſtimmten Gegenſtand; er blickte nur ſtarr vor ſich hin und ſchien die Gegenſtände, auf die es traf, nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit erhob er den Blick gen Himmel, und eine große Thräne drang daraus hervor

und rann über die Wange herab. — Endlich ſtand er auf. Er ſchien den Kampf mit ſeinem Schmerz überſtanden zu haben.

„Und was iſt's denn mehr? — Es mußte ſo ſein! — Er hatte Recht!" — murmelte er vor ſich hin. Dann unterbrach er ſich plötzlich und ſprach freundlich: „Ach Ihr Lieben, hört nicht auf mich — ich bin zerſtreut. Es liegt mir etwas ſchwer im Sinn. Der Schlaf wird Alles verſöhnen."

Mit dieſen Worten hüllte er ſich in den Mantel und legte ſich auf den Boden nieder, wo die Leute ſeines Regiments ſchon ſeit einer Stunde feſt ſchliefen. Jaromir lag in einer andren Ecke des Zimmers. Er hatte ſich, ohne ein einziges Wort laut werden zu laſſen, gleich bei ſeiner Ankunft niedergelegt. Seine Züge glichen denen eines Todten, ſo unbeweglich und gleichgültig erſchienen ſie.

Ludwig, Bianca und Bernhard waren allein noch wach. Sie blickten einander wehmüthig an, aber Keiner wagte es ſeine Beſorgniſſe zu geſtehen. Eine öde Beklommenheit preßte ihnen die Bruſt zuſammen; nur ihre unendliche Liebe leuchtete mit ſanftem Schimmer in dieſe finſtre Nacht hinein und tröſtete das verzagende Herz.

So verſtrich abermals eine Nacht, bis die Dämmerung zu neuen Gefahren und Qualen erweckte. Als ſie zum Aufbruch gerüſtet waren, trat Raſinski unter die Freunde und ſprach: „Jetzt kann ich Euch entdecken, was mich geſtern faſt zermalmte. Der Kaiſer hat das Heer verlaſſen!" — — —

Alle blickten ihn fragend mit vor Schrecken erſtarrten Zügen an.

„Und er that Recht!" fuhr Raſinski fort. Ich war geſtern ſo erſchüttert wie Ihr jetzt, denn ich weiß, daß nur

das unerschöpfliche Zutrauen zu diesem Riesengeiste das Leben in den Trümmern des Heeres erhielt. Aber es mußte sein. Wir können nichts mehr retten als uns selbst; der Kaiser hat größere Aufgaben zu lösen. Paris ist jetzt das Schlachtfeld, wo er gebieten muß. Hier ist Alles verloren, er mußte eilen, dort Alles zu retten. Wir bleiben uns selbst überlassen und wollen uns selbst genügen."

So brachen sie auf.

Achtes Capitel.

Die Sonne senkte sich hinter düstre nebelgraue Gewölke; vereinzelt, langsam, ermattet, wankte eine Schaar bleicher Schattenbilder durch den Schnee. Es schienen Wesen aus einer andren Welt, wohin niemals der freundliche Blick der Sonne gedrungen war. In den hohlen, blutenden Augen wohnte der Jammer; das Gespenst des Hungers grinzte aus eingesunkenen Wangen und verzerrten Lippen; heulend und klappernd schlug der Frost die Zähne gegeneinander, und auf der öden Stirn, in dem irren Blicke ließ sich das Grauen des Wahnsinns spüren. So taumelten die entsetzlichen Gestalten betäubt, bewußtlos durcheinander hin, und wo noch ein fühlendes Wesen unter ihnen wandelte, das wurde übersättigt mit dem Grausen rings umher, bis der Schauder jeden Nerv abgestumpft hatte, oder das Gespenst des Wahnsinns endlich doch die Übermacht gewann und mit langsamen Qualen den vergeblich abwehrenden Geist mit seinen schauerlichen Fesseln umgab.

Bianca hatte den Schleier über ihr Antlitz gezogen, und verhüllte ſich ſo die Gemälde des Entſetzens um ſie her. Bernhard und Ludwig gingen ihr zur Seite, ſie trugen abwechſelnd das Kind in eine große Decke gehüllt auf dem Rücken, denn die erſtarrten Arme vermochten es nicht mehr zu umfaſſen. Das kleine Weſen allein weilte wie ein ahnungsloſer Engel unter dieſen Schreckengeſtalten; die Kälte ermüdete es ſo daß es meiſt in Schlaf ſank, aber ohne zu erſtarren, denn Bianca's Liebe hatte es in undurchdringliche Hüllen geborgen.

Raſinski ſchritt voran mit Jaromir, der, ſchwach und ſchwankend, der Stütze bedurfte; der edle, väterliche Freund leitete den Jüngling mit unermüdlicher Sorge. Sein Zuſtand flößte ſelbſt inmitten dieſes allgemeinen Jammers ein tiefes Erbarmen ein. Denn der innere Gram erfüllte ihn ſo mit bittren Schmerzen, daß er die äußeren Qualen faſt bewußtlos ertrug.

Er ſprach nicht; nur ein leiſer, banger Seufzer entſchwebte von Zeit zu Zeit ſeinen Lippen.

So lange das Licht, dieſe Bürgſchaft der ewigen Gnade, den Luftkreis erfüllte, hielten ſich die Hoffnungen noch aufrecht. Aber ſo bald die Nacht herabſank und ſich finſter über die erſtarrte Erde lagerte, ſchwand der letzte glimmende Funke des Muthes aus der Bruſt, und ein banges Verzagen beugte auch die Stärkſten.

Nun war die Sonne verſchwunden; die Dämmerung begann; der Weg ſenkte ſich in die ungemeſſenen Tiefen eines düſtren Waldes; keine Hoffnung mehr auf ein ſchirmendes Obdach. Wie finſtre Rieſen ſtiegen die mächtigen Fichten am Wege auf, und ſtreckten ihre ſchwarzen Arme ſchauerlich überhin. Das dichte Geflecht ihrer Zweige verbarg jeden Schimmer des Himmels; ſie ſchienen ein ungeheures Gruft-

gewölbe zu bauen, das Raum für viele Tausende bot. Vergeblich spähte der Blick das Ende der Waldung zu ermessen, ob nicht hinter ihrem düstren Reich eine wirthliche Hütte der Menschen sich aufthue, um den Ermatteten Rast und Obdach zu bieten. An diesen langsam sterbenden Flämmchen der Hoffnung schleppten sich die Qualbelasteten Schritt vor Schritt weiter, bis die letzten Kräften versagten. Dann taumelten sie, der Fuß glitt aus auf dem glatten Spiegel der Eisrinde, sie stürzten zusammen, oder sanken ermattet in die Knice. Vergeblich streckten sie die Arme noch einmal zu den vorüberschwankenden Unglücksgefährten aus, kein Ohr vernahm mehr die Stimme des flehenden Jammers. Der Winter umschlang seine Opfer mit kalten Armen, und hauchte sie mit eisigem Todesathem an; das Blut erstarrte in den Adern, langsam drang der versteinernde Tod bis an das Herz; jetzt hatte er es erreicht, es hörte auf zu schlagen, die Marter war geendet, das Haupt sank vorwärts, ein dunkler Blutstrom stürzte aus dem Munde hervor, und mit ihm war die letzte Lebensspur entflohen.

Die Hoffnung, ein Obdach zu gewinnen, wurde endlich von Allen aufgegeben; es blieb keine Wahl mehr, man mußte sich dem heißhungrigen Raubthier der Kälte ohne Schutz und Schirm Preis geben. Viele Schaaren machten auf Befehl der Führer Halt, und richteten sich zum Bivouac ein.

Bernhard ließ denselben Wunsch laut werden, doch Rasinski munterte ihn auf, den Weg noch einige Zeit fortzusetzen. Gewohnt dem Führer zu vertrauen, folgten Alle seinem Rath. Plötzlich stand Rasinski still. „Jetzt haltet an meine Freunde," sprach er, „hier wollen wir Feuer anzuzünden suchen, und sehen, ob wir diese entsetzenvolle Nacht überdauern."

„Gut denn," sprach Bernhard so entschlossen er ver-

mochte, um Bianca's erſterbenden Muth neu zu beleben, „vielleicht gelingt es uns das grimmige Scheuſal zu verjagen, das uns die kalten Zähne ſchon an die Bruſt ſetzt. Wölfe flüchten ja vor den Flammen, laßt ſehen, ob dieſes Ungethüm nicht zum Weichen zu bringen iſt.“

Raſinski hatte ſelbſt in dieſer verzweifelndſten Lage weder den ſcharfen Blick der mitten im Drange der Gefahren alle Rettungswege erſpäht, noch die entſchiedene Kraft verloren, die mit feſter Hand dem brauſenden Geſpann des Verderbens in die Zügel fällt, und es auch denn noch zu lenken und zu bändigen verſucht, wo es ſchon mit uns in den Abgrund zu ſtürzen droht.

Darum war er bis jetzt, trotz der äußerſten Erſchöpfung weiter gewandert; denn er ſpähte nach einer Stelle, wo das Anlegen der Feuer ausführbar war. Überall traf er nur ſtarkſtämmiges, hochgewachſenes, oder ganz junges Holz. Wie ſollte das zu fällen oder in Brand zu ſetzen ſein? Wer beſaß noch die Kräfte eine hohe Fichte hinanzuſteigen, und droben mit dem ſtumpfen Säbel oder Beil Zweige abzuhauen? Zudem war der Boden überall hoch mit Schnee bedeckt, ſo daß, wenn man die Feuer drauf anzündete, alles ringsum ſchmelzen, und das Lagern unmöglich machen mußte. Hier aber hatte ſein unabläſſiges und umherſpähendes Auge zwei verdorrte Stämme entdeckt, deren einer halb eingebrochen gegen einen umgehauenen Nachbarſtamm gelehnt war. Dieſe konnte man fällen, dieſe in Brand ſetzen, und alsdann war in den hochlodernden Flammen auch jüngeres Holz zu nutzen. Auch hatte er ſein Augenmerk auf einen ſteilen Erdabſturz von einigen Fuß Höhe gerichtet, vor welchem kein Schnee lag, weil der Wind ihn im Fallen ſchräg über den Abſatz hingejagt hatte. War es möglich die Nacht zu überdauern, ſo konnte es am ſicherſten hier geſchehen.

Eilig hieß er daher die Leute von jener Stelle und jenen Bäumen Besitz nehmen, und war der Erste, der selbst Hand anlegte.

Bernhard, der, seit jener Sergeant ihn angefallen hatte, wieder Waffen trug, eilte mit einem breiten Hirschfänger zum Holzfällen heran. Ludwig war beschäftigt den Schnee noch weiter hinweg zu räumen, so daß man einen freien Lagerplatz gewann. Rasinski brach mit Jaromir, der ungeheißen aber stumm alles mit that, die dünnen Zweige von den Stämmen. Die vereinte Thätigkeit so vieler Wackern erreichte in wenigen Minuten das Ziel. Eine helle Flamme loderte auf; der Boden wurde mit frischen Fichtenzweigen zur Lagerstatt bedeckt, die man dicht unter dem Abhang anlegte um gegen den Sturm gedeckt zu sein; man schickte sich an, die sorgsam aufgesparten Nahrungsmittel zu bereiten.

Die erwärmende Flamme flößte neues Leben in die erstarrten Glieder; die erschöpft geglaubte Kraft kehrte nach dem Genuß einiger Speise wieder zurück. Fast mit Erstaunen empfanden sie Alle, daß die Natur noch nicht unterliege, und ein neuer Lichtblick der Hoffnung dämmerte ihnen auf.

Das lodernde Feuer hatte bald auch fremde, einzeln wandernde Krieger herangezogen; im dichten Kreise lagerten sie sich umher, so nahe wie die Gluth es zuließ. Es schien als könnten sie sich nach der langen Entbehrung nicht ersättigen in dem Gefühl lebenerzeugender Wärme. Doch der Andrang der heranschwankenden Unglücklichen wurde immer größer. Schon gebrach es an Raum, und wollte man einen neuen Gefährten aufnehmen, so mußte ein bereits gelagerter es mit dem Opfer erkaufen, die eigne Lage zu verschlimmern. Aber es war nicht mehr die Zeit wo einer für den andern mit menschlicher Bereitwilligkeit einen Theil seiner

Vortheile aufgab, um ihn vom Verderben zu retten. Das Bedürfniß war zu dringend geworden, die Grenze zwiſchen Leben und Tod zu ſchmal. Die kleinſte Nachgiebigkeit konnte ſo von der Flamme entfernen, das man hinterrücks von den kalten Tatzen des in der Finſterniß lauernden Ungeheuers der Kälte gepackt würde. Darum gab es nur für Einen Raum; wer ihn abtrat mußte ſelbſt verderben. Es war ein grauſes Würfelſpiel des Zufalls um Rettung oder Vernichtung. Hagere Schattenbilder ſchwankten aus dem Dunkel das den Feuerkreis umgab, heran, und erſchienen wie gräßliche Geſpenſter in dem düſterrothen Glanze der Flammen; vom bewußtloſen Trieb der Erhaltung geſpornt, wollten ſie ſich in den Kreis der Gelagerten eindrängen, doch ſie wurden grauſam unerbittlich zurückgewieſen. Die Angſt erzeugte eine ohnmächtige Wuth; ſie verſuchten ihre Kameraden bei den Schultern, bei den Haaren zurückzureißen, doch dieſe ſetzten ſich mit verzweifelndem Grimm zur Wehr, und trieben die Elenden mit den Waffen zurück.

Dieſe letzte Anſtrengung der Todesangſt, hat die Kräfte der Hülfloſen bald erſchöpft; jammernd werfen ſie ſich auf die Kniee und flehen ihre Brüder um Rettung an. Vergebens! Menſchen und Himmel bleiben gleich taub gegen den herzzerreißenden Ruf um Erbarmen. Im verzweifelnden Kampfe des Todes ſtürzen die Unſeligen zu Boden, ihr lauter Jammerton verliert ſich in ein leiſes Ächzen und Wimmern, und bald zeigt das Verſtummen ihrer letzten Seufzer an, daß der ſtarre Tod ihre Qualen geendet hat. So bildet ſich ein ſchauderhafter Kreis von Leichen um den der Lebenden.

Bianca's zu weiches Herz hätte dieſen Foltern nicht widerſtanden; ihre Milde würde ſich ſo lange ſelbſt geopfert haben, bis das Verderben ihr eigenes Haupt ereilte. Doch über ihr waltete die Gnade des Erbarmers; noch ehe das

Geäßliche ſich an ihrer Seite begab, hatte tiefer, todtenähnlicher Schlaf eine Binde um ihr Auge gelegt, daß ſie das Schauſpiel des Entſetzens nicht ſah; die dämmernde Hülle des Vergeſſens umwob ihre Seele mit tiefen Schleiern. Es war das ſüßeſte Labſal, welches die Hand der Gnade an dieſer grauenvollen Stätte reichen konnte.

Ludwig und Bernhard ruhten zur Seite der Schlummernden und ſchützten ſie durch ihre Nähe. Gegen Bernhards Bruſt hatte ſich Jaromir ängſtlich ſchauernd gedrückt; ein innerer Froſt ſchien ihn fieberartig zu ſchütteln, denn der Gewalt des Winters hatte ſein jugendlicher Körper bisher ausdauernder getrotzt, als irgend einer der Gefährten; doch jetzt brach er ſogar ſein tiefes, beängſtigendes Schweigen und fing, was in ſeiner Art nicht lag, bitterlich an zu klagen. „Mich friert, Bernhard, die Kälte umſchleicht mir lauernd das Herz. Ach, laß mich an Deiner Bruſt ruhen! — Und hier, hier glüht es wie Feuer!“ Dabei ſtreifte er ſich mit der Hand ſchwer über die Stirn als wolle er den brennenden Schmerz lindern.

Mit tiefſtem Erbarmen blickte Bernhard ihn an, denn das Auge des Jünglings irrte unſtät umher und verrieth die Verwirrung ſeines einſt ſo hellen Geiſtes. Die ſtumpfe Betäubung deſſelben, welche die Freunde bisher mit banger Sorge beobachtet hatten, ging nun in eine wilde ängſtigende Aufregung über, deren zerſtörendes Gift die Keime des Lebens ſchnell vernichten mußte. Nur Schlummer, tiefer erquickender Schlummer konnte Rettung bringen, doch ſchien es als ob ſein milderndes Öl gegen die aufgeſtürmten Wogen der qualbeladenen Seele nichts mehr vermöchte. Denn der Schlaf, der nach dieſer ungeheuren Anſtrengung jedes Haupt mit bleierner Laſt zu Boden drückte, ſobald die Anſpannung des Willens nur einen Augenblick nachließ, gaukelte um den

Ermatteten nur wie ein geſcheuchter Nachtſchmetterling und ſenkte die ſanften Schwingen nicht herab.

„Komm, komm," ſprach Bernhard mit dem ganzen Ausdrucke der Liebe, „laß Dein heißes Haupt hier an meiner Bruſt ruhen, der Schlaf wird es bald kühlen. Trinke mit uns dieſe Fluth des Lethe, damit wir vergeſſen, was ringsum geſchieht. Alles vergeſſen, iſt ja das Beſte was wir hier von den Göttern erbitten können! Komm, komm, ſchlafe mein Bruder!"

„Ja, vergeſſen!" ſeufzte Jaromir ſchwer, indem er ſich ſchauernd an den Freund drängte; er umklammerte ihn feſter mit ſeinen Armen und drückte das Haupt gegen ſeine Bruſt. Bernhard fühlte, wie der Unglückſelige fieberhaft zitterte und ſchloß ihn mit Freundesangſt und Liebe an ſein Herz. „Nur dieſes eine Leben," flehte er innerlich, „erhalte uns Allmächtiger; die Wunde würde das ſchönſte Herz zu grauſam durchſchneiden!"

Doch die Erſchöpfung ließ den Geſunden nicht lange wach; wenige Augenblicke und er lag feſt umwunden von den Armen des Schlafes und wußte nicht mehr ob ein Freund an ſeiner Bruſt, eine Schweſter ihm zur Seite ruhe.

Raſinski allein ſaß wachend in dem Kreiſe, über dem jetzo eine tiefe grauenvolle Stille waltete. Regungslos als hätte der ſtarre Tod ſie hingeſtreckt, waren die Gefährten umher gelagert; der düſtre Schimmer der Gluth beleuchtete die von ſeltſam abenteuerlicher Tracht umhüllten Geſtalten. Immer zuerſt für Andere ſorgend, hatte Raſinski es auch zuerſt übernommen, des Feuers zu wahren. Er ſchürte die Gluth, daß die Funken in langer Garbe aufſprühten und warf friſches Holz hinein, junge Tannenzweige, von denen eine ſchwarze Rauchſäule düſter empor wirbelte und über die Häupter der Schlummernden hinwegzog. Finſter blickend,

den Arm auf das gebogene Knie, das Haupt in die Hand geſtützt, ſaß der heldenmüthige Mann, und ſchwere Gedanken zogen durch ſeine Seele. Er überblickte den Lauf ſeines Lebens. Was war es geweſen? Schmerz und Qual, heißes Sehnen, Streben und Drängen, Arbeit und Mühen, Wagniß und Gefahren — und nirgend Lohn, als das Zeugniß der Ehre und des Rechts in der eignen Bruſt. Von Jugend auf der Gram und die nagende Erbitterung um das in Schmach und Unheil geſtürzte Vaterland; ſeit dem Jünglingsalter in die wilden Strudel der Weltgeſchicke geſchleudert; fortgetrieben auf dem Strome des Lebens an den grünen Ufern vorbei, ohne Friſt zum Landen und Verweilen, kaum durch den fernen Gruß einer holden, winkenden Geſtalt erquickt; jedes freundliche Bild des lächelnden Glücks raſch durch rauhe Stürme verweht — was hatte dieſe Bruſt geduldet und getragen!

„Hm, Hm," murmelte er vor ſich hin, „was willſt Du denn? Hat nicht die glänzende Sonne der Ehre Deinem Leben von Jugend auf geſtralt? — Ach, ſie iſt keine Sonne, nur ein Stern der auf dunklem Nachthimmel glänzt, aber dieſe trauliche Wohnſtätte der Erde nicht erleuchtet, nicht erwärmt! Durch! Vorwärts! Empor die Stirn! Haſt du Schickſal meine Bruſt mit deinem ehernen Harniſch umgeben, daß ſie nie berührt werden konnte von der weichen Umarmung der Liebe und des Friedens, ſo ſei ſie wenigſtens gewaffnet für den Kampf, und der ſcharfe Pfeil pralle eben ſo machtlos zurück. Ich fordere dich heraus, häufe deine Schrecken, deine Qualen! Die Stunde wird kommen, wo Du mir obſiegſt, aber niemals die, wo ich mein Haupt verzagend vor deinem drohenden Arm verberge."

Er richtete ſich auf; ſelbſt als der Muth der Stärkſten

brach, erwachte in ihm das ſtolze Bewußtſein edler Kraft, und er zeigte dem Schickſal ein trotzendes Antlitz.

Schweigend, aufmerkend, wachſam ſaß er vor der Flamme; den Schlaf ſcheuchte ſein mächtiger Wille, denn er hüthete das theure Leben der Freunde.

Neuntes Capitel.

Die Stunde war vorüber, da rüttelte er Jaromir auf. „Nun iſt's an Dir zu wachen; vermagſt Du's aber auch? Du ſcheinſt krank, denn Du lagſt nur im unruhigen Halbſchlaf, während die Anderen regungslos von ſeinen bleiernen Banden gefeſſelt ſind.“

Das Gefühl für kriegeriſche Pflichten hatte Jaromir noch nicht verloren; hier gehorchte er pünktlich und wußte ſich aus Gewohnheit der Ehre zuſammenzuraffen. Darum antwortete er ſchnell: „Ich bin wach, lege Du Dich jetzt nieder, kein Schlaf ſoll auf meine Augen ſinken!“

Raſinski war beruhigt, als er die entſchloſſene Mine Jaromirs ſah, auf den er ſich ſonſt unbedingt verlaſſen konnte. Er wickelte ſich daher feſter in den Mantel ein und lehnte ſich zurück um der Ruhe zu genießen.

Jaromir nahm einen langen Stab von Fichtenholz und ſchürte die Flammen. Alles war todtenſtill umher, kein Fuß rührte ſich, kein Laut wurde hörbar.

„Es iſt doch kalt,“ ſprach der Einſame vor ſich hin und ſtarrte in die Gluth. Ein Schauer ſchüttelte ihn. — Im Nacken fühlte er die eiſige Hand des Winters, während ihm

die Flamme das Angeſicht faſt verſengte. Doch mehr als dieſe zwiefache Marter, peinigten ihn die Nattern in ſeiner Bruſt. Noch war die Klarheit ſeines Geiſtes nicht entwichen, denn er empfand noch mit ahnungsvollem Grauen, wie ſich düſtre Wolken des Wahns im wechſelnden Vorüberziehen vor die reine Sonne des Bewußtſeins wälzten. „Ich weiß nicht," dachte er, „träume ich mehr im Wachen, oder wache ich mehr im Traume. Ich fühle kaum einen Unterſchied zwiſchen Schlaf und Wachen; es wälzt ſich wie ein langſam kreiſender Nebel um mich her. — Wie ruhig dieſe Alle ſchlafen!"

Seine Blicke weilten auf dem Antlitz der Freunde. „Ja, ſie ſchlafen feſt, ſie träumen wohl gar ſüß! Ach! Wer alle Qual ſo verträumen könnte! Wer nie, nie wieder erwachte!" Es überkam ihn wie übermannender Schwindel; er mußte die ganze Gewalt ſeines Willens, den ſcharfen Stachel ſeines Ehrgefühls zu Hülfe nehmen, um nicht betäubt zurückzuſinken.

Plötzlich hörte er ganz in der Nähe, aber aus dem unbeſtimmten Raume des Dunkels, laut auflachen.

Als ſchlüge ein kalter Blitz des Entſetzens in ſeine Bruſt, ſo zuckte er bei dieſem Tone zuſammen, der in dieſer grauſen Umgebung, wie die frechſte Gotteslästerung klang.

„Wer da?" wollte er laut anrufen, aber die Stimme erſtarb ihn auf der Lippe und ſein Auge ſuchte unſtät ſtarrend in der Finſterniß den böſen Geiſt des Abgrunds, der hier lauern mußte.

Da trat aus dem Schattenkreis der Nacht eine grauſenhafte Geſtalt in den Glanz des Feuers. Es war ein rieſengroßer Cuiraſſier, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, das Haupt unter dem Helm mit einem blutigen Tuche umwun-

den; er trug einen jungen Fichtenbaum als langen Wanderſtab in der Hand.

„Guten Abend," ſprach er mit hohler Stimme herüber zu Jaromir, „guten Abend, Kamerad! Hier gehts luſtig zu!"

„Was willſt Du?" rief Jaromir entſetzt, „hebe Dich hinweg, Du Ungethüm!"

Der Cuiraſſier ſtarrte ihn aus hohlen Augen an, verzerrte den Mund zu einen fürchterlichen Grinſen und fletſchte wie ein ergrimmtes Thier die Zähne.

„Ha, ha, ha!" lachte er gellend auf. „Schlaft Ihr ſo feſt! Ihr Faullenzer!" dabei ſtampfte er mit dem Fuß auf den Leichnam eines Erſtarrten auf dem er ſtand. „Wacht auf! Kommt mit mir!"

Einen Augenblick ſtand er wie lauſchend; dann taumelte er mit mühſamen Schritten näher und wankte auf das Feuer zu.

„Zurück," rief Jaromir. Zurück, oder ich ſchieße Dich nieder." Er zog das Piſtol, hielt es aber in zitternder Hand und vermochte nicht es zu erheben.

Der Wahnwitzige ſtarrte ihn mit ſtumpfer Gleichgültigkeit an; bald zuckte ein wildes Lachen, bald der Ausdruck des tiefſten Elends über ſeine eingefallnen Züge. Jaromir — das Entſetzen lähmte ihm jede Muskel — hing ſprachlos, bleich, mit unverwandten Blicken an der Geſtalt. Sie ſtand groß aufgerichtet, ſtreckte die hageren Arme unter dem Mantel hervor und machte ſeltſame Bewegungen.

„Was willſt Du, gräßlicher Unhold," fragte er endlich mit halb verſagender Stimme, ſchon ſelbſt betäubt und irr.

„Hu, mich friert!" heulte der Raſende und ſchüttelte ſich. Dann griff er wie ein ſpielendes Kind nach der Flamme und wankte ihr näher und näher, bis er dicht am Kreiſe der Schlafenden ſtand über die er beide Arme weit hinausſtreckte.

Erſt jetzt ſchien er die Wärme der Gluth zu empfinden. Ein leiſes Wimmern entſtieg ſeiner Bruſt, dann rief er plötzlich, halb lachend, halb jammernd: „Zu Bett! Ins warme Bett!“ warf ſeinen Fichtenſtab weit weg, taumelte vorwärts über die Gelagerten hin und ſtürzte ſich in raſender Verblendung mitten in die Gluth.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie Jaromir, dem das Entſetzen das Haar emporſträubte, laut auf und packte Raſinski, mit krampfhafter Gewalt aufrüttelnd, an.

Dieſer fuhr empor: „Was giebts!“

„Da! da!“ ſtammelte Jaromir mühſam, und deutete auf die Flammen in denen ſich der Unglückſelige in gräßlichen Verzuckungen laut aufheulend, wälzte.

„Raſinski ahnte mehr, als er begriff, was vorging; raſch entſchloſſen ſprang er auf um den Unglücklichen zu retten. Doch es war zu ſpät. Schon hatte die Gluth ihn erſtickt; er lag regungslos, die Flamme leckte gierig um ſeine Glieder, und ein dichter, verpeſteter Qualm dampfte in ſchweren Gewölken empor.

Schaudernd trat Raſinski zurück und wandte ſein Antlitz ab, um ſeine Erſchütterung zu verbergen; da ſah er, daß rings im Kreiſe alles im todtenähnlichen Schlafe lag. Keiner war erwacht von dem ſchaudervollen Ereigniſſe das in der Mitte ſo vieler Lebenden vorging! —

Doch regte ſich eine Geſtalt, es war Bianca. Das gräßliche Geheul des Verbrennenden hatte im Schlummer ihr Ohr getroffen und ihre Seele mit einem ungewiſſen Grauſen erfüllt. In der Ahnung, daß etwas Entſetzliches vorgehe, entrang ſie ſich mühſam den ſchweren Feſſeln des Schlafes und richtete ſich angſtvoll umherblickend auf. Da fiel ihr Auge auf Jaromir, der bleich, zitternd, betäubt, noch immer in die Flamme ſtarrte. Mitleidig wandte das ſchöne

Herz ſich zu dem Unglücklichen, denn ſie ahnte nicht den Zuſammenhang, ſondern glaubte, der Wahn, deſſen unheimliche Vorzeichen ihn ſeit dieſen letzten Tagen ſchon mehrfach angetreten hatte, habe ſich nun ganz ſeiner bemächtigt.

„Lieber Jaromir!“ redete ſie ihm mit innigſtem Tone der Liebe beſänftigend an und legte die Hand auf ſeine Schulter.

Er ſah ſich befremdet um und ſchien wie aus einem Traume zu erwachen. — „Ach!“ ſeufzte er leiſe aus tiefſter Bruſt und ein ſeltſam wehmüthiges Lächeln ſchwebte über ſeine Lippen.

„Es iſt nichts, Bianca,“ ſprach Raſinski raſch hinzutretend; er wollte es vermeiden, daß ſie erfahre, was geſchehen war. „Schlummere nur weiter, wir wachen ſchon für Dich, Liebe!“

„Ach, Lodoiska! Haſt Du mir endlich vergeben —“ rief Jaromir plötzlich, und ſeine Stimme brach in ein lautes Weinen aus und er drückte das Haupt auf Biancas Hand und überſtrömte ſie mit Thränen.

„Heiliger Gott was iſt das!“ rief dieſe bebend, wagte aber nicht die Hand zurückzuziehen.

„Beſinne Dich, Jaromir!“ redete Raſinski ihn ernſt an und wollte ihm aufrichten. „Beſinne Dich, raffe Deine Kraft zuſammen und erkenne wo Du biſt.“

„Ach, Raſinski, ſie vergiebt mir,“ rief der Jüngling aus und ſank dem väterlichen Freunde an das Herz; „ſie iſt eine Heilige, ſie zürnt nicht mehr! Um meines ſterbenden Boleslavs Willen hat ſie mir vergeben! Nicht wahr? O Du nimmſt es nicht zurück. Ich bin Deiner nicht mehr werth — aber ich kann es ja nicht ertragen ohne Dich zu leben. Komm nun wieder an meine Bruſt!“ Er faltete die Hände und ſah Bianca mit flehenden Blicken an; große Thränen

rollten ihm die bleichen Wangen herab, aber doch überwehte ein leichter, fliegender Rosenschimmer der Freude sein Antlitz.

„Ich bin ja nicht Lodoiska," erwiderte Bianca mit vergeblich bekämpfter Rührung und suchte die Hände des Unglücklichen sanft zu lösen.

„Du bist es nicht?" rief er plötzlich mit verstörtem Ausdrucke, „Du willst es nicht sein — Du hassest mich, Du verachtest mich! — Ach, nun ist Alles vorbei!

Verzweifelnd warf er sich wieder an Rasinski's Brust und wollte die Arme um seinen Nacken schlingen; doch die Kraft fehlte ihm, er sank bewußtlos zurück.

„Auch das will noch getragen sein!" rief Rasinski aus, und beugte sich über den bleichen Jüngling. Bianca wollte in ihrer Angst Bernhard und Ludwig wecken, doch Rasinski hinderte es. „Was können sie uns helfen," sprach er düster aber fest, „warum sollen noch Andere als wir diese Qual tragen. Es ist vielleicht bald vorüber!"

„O, entsetzlicher Trost," rief Bianca und rang die Hände. „Nein, nein, das verhängt der Allgütige nicht über uns. Das Maaß ist überfüllt, es kann nicht sein, es kann nicht!"

„Bete Du zu ihm, reines Herz," sprach Rasinski düster, „ich kann nur handeln und Dein Flehen ist mehr als mein Thun!"

Bianca gehorchte Rasinski's Worten mit demüthiger Ergebung vor dem Allmächtigen. Sie kniete nieder und flehte aus inbrünstigstem Herzen, um Rettung für den Unglücklichen. Doch ihre Brust wollte sich nicht erleichtern, die Angst blieb lastend auf ihrer Seele.

Rasinski hatte dem Ohnmächtigen die Schläfe mit Schnee gerieben. Er schlug endlich das Auge auf, blickte aber unstät und fremd umher. „Was nehmt Ihr mich aus dem Grabe?" fragte er dumpf; „es war so still und kühl da

unten. — Ach, ich ſehe, die Sonne geht prächtig auf und funkelt in die Gruft. Sie iſt ſchön!"

Er ſtarrte unbeweglich in die Flamme. Plötzlich riß er ſich mit überwältigender Kraft aus Raſinski's Arm, ſprang auf und rief: „Das iſt der brennende Höllenpfuhl! Da ſtürzen mich die Finſtern hinein! Schnell, ſchnell!" Und mit furchtbarer Miene wollte er vorwärts in die Flamme. Raſinski umſchlang ihn mit der Gewalt der Angſt, Bianca warf ſich ihm zu Füßen und umklammerte ſeine Kniee. „Hülfe, Hülfe, Bruder, Ludwig," rief ſie mit äußerſter Anſtrengung, da ſie beide den Raſenden nicht mehr zu bändigen vermochten. Von dieſer Stimme aus dem tiefen Schlaf geweckt, ſprang Ludwig empor.

„Himmel, was geſchieht?" rief er aus, als er Jaromir im Kampf mit Raſinski und Bianca ſah; zugleich erwachte Bernhard und ſprang ebenfalls auf. Es war die höchſte Zeit, denn Raſinski vermochte mit ſeiner vollen Mannskraft den Unglückſeligen, der ſich mit Gewalt in die Flamme ſtürzen wollte, nicht mehr zu halten. „Helft Freunde," rief er, „helft mir ihn bändigen, ſonſt iſt er verloren."

Ohne zu wiſſen, was vorging, eilten Bernhard und Ludwig zu Raſinski's Hülfe herbei. Als ſie Jaromirs entſtellte Züge ſahen, ahnten ſie freilich, was geſchehen ſein mochte.

„O, ich habe es längſt gefürchtet," ſeufzte Bernhard aus tiefſter Bruſt; „ihm lag zu viel auf der Seele, er konnte es nicht überdauern."

Nach der übermäßigen Anſpannung der Kräfte folgte eine eben ſo raſche Erſchlaffung. Die Arme ſanken dem Unglücklichen matt herab, die Kniee brachen unter ihm zuſammen. Da ſchien es, als ob folternde Schmerzen in ihm wütheten, denn er brach in ein lautes, herzzerreißendes Jammern aus. Dieſe Töne, ſo wie die Unruhe des ganzen Auftritts, hatten

endlich alle Schläfer ringsum geweckt. Sie richteten sich auf, blickten Anfangs verstört, dann unwillig über die Störung umher; es entstand ein dumpfes Murmeln, das von Minute zu Minute wuchs. Sie fingen an auf den Unglücklichen zu deuten, und eine dunkle Vorstellung, als bringe er ihnen Gefahr oder Verderben, bemächtigte sich ihrer Seele.

„Wer ist der Rasende, was will er?“ rief endlich ein bärtiger Grenadier voller Ingrimm. „Was raubt er uns die kostbaren Minuten des Schlafes! Werft ihn hinaus aus dem Kreise, er mag erfrieren, wenn er uns stört!“

„Werft ihn hinaus, hinaus!“ ertönte beistimmend der tobende Ruf der Erwachten, und mehrere sprangen auf, um die grausame That sogleich zu vollführen.

Bianca that einen lauten Schrei des Schreckens, Ludwig fing die Sinkende in seinem rechten Arme auf, und wehrte einen wild Andringenden mit der Linken ab.

Rasinski, der die Größe der Gefahr sogleich übersah, ließ Jaromir in Bernhards Arme, und sprang mit funkelndem Auge mitten in den Kreis. Schnell entschlossen riß er einen halb brennenden Ast aus dem Feuer, schwang ihn hoch über dem Haupt, und rief mit seiner Löwenstimme, die selbst in den Donnern der Schlacht mächtig herrschte: „Zurück, Elende! Wer einen Schritt vorwärts wagt, dem zerschmettert dieser glühende Stamm das Haupt!“

Die Erbitterten hemmten betroffen und staunend ihre Schritte; die geistige Übermacht Rasinski's hielt sie gefesselt. Nur jener bärtige Krieger riß den Säbel heraus und schrie wüthend. „Wie, Ihr Memmen, fürchtet Ihr Euch Alle vor einem Einzigen! Vorwärts! Nieder mit den polnischen Hunden!“

„Raubthier Du!“ donnerte Rasinski ihm entgegen, und sprang wie ein gereizter Löwe auf den Wüthenden zu. „Zu

Boden mit Dir, entmenſchtes Ungeheuer!“ Zugleich packte er ihn mit kräftiger Gewandtheit im Gelenk der gehobenen Fauſt, ſo daß er ſeine Waffe nicht zu brauchen vermochte, und ſchlug ihm mit dem brennenden Aſt über den Kopf, daß er zerſplitterte und Kohlen und Funken rings umher ſtoben. Doch der Schlag war durch die dichte Bärmütze entkräftet und hatte nur den Zorn des Erbitterten bis zur ſchäumenden Wuth geſteigert. Gebaut wie ein Athlet, an Größe ſeinen Gegner um die Hälfte des Hauptes überragend, ließ er den Säbel fallen und warf ſich ringend über Raſinski her, um ihn in die Flamme zu werfen. Dieſer kämpfte nur einen Augenblick mit ihm; da glitt er aus, ſchwankte, ſank in die Kniee. Er war verloren! Ein ruchloſes Ungeheuer drohte das edelſte Heldenleben mit roher Übermacht zu zerſtören! Da ſprang Ludwig mit Blitzesſchnelle ihm zu Hülfe, umſchlang den Wüthenden von hinten her und riß ihn zurück, ſo daß er mit ihm zu Boden ſtürzte. Raſinski raffte den entfallenen Säbel auf, riß dem Niedergeſtürzten mit der Linken die Bärmütze vom Haupt und führte mit der Rechten einen Hieb auf ſeine Stirn, der ihm den Schädel mitten entzwei ſpaltete. Wie ein König, gebietend, ſtolz, richtete er ſich jetzt empor und trat mit Majeſtät unter die Staunenden und Erſchreckten. „Werft den Leichnam in den Schnee,“ gebot er, „lagert Euch wieder und ſchlaft. Es kümmere Euch nicht mehr, als ob ich einen Wolf erſchlagen hätte.“

Als bedürfe er ihrer nicht, warf er die Waffe verächtlich von ſich, nur durch ſeine erhabenere Seele die Menge beherrſchend. Es wagte Niemand ſich zu regen; ſondern gehorſam packten Zwei den blutenden Körper des Gefallenen, trugen ihn einige Schritte weit und warfen ihn auf den Boden.

Rasinski ging, denn der Zorn wogte bei ihm nach wie die See nach dem Sturme, einige Augenblicke auf und nieder, ohne selbst der Freunde zu gewahren. Dann wurde er plötzlich ruhig und milder, reichte dem mit Blut bespritzten Ludwig, der Bianca mit sanften Liebesarmen umfangen hielt, die Hand und sprach: „Du bist mein Retter! Siehst Du, das hat der Krieg selbst in dieser grausenden Gestalt noch schönes vor dem flachen Leben der Alltage voraus, daß er uns jede Stunde Gelegenheit zu größerem Diensten der Freundschaft und der Liebe bereitet, als ein Menschenalter des schläfrigen Friedens. Du Wackerer! — Aber lagert Euch wieder, Freunde; es ist nichts als ein Todter mehr unter den Legionen, die um uns erstarrt sind. Ein Krämerhandel gegen den Welthandel des Geschicks!"

Sein Auge wandte sich wieder auf Jaromir; er schien in Ermattung oder Schlummer gesunken und fest mit dem blonden Lockenhaupt an Bernhards Brust gelehnt. In den stillen, bleichen Zügen lag ein namenloser Schmerz, den kein Lächeln mit einem milden Schleier bedeckte.

„Laß uns ihn in unsre Mitte nehmen, Bernhard," sprach Rasinski. „Was ist hier zu thun, als ihn der Gnade des Himmels anheim zu stellen? Vielleicht beruhigt der Schlaf sein krankes Haupt."

Er hatte sich wieder gelagert, nahm Jaromir liebend in seine Arme und drückte ihn innig an die Brust: „Hier ruhe aus; die Schauer des Winters sollen Dich nicht finden in meinen Armen. Und kannst Du, so erwache zu einem milderen Tage!" Damit lehnte er sich zurück, verhüllte das Haupt und ruhte Herz an Herz mit dem kranken Jünglinge. Bald, so mächtig gebot die allbezwingende Natur, sank er wieder in festen Schlaf. Die Krieger ringsum waren schon längst wieder von seinen betäubenden Banden umschlun-

gen; ſo entfloh das gräßliche Ereigniß ſchneller als ein flüchtig aufdämmerndes Traumbild.

Bernhard und Ludwig wachten gemeinſam, weil ein Einzelner doch vielleicht dem Schlafe zu leicht unterlegen wäre, und theilten die Sorge für die Flamme, mit der das Leben Aller zur ewigen Nacht erloſchen ſein würde. Ein ſcharfer Nachtwind erhob ſich; er ſtreifte ihre Wangen mit eiſiger Berührung und bewegte die Wipfel der hohen Tannen, daß der Schnee in leichten Flocken herabgeſchüttelt wurde.

„Wie uns der Winter im Rücken lauert," murmelte Bernhard; „es iſt mir ordentlich, als fühlte ich die ehernen, ſtarren Tatzen im Genick, mit denen er ſeine Opfer würgt. Fort, Du Scheuſal! Hier hat Dein Reich ein Ende! Hier brennt die Flamme des Heils, die wir heiliger bewahren wollen als die der Veſta!"

„Wie ſchmal," bemerkte Ludwig, „iſt der Ring des Lebens, der ſich um dieſe Sonne zieht. Wir liegen zwiſchen dem Flammentode und dem des Erſtarrens auf der faſt untheilbaren Grenzlinie."

„Wenn der Wind uns ſo ſcharf anhaucht, wie jetzt," erwiderte Bernhard, indem er die Flamme ſchürte, „und das Feuer uns ſo glühende Pfeile ins Auge ſchießt, ſo iſt es freilich faſt, als fühle man beide Martern zugleich. Doch was willſt Du? Iſt es nicht das Bild des Weltalls im Kleinen? Unſre Erde, eine Spanne näher der Sonnenflamme, verglüht und zerſtäubt in Aſche, eine Spanne ferner, und alles Leben erſtarrt in dem öden, kalten, unermeßlichen Weltraum. Der Menſch iſt überall ſo hülflos, ſo nichtig als hier. Er verſchließt nur ſein Auge und blickt nicht hinaus über ſein ſchmales Grenzgebiet im Leben, Wiſſen und Genießen!"

„Nein Bernhard, Du ſprichſt nicht wahr, nicht einmal wahrhaftig für Dich ſelbſt," entgegnete Ludwig ernſt. „Du denkſt ſo klein nicht vom Leben und mißkennſt die Bürgſchaft des Ewigen in ſeiner kurzen Erſcheinung nicht. Wer könnte denn dieſes Leben nur einen Augenblick ertragen, ohne die Ahnung des Jenſeit, die ewig als das Spiegelbild des Himmels unter den bewegten Wellen des irdiſchen Verkehrens ſchimmert! Und iſt das Schönſte, womit ſich unſer Daſein ſchmückt, nicht auch ein Abglanz von dort — die Liebe —"

„Aber hab ich's denn geläugnet," unterbrach ihn Bernhard, und ſeine ganze weiche Seele glänzte in ſeinem Auge. „Sieh nur dieſe dort," er deutete auf Bianca, „ſieh ſie ſchlummern und frage Dich dann ſelbſt! Sie macht mich ſogar fromm, wie die Leute es gewöhnlich meinen. Denn wenn ſie betet und kniet, iſt es ſo ſchön und wahr, daß ich denke: Was kannſt denn Du Beſſeres? Nur von ihr lerne ich, daß Demuth ſtärker iſt als Stolz; freilich vergeſſe ich's zu ſchnell wieder! Geſtern, als das Elend uns zu zermalmen drohte, ſah ich ſie hinter jenem Fichtenſtamm knieen und beten; und ich that es auch, aber nur für ſie. O Ludwig, werden wir ihr holdes Leben retten aus dieſem Abgrund des Entſetzens, in den wir täglich tiefer und tiefer ſinken?"

„Ich hoffe es noch," ſprach der Freund innig bewegt.

„O, jetzt ſehe ich's," erwiderte Bernhard, „wie Du beſſer biſt als ich. Ich handle raſcher als Du, ſcheine ungebeugter, aber Du biſt es. Ich fühle, daß mein Hoffen, mein Vertrauen, meine Kraft eine Grenze hat, und ich ſtehe ihr nahe. Eben zuvor wähnte ich ſie erſchöpft; bin ich aber erſt einmal muthlos, dann werde ich es ganz ſein. Du in Deiner edleren Ruhe, Deiner feſten, unerſchütterten Männertugend wirſt es niemals werden. Ich eile, ſpringe, fliege; ſo bin ich Dir freilich eine Zeit lang voran geweſen. Du gehſt feſten,

ruhigen Schritts; ſo wirſt Du noch aufrecht ſtehen, wenn ich ſchon mit gebrochener Kraft am Boden liege! — Dann Ludwig — dann beglücke meine Schweſter — und grüße die Deine! Nein, nein, ſprich nichts, ich bitte Dich," rief er heftig, als Ludwig ihm antworten wollte. Er wandte ſich ab und hüllte ſich dichter ein.

Ludwig, der ihn kannte, ſchwieg; aber ſeine Seele war voller Liebe.

So ſaßen ſie ſtumm nebeneinander. Da ließ ſich ein leiſer ſingender Ton neben ihnen hören. Es war Jaromir, der ſchlummerlos mit offnen Augen lag und, unheimlich lächelnd, leiſe ſang.

„Er träumt von ihr," ſprach Ludwig, „das iſt die Melodie des Liedes, das uns Lodoiska an jenem Abende in Warſchau ſang. Ich habe die Weiſe oft von ihm gehört. Alſo dort weilt ſeine Seele?"

Bernhard betrachtete den Armen mit düſtren Blicken. „Dort weilt ſie," widerholte er langſam, „bei ſeiner Liebe! Es iſt verhängt über uns," ſprach er endlich mit tiefer Stimme, „wir ſollen untergehen. Der Abgrund klüftet ſich zu tief. Ich kann nicht mehr hinabblicken, ſonſt ſtürze auch ich ſchwindelnd hinunter!"

Der Wahnſinnige ſang leiſe fort und blickte dabei mit unendlichem Schmerze zu den Freunden auf. Nach einigen Minuten erſtarb der Ton auf ſeiner Lippe, und er verfiel wieder in ſtumpfe Bewußtloſigkeit.

„Wäre unſre Zeit vorüber, daß ich ſchlafen könnte!" rief Bernhard. „Schlafen! Ich bin müde. Das plumpe Thier wälzt ſich ſchwer über meine Seele hin und erſtickt ihre letzten glimmenden Funken! Es iſt vorbei mit Menſchlichkeit, Freundſchaft, Liebe und Haß; alles ſtumpf und öde,

und todt. Denn wer könnte ſonſt ſchlafen bei ſolchem Elende! Was iſt die Uhr?"

„Gleich Mitternacht!"

„So ſind wir bald erlöſt!"

Die Minuten ſchlichen mit ſchwerem ſchleppenden Schritt vorüber. Endlich war die Stunde abgelaufen. Sie weckten ihre Nachbaren und legten ſich zum Schlaf nieder, um die Bürde aller Qualen, alles Schauders, aller Schmerzen, in den öden Raum dumpfer Vergeſſenheit hinabzuſenken.

Funfzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Als Rasinski Alles zum Aufbruch antrieb, hatten sich dichte Morgennebel herabgesenkt und hüllten den Wald in graue Schleier ein. Aber es war nicht feuchtes wogendes Gewölk, welches zwischen den Gebüschen hinzog, sondern schwebender Eisstaub, der die Atmosphäre verhüllte. Er athmete sich wie ein scharfes Gift ein. Die Stunde der Vernichtung alles Lebenden schien gekommen.

„Auf, auf, Ihr Schläfer!" rief Rasinski; „vorwärts, heut könnt Ihr das Ziel Eurer Leiden erreichen!"

Aber nur die Wenigsten vernahmen seinen Ruf. Einige regten sich noch dumpf aufstöhnend und taumelten dann wieder zurück, um den Überrest des Lebens auszuhauchen; die Meisten lagen schon in den starren Armen des Todes, und nur ein Kreis von Leichen umgab das verglimmende Feuer. Jaromir richtete sich empor. Er sah einer Geistergestalt ähnlich; aber noch war er am Leben. Ludwig und Bernhard fühlten, daß sie heut ihre letzten Kräfte anstrengten. Seltsamerweise schien Bianca am wenigsten erschöpft, als ob der weibliche Körper der weiblichen Seele gleiche, und, wie sie, im Dulden stärker als der männliche sein wollte.

Mit ſchaudernden Gefühl mußte ſie über den Kreis von Erſtarrten hinwegſchreiten; weithin war der Boden damit überdeckt, ſo, daß ſie es nicht vermeiden konnte, den Fuß auf menſchliche Körper zu ſetzen.

Jaromir ſchien nichts zu empfinden; er ſchritt neben Raſinski hin und folgte jedem ſeiner Winke mit willenloſem Gehorſam.

Es herrſchte noch eine Todesſtille in dem öden, dämmernden Walde; denn die, die um die verglimmenden Feuer gelagert waren, ſchliefen noch feſt, oder lagen ſchon in den unauflöslichen Armen des Todes. Man ging an hohen Fichtenſtämmen vorüber, von denen düſtre Zweige ſich herabſenkten. Hier erblickte man Erſtarrte in allen Stellungen, als habe der Tod ſie plötzlich ergriffen und in Steinbilder verwandelt. Einige hielten noch die Axt in krampfhaft geballter Fauſt, mit der ſie den ohnmächtigen Verſuch gemacht hatte, dieſe Rieſenfichten zu fällen. Andere hatten eben ſo vergeblich Feuer um die Stämme gelegt um ſie ſo in Flammen zu ſetzen; man ſah ſie knieend, das Antlitz auf die knotigen Wurzeln gebeugt, in der Hand noch den halb angeglimmten Kienbrand haltend. Vom Nebelgerieſel umfloſſen, glichen dieſe Geſtalten rieſigen Schattenbildern in unheimlich geſpenſtiſcher Todesſtille und Verſteinerung.

Raſinski beſchleunigte ſeine Schritte, um dem grauſenvollen Orte zu entfliehen. Aber die ganze Straße war mit Schrecken und Entſetzen umlagert, und bei jedem Schritt ſtieß der Fuß an ein grauſes Hinderniß. Endlich nach einer Stunde lichtete ſich der Wald, und da die Nebel ſanken, erblickte man von fern ein Haus, das Obdach und Wärme gewähren mochte. Mit verdoppelter Eile ſchritten die Wanderer darauf zu. Doch als ſie näher kamen und die hohlen Fenſter, aus denen Scheiben und Holzwerk herausgebrochen

waren, und Feuerſpuren auf dem Boden gewahrten, ſahen ſie wohl, daß auch dieſe Hoffnung täuſche, und hier keine Stätte lebender Menſchen zu treffen ſei. Doch trat Raſinski heran und öffnete das Thor des großen Gebäudes, welches einer Scheuer oder einem Stalle glich. Aber grauſend fuhr er zurück, denn er ſah nur Leichen, die in eklem Gedränge, ja ſelbſt übereinandergehäuft, den Boden gräßlich bedeckten und mit offnen Augen emporſtarrten. „Lebt hier noch irgend ein menſchliches Weſen?“ fragte er voller Grauen mit lauter Stimme. Aber es blieb todtenſtill in dem ungeheuren Sarge und die Stimme verhallte nachklingend in dem öden Raume. „Lebt hier noch Jemand,“ widerholte er den Ruf ſtärker, denn ſein Herz wehrte ſich gewaltſam gegen den entſetzlichen Gedanken, daß in dieſem grauſen Gedränge und Gemiſch menſchlicher Körper auch nicht ein Funke des Lebens mehr glimmen ſollte. Aber es war ſo, denn, als er ſein Piſtol nahm und einen Schuß hinein über die Häupter der Gelagerten that, regte ſich dennoch Niemand, ſondern alles blieb ſtill wie in der tiefſten Einſamkeit der Wüſte. Unter andern Umſtänden hätte er ſich bei dieſem Verſuche nicht beruhigt, aber jetzt, wo er ſelbſt und die theuerſten Seinigen unmittelbar von den Schrecken der Vernichtung bedrängt wurden, jetzt war ſelbſt ſein edles Herz ſtumpfer geworden, und er wandte ſich ab und ſprach: „Es iſt alles vergeblich! Nur weiter, weiter!“ So ſetzten ſie ihren Weg fort in ſo haſtiger Eile, als es irgend möglich war, denn das Verderben folgte ihnen wie ein Raubthier, das nach Beute jagt und ſich ſeines Opfers bemächtigt, ſo wie es, von Entkräftung überwannt, einen Augenblick Athem zu ſchöpfen verſucht.

Die Straße bedeckte ſich jetzt mehr und mehr mit Wandernden, die aus den Wäldern zur Seite, oder aus nahe gelegenen verlaſſenen Dörfern zuſammenſtrömten. Bald

befand man ſich wieder im dichten Gewimmel jener geſpenſtiſchen hohläugigen Schreckensgeſtalten, die der Winter mit grauſamem Hohn in die abenteuerlichſten Hüllen getrieben hatte, ſo, daß das Lächerliche ſich in die fürchterliche Nähe des Entſetzens gewagt zu haben ſchien. Jeder Hauch der Lippe erſtarrte augenblicklich, daher waren die langen verwilderten Bärte der Krieger, ja ſelbſt Haar und Brauen mit ſcharfen Reifnadeln beſät, die ihnen das Anſehen uralter ſilberhaariger Greiſe gaben. — Doch mitten unter allen dieſen Schrecken blieb die höchſte Pein für die ſo eng verſchwiſterten und befreundeten Herzen der unſelige Zuſtand Jaromirs, der, in völliger Verworrenheit des Gemüths, zwar äußerlich faſt abgeſtumpft gegen die Qualen war, die Alle duldeten, ja ſogar oft in wahnſinnigen Scherz und Lachen ausbrach, aber innerlich in ſtets ſich erneuenden Anfällen bald vom tiefſten Jammer, wobei er in lautes Weinen ausbrach, bald von ungebändigter Wuth und Verzweiflung ergriffen wurde. In dieſen Zuſtänden des Raſens, die die letzten Lebensbanden plötzlich zu ſprengen drohten, kannte er Niemand und ſtieß ſelbſt Raſinski in blinder Wuth von ſich; die Freunde mußten ihn umringen und halten, damit er nicht Hand an ſich ſelbſt legte. Sie thaten es, doch reichte ihre Kraft nicht aus, und ſie ſahen den Augenblick kommen, wo das Schrecklichſte geſchehen, wo ſie den Unglückſeligen als ein nicht mehr zu rettendes Opfer den Furien zum Raube überlaſſen mußten. Zweimal war der Anfall der Wuth vorübergegangen; als ſie ihn zum dritten Male antrat, packte es ihn fürchterlicher und dauernder als zuvor. Endlich rief ſelbſt Raſinski: „Es iſt unmöglich, wir müſſen ihn aufgeben; uns bleibt nur die Hoffnung, daß das Übermaaß ſeiner Folter ihr Ende beſchleunigen werde.“

Und ſchon wollten ſie ihn loslaſſen, daß er in ungebän-

digter Wuth fortſtürzen könne, da ſandte der Himmel einen Engel der Rettung. Es war Bianca! Ihr Herz vermochte es nicht zu überwinden, daß ein ſolcher Freund dem Verderben überlaſſen werden ſollte, ſo lange der heilige Funke des Lebens in ſeiner Bruſt glühte. Weinend und flehend warf ſie ſich zwiſchen die Männer und rief: „O nein, gebt ihn nicht auf, rettet ihn oder laßt uns mit ihm verderben!“ Dann wandte ſie ſich zu Jaromir ſelbſt und ſcheute ſich nicht den Raſenden ſanft anzurühren; ſie flehte ihn mit einem Tone, deſſen fromme Kraft der Bitte ſelbſt in die tiefe Nacht und Verworrenheit des Wahnſinns eindrang: „O ſei ruhig! Kehre zu Dir ſelbſt zurück, erkenne Deine Freunde und ſei wieder milde!“

Jaromir blickte ſie, wie aus einem wilden Traume auffahrend, ſtarr an und vergaß plötzlich das Toben gegen die hemmenden Arme der Freunde. Die empörten Wogen ſeines Wahnſinns ebneten ſich plötzlich, als die holde Geſtalt mit mildem Sonnenblick die düſter verhüllenden Wolkenſchleier ſeiner Seele theilte. Fromm und gehorſam wie ein Kind hob er die Hände halb gefalten gegen ſie empor und ſprach mit bebender Stimme: „Ich will Dir ja gern folgen, nur laß mich an Deiner Seite gehen und verſtoße mich nicht wieder!“ Sie reichte ihm mitleidsvoll den Arm und entgegnete: „Komm, ich will Dich führen.“ Und willig ließ er ſich von ihr leiten und brach nicht mehr in ſeinen Jammer, nicht mehr in ſeine Wuth aus, ſondern lächelte ſtill wie in ſeligen Träumen. Mit gerührtem Erſtaunen gewahrten die Männer dieſe Macht der reinen weiblichen Seele, und ihre Bruſt füllte ſich mit Demuth und Verehrung. Bianca aber ſchritt dahin wie ein Engel der Barmherzigkeit, der einen Verirrten durch die Wüſte führt.

Es war die letzte Prüfung! Endlich ſchlug die Stunde

der Erlösung. Plötzlich tönte durch die Reihen von den Vordersten her ein Ruf des Staunens und der Freude, dem die Schwingen im Augenblick mächtig und mächtiger wuchsen. Er verwandelte sich in ein anschwellendes Brausen, denn alles fragte und forschte nach der Ursache, und im beschleunigten Lauf drängte die Menge vorwärts, so viel die aufs äußerste erschöpften Kräfte es noch zulassen wollten. Endlich erreichte auch Rasinski mit den Seinigen die Biegung des Weges, woher der Freudenruf erschollen war, und Wilna, dieses lang ersehnte Ziel der Rettung, diese erste bevölkerte, wohnliche Stadt lag vor ihren Augen. Bei diesem Anblick jauchzte die Seele auf im Dank gegen den Allbarmherzigen; die Freunde hielten einander in den Armen, heiße Thränen des dankenden Entzückens flossen, denn das Ufer der Rettung lag endlich vor ihrem Angesicht nach unnennbaren Drangsalen, Schmerzen und Opfern.

Selbst die bittersten Rückerinnerungen schmolzen in dieser Minute hinweg vor dem Sonnenblick des Glücks; nur der Pfeil der Gegenwart, der noch in der frischen Wunde des Herzens steckte, schmerzte brennend.

Mit Jammer betrachtete das Auge den unglückseligen Freund, den das schwerste Verhängniß getroffen, die Stunde der Erlösung nicht mehr empfinden zu können. Nur einen Tag früher, und auch ihm hätte die milde Sonne der Freude gelächelt! — Doch mit dumpfem Donner schlug das grausame Geschick die Pforten zu, eben da er vor den Eingang trat, und verwehrte ihm auf ewig die Rückkehr in die glückseligen Gefilde des Lebens!

Gleichgültig sah Jaromir den weinenden Dank der Freunde. Nur einen Augenblick schien es, als dämmere ihm ein ferner Schimmer der Wahrheit auf, er athmete rascher, beklemmter; es war, als wollte der Strom der Freude ge-

waltsam hervorbrechen aus der Brust und die finstren Banden des Wahnsinns sprengen. Doch sie blieben mächtiger; seufzend senkte der Unglückliche wieder das Haupt, und das aufflammende Feuer seines Auges erlosch in mattem Glanz. „Führe mich weiter, Lodoiska," sprach er endlich bittend zu ihr, die, von der Freude überwältigter als von Schmerz und Schrecken, in Ludwigs Armen hing, unvermögend, sich auf den wankenden Knieen zu erhalten. Erst das Gefühl, daß ein grenzenlos Unglücklicher ihrer bedürfe, gab ihr die Kraft wieder. Sie reichte ihm aufs Neue den leitenden Arm, und sie wanderten vorwärts, von den Kräften der Hoffnung frisch belebt.

Doch das nahe Ziel war schwer zu erreichen. Denn schon sah man die Straßen breit vom schwärzlichen Gewimmel der Unglückseligen überdeckt, welche der Anblick des ersehnten Zieles ihrer Leiden aus der starren Betäubung geweckt hatte, in die sie durch das Übermaaß der belastenden Qualen versenkt waren. In blinder Hast — wie es denn überhaupt der Fluch war, der auf diesem ganzen Zuge lastete, Heil und Verderben mit gleicher Verblendung zu verkennen — stürzten sie gegen die Stadt hinan. Schon entstand ein treibendes, wogendes Gedränge, obgleich noch das offene Feld eine freie, zerstreute Verbreitung der Massen verstattete. Wie sollte es werden, wenn engere Eingänge das Abströmen dieser Fluth hemmten? Rasinski sah es mit Besorgniß. Er fürchtete eine zweite, schrecklichere Beresina, weil nicht einmal der Feind, sondern nur die rasende Verblendung der Freunde das Verderben zu beschleunigen drohte. Wie dort folgte der ganze Strom einem Zuge; von einem thierischen Triebe bewußtlos gedrängt, ging Jeder ohne Urthgil und Besinnung dem nach, der vor ihm wanderte. Die Begierde, das Ziel zu erreichen, ließ nur

dieſes ſehen, und auf dem nächſten Wege wollten es Alle gewinnen. Raſinski ſpähte umher, ob ſich nicht ein Seitenweg aufthue, den man unbemerkt einſchlagen könne; denn er befürchtete einen zu ſtarken Strom nachzuziehen, wenn er mit ſeinen Freunden plötzlich querfeldein wanderte. Jetzt erreichte man ſchon einige Häuſer, die vereinzelt vor der Stadt lagen, und die Vorſtadt war nahe. Hier ließ ſich der Plan ins Werk ſetzen.

„Haltet Euch dicht an mich, Freunde," ſprach er voranſchreitend, „und folgt mir ſogleich, wenn ich zur Seite einbiege. Hinter jenem Zaun herum muß man ein anderes Thor der Stadt erreichen, was vielleicht nicht ſo belagert durch das Gedränge iſt."

Da Jaromir völlig ruhig geworden war, nahm er dieſen wieder an ſeinen Arm und ließ Bianca zwiſchen Bernhard und Ludwig gehen. Schon fing der Strom an, ſich zu ſtopfen, ſchon wurde man mehr vorwärts gedrängt, als man freiwillig ging. Es war daher die höchſte Zeit, den Plan auszuführen.

„Jetzt," rief Raſinski und brach ſeitwärts aus. Bernhard und Ludwig, die Schweſter in der Mitte, folgten ihm. Von einer dunklen Ahnung getrieben, drängten ſich ihm ſogleich ganze Schaaren nach, ſodaß ſie einen Zweig des ſtrömenden Gedränges auf dieſe Weiſe ableiteten. Die Straße ging zur Seite in einen ſteilen glatten Abhang aus. Raſinski war ihn glücklich hinunter, doch Bianka glitt aus und fiel nieder. Zwar unterſtützten Bernhard und Ludwig ſie ſogleich, doch waren auch ſie zu geſchwächt und unſicher, um ſich feſt auf den Füßen zu halten, zumal da Bernhard das Kind trug; ſo fielen ſie gleichfalls. Der Strom der Menge ging ſogleich von beiden Seiten neben ihnen hinweg; er wälzte ſich nicht über ſie hin, ſchnitt ſie aber mit ſeinen

dichten Wellen von dem führenden Freunde ab. Mühsam rafften sie sich empor; Bianca hatte sich den Fuß verletzt, so daß sie nur mit größter Mühe auftreten konnte. Bernhard spähte nach Rasinski umher; er war verschwunden, und bereits überdeckte ein schwarzer Strom der Menge das Feld.

„Vorwärts, vorwärts, um des Himmels Willen vorwärts!“ rief er daher, sonst werden wir völlig von ihm getrennt.“

Allein es war zu spät. Schon zu Viele hatten sich zwischen sie und den Freund eingedrängt, und von der Seite her mehrte sich die Masse derselben, weil die Nachkommenden auf der großen Straße diese früher verließen und quer über das Feld eilten, um sich den Vorangehenden so rasch als möglich anzuschließen, indem sie glaubten, hier sei das Ziel der Rettung schneller zu erreichen. Gegen diesen Strom zu kämpfen war unmöglich; ihn vordrängend rascher theilen zu wollen, schien eben so vergeblich. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich von seinen Wellen forttreiben zu lassen. Der Weg schlang sich um die winklichen Zäune mehrerer einzelnen Gehöfte. Plötzlich theilte er sich in verschiedenen Richtungen, und alle waren sie bereits von der anströmenden Menge erfüllt. Welchen hatte nun Rasinski eingeschlagen? Es war nicht zu ermitteln; und wäre dies auch möglich gewesen, es hätte nichts mehr nützen können, denn auch hier war es dem freien Willen nicht mehr überlassen, den Weg zu wählen, sondern jeder mußte dahin, wohin die zufällige Richtung der immer mächtiger drängenden Schaaren ihn trug. Nach demselben Grundsatze, der ihm an dem stygischen Strom der Beresina zum Heil gedient hatte, trachtete Bernhard nur danach, sich aus dem Strom der Menge herauszukämpfen, um endlich wieder die Wahl des Pfades frei zu haben. Dies gelang ihm kurz vor den ersten Häu-

sern der Vorstadt, in deren engen Gassen sich die Schaaren wie eine vom Wolf gescheuchte Heerde hineindrängten. Athemlos, erschöpft, gewannen sie endlich freies Feld; der Winter, der sie so lange verfolgt hatte, wurde jetzt ihr Retter; denn Gräben und Sümpfe, die es ihnen sonst unmöglich gemacht hätten, auf diesem Wege die Stadt zu erreichen, waren jetzt fest gefroren. Ihre Wanderung verlängerte sich um eine halbe Stunde, freilich für die Erschöpften eine lange Folter, doch endlich erreichten sie eine entgegengesetzte Vorstadt, ganz allein, als ob es gar kein Heer in der Gegend gäbe. Doch gewährten ihnen die wenigen ärmlichen Häuser keinen Schutz, denn sie waren durch ihre Bewohner verlassen; allein das offene Stadtthor lag wenige hundert Schritte vor ihnen, und sie erblickten bereits mit unaussprechlicher Freude einige, zwar dicht eingehüllte, aber doch wohlgekleidete Menschen auf der Gasse, deren Äußeres verrieth, daß hier die Wüstenei des Krieges ein Ende hatte. Zitternd vor Freude traten sie in das Thor ein; denn selbst die Sorge um Rasinski bekümmerte sie jetzt nicht mehr so schwer, da sie beim Anblick der bewohnten Häuser, des Verkehrs und aller jener Zeichen des Friedens und ruhigen Besitzes voraussetzen mußten, daß auch er ein sicheres Obdach erreicht habe. Nur erst einige Stunden der Erholung, der Erwärmung, dann würde ja der theure Freund wohl aufzufinden, das Wiedersehen doppelt glücklich sein.

Das nächste Obdach war das willkommenste; die Noth erhob jede Hütte zu einem Palast; daher eilten sie mit hastigen, wankenden Schritten auf ein kleines, freundliches Haus zu, aus dessen Thür sie ein junges Weib treten sahen, die gleich einigen Vorübergehenden die Ankommenden mit erstaunten Blicken maß.

Bianca, als des Russischen mächtig, rief der jungen

Frau ſchon aus einiger Entfernung zu: „Könnt Ihr uns ein Obdach geben, gute junge Frau? Wir wollen es reichlich belohnen.“

Da ſtürzte dieſe plötzlich mit dem Ausruf: „Um aller Heiligen willen, Gräfin Feodorowna, was führt Euch hierher?“ der Kommenden entgegen, ergriff ihre Hände und bedeckte ſie mit Küſſen. „Was führt Euch hierher? Und in dieſem Zuſtande! Barmherziger Gott! Erkennt Ihr mich, denn nicht?“

„Axinia! Du biſt es!“ rief Feodorowna mit verſagender Stimme aus. „Axinia! Du unſre Retterin?“

Hier ſchwanden ihr Kraft und Sinne zugleich; ſie wankte, Ludwig und Bernhard empfingen ſie in ihren Armen, Axinia ergriff das Kind und voraneilend rief ſie: „Mir nach, hier herein!“

So fanden ſie nach unermeßlichem Dulden endlich Rettung, Pflege und Liebe. Sie waren zurückgekehrt aus der Wildniß zu wirthbaren Wohnungen der Menſchen. Ihr Leben ſollte keine Folter mehr ſein; freundlich bot ihnen die Wirklichkeit die Hand — der Wechſel war zu unermeßlich, ſo raſch, wie er eintrat, vermochten ſie ihn nicht zu faſſen.

Zehntes Capitel.

Axinia brachte die geliebte Gebieterin, der ſie einſt ihre Rettung verdankte und der ſie jetzt vergelten konnte, ſogleich auf ein Lager. Was das kleine Haus vermochte, ſchaffte ſie zur

Pflege herbei. Nach wenigen Minuten schon öffnete Bianca das Auge wieder und blickte, mit vollem Bewußtsein, selig umher. „O mein Bruder, o mein Geliebter!“ redete sie Bernhard und Ludwig an, die an ihrem Lager saßen, und reichte ihnen die Hand dar; „Ist es denn wahr? Sind wir gerettet? Hat dieser unsägliche Jammer ein Ende erreicht?“ —

„Ja, es ist so! Wir zählen uns zu den Wenigen von den vielen Tausenden, die dem entsetzlichen Geschick entkamen!“

„Und welche Hand ist die erste, die mir Rettung beut! — Ach Ludwig, ich opferte einst viel für dieses freundliche Wesen! Ich opferte ihr meine Liebe zu Dir! Freilich wohnte sie damals nur als tiefstes Geheimniß, fast mir selbst unerklärt, in meiner Brust und glänzte unerreichbar fern wie ein schönes Gestirn in der Nacht meines Schicksals, aber sie war auch der einzige Strahl der Hoffnung, der mir lächelte, sie war das einzige Glück meiner einsamen Träume! Doch wie unaussprechlich reich lohnt die gütige Hand des Allmächtigen und wie wunderbar führt sie die Pfade unseres Geschicks! Nun ist es Arinia, die uns aus dem tiefsten Verderben rettet.“

Diese war indessen eingetreten und näherte sich mit dem Ausdruck des höchsten Glücks in den Zügen. Bianca fragte sie jetzt nach ihren Schicksalen, nach der Ursach, die sie in Rußland zurückgehalten habe, aus dem sie für immer entfliehen wollte. Mit einem leichten Erröthen erwiderte die junge Frau, daß ein zu frühes Kindbett sie überrascht und auf ein langes Krankenlager geworfen habe. Dies zehrte die kleine Reisebaarschaft fast auf, und da sich indessen die Gelegenheit für Paul bot, weil er französisch, deutsch und russisch sprach, einen vortheilhaften Dienst als Aufseher in ei-

nem Lazareth zu erhalten, nahm er dieſen um ſo freudiger an, als bei den Kriegszeiten ſeine Ausſichten auf Verſorgung in Deutſchland doch nur ſehr unſicher waren, und Arinia ſich unterdeſſen völlig von ihrer Krankheit erholen konnte. Dies war nun auch jetzt noch ihr Verhältniß.

Indem das freundliche junge Weib ihre kleinen Schickſale berichtete, entſtand auf der Straße ein ſeltſames Geräuſch und Getümmel. Es verſammelten ſich Leute in verſchiedenen Gruppen, andre liefen eiligſt die Gaſſen aufwärts nach der Mitte der Stadt zu, in allen Häuſern öffnete man die Fenſter und blickte neugierig heraus. Arinia that daſſelbe. „Heilige Mutter Gottes, was giebt es denn?“ rief ſie erſchreckt aus. „Ach da kommt Paul, er wird uns Nachricht bringen.“

Sie eilte hinaus ihrem Manne entgegen, der, als er durch ſie die Kunde von dem, was in ſeiner Wohnung geſchehen war, erhalten hatte, voller Freude eintrat.

„Gnädigſte Gräfin!“ rief er, „darf ich meinen Augen trauen? Und Sie wären mit jener Schaar Unglückſeliger gekommen, die heulend und wild in die Gaſſen einbricht! Unmöglich!“

„Wir kommen mit dem Heere,“ entgegnete Bianca, „es iſt nur zu wahr!“

„Mit dem Heere?“ fragte Paul erſtaunt. „Alſo das iſt das Heer? Nimmermehr! Es iſt unmöglich!“

Jetzt erſt entdeckte ſich's, daß die Bewohner Wilnas, ſo geheim hatte der Kaiſer ſein Unglück zu halten gewußt, noch keine Ahnung von den furchtbaren Geſchicken hatte, durch die die Macht des Weltbeherrſchers zertrümmert worden war. Starr vor Staunen und Schrecken vernahmen Arinia und ihr Gatte dieſe Kunde, vernahmen die Schilde-

rung des unermeßlichſten Elends, das jemals über ein Heer gekommen war.

Arinia erblaßte und bebte, als ſie hörte, daß ihre Gebieterin dieſe Drangſale und Gefahren getheilt habe. Zitternd warf ſie ſich vor einem kleinen Muttergottesbilde auf die Kniee und brachte unter ſtrömenden Thränen der Heiligen den Dank für die Rettung Feodorownens dar. Nun verdoppelten ſich Sorge, Pflege und Liebe auch gegen die ihr noch fremden Begleiter ihrer Gebieterin. Ach, es that ihrem dankbaren Herzen ſo wohl, daß ſie wenigſtens zeigen konnte, wie gern ſie die heilige Schuld abtrug, zu der Bianeas edle Großmuth ſie ewig verpflichtet hatte.

Der Lärmen auf der Gaſſe wurde größer; man ſah einzelne jener Unglücklichen, die, Obdach und Erquickung ſuchend, bis in dieſe entfernten Gaſſen eilten. Die erſten wurden aufgenommen; doch als ſich mehrere, als ſich ganze Trupps zeigten, ſperrten die erſchreckten Bewohner ihre Häuſer.

Die Zurückgewieſenen, die im Angeſichte der Rettung verderben ſollten, da ihre ausgehungerten, ermatteten Körper der furchtbaren Kälte nicht länger widerſtehen konnten, erhoben ein gräßliches Geheul und Wuthgebrüll. Sie rüttelten die Hausthüren, ſie drohten Feuer anzulegen.

Paul war unſchlüſſig, was er thun ſollte, ſein menſchliches Gefühl trieb ihn an, die Unglücklichen aufzunehmen, die Vorſicht gebot, ſie zurückzuweiſen. Bianca rief entſchloſſen: „Nehmet auf, was Euer Haus vermag! Wir haben das Elend mit getragen, wir wiſſen, daß das Erbarmen unerläßlich iſt.“

Paul wollte hinunter, um den Worten der Gräfin zu gehorchen; doch es war nicht mehr nöthig. Nur ein kleiner Trupp hatte ſich bis hierher verirrt und Aufnahme gefunden; die andern waren ſchon auf dem Wege zurück in die Stadt,

um dort ihr Heil zu versuchen. Er eilte wieder hinauf zu seinen Gästen und erstattete ihnen Bericht.

Bernhard fragte: „Aber wie ist es möglich, daß jetzt erst diese Leute in die Stadt dringen, daß niemand für sie sorgt, niemand ihre Aufnahme bereitet? Wir würden schon eine halbe Stunde früher hier gewesen sein, hätten wir nicht, um dem Gedränge zu entgehen, den Umweg bis an dieses Thor gemacht."

„Das ist's ja eben, was das Unheil verursacht," erwiderte Paul. „Die Masse hat sich in der engen Vorstadt so zusammengedrängt, daß Niemand rück- noch vorwärts kann. Das Thor ist verstopft durch Wagen, Pferde und Menschen; nur einzeln ringen sie sich hinein. Aber wer hätte geglaubt, daß dies das Heer sei! Wir hielten es für eine Schaar von Marodeurs, die, wie beim Rückzug immer, sich vor dem geordneten Heere hinwälzen, und von diesem gedrängt werden. Daher ist auch sogleich in den Magazinen Befehl gegeben, ihnen nichts auszuliefern, und in kein Lazareth dürfen wir sie aufnehmen."

„Heiliger Gott!" rief Ludwig, „so verderben diese Unglücklichen durch die eigne, rasende Fürsorge der Ihrigen! Eilt, eilt! wackrer Freund, eilt in die Stadt zurück, erzählt, daß es das ganze Heer ist, welches in diesem Zustande einrückt, stellt ihnen vor, daß eine Stunde Verzug Tausenden das Leben kosten muß, und werdet so ein gesegneter Retter zahlloser Unglücklichen!"

Paul eilte hinweg.

Jetzt fingen die Geretteten an, ernste Besorgnisse um Rasinski und Jaromir zu hegen. Bisher hatten sie geglaubt, sie hätten fast am spätesten ein Obdach gefunden; nun aber zeigte sich's, daß sie zu den glücklichsten gehörten. Bianca sprach ihre Besorgnisse aus; doch milderte sie dieſal-

den, denn ſie fürchtete, Ludwig's und Bernhard's Edelmuth würden ſie beſtimmen, trotz ihrer Erſchöpfung ſich den weichen Armen der rettenden Pflege zu entreißen, um den Verſuch zu machen, Rasinski aufzufinden. Sie hatte ſich nicht geirrt, denn wie auf Verabredung ſprachen beide plötzlich: „Wir müſſen ihn aufſuchen!“

Jetzt überkam Bianca die Angſt um ihre Theuerſten. „Iſt es aber nothwendig, könnt Ihr ihm Hülfe oder Rettung bringen?“ fragte ſie. „Oft ſcheint uns das eine Pflicht, was am ſchwerſten zu üben iſt. Wo ſollt Ihr ihn auffinden in der unbekannten Stadt, in dem Drängen und Treiben der Obdach ſuchenden Krieger? Wißt Ihr mehr von ihm als er von Euch? Gebt Ihr Euch nicht aufs Neue Preis? wenn Ihr in das Getümmel gerathet, wenn — — ach, Ihr überlaßt mich der furchtbarſten Folter der Angſt!“ —

„Ich habe mir alle dieſe Einwürfe ſelbſt gemacht, Geliebte,“ erwiderte Ludwig mit ſanftem Ernſt; „aber die Stimme meiner Bruſt widerlegt ſie alle. Vor wenigen Minuten hielt ich's für vernünftig, wenn wir uns erſt kräftigten und dann gegenſeitig nach einander forſchten, denn ich wähnte, dieſe Stadt ſei für alle der Strand der Rettung. Da aber auch ſie, wie alles in dieſem fürchterlichen Kriege zur Klippe des Verderbens wird, ſo tritt die Nothwendigkeit ein, gleich zu handeln. Auch fühle ich mich durch Wärme und Speiſe ſchon wieder ſtärker. Wie, wenn er, wie die andern, zurückgewieſen in den Straßen irrte, und nur unſer Säumen ſein Verderben verſchuldete? — Nein, Theuerſte, wir müſſen hinaus, ihn zu ſuchen.“

Bernhard hatte indeſſen ſchon ſeine Pelzmütze wieder aufgeſetzt; Arania verſorgte beide mit Pelzſtiefeln und andren wärmenden Kleidungsſtücken und gab ihnen Rum und Brot

mit, um ſich oder andere, die es bedurften, zu laben. Sie gingen und verſprachen in einer Stunde zurückzukehren.

Die Stadt bot ein ſchreckenvolles Schauſpiel dar; vor den Magazinen, vor den Krankenhäuſern waren die bejammernswerthen Flüchtlinge verſammelt und umlagerten die Thüren, die ihnen die Strenge des Befehls verſchloſſen hielt. Geheul, Flüche und Gebete ſchallten durcheinander; die Bewohner bargen ſich in ihren ſichern Häuſern und ſchloſſen ſich furchtſam ein. Denn freilich glichen die Ankommenden von Rauch und Erde geſchwärzt, mit dem hohlen Blick der Angſt und des Hungers, einer Schaar grauſenvoller Geſpenſter, die ſich gleich Harpyen mit ekler Gier auf Speiſe, Trank und alles, was ein wohnlich behagliches Leben verrieth, zu ſtürzen drohten. Wo man ihnen mitleidig eine Pforte geöffnet hatte, da mußte man es ſchnell bereuen, denn es gab kein Maaß mehr, ſie drangen ein wie durchbrechende Waſſerfluthen und, nur von dem Stachel der Pein getrieben, hatten ſie auch jedes Gefühl des Dankes, der Schonung verloren. Wie der Fluch überall waltete, wohin dieſes Heer ſeinen Fuß ſetzte, ſo auch hier; die Rettung war da, das Ziel des Jammers erreicht, aber mit grauſamem Hohn lauerte das Schickſal gerade hier am tückiſchſten auf. Es riß den Unglückſeligen den Becher der Erquickung von den Lippen, eben da ſie ihn berührten, und ließ ſie in furchtbarer Folter verſchmachten.

Vergeblich irrten Ludwig und Bernhard durch dieſes Getümmel hin, wo keiner ſich mehr um den andern bekümmerte, ſondern Jeder nur mit blinder Wuth die Rettung ertrotzen wollte; vergeblich riefen ſie Raſinski's und Jaromir's Namen laut durch die Gaſſen — ſie entdeckten keine Spur von ihnen.

So ſollten denn auch ſie dieſe ſchneidende Verhöhnung

des Geſchicks erfahren, den edelſten Freund, der ihr Schutz und Retter in tauſend Gefahren des ſtürmiſchen Meeres geweſen, am ſichern Ufer zu verlieren, wo ſie freudig dankbar in ſeine Arme ſinken wollten! Hoffnungslos wandten ſie endlich die Schritte wieder zurück nach ihrer Wohnung, denn auch die eigne Kraft verließ ſie. Durch lange Gaſſen voll erſtarrter Leichen, die an den Häuſern lagen, an deren Pforten ſie vergeblich geklopft, mußten ſie den Heimweg ſuchen. Noch immer wuchs der Ingrimm des Winters; wer ſich wenige Sekunden willenlos hingab, lag erwürgt von ſeiner verſteinernden Umſtrickung.

So waren die Gaſſen, die noch kurz zuvor von Jammer und Wuthgeſchrei hallten, bald zu öden Kirchhöfen geworden, wo keine Spur des Lebens mehr ſich regte, und der Tritt ſchauerlich widerhallte. Mit unnennbarem Schmerz und Grauen in der Bruſt näherten ſich die Freunde dem Hauſe. Keiner ſprach, keiner geſtand dem andern, was er fürchtete, Keiner wagte eine Frage. — Schon waren ſie der Schwelle ganz nahe, als ſie einen mit Poſtpferden wohl beſpannten Schlitten in das Thor fahren ſahen. Voll Erſtaunen über dieſe Erſcheinung, die ſie ſeit Monaten nicht gehabt, und die ihnen vollends jetzt in dieſer Stadt des Entſetzens auffiel, richteten ſie ihre Blicke dahin.

Plötzlich rief Bernhard aus: „Allmächtiger Himmel! Ich werde wahnſinnig oder ſehe Geiſter! Es iſt Marie!“ Er packte Ludwig mit krampfhafter Wildheit am Arm und deutete vorgebeugt, heftig zitternd hinüber nach einer weiblichen Geſtalt, die mit eben zurückgeſchlagenem Schleier aus dem geöffneten Schlittenfenſter blickte. Kaum wurde Ludwig ihrer anſichtig, als auch er das geliebte Antlitz erkannte und mit dem Ruf: „Schweſter, Schweſter!“ ihr mit wankenden Füßen entgegen zu eilen verſuchte. Doch es war un-

möglich, die Kräfte verließen ihn; auch Bernhard ſtand wie an den Boden gefeſſelt und ſchlang die Arme um den Freund, kaum wiſſend, ob er ſich oder ihn aufrecht erhalten wolle. „Schweſter! — Marie!“ tönte ihr Ruf noch einmal, und jetzt erſt hörte ſie ihn. Sie ſtieß einen lauten Schrei des Schreckens und der Freude aus, die Thür des Schlittens flog auf, und noch ehe die Pferde ſtanden ſprang ſie hinab, ſank in die Kniee, raffte ſich wieder auf und ſtürzte betäubt und athemlos den offenen Armen des Bruders entgegen.

Sprachlos hingen die Geſchwiſter aneinander und konnten ſich nicht faſſen in ihrer Liebe, ihrem Glück. Vor Bernhard's Auge wurde es dunkel, ein trüber Thränenſchleier verhüllte es; er wandte ſich ab und weinte, bezwungen von tiefſter Wehmuth. Heftig riß er ſich endlich auf und ſprach: „ich habe ja auch eine Schweſter und kann in ihren Armen glücklich ſein!“

Er wollte ſich raſch umwenden und hineineilen. Da trat Marie vor ihn wie ein holdes Engelsbild und ſprach ſanft anredend ſeinen Namen. Er blickte auf; in ihren Augen ſtanden ſelige Thränen, ein verklärender Schmerz veredelte ihre Züge, die Lippe flüſterte nur leiſe, weil die Wallungen der Bruſt ihr die Stimme raubten: „Bernhard, lieber Freund“ — Er ergriff ihre dargebotene Hand; — die Minute war übermächtig, wie mit unſichtbarer Gewalt drängte es ihn, das ſüße Weſen in ſeine Arme zu ziehen, es zu umfaſſen und unauflöslich am Herzen zu halten. Doch ein Blick auf ihr jungfräuliches Antlitz, in dem heiliges Vertrauen und zarte Scheu zugleich wohnten, ließ ihn vor ſeinem Ungeſtüm zurückbeben, und er bezwang ſich mit männlicher Kraft. Sanft drückte er die Lippe auf ihre Hand und ſprach dann: „Marie! auch ich habe eine Schweſter gefunden. O, ich bin jetzt ganz umgewandelt!“

Sie wollte seine Worte erwidern, als er sich selbst durch den erstaunten Ausruf: „Wie? die Gräfin!“ unterbrach, und alle Schrecken und Schmerzen zugleich empfand, welche ihre Erscheinung in diesem Augenblicke erwecken mußte.

Die Gräfin hatte bei Mariens Ruf und ihrem Entellen sogleich anhalten lassen, und folgte ihr mit Lodoiska, diese Letztere war vom freudig überraschenden Schreck so ergriffen, daß sie sich nur zitternd, mühsam von ihrer mütterlichen Freundin geführt, zu nähern vermochte.

„O Freund! Wie sehen wir uns wieder!“ sprach die Gräfin bewegt, doch mit Fassung; bezog aber dieses wie nur auf die allgemeinen Verhältnisse. „Sagen Sie mir schnell,“ fuhr sie fort, „was wissen Sie von meinem Bruder, von Jaromir“ —

„Sie wanderten mit uns hier ein,“ unterbrach Bernhard die Fragende schnell, damit sie nicht auch Boleslavs Namen nennen solle; „doch im Gedränge verloren wir einander. Aber folgen Sie uns; wir haben hier ein Obdach für Sie. Die Stadt ist überfüllt mit Soldaten; Sie möchten schwerlich ein Unterkommen finden!“

Die Gräfin nahm Bernhards Anerbieten sogleich an, doch warf sie einen unruhigen Blick auf ihn und Ludwig, deren Züge keine Freude ausdrückten. Lodoiska's Auge hing angstvoll an Bernhards Lippen, während er sprach; eine Ahnung der Wahrheit schien sie zu durchbeben, denn sie wurde bleich wie der Schnee auf dem sie stand, als sie den Namen des Geliebten hörte.

Bernhard führte die Gräfin ins Haus, dessen Thür Xrinia, die die Kommenden aus dem Fenster bemerkt hatte, bereits öffnete. Ludwig folgte, die Schwester am Arme, an deren Seite Lodoiska mit wankenden Schritten ging. Voll Erstaunen erblickte Xrinia die fremden Damen und sah Bern-

hard fragend an, als wolle ſie ſagen, woher kommen dieſe, und wohin ſoll ich ſie beherbergen.

„Schläft die Fürſtin?“ fragte er.

„Sie iſt ſo erſchöpft daß ſie in tiefer Betäubung liegt,“ erwiderte Xrinia, „doch kann ich das nicht Schlaf nennen, denn ſie fährt oft verſtört empor, und ruft die Namen Jaromir, Raſinski.“

Bernhard erſchrak, denn dieſe Antwort enthüllte faſt Alles.

„Was bedeutet das?“ rief die Gräfin, „ich beſchwöre Sie, verhehlen Sie mir die Wahrheit nicht über meinen Bruder und Jaromir. Auf ihren Tod iſt unſere Seele längſt gefaßt, und wird das unvermeidliche ertragen. Dieſe Spannung der Angſt ſprengt meine Bruſt, wie ſoll Lodoiska ſie ertragen.“

Glücklicherweiſe war dieſe noch ſo weit zurück geblieben daß ſie das Geſpräch nicht vernommen hatte. Bernhard erwiderte leiſe: „Ich kann Ihnen die Angſt nicht erſparen, doch iſt meine Hoffnung größer als meine Furcht.“

Xrinia führte die Ankommenden in ein anderes Zimmer als das in welchem Bianca in ihrem Halbſchlummer lag.

Mit welcher Miſchung der Freude, des Glücks, der Angſt, des Erſtaunens, vernahmen die Frauen dort den flüchtigen Überblick der Schickſale und Gefahren, welche die Männer in dieſem furchtbarſten aller Kriege überſtanden hatten! Die Lippe zauderte von Boleslavs Tod zu ſprechen, doch endlich nahm Ludwig das Wort: „Einen unſrer nächſten Freunde hat das grauſame Schickſal doch unſeren Armen entriſſen. Boleslav fiel; er ſtarb einen Heldentod, — er ſtarb ſchön!“

Marie weinte ſanft in den Armen ihres Bruders, und barg ihr mildes Angeſicht an ſeiner Bruſt. Bernhard ſaß

finſter, das Haupt auf eine Hand geſtützt und ſtarrte auf den Boden. Lodoiska hörte die Nachricht mit bebender Bruſt und bleichen Lippen; nur kalte Thränen rollten über ihre Wangen. Waren es Ahnungen die ſie erfüllten, oder war es der Schmerz um den edlen Jüngling, der ſie ſtumm und treu geliebt, und dem ſie wenigſtens ein befreundetes Wohlwollen gewidmet hatte, — wer mag es entſcheiden? Die Gräfin war aufgeſtanden und ging, wie ſie bei groſen Erſchütterungen pflegte, heftig bewegt durch das Gemach. „O, Ihr ſeid glücklich," ſprach ſie ſchauernd, „denen die Laſt des Schmerzes noch in erleichternden Thränen von der Bruſt hinwegſchmilzt. Ich kann nicht weinen; mein Herz iſt erſtarrt unter der ehernen Hand des Geſchickes die es zermalmend faßt. Ich weine nicht, und ich will nicht weinen. Wahrheit, Gewißheit, iſt die einzige Gnade die ich noch von dem Allmächtigen zu erbitten weiß. Sagtet Ihr mir Alles über Raſinski und Jaromir?"

Ludwig zögerte zu antworten, denn von Jaromirs Wahnſinn hatten ſie geſchwiegen; doch Bernhard war entſchiedener. „Alles" ſprach er ſchnell, „was ſich in die wenigen Striche zuſammendrängen ließ, mit denen wir das Gemälde der ungeheuerſten Weltereigniſſe und der wunderbarſten, eigenen Schickſale zu zeichnen verſuchten." Die Gräfin ſtand wie das Marmorbild einer Minerva, unbeweglich, groß emporgerichtet. Ihr dunkles Auge blickte in die troſtloſe Zukunft hinaus, edler Gram ſchwebte um ihre Lippe, erhabener Ernſt auf ihrer Stirn; lange ſtand ſie ſchweigend und erſtarrt. Da hauchte endlich die Liebe ein ſanftes Lächeln über das edle Angeſicht gleich einem Sonnenblick der über die öde, nebelverhüllte Herbſtlandſchaft ſtreift. „Ich habe ja noch eine Tochter!" rief ſie, und breitete die Arme gegen die bleiche, zitternde Lodoiska aus, die ſich zuſammenbrechend an ihre

Bruſt warf. So hielten ſie ſich ſtumm umſchlungen und nur die beklemmten Athemzüge ihrer angſt- und ſchwerbelaſteten Bruſt waren hörbar in dieſen Minuten heilig-düſterer Grabesſtille.

Elftes Capitel.

Paul war nach Hauſe gekommen; ſeine Erzählungen von dem Zuſtande der Stadt, um den Bernhard ihn heimlich befragte, konnten wenig Troſt erwecken. Überdies brach die Nacht an; man mußte mit der Sonne des nächſten Tages die Wiederkehr der Hoffnung erwarten.

Die Frauen befanden ſich bei Bianca im Gemach, der Ludwig ſie jetzt zugeführt hatte. Welche glückſelige Stunden der Liebe, der Freundſchaft, des heiligſten Dankgefühls hätten ſie jetzt feiern können, wenn nicht dieſer jüngſte Schmerz um die Vermißten alle Herzen ſo tief zerriſſen hätte!

Um den Beſorgten wenigſtens einigen Troſt zu ſchaffen, und damit ſie die Nacht nicht in zu banger Spannung durchwachen möchten, beredete Bernhard den wohlwollenden Paul, den Zuſtand der Stadt günſtiger zu ſchildern, und führte ihn deshalb hinauf in Biancas Zimmer. Dort berichtete Paul der Gräfin, daß nur die erſte Verwirrung ſo ſchreckenvoll geweſen ſei, daß ſich jetzt ſchon Alles zu ordnen beginne, die Leute in den Häuſern der Bürger wohl aufgenommen der Ruhe pflegten, und morgen neu geſtärkt erwachen würden. Heut ſei das Wiederfinden eines Verlornen ſchon um deſſentwillen unmöglich, weil Jeder, der ein Obdach erreicht habe,

ſich dort der tiefſten Ruhe, die von allen Bedürfniſſen das dringendſte ſei, überlaſſe. Die Gräfin hörte dieſe Mittheilungen ſchweigend an; ſie ergab ſich in ihr Geſchick, doch drang kein belebender Hoffnungsſtral in ihre Bruſt.

Die unabweisbaren Rechte der irdiſchen Natur hatten ſich an den Übermüdeten geltend gemacht. Bernhard, Ludwig und Bianca lagen in feſtem Schlaf. Doch die Gräfin und Lodoiska wachten in bangem Schmerz; Marie theilte ihre Sorgen, und nicht allein aus innigſter Theilnahme der Freundſchaft, ſondern auch weil ihr Herz, wie mächtig ſie es bekämpft hatte, in ſtummer, heiliger Wehmuth noch immer für Raſinski ſchlug.

Paul und Arinia blieben theilnehmend wach, wiewohl ſie ſich beſcheiden von ihren Gäſten zurückzogen. In den Straßen der Stadt war es völlig ſtill geworden; auch nicht ein leiſer Laut ließ ſich vernehmen. — „Horch!" ſprach Paul plötzlich auffahrend zu Arinien, „war das nicht als ob Jemand ächze und wimmere? Wahrhaftig, ſchon wieder." Er öffnete ein Fenſter, und lehnte ſich lauſchend hinaus. „Es kommt von dort drüben aus der ſchmalen Gaſſe her, wo die Juden wohnen! — Mir iſt auch als ob ich ihre murmelnden Stimmen hörte." Beide horchten ängſtlich beobachtend auf. Nach einigen Augenblicke hörte man den dumpfen Schall eines ſchwer fallenden Körpers und zugleich einen kreiſchenden Laut des Jammers, der durch die ſtille Nacht herüberdrang. „Was iſt das?" rief Paul. „Was geht dort vor? Hörſt Du wie es jammert und winſelt! Sollten dieſe grimmigen Teufel" —

Eine männliche Stimme rief, laut wehklagend, um Hülfe. Arinia rang geängſtet die Hände. Plötzlich wurde die Thüre aufgeriſſen, und die Gräfin trat, ein Licht in der Hand, ein.

„Was bedeuten jene fürchterlichen Töne?“ fragte sie ahnungsvoll grausend. „Sie dringen schauerlich durch die Nacht; es klingt wie der Jammerlaut hülflos Sterbender. O geht, Freund, seht zu, was es giebt!“

Paul warf seinen Pelz über und griff nach einer Laterne. Doch Axinia hielt ihn ängstlich an und bat: „O geh nicht allein! Wer weiß, welche Gräuel sich dort begeben, und ob die Wüthenden nicht wieder Einen ums Leben bringen! Geh nicht allein.“

„Ich muß!“ rief Paul; „die Menschlichkeit gebietet es.“

„So wecke ich wenigstens die Herren, daß sie Dich begleiten,“ entgegnete Axinia.

„O laß den Entkräfteten doch ihren Schlummer; und wir kämen vielleicht zu spät!“

„Nein nein, sie sind ja angekleidet und liegen in ihren Pelzen,“ erwiderte Axinia rasch und eilte in das Nebengemach, wo Bernhard und Ludwig, da es an Betten im Hause mangelte, angekleidet auf dem Strohlager fest schliefen. Die kriegerische Gewohnheit war noch so lebendig in ihnen, daß sie auf den ersten Ruf emporsprangen und sogleich ermuntert waren.

„Wir begleiten Euch,“ rief Bernhard auf das erste Wort Pauls, und bereits hatte auch Ludwig die Pistolen ergriffen und den Hirschfänger umgeschnallt.

Paul ging mit der Laterne voran, der Gegend, aus der der Jammerruf ertönte, zu. Es war eine enge Seitengasse, die längs der Stadtmauer hinziehend, nur von Juden bewohnt wurde. Eben wollten sie in diese einbiegen, als eine feste Männerstimme sie von hinten her anrief: „Wer da, wer seid Ihr, was giebt's hier?“

„Rasinski!“ rief Ludwig beim ersten Laut, und als der Laternenschein des sich rasch umwendenden Paul auf das

Antlitz des Kommenden fiel, erkannte auch sein Auge den Freund.

„Rasinski! Du hier und am Leben!“ rief er außer sich und lag in seiner Umarmung.

„Ich habe Euch wieder, Euch die ich verloren gab! Und Ihr lebt! Bianca lebt?“

„Wir Alle, Alle,“ rief Bernhard und drängte sich zu der Umarmung. „Wir suchten Dich auf, aber vergeblich!“

„Ich Euch gleichfalls!“ erwiderte Rasinski.

Sie würden sich im Drange des Herzens ihre gegenseitigen Schicksale erzählt haben, wenn nicht eben wieder der jammernde Hülferuf aus der Gasse ertönt wäre. Rasinski entwand sich dabei sogleich den Armen Bernhards. „Diese Töne,“ rief er, „haben mich aus den Schlaf aufgejagt. Laßt uns jetzt zuerst der Hülfsbedürftigen gedenken.“

Paul mit der Laterne schritt voran, die Übrigen folgten. Die Gasse war eng und gekrümmt, so daß man nicht weit vorwärts blicken und daher auch nicht so bald gesehen werden konnte. Als man die erste Biegung erreichte, und der Lichtschimmer den vorgelegenen Raum erhellte, sahe man deutlich einige Gestalten, die aufgeschreckt zu flüchten schienen, an die Mauer gedrückt hineilen.

„Wer da?“ rief Rasinski russisch. „Steht oder ich schieße!“

Aber die Schatten flogen an der Mauer hin und glitten über den Schnee hinweg. Rasinski sprang hastig nach; doch er stolperte über einen im Wege liegenden Gegenstand, fiel, und im Fallen ging sein Pistol los. Ludwig und Bernhard waren ihm rasch gefolgt und wollten ihm emporhelfen, doch er rief ihnen zu: „Vorwärts, vorwärts, verfolgt nur die Flüchtenden.“

Sie eilten nach, sahen aber nur noch eine einzelne Gestalt

haſtig flüchten; ſie riefen ihr zu, zu ſtehen, doch vergeblich. Ein Schuß, den Bernhard that, ging fehl, doch da der Fliehende ſich unwillkürlich, oder weil er die Kugel pfeifen hörte, bückte, glitt er aus und fiel zu Boden. Ludwig packte ihn zuerſt.

„He! Wer ſeid Ihr?“ rief er den Verdächtigen, der eine Art von langem, ſchwarzem Kaftan trug, an „weshalb flüchtet Ihr?“

„Gott meiner Väter!“ bat der Fremde mit kläglichen Ton. „Habt Erbarmen gnädiger Herr! Was verfolgt Ihr einen armen Juden, da er dem Gräuel entfliehe!“

„Leuchtet her Paul,“ gebot Bernhard, der jetzt ebenfalls herbeigekommen war; „wir müſſen zuvor ſehen, was das für ein Geſchöpf iſt, das hier ſo angſtvoll um Erbarmen jammert. Es ſcheint nicht das beſte Gewiſſen zu haben.“

Paul hob die Laterne empor, daß der helle Schein derſelben auf das Geſicht des Juden fiel.

„Teufel! dieſe Larve ſollte ich kennen!“ rief Bernhard erſtaunt. „Wo habe ich denn dies vermälsdeite Geſicht ſchon geſehen? Freilich die lithauiſchen Rothbärte ſehen alle einander ähnlich! Aber ich glaube doch, Jude, Du biſt der Spion, mit dem wir noch eine Rechnung abzumachen haben, die ſeit fünf Monden läuft.“

Raſinski's Ruf unterbrach dieſe Worte. „Kommt hieher, Freunde,“ gebot er, „hier gilt es noch Hülfe zu bringen.“

Sie wendeten alle Drei um und zogen den Juden trotz ſeines Sträubens und Jammerns mit ſich fort.

„Seht hier das ſchauderhafteſte Verbrechen, was die Menſchheit erlebte,“ ſprach Raſinski bebend vor Zorn und Grauſen, als ſie näher traten; „leuchtet hierher! — Seht unſre Kameraden halb nackt herausgetrieben in dieſe Kälte, geplündert, erwürgt, aus den Fenſtern geſtürzt! — Ungeheuer,“ rief er mit furchtbarer Stimme den zitternden Ju-

den an, „wenn Du Schuld hieran trägſt, ſo laſſe ich Dich lebendig von Hunden zerreißen! Seht hier — hier liegen ſie. — Es iſt namenlos entſetzlich!“

In einem Winkel, wo ein Haus nur wenig hinter der Reihe der übrigen ſtand, ſah man acht Leichname, halb nackt, nur mit einem Hemd und etlichen zerlumpten Kleidern bedeckt, am Boden liegen. Auf einen dieſer Unglücklichen, der noch am Leben war, hatte Raſinski ſeinen Pelz geworfen, um ihn gegen die ſchneidende Kälte zu ſchützen.

Alle ſchauderten bei dieſem Anblick, an dem ſie zuvor in der Eile der Verfolgung vorübergeſtürzt waren.

„Gott Abrahams, ich hebe meine Rechte zu Dir auf, ich bin unſchuldig an dieſer That!“ rief der Jude. „Verflucht will ich ſein mit Kindern und Kindeskindern, wenn ich Antheil daran habe! Sollen mir doch die Raben lebendig die Augen aushacken, ſoll mein Fleiſch verdorren an meiner Hand, wenn mein Eid falſch iſt!“

„Er war unter den Mördern,“ ſtöhnte der Verwundete am Boden matt; „er wollte mir die Kehle abſchneiden, da der Sturz aus dem Fenſter mich nicht getödtet hatte, und ich um Hülfe rief. Nur Eure Ankunft wurde meine Rettung!“

„Scheuſal Du, entmenſchtes, grinſendes Scheuſal! Das unnennbare, grauſenvollſte Elend, das einem Teufel Thränen auspreſſen muß, konnte Dich nicht rühren!“ knirſchte Raſinski und erhob den Säbel über das Haupt des Juden, um ihm den Schädel zu ſpalten. Doch dieſer warf ſich in convulſiviſcher Angſt auf die Kniee und rief händeringend: „Gott Jehova, Erbarmen Herr Graf, Erbarmen!“

Ludwig war Raſinski in den Arm gefallen und hielt ihn zurück. „Beſudle Dich nicht mit dieſem Elenden,“ bat er dringend; „überlaß ihn dem allwaltenden Rächer!“

„Du haſt Recht, ich muß anders verfahren," erwiderte er ſchnell gefaßt. — „Wähnſt Du, ich erkenne Dich nicht!" ſprach er mit dem Ausdruck des tiefſten Abſcheus zu dem Juden, der ſeine Füße umklammerte. „Ich erkenne Dich wie Du mich erkanntеſt, feiler, erkaufter, elender Betrüger, der ſchon einmal der gerechten Rache entrann! Nichts könnte Dich retten, wenn nicht ſelbſt ein Ungeheuer wie Du ein Werkzeug des Himmels werden könnte. Ich weiß, der ganze Auswurf der Deinigen brütet hier Thaten der Hölle aus, zu denen die Megäre der Habgier Euch ſtachelt. Gehe denn hin und verkünde Deinen Mordgenoſſen, daß, wenn ich morgen hier in dieſen Häuſern auch nur einen Leichnam, nur eine Spur der Gewaltthat entdecke, ſo laſſe ich ſie alle in Aſche legen, und Eure Gebeine ſoll die Flamme vertilgen, und ich ſelbſt will den Säugling in die Gluth ſchleudern! Fort Ungeheuer! Doch zeichnen will ich Dich, daß Du nicht entkommſt!"

Bei dieſen Worten trat er ihm dreimal mit dem Fuß ins Antlitz, daß der Jude brüllend wie ein Thier aufheulte, und das Blut in den Schnee ſtrömte. Dennoch raffte er ſich auf und wankte mit Jammergeſchrei der nächſten Hausthür zu, an die er voll krampfhafter Angſt pochte und zu ſeinen Glaubensgenoſſen um Hülfe und Erbarmen rief.

„Helft mir dieſen Gemißhandelten hinwegtragen," bat Raſinski und wandte ſich zu dem Unglücklichen, der mit erſterbenden Gliedern noch lebend auf dem Schnee lag.

Sie hoben ihn empor. Sein jammervolles Stöhnen erfüllte die Lüfte; doch noch ehe ſie die große Straße erreicht hatten, verſtummte es, denn ſeine Lebenskraft war erſchöpft. „Dank Euch, Kameraden, es war zu ſpät!" das waren die letzten Worte, die ſeinen Lippen entflohen.

„Ein Grab kann ich Dir nicht ſchaffen," ſprach Ra-

ſinski finſter, während ſie den Leichnam auf den Boden niederlegten; „ruhe hier aus bei den Tauſenden, denen die grauſame Härte dieſes Bodens alles, ſelbſt die Grabſtätte, verweigert. Iſt es denn nicht genug, daß die Natur uns mit allen ihren Schrecken unerbittlich verfolgt? Muß auch noch der Menſch zur Hyäne werden, und in das Heiligthum des wehrloſen Schlafes einbrechen?"

Ludwig trat theilnehmend zu ihm. „Dir ſoll ein ſanfter Balſam des Troſtes auf dieſe Wunden werden," ſprach er; „wir haben Dir eine frohe Kunde zu bringen!"

„Ihr? Eine frohe Kunde?" fragte Raſinski faſt bitter betonend.

„Deine Schweſter und Lodoiska ſind uns nah — ſie ſind hier, in wenigen Minuten kannſt Du ſie umarmen."

„Meine Schweſter hier!" rief er mehr erſchreckend als freudig und ſah Ludwig ſinnend an. — „O Johanna, zu welchen Anblicke kommſt Du hieher! Alſo kannte man in Warſchau unſer Geſchick! — Ludwig, Ludwig, Deine Nachricht iſt ſo herb als ſüß! — Ich war nicht gefaßt, ſie jetzt zu ſehen! Und doch," ſetzte er weich hinzu, „daß ich ſie noch ſehe, welch ein unausſprechliches Glück iſt das für mich!"

Die Freunde führten ihn nach Pauls Hauſe; bevor ſie eintraten, ſtand Raſinski ſtill. — „Und Lodoiska begleitet ſie? Was ſollen wir der Armen ſagen! — Jaromir liegt in düſtren Träumen des Wahnſinnes, ſinnberaubt, raſend, — vielleicht ſchon erlöſt!"

„Und wäre ſie nur gekommen, ſeinen letzten Seufzer zu vernehmen," ſprach Ludwig aus innerſter Überzeugung, „dennoch würden ihr alle Schätze der Erde dieſes Glück im tiefſten Schmerz nicht aufwiegen. — Weißt Du denn aber, ob ihr Anblick nicht eine heilende, rettende Wunderkraft auf den Unglücklichen ausübt?"

„So oder ſo! Es muß getragen ſein; laßt uns ein männlich gefaßtes Antlitz zeigen.“ Mit dieſen Worten ſchritt Raſinski entſchloſſen die Stufen hinan, und die hohe Kraft des Muthes und des Duldens, thronte wieder auf ſeiner edlen Stirn. Indem er die Thür öffnen wollte, hielt er noch einmal inne und fragte Ludwig mit beklemmter Stimme, als zittre er vor dem Nein. „Iſt auch Deine Schweſter hier?“

„Auch ſie,“ entgegnete dieſer.

Das Dunkel verbarg den Schmerz, der über ſein Angeſicht zuckte, und Niemand gewährte die fliegende Röthe, welche die Nähe dieſes holden Weſens auf ſeine gramgebleichte Wange hauchte. Da er keinem der Freunde das Geheimniß ſeiner tiefſten Bruſt eröffnet hatte, ahnte auch keiner ſeine innerſte Erſchütterung. Er beſiegte ſie durch die mächtige Herrſchaft des Willens, mit der er ſeinem ganzen Leben gebot.

„Laß mich zuerſt eintreten,“ bat Bernhard; „Dein Anblick könnte die Frauen zu heftig überraſchen.“

„Meine Schweſter nicht,“ erwiderte Raſinski, „doch die jüngern Mädchen vielleicht. Geh denn und erzähle, daß Ihr mich gefunden.“

Bernhard trat zu der Gräfin ein; einige Augenblicke darnach öffnete er Raſinski die Thür. Lodoiska flog mit einem lauten Schrei auf ihn zu und ſank, das Antlitz verbergend, an ſeine Bruſt; er hielt ſie mit der Rechten innig umfaßt. Die Schweſter trat bebend zu ihm, lehnte ſich, von ſeinem linken Arm feſt umſchlungen, gegen ſeine Schulter und ergoß Schmerz und Liebe in einen ſtummen, thränenloſen Kuß. Marie blieb beklommen, leiſe weinend im Hintergrunde ſtehen.

„Schweſter," ſprach Raſinski nach langer tiefer Stille und löſte die Umarmung.

„So müſſen wir uns wiederſehen," rief ſie mit einem Ton des Schmerzes aus, der in die tiefſte Seele drang. — „So!" — Und als ſei die düſtre Wolke der beklemmenden Angſt mit dieſem Ausruf zerriſſen, athmete ſie jetzt freier auf, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Tröſte Dich, Du Edle, über das Grab hinaus reicht kein Schmerz," ſprach Raſinski mit jener Stärke, die ſelbſt der Hoffnung zu entſagen vermag. „So lange werden wir's zu tragen wiſſen. — Aber Du Arme," wandte er ſich jetzt mitleidsvoll zu der bleichen, zitternden Loboiska, die in ſeinen Armen hing und ohne Bernhards ſanfte Unterſtützung längſt in die Kniee geſunken wäre, „was ſoll ich Dir für Troſt bringen? Du biſt noch ſo jung, Du haſt eine zu lange Bahn vor Dir!"

Sie hing mit forſchenden Blicken voller Angſt an ſeinen Lippen; doch gewann ſie nicht die Kraft zu einer Frage nach Jaromir.

„Ich verſtehe Dich, holdes Kind," ſprach er mit gerührtem Ton; „Du fragſt nach Jaromir? Loboiska, Du biſt eine Tochter Polens. Feſtigkeit im Schmerz muß Dein Erbtheil ſein, denn wir werden geſäugt mit Gram und genähret mit Kummer. Du ſollſt die Wahrheit hören. Dein Freund lebt, aber er iſt krank, ſchwer erkrankt, düſtre Fieberträume verſchleiern ſeine Seele! — Bereite Dich, ihn zu verlieren!"

Ihre Bruſt flog von heftigen Athemzügen, endlich brachte ſie mühſam die Worte hervor: „Wo iſt er? — Laßt mich zu ihm!"

„Morgen, liebſtes Herz," beruhigte ſie Raſinski; „jetzt mitten in der Nacht iſt es unmöglich!"

Aber als durchdränge ſie ein höherer Geiſt mit plötzlich neu erſchaffender Kraft, rief ſie aus: „Morgen! Morgen! Und ſein Leben hängt an der Minute! Vielleicht haucht er in der nächſten Stunde den letzten Athemzug aus. Und ich ſoll warten, dieſe ewige Nacht hindurch? — O Mutter, Mutter, Du kennſt mein Herz, Du weißt, ob es möglich iſt, ob ich nicht erliege in Angſt und unnennbaren Qualen. — Mutter hilf Du mir ihn erbitten!“

Flehend hob ſie die ſchönen Arme zu der Gräfin empor, wankte zu ihr hin, und ſank vor ihr nieder, mit dem Haupt in ihren Schooß.

Jetzt trat auch Marie ſchüchtern näher und redete Raſinski an. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Mein erſtes Wort ſei die Unterſtützung ihrer Bitte. Sie liebt, und ein liebendes Herz muß brechen auf ſolcher Folter.“ Die letzten Worte waren kaum vernehmbar.

„Marie!“ erwiderte Raſinski mit einem unnachahmlichen Ton der Stimme, in dem ſeine männliche Kraft zuſammenzubrechen ſchien, „Marie! — Beim allmächtigen Gott,“ rief er endlich mit jener heftigen Anſtrengung, durch die er ſich gewaltſam wieder emporzureißen ſuchte, wenn das Gefühl die Klarheit ſeines Thuns zu überwältigen drohte; „beim Allmächtigen, ich vermag nichts. Jaromir liegt im Lazareth. Nachts wird Keinem dort die Pforte geöffnet; ſonſt würde ich die Arme ja ſogleich ſelbſt zu ihm führen. Aber ich müßte den Marſchall im Schlafe aufſtören, müßte —“

„In welchem Lazareth liegt der Kranke, von dem Sie ſprechen, Herr Graf?“ fragte Paul raſch.

„Hier gleich am Thore, zur Linken in dem großen Gebäude.“

„Dazu hab ich die Schlüſſel,“ fiel Paul freudig ein; „ich führe die junge Gräfin ſogleich ſelbſt dahin.“

„Dank der Mutter Maria," rief Lodoiska aufſpringend; „Dank, heißer Dank — ſo ſoll ich ihn noch einmal ſehen!"

„Ich begleite Dich," ſprach Raſinski feſt entſchloſſen.

„Und ich," fiel die Gräfin ein. „Wir alle," ſprach Marie voll ſchweſterlicher Theinahme.

„Nein Marie," erwiderte Raſinski mild verweiſend; „der Gang iſt nicht leicht und nicht erfreulich. Wir müſſen ihn allein thun, ich beſtehe darauf."

Es währte nicht zwei Minuten, bis die Gräfin und Lodoiska zu dem traurigen Wege gerüſtet waren. Raſinski drang auch darauf, daß Ludwig und Bernhard zurückbleiben ſollten; dieſe dagegen forderten, daß er ſich die nothwendige Ruhe gönnen ſolle.

„Handelt zum letzten male nach meinem Befehl," ſprach er endlich ſanft, aber gebietend. „Ihr bleibt zum Schutz des Hauſes; ich muß der Führer der Unglückſeligen ſein, da ſonſt Niemand ſeine Lagerſtätte auffindet."

Sie gingen durch die düſtre Winternacht hinaus.

Viertes Capitel.

„Das koloſſale, alterthümliche, ſchwerfällige Gebäude, in dem die Kranken und Verwundeten lagen, war vormals ein Kloſter geweſen. Mit ſeinen düſtren Umriſſen auf den Nachthimmel gezeichnet, ſtand es ſchauerlich vor den Ankommenden.

„Ungern öffne ich dieſes Haus," ſprach Paul, „denn es ſieht keiner Stätte der Pflege und des Mitleids ähnlich. An

Allem iſt hier Mangel, oft ſogar an der nothwendigſten Nahrung, an Stroh zum dürftigen Lager! Die Ärzte wechſeln ſchnell, und die wenigen jungen Leute, die man uns läßt, zeigen ſich kaum, weil ſie ſehen, daß doch Alles vergeblich iſt und ihre Kunſt nur das Elend verlängert. Darum vermeiden ſie den gräßlichen Anblick. Nicht einmal gehörig erwärmt können die alten Gewölbe werden, ſo daß bei dieſer ſtrengen Kälte der Brand gleich in die meiſten Wunden tritt und die Unglücklichen hinwegrafft. Das Haus iſt nur ein großer Sarg, in den die Lebendigen gelegt werden."

Während dieſer Worte hatte er mit ſeinen ſchweren Schlüſſeln das Thor geöffnet, und mühſam, auf den Angeln kreiſchend, wurden die Flügel aufgedreht.

„Iſt denn über Nacht kein einziger Wärter hier?" fragte die Gräfin ſchauernd.

„Keiner," erwiderte Paul, „es iſt kein Raum. Hier müſſen immer die Todten den Lebenden die Stätte überlaſſen, ehe das Bett eines Verſtorbenen noch erkaltet iſt, nimmt es oft ſchon einen neuen Gaſt auf."

Lodoiska ſchwieg; ſie weinte auch nicht, ſondern zitterte nur wie im heftigſten Fieber.

Man ſtieg die halb verfallenen Steintreppen hinauf und ging einen langen dunklen Kreuzgang hinunter.

„Hier am Ende des Ganges in dem letzten Gewölbe rechts zur Seite fand ich eine Lagerſtatt für ihn," ſprach Raſinski; „dorthin führt uns, mein Freund!"

„Dort liegt er?" fragte Paul mit erſchrecktem Erſtaunen.

„Warum betont Ihr das ſo?"

„Hm! Das Gewölbe iſt wüſt und kalt; es liegt grade nach der Nordſeite hinaus."

„Es war kein anderer Raum mehr zu finden, und der

Arzt, den ich dort traf, verſprach mir pünktliche Sorge für den Kranken zu tragen."

„Ich glaub's ſchon!" erwiderte Paul, aber in einem Ton, als denke er das Gegentheil.

Die Schritte der Wandernden hallten in dem öden Gange wieder; man hörte keinen Laut, als zu beiden Seiten bisweilen ein dumpfes Wimmern und Stöhnen, das um ſo ſchauerlicher war, als es geheimnißvoll aus den Mauern ſelbſt zu dringen ſchien.

„Hier," ſprach Paul und öffnete eine Thür.

Selbſt Raſinski ſchauderte, als er jetzt in dieſen Aufenthalt des Grauſens trat, den er am Tage wählen mußte, um nur ein Obdach für Jaromir zu finden; denn ſeit dieſer von Blanca getrennt war, fiel er zuerſt in ein heftiges Raſen, und dann in eine finſtere, todtesmatte Abſpannung, bei der er ſich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten vermochte. — — Jetzt, um Mitternacht, war dieſe grauſe Höhle faſt zu ſchauerlich, ſelbſt für einen Bewußtloſen. Eine einzige, trübe, flackernde Lampe erfüllte den Raum mit halbdunklem Schimmer. Ringsum lagen auf ſpärlichem Stroh kaum bedeckte Elende, theils mit entſetzlichen Wunden, oder grauſenvoll verſtümmelt, theils vom Jammer bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Tief ſchweres Athmen, dumpfes Röcheln waren die einzigen Laute, die man vernahm. Ein eiſiger Hauch wehte durch das Gewölbe; denn die Fenſter waren zum Theil zerbrochen, ſo daß Eis und Schnee wie wachſende Gletſcher eingedrungen waren, die faſt die Lagerſtätte der Unglücklichen berührten.

„Alſo hier!" ſprach Lodoiska, indem ſie eintrat, mit bebender Stimme, und das kalte Entſetzen rührte ihr an die Bruſt.

Paul leuchtete einigen Kranken mit der Laterne in's

Geſicht. Sie ſtarrten ihn mit gräßlich offenſtehenden Augen an, ohne eine Wimper zu rühren.

„Das ſind Todte, Freund," ſprach Raſinski ſchaudernd; „ſie ſind vor Froſt erſtarrt." Lodoiska hielt ſich wankend an die Gräfin.

Man mußte zwiſchen den Reihen der Gelagerten, dieſem grauſen Gemiſch von Leichen und Sterbenden hindurch, ſo daß der Fuß faſt über die Hülfloſen ſtrauchelte. Bebend am Arme Raſinski's hängend, ſchwebte die ſchöne Geſtalt Lodoiska's wie die eines tröſtenden Engels durch dieſe Räume der Verdammniß.

„Es war doch gut, daß wir Dich begleiteten, Kind," ſprach die Gräfin, die ſelbſt aller Kraft bedurfte, um ihre Faſſung zu behalten.

„Ich würde es auch allein gewagt haben, vertrauend auf den Beiſtand meiner Heiligen," erwiderte ſie mit einem frommen Blick gen Himmel. —

Paul erhob die Laterne und leuchtete nach einer dunklen Ecke hinüber, wohin noch kein Lichtſtral gedrungen war, weil die an der Decke brennende Lampe den Schatten eines breiten Pfeilers dahin warf.

„Dort liegt noch ein Kranker," ſprach er, und deutete mit dem Finger dahin.

„Allbarmherzige Mutter Gottes, das iſt er," rief Lodoiska entſetzt aus, daß der herzzerreißende Ton im Gewölbe erſchallte, und ſank betäubt in Raſinski's Arm zurück. Die düſtre Einſamkeit des Ortes ſchien zu erſchrecken über den Jammerlaut, der die ſchauerliche Stille zerriß. Raſinski umfaßte die Sinkende mit väterlichem Arm. „Ja, er iſt es," ſprach er mit tiefer Stimme; „er leidet ſchwer!"

Lodoiska's Betäubung dauerte nur einen Augenblick, dann gab ihr die Liebe neue Kräfte. „O laß mich zu ihm

an ſeinem Lager knien," bat ſie mit erſterbender Stimme; „o laß mich!"

Raſinski unterſtützte ihre wankenden Schritte; doch mußte Paul erſt einige Leichname aus dem Wege räumen, damit man bis zu Jaromirs Strohlager herankommen konnte.

Er lag in ſeinen Mantel dicht eingehüllt; als er das Licht erblickte richtete er ſich empor. Starr, den ſtillen Wahnſinn im Blick, heftete er das Auge darauf; eine fliegende Fiebergluth röthete die abgezehrte, bleiche Wange; er griff mit der Hand der Flamme entgegen.

Die entſchloſſene Gräfin trat grauend einen Schritt zurück. Iſt das der Jüngling, fragte es in ihr, der vor wenigen Monaten noch friſch wie der goldene Morgen blühte? — dieſes bleiche Gebilde des Grabes?

„Was wollt Ihr?" ſprach Jaromir langſam mit hohler Stimme. „Was kommt Ihr hinunter in meine Gruft? — Fort mit der Fackel!"

Lodoiska's Lippen verſchloß der lähmende Schmerz mit unzerreißbaren Banden; ſelbſt die Liebe erſtarrte bei dieſer entſetzlichen Prüfung, und vermochte die Feſſeln des Grauens nicht zu ſprengen.

„Jaromir! Faſſe Dich! Sei ein Mann! Erkenne uns!" redete Raſinski den Unglücklichen an und berührte ihn mit ſeiner lebenswarmen Hand.

Man ſahe, wie des Jünglings wahnſinnige Betäubung mit dem Bewußtſein, das Raſinski's Anblick in ihm erweckte, rang; es arbeitete in ſeinen Zügen, ſich aus der grauenhaften Umſtrickung loszuwinden.

Endlich hatte Lodoiska den Kampf überwunden. Sie kniete zu dem Geliebten nieder, nahm ſeine Hand, blickte ihm in's Auge und fragte mit brechender Stimme: „Ja-

romir, erkennst Du mich nicht mehr? O, gieb mir nur ein Zeichen Deiner Liebe!"

Er fuhr sich mit der Hand zweimal über die Stirn, als wollte er einen schweren Schmerz oder Druck entfernen; dann leuchtete plötzlich ein flüchtiger Glanz in seinem erloschen Auge: „Lodoiska!" rief er aus und strebte die Arme zu erheben; doch vergebens, er athmete noch einmal aus tiefster Brust, dann brach der Körper zusammen, das Auge schloß sich, und er sank regungslos auf das Lager zurück.

„Hülfreiche Heilige, beschirme ihn, er stirbt!" rief Lodoiska und rang die Hände.

„Nein, nur die Freude hat ihn überwältigt," tröstete sie Rasinski. „Laßt uns seine Ohnmacht benutzen, um ihn von diesem Orte des Grausens zu entfernen."

„Freund, es wird eine Zeit der Vergeltung kommen," wandte er sich zu Paul. „Aber jetzo leiht mir noch Euren Beistand; helft mir den Unglücklichen bis in Eure Wohnung bringen. Hier muß ihn der Tod hinweg raffen."

Der redliche Paul war freudig bereit. „Gern, gern," rief er, „und es wird sich leicht machen. Auf dem Gange stehen Krankenbahren und in meinem Hause ist ja wohl noch ein Plätzchen offen."

Sie legten sogleich Hand an und trugen den Ohnmächtigen hinaus. Lodoiska schwankte am Arme der Mutter nach. Rüstig griffen Paul und Rasinski selbst die Bahre an; die Frauen trugen Sorge, den Kranken vorsichtig einzuhüllen.

Lodoiska fand Kraft und Fassung in sich, als die Liebe jetzo Pflichten von ihr forderte. Sorgsam wachend ging sie neben der Bahre und geleitete so den sterbenden Freund bis an die gastliche Stätte, wo so viele befreundete Gestalten statt jener Bilder des Entsetzens sein Lager umgaben.

Bald hatte man Pauls Wohnung erreicht; mit ſtummer Trauer empfingen die treuen Gefährten den bejammernswerthen Freund, und pflegend und wachend, wie Engel des Heils und Erbarmens, ſetzten ſich Marie und Lodoiska an der Bahre nieder, um die Nacht hindurch ſeiner zu warten.

Er lag in unruhigem Halbſchlaf und ſprach oft in ſeiner Fieberverwirrung. Lodoiska's und Bianca's Namen nannte er am häufigſten. Einmal rief er: „Aliſette, Aliſette — fort, fort, Du ſchöne Schlange!"

Mit welchem Gefühl hörte die liebende Lodoiska dieſen Namen! Sie hatte ihm ſo rein, ſo völlig vergeben — ſie vergab auch der Verführerin! — O wenn ſie es vermocht hätte, ihm dieſen Troſt in die von glühenden Qualen gefolterte Bruſt zu flößen!

Marie war, übermüdet, in einem Lehnſeſſel in Schlummer geſunken.

Tiefe Nacht und Einſamkeit umgab die Liebende jetzo. Welch ein Augenblick der Seligkeit, wenn die furchtbar gähnende Kluft ſie nicht von ihm getrennt hätte, die ſich unüberſteiglich wie das Todtenreich aufthut, ſo wie das Band des hellen Bewußtſeins zerreißt.

Nur im heißen Gebet fand Lodoiska Hoffnung und Troſt. Sie kniete nieder und wandte Herz und Antlitz zum Himmel und flehte aus inbrünſtiger Seele: „O Allgütiger, nur noch einmal laß das helle Licht der Wahrheit in ſein Herz fallen! Führe ſeine Seele noch einmal zurück auf dieſe Erde, ſo ſchön und rein, wie ſie einſt in ihm wohnte! Ach, der Tod trennt ihn ja nicht ſo ſchrecklich von mir, als dieſes düſtre Gefängniß, in dem er gebunden liegt; denn haſt Du ihn hinweggenommen, ſo wohnt er im ewigen Licht bei Dir, und der Gedanke ſchwingt ſich tröſtend zu ihm auf. Jetzt aber hauſet er, wie ein Verdammter

in der Finſterniß; ſein Geiſt irrt im wilden Chaos und findet nirgend eine Stätte der Ruhe, des Troſtes! O, ſchließe ihn los von dieſen glühenden Banden, die ihn an den ſtarren Fels der Verdammniß ketten — o ſei milde, Du Allbarmherziger, und laß Dich dieſem namenloſen Jammer rühren!"

So lag ſie knieend und that fromme Gelübde der Buße, wenn ihr Erhörung würde.

Allgemach wich die unendliche Nacht, und ein grauer Schimmer der Dämmerung fiel in das Gemach.

Sie trat ans Fenſter. Der Himmel war hell; das Licht erbleichender Sterne blinkte noch mit letztem matten Glanze durch das tiefe Blau. Am ſüdöſtlichen Horizont glimmte ein röthlicher Schein und färbte das leichte Gewölk. Lodoiska ſtand in tiefes Sinnen verloren, und Thränen verdunkelten ihr Auge; aber ſie waren milde, ſie entquollen einem heiligen Vertrauen, das ihre Bruſt nach den fernen Qualen mit ſanfter wehmüthiger Hoffnung erfüllte. Sie wandte das Haupt nach dem Lager des Freundes. Er ſchlief ſtill und athmete ruhig; ja, ein Lächeln ſchwebte über ſeine Lippe, und der erſte dämmernde Roſenſchimmer des Tages fiel auf die blaſſen Wangen.

Es war nicht mehr die Betäubung des Wahnſinns, die ihn feſſelte, ſondern ein erquickender Schlaf, der der Erſchöpfung folgte.

„Heilige Mutter Gottes, umſchwebe Du ihn mit ſegnender Nähe," flehte Lodoiska und nahte ſich zitternd. Eine ſüße Beklemmung der Freude drang in ihr Herz, die Hoffnung dämmerte ihr auf, das Auge des Erwachenden werde die Geliebte erkennen. Mit zurückgehaltenem Athem über ihn gebeugt, lauſchte ſie auf den Hauch ſeiner Lippen, auf den Schlag ſeines Herzens. O, er genießt jetzt einer milden,

erquickenden Ruhe," rief sie innerlich jauchzend und sank in heißem Dankgefühle auf die Kniee vor sein Lager.

Die Morgenröthe erfüllte das Gemach mit mildem Duft; sie glänzte wieder von dem Angesichte des Schlummernden. Plötzlich schlug er das Auge auf und sprach matt: „Nun ist's vorüber!" Sein Blick war nicht mehr wild und verwirrt; ein sprachloses, seliges Staunen malte sich in seinen Zügen. Ein Himmel des Entzückens senkte sich in Lodoiskas Brust; doch mit heldenmüthiger Stärke bezwang sie sich, weil sie bebte, durch einen plötzlichen Ausbruch der Freude das zarte, neu gewobene Band des Bewußtseins wieder zu zerreißen. Zitternd blieb sie auf den Knieen liegen und fragte mit lispelndem Laute der Liebe: „Ist Dir besser, lieber Freund?"

Er faltete die Hände über die Brust, erhob das Haupt ein wenig und sprach leise, mit dem Tone schauernder Verehrung: „O, ich erkenne Dich, Du Heilige, von goldnem Himmelsglanze umflossen; Du bist nun eine Selige, und auch mir öffnen sich die Pforten des Friedens. — O reiche mir zum Zeichen der Versöhnung Deine Hand."

Er weilte noch unter seinen Traumgestalten, in denen er vor Allen Lodoiska gesehen; jetzt, wie sie, vom Morgenrothe umstrahlt, mit herabwallenden Locken vor ihm kniete, zogen die erblassenden Gebilde des Traumes, allmälig verschwimmend, in die Wirklichkeit hinüber, und er wähnte jenseit erwacht zu sein.

Sie reichte ihm die milde Hand und fragte mit dem süßen, brechenden Ton der Liebe, die in Thränen des Entzückens versiegt: „Erkennst Du mich endlich wieder? O, Du hast schwer geträumt! Ich bin es, mein Jaromir, lebend und wirklich, liebend und glückselig!"

„Heiliger Gott," stammelte er, „wo bin ich denn, wo

war ich — nein, nein, ihr furchtbaren Gespenster der Nacht, kehrt nicht wieder aus dem grausen Dunkel!“

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und blickte scheu seitwärts. Lodoiska, als wolle sie ihn an ihrer Brust vor den Schrecklichen verbergen, schlang liebend und zitternd den Armen um seinen Nacken und zog ihn, sanft küssend, an sich. „Nein, nein, Lieber,“ sprach sie mit schmelzendem Tone der Stimme, „fürchte nichts, Du lebst und ruhst an meinem Herzen; hier soll kein furchtbarer Traum Dich quälen.“

In seliger Trunkenheit drückte er das Antlitz an die Brust der Geliebten; und als seine Wange an ihrem Herzen ruhte und sein Ohr den pochenden Schlag vernahm, da erwachte er ganz wieder zur Wirklichkeit und Wahrheit, und zerrissen war der Schleier, der seine Seele finster umhüllte — zerrissen aber auch die letzten Banden des Lebens in dem zerstörten Körper!

Müde hob er das Antlitz zu der Geliebten empor, trank einen sehnsüchtigen Kuß von ihren Lippen und hauchte matt: „Nun weiß ich Alles! — Und Du vergiebst mir, Lodoiska?“

„Mein Herz kann nur lieben,“ rief sie, halb erstickt von dem hervorbrechenden Strome der Thränen.

Noch ahnte sie nicht, daß dieser Augenblick überdrängender Seligkeit ihr auch den Becher des tiefsten unerschöpflichen Schmerzes reichen sollte. Nur die höchste Anspannung aller Kräfte seiner Seele hielt das Leben noch in Jaromirs Brust zurück.

„O, Du wurdest edler, reiner, treuer geliebt als von mir,“ seufzte er schmerzlich. „Boleslav war Deiner werth! Die Lippe des Sterbenden übergab mir das heilige Ver-

mächtniß! — Nun werde ich dort frei zu ihm treten können!"

Nach diesen Worten sank er bleich zurück, und die Arme vermochten nicht mehr die Geliebte zu umfassen.

„Allerbarmende Mutter des Heilands," rief sie aus, als sie ihn erblassen sah, „er stirbt, er stirbt!"

Bei diesem angstvollen Rufe erwachte Marie; mit einem Blicke erkannte sie, was geschah, und eilte der Unglücklichen zum Troste herbei.

„Er stirbt, er stirbt, Marie!" rief diese nochmals und rang verzweifelnd die Hände.

Marie sah wohl, daß hier von menschlicher Hülfe nichts mehr zu erwarten sei. Sie gedachte daher eines Versprechens, das sie der Gräfin gestern in der Stille geben mußte, diese sogleich herbeizurufen, wenn sich etwas Bedenkliches ereignen sollte. „Ich werde die Mutter holen," entgegnete sie daher der Jammernden und eilte ins Nebenzimmer.

Sie fand die Gräfin schon erwacht und angekleidet und Rasinski bei ihr, der sehr bewegt schien. Ihr blasses Antlitz voller Thränen weissagte nichts Gutes.

„Was geschieht?" fragte die Gräfin.

„Ich fürchte, er stirbt," war ihre leise, mit einem bedeutsamen Winke gegebne Antwort, damit Lodoiska, deren Hoffnung sie aufrecht zu erhalten suchen wollte, sie nicht vernehmen solle. — Eilig und bestürzt traten Beide ein. Sie fanden die Unglückliche zärtlich über den Sterbenden gebeugt, seine Hände in den ihren haltend, die er im Gefühle des nahen Todes gesucht und sanft gefaßt hatte.

Noch erkannte er die Eintretenden, denn er lächelte ihnen mit den Augen zu; aber die Sprache fehlte ihm.

Durch Xrinia herbeigerufen, die im Vorderzimmer Lodoiskas schmerzlichen Ausruf gehört hatte, traten jetzt auch

Ludwig, Bernhard und Bianca ein und näherten sich dem Lager des Sterbenden. — Bianca hatte erst in der Frühe durch Bernhard erfahren, daß Rasinski wieder gefunden sei. Auf ihn ging sie daher zu, reichte ihm die Hand zur Begrüßung und lehnte sich schmerzvoll mit ihrem schönen weinenden Haupte an seine Brust. „Dich haben wir wieder," sprach sie, „aber doch — ein neues Opfer wird gefordert! — O, Freund!" — da erstarb ihre Stimme in Thränen, und sie mußte sich das Antlitz verhüllen.

Rasinski trat, in tiefster Seele gebrochen und erschüttert, aber doch mit heldenmüthiger Zusammenraffung, an das Lager seines jungen Freundes. „Mein Sohn, erkennst Du Deinen Vater nicht mehr? Mein Jaromir, erkennst Du Deine Waffenbrüder nicht?"

Das Auge des Sterbenden wandte sich der Stimme zu, und ein leises Lächeln schwebte über seine Lippe. Er bewegte die Rechte ein wenig, als wollte er sie gegen den, der ihm Vater, Bruder und Freund zugleich gewesen, ausstrecken. Rasinski ergriff sie, und Lodoiska ließ sie ihm willig.

Ein heiliges Schweigen herrschte rings umher, nur der unwillkürliche Laut der Schmerzen unterbrach die tiefe Stille. Da erhob sich die Brust des Sterbenden noch einmal und that einen tiefen Athemzug. „Lebt wohl, Freunde, Geliebte," seufzte er mühsam, dann trat ihn der Tod an, seine Lippe erbleichte, das Auge brach.

In stummem Jammer warf sich Lodoiska über den Todten und hielt ihn in unauflöslicher Umarmung.

Die Geschwisterpaare, welche das Sterbelager umstanden, hielten sich umfaßt, es war, als sollten sie Herz an Herz die Seele ausweinen!

Fünftes Capitel.

Da tönte in die hehre Stille der dumpf krachende Donnerschlag eines Kanonenschusses, so nahe, daß die Fenster des Gemachs klirrten.

„Was ist das?“ rief Rasinski und fuhr schlachtgewohnt empor.

Aber noch ehe er das Wort vollendet hatte, krachte die volle Lage einer Batterie, daß der Erdboden bebte.

„Heiliger Gott!“ rief die Gräfin, „so nahe sind wir dem Kampfe?“

Marie stand erblassend, denn sie war dieses Klanges noch ungewohnt.

„Ich muß hinaus,“ sprach Rasinski entschlossen, „wir sind angegriffen.“

„Wir begleiten Dich,“ rief Ludwig eben so rasch, und Bernhard sprang nach den Waffen, die auf einem Sessel lagen.

„Nein, nimmermehr,“ gebot Rasinski mit Hoheit. „Ihr habt in diesem Kampfe nichts mehr zu erfechten! Bleibt hier und behütet, was mir und Euch das Theuerste ist.“

„Wir lassen Dich nicht allein in's Gefecht,“ rief Ludwig heftig und wollte ihn aufhalten.

„Ihr sollt, Ihr müßt! Mich ruft die Flucht hinaus, Euch bindet sie hier,“ erwiderte Rasinski fest und wies Ludwig zurück.

„Nein, Du darfst uns das Recht, Dir zur Seite zu stehen, nicht nehmen,“ sprach Bernhard; „denn Du kannst den Vorwurf nicht von unsrer Seele wälzen, wenn Du bleibst, wo Freundesbeistand Dich gerettet hätte.“

Draußen ertönten die Trommeln mit furchtbarem Getöse in den engen Gassen. Wildes Geschrei, Kanonendonner, Trompetenschmettern hallten durcheinander, Volk und Soldaten liefen zusammen.

„Wenn Ihr je meinen Willen geachtet habt," rief Rasinski und richtete sich mit der ihm angebornen Würde empor, „so bleibt zurück. Gehorcht in dieser Minute mir zum letzten Male als Führer. Ich gebiete Euch, bleibt."

Die Frauen waren von Schmerz und Angst zu bewegt, um die neue Spannung, welche dieser edelmüthige Streit in ihnen hätte erzeugen müssen, in ihrer ganzen Kraft zu empfinden. Unbewußt ward ihnen die so oft eintretende Wohlthat strenger Schickungen, daß die von vielen Seiten zusammentreffenden Schläge einander selbst entkräften, weil die menschliche Brust, gleich einem Gefäße, nur für ein bestimmtes Maaß empfänglich ist. Mag der Strom der Verhängnisse dann noch so gewaltig darüber hinbrausen, er füllt es nicht höher an, sondern das Übermaaß des Schmerzes fluthet unempfunden überhin.

Marie allein, die der Tod Jaromirs nur mit entfernterem Antheil berühren konnte, theilte die bange Sorge um die Wendung dieses Streits ganz. Indem sie sah, wie der edle Mann, der ihr einst seine Liebe bot und die ihre gewann, sich jetzt in die Gefahr des Kampfes stürzen und muthig dem Tode für Ehre und Vaterland weihen wollte, flammte die tief verhüllte Gluth wieder in ihr empor, und sie zitterte für das theure Haupt.

Von diesem Gefühle getrieben trat sie zwischen die Männer. „Fordert der Kampf Sie denn auch jetzt noch?" fragte sie und blickte bittend zu Rasinski auf; „ist es noch Pflicht, sich dem Tode zu weihen, wo aus dem gänzlichen Schiffbruche nichts mehr zu retten ist? O bleiben auch Sie, daß nicht

die Stunde unſres Wiederſehens die des unausſprechlichſten Schmerzes werde, wenn —"

Hier brach ſie ab; ſie wagte nicht auszuſprechen, was ſie dachte und fürchtete.

„Marie!" rief Raſinski mit einer Stimme, die ſein ganzes Herz entfaltete, „Marie!" Er ſtand im heftigſten Kampfe mit ſich ſelbſt und blickte ſie ſchmerzvoll an. Es war ihm einen Augenblick, als ſei die eherne Scheidewand, die ſich zwiſchen ſie und ihn ſtellte, eingeſtürzt durch die Rieſengewalt der Verhängniſſe. Mit mächtigen Banden zog es ihn hinüber zu der holden Geſtalt, die der Genius ſeines Lebens ſein ſollte. Doch die Täuſchung dauerte nur eine Secunde. Die roſig goldnen Nebelſchleier zerriſſen, das duftige Gewölk verſchwebte, und die unerbittliche Wahrheit ſtand wieder in ihrer rauhen Majeſtät vor ihm, koloſſaler als jemals. Nichts war geändert; die trennende Kluft gähnte nur noch tiefer auf, als je zuvor. Er erkannte es und ſprach feſt, aber ſanft: „Nein, auch dieſe Bitte darf mich nicht halten! Lebt wohl! Ihr bleibt!"

Raſch riß er ſich los und eilte hinaus.

Marie ſchwankte wie betäubt zurück und ſank matt in die Arme des Bruders. Bernhards ſcharf blickendes Auge ſah ihr bis in das innerſte Herz; Raſinski hatte das Geheimniß ſeiner Bruſt mit einem einzigen Worte enthüllt.

Alſo er — und ſie, dachte er, und der Schmerz preßte ihm die Bruſt krampfhaft zuſammen. „O, er läßt uns die ſchwerere Pflicht!" rief er ausbrechend. „Wen die vollen Strudel des Lebens gepackt haben, der weiß, daß eine Schlacht ein luſtiges Schifferſtechen iſt, wo die Welle nur ſpielend gegen den Nachen ſchlägt!"

Ludwig verſtand den Freund nur halb, nur ſo weit er daſſelbe Gefühl theilen konnte. „Freilich kämpfen wir den ſchweren Kampf der Entſagung," entgegnete er; „doch auf

ſeinem groſsen Herzen laſtet das als ungeheurer Schmerz, was uns mit freiem Fittig erhebt. Darum kämpft er ſchwerer und männlicher als wir!“

„O,“ rief Marie aus, „o Ihr Lieben, fragt nicht, wer hier den tiefſten Kelch der Schmerzen leert! — Der Jammer iſt ein Meer geworden; die Fluth ſteigt über jedes Herz hinan!“

„Berge tief!“ warf Bernhard rauh und düſter hin; „es kommt auf etliche Thurmhöhen nicht mehr an.“ Es ſchüttelte ihn wie ein Fieberfroſt. — Die Entdeckung, daſs Marie ihr Herz einem Andern geweiht habe, war wie ein Fels auf ſeine Bruſt gefallen und hatte ſie zerſchmettert. — Er iſt der Edelſte, der Würdigſte, dachte er und ging heftig auf und ab; doch das kann mich nicht tröſten, es vernichtet mich nur deſto ſicherer, denn um ſo ferner verdrängt er mein Bild aus ihrer Seele! Und dieſe Liebe war der Leitſtern, dem ich folgte durch die finſtre Wüſte unſrer Wandrung! Sein mildes Licht allein gab mir Troſt — ich erreiche das Ziel, und er verſinkt, und es iſt finſtrer als zuvor!

In ſich verſunken, die ſtarren Blicke auf den Boden geheftet, ſtand er betäubt und ſah nicht, was um ihn her vorging. Da legte ſich ein Arm ſanft um ſeinen Nacken, und er fühlte eine Wange an der ſeinigen — es war Bianca.

„Schweſter!“ rief er mit erſtickter Stimme; „Schweſter! — Ja Du biſt mir geblieben!“

Marie mochte dunkel ahnen, was in ſeiner Seele vorging; vielleicht regten ſich auch in ihr neue verborgene Stimmen eines Gefühls, das ſie an Einem erſchöpft zu haben wähnte. Sanft, ja faſt demüthig, als habe ſie ein ſchweres Unrecht zu vergüten, trat ſie daher zu Bernhard und ſprach als Erwiderung auf ſeinen ſchmerzlichen Ausruf: „Auch wir, ſo hoffe ich, bleiben innig verbunden; der Bruder wird nicht

ganz vergessen, daß er einem Freund und eine Freundin besitzt, die ihm mehr als ihr Leben dankt!"

Bernhard blickte sie erstaunt an. Sie erhob zuerst die reine Hand gegen ihn und reichte sie ihm unbefangen dar: „O, ich weiß was Ludwigs Schwester seinem Freunde schuldet!" Ich denke, ich habe nun zwei Brüder, und — wir sind Schwestern!

Mit diesen letzten Worten wandte sie sich zu Bianca, die ihren liebevollen Arm schwesterlich öffnete.

Bernhard wollte antworten, doch zum ersten Male fehlte ihm die Sprache, so war sein Herz im Innersten erschüttert und wehmuthsvoll gebrochen. Sollte diese offne, herzlich gebotene Freundschaft und Verschwisterung seine Hoffnung beginnen oder enden? Er wußte es nicht, ja er wußte kaum, was er wünschen dürfe. Denn edel, wie er war, hätte ihn der Gedanke schon belastet, daß sein Glück nur aus fremdem Schmerze erblühen könne. Rasinski's edles trauerndes Bild stand vor ihm, und sein großmüthiges Herz empfand das Geschick des Freundes wie sein eignes.

Die Gräfin trat aus dem Hintergrunde des Gemachs, wo sie am Lager des Todten nur um Lodoiska beschäftigt gewesen war, hervor. Ihr Gang war langsam; man sahe es, diese hohe Gestalt trug sich nur mit Mühe aufrecht. „Mein Bruder ist hinaus," begann sie, weniger fragend als sich die Halbfrage selbst beantwortend; „er hätte sich doch seit jenem Abschiede bessern sollen. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen! — Denn zu hoffen hab ich verlernt!"

Sie stand bleich, aber königlich emporgerichtet, als weigre sie sich stolz der Schmach, ihren Nacken unter der Last des Geschicks zu beugen; doch perlte eine Thräne in ihren Wimpern und bedeckte das große, dunkle Auge mit feuchtem Schimmer. Marie und Bianca traten theilnehmend zu ihr; sie reichte ihnen die Hände und zog sie mild bewegt näher.

„O meine Töchter! Ihr seid jung; das Leben faßte Euch frühe mit rauher Hand an — aber es zerschmetterte Euch doch nicht so furchtbar wie diese Arme.“ — Hier deutete sie auf Lodoiska, die, einem Marmorbilde gleich, stumm an Jaromirs Lager saß und seine kalte Hand nicht ließ.

„Welch ein Geschick! — Hier ein erstarrender Schmerz, den keine Thräne erweichend schmilzt, und ringsum Verwüstung, Tod, Grauen, Entsetzen! Hört Ihr, wie der mordbegierige Donner rollt? O, er wird auch das edelste Haupt treffen, das so männlich dem Sturme getrotzt! Vielleicht können wir aus diesen Fenstern die schaudernden Zeugen sein, wenn ihn das zermalmende Erz niederschmettert!“

„O nimmermehr!“ unterbrach Marie sie weinend.

„Du weinst? Armes Kind! So wähnest Du den Grimm des Schicksales zu versöhnen? Erz wäre geschmolzen in meinen glühenden Thränen, doch die waltenden Mächte droben blieben unerweicht. Nein, nein! Wähne nicht, daß der Himmel das Flehen aus zerrissener Brust vernimmt! Er ist taub, undurchdringlich seine eherne Wölbung, Flüche und Gebete verhallen gleich ungehört im öden Weltenraum! — Und meint Ihr, wir hätten den Boden dieses Abgrundes erreicht? O wir können noch unermessen tiefer stürzen. Zum Jammer wird sich die Schmach fügen. Bald wird der Feind triumphiren! Vielleicht sehe ich den Bruder gebunden, verblutend hier vorüberschleppen, vielleicht auch diese Jünglinge, uns selbst! Denn ich bin eine Polin, und uns ist unerlöschlicher Haß, unvertilgbare Schmach geschworen. Doch eh ich diese zarten Hände,“ sie deutete auf Lodoiska, „in rauhe Banden geschnürt, ehe ich ihre keusche Schönheit der Tigerwuth barbarischer Schergen preisgegeben sehe, eher soll meine eigne Hand sie durchbohren! Eine polnische Mutter ist

nicht ſchwächer als ein römiſcher Vater — und ſie wird vor den Tod nicht zittern!"

Bebend hatte ſie vollendet; ihre überlaſtete Bruſt mußte ſich Luft machen. Sie athmete tief und erleichtert auf und ſank dann erſchöpft auf einen Seſſel.

Bianca trat zu ihr und umſchlang ſie mit tröſtender Liebe. „Nein, Du Edle," ſprach ſie aus feſter Überzeugung, „dahin ſoll es nicht kommen. Jetzt will ich es geltend machen, daß ich mich Rußlands Tochter nennen darf. Wer es auch ſei, der dieſe Stadt feindlich, im Sturme gewinne, ich will zu ihm, und er wird uns Schutz gewähren. So weit geht ſelbſt der Grimm des Krieges nicht. Es giebt kein Herz auf dieſer Erde, das kalt bei unſerm Schmerz bliebe. Auch die rauhen Männer dieſes Landes werden ſich rühren laſſen, und entwinden ihnen meine Bitten nicht das Schwert, ſo ſoll es mein Name thun. Ich habe das Recht ihn geltend zu machen noch nicht verloren!"

Indeß rückte das Getöſe des Kampfes näher und näher. Paul war hinausgeeilt, um zu ſehen von welcher Seite der Angriff geſchehe. Er kehrte jetzt athemlos wieder und berichtete: „Ein wilder Kampf entbrennt vor den Thoren. Ich ſah den Grafen mit dem Marſchall Ney flüchtenden Soldaten die Gewehre entreißen und nach der Mauer eilen, um den Feinde ſelbſt den Einzug ſtreitig zu machen. Auf dieſes Heldenbeiſpiel ſammelten ſich die Schaaren wieder und fochten, während die andern aus allen Thoren abziehen. — Schon iſt die Straße nach Memel mit Truppen bedeckt. — Noch wenige Stunden, und der Feind muß Herr in der Stadt ſein."

Er hatte kaum vollendet, als die Thür ſich raſch aufriß, und Raſinski hereinſtürzte.

„Allmächtiger Gott, mein Bruder!" rief die Gräfin und hing in ſeinen Armen.

Er blutetete an der Stirn; sein Gesicht war mit Pulverdampf geschwärzt, doch sein Auge flammte wie das des Löwen, der sich auf seinen Raub stürzt.

„Die dringendste Gefahr ist vorüber," rief er; „einen Augenblick gewann ich zum Abschied von Euch. In wenigen Minuten erwartet mich der Marschall wieder. — Bald werden die Russen die Stadt besetzen. Zur Flucht ist nicht mehr Raum; darum haltet Euch verborgen, bis der erste Sturm vorüber ist. Dann geh nach Warschau Schwester; dort wirst Du wieder von mir hören. Lebe wohl! — Euch meine Freunde," wandte er sich zu Bernhard und Ludwig, „rathe ich, nach Preußen zu gehen. Für Euch ist dies der nächste, sichere Aufenthalt. Unser Weg geht nun auseinander. Wir haben treulich mitsammen ausgedauert — lebt nun wohl."

Sie lagen in seinen Armen; er schämte sich der Thränen nicht, die sein männliches Antlitz benetzten, doch er blieb fest, denn er wollte es bleiben.

„Es muß geendet sein," sprach er nach einer heilig stillen Minute; „ich habe nicht mehr Zeit für alle meine Lieben! Auch Ihr lebt wohl, Ihr schönen Gestalten! Bianca — Marie!"

Bianca, die ihn wie einen Vater liebte, lehnte sich weinend an seine Brust; er küßte ihr die Stirn und legte segnend seine Hand auf ihr Haupt. „Du warst unser holder Schutzengel in namenloser Bedrängniß; Deine Nähe war mein Trost. Jetzt reißen uns rauhe Stürme auseinander — mögest Du von nun an nur sanfte Pfade wallen!"

Marie stand in schüchterner Ferne; Rasinski trat ihr einen Schritt näher. „Marie," redete er sie an, „wir sehen uns zum letzten Mal!"

Da nahmen Liebe und Schmerz sich ihr heiliges Recht, frei nur sich selber zu gehorchen. Im siegenden Gefühl ihrer

Berechtigung ſank Marie, hingegeben in Weh und Seligkeit, an das Herz des edlen Mannes, und ihre jungfräuliche Lippe hing an den ſeinigen.

„Mein warſt Du einen ſchönen Augenblick, Marie,“ ſprach er ſanft und löſte die Umarmung; „nun ſei ganz wieder Dein! Du hatteſt Recht, edles, ſchönes Herz; zwiſchen uns brauſt ein Strom, über den kein Steg führt als der der Schuld. Wohl uns, wir werden ihn nicht wandeln!“

Er legte die in Thränen Vergehende an das Herz des Bruders.

„Die Minuten ſind verronnen, ich muß fort!“ Entſchloſſen wandte er ſich raſch hinweg.

Da riß ſich Lodoiska aus ihrer dumpfen Erſtarrung auf; angſtvoll ſchmerzlich rief ſie: „Willſt Du mich vergeſſen!“ und wankte auf ihn zu.

Er fing die Niederſinkende in ſeine Arme auf. „Nein nein, Du holde, bleiche Roſe! Wie ſollte ich Dein vergeſſen!“ ſprach er weich, und drückte ſie mit väterlicher Zärtlichkeit an die Bruſt. „Aber Thränen habe ich nicht für Deinen Jammer — Thränen ſind zu arm!“

Sie hing ſprachlos in unzertrennlicher Umarmung an ſeinem Herzen; das reiche Haar wallte ihr aufgelöſt herab; feſter und feſter drückte ſie das Antlitz an ſeine väterliche Bruſt. Doch ermattet ſanken die Kniee unter ihr ein, das bleiche Haupt fiel zurück, und mit geſchloſſenen Augen, ruhte ſie leblos in Raſinski's Armen. Er ließ ſie ſanft auf einen Seſſel geleiten, drückte noch einen Kuß auf ihre Marmorſtirn und ging dann mit raſchen Schritten der Thür zu. Bernhard und Ludwig wollten ihm folgen, doch er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, rief überwältigt mit faſt erſtickter Stimme: „Es iſt genug!“ und eilte hinab.

Marie eilte ans Fenſter, um ihm noch einen Blick der Liebe nachzuſenden. Auf den Gaſſen ſtürzten Volk und Soldaten in wildem Getümmel durcheinander. Raſinski trat unter einen dichten Haufen und warf ſich mit dem Übergewicht ſeines herrſchenden Geiſtes ſogleich zum Führer auf. Den Säbel ziehend ſchritt er voran, nach dem Innern der Stadt zu. Vergeblich harrte Marie, daß er das Antlitz noch einmal zurück wenden ſolle.

Er that es nicht; die Brücke die ihn mit den lieblicheren Ufern des Lebens verband, hatte er jetzt hinter ſich abgeworfen und wandte nun auch ſelbſt das Auge nicht mehr zurück, denn ſich erweichender Sehnſucht fruchtlos hinzugeben war nicht in ſeiner Art. Der ſchweſterlichen Bruſt, den Armen der Freundſchaft, der Liebe hatte ihn ſeine ſtrenge Pflicht entriſſen; nun folgte er ihr allein und zeigte den Kriegern nur das ehrne, unerſchütterte Antlitz des Helden.

Der brauſende Strom des Kampfes führte ihn ſchnell hinweg und ſchlug mit kühlenden Wogen an ſeine Bruſt. Schon drang der Feind vor und griff die Stadt von allen Seiten an. Kanonendonner erſchütterte die Gebäude, Trommeln hallten in allen Gaſſen, Angſtgeſchrei der Weiber, Klageruf der Verwundeten theilte die Lüfte.

Der unnennbare Schmerz, der die Bruſt der Frauen ganz erfüllte, ließ der ſchwächeren Empfindung der Angſt keinen Raum. Lodoiska hörte kaum das brauſende Getümmel auf den Gaſſen, in ſo ſtarren Banden der Betäubung lag ihre Seele. Die Gräfin war auf jedes Äußerſte gefaßt, ſie hoffte und fürchtete nichts mehr; Bianca und Marie ſchloſſen ſich Troſt ſuchend an die Brüder an, die allein noch Raum zur Sorge in der Bruſt behielten, und den Gang des Gefechtes verfolgten.

Plötzlich krachten Flintenſchüſſe dicht vor dem Hauſe, und

ein wildes Gebrauſe von Stimmen erhob ſich. Bernhard ſprang ans Fenſter.

„Die Stadt muß umgangen ſein,“ rief er; „das ſind Koſacken, die hier hereinſprengen.“

In der That drang eine Abtheilung Koſacken in das Thor und griff eine kleine Schaar von Franzoſen, die eben durch daſſelbe den Ausgang aus der Stadt ſuchten, an. Doch dieſe ſetzten ſich, obwohl auseinandergeſprengt, entſchloſſen zur Wehr, und ſo wurde der Raum unmittelbar vor dem Hauſe zum Kampfplatze zwiſchen Einzelnen.

„Zieht Euch zurück in die Gemächer nach dem Hofe,“ bat Ludwig die Frauen; „wie leicht könnten hier Kugeln hereinſchlagen.“

„So darfſt auch Du hier nicht weilen,“ erwiderte Bianca; „wo Du bleibſt, bleiben auch wir.“

„Heiliger Gott ich ſehe Raſinski,“ rief Bernhard plötzlich, und gleich darauf ertönte eine ſtarke Musketenſalve.

Alle, ſelbſt Lodoiska, eilten auf Bernhards Ruf den Fenſtern zu. „Wo?“ fragte die Gräfin. „Wo iſt mein Bruder?“

„Dort, wo die geſchloſſene Infanterie anrückt, ſah ich ihn mitten im Pulverdampf zu Pferd,“ erwiderte Bernhard; „aber jetzt iſt er in der Wolke verſchwunden!“

„Allmächtiger Gott, breite deine Schwingen über ihn,“ betete Marie und warf ſich auf die Kniee.

„Da iſt er, da iſt er, jetzt ſprengt er hervor,“ tönte Bernhards freudiger Ruf.

„Wie kommt er aber zu Pferd?“ fragte Ludwig erſtaunt.

„Beute! Beute! Es iſt ein Koſackenpferd!“ antwortete Bernhard, und das Feuer der Kampfesluſt röthete ſeine Wangen. „Hinter ihm hält der Marſchall Ney. Siehſt Du dort? — Sie wollen hier durchbrechen!“

Die Frauen zitterten. Der Kampf tobte heftig; der er-

grimmte Tod hielt ſeine Senſe über die Streiter geſchwungen; die Wetterwolke des Verderbens ſchwebte dicht über der Scheitel des Theuerſten. Sie wollten ſich wegwenden von dem Anblick, doch ſie vermochten es nicht; ſtarr gefeſſelt hing das Auge an dem Geliebten, als könne es ihn ſchirmend bewachen.

Wie der Schlachtengott ſprengte Raſinski im Pulverdampf daher, die pelzverbrämte polniſche Mütze ſtolz auf dem Haupt, den Säbel geſchwungen."

„Vorwärts Kameraden, wir müſſen uns Bahn brechen," tönte ſeine mächtig gebietende Stimme, und ſelbſt den Frauen durchbebte ſie muthig das Herz.

Die Schaaren rückten geſchloſſen an, Raſinski auf ſcheubäumendem Roß vor ihnen her. Die Koſacken waren beſiegt, und irrten verwirrt durcheinander; ſie hätten ſich ſchleunig zur Flucht gewandt, wenn das Thor nicht durch die nach ihnen eindringenden Reiter geſperrt geweſen wäre. Der Marſchall Ney hielt weiter zurück in der Straße, und ordnete anrückende Maſſen. Raſinski ſah ſich ſcharf aufmerkend nach ihm um. Jetzt zog der Feldherr den Hut, und ſchwenkte ihn mit dem Federbuſch hoch über dem Haupte. Dies ſchien das verabredete Zeichen.

Er ritt von den vorderſten Reihen der Maſſe umgeben, vorwärts; die Reiter rückten geſchloſſen an. „Feuer!" erſcholl jetzt ſein Ruf, und die Salve krachte. Die Fenſter erbebten, die Frauen thaten einen lauten Schrei; die Straße lag in Wolkennacht des Pulverdampfs dicht eingehüllt, wildes Kampfgeſchrei der Krieger brauſte aus der ſchwarzen Tiefe herauf.

Ein Windſtoß zerriß das Gewölk. Da ſprengte Raſinski durch den hellen offnen Raum. Sein kräftiger Säbelhieb ſtürzte einen Koſacken vom Pferde, einen zweiten ſtreckte er mit dem Piſtol nieder. Über ihre Leichen hinweg, ſetzte ſein

muthiges Roß mit verwegenem Sprunge. „Vorwärts Kameraden," rief er halb zurückgewandt, „die Bahn iſt offen, brecht hindurch! Sie fliehen! Sieg! Sieg!"

Einen Blick warf er zu den Freunden und den bebenden Frauen am Fenſter empor, und winkte grüßend mit leuchtenden Augen hinauf. Dann ſtürzte er in das Gedränge der fliehenden Feinde, die Seinigen folgten ihm mit Jubelgeſchrei, und nach wenigen Augenblicken war er im Pulverdampf und brauſenden Getümmel verſchwunden.

Sechzehntes Buch.

Erstes Capitel.

Zwei Monden waren verflossen. Der furchtbare Sturm der so viele Lebensgeschicke in ihren tiefsten Tiefen erschüttert hatte, war endlich vorüber. Also auch dieses Maaß des Duldens und der Drangsale konnte erschöpft werden! Die finstren Gewölke verzogen sich, der Himmel lächelte milder, das Herz vermochte wieder an eine gnadenreiche Vorsehung zu glauben.

Ludwig und Bernhard hatten mit Bianca und Marie Königsberg erreicht, und dort endlich einen sichern Aufenthalt, den die Schrecken des Krieges nicht störten, gefunden.

Diese Zeit hatten ihren erschöpften Körper gestärkt, und begann auch die blutenden Wunden der Seele zu heilen.

Die Gräfin war, durch Biancas Vermittelung unter sichern Schutz gestellt, mit Lodoiska nach Warschau gegangen.

Der Schmerz um das Geschick dieser Unglückseligen, die Sorge und Theilnahme für Rasinski, der sich unermüdlich weiter treiben ließ, auf den Wellen des Kriegs, war die einzigen Schatten der Trauer, welche in das stille, glückliche Leben der Geschwister fielen, die das Schicksal auf so wunderbaren Wegen geführt und behütet hatte.

Welch eine Zeit der ſüßeſten Mittheilungen, wenngleich mit den wehmüthigſten Erinnerungen gemiſcht, lebten Ludwig und Maria jetzt mit einander! In den erſten Stunden ihres Wiederſehens wurden ſie von den Stürmen gewaltiger Ereigniſſe ſo umbrauſt, daß das Herz keine Muße fand, ſich dem ſanften Glück der Betrachtung zu weihen. Jetzt in den langen Winterabenden, wo ein trauliches Gemach vier treue, ſchöne Seelen vereinte, wurden alle Sorgen und Qualen ihnen ſüß belohnt. Ihr Geſpräch weilte gern bei der Vergangenheit, denn ſchon warf die aufſteigende Sonne der Zukunft roſige Strahlen auf die fliehenden Tage zurück; ja ſelbſt bei dem Grabe der Mutter weilten die Gedanken der Geſchwiſter gern, wenngleich eine heilige Wehmuth ſie bei der Erinnerung an dieſes ſanfte Herz, dieſe milde Hand, welche die Tage ihrer Jugend ſo treu geleitet hatte, durchdrang. —

Mit gerührter Freude ſah Ludwig die Freundſchaft zwiſchen Bianca und Maria blühen und wachſen; mit noch tieferem Gefühl des Dankes gewahrte er, daß Marias ſchweſterliche Theilnahme für Bernhard mit jedem Tage, wo ſein edles großes Herz ſich ihr weiter öffnete, wärmer und inniger wurde. In Bernhard war eine ernſte Umwandlung vorgegangen. Es wurde allmählig ruhiger und klarer in ihm. Wie edler Wein läuterte ſich die ſtürmiſche Gluth der Gährung zu einem klaren, dauernden Feuer. Schon die furchtbaren Kämpfe hatten die überſtrömende Fülle herber Kraft gemildert und eine ernſtere Ruhe der Betrachtung in ſein Herz geſenkt. Doch noch tiefer drang jetzt der reine Stral der Liebe in ſeine wogende, ungebändigte Bruſt ein, und ihre Wellen ebneten ſich, als trügen ſie Scheu, das heilige Bild ſeiner Verehrung getrübt zurückzuwerfen. Die beſänftigende Macht, mit der früher ſchon Biancas ſchweſterliche Nähe auf ihn wirkte,

über Marie jetzt in höherem Maaße. So tief und schmerzlich die Gluth in ihm brannte, er beherrſchte ſie männlich, als ſuche er Marias Liebe durch ſeine Beherrſchung und Entſagung zu verdienen. Er hatte in das innerſte Heiligthum ihrer Seele geblickt, und wie der Edle den Edlen leicht erräth und verſteht, ſo ahnte auch er alle die Kämpfe, die ſie beſtanden, und begriff, weshalb ſie gekämpft. Ihre vaterländiſche Begeiſterung, die jetzt in neuen, ſchönen Hoffnungen auflebte, kannte er, und wußte, welche Opfer ſie ihr zu bringen vermochte. Hoffnungen für ſeine Liebe wagte er nur entfernt zu nähren, doch er hatte die Gewißheit ihrer wärmſten Freundſchaft und darum wollte er jetzt nicht weiter in ſie dringen; denn er ehrte den Schmerz der noch immer ſtill blutenden Wunden ihrer Seele, die, durch die heilende Kraft der Entſagung kaum geſchloſſen, von der Hand des Schickſals jüngſt ſo grauſam wieder aufgeriſſen waren. Sie dankte ihm dieſe großmüthige Zurückhaltung mit innerſter Rührung, denn ihr war nicht verborgen, mit welchem Kampf er ſie errang.

Je ehrfurchtsvoller daher Bernhard zurücktrat, je näher mußte ſich Maria zu ihm gezogen, je heiliger ihm verpflichtet fühlen. Vielleicht hätte ſie es nicht über ſich vermocht, ſeiner heißeſten Bitte ihr Herz zu gewähren; doch da er ſtill und ſtreng entſagte, wandte ſie es ihm ſelbſt darbringend näher und inniger zu, und mit jedem Augenblick fühlte ſie die Pflicht ſtärker, deſſen Glück hingebend zu gründen, der es ihr ſo männlich edel zu opfern vermochte. Je mehr ihr die Liebe Pflicht wurde, je mehr wurde ihr die Pflicht Liebe. So entfaltete ſich die reine ſchönſte Blüthe edler Neigung, im warmen milden Straht der Dankbarkeit und höchſten Achtung. Nur noch der leiſe, zartgewebte Schleier ihrer jungfräulichen Scheu und ſeiner heiligen Ehrfurcht ver-

hüllte den liebenden Herzen das süßeste Geheimniß. Er wagte die Blüthe nicht zu berühren, die sich ihm mit schüchtern gesenktem Kelch entgegen neigte. In diesem schwebenden bangen Glück weilten jetzt ihre Herzen; doch still und unbemerkt zeitigt sich die köstliche Frucht; und prangt sie in vollendeter Fülle, so fällt sie, eine reine Gabe des Himmels beim leisesten Hauch günstiger Lüfte, wie von selbst in den offenen Schooß herab.

Die Saaten der Weltgeschichte reiften der Sichel golden entgegen; in derselben Sonne füllte sich die Purpurrose der Liebe.

Schon regte es sich mächtig in allen deutschen Herzen; man fühlte den ehernen Druck des Joches, das so lange auf dem Nacken gelastet hatte, einen Augenblick gelüftet und stolz und frei und hoffnungsgroß athmete die Brust auf.

Eines Abends, als die Geschwister im trauten Verein beisammen saßen, pochte es bei später Weile an die Thür. Sie öffnete sich auf Ludwigs Ruf. Arnheim trat ein. Ein Erröthen und Erblassen überflog Mariens Wangen als sie ihn erblickte. In diesem Augenblicke ahnte sie aus dem Unterschiede ihrer Gesinnung gegen ihn und gegen Bernhard ihre Liebe zu diesem. Der Kommende ging ihr, als der Einzigen, die er in diesem Kreise kannte, grüßend näher und redete sie an:

„Kaum traute ich meinen Augen, als ich Sie diesen Nachmittag in der Dämmerung hier am Fenster erblickte; ich erfuhr bald, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Erlauben Sie, daß ich meinen kühnen Besuch durch eine freudige Nachricht entschuldige, die ich grade Ihnen so schnell als möglich zu verkünden mich verpflichtet fühlte."

„Sein Sie in jedem Falle willkommen geheißen," erwiderte Marie, „und doppelt willkommen, wenn sie eine

freudige Kunde für unſer Vaterland bringen.“ Hierauf machte ſie ihn mit ihrem Bruder, mit Bianca und Bernhard bekannt.

„Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon in Warſchau von einem geheimen väterländiſchen Bündniß erzählte,“ begann Arnheim; „jetzt iſt es Zeit freier davon zu ſprechen, denn die Stunde, wo es Früchte tragen ſoll, iſt gekommen. Deutſchland wird aufſtehen in ſeiner Kraft; das ganze Volk ſoll zu den Waffen gerufen werden Preußen ſchreitet mächtig voran. Mein Vaterland iſt noch durch andere, hinterliſtig geknüpfte politiſche Bande gekettet; doch es iſt Hoffnung da, daß auch Öſtreich ſie gewaltſam zerreiße. Bis dahin, wo es als Freies und Ganzes auftreten will, begnügt es ſich, die Geſinnung der Einzelnen für die heilige Sache zu entflammen und ihre Entſchlüſſe zu unterſtützen. So bin ich ſeit einigen Wochen bereits aus dem Dienſt meines Kaiſers in den des Königs von Preußen getreten. Die Führer unſres Bundes hatten ſchon ſeit längerer Zeit die Weiſung erhalten, auf einen entſcheidenden Schritt des Königs vorbereitet zu ſein. Heut, vor einer Stunde iſt endlich die ſehnlich erwartete Nachricht eingetroffen, daß er geſchehen iſt. Preußens König redet mächtig zu ſeinem Volk; er ruft es herbei zum Kampfe für das Heiligthum des Heerdes, des Vaterlandes, der Freiheit. Ein heiliger Krieg entflammt ſich, wo die Völker ihre theuerſten, ſo lange mißkannten Rechte mit ihrem Blute wiedererringen werden; ein Krieg, der den Fallenden die Palme des Märtyrers, den Siegern die des ewigen Ruhmes reicht! So wird denn unſer Vaterland endlich erlöſt werden aus den Ketten der Schmach und des Elends! Dieſe ſtolze Freude hebt meine Bruſt und läßt mich, was ich an eignem Schmerz zu tragen habe über das groſe Glück des Ganzen vergeſſen.“

Er warf bei dieſen letzten Worten einen bedeutſamen Blick auf Marien, den dieſe nur zu wohl verſtand.

„Sie," fuhr er zu ihr gewendet fort, „habe ich als eine ſolche Tochter des Vaterlandes kennen gelernt, daß ich es, lächeln Sie nur, für eine heilbedeutende Fügung des Himmels hielt, Sie gerade in dieſem Augenblick unvermuthet wiederzufinden, wo ich Ihnen eine ſolche Botſchaft bringen konnte."

„O nehmen Sie meinen innigſten Dank," erwiderte Marie gerührt, und ein lichter Freudenglanz verklärte ihr Auge. „Welch eine Morgenröthe laſſen Ihre Worte an dem düſtren Himmel unſres Vaterlandes!"

„Und eine herrliche Sonne wird ſchimmernd aufgehen," rief Ludwig begeiſtert aus. „Jetzt, jetzt erſt kommen die Tage, wo ich frei und glücklich athme! Selbſt meine Liebe blüht erſt voll und duftend in dieſem neuen Licht! — O Bianca, bisher warſt Du eine Blüthe, deren Duft eine ſüße Frühlingsahnung in einen dunklen, beängſtigenden Kerker trug. Jetzt trifft uns der zitternde Morgenſtral! Er fällt auf mein Herz, wie auf Memnons Säule, daß es von wunderbaren Himmelsklängen tönt. Friſche Lüfte umſpielen Bruſt und Scheitel — der ſchwere Vorhang des Gewölkes zerreißt, und im Morgenglanz der Freiheit liegt die reiche Frühlingsflur, ſtralend in der Perlenfülle des klarſten Himmelsthaues! O Bianca, welche Tage brechen für uns an!"

Bernhard hatte ernſt, aber tief durchglüht und erwärmt Arnheims Botſchaft vernommen. „Ich trete in die Reihen der Kämpfer," ſprach er mit unwiderruflicher Entſchloſſenheit und reichte Arnheim die Hand.

„Und ich fechte an Deiner Seite," rief Ludwig feurig. „Jetzt werden wir erſt erfahren, mit welchem Gefühl ein Mann die Donner der Schlacht um ſich rollen hört! O!

nun ſegne ich das Jahr der Duldung, das wir überſtanden; denn es war unſre ſtrenge, lehrreiche Schule. Doppelt kann ich jetzt das Unrecht vergüten, das ich wider Willen dem Vaterlande zugefügt. Gehärtet in dem furchtbaren Kampfe, der hinter uns liegt, wagen wir das Dreifache für den, welchen die Zukunft uns bereitet. Nicht mehr Neulinge, erprobte Männer, geſtählt in Gefahren und Drangſalen, wiſſen wir jetzt unſer Schwert zu führen. O wahrlich, Schweſter, Du ſpracheſt wahr, der Roſenglanz des Morgenroths bricht durch die tiefſte Nacht!"

Bernhard ging, während Ludwig ſich ſeiner freien Begeiſtrung überließ, unruhig und gedankenvoll auf und nieder. „Ich fühle was geſchehen muß," begann er endlich, „und ein edles Gefühl hebt auch meine Bruſt. Aber Freude kann ich es nicht nennen. Thaten wir Unrecht an dem Kampfe dieſes Jahres Theil zu nehmen, war es unſre höhere Pflicht, das Haupt auf den Block zu legen und als wehrloſe Opfer der Argliſt zu fallen, ſo trifft uns jetzo auch die Nemeſis. Und ſie trifft ſchwer!"

Marie ahnte die Gedanken, die ſich in Bernhards Bruſt bewegten. Ludwig aber erwiderte: „Ich verſtehe Dich nicht Bernhard; welche Nemeſis ſiehſt Du in den Fügungen, die ich für die gnadenreichſten des Himmels halte?"

„Auch ich halte ſie dafür; doch haftet nicht für uns Beide ein ſchweres Geſchick daran? — Deine ſchöne Begeiſterung, Ludwig, hat Dich in trunkner Freude hingeriſſen. So muß ich Dir ſagen, was ich ſonſt von Dir, der Du immer beſſer geweſen, edler empfunden als ich, gehört hätte?"

„Vollende nicht," unterbrach ihn Ludwig ſchnell; „ich weiß, was Du ſagen willſt. Gewiß, dies Opfer wird ſchwer; es iſt der Ring des Polykrates, den wir ins Meer werfen müſſen."

„Ich verstehe Euch Beide," sprach Marie mit tiefer Rührung; „aber es muß sein, es muß, so bitter es ist. Und Rasinski wird der Erste sein, der Euren Entschluß anerkennt. Selbst groß gesinnt, empfindet er auch jedes Große wahr und unverfälscht; aber frei, offen müßt Ihr vor ihn treten. Durch Niemand anders, als durch Euch, erfahre er, daß ein Tag kommen kann, wo Ihr feindlich gerüstet einander gegenüber steht."

„So sei es," sprach Bernhard schnell; „wir schreiben ihm, so bald es entschieden ist, was wir thun."

„Das kann schnell geschehen sein," fiel Arnheim ein; „der Gang, der Sie zu Kämpfern für Deutschlands Freiheit machen soll, ist noch in dieser Stunde möglich."

„So gehen wir, denn es giebt keinen Grund des Säumens mehr für uns," erwiderte Bernhard entschlossen. —

Sie gingen. — —

Am nächsten Morgen enthielten die Zeitungen den Aufruf des Königs an sein Volk, den Aufruf vom dritten Februar des Jahres Eintausend achthundert und dreizehn. Der Sturm der Begeisterung wehte durch alle Herzen. Mit lautem Siegesruf strömten die deutschen Männer herbei zu den wehenden Bannern der auferstehenden Freiheit; Thränen der Freude glänzten in den Augen deutscher Jungfrauen, und ihre sanfte Brust hob sich stolz im vaterländischen Bewußtsein. Freudig sah die Mutter den Sohn, die Schwester den Bruder, die Braut den Geliebten dahin ziehen; jede bange Thräne zerrann in dem stolz wogenden Meer erhabener Freude, dessen Wellen im rosigen Morgenschein der Hoffnung leuchteten. O schöne Zeit, o golden stralende Aurora der Freiheit, die einen ewig heitren Frühlingshimmel über Deutschlands Fluren zu wölben versprach!

Bernhard und Ludwig waren in das Heer eingetreten;

der nächste Morgen schon erblickte sie neu in Waffen. Doch herrschte eine düstre Beklemmung in ihrer Brust, denn zu schwer lastete das Verhängniß auf ihnen, das sie zwang, von nun an dem edelsten Freunde, dem Retter und Beschirmer ihrer Tage als Feinde gegenüber zu treten und die Waffen gegen sein verehrtes Haupt zu führen. Nicht eher konnte diese düstre Stimmung weichen, bis es rein zwischen ihnen und Rasinski geworden war. Daher nutzten sie die erste Stunde der Muße nach ihrem Entschlusse, um ihn selbst damit bekannt zu machen. Ludwig schrieb ihm:

„Theuerster Freund!"

„An Dein edles, großfühlendes Herz richte ich diese Worte. Der Strom der Weltgeschicke, der auf wild gehobenen Wellen mich zu Dir trug und meine Tage Deinem Schutz vertraute, hat uns jetzo weit auseinander gerissen. Doch er trennt uns nicht nur, sondern er treibt mich Dir sogar feindlich entgegen. Noch ehe ich das Wort erkläre, weiß ich, hast Du es verstanden. Die Völker treten in einen furchtbaren Kampf; der Einzelne kann sich nicht von der heiligen Sache des Vaterlandes lossagen; doch bluten darf sein Herz unter der grausamen Pflicht. Du hast den Schiffbrüchigen, der verloren auf stürmenden Wellen trieb, an Bord genommen, und gerettet an den sichren Strand der Heimath geführt. Und jetzo soll er den stolzen Segeln der vaterländischen Flotte folgend, das Verderben dahin senden, wo er Rettung fand! Freund, der Du mich kennst, der Du meine Liebe tausendfach geprüft, frage Dich, ob ich undankbar sein kann. Ich weiß und vertraue mit heilig unerschütterlichem Glauben darauf, Du werdest mir vergeben, unsre Freundschaft werde selbst dieser Sturm der Geschicke nicht trennen. Gewaffnet sollen wir einander entgegen treten, aber

in der ganzen Schaar meiner heimathlichen Brüder wird mein Herz für kein so theures Leben zittern, als für das, was höhere Gesetze mich feindlich zu bekämpfen zwingen. Das Gebet der Unsren sei unser Schutzengel; Bianca und Marie werden, wenn die Donner der Schlacht ertönen, ihre reine Hand flehend erheben, daß der Allgütige uns das Äußerste erspare. Durch das finstre Dunkel des dampfenden Schlachtgewölks glänzt mir ein holder Stern, der Stern des Friedens. Auch diese Stürme werden austoben, welche die Geschicke der Menschheit in ihren tiefsten Tiefen aufwühlten; endlich muß der donnernde Vulkan, der Europa's Grundvesten in bebende Erschütterung setzt, erlöschen, und die blutigen Lavaflüsse werden stehen, die brausenden Ströme der Völker, die jetzt kämpfend gegen einander wogen, in ihr altes, friedliches Bett zurückkehren. Dann Rasinski, wenn die schönen Ufer der Erde sich wieder in ruhigen Fluthen spiegeln, wenn der Himmel neu erheitert lacht, wenn der erschöpfte Mars in ferner Höhle den Schlaf sucht und der Themis das Schwert läßt, daß sie die Gebiete der Völker mit schlichtender Hand neu abmesse und ihre Rechte mit strenger Waage prüfe: dann, Rasinski, kommt der Tag, wo auch uns der Lohn für die schwersten Opfer des Herzens wird! Auf der Brandstätte der Schlachtfelder werden wir uns mit alter Liebe und Treue umarmen, und die Verwüstung um uns her schreckt uns nicht mehr, denn schon sprossen die neuen Keime des Lenzes empor, der in doppelter Schönheit da erblüht, wohin der Vulkan seinen zerstörendsten Aschenregen getrieben. Dahin laß uns die Blicke richten, auf dieses ferne, leuchtende Ziel. Fern? Was sage ich! Er, der die Sonnen aus der Nacht plötzlich schaffend hervorbrechen läßt, er, vor dem tausend Jahre ein Tag sind, er kann uns mit allmächtigem Arm im Flug des Augenblickes dahin

führen. Darum laß uns ihm vertrauen, denn seine Gnade ist noch unerschöpflicher als seine Macht.

Ewig Dein Ludwig."

Auch Bernhard hatte geschrieben:

„Rasinski!"

„Wenn ich Dir Auge in Auge sehen, von Mund zu Mund zu Dir reden könnte, so sollten weicher Blick und Ton das scharfe Gift meiner Worte mildern. Doch trinken müssen wir es beide, wie qualvoll es die Brust zerreiße. Das Schicksal rächt sich an mir. Du weißt Rasinski, um des Freundes willen verrieth ich mein Vaterland und nahm das Schwert und verwundete die Brust, die mich genährt. Jetzt rollt die Kugel um; die tückische Nemesis waffnet mich nun gegen den Freund und ich verrathe ihn an das Vaterland. Was wehrt sich mein thörichtes Herz dagegen und will bald brechen, bald sich empören und aus der Brust hervorstürmen? Hinunter zur Ruhe! Ich hatte und habe Recht. Trotzig will ich nun mit eherner Stirn ausharren, und wie ein Spartaner zu der Folter lächeln, auf der mich das Schicksal zu einem falschen, feigen Geständniß zu zwingen denkt. Dir, Rasinski, thue ich das wahre: Es ist meine heilige Pflicht, mit der Waffe in der Hand gegen Dich anzudringen, und die Brust zu durchbohren, die mir so treuen Schutz gewährte, an der mein Herz in heißester Liebe geschlagen. Thue Du mir auch so! — O, Rasinski! Der Tag wird schön sein, wo wir uns in Donnern und Wetterwolken, wie bei Mosaisk, finden, und gleich dem Brüderpaar vor Thebens Mauern mit dem Speer gegen einander anrennen, daß wir beide durchbohrt niedersinken! Hier betheure ich Dir, ich werde Dich nicht schonen; denn einen schwereren Verrath wüßte ich nicht zu begehen an meinem Vaterlande. Thue Du mir auch so! Wenn wir aber neben einander hingesun-

ken ſind und unter den todten Brüdern liegen, dann will ich mit ſterbender Stimme rufen: „Raſinski,“ und Du rufe „Bernhard.“ Mit unſerem Herzblut ſtröme dann der Völkerhaß dahin; und je mehr die verſiegende Kraft des Lebens unſre Bruſt erkalten läßt, um ſo heißer wird ſie in heiliger Freundesliebe erglühen. Unſre wunden Herzen ſollen aneinander ausſchlagen! Es wird ein ſchöner Tod ſein, und ſie werden um uns weinen, Bianca — Marie! — Jetzt aber vorwärts; alle Ströme, wie wild ſie brauſen, finden ja doch endlich das Meer und dann ruhen ſie aus, und ihre Wellen dringen nicht mehr raſtlos weiter. Bis dahin leb wohl! — — —

Bernhard.“

Marie und Bianca begehrten die Briefe zu ſehen.

„Wie Ihr wollt, meine Lieben,“ entgegnete Ludwig, „doch iſt es beſſer, Ihr laßt es.“

„Nein,“ rief Bernhard, „es iſt beſſer, Ihr leſet. Ihr wißt was geſchieht, warum ſolltet Ihr nicht wiſſen wie?“

Mit dieſen Worten gab er ihnen die Blätter und ſie laſen, beide zugleich, ſtumm, unter hervordringenden Thränen. Bernhard ging indeſſen in heftiger Wallung auf und ab; endlich blieb er vor Ludwig ſtehen und ſprach: „O, es geht mir durch die Seele!“ Und der Freund lag am Herzen des Freundes.

Marie und Bianca ſchrieben jede einen innigſten Gruß der Liebe unter die Worte des Bruders. So wurden die Briefe abgeſandt.

Über eine Woche verſtrich, bevor Antwort eintraf. Dieſe Zeit war indeſſen eine unruhig bewegte, da ſie ſich mit Vorbereitungen zu dem neuen Kampfe ausfüllte. Eines Abends endlich traf das Schreiben Raſinski's ein. Bernhard em-

pfing es, doch er öffnete es nicht, ſondern legte es zurück bis Ludwig nach Hauſe käme.

Als ſie alle beiſammen waren, gab er es ihm und ſprach: „Lies es uns.“ Ludwig nahm den Brief, erbrach ihn, warf einige flüchtige Blicke hinein und las dann mit ſchmerzlich erſchütterter Stimme:

„Meine Freunde!“

„Ich habe Eure Briefe empfangen; ich erwartete ſie bereits. Ihr handelt, wie es eine unerläßliche Pflicht von Euch fordert; könnte meine Liebe zu Euch noch wachſen, ſie würde es dadurch. Der Altar des Vaterlandes iſt der heiligſte, auf dem ein Mann ſeine Opfer zu bringen hat. Mit ſeiner Geburt leiſtet er ihm den ſtummen, aber unverbrüchlichen Eid der Treue. Haltet ihn; auch ich werde ihn halten, denn ich ſchwur ihn wie Hannibal ſchon als Knabe, obgleich kein Hamilcar mich an den Opferheerd führte. Stets verehrte ich die erhabne Tugend des Brutus, der ſeinen Söhnen das Todesurtheil ſprach, weil ſie das Vaterland verriethen; ich müßte es Euch ſprechen, wenn Ihr wie Brutus Söhne fehltet. Und glaubt nicht, daß ein neuer Schmerz meine Seele treffe. Ich bin daran gewöhnt, daß der eherne Fuß der Weltgeſchicke die Blüthen zertrete, die ich für mein Herz zu pflanzen hoffte. Das ſorgloſe Glück der Jugend, das ſchönere der Liebe, habe ich dem ſtrengen Gott geopfert; auch das Band der Freundſchaft will er jetzt zerreiſſen, doch das vermag er nicht. — Ja, meine Freunde, ich habe den Schmerz in ernſter Schule gelernt und bin gehärtet gegen ſeine Pfeile. Ein undurchdringlicher Stahl deckt meine Bruſt. Die rauhen Schläge des Schickſals zermalmen ſie nicht mehr, ſie erſchüttern ſie nur mit dumpfer Betäubung. Wir müſſen uns bekämpfen, doch wir dürfen uns lieben. Das ſchönſt

Band unſrer Herzen ſoll ſelbſt das Schwert des Schlachtengottes nicht trennen. Iſt es uns gleich nicht geſtattet, wie die homeriſchen Helden das heilige Gaſtrecht der Freundſchaft auch im offenen Kampfe zu ehren, ſo können wir, edler als ſie, die Hand mit Liebe drücken, von der wir fallen. Doch dieſes Äußerſte wird der Gott der Milde verhüten, den wir unſre Tage anvertrauen. Freunde, Brüder! Eine gnädige Hand legte die Binde um das Auge des Menſchen, daß er die Zukunft nicht ſchaue; oft iſt es ihm heilſam, daß auch die Gegenwart ſich verſchleiere. Dieſes Heil laßt uns als eine Wohlthat erbitten und es nicht frevelnd von uns ſtoßen. So lange der Kampf dauert, der uns feindlich gegen einander führt, wollen wir unſre Freundſchaft nur in ſchweigender Bruſt tragen. Keiner wiſſe, Keiner erfahre von dem Andren. Denn nicht zu vermeſſen trotze der Menſch auf ſeine Kraft. Wüßte ich, wo Ihr als Gegner mir gegenüber ſtändet, das Schwert entſänke vielleicht meiner Hand, und ich vermöchte nicht das heilige Gelübde zu löſen. Darum trenne dieſer Streit der Völker, der ſich ehern erhebt, jetzt alle ſanfte Bande der Liebe und Mittheilung, die ſich ſonſt zwiſchen uns und den Unſrigen geknüpft hätten. Vielleicht erſcheint einſt der Tag des Friedens, auf den Du hoffeſt, Ludwig, und dann werden wir uns wieder finden. Fällt das Loos des Schickſals anders, ſei's darum. Wir werden es zeitig genug erfahren. So lebt denn wohl, Ihr Freunde! — Und Ihr holdſelige Geſtalten, an die meine Seele mit ſüßem Schmerze zurückdenkt, Bianca, Marie! — Leb wohl, Marie, ſei glücklich, Du kannſt es, denn die Jugend lächelt noch auf Deiner Wange, und noch blüht der Lenz, der neu geſtreute Saaten zu goldnen Früchten reift. Sei glücklich und beglücke! — Es iſt genug! Wir ſcheiden, vielleicht auf lange Zeit, vielleicht — doch meine Hand will an den

Schleier rühren, der das heilige Antlitz der Zukunft verhüllt; die Zeit allein soll ihn heben. Lebt wohl bis in den Tod!

„Euer Rasinski."

So war denn der letzte schwerste Kampf der Herzen gekämpft; nur der leichtere, der des Schwertes, blieb noch übrig.

Am nächsten Morgen tönten die Glocken feierlich von den Thürmen; die Schaaren der Krieger sammelten sich auf dem Marktplatze, Tausende der Bürger strömten herbei, um die scheidenden Kämpfer noch einmal zu begrüßen.

Bernhard und Ludwig waren gewaffnet; ihre Rosse stampften unruhig vor der Thür. Bianca und Marie standen, in bangen Thränen, aber heilig erhoben durch die Größe des Augenblicks, an die Brüder geschmiegt.

„Leb wohl, Schwester," brach endlich Bernhard das bange Schweigen, „leb wohl. Und Du, Marie? Und Du?"

Sie wollte ihm die Hand reichen, er zog sie näher, sie sank, überdrängt von seiner edlen Liebe, weinend an sein Herz. Bernhard drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirn, dann sprach er fest: „Nein, Du Holde, jetzt fordre ich das entscheidende Wort nicht von Dir, vor dem die Blüthen meines Lebensglücks sich duftend öffnen oder welkend fallen sollen. Nicht der überwältigende Sturm des Augenblicks soll es Dir entreissen! Du mußt wissen, ob Deine tiefe Wunde heilen konnte. Aber der Tag der Wiederkehr wird nahen; diese leuchtende Sonne, die dort die Kuppeln beglänzt, mein heißt ihn uns. Dann trete ich zu Dir, Marie und frage Dich: Will das schönste Herz sich einem treuen widmen? — Doch jetzo nicht!"

Mit diesem Worte riß er sich los und eilte mit Ludwig hinab. Marie sank weinend, betäubt an Biancas Brust.

Jetzt hörten sie den Hufschlag der Rosse. Die Schaaren setzten sich in Bewegung. Ludwig, Bernhard, Arnheim, waren unter den Vordersten. Hehrer Glockenklang, wehende Tücher, jauchzender Jubelruf geleitete die Tapfern! Brausend wogte das erhobne Meer der Freude und trug auf seinen Wellen das Herz über die tiefsten Abgründe der Angst und Gefahr stolz dahin. Denn die Zeit war erfüllt, und die Saat gereift, und die Schnitter des Herrn zogen aus mit funkelnden Sicheln.

Letzte Worte.

Sieg lautete die Verheißung, Sieg die Erfüllung! — Der Donner der letzten Freiheitsschlacht an Frankreichs Grenzen waren verhallt; zum zweiten Male wehten die heiligen Fahnen auf den Thürmen von Paris.

In den Schneewüsten Rußlands, unter dem rauhen Himmel seiner Winternächte, hatte der Baum deutscher Freiheit die tiefen Wurzeln geschlagen; im Sturm der Heldenzeit wuchs er stolz empor; jetzt sollte die milde Sonne des Friedens seine Knospen öffnen, seine schattige Krone entfalten. Noch zitterten die Herzen bang in der Erinnerung an das dumpf nachdonnernde fern hinabziehende Gewitter; doch der Himmel wölbte sich klar und blau über die Erde, und jede Brust blühte auf in süßen Hoffnungen.

Selbst die Trauer um die Tausende gefallener Opfer wurde ein wehmuthvolles Glück; denn es war ja nur Blut der Erlösung geflossen.

Alles, Alles sollte diese Zeit versühnen, jede Wunde heilen, jeden heißen Schmerz mit reinem Born kühlen — wehe denen, die ihn vergifteten!

* * *

Marie und Bianca hatten nach Ludwigs Wunsch auf dem stillen Landsitz bei Dresden, den die Schwester seiner Mutter bewohnte, und wo freundliche Liebe der Jugendgenossinnen sie umgab, eine Zuflucht gesucht. Hier sahen Bernhard und Ludwig sie wieder; hier vollendete sich ihr Glück im süßen unauflöslichen Bunde. Denn auch Mariens Herz war durch Bernhards edle Treue und Größe ganz sein geworden, und die Rose ihrer Liebe, in der so lange die schweren Gewittertropfen schmerzlicher Thränen gestanden, glänzte jetzt von zitternden Thautropfen der Freude und entfaltete den duftenden Kelch in neu aufblühender Anmuth.

Nur eine Wolke lag trübe auf der Stirn der Glücklichen, die hier beisammen weilten. Der Tag des Friedens war gekommen; doch von dem edlen Freunde, der sich, seinem Vorsatz getreu, bis zu dieser Stunde streng von ihnen losgesagt, hatten sie nichts vernommen. Ein Brief an die Gräfin, den Ludwig seit mehreren Wochen nach Warschau geschrieben, blieb unbeantwortet. — Sollten sie den Trefflichen betrauern? War er, wie der biedre Arnheim, wie der dichterische Jüngling Benno, unter den Opfern gefallen, die der Krieg blutig gefordert hatte? — Diese neuen Bekümmernisse erfüllten die Herzen der Glückseligen.

Eines Abends, gegen das Ende des Auguſts, als ſchon die Dämmerung ihren Schleier leiſe über den Glanz der geſunkenen Sonne zu ziehen begann, ſaßen Bernhard, Ludwig, Bianca und Marie vor dem Gartenſaal beiſammen. Sie erblickten von dem buſchumkränzten Hügel einen Reiſewagen, der die dicht am Garten vorbeiführende Landſtraße daher kam. Er hielt an der Gartenpforte; ſie öffnete ſich, eine hohe weibliche Geſtalt in Trauerkleidern trat ein und ſchritt auf die Erſtaunten zu. „Ich ſollte dieſe Juno kennen" ſprach Bernhard ahnungsvoll, da ſie ſchon ſo nahe gekommen war, daß man ihre Züge hätte unterſcheiden können, wenn ſie nicht von dem Schleier verhüllt geweſen wären.

„Es iſt die Gräfin!" rief plötzlich Marie, die ſie am längſten und genaueſten gekannt, und eilte ihr beklommen überraſcht entgegen.

„Ja ich bin es," ſprach die Kommende ſtillſtehend und ſchlug den Schleier zurück; dann öffnete ſie die Arme, um Marien zu empfangen, ſchloß ſie heftig ans Herz und drückte heiße Küſſe auf ihre Lippen. Auch Ludwig, Bernhard, Bianca hatten ſich genähert; ſie empfingen einen ſtummen, ſchmerzvoll innigen Gruß von der hohen Frau.

Sie war bleich; der Gram hatte ihre edlen Züge tief gefurcht; Thränen vergoß ſie nicht, aber der Glanz des Auges war erloſchen.

„So müſſen wir uns wiederſehen," ſprach ſie nach langem Kampfe mühſam, und reichte Bernhard und Ludwig die Hand dar. „So! O es war ſtets meine Ahnung!"

Die Frage nach Raſinski ſchwebte auf Aller Lippen, doch wagte ſie Niemand zu thun.

„Und Sie kommen allein, ganz allein?" begann endlich Bianca mit zagender Stimme. „O laſſen Sie uns nicht länger in banger Ungewißheit um das Geſchick ſo theurer Weſen."

Die Gräfin seufzte aus tiefster Brust und blickte gen Himmel. „Ich komme allein! Ganz allein! Das ist meine Antwort!“ erwiderte sie und schauerte zusammen.

„Und Lodoiska?“ fragte Marie mit bebenden Lippen.

„Wähntest Du, sie würde ihren Schmerz überleben? Seit einem Jahre schlummert ihr gequältes Herz ihm Frieden. Ihr ist wohl!“

„Und Rasinski!“ rief Bernhard, der nicht mehr an sich zu halten vermochte.

Ein schwerer Kampf war auf dem Antlitz der Gräfin zu lesen: „Auch ihm ist Ruh geworden!“ sprach sie endlich langsam. „Man sah ihn zuletzt in der Schlacht bei Leipzig in der Nähe des Fürsten Poniatowski; — weiter weiß ich nichts von ihm.“

Längst hatte das bebende Herz es geahnet; doch die Erfüllung berührte es mit vernichtender Erschütterung. Marie sank schauernd an Bernhards Brust; er schloß sie fest an sich, sein Haupt neigte sich auf das ihre, und seine Thränen netzten ihre Stirn. Ludwig stand vom tiefsten Schmerz bezwungen und heftete den von Thränen umdunkelten Blick auf den Boden. Bianca verhüllte sich das weinende Auge und lehnte die Wange ermattet gegen die Schulter des Freundes.

„Ich weine nicht mehr um ihn,“ sprach die Gräfin, doch bebte ihre Stimme wie sanft gerührt; „ich habe auch wenig geweint. Wohl ihm, daß sein Auge sich geschlossen hat, daß es diese Tage nicht sieht! Würde sein edles Herz unsre Schmach ertragen? — Gewiß, ihm ist besser.“

Marie wankte zu ihr, und warf sich ihr weinend ans Herz. „O meine Mutter!“ schluchzte sie in Thränen erstickend.

„Tochter, meine Tochter!“ rief die Gräfin, und jetzt brach ein heißer Strom von Thränen auch aus ihren Augen hervor: „Eine Tochter an meiner Brust! O ich kann wieder weinen!“

Auch Bianca näherte sich und legte ihren Arm weich um den Nacken der hohen Gestalt. „Ruhe bei uns aus, Du Schwergebeugte,“ bat sie tröstend; „wir wollen Deine Töchter sein!“

Die Gräfin sah sie einen Augenblick mit fragenden Blicken an; ein heftiger Kampf bewegte ihre Brust; es zog sie mit sanften Armen wieder in das Leben, in das milde Reich der Freude zurück. Doch plötzlich richtete sie sich auf, entzog sich der Umarmung der Weinenden, bewegte verneinend das Haupt und sprach: „Nein, nein, es ist unmöglich! Sollte ich, ein ewiges versteinertes Bild des Grams mich hinsetzen in die Hallen Eures Glückes und jeden Kelch der Freude vergiften? Nein, nein, nimmermehr!“

In Haltung und Stimme drückte sich die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses so fest aus, daß Niemand die Bitte zu widerholen wagte. Indem hüpfte das blondlockige Töchterchen Alisettens, Nadine, zwischen den Gebüschen hervor, und blieb erstaunt vor der Fremden stehen, und betrachtete sie mit ihren großen unschuldigen Augen.

Eine seltsame Rührung bewegte die Brust der Gräfin beim Anblick dieses Kindes, das sie sogleich erkannte. „Kennst Du mich noch, Nadine,“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Statt zu antworten sah das Kind sie noch immer an und schmiegte sich dann mit dem Lockenköpfchen vertraulich in ihren Schooß.

Zu erschüttert, drängte die Gräfin es sanft hinweg und wandte sich ab, um zu gehen.

„Bleibe bei uns schöne Dame," rief Nadine ihr freundlich nach, als sie gegen die Gartenpforte zuging. Rasch wandte sie sich um, hob das Kind auf, küßte es, drückte es ans Herz und fragte bewegt: „Willst Du mit mir gehen? — Dieses Kind wäre ein süßer Trost in meiner tiefen Einsamkeit," wandte sie sich zu Bianca und blickte sie fragend an.

„Was Du forderst, nichts, nichts kann ich weigern," erwiderte diese, wie tief ihr auch die Wehmuth einer Trennung von dem liebgewordenen kleinen Wesen ins Herz drang.

„Nein, auch das nicht," sprach die Gräfin nach einigen Augenblicken stummen Kampfes sanft aber fest, und ließ das Kind auf den Rasen nieder. „Soll ich den schwarzen Trauerflor über seine heitre Jugend werfen? Soll es nur unter Cypressen wandeln, wo Todtenurnen trauernd stehen? — Nein, ich will die Tage, die ich noch leben muß — zum Allmächtigen hoffe ich, es werden nur wenige sein — nicht mit diesem Vorwuf belasten. Weile unter Glücklichen holdes Wesen!"

Sie küßte das Kind und ließ es von sich; es ging zu Bianca hin und fragte theilnehmend: „Mutter, Du weinst?"

„Ich kam nur um Abschied zu nehmen," begann die Gräfin nach einer Minute der tiefsten Stille gesammelt; „ich zitterte vor dieser Stunde, doch es wäre ungerecht gewesen sie zu vermeiden. Ich gehe nach Amerika! — Es kann mir ein Vaterland werden, denn es ist das einzige Land der Erde, wo eine freie Seele zu athmen vermag. Meine Heimath ist ein Kirchhof, ein Gefängniß, eine schmachvolle Richtstätte, — ein Weltmeer liege zwischen ihr und mir! — Wir wollen uns den Abschied nicht erschweren; rasch, entschieden zerreiße das letzte Band, das mich fesseln will. — Lebt wohl Ihr

Theuern, folgt mir nicht — erst nach meinem Tode sollt Ihr wieder von mir hören."

Sie ließ den Schleier über das Antlitz herab und ging mit raschen, stolzen Schritten hinweg, noch einmal mit der Hand zurückdeutend, daß Niemand ihr folgen möge. Doch das thränendunkle Auge der bleibenden hing begleitend an der majestätischen Gestalt, bis sie sich im Dunkel der Bäume und des Abends verlor.

[Verf.: Friedrich Baumann]

Exam.

Skizzen

aus den

Jugendjahren eines Veteranen.

Mit einem einleitenden Vorworte

von

Ludwig Rellstab.

Berlin,
Druck und Verlag von Ferdinand Reichardt & Co.
1845.

Univ. u. Landesbibl. Köln

Aus der Bibliothek Otto Wolff

Der Herr Verfaſſer, penſionirter Staabsoffizier der Preußiſchen Armee, giebt hier Jugenderinnerungen, die er ſelbſt erlebte.

Durch die Güte deſſelben war mir das Manuſcript, deſſen Druck hier beabſichtigt ward, mitgetheilt worden. Ich habe daſſelbe mit großem Intereſſe geleſen. Selten wird Jemand — und je weiter wir in unſere friedliche Zeit hineinrücken, je weniger, — ſo erlebnißreicher Tage ſich erfreuen, als uns hier geſchildert werden. Die kraftvolle Jugend des Autors fällt in die ſtürmiſche Epoche des beginnenden Jahrhunderts, und er hat ſich viel auf dieſem wogenden Meer umhertreiben laſſen. Von ſeinem Eintritt in den Kriegsdienſt 1805, bis zu der Convention von Tauroggen, ſchildert er uns ſieben Jahre, die die wichtigſten Weltereigniſſe zum Theil in ſich ſchließen. Alle einzelnen Geſchicke wuchſen mit, unter den rieſenhaften Bewegungen des Ganzen. Das Leben wollte faſt jeden Tag erkämpft und mit Gefahr behauptet ſein. — Der Verfaſſer nimmt an den Feldzügen gegen Oeſterreich 1809, und demnächſt an dem furchtbaren ruſſiſchen Feldzuge 1812 Theil. Alle Bilder, die er uns aus dieſer letzten Zeit, mit der der Unterzeichnete ſich durch mannigfache

Arbeiten genauer bekannt gemacht hat, mittheilt, stellen sich als völlig naturgetreu dar. Jene Schrecken und Schicksale bedürfen zwar keiner Ausschmückung, doch selten findet man sie ohne diese dargestellt. Dieses Verdienst hat sich der Autor erworben. Er giebt in natürlicher, ungekünstelter, aber auch klarer und bedeutsam hinstellender Weise, die Wirklichkeit, und diese übt einen fesselnden, gesunden Reiz. So glaube ich denn die Leser versichern zu dürfen, daß ihnen das Buch eine natürliche, menschliche Theilnahme abzwingen wird, die die Eindrücke wärmt und erhöht, und einigermaßen die Stelle eigener, persönlicher Erlebnisse vertritt. Sie werden nicht dem Buche allein, sondern auch den Thatsachen darin, dem, der durch sie leidet und getragen wird, also dem Verfasser selbst, mit Antheil folgen. So wird ihm der Zustand ihres „Sum" im Lesen, fortdauernd Dank für sein oft hartes und gefahrvolles „Eram" im Leben zu sagen haben.

Berlin, den 13. Mai 1844.

L. Rellstab.

Eram.

Skizzen aus den Jugendjahren eines Veteranen.

Vorrede.

In Stunden ſchwerer Prüfung und Heimſuchung entſtanden zu meiner Zerſtreuung nachfolgende Skizzen; ich war drei Jahre hindurch blind und konnte daher nur erzählen, was von zuverläſſiger Hand niedergeſchrieben wurde, aber nun, da mir durch die gütige Vorſehung und des hochberühmten Arztes Hülfe mein Augenlicht wieder gegeben, iſt es mein erſtes Geſchäft, dieſe zerſtreuten Blätter zu ordnen, und ſie der Oeffentlichkeit zu übergeben, da ſie als treue Wiederholung von Ereigniſſen aus einer ſehr bewegten Zeit, vielleicht Manches enthalten, was für den Leſer nicht ohne Intereſſe ſein dürfte. Meine jüngeren Cameraden mögen hoffen, daß auch für ſie eine ſo ereigniß- und thatenreiche Zeit, nach welcher man ſich in ihren Jahren ſo ſehr ſehnt, eben ſo unerwartet eintreten möge, als ſie mich in jener Periode ergriff, wobei ich nur wünſche, daß ihnen die Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, welche mich tra-

ſen, nicht zu Theil werden möchten, und die älteren werden gewiß mit Vergnügen ſich durch dieſe Blätter in die Vergangenheit zurückgeſetzt ſehen. Allen aber empfehle ich Nachſicht mit den etwanigen Mängeln in der Erzählung und Darſtellung der nachfolgenden Ereigniſſe und wünſche nur, daß eine müßige Stunde ihnen durch das Leſen dieſer Blätter angenehm ausgefüllt werden möge! —

Baumann.

Ich bin in Cleve geboren, wo mein Vater, welchen ich leider früh verlor, Consistorialrath und Superintendent war; doch erhielt ich einen sehr fürsorglichen Vormund in der Person des nachherigen Probstes Offelsmeyer, durch dessen Bemühungen ich im Jahre 1803 eine Anstellung als Standartenjunker in dem Kurfürstlich-Hessischen Dragoner-Regiment Landgraf Friederich erhielt.

Enthusiastisch für meinen neuen Stand eingenommen und im Gefühl einer unvergleichlichen Würde trat ich die Reise zu meiner Garnison an. Von Wesel bis Münster reiste ich unter Aufsicht eines befreundeten Capitain's, da meine Angehörigen mich den ersten Ausflug in die Welt nicht ohne die sichere Obhut und den Rath eines bewährten Freundes unternehmen lassen wollten. Dieser Offizier hatte seinen Feldwebel mit auf dem Postwagen, und da er ein sehr humaner Mann war, so behandelte er den alten Soldaten in dieser Weise, er zog ihn auf den verschiedenen

Stationen mit an seinen Tisch, was mir durch die lächerliche Scenen, die dies zu Wege brachte, sehr auffallend und dadurch stets erinnerlich blieb. Im Postwagen selbst, wo damals ohne besondere Anfrage geraucht werden durfte, stopfte er die Pfeife zugleich mit seinem Capitain, und keine Minute später oder früher erlaubte er sich, dieselbe anzubrennen, ja er ging so weit, sie augenblicklich ausgehen zu lassen, wenn sein Vorgesetzter die seinige bei Seite setzte; dabei beharrte er stets in steifer, militairischer Haltung, sprach nur, wenn er gefragt wurde, und verstieß so keinen Augenblick gegen die damalige strenge und pedantische Subordination, nach welcher der Untergebene immer nur dienstlich mit seinem Vorgesetzten zu verkehren hatte. Aber wie ich schon erwähnt, beim Mittagessen in Cösfeld trat das Lächerliche seines steifen Wesens erst recht in das volle Licht, so daß es für meine damaligen Jahre keine kleine Aufgabe war, ruhig und ernsthaft zu bleiben. Um alle Schätze der Welt hätte er nicht gewünscht, gegen den Anstand zu fehlen, und da er nun unbekannt mit den gewöhnlichen Gebräuchen und Manieren höherer Stände war, wußte er sich nicht anders zu helfen, als mit sklavischer Genauigkeit jede, auch die kleinste Bewegung des Capitain's nachzuahmen.

Nahm dieſer das Glas, ſo nahm er es auch, handhabte Meſſer und Gabel wie auch die Serviette genau wie Jener und dies Alles wie unter dem Gewehr mit der ernſteſten Amtsmiene. Hauptmann v. B..... hatte als ſein Leibeſſen ein Hühnerfrikaſſee beſtellt, und da er beſonders gern die Köpfe aß, ſo ermangelte ich nicht, ihm den mir zugefallenen als gern geleiſteten Tribut zu präſentiren, was der Feldwebel augenblicklich nachahmte, um in irgend einer Höflichkeitsbezeugung ſich von mir nicht übertreffen zu laſſen. Unglücklicherweiſe jedoch war der Hauptmann ſchon mit zweien dieſer bevorzugten Stücke verſehen, was auffallend erſcheinen mag, da das Eſſen für drei Perſonen beſtellt und eingerichtet, unmöglich Anlaß gegeben haben konnte, ſo vielen dieſer unſchuldigen Geſchöpfe den Hals abzuſchneiden, denn es kamen nach und nach noch ſo viele davon zum Vorſchein, daß das Ganze eigentlich ein Frikaſſee von Hühnerköpfen genannt werden mußte. Gleichwohl ſchmeckte es uns vortrefflich, Dank der Conſtruction der damaligen Poſtwagen, die berechnet ſchien, den brillanteſten Appetit zu erzeugen.

In dieſer Weiſe ging unſere Reiſe bis Münſter, wo Capitain von B... mich meinem Vormund übergab, der mich nach den nöthigen Vorbereitungen für

meinen neuen Stand, sobald als möglich weiter spedirte. Mein Weg auf diesem zweiten Theil meiner Reise führte über Paderborn und dem schönen Cassel nach Fritzlav, meiner ersten Garnison, eine von den kleinen unbedeutenden Städten, in welchen in damaliger Zeit gewöhnlich die Cavallerieregimenter standen. Die Bürgerschaft war nach langjähriger Gewohnheit mit der Garnison innig befreundet, jedes Ereigniß von allgemeinem Interesse und so erregte denn auch die Ankunft eines neuen Junkers, der noch dazu ein Ausländer war, große Bewegung in dem kleinen Kreis und bildete für Alt und Jung den Stoff zur Unterhaltung des Tag's. Der kleine Junker aber wurde bald nach seiner Ankunft dem General vorgestellt und danach vom Eskadron-Chef dem alten Quartiermeister Rehbein zur Einkleidung übergeben, was die erste Tortur für den armen kleinen Menschen war, wie man aus nachstehender Beschreibung ersehen wird.

Zuerst wurden die schönen Locken meines Haar's, die einen nicht unbedeutenden Theil meiner knabenhaften Eitelkeit ausmachten, — o des Vandalismus damaliger Zeit, — im Vorderscheitel abrasirt, das Hinterhaar wurde im Gegensatz zu heutiger Mode lang gelassen und in einen steifen Zopf gezwängt, zu welcher

Zierde indeſſen, da das meinige noch nicht die erforderliche Länge hatte, ein Pechdrath nachhelfen mußte, um ſo einen ſpärlichen Beitrag zu dem 12 Zoll langen Zopfe beizubringen. Neben dieſem halbwilden Verſchönerungsmittel prangten über und neben den Ohren zwei prächtige Locken, welche gehörig pomadirt und gewichſt, den Hauptſchmuck meines ſechszehnjährigen Hauptes bildeten. Anfangs betrug ſich die neue Zugabe an meinem Kopf, der fußlange Zopf ſehr rebelliſch, er wollte trotz alles darauf verwendeten Fleißes nicht daran haften und regelmäßig fand ich ihn des Morgens bei meinem Erwachen in meinem Arm ruhend. — Nachdem dieſer wichtige Theil meiner Toilette beendigt war, ging es an das Anlegen der knappen ledernen Beinkleider, die mit Thon eingerieben, des beſſern Sitzens halber, ganz feucht angezogen wurden und darauf folgten die ſteifen, das Knie überragenden Stiefel. Die hellblaue Uniform mit gelben Rabatten und ſilbernen Litzen zierten große Manſchetten, ſo wie ein mächtiges Jabot ſich unter der ſteifen Halsbinde blähte, und der junge Dragoner ſtand im vollem Staate da, als Rehbein geſchäftig und wichtig, den vorbeſchriebenen Herrlichkeiten noch Hut, Pallaſch, Stock und Koppel, letztere verziert mit einer vergoldeten Schnalle und dem ſilber-

nen Löwen darauf, hinzufügte. Mit Freude und Stolz betrachtete ich meine so geschmückte Person in dem kleinen Spiegel meines Zimmers, doch länger litt es mich in meinem Staat dort oben nicht. Ich mußte die Verwandlung, die mit mir vorgegangen, auch dem ganzen Städtchen zeigen und eilte schnellen Schritts der Treppe zu, um diesen Vorsatz auszuführen. Ja, da stand ich — aber weiter ging es auch nicht, die verwünschten Stiefel machten es mir rein unmöglich, nach der ersten Stufe die zweite zu gewinnen, und meine Wuth darüber stieg um so höher, je mehr der alte Rehbein lachte. Jetzt faßte ich einen verzweifelten Entschluß; indem ich mich auf die breitere Seite des Treppengeländers hielt, brachte ich mich halb rutschend, halb mit kleinen Seitenschritten, wie Kinder sie auf der Treppe zu machen pflegen, glücklich hinunter, und trat mit pochendem Herzen auf die Straße. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht; Aller Blicke hafteten auf mir, die jungen Männer beneidend oder bewundernd, die jungen Mädchen verstohlen das Aussehn des Junkers prüfend und die der Aelteren mit einem halben Lächeln, das mir so wenig gefiel, daß ich es nur der schmeichelhaften Theilnahme meiner Altersgenossen wegen vergaß. Der General indessen lobte den Anzug,

ſagte: „Man wird ſich ſchon gewöhnen," und ſämmtliche Offiziere kamen dem Neuling freundlich entgegen, zur größten Freude des alten Rehbein, der mich von Anfang an gleich ſehr in Affektion genommen hatte.

Die erſte Zeit meines neuen Verhältniſſes füllten Reitſtunden aus, dann folgte die Unterweiſung in Führung des Pallaſches und des Karabiners und nach Verlauf von 14 Tagen wurde ich für fähig erklärt, zum erſten Mal die Wache beziehen zu können und zwar nach den Grundſätzen damaliger Zeit — als Gemeiner. Ich erhielt die erſte Nummer vor dem Gewehr, das heißt von 11 bis 1 Uhr, und da man im Städtchen wußte, daß der Junker die erſte Wache thun würde, ſo hatte ſich Alles verſammelt, um ihn zur Zeit der Ablöſung herausrufen zu hören. Man wollte ſich den Spaß machen, mich über meine überſchnappende, unausgebildete Stimme zur Zeit der Ablöſung auszulachen, doch hatte ich dies vorausgeſehen und dafür geſorgt, daß ich zuletzt und alſo am Beſten lachen konnte, denn als es eins ſchlug, ertönte hinter dem Schilderhaus ein lautes donnerndes „Raus," was mit 8 Groſchen, die es mich koſtete, nicht zu theuer bezahlt war, als womit ich für dieſe Gefälligkeit den kräftigſten unſerer Drago-

ner gewonnen, der die Wache mit mir hatte. Um 3 Uhr Nachmittags erſchienen nach eingeführter Sitte ſämmtliche Gefreite, damals Karabiniers genannt, um ſich von mir, nach ſtattgehabter Gratulation zur erſten Wache, bewirthen zu laſſen, und zwar beſtand dieſe Bewirthung in Bier und Tabak, welcher aus langen thönernen Pfeifen geraucht wurde. Die nächſte Wache that ich als Gefreiter zum Aufführen der Poſten, wo ich denn den Beſuch ſämmtlicher Unteroffiziere erhielt und die dritte endlich als Unteroffizier, bei welcher ich mir die Erlaubniß erbat, nach erhaltener Gratulation der fünf Wachtmeiſter des Regiments, dieſelben mit einem Glaſe Wein und abermals Kraus-Tabak, zierlich auf einem zinnernen Teller aufgehäuft, regaliren zu dürfen. — Das freundliche Entgegenkommen dieſer Veteranen, was nur demjenigen zu Theil wurde, der etwas Tüchtiges leiſtete oder zu werden verſprach, machte mich nicht wenig ſtolz, denn man muß bedenken, daß dieſe Wachtmeiſter und Unteroffiziere 30 — 40 Jahre dienten, Manche in Amerika und ſpäter in Flandern gefochten hatten, und alſo durch ihre imponirenden Geſtalten, ihre Erzählungen und ihre ſtrenge Subordination gegen ihre Vorgeſetzten einen ſtarken Eindruck auf meine Jugend und Unerfahrenheit hervorbringen mußten.

Unterſtützt durch den freundlichen Adjutanten des Regiment's ſchritt meine Ausbildung ſchnell vor; der Unterricht im Reiten, in Handhabung der Waffen, welche leztere nur im Anfange für meine nächſten Nachbaren tödtlich zu werden drohten, trug ſeine Früchte, und ſchon im vierten Monat nach meinem Eintritt hatte ich die Ehre, die Standarte meiner Eskadron zu tragen, und der Moment, in welchem ich dieſes geweihte Palladium zum erſten Male führen durfte, war für mich ſo berauſchender Art, daß ich gewiß nicht mit einem Staabsoffizier der Infanterie getauſcht haben würde.

So lebte ich nach dem alten Gange des Friedenslebens in meiner kleinen Garniſon fort, that meine Wachen und erinnere mich noch jezt mit freudiger Bewegung meines alten Rehbein, der die langförmige Einförmigkeit derſelben durch ſeinen Beſuch verkürzte, wogegen ich ihn regelmäßig auch auf den ſeinigen beſuchte. — Dieſer Veteran hatte auch in Amerika und Flandern gefochten, und aus halben Worten und hingeworfenen Reden der Anderen hatte ich erfahren, daß er in leztgenanntem Lande einmal hatte Bügel laufen müſſen. Gar zu gern hätte ich etwas Näheres darüber von ihm ſelber gehört, doch wagte ich es lange

Zeit nicht, den Gegenſtand im Geſpräch zu berühren, bis er einmal durch Kraus-Taback und Bier ganz beſonders zutraulich gemacht, mich den Angriff wagen ließ. — „Sagen Sie einmal, Rehbein," hub ich an — machte aber hier eine kleine verlegene Pauſe, da ich doch um den Ausgang beſorgt war, — „ich habe da gehört, Sie hätten einmal in Flandern ſo eine kleine Promenade gemacht," und dieſe Worte begleitete ich durch die verſtändliche Pantomie des Hauens; — aber, wie ich es erwartet hatte, der Alte fuhr gewaltig auf, — Kirſchbraun im Geſicht erhob er ſich von ſeinem Sitz, ſtand militairiſch aufgerichtet und ſchrie mit einer wahren Stentorſtimme: „Ihr Gnaden, Herr Junker, wer hat Ihnen das geſagt?! — Ich beruhigte ihn nach beſten Kräften, daß ich es nicht übel gemeint und keinesweges in der Abſicht ihn zu kränken, geſagt hätte ſondern nur, um etwas Näheres über die Urſache zu erfahren, die für einen ſo ausgezeichneten Soldaten eine ſo harte Strafe nach ſich gezogen hätte. — „O, was das anbelangt," ſagte er, „ſo habe ich mich der Schmerzen halber nicht ſehr zu beklagen, meine Stiefel und Buxen erhielten mehr Streiche als mein Rücken, und die Strafe war eigentlich nur ſo pro forma. Doch da Sie ſchon durch die verdammten Schufte die Hauptſache

wiſſen, Ihr Gnaden, Herr Junker! ſo will ich Ihnen auch das Uebrige erzählen, weil Sie es ſind, doch wollte ich, mit Ehren zu melden, keinen Andern rathen, mich an jenen Umſtand zu erinnern! Ja, ſehen Sie," fuhr er fort, indem er ſich ganz gravitätiſch zurecht ſetzte, „ich hatte du jour und ging in die Schenke, um zu ſehen, ob Alles in Ordnung ſei. Höre ich da, als ich kaum eingetreten bin, wie dieſe Schw . . . . . e von flämiſchen Bauern, die da verſammelt waren, auf die Heſſen und namentlich auf unſern allergnädigſten Landgrafen ſchimpfen, daß es zum Entſetzen war. Ich verweiſe ihnen das, werde auch wohl ein wenig hitzig, und der Erfolg davon iſt, daß mich die Kerle an die Bruſt packen wollen. Ehe ſie es ſich jedoch verſahen, ziehe ich meinen Pallaſch, thue nur ſo ein ganz kleines Fitſchchen nach dem, welcher mich packen wollte, und weg war die Hand. Ich erſchrack wohl, obgleich ich in meinem Leben mehr abgehauene Glieder geſehen hatte, aber ich zog mich mit Ehren zurück und dachte, die Sache würde ſich vertuſchen. Dem war aber nicht ſo — man wollte Satisfaktion haben, hier hob er ſich in ſeiner geraden Stellung noch höher — und ſo mußte ich denn das Schickſal erleiden, deſſen Sie erwähnten. Geſehen hat aber von dem Bürgervolke Kei-

ner etwas davon. Der Oberſt ließ einen dichten Kreis ſchließen und die Dragoner hieben, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ſo ſacht auf, obgleich ſie entſetzlich gewaltig thaten, daß ich eigentlich nichts davon empfand, als die Schande, doch dieſe brannte deſto gewaltiger.“ — Die Erzählung dieſes Vorfalls hatte meinen alten Freund ſehr aufgeregt, ich ſchwieg wie er, nahm mir aber feſt vor, deſſelben nie mehr zu erwähnen.

Mein Verhältniß geſtaltete ſich bald in den außerdienſtlichen Stunden ſehr angenehm; der Adjudant hatte mich in die Reſſource eingeführt und da ich ſchon als Knabe im mütterlichen Hauſe das l'Hombre-Spiel erlernt hatte, ward ich hierin ein willkommener Lückenbüßer, wenn Einer oder der Andere von der beſtimmten Parthie verhindert war. Mit der Zeit kam ich häufiger zu dieſer Ehre, als mir lieb war, denn da ich nicht für eigene Rechnung ſpielte, ſondern für die des Verhinderten, ſo machte ich es einer oder der andern Parthei niemals Recht, ſei es, daß ich gewann oder daß ich verlor. Vielmehr amüſirte ich mich bei dem Piquet-Spiel, das ich mit meinem guten, alten Rehbein auf der Wache ſpielte, deſſen Point d'Honneur darin beſtand, mich tüchtig zu bemogeln, obgleich wir nie einen Einſatz machten. Auch ein anderes Vergnügen intereſſirte

mich bei Weitem mehr, nämlich der Beſuch einer Spinnſtube, dem Vereinigungsort mehrerer der hübſcheſten Bürgermädchen des Orts, um bei dem Schnurren des Rädchen ſich Geſchichten, am liebſten Räuber- und Geſpenſtergeſchichten, erzählen zu laſſen. Dazu war der Junker die geeignetſte Perſon, und wenn auch oft ein kleiner Schabernack mit unter lief, daß den Mädchen plötzlich der Faden ihres Geſpinſtes durchſchnitten ward, ſo trug dies nur dazu bei, die Heiterkeit zu vermehren, und zog weiter keine Strafe nach ſich, als die Erzählung einer neuen gräulichen Geſchichte. Nicht ſo gut kam ich bei einer andern Gelegenheit weg, wo ich von meinen Vorgeſetzten meines Uebermuthes halber, tüchtig ausgeſcholten ward.

Im Städtchen nämlich lebte ein Mann, Trödler von Profeſſion, der uns armen, in Noth gerathenen Erdenkindern öfters mit einem kleinen Darlehn von zwei bis drei Thalern derſelben entriß. Dieſer Mann, deſſen Bekanntſchaft auch ich ſchon gemacht, hatte mich zu zu dem Ankauf eines ledernen Beinkleides, als von etwas ganz vorzüglichem überredet, das ſich aber nur als ganz vorzüglich ſchlecht erwieſen und wofür er noch keine Zahlung erhalten hatte. Um damit in's Reine zu kommen, kam er eines Tages zu mir, ich wollte ihm des ſchlechten Kaufes halber etwas von dem bedungenen

Preis abziehen, was er ſich aber durchaus nicht gefallen laſſen wollte, und ſo mußte ich denn endlich den ganzen Betrag zahlen; aber aus Rache dafür heftete ich ihm mit einer Stecknadel ein Kaninchenſchwänzchen auf den Rücken, in deſſen Beſitz ich zufällig gekommen war, und ließ ihn dann ſeines Weges ziehen. Darauf legte ich mich in's Fenſter um das Reſultat meiner Rache abzuwarten; richtig, mein Trödler kam, ſo bereichert, wie er mich verlaſſen, zum Vorſchein, und ſtolzirte mit etwas ſchwänzelndem Gang, wodurch das Anhängſel an ſeinem Rücken in perpendikulärer Bewegung blieb, über den Markt. Alle Vorübergehenden lachten, ſagten aber nichts, bis er an der Wache von einem Dragoner angefallen wurde, der ihm zuſchrie: „was Teufel, Schäfer" — gewiß ein paſſender Name wegen der Hütung des wolligen Anhängſels an ſeinem Rücken — „was Teufel, Schäfer, haben Sie denn da auf dem Rücken?" Der Angeredete griff ſchnell nach beſagter Stelle, erwiſchte das Schwänzchen mit einem „Schwerenoth!" und ſtaunte es einige Zeit verwundert an. Plötzlich aber ſchien ihm ein Licht aufzugehen; er kehrte ſich gegen meine Wohnung, drohete mit der Hand und rief: „Das hat der Junker gethan, aber er ſoll es mir büßen!" Natürlich hatte ich mich längſt zurückgezogen

und hörte erſt weiter von der Geſchichte bei meinen Vorgeſetzten.

Ganz unerwartet erhielten wir den Befehl, Cantonirungen bei Caſſel zu beziehen; die Urſache zu dieſer Maaßregel wurde uns indeſſen bald bekannt; der Marſchall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, jetzigen König von Schweden, verließ das Churfürſtenthum Hannover, und marſchirte mit ſeinem Armee-Corps über Caſſel und Bamberg nach Oeſterreich zur Campagne 1805. An der Grenze bei Sangershauſen waren außer unſerm Regiment noch die Huſaren aufgeſtellt, und dort ſah ich den Vorbeimarſch der auf's Herrlichſte equipirten und ausgebildeten franzöſiſchen Truppen — erſteres natürlich aus Hannöverſchen Contributionen — die aber, wie geſagt, ihrer Haltung und dem Glanze nach, der ſie umgab, wahrhaft blendeten. Am nächſten Tage zeigte ſich auch der Marſchall, doch hatte er das Unglück, beim Einbiegen in das Kurfürſtliche Schloß mit dem Pferde zu ſtürzen. Dieſer Feldherr imponirte mir um ſo mehr, als ich ſchon wußte, mit welchem Erfolge er am Rhein und in Italien gefochten hatte und nicht allein als ausgezeichneter Soldat, ſondern auch durch ſeine ſeltene Geiſtesbildung bekannt war. Damals waren wir beſtimmt, den Durchmarſch der Franzoſen zu beob-

achten, Unordnungen vorzubeugen, und ſtanden ſo als Wächter ihnen gegenüber; das nächſte Jahr brachte eine gewaltige Veränderung, die wir uns damals wohl nicht träumen ließen. — Ich für mein Theil hatte dabei einen ſchweren Stand, von zwei Uhr Morgens, wo wir ausrückten, bis Abends zehn Uhr zu Pferde, und dazu das fortwährende Salutiren mit der ſchweren Standarte, das war für meine damaligen Kräfte ein kleiner Vorgeſchmack der mühſeligen Tage, die meiner warteten.

Nachdem der Durchmarſch der Franzoſen beendet war, kehrten wir zu unſerer alten Garniſon und dem gewohnten Schlendrian zurück, aus dem ich mich herzlich hinaus und in ein freieres, bewegteres Leben ſehnte, wie das auch jetzt bei unſern jungen Offizieren der Fall iſt. Darum empfing ich denn auch mit lebhafter Freude die Nachricht, daß unſer Regiment in die Gegend von Hanau als Exekutions-Commando marſchieren würde. So gab es doch wenigſtens Veränderung der Scene. Mir gefiel der Marſch und der Wechſel des alltäglichen Lebens mit dieſem mir ſo neuen, regen Treiben außerordentlich, und unſer neuer Aufenthalt bot ebenfalls viele Annehmlichkeiten dar. Derſelbe war im ſogenannten Freigericht Hanau, und vom Kurfürſten mit Exekution belegt, weil die jungen Leute ſich weigerten, in die

Dienſte des Landesherrn zu treten, unter deſſen Hoheit dies Freigericht erſt kürzlich gekommen war. Unſere Verpflegung war ſehr gut und außerdem erhielt jeder Unteroffizier täglich acht und der Gemeine vier Groſchen; die Offiziere hingegen bei völlig freier Verpflegung bedeutende Tafelgelder. Dieſe Repreſſalien beſiegten ſehr bald jeden Widerſtand, ſo daß wir nach Verlauf einiger Wochen die Gegend verließen und zwar nicht in unſere Garniſon, ſondern den Conjuncturen damaliger Zeit gemäß, über Hanau nach Gelnhauſen beordert wurden. Hier erhielt ich ein außerordentliches Quartier in einer zur Stadt gehörigen großen Waſſermühle, bei deren bigott katholiſchen Beſitzern ein emigrirter franzöſiſcher Geiſtliche, als hochgeehrter Gaſt aufgenommen, ſich ſchon ſeit langer Zeit befand. Dieſer Herr war ſehr erfreut, mit mir in ſeiner Mutterſprache ſich unterhalten zu können, und die Vorliebe, die er dadurch für mich gewann, theilte ſich in ſo hohem Grade ſeinen Gaſtfreunden mit, daß ſie es mir an keiner Bequemlichkeit fehlen ließen. Das ſchöne Bett jedoch, das ich in Folge dieſer freundlichen Aufmerkſamkeiten empfing, hielt mich oft lange über die beſtimmte Zeit gefangen, und ich verſäumte öfter als es Recht

war, das Visitiren meines Beritts. Demungeachtet ging ich jedes Mal zu der gewohnten Stunde zum Rapport an den Wachtmeister: „In meinem Beritt findet sich nichts Neues.“ — Eine Zeit lang ging Alles gut, aber der Wachtmeister hatte, ich weiß nicht wie, Wind von meinen Nachlässigkeiten bekommen, und als ich nächstens wieder mit dreister Stirn Zeugniß für das Wohlbefinden und Verhalten meiner Untergebenen ablegte, sagte er kopfschüttelnd: „Das wundert mich, da haben Sie gewiß nicht gehörig visitirt; der Gefreite Richter liegt in seinem Quartier (welches sich in einer sehr entfernten Gegend befand) bedeutend krank, laufen Sie also nur schnell zum Chirurgus und bestellen Sie ihn zu dem Kranken.“ — Schuldbewußt, wie ich war, wagte ich nicht die geringste Erwiderung, sondern suchte nur durch die möglichste Eile mein Vergehen wieder gut zu machen, ruhte auch nicht eher, als bis ich den Chirurgus aufgefunden und auf dem Weg zu meinem Kranken sah, worauf ich mich nach Hause begab. Hier betrachtete ich eben mit außerordentlicher Genugthuung, auf meinem Großvaterstuhl ruhend, eine Reihe kleiner Engelbilder, die ich an Fäden quer über die Stube gespannt hatte und die durch die Erschütterung, welche das Mahlwerk her-

vorbrachte, in ſchwebender Bewegung blieben, als mein Chirurgus, roth vor Aerger und Hitze, hereinſtürzte, ſich mir gegenüber auf einen Stuhl warf und mir wüthend zurief: „Ich wollte, daß Sie zum Teufel wären mit Ihrem Gefreiten, Herr! Schicken mich da ohne Weiteres in dieſer tollen Hitze bis an's Ende der Vorſtadt, und da ich das Quartier erreiche, ſitzt der Kerl ſeelenvergnügt bei einer Portion Schnaps und Wurſt, die einen Geſunden, wie ihn, erſt krank machen muß! — zum Geyer noch einmal, wie kommen Sie denn dazu?“ — Ich ſah ſogleich ein, daß mir der Wachtmeiſter eine Falle geſtellt hatte, in die ich blind hineingerannt war, daß ich aber darin den armen Chirurgus mitgefangen hatte, that mir wahrlich leid. Ich erzählte ihm reuig das Vorgefallene, und machte mich auf eine anſehnliche Portion Wiſcher gefaßt, die denn auch nicht ausblieben, ſowohl nachträglich vom Wachtmeiſter, als auch vom Rittmeiſter. Für die Folge paßte ich beſſer auf. —

Nachdem wir einige Monate in Gelnhauſen geſtanden hatten, erhielten wir den Befehl zum Abmarſch in die Gegend von Caſſel, weil nach den bedrohlichen Verhältniſſen, die nach der Schlacht von Jena eintraten, es nöthig erſchien, ſämmtliche Cavallerie-Regimenter in die Nähe der Hauptſtadt zu ziehen.

Wir brachen nicht ohne Bedauern auf, das heißt, so weit es unsere geselligen Verhältnisse anbelangte, denn wir Junker hatten in der Stadt in einigen angesehneren Familien sehr freundliche Aufnahme gefunden und manche liebe Bekanntschaft angeknüpft, die aufzugeben uns jetzt sehr schwer ward. Ehe wir jedoch Cassel erreichten, war dessen und mithin unser Schicksal schon entschieden; es war durch Ueberrumpelung von den Franzosen unter Mortier genommen, und der Churfürst war genöthigt gewesen, da die eine Hälfte der Stadt bereits besetzt war, ehe man eine Ahnung davon gehabt, aus dem entgegengesetzten Theil derselben zu fliehen. Wir hatten in unsern Quartieren in Ober-Zweren natürlich nicht die geringste Ahnung von diesen Vorgängen, aber wir waren, da Gerüchte verschiedener Art schon immer einander kreuzten, in steter Erwartung außerordentlicher Ereignisse. Seit mehreren Tagen und Nächten war nicht abgesattelt worden, wir standen, saßen und schliefen mit umgeschnallten Pallaschen, geladenen Pistolen und Karabinern. Am frühen Morgen des ersten Novembers, als am Allerheiligentage, wurde plötzlich das Regiment gesammelt, und zu unserm größten Schrecken und ohne, daß uns etwas Näheres über die statt gefundenen Ereignisse mitgetheilt wäre, anstatt

vorwärts, zu unſerer alten Garniſon nach Fritzlar zurückgeführt. Der Marſch geſchah nicht, wie ſonſt, in muſterhafter Ordnung, Alles ging in ungeordneter Eile und als wir in Fritzlar ankamen, wurden, zu unſerer Befremdung, die Standarten nicht wie gewöhnlich beim General, ſondern in's Zeughaus abgebracht. Dieſem Befehl folgte der, ſämmtliche Waffen abzuliefern, — er traf uns wie ein Donnerſchlag! — Was ich damals empfand, kann ich nicht beſchreiben; ich überlaſſe es dem Gefühl meiner Cameraden, ſich in jene Zeit und in unſere Lage zurückzudenken, und ſich die Scene auszumalen, die nach einem ſolchen Befehl nothwendig bei einem Truppentheil Statt finden mußte, welcher in angeſtammter Treue ſeinem Herrſcherſtamm unter allen Verhältniſſen im In- und Auslande unwandelbar ergeben, den letzten Blutstropfen für denſelben hingegeben haben würde. Und nun ſollten ſie und ich mit ihnen ohne Kampf und Schwerdtſchlag die theuren Waffen abliefern, die ſie ſo lange tapfer geführt, und durch welche ich mir eine ehrenvolle Laufbahn erringen, oder mit ihnen in der Hand für Ehre und Ruhm zu ſterben bereit war! — Verwünſchungen gegen ein ſolches Schickſal, gegen die fürchterliche Schande, hörte man

von allen Seiten; Ausbrüche ohnmächtiger Wuth wechselten mit denen wahrhafter Verzweiflung und erpreßten den Augen der alten bärtigen Krieger heiße Thränen! — Aber dies Alles änderte unser Schicksal nicht; wir Offiziere zogen uns schweren Herzens zurück, um in einsamer Stille unsere traurige, aussichtslose Zukunft zu überdenken, aber die Dragoner blieben auf dem Platze, und machten erst jetzt ihrer bis dahin noch verhaltenen Wuth Luft. Im höchsten Grade ergrimmt, zerschlugen sie, da ihnen nicht länger die Aussicht auf ehrenvolle Führung derselben blieb, ihre geliebten Waffen in tausend Stücke; von den Karabinern wurden die Kolben abgebrochen, eben so von den Pistolen, die Säbelklingen zerbrochen und dann erst begaben sie sich einzeln oder in kleinen Trupps niedergeschlagen in ihre Heimath. Ungefähr zwei Drittheil derselben nahmen, wenn sie nur irgend die Mittel zur Unterhaltung ihres Pferdes hatten, dasselbe mit sich, die übrigen Rosse blieben stehen; — es war ein Wirrwarr, eine Scene ohne Gleichen! Die Einwohner des Städtchens, die uns bis dahin nur in der gleichmäßig wiederkehrenden Ordnung des täglichen Dienstes gesehen hatten, schienen, als sie das Regiment, noch im eiligen Rückzuge, wieder

erblickt hatten, wie es an einem ihrer größten Feiertage auf dem Marktplatz ſo ungewöhnliche Exceſſe beging, gleichſam aus ihrem Kreiſe gerückt. Sie wollten ihren Augen nicht trauen, dem zu glauben, was ſie ſahen; es war ein Hin- und Herrennen, ein Erkundigen nach dem Vorgefallenen, ein allgemeines Berathen deſſen, was ſie ſelbſt zu erwarten hätten, wie es ſich kaum beſchreiben läßt. Die Ruhe, aus der ſie wie durch einen Zauberſchlag aufgeſchreckt waren, kehrte unter ihnen erſt einigermaßen wieder zurück, als das Regiment ſich völlig aufgelöſ't und in die Umgegend zerſtreut hatte, wenigſtens zogen ſich die Einwohner erſt dann mit ihren Befürchtungen und Sorgen in ihre Häuſer zurück. Weitere Bemerkungen kann ich über die Begebenheiten im Städtchen nicht machen, da ich ſelbſt ſchon am zweiten Tage darauf, als ich mein liebes, braves Pferd, welches als Standartenpferd zu den ausgezeichnetſten gehörte, übergeben hatte, den Ort verließ. Mein Zweck war, in meine Heimath und zwar nach Weſel, wo meine Mutter lebte, zurückzukehren, um dort mit den Meinigen über Ziel und Plan des künftigen Lebensweges zu berathen, und ſo machte ich mich denn mit meinem Torniſter, der meine geringe Bagage enthielt, auf den Weg,

und zunächst nach Frankenberg, wo ich in einer befreundeten Familie die liebreichste Aufnahme fand. Hier ließ ich denn meine Militairkleidung, da mein Weg mich durch die von französischen Truppen besetzte Gegend führte, zurück, und kurz entschlossen, ließ ich mir einen Paß als Färbergesell ausfertigen, lernte den Gruß an das Handwerk, und die dunkelblaue Jacke von grobem Tuch, die ich erhandelt, that so treffliche Dienste, daß Gesicht und Hände schon nach wenigen Stunden eine Färbung angenommen hatten, die einen ächten Zunftgenossen beschämt haben würde.

So verließ ich denn, von den herzlichsten Wünschen meiner Bekannten begleitet, per pedes apostulorum und getreu dem Motto des Wandsbecker Boten: omnia mea mecum porto, die Gränzen des Landes, wo ich eine frohe Zukunft erwartet hatte, nun in dem Alter von siebzehn Jahren dem erwählten Beruf entrissen und ohne Aussicht, zu demselben zurückkehren zu können. Die ersten bittern Erfahrungen trübten damals mein Leben, doch beugten sie, Gottlob! meinen Muth nicht; ihnen folgten herbere und traurigere, doch in den schwierigsten Lagen behielt ich, Dank der Vorsehung, Hoffnung und Vertrauen!

So ſchön das Wetter bei meinem Ausgang geweſen, ſo ungeſtüm zeigte es ſich in der Frühe des nächſten Tages; es ſchneite und regnete, dazwiſchen heulte der Sturm in kurzen, heftigen Stößen, und doch mußte ich weiter — einſam wandern in der unwirthlichen, abgeſtorbenen Natur, auf einzelnen Fußwegen, die zu meinem Ziel durch eine gebirgige Gegend führten. Rüſtig, aber mit vollem, ſchwerem Herzen ging ich ſo dahin, mehrere Bergkuppen waren unter ſtetem Kämpfen gegen Wind und Wetter bereits überſtiegen, eine Stunde verging nach der andern und noch immer wollte ſich meinen ſpähenden Blicken kein ſchützendes Obdach zeigen, wo ich von den Beſchwerden meiner Wanderung auszuruhen vermocht hätte. Der Wind wurde ſo ſtark, daß ich mich auf der Höhe nicht mehr erhalten konnte, weshalb ich einem großen, etwas tiefer gelegenen Baume zueilte, der mir Schutz gegen das immer zunehmende Toben des Orkans verſprach. Ohne aufzuſehen, das Geſicht möglichſt durch einige mitgenommene Tücher verdeckt, ſtrebte ich meinem Ziel entgegen, als der Klang einer menſchlichen Stimme an mein Ohr ſchlug, die mir in meiner Verlaſſenheit wie vom Himmel kommend erſchien. Ich ſah auf und gewahrte nun in der Höhlung

des mittlerweile erreichten Baumes einen Mann, gekleidet in die Tracht der dortigen Landleute ſitzen, der mir zurief: „I wat, wo kommen Sie denn her, Bürſchken, und noch dazu ohne Stöckken in dit Wetter?! — Ich ſetzte mich ſofort zu ihm in ſein ſchützendes Aſyl und als ich mich ein wenig erholt hatte, theilte er mit mir gaſtfreundlich den Inhalt ſeines Kobers, der auch ohne die Würze, die mein ganz beſonders regen Appetit ihm ertheilte, vorzüglich war. Er beſtand in einem reichen Vorrath an Wurſt, Brod und Käſe, den ich ihm verzehren half, und deſſen Verſchwinden er auf die freundlichſte Weiſe gut hieß. Dabei ging unſere Unterhaltung ihren ruhigen Gang; ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß mein Gefährte ein Bote aus Werle war, der nach Arnsberg wollte, wohin auch ich mußte, weshalb ich die Hoffnung hatte, ſo wenig ihn als ſeinen guten Kober für die nächſte Zeit zu verlieren. Er war verwundert, einen ſo jungen, wandernden Geſellen zu ſehen, fragte mich über das weitere Ziel meiner Wanderung, und verſprach mir, für die Zeit unſerer gemeinſchaftlichen Reiſe auf's Beſte für mich zu ſorgen. Dies that der ſchlichte, brave Mann denn auch redlich, denn da er als Bote die ganze Gegend genau kannte,

wußte er auch die beſten Anhaltepunkte und führte mich auf Nichtwegen in dem andauernd böſen Wetter binnen drei Tagen nach Werle, wo er zu Hauſe war. Hier mußte ich durchaus erſt in ſeiner kleinen Wohnung einen Speckeierkuchen verzehren helfen, ehe er mich in dem Gaſthaus des Orts unterbrachte, und als ich ihm bei unſerm Abſchied ſeine Bemühung und ſeine Freundlichkeit durch eine baare Vergütung lohnen wollte, nahm er es durchaus nicht an, im Gegentheil, er erbot ſich, da ich mich ihm entdeckt hatte, noch mit Geld zu verſehen, falls ich deſſen zu meiner fernern Reiſe benöthigt ſein ſollte. Damit jedoch war ich hinreichend ausgeſtattet, und hätte auch unter keiner Bedingung ein ſo aufopferndes Anerbieten angenommen. Das nächſte Ziel meiner Reiſe war nun Schermbeck, wo die Pflegerin meiner Kindheit, meine Amme, verheirathet war, von welcher ich eines herzlichen Empfanges verſichert ſein konnte; doch um dahin zu kommen, mußte ich die große Straße durchkreuzen, auf welcher die zur franzöſiſchen Armee gehenden Verſtärkungen marſchirten. In dem Wirtshaus zu Camen, welches das erſte auf dieſer Straße war, fand ich auch, wie ich es erwartet hatte, die ganze Gaſtſtube mit Franzoſen angefüllt, trat aber

keck hinein, mit dem Vorsatz, mich so wenig als möglich mit ihnen einzulassen. Zu dem Ende setzte ich mich mit meinem Butterbrod und einem Glase Bier in die entfernteste Ecke des geräumigen Zimmers. Bald jedoch fiel mir auf, daß die junge Wirthin des Hauses mich häufig fixirte und dann durch irgend ein unbedeutendes Ereigniß die Aufmerksamkeit ihrer französischen Gäste dem Hofe zuwandte, weshalb sie Alle zugleich die Stube verließen, die für ein paar Augenblicke gänzlich leer blieb. Diese benutzte die junge Frau, indem sie schnell zu mir trat, und mir die Hand reichend, sagte: „Sie sind Fritz L . . . . . ., ich irre mich nicht!“ — Erstaunt und etwas erschrocken, bejahte ich augenblicklich, doch sie beruhigte mich bald, indem sie sagte: „Sein Sie ruhig und ohne Sorgen, ich werde Sie nicht verrathen; augenblicklich erkannte ich Sie trotz Ihrer Verkleidung, da ich Sie so viele Jahre hindurch täglich gesehen habe; ich bin die Tochter des Bäckers in Hamm, der Ihrer Pension gegenüber wohnte, Sie haben manche Semmel von uns geholt! Wir lachten Beide herzlich, sowohl über meinen Schreck bei ihrer Anrede, als bei der Erinnerung an jene Zeit, doch ließ sie sich, als ihre übrigen Gäste wieder eintraten, durchaus nichts

merken, daß wir mit einander bekannt wären. Sie theilte bald darauf ihrem Mann mein Schickſal mit, der ſich ebenfalls für mich intereſſirte, und nachdem ich auf's Beſte verpflegt worden war, eine Freundlichkeit, die man in meinen damaligen Jahren ganz beſonders hoch anſchlägt, brachte er mich ſelbſt in der Frühe des nächſten Tages durch die Lipper Haide, und drang beim Scheiden ebenfalls ſehr in mich, einen Vorſchuß zur Ausführung meiner Reiſe anzunehmen. Ich dankte ihm herzlich und wahrhaft gerührt für ſein Anerbieten, machte aber keinen Gebrauch davon.

Nach dem beſchwerlichſten aller Reiſetage traf ich endlich ſpät Abends in Schermbeck ein, erfragte die Wohnung der Frau Gottfrinks und wurde von der alten treue Seele mit Freudenbezeugungen aufgenommen, wie ſie, glaube ich, in unſeren jetzigen Zeiten bei dieſer Klaſſe gar nicht mehr Mode ſind. Anfangs erkannte ſie mich nicht, denn es waren ſieben Jahre ſeit unſerm letzten Erſehen vergangen, doch als ich ihr ſagte: „Ei, ei Maricke, kennſt Du denn Deinen Fritz nicht mehr," fiel ſie mir unter ſtrömenden Thränen um den Hals, und wurde nicht müde, ſich zu verwundern wie groß und ſtark doch ihr lieber Fritz, ihr liebſter Sohn — ge-

worden sei. Hier erholte ich mich in mehrtägigem Aufenthalt von den Mühseligkeiten meiner neuntägigen Reise und die gute Frau that alles Mögliche, mir den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen. Gottfrinks mußte während dieser Zeit zuweilen nach Wesel, um über die dortigen Zustände zu rapportiren und meine liebe Mutter von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Es wurde so abgemacht, daß ich im mütterlichen Hause als zurückkehrender Gymnasiast erscheinen sollte und so ließ ich denn mein ehrsames Färberkostüm bei meiner alten Gottfrinks und wanderte nach dreien Tagen der Erholung als Spaziergänger in Wesel ein; — bald lag ich in den Armen meiner theuern, um mich schon längst besorgten Mutter! —

Gewiß war diese Zeit, in welcher ich mich nach so langer Abwesenheit der Liebe und des Umgangs dieser Theuren erfreuen konnte, eine unendlich glückliche, und doch fühlte ich, nachdem einige Wochen vergangen waren, das Bedürfniß nach einem regeren Leben und vorzüglich nach der Rückkehr zu dem Stande, welchem ich auf eine so unerwartete und schmerzliche Art hatte entsagen müssen. Die Nachrichten, die wir über den

Zuſtand und die Erfolge der Preußiſchen Armee erhielten, lauteten immer ungünſtiger und darum aufregender: Hameln, Nimburg, Magdeburg waren ſchon gefallen, ihnen folgten in kurzen Zwiſchenräumen die übrigen bedeutenden Feſtungen des Preußiſchen Landes und als wir vollends gar von Blüchers Kapitulation bei Lübek und des Prinzen Hohenlohe Niederlage bei Prenzlau hörten, litt es mich nicht länger im mütterlichen Hauſe. Ich verabredete mit einem Schul- und Jugendfreund den Plan, uns zur preußiſchen Armee, die damals an der Polniſchen Grenze ſtand, durchzuſchleichen um uns ſo unter die Fahnen zu ſtellen, zu denen unſere Geburt uns rief. Zuerſt ging ich von Weſel nach Münſter, wo mein vorerwähnter Freund, von Poblotzki, bei ſeiner Familie lebte. Dieſer hatte mir unglückſeligerweiſe kurz vor meiner Ankunft noch einmal ausführlich über unſere Pläne geſchrieben, die ſtets wachſame franzöſiſche Polizei hatte den Brief erbrochen, copirt, mir dann, neu geſiegelt, zugeſchickt, und ſo wurde ich bei meiner Ankunft in Münſter von Gensd'armen in Empfang genommen, und ganz gegen mein Erwarten in ein leeres Zimmer des Lokals der Hauptwache einquartirt, welche ſich in dem durch den Weſtphäliſchen Frieden

von 1648 hiſtoriſch merkwürdigen Rathhauſe befand. Vor meiner Thür, vor den Fenſtern meiner Stube ſtanden Schildwachen, alle meine Habe wurde auf's Strengſte unterſucht und mir Feuerzeug, Meſſer und all' mein Geld abgenommen. Wie das zu geſchehen pflegt, es verbreiteten ſich bald mancherlei Gründe zu meiner Arretirung in der Stadt. Die Einen machten mich zum ruſſiſchen Spion, Andere behaupteten gar, aus guter Quelle zu wiſſen, ich habe einen Anſchlag auf das Leben Napoleon's im Schilde geführt, und was dergleichen Fabeln mehr waren. So konnte es denn nicht fehlen, daß, um eine ſo wichtige Perſon von Angeſicht kennen zu lernen, ſich täglich eine Maſſe Menſchen vor meinem Fenſter verſammelte, was mir einigermaßen Zerſtreuung gewährte, leider aber bald aufhörte. —

Der Zuſtand meines Gefängniſſes diente ebenfalls nicht dazu, mich über mein Mißgeſchick zu tröſten. Eine Pritſche nach Art der Wachtſtuben und ein Tiſch nebſt meinem Schemel — daraus beſtand die ganze Einrichtung, aber wenn auch an Allem, litt ich nicht an eigentlicher Einſamkeit Mangel, denn aus allen Winkeln und Löchern verſammelten ſich in ununterbrochener Folge ganze

Schaaren allerliebſter, kleiner Mäuſe, um ihren Tribut als Territorialherren von meinen Eßwaaren einzufordern. Das vertrug ſich aber, ſo unverſchämt wie ſie waren, keineswegs mit meinem unverdorbenen Appetit, und ſo erfand ich bald aus zwei gegen einander geſtellten Tellern eine Falle, in welcher ſich manch' armes Mäuschen fing. Dieſes warf ich am Morgen den mir treu gebliebenen Schuſterjungen zu, deren Neugierde nach meiner Bekanntſchaft noch immer nicht geſtillt war, und die, als alle Uebrigen mich verlaſſen hatten, erſt recht anfingen, mich täglich unter meinem Fenſter zu beſuchen.

Es wurde erlaubt, daß ich meine Beköſtigung durch die Familie meines Freundes empfing, doch wurden meine Speiſen von meinen Wächtern ſtets ſorgfältig unterſucht, ob mir durch dieſelben auch nicht irgend eine Nachricht oder ſonſt etwas Verdächtiges zukäme. Fleiſch, Semmel und Brod wurden zertheilt, ein Polizeibeamter unterſuchte ſelbſt bei jeder Mahlzeit meine Suppe mit einem Löffel, und zum Eſſen ſelbſt erhielt ich nur einen ſolchen und eine ſtumpfe Gabel. So war Alles nach ihrer Meinung wohl geordnet, und doch täuſchte ich ſo große Wachſamkeit und alle Vorſichtsmaßregeln, indem es mir gelang, meinen Freunden einen von mir beſchriebe-

nen Zettel zukommen zu laſſen und zwar auf folgende Weiſe:

Lieutenant von Poblozky war natürlich zu gleicher Zeit mit mir arretirt worden, und es handelte ſich jetzt weſentlich darum, daß in dem Verhör, deſſen wir in den nächſten Tagen ausgeſetzt ſein würden, unſere Ausſagen übereinſtimmten, und hierüber wollte ich mich mit ihm verſtändigen. Mein Freund hatte nämlich zu einem Truppentheil gehört, welcher in Hameln kapitulirt hatte, während ich durchaus keine Verpflichtung gegen Frankreich eingegangen und alſo bei weitem nicht ſo ſchuldig war. Von ſeiner Mutter wurden mir, wie ich ſchon erwähnt, täglich Frühſtück, Mittageſſen und Abendbrot geſchickt, und ich wußte, daß deren beide erwachſene Töchter dem kleinen Haushalt in ſeiner ganzen Ausdehnung vorſtanden, natürlich alſo auch die Reinigung der Gefäße ſelbſt beſorgten. Hierauf gründete ich meinen Plan. Da ich nun weder Dinte, Feder noch Papier hatte, ſann ich auf Aushülfe, und die Mittel zu meinem Vorhaben fand ich bald in einem Stückchen trockenen Tabackpapiers, was einen herrlichen Briefbogen abgab. Ein Splitterchen Holz bildete die Feder und ein herzhafter Stich mit demſelben in den Finger der linken

Hand lieferte einen ſo reichlichen Vorrath der ſchönſten rothen Dinte, wie ich für meine Mittheilung nur irgend gebrauchen mochte. Nachdem meine Verhaltungsregeln auf dieſe Weiſe aufgeſchrieben waren, wickelte ich das Zettelchen drei bis vier Mal in altes Papier ein und praktiſirte es ſodann in die Tülle der Theekanne, die ich nicht ohne Herzklopfen forttragen ſah. — Der Erfolg war, wie ich vermuthet hatte; die ältere der beiden jungen Damen reinigte meine Kanne, und als ſie des Hinderniſſes gewahr wurde, welches durchaus ihren Bemühungen nicht weichen wollte, reichte ſie jene ihrem Verlobten, dem Lieutenant von Wrede, um ihr dabei behülflich zu ſein. Dieſem, welcher wußte, daß die Kanne von mir gekommen, fiel die Sache auf, er kannte als ein alter Lübecker dergleichen Practiken, befreite mittelſt eines Stöckchens die Tülle von ihrem ungehörigen Inhalt, und eilte mit dem entdeckten Fund voller Freude in eine Seitenſtube. Am nächſten Tage ſchon erhielt Poblozky ſeine Mittheilung und ich meine Antwort auf eben ſo geheimnißvolle Weiſe, doch ſinnreicher, da weiblicher Scharfſinn ſie erzeugt und ausgeführt hatte. Unſere Semmel nämlich war wie gewöhnlich geſpalten, doch heute mit Fleiſchſchnittchen belegt; vorher war die

Krume aber aus der Semmel gelöst, ein Zettelchen hineingelegt, das Fehlende wieder aufgedrückt und dann das Ganze fett mit Butter bestrichen, wozu noch der Deckel von Fleischschnitten kam. Freilich blieb uns das Zettelchen bei dem ersten raschen Imbiß zwischen den Zähnen sitzen, doch wurde es noch glücklich gerettet, denn für Poblozky waren die gemachten Mittheilungen bedeutend, für mich indessen fast nur durch die Nachricht des Gelingens. Später haben wir bei manchem freundschaftlichen Zusammenkommen bei dem Genuß einer ähnlich zubereiteten Semmel uns jener wichtigeren und jenes Moments erinnert.

Nach Verlauf einiger Tage wurde ich zum Verhör geführt, welches mit allem Anstand, den man den Verhältnissen eines Offiziers schuldet, geleitet wurde. Der Chef der Gensd'armerie, Oberst Courbonville, war Präses und das Personal meiner Richter bestand summarisch aus 21 Mitgliedern — ein böses Zeichen für mich, denn es war so ein jugement de guerre à mort. — Die Verhandlung wurde in französischer Sprache geführt, deren ich ganz mächtig war, weshalb ich den Dollmetscher abgelehnt hatte; aber da ich meines gehabten Vorhabens, zur preußischen Armee zu gelangen, ge-

ſtändig war, währte das Verhör nur kurze Zeit. Bei dieſem, meinem Zugeſtändniß ſah ich in den Zügen mehrerer der Beiſitzenden ſich lebhaftes Erſchrecken malen, dem eine Bewegung des Mitleids unter ihnen folgte: man mochte wohl glauben, meine Jugend und Unerfahrenheit laſſe mich ohne Ueberlegung eine ſo raſche Antwort geben. Der Präſes nahm hierauf das Wort und ſagte: „un officier, qui ne tient pas parole d'honneur soit ami ou ennemi, mérite la mort, et c'est vous monsieur. Ich erwiederte, daß dies auf mich keine Anwendung finden könne, da ich bei der Auflöſung unſers Regiments keineswegs mein Wort gegeben, nicht gegen Frankreich dienen zu wollen, alſo auch keine Verpflichtung gegen daſſelbe habe, worauf man für meine Ausſagen die Beweiſe verlangte. Ich fand es aber trotz meiner Jugend und Unerfahrenheit geeigneter, mich in Vertheidigungszuſtand zu halten, weshalb ich verlangte, daß man mir die Gegenbeweiſe liefern ſollte.

Im zweiten Verhör, welches dem erſten bald folgte, entwickelten ſich mildere Anſichten. Ich ſah es den Herren an, daß meine Sache nicht mehr ſo ſchlimm ſtände, beſonders da ich die Vorſicht gebraucht hatte, Caſſel ſtatt Cleve als den Ort meiner Geburt anzuge-

ben, da Cleve damals unter französischer Hoheit stand, ich also gegen meinen eigentlichen Oberherrn in Dienste zu treten die Absicht gehabt hatte. Mir wurde der Ausspruch des Präses bekannt gemacht, der dahin ging, daß man die von mir gemachten Aussagen bestätigt gefunden, das heißt, daß ich nicht mein Ehrenwort gegeben, weshalb ich nicht, wie es sonst der Fall gewesen wäre erschossen sein würde. Den Schluß bildete die Nachricht, daß über meine Sache in's Hauptquartier berichtet sei, von woher das Endurtheil zu erwarten wäre. Trotz der glücklich beendeten Crisis, in der mein Leben in Gefahr geschwebt, blieben aber meine Verhältnisse die nämlichen, mit Ausnahme, daß mein väterlicher Vormund, Probst Offelsmeyer, die Erlaubniß erhielt mich besuchen zu dürfen. Mit Rath und That unterstützte mich dieser würdige Mann, doch glaubte er, mir auf meine Anfragen nicht verschweigen zu dürfen, daß die Entscheidung meines Schicksals noch lange hinaus gerückt sein könnte. Wirklich vergingen mehrere Wochen in quälender Ungewißheit und tödtlicher Langerweile, bis mir endlich eines Morgens in aller Frühe mitgetheilt wurde, daß ich als Kriegsgefangener nach Frankreich gebracht werden sollte. Zugleich wurde mir die betref-

ſende Ordre vorgelegt, die aus Pultusck kam und „Alexander Berthier“ unterzeichnet war. — Dieſe Beſtimmung war, wie man ſich denken kann, ein Donnerſchlag für mich. Ich konnte vielleicht wie ſo viele Andere in's tiefe Frankreich geſchleppt werden, um dort, unbeachtet und vergeſſen, meine beſten Jugendjahre in Unthätigkeit zubringen zu müſſen. Aus meiner Verzweiflung darüber rettete mich der Zuſpruch meines Vormunds; er hielt mir vor, daß Glück und Unglück wandelbar ſei im Leben, alſo auch mein Schickſal, ehe ich mich deſſen verſehen, ſich zu meiner Freude ändern könne, und dieſe Anſprache ſtärkte mich ſo ſehr in meinem Unglück, daß ich mich mit etwas mehr Faſſung auf meine Abreiſe vorbereiten konnte. Dieſe erfolgte am folgenden Morgen mit allen Ehren einer großen Begleitung, denn es hatte ſich eine große Menge Menſchen verſammelt, die eine ſo wichtige Perſon, als wozu der Ruf mich geſtempelt hatte, wollten abreiſen ſehen. Die Vorbereitungen zu meiner Reiſe mochten ihrer vorgefaßten Meinung entſprechen, denn die Anſtalten, die man zu meiner Eskortirung getroffen hatte, würde hingereicht haben, um ein halbes Dutzend ſolcher Verbrecher, wie ich es war, zu überwachen. Vor der Hauptwacht, deren

Mannſchaft unter dem Gewehr ſtand, fand ich eine vierſpännige Extrapoſtchaiſe, umgeben von einem Brigadier (Unteroffizier) und vier Gensd'armes à choval; im Innern derſelben einen maréchal de logis des 22ſten Chaſſeur-Regiments, der ſich mir als Begleiter und Wächter ankündigte, mir auch zugleich ſeinen geladenen Carabiner zeigte und, indem er die Pfanne öffnete, bewies, daß Pulver darauf ſei. So ging es zuvörderſt nach Weſel, wo mein Quartier bis auf weitere Befehle mir in der Citadelle angewieſen wurde, doch erhielt ich durch die Bitten meiner Mutter die Vergünſtigung, drei Tage in ihrem Hauſe zubringen zu dürfen, jedoch nur in Begleitung und unter Aufſicht meines maréchal de logis, welcher ſich im Laufe der Zeit als ein gebildeter junger Mann von guter Familie kund gab. Natürlich fand er bei meiner Mutter die freundlichſte Behandlung, wofür er ſich ſo decent erwies, daß er mein Beiſammenſein mit meiner theuern Mutter ſo wenig wie möglich ſtörte. Nur zu bald verrann die mir gegebene Friſt, und nach einem ſchmerzvollen Abſchied, deſſen Herbe noch durch die Ahnung vermehrt wurde, daß wir uns in dieſem Leben nie wiederſehen würden, verließ ich die geliebte Materne! Nie hat mein Auge wieder in dem

treuen Mutterblick die Freude des Wiederſehens leuchten ſehen, nie mehr mein Herz ſich an der Liebe erwärmt, die unerſchöpflich in ihrem zärtlichen Herzen verweilte! Sie ſtarb während meiner Gefangenſchaft, ihr letzter Gedanke, ihr letztes Wort bezog ſich auf mich. —

Durch das Wohlwollen des Commandanten erhielt ich Vorſpann bis Cöln, den ich aber mit zwei Plätzen auf der Diligence vertauſchte; doch mußte ich mich zu meinem größten Bedauern von meinem bisherigen Begleiter trennen, indem ich in franzöſiſchen Landen zu meiner Begleitung nur einen Gensd'arms erhielt; dieſer wechſelte ebenfalls von Station zu Station, und empfing für dieſe Bemühung um meine werthe Perſon jedes Mal 5 Franks, freie Zehrung und den zweiten Platz auf der Diligence. In Cöln durfte ich einen Ruhetag machen, und erhielt, nachdem ich mein Ehrenwort gegeben hatte, mich den zweiten Tag zu ſtellen, von dem humanen Commandanten die Erlaubniß, ohne die Beaufſichtigung des Gensd'armen bleiben zu dürfen; dann wurde mir abermals die in jener Zeit für einen Kriegsgefangenen ſeltene Begünſtigung, Vorſpann bis Coblenz zu erhalten, doch hier ſchien mein Stern untergegangen zu ſein. Von Vorſpann war nun gar nicht mehr die

Rede; aus beſonderer Gnade erhielt ich von Station zu Station ein elendes Reitpferd, mußte dagegen die Nächte in den Conciergerien zubringen, oder gegen ſchweres Geld bei den Aufſehern derſelben mich einquartieren. Mein fernerer Weg führte mich auch durch eine Gegend, die durch das eigenthümliche Intereſſe, welche ſie für einen jungen Menſchen haben mußte, dem die Mährchen und Erzählungen der Kindheit noch nicht allzufern lagen, beſonders angenehm ward, nämlich durch das ſogenannte Marterthal, in welchem die ſchöne Genoſefa lebte und litt, und welches ſpäter durch die Gräuelthaten eines Schinder-Hannes eine zweite traurige Verühmtheit erlangt hat. Welchen Charakter jetzt jene Gegend hat, weiß ich nicht, aber damals war ſie höchſt romantiſch. Berg und Thal wechſelte anmuthig mit einander ab, und wenn dieſe auch unverändert bleiben, ſo ſind doch gewiß jene alten ehrwürdigen Baummaſſen verſchwunden, die damals ſie bedeckten. —

Als ich über Trier nach Luxemburg gelangte, wurde mir vom Feſtungscommandanten bekannt gemacht, daß hier für's Erſte mein Aufenthalt ſein würde und zugleich erfuhr ich von ihm, daß dreißig bis vierzig Heſſiſche Offiziere, unter

ihnen der frühere Chef des Heſſiſchen Huſarenregiments, Prinz von Solms-Braunfels, ſo wie mein eigener Oberſt und mein Rittmeiſter ſich ebenfalls und zwar als Geißeln hier befänden. Das Fort St. Esprit wurde mir zum Aufenthalt angewieſen. Ich durfte dies aber weder verlaſſen, noch auf die Wälle ſteigen, obſchon die Lage dieſer kleinen Citadelle jeden Verſuch zur Flucht unmöglich machte. In meinem eiſenumgitterten Stübchen ſuchte ich mich ſo traulich wie nur immer möglich einzurichten, und die anfängliche Langeweile ſchwand bald durch den Umgang mit dem Capitain de place, Monſieur Mackin, der mir ein gütiger, theilnehmender Freund wurde. Außerdem war ich ganz gut geſtellt, denn obwohl ich nur 29 Frks. 15 Sols Gehalt bezog, was gering erſcheint, ſo waren doch alle Lebensmittel, mit Ausnahme der Colonialwaaren, deren ich damals unbenöthigt war, ſo außerordentlich billig, daß man bei dieſem mäßigen Einkommen ganz gut leben konnte.

In einem abgeſchloſſenen Viertel des Forts ſaßen die condamnées au boulet, eine gräuliche Geſellſchaft, in deren Nähe ich mich ganz unheimlich fühlte, und deren Lebensgeſchichten mir Ferron, der Surveillant dieſer Leute, mit den übrigen Schüſſeln Mittags und

Abends auftiſchte, denn ich hatte mich bei ihm in die Koſt gegeben. Dieſe Verurtheilten trugen in Form der Tragebänder eiſerne Ketten, die an einer eben ſolchen um den Leib anſchloſſen, letztere endigte in einer 12 Fuß langen Kette, an welcher ſich eine, eine ſechspfündige Kanonenkugel enthaltende Kapſel befand. Damit mußten ſie ſchlafen und arbeiten, waren alſo wahrlich nicht zu beneiden, obwohl ſie ihrer ſchweren Verbrechen halber allerdings harte Strafe verdient hatten. Damit ſie nun bei etwaigem Entweichen augenblicklich erkannt werden könnten, ſo wurde ihnen alle vierzehn Tage der Kopf ganz kahl geſchoren, wo hingegen der Bart frei und ungehindert wachſen mußte, was ihnen ein gräuliches Anſehen gab. —

So einförmig mein Leben Anfangs geweſen war, ſo geſtaltete es ſich doch nach Verlauf einiger Wochen vielſeitiger und unterhaltender durch die Bekanntſchaft mit einem Bürger Luxemburgs, Monſieur Cherron, einem gebildeten Mann, welcher im Fort einen Garten mit Sommerhaus beſaß, in welchem er eine nicht unbedeutende Bibliothek hatte. Dieſe ſtellte er ganz zu meiner Verfügung, und ich machte einen nicht unerheblichen Gebrauch davon, wodurch ich mit den beſten

franzöſiſchen Claſſikern vertraut wurde, und ſo einigermaßen meiner Sehnſucht nach Freiheit, lebenszwecklicher Beſchäftigung und den lieben Meinigen vergaß. Auch die franzöſiſchen Offiziere behandelten mich freundlich und ſuchten mich oft auf, denn in damaliger Zeit war es auffallend und ihnen darum intereſſant, daß, wie ſie ſagten: un allemand savait la langue française, et même, qu'il savait lire, jeune comme il était.

In die Zeit meines Aufenthalts in Luxemburg und ungefähr zwei Monate nach meiner Ankunft daſelbſt fiel die große Pulver-Exploſion, die einen großen Theil der Stadt in Trümmer legte. Es war am 7. Juni 1807 als ein ſchweres Gewitter herauf zog und ſich über die Feſtung entladete, wobei der Blitz in ein Pulver-Magazin fiel, welches auf dem ſogenannten Rahm, einem Vorwerk der Feſtung lag und worin gegen hundert Centner dieſes Materials aufbewahrt wurden. Der Thurm, welcher daſſelbe enthielt, war in Felſen gehauen und der Oberbau von Quaderſteinen aufgeführt worden, welche letztere ſich einzeln löſten, und mit reißender Schnelligkeit Alles niederſchlagend oder mit ſich fortreißend, die Stadt durchflogen. Der Knall, die Erſchütterung und der allgemeine Schrecken waren eben ſo

furchtbar wie die Verwüſtung, die darauf folgte. Die ganze Unterſtadt Grand, welche gerade unter dem Rahm lag, wurde zerſchmettert, und hundert und ſechs und zwanzig Leichen zog man aus dem Schutt und den Trümmern, als man endlich eine Ueberſicht des ſchrecklichen Ereigniſſes erlangen konnte, denn während der Dauer einer Stunde blieb die ganze Gegend in Rauch und Staub gehüllt. In der Oberſtadt waren gleichfalls alle Fenſter in Kirchen und Häuſern nach der Oſtſeite hin zerſplittert, ja ſelbſt bis in die jenſeitige Vorſtadt Parfonthal flogen die Steine des Magazins. Einer derſelben ſauſte bei einem jungen Mädchen vorbei, welches im Bach Wäſche ſpülte, und indem er ihr die ganze Vorderſeite des Geſichts wegnahm, als ob es abgeſchnitten worden wäre, brachte er ihrem Gehirn doch keine Verletzung bei, ſo daß ſie ſich noch lange hätte quälen können, wenn die Aerzte nicht ihrem ſchrecklichen Leiden zu Hülfe gekommen wären, und ihr einen ſchnellen Tod bereitet hätten, indem ſie ihr die Adern öffneten. Ein anderer Fall iſt mir gleichfalls erinnerlich geblieben, obgleich ſein Ausgang weniger tragiſch war, vielmehr nachträglich zu manchen Späßen Veranlaſſung gab. Eine alte Frau hatte im Thor in einer Niſche,

die früher der heilige Nepomuk geziert, einen Obſthandel etablirt, welcher ebenfalls in der ehemaligen Kapelle des Heiligen Raum und Unterkommen fand. Sie ſaß dort eben auch gemächlich und wohlbehalten, als die Exploſion ſtatt fand, bei welcher ein großer Quader gerade vor dem Eingang der ſanctionirten Bude niederſtürzte und dieſelbe der ganzen Höhe nach verſchloß. Nachſtürzendes Geröll verſchüttete vollends die arme Alte, und ſo blieb ſie drei volle Tage in ihrem Heiligenſchrein eingeſperrt, bis die Hand der aufräumenden Arbeiter auch an dieſen Ort kam, von wo der ſchwache Ruf: au secours, au secours ſie zu eiligerer Hülfsleiſtung aufforderte. Faſt zu Tode geängſtet, ſonſt aber unverſehrt, ging unſere Alte endlich aus ihrem Grabe hervor, und ſaß, wie ich gehört, hernach noch lange Jahre, verkaufend in der Kapelle, des feſten Glaubens, daß die Heiligkeit des Orts und ſeines früheren Bewohners ſie vor dem ſichern Tode bewahrt hätte. —

Was uns arme Eingeſperrten in der Citadelle nun betraf, ſo glaubten wir nicht anders, als der Welt Ende ſei gekommen. Wir ſaßen gerade bei Tiſch, als das Ereigniß Statt fand, und mein erſter Gedanke war: ein Erdbeben! Die Fenſter, welche der Hitze halber

geöffnet waren, flogen aus den Angeln, die Thür barst in einen großen Riß von oben bis unten, und die Geräthschaften auf unserm Tisch flogen, als ob sie Flügel hätten. Indeß belehrten uns bald herbeiströmende Einwohner über die traurige Ursache und Alles eilte dann zu schneller vereinter Hülfe, und wen das Unglück selber nicht betroffen, der suchte sich über das Schicksal seiner Freunde und Bekannten zu vergewissern. Unerklärlich bleibt es, daß das Magazin nicht einmal mit einem Blitzableiter versehen gewesen, wodurch doch wohl diese schreckliche Catastrophe vermieden worden wäre.

Nach Verlauf von drei bis vier Monaten ließ ich den Commandanten, General Vimeure, um eine Unterredung bitten, welche mir sogleich auf die freundlichste Weise zugestanden wurde. Ich stellte ihm vor, wie schrecklich meine Lage sei, unbeschäftigt, aller Freiheit beraubt leben zu müssen, worauf er mir auf die gütigste Weise die Erlaubniß ertheilte, von früh Morgens an bis Abends zur Retraite eine halbe Lieue weit von der Festung umherzustreifen, und außerdem in seinem Büreau die Zeitungen lesen zu dürfen. Wer war glücklicher, als ich! Wie ein Vogel in den Aether taucht, stürzte ich mich in das Grün der Wälle, die ich bis

dahin nicht betreten durfte und beſuchte mit Monſieur Cherron die kleinen Beſitzungen, welche dieſer in der Umgegend beſaß, die theils in ſchönen Gärten, theils in ländlichen Etabliſſements beſtanden. Von früh bis Abends war ich auf den Beinen und als vollends General Vimeuse mich mit einer Freikarte zum Beſuch des Theaters überraſchte, zog wenigſtens die Hoffnung wieder in mein Herz, da ich aus dieſen Veränderungen mehr als jemals die Wandelbarkeit des Schickſals erkannte.

Doch mit groſser Betrübniß vernahm ich den Gang der vaterländiſchen Angelegenheiten, um ſo mehr, als neu errungene Vortheile von Seiten unſerer Feinde die Franzoſen um mich her zu lautem Jubel veranlaßten. Die Schlacht bei Friedland, mit welcher des unglücklichen Preußens letzte Hoffnung auf Befreiung von drükkendem Joch dahinſchwand, folgte der noch unglücklichere Friede von Tilſit, nach welchem, wie bekannt, dem edlen, vielgeprüften König Friedrich Wilhelm nur die Hälfte ſeiner Länder verblieb, und auch dieſe nur unter den drückendſten, kaum erfüllbaren Bedingungen. Napoleon, welchem der von Rußlands Kaiſer verlangte Waffenſtillſtand nur zu willkommen geweſen, und wel-

cher entzückt war, denſelben, ſo wie den für ihn ſo günſtigen Frieden abgeſchloſſen zu haben, feierte dies Ereigniß überall durch Gnadenbeweiſe. Unſere condamnés au boulet wurden ebenfalls größtentheils entlaſſen, und die Freude dieſer Bejammernswerthen, ihr ſtürmiſcher Jubel ſchnitt mir in's Herz; die Freiheit ſchien mir wünſchenswerther als je und für mich doch ſo fern! Weder die warme Freundſchaft meines guten Monſieur Cherron, noch der Genuß größerer, unumſchränkterer Freiheit, als mir bisher geworden, konnten mich von tiefer Niedergeſchlagenheit befreien. Mit dem, den Franzoſen eigenen Zartgefühl ſuchte dieſer mich ſo viel wie möglich von meinem Kummer abzuziehen und noch jetzt gedenke ich ſeiner liebevollen Fürſorge mit inniger Rührung und Dankbarkeit.

Gegen Ende des Herbſtes wurden die früh erwähnten Heſſiſchen Offiziere frei gegeben, und wie ein Donnerſchlag traf mich die Nachricht, daß ich nicht mit entlaſſen, ſondern noch ferner conſignirt ſei. Von neuem empfand ich jetzt das Schreckliche meiner Lage und die Zeit, in welcher ich von Tag zu Tag meiner Befreiung entgegenſah, dehnte ſich mir zur unerträglichen Länge. Dazu kam, daß ich ſeit geraumer Zeit ganz ohne Nach-

richt von meinen Angehörigen geblieben war, und ich war um ſo mehr darüber in Sorgen, als ich die liebevolle Pünktlichkeit meiner guten Mutter nur zu wohl kannte. Endlich zwiſchen Weihnachten und Neujahr trat Abends ſpät der Adjudant in mein Zimmer, in welchem ſich Cherron und Ferron befanden, mit dem Ausruf: Monsieur B..... vous êtes libre! Beſchreiben das Gefühl der Freude, das mich bei dieſer Nachricht durchzuckte, vermag ich nicht; es lag mir in derſelben Hoffnung und freundliche Gewähr für die Zukunft, vor Allem aber verhieß ſie mir Rückkehr in meine Familie. Und dennoch ergriff mich wieder eine ſanfte Wehmuth, daß ich diejenigen nun verlaſſen ſollte, die ſich meiner ſo freundlich angenommen und mein Auge ward feucht, als ich den naſſen Blick des ehrlichen Cherron bemerkte, der ſeinen herzlichen Glückwunſch mit einem freundlichen Händedruck begleitete. Das jugendliche Herz, allen Eindrücken offen, ſchließt ſich ſo leicht an Andere an, und ſein Wahlſpruch bleibt vor Allem: ubi bene, ibi patria! darum iſt es natürlich, daß trotz meiner Freude der glückliche Moment meiner Befreiung nicht ungetrübt blieb, wie es auch wohl bei allen derartigen Gelegenheiten der Fall ſein mag. Auch ſtörte die Bedingung,

unter welcher ich meine Freiheit erhielt, ſehr die Größe meines Glücks, denn da ich in meinem Verhör zu Münſter Caſſel als meinen Geburtsort angegeben, erhielt ich den Befehl, augenblicklich dahin aufzubrechen, um in weſtphäliſche Dienſte zu treten. Am andern Tage ſollte ich mit der Diligence nach Trier fahren, doch hatten vorher meine Freunde eine kleine Fete arangirt, bei der es fröhlich und heiter herging; man trank auf glückliches Wiederſehen, worauf ſämmtliche Gaſtgeber mich nach dem Ort der Abfahrt geleiteten. So endete mein Aufenthalt in Luxemburg, welcher ſo traurig angefangen hatte, auf die fröhlichſte Art, und oft habe ich mich deſſen erinnert, als ich es ſpäter unter ganz andern Verhältniſſen wieder ſah. In Trier angekommen, fand ich, daß es mit dieſer Art zu reiſen nicht gehen würde, da meine Mittel erſchöpft waren; ich entſchloß mich alſo kurz, gab meinen kleinen Mantelſack auf die Poſt, und wanderte abermals, doch diesmals unverkleidet zu Fuß nach meiner lieben Heimath. Je mehr ich mich unterweges einſchränken mußte, deſto lebhafter dachte ich des freudigen Augenbicks, wo ich bei meiner geliebten Mutter eintreten würde, um mich dann unter ihrer zärtlichen Pflege für alle gehabten Entbehrungen zu entſchä-

digen. Meine Erwartung ſteigerte ſich von Station zu Station, und als ich endlich nach einem doppelten Tagemarſch die Rheinbrücken bei Weſel erreichte, brachen vor Ermüdung und Gemüthsbewegung beinahe die Kniee unter mir ein. Da ging ein Bekannter vorüber, ein Bürger, der in der Nähe meiner Mutter wohnte. Ich ſtürze auf ihn zu, ich frage nach ihrem Ergehen — mit großer Rührung theilte mir der Mann mit, daß ſie vor einigen Wochen geſtorben ſei! — — —

Ich überlasse dem gefühlvollen Leser dieser Zeilen sich meine Lage vorzustellen, um das Trostlose derselben zu ermessen. Der Mutter lieber Blick sollte, so hoffte ich es, in wenigen Augenblicken auf mir ruhen, ihr Bild, so lebenskräftig, stand heller denn je vor dem Spiegel meiner Seele, wie sie im Jubel den Sohn empfangen würde, um den sie so sehr gebangt; und nun, da ich ermüdet, bedrängt und hülfebedürftig aus langer Gefangenschaft zu ihr zurückkehre, finde ich sie nicht mehr am Leben, selbst ihr Haus ist mir verschlossen, und Alles ist versiegelt. Doch ehe ich das volle Resultat meines Unglücks erfuhr, verging eine geraume Zeit, denn bei dem Empfang der unglückseligen Nachricht, die mit

elektriſchem Schlag mir Kopf und Herz durchdrang, fiel ich ohnmächtig nieder und erwachte erſt unter den Bemühungen der Familie des Mannes, der mir wohl unvorſichtig ſo ſchnell die Trauerbotſchaft mitgetheilt hatte. Meines Bleibens war nicht lange an dem für mich verödeten Ort; ohne meine Bekannten aufzuſuchen, reiſte ich ſobald wie möglich nach Münſter, um mich mit meinem Vormund zu beſprechen, bei welchem ich auch in gewohnter Weiſe Rath und Hülfe fand. Da mir keine Wahl hinſichtlich meiner neuen Laufbahn blieb, ſo ging ich nach Caſſel ab, wo ich im Januar 1808 ankam. Nach eingegangenen Weiſungen aus Paris wurde ich in die Garde eingeſtellt und zwar in dem Chevaux legers Regiment, eines der ſchönſten des neu errichteten Königreichs. Hier begann eine neue Epoche für mich; denn nach den drückenden Verhältniſſen, in denen ich bisher gelebt, fühlte ich mich in dem eleganten, freien und ſelbſtſtändigen Leben ſehr a mon aise; außerdem gewährte mir der Dienſt ein hohes Intereſſe, das Avancement war außerordentlich ſchnell, alſo viel von der Zukunft zu hoffen. Der Hof war ſehr glänzend, ſowohl in Caſſel als auf Wilhelms-, damals Napoleons-Höh', eben ſo das Theater, welches wir Offiziere täglich be-

ſuchten, und dafür einen Tags-Sold gaben, was keinen von uns beſonders derangiren konnte.

Bald nach meinem Eintritt in das Regiment reiſte der König Jerome nach Magdeburg, um dort die Feſtung zu beſichtigen, und zwar in Begleitung mehrerer Kronbeamten und Generäle. Als Eskorte waren vier Offiziere der Garde du Corps und vier von den Chevaux-legers commandirt, unter denen auch ich mich befand, ſo daß ich die Ehre hatte, Se. Majeſtät auf ſeiner erſten landesherrlichen Reiſe zu begleiten. Dieſe ging über Göttingen und Braunſchweig und war ſehr anſtrengender Art, da ſie wie im Fluge Statt fand. Bei der Station angekommen, mußten wir Offiziere ſelbſt Zaumzeug und Sattel abnehmen, welches auf ſchon bereit ſtehende friſche Pferde geworfen ward, um ſogleich zur Weiterreiſe bereit zu ſein, indeß hundert Hände beſchäftigt waren, den Wagen des Königs zu beſorgen. So ging es, wie geſagt, im Fluge bis Magdeburg, doch unſere Hoffnung auf Ruhe und Erhohlung ging auch hier verloren, indem der König noch in derſelben Nacht, die unſerer Ankunft folgte, Couriere erhielt, die ihn veranlaßten, in der Frühe des Morgens wieder abzureiſen. In eben ſolcher Eile, wie wir gekommen,

ging es zurück bis Göttingen, wo ein Piket bereit ſtand, den König in die Hauptſtadt zurück zu begleiten, zum Heil der Eskorte, deren gröſter Theil übel zugerichtet war; der Eine hatte den Arm, der Andere den Fuß gebrochen, und Alle waren ſo ermüdet, daß wir faſt von den Pferden fielen. Wir wurden in den beſten Gaſthöfen einquartirt, hatten 48 Stunden Ruhe, und fuhren dann in Königlichen Wagen nach Caſſel zurück. Hier erhielten wir außer achttägigem Urlaub eine bedeutende Gratifikation, ſo wie die Verletzten auf Königliche Koſten hergeſtellt wurden.

Kurze Zeit darauf ging der Kaiſer Napoleon zum Congreß nach Erfurt, und unſer Regiment erhielt die Ordre, nach Bach und Heſſen-Rothenburg zu marſchiren, welche Orte Seine Majeſtät paſſiren ſollte. Während wir ihn erwarteten, blieb uns Abends noch viel müßige Zeit, und bald hatte ſich im Rathskeller der Stadt Heſſen-Rothenburg ein Kreis junger Leute verſammelt, die, wie das leider oft zu geſchehen pflegt, jedem andern Vergnügen das des grünen Tiſches vorzogen. Ich ſpielte hier zum erſten Mal Haſard, hatte viel eigenes und fremdes Geld bei mir, und fortgeriſſen von der Leidenſchaft des Spiels, die in aller ihrer Stärke mich zum

erſten Mal erfaßte, verſpielte ich Alles! Wie mir damals zu Muthe war, vermag ich nicht zu beſchreiben, ich habe ſeitdem keine ähnliche Angſt empfunden. Aber die Verzweiflung, in der ich mich befand, ließ mich das letzte Mittel ergreifen, welches mir übrig blieb, und welches mich vollends verderben oder wieder aufrichten konnte. In meiner Schreibtafel, die ſich in meinem Quartier befand, hielt ich zwei neu geſchlagene Jeromed'ors, die ich immer auszugeben geſcheut hatte, verwahrt, und eilte, dieſe zu holen. Aeußerlich ruhig, aber mit pochendem, qualerfülltem Herzen ſetzte ich den erſten — er verlor; mir blieb nur noch ein einziger! — Das Glück hatte vordem warnend zu meinem Heil mich verlaſſen, jetzt wandte es ſich und ich ſah mich gerettet! — Im wahren Taumel ſpielte ich fort, jetzt, nachdem die furchtbare Angſt meines Herzens gehoben war, war mir wie einem von Starrſucht Befallenen — ich ſah, ich hörte wenig oder nichts um mich her! — Glückwünſche, die mir von allen Seiten zuſtrömten, erweckten mich aus meiner Lethargie; ich raffte mein Geld zuſammen, gab dem Marqueur eine Hand voll deſſelben und ſtürzte fort, fort aus dieſem hölliſchen Aufenthalt, welcher mir mehr Seelenpein bereitet, als ich in mei-

nem ganzen bisherigen Leben zuſammengenommen je gefühlt, mit dem lauten Schwur und dem feſten Vorhaben, nie wieder zu ſpielen! Und ich habe ihn gehalten! Nie vermochte Ueberredung oder eigener Wunſch mich, wieder mein Glück zu verſuchen, und ich war vollkommen von dieſer Leidenſchaft geheilt! —

Von unſerer gehofften Revue vor dem Kaiſer Napoleon wurde indeſſen nichts. Er war in zu großer Eil und wir ſahen ihn nur flüchtig im Wagen vorüberfahren, und ſelbſt dieſes Glück ward nur wenigen Pikets zu Theil. Mißmuthig kehrten wir nach Caſſel zu unſerm einförmigen Dienſt und unſeren Paraden zurück, doch ſollte uns das künftige Jahr für unſere vereitelte Hoffnung mehr als entſchädigen, indem es für uns zum erſtenmal Ereigniſſe eintreten ließ, wie ſie von jungen Militairs ſo eifrig gewünſcht werden. Im Frühjahr deſſelben verbreiteten ſich Gerüchte von einem bevorſtehenden Krieg, und mit Ungeduld erwarteten wir nähere Beſtimmungen. — Eines Tages war ich von Catharinenthal, dem Aufenthaltsort der Königin, mit meinem Piket und ſehr ermüdeten Pferden zurückgekehrt; in der Kaſerne herrſchte überall ſchon Ruhe und auch wir überließen uns bald derſelben. Plötzlich wurde in der Reſi-

denz Allarm geſchlagen, und da dieſer Befehl nur vom Könige ſelbſt ausgeben konnte, ſo mußte ſich etwas Auſſerordentliches zugetragen haben. In groſſer Eil verſammelten ſich die verſchiedenen Corps auf ihren Allarmplätzen und erhielten dort ihre Befehle. Jedes Stadtthor wurde durch ein Bataillon Infanterie und zwei Geſchütze beſetzt, die Cavallerie ritt mit dem Säbel am Riemen und geladenem Piſtol, in der Stadt Patrouille, mit dem Befehl, auf jeden gröſſeren Trupp zu feuern und Einzelne nur bei Nennung des Looſungswortes paſſiren zu laſſen. Noch immer wußte man nicht und konnte nicht erfahren, was dieſe ſo ſtrengen Maaßregeln herbeigeführt haben konnte. Alle Wirthshäuſer waren geſchloſſen, kein Bürger durfte ſich ſehen laſſen, und ich ſelbſt erfuhr um ſo weniger, da ich zur Kaſernenwache mit einem ermüdeten Piket zurückgeblieben war. Und doch ſollte mich das Loos treffen, im entſcheidendſten Moment mitzuwirken.

Es mochte zwiſchen drei oder vier Uhr Morgens ſein, als ich den Befehl erhielt, ſofort mit dem Piket auszurücken und nach dem Frankfurter Thor zu marſchiren. Hier traf ich zwei Kompagnien von der Garde und zwei Geſchütze, und erhielt von dem General d'Al-

bignac, bei welchem ich meldete, den Befehl, ſogleich die Avant-Garde zu bilden. Es dämmerte erſt, als wir auf der Chauſſee hinmarſchirten, und da das Terrain hier ganz offen iſt, ſo folgte die Infanterie und Artillerie langſam nach. Wir hatten den Befehl, auf jede verdächtige Bewegung auf der Straße genau zu achten, und ſo bemerkte ich im erſten Morgenlicht in der Gegend der ſogenannten Knallhütte, einem kleinen Wirthshaus in der Nähe einer Ziegelei, einen Trupp Landleute und ein häufiges Hin- und Herrennen hinter den gedachten Gebäuden. Indem ich eine Patrouille vorſchickte, ließ ich dem General zugleich melden, welcher mit dem Reſt des Detaſchements ſchneller nachrückte und hier erſt erfuhr ich durch denſelben, daß das Land ſich in offener Rebellion befände und dieſe durch den Oberſten von Dörnberg, Commandeur des Chaſſeur-Bataillons der Garde eingeleitet und geführt werde. Ich wollte meinen Ohren kaum trauen, da ich einige Tage vorher den Oberſten noch auf Parade geſehen, anſcheinend ſo eifrig und beſchäftigt für den königlichen Dienſt, und beſonders da ſich zwei Compagnieen ſeines Bataillons bei unſerm Detaſchement befanden, welche nun gegen ihren Commandeur fechten ſollten. Der hier

aufgeſtellte Trupp Bauern zerſtreute ſich ſchon bei unſerm Vorrücken, doch durch das Ausſchwärmen von zwölf Leuten meines Pikets erhielten wir mehrere Gefangenen, von welchen wir nach etlichen nachdrücklichen Ermahnungen mit der flachen Klinge erfuhren, daß ſehr bedeutende Maſſen Landvolk im Anmarſch ſeien. Nach genaueren Inſtruktionen des Generals ſetzten wir unſern Marſch fort und ungefähr eine halbe Stunde nachher ſahen wir im hellen Sonnenſchein ein Blinken und Glinzern, welches, wie wir bald erkannten, von den Senſen, Miſtgabeln und Picken herrührte, mit welchen ein Trupp Landleute, circa 800 — 1000 Mann, bewaffnet waren, die uns nun näher kamen. An der Spize des Trupps gingen Leute mit Büchſen und Gewehren verſehen, und der nachfolgende unregelmäßige Knäuel wälzte ſich auf der Chauſſee hinterdrein, obſchon rechts und links freies Feld genug blieb. Bei unſerm Anblick ging eine lebhafte Bewegung unter den Herannahenden vor ſich; ſie ſchienen unſchlüſſig, und im Hintergrunde ſah man mehrere Ausreißer, die ſo ſchnell davon liefen, als ihre Füße ſie tragen wollten. Der General ertheilte mir den Befehl, zu ihnen hinzureiten und ſie im Namen des Königs zu fragen, was ihr Be-

gehr ſei; aber obgleich ich dieſe Frage dreimal wiederholte, erhielt ich keine Antwort, und wandte mich alſo, dem General zu rapportiren. Auffallend erſchien es, daß die Leute nicht ſchoſſen, denn obgleich ich das Spannen der Hähne deutlich hörte, blieb doch, ganz gegen unſer Erwarten, Alles ruhig. Während deſſen war die Infanterie queer über die Chauſſee aufmarſchirt, am rechten Flügel derſelben ſtand ich mit meinem Piket und hinter mir die beiden Geſchütze, die jedoch für diesmal noch nicht gebraucht werden ſollten, denn nachdem die Bauern ängſtlich bis auf Schußweite herangekommen waren, erhielten ſie ein Gewehrfeuer der Infanterie, welches ſie nach kurzem Widerſtande auseinander preſchte. Nur einmal feuerten ihre Schützen auf uns, dann floh Alles nach allen Richtungen und wir ſetzten hinterdrein. Wir hatten den gemeſſenen Befehl, nur flach aufzuhauen, aber indem dies meine Leute thaten, verſitzten ſich die Klingen in den langen Haaren, welche die Bauern jener Gegend tragen, und richteten dort mehr Unheil an, als auf ihrem Rücken. Ein jeder dieſer Helden war mit einem wohlgefüllten Querſack verſehen, welcher reichlich mit Brod und Würſten angefüllt, eine ziemliche Laſt für ſie ſein mochte,

weshalb ſie ſich ſo raſch wie möglich davon befreiten, um deſto beſſer laufen zu können. Bald war das Feld damit überdeckt und unſere Leute machten eine gute Beute und nützten ſie auch nach beendeter Verfolgung. Hinter einem der fliehenden armen Teufel, der mir ſeines Aufzugs halber beſonders auffallend war, war ich ſelber her, denn er trug die Uniform der heſſiſchen Garde, und war ſelbſt mit einem wohl dreſſirten Zopf verſehen, lief aber trotz ſeines heldenhafteren Ausſehens weit beſſer als die Uebrigen; er dankte ſeine Befreiung von einigen Hieben nur einer neuen Erſcheinung, die meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Quer über meinen Weg, der von einer tiefen Furche durchſchnitten ward und halb von derſelben verdeckt, lag ein langer, hagerer, ſchwarzgekleideter Mann, augenſcheinlich ein Schulmeiſter, hingeſtreckt, aber ſo ſtarr, ſo unbeweglich, das Geſicht zur Erde gekehrt, als gehöre er nicht mehr den Lebenden an. Ich ließ ab von der Verfolgung meines heſſiſchen Gardiſten und wandte meine Aufmerkſamkeit dem ſcheinbar Todten zu, entdeckte jedoch in demſelben Augenblick, daß der Mann eben ſo gut lebe wie ich und meine Begleiter. Ich ließ meine Klinge einige kleine Lebensverſuche anſtellen, aber bei der erſten Be-

rührung fuhr der Mann empor, und indem er uns ein leichenblasses, von der schrecklichsten Furcht gestempeltes Antlitz zuwandte, rief er mit flehender Stimme: „Ach, um Gotteswillen, erbarmen Sie sich meiner, Gnade, Gnade!“ Ich beruhigte ihn, indem ich ihm sagte, er solle sich nur still verhalten, ich wollte nicht an sein Leben; doch kaum waren wir vorüber, so sah ich ihn aufhuschen wie einen Hasen und in schnellem Trabe auf seinen langen Beinen dahin eilen, so schnell, so gleichsam dahin ziehend, wie eine entleerte Regenwolke. — Er war gewiß seitdem ein friedliebender Mann für seine übrigen Lebenstage! — Unsere Gefangenen, deren wir mit Fleiß nur eine kleine Anzahl gemacht, verkündeten uns, daß das Hauptcorps ihrer Verbündeten noch nachfolge, und so hatte unsere kleine Abtheilung zufällig die Bestimmung, den ganzen Aufstand zu bewältigen, obgleich von Melsungen und von Felsborg her weit größere Attaquen erwartet wurden, wo sich indessen gerade gar nichts ereignete.

Die Chaussee verengte sich bei unserem Weitermarsche zwischen Wald, der sie an beiden Seiten begränzte; wir mußten jetzt also mit größerer Vorsicht marschiren, kamen jedoch, Dank der Bekanntschaft un-

ferer Gegner mit der Kriegführung, unangefochten aus derſelben heraus bis auf eine Anhöhe, von welcher wir die heranrückenden Bauern abermals wie einen großen Knäuel heranſtrömen ſahen. Das Geſchütz wurde aufgeſtellt, und da uns bei ſo bedeutend überlegener Zahl der Herannahenden keine Wahl übrig blieb, befahl der General zu feuern. Diesmal ſchien der Kern der Leute uns gegenüber zu ſtehen, denn ſie hielten fünf Lagen Kartätſchenfeuer aus, die doch eine ziemliche Niederlage unter ihnen anrichteten, flohen dann aber eben ſo gut wie ihre Vorgänger, ja noch beſſer, denn ſelbſt eine Verfolgung hielt der General diesmal für unnöthig.

Fernere Zuſammenrottungen fanden nicht ſtatt. Wir kehrten nach Caſſel zurück, abgelöſt durch eine zu ſpät gekommene Verſtärkung an Infanterie und Cavalerie, welche längere Zeit zur weiteren Beobachtung im Bivouak blieb. — Die Empörung war gedämpft, es wurden mehrere der Haupträdelsführer erſchoſſen, viele der Gefangenen anderweitig beſtraft, andere frei gegeben. — Ein Herr v. d. R. b. g hatte ſich unvorſichtiger Weiſe dieſen Vorgängen angeſchloſſen und war ebenfalls ſo unglücklich geweſen, gefangen und, ſeiner Theilnahme überführt, zum Tode verurtheilt worden zu

ſein. Seine Gattinn fand jedoch Gelegenheit, vor Sr. Majeſtät einen Fußfall zu thun und um das Leben ihres Gemahls zu bitten, und Jerome, gerührt von ihrem Unglück, hob ſie gewährend auf, verbannte aber zugleich den Herrn von der M—b—g Zeitlebens auf ſeine Güter. Herr von der M—b—g war der letzte Sprößling eines alten Geſchlechts, und die Ausſicht, ſein bedeutendes Majorat auf eine entfernte Seitenlinie übergehen zu ſehen, trübte eine in jeder andern Beziehung glückliche Ehe, die aber leider bis dahin kinderlos geblieben war. Da ward endlich dem Glücklichen im Jahre 1816, wo Jerome als Herzog von Montfort in Würtemberg lebte, ein Sohn geboren, und in der Freude ſeines Herzens und in dem Gefühl einer wohlbegründeten Dankbarkeit bat er den Herzog, eine Pathenſtelle bei dieſem Kinde zu übernehmen. Jerome ſtand bei dem Sohne des Herrn von der M—b—g Gevatter, aber dem Majoratsherrn ward von Seiten des Kurfürſten von Heſſen ein fiskaliſcher Prozeß anhängig gemacht, den der Bundestag entſchieden hat, — wie man denken kann, zu Gunſten des Herrn von der M—b—g.

Im Juni ſammelten ſich bei Leipzig unter dem Namen des zehnten Armee-Corps weſtphäliſche und

ſächſiſche Regimenter, um an dem Feldzuge gegen Oeſterreich Theil zu nehmen, auch unſer Regiment erhielt dieſe Beſtimmung. Zwiſchen Waldheim und Noſſen, auf der Straße nach Dresden, fanden die erſten Feindſeligkeiten ſtatt, da gegen die Hauptſtadt ein öſterreichiſches Corps operirte. Ich hatte das Unglück, in dieſem Gefecht, als wir in einem Hinterhalt der öſterreichiſchen Cavallerie gefallen waren, einen tüchtigen Hieb in den Kopf zu bekommen, der meinem Leben ein Ende gemacht haben würde, wenn der Helm und die daran befindlichen Schuppenketten die Schläfe, wohin er gerichtet war, nicht geſchützt hätten; ſo beſtand die ganze Gefahr in einem tüchtigen Blutverluſt, den ich in meinem damaligen Alter wohl vertragen konnte. Nur der erſte Schmerz und der Verband machten mich taumeln, dann ging es wieder friſch drauf los, wir ſchlugen den Angriff zurück, die Straße ward frei, und bald darauf zogen wir in Dresden ein, bewillkommt und empfangen von weiß gekleideten und bekränzten jungen Mädchen, die Blumen auf den Weg der Sieger ſtreuten. Im Triumph holten wir den König von Sachſen, der bei der Annäherung der Oeſterreicher nach Königſtein geflüchtet war, in ſeine Reſidenz zurück, und wurden dann

während der drei Tage unſers Aufenthalts in dem herrlichen Dresden aufs prächtigſte verpflegt.

Bei dieſer Gelegenheit fällt mir eine kleine ſpaßhafte Scene ein, deren ich hier Erwähnung thun will, obwohl ſie zugleich in eine frühere und auch ſpätere Periode fällt, als die hier angeführte. Auf dem Wege nach Leipzig befindet oder befand ſich doch damals ein Gaſthof „zum ſchwarzen Bären" genannt, bei welchem ich während des Marſches dahin auf Vorpoſten ſtand. Da wir kein Futter vorräthig hatten, erhielt ich den Befehl, Klee abhauen zu laſſen, welcher reich und ſchön auf dem nächſten Felde wuchs; er wurde nicht geſchont. Unglücklicherweiſe war die Beſitzerin des Gaſthauſes zugleich Eigenthümerin dieſes Klee's, und als ſie die Verheerung, welche meine Leute in demſelben anrichteten, gewahr wurde, ſtellte ſie ſich in die Thür und ſchimpfte, was ſie vermochte. Leider war die ganze Antwort, die ſie erhielt, die, daß ſie tüchtig ausgelacht wurde, ein Umſtand, welcher ihre Wuth nur noch vermehrte, die Sache aber doch nicht änderte. Neun Jahre ſpäter, als ich mit meinem Regiment aus Frankreich zurückkehrte, kam ich in jene Gegend, und als es im Parolebefehl hieß: das Regiment ſammle ſich morgen in der

Nähe des ſchwarzen Bären, fiel mir ſogleich jene Scene und meine ergrimmte Wirthin von damals wieder ein. Ich erzählte meinen Compagnie-Officieren davon und forderte ſie auf, mit mir in aller Frühe, ehe die Compagnie aufbreche, hinüber zu reiten und zu ſehen, ob meine ergrimmte Wirthin von damals noch in ihrem Bären hauſe. Geſagt, gethan! Wir kamen dort an und das erſte, was mir in die Augen fiel, war meine alte Wirthin, die ich augenblicklich wieder erkannte, obgleich ſie bedeutend an Wohlbeleibtheit zugenommen hatte. Diesmal ſtand ſie ganz leuchtend und glänzend vor Vergnügen über unſern Beſuch in der Thür; ich beſtellte ein kleines Frühſtück, und während wir dies verzehrten, knüpfte ich ein Geſpräch mit ihr an, in deſſen Verlauf ich ſie fragte, ob ſie ſchon längere Zeit die Wirthin dieſes Hauſes ſei. — Sie bejahte. — „Alſo waren Sie im Jahre 1809 auch ſchon hier," fuhr ich fort, „da haben Sie wohl auch die Weſtphalen hier gehabt, nicht wahr, das waren gute Leute!" — „Gott bewahre," — rief ſie aus, mit der Pantomime des Schreckens und abwehrender Hand — „die infamen Spitzbuben haben mir meinen Klee abgehauen!" — Wir Alle fingen, wie aus einem

Munde, laut an zu lachen, was ſie ſtutzig machte; ſie ſah mich von der Seite an, und ich weiß nicht, ob ihr nicht eine kleine Erinnerung an meine Perſon deutlicher wurde. Wir aber hatten den Spaß, den wir gewollt, und kehrten auf unſere Poſten zurück. — Nun aber zurück zu unſerm Feldzug von 1809.

Von Dresden marſchirte unſer Regiment nach dem Voigtlande, wo wir bei Schleiz mit dem übrigen Theil des Armeecorps zuſammenſtießen, und es wurde uns hier bekannt gemacht, daß wir dem Feind gegenüber ſtänden. Man erwartete jeden Augenblick, daß es zur Schlacht kommen würde und wir waren voll freudiger Erwartung, zum erſtenmale zu einer ernſtlichen Affaire zu gelangen. Statt deſſen erſchien ein Courier mit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Wagram und abgeſchloſſenem Waffenſtillſtand, dem bald ein zweiter folgte, welcher uns benachrichtigte, daß der Herzog von Braunſchweig-Oels davon ausgeſchloſſen ſei. Man war eifrig hinter ihm her, doch hatte er ſeine Zeit benutzt und ſich über Halberſtadt und Braunſchweig nach den Küſten zurückgezogen. Die Holländer übernahmen deſſen Verfolgung und unſer Regiment kam

nach unzähligen Hin- und Hermärſchen nach Caſſel zurück.

So endete ein Feldzug, von dem wir ſo viel erwartet hatten, ohne daß wir mehr als bei jenem flüchtigen Gefecht zwiſchen Waldheim und Noſſen vom Feinde geſehen hätten und welcher uns alſo nicht eines der von uns davon erwarteten glücklichen Reſultate — Ehre, Kriegsruhm und Avancement — geliefert hatte!

In Caſſel wurde unſer Regiment um etliche Eskadron vergrößert, weshalb der Dienſt bedeutend zunahm; es wurde fleißig exercirt, Reglements durchgenommen, kurz das einförmige Friedensleben ging wieder ſeinen alten Gang. Die Langeweile deſſelben ward für mich durch ein Remonte-Commando nach Hannover unterbrochen, welches mir ſechs Wochen hindurch ein ſehr angenehmes, thätig bewegtes Leben verſchaffte, während ich bei dem alten Eicker, einen durch ſeine bedeutenden Pferdelieferungen an die franzöſiſche Armee reich gewordenen Mann, die gaſtlichſte Aufnahme fand. Ich erhielt ausgezeichnet ſchöne Pferde, kaufte und verkaufte auch ſpäter vortheilhaft für eigene Rechnung

einige der ſchönſten, und erhielt viele Belobungen nach meiner Rückkehr in Caſſel.

Um dieſe Zeit bereiſ'te der König den Harz und zwar bis Oſterode zu Wagen, von da ab der ſchmalen Gebirgspfade halber zu Pferde; auf dieſer Tour hatte ich abermals das Glück, mit einem Piquet zu ſeiner Begleitung commandirt zu ſein. In Clausthal und Zillerfeld waren Ehrenpforten und grüne Wände von Taxus und anderm Grün zu Jerome's Empfang errichtet, und auf paſſenden Erhöhungen ſtanden die Bergleute und Kärrner, letztere in ihren blauen Kitteln, desgleichen die Knappen, feſtlich geſchmückt, den König zu bewillkommen, und hier führten die Fuhrleute ein Concert auf, wie ich es nie bis dahin gehört hatte, auch nie wieder hören werde. —

Ihre eigenthümlich geflochtenen Peitſchen nämlich waren die Inſtrumente, mit welchen ſie daſſelbe aufführten, und zwar fingen ſie dieſelben mit einem leiſen Tictac zu ſchwingen an, bis die Töne ſtärker und ſtärker wurden, und endlich die Bäſſe das Ganze zu einem ſolchen Lärm anſchwellen machten, daß unſere Pferde kerzengerad in die Höhe ſtiegen. Doch bildete es immer eine Art Muſik, wenn ich ſo ſagen kann, die Töne ſtie-

gen und fielen, und es gewährte ein eigenthümliches Vergnügen, zu unterſuchen, von wo dieſe leiſen oder ſtarken Tick-tac-tic-tacs eigentlich ausgingen. Soviel bemerkte ich wohl, daß die zarteſten Töne mit hoch erhobener Peitſche ausgeführt wurden, aber das Ganze war ſo wohl eingeübt und ſo wohl executirt, daß man den Einzelheiten nicht ſchnell genug folgen konnte.

Mit großen Feierlichkeiten fuhr der König in eine hell erleuchtete Erzgrube ein, wobei der Oberberghauptmann von Redem einen Schacht durchſtach, an welchem er gerade an demſelben Tage vor funfzig Jahren als Eleve ſeine erſte Arbeit gethan, und ſo konnte denn der Jubilar keine glänzendere Feier dieſes Tages gewünſcht haben, als ihm auf dieſe Weiſe zu Theil wurde. Der König war hier wie auf der ganzen Tour ſehr heiter und aufgeräumt; er ritt, als wir wieder unſere Reiſe angetreten hatten, auf den Höhen der engen Hohlwege, in welchen wir zu zweien hinter einander her marſchirten, und die Leute, die den König ſehr liebten, freuten ſich jedes Mal, wenn er in ihre Nähe kam, ſie unterbrachen dann wohl ihre munteren Lieder, um ihn durch anſtändige Stille ihre Ehrfurcht zu bezeigen, aber das gerade wollte Jerome gar nicht haben, ſondern er

rief ihnen dann mit ſeiner liebenswürdigen, gewinnenden Manier zu: eh bien, mes allemands chantez, funez und dabei ſchlug und klopfte er dann vergnügt mit ſeiner Reitpeitſche an die hohen Reiterſtiefel.

In Goslar, als der nächſten Station, fanden ähnliche Feierlichkeiten zu des Königs Empfang ſtatt, wie auf den früheren; doch endete hier unſere Begleitung, indem des Königs Equipagen bereit ſtanden, welcher in denſelben ſeine Reiſe über Braunſchweig nach Hannover fortſetzte. Ich blieb mit meinem Piket kurze Zeit in Goslar zurück und ſtieß dann wieder zu meinem Regiment, welches gleichfalls nach Hannover marſchirt war, wo es einige Monate blieb und dann wieder nach Caſſel zurückkehrte.

Eine ganz beſonders glänzende Erinnerung knüpft ſich an den Einzug der mere imperatrice, Madame Lätitia, welche um dieſe Zeit zum erſten Mal ihren Sohn als König beſuchte. Ihr Weg war durch Kaiſer- und Königreiche gegangen, ihren Söhnen unterthan, und alle dieſe Kronen hatte der berühmteſte und größeſte unter ihnen auf ſeiner Schwerdtſpitze in ſeine Familie gebracht, und dieſelbe ſo zur erſten in dem erſtaunten

Europa emporgehoben. In Wilhelms- damals Napoleons-Höh' war die Mutter von ihren Kindern empfangen worden und hatte dort einige Tage geruht, ehe ſie ihren feierlichen Einzug in die Hauptſtadt hielt. Zu ihrem Empfange waren groſſe Vorbereitungen getroffen, die ganze Garniſon war in gröſſter Galla auf dem Schloß- und Ständeplatz aufgeſtellt, die uniformirten Bürgercompagnieen bildeten Spaliere vom Thor bis zum Schloß, die Glocken läuteten und hundert Feuerſchlünde donnerten dazwiſchen den Willkommensgruß der Mutter des Königs entgegen. Die Häuſer der Straſſen, durch welche der Zug gehen ſollte, waren feſtlich mit Blumengewinden und Teppichen verziert, und das Ganze bot einen reich geſchmückten und prächtigen Anblick dar. — Es mochte gegen elf Uhr Vormittags ſein, als Madame Lätitia erſchien. Sie ſaß in einem ganz vergoldeten, eigends zu dieſem Zweck in Paris gebauten Wagen von antiker, herrlicher Form, deſſen Seitenwände ganz von Spiegelglas waren, nur von goldenen Stäben unterbrochen, die das Ganze zuſammenhielten, und an ihm hingen an allen Seiten, ſo viel er nur aufzunehmen vermocht hatte, ſchöne, in Weiß und

Gold und Blau gekleidete Pagen. Dieſer prächtige Wagen, dem zwölf Läufer im Koſtüm mit ihren Stäben in der Hand vorangingen, ward von acht weißgebornen Pferden gezogen, deren ſchneeige Mähnen und Schweife reich mit Gold- und Purpurbändern durchflochten waren und deren jedes von einem Stallbeamten, ebenfalls in Gallakleidern, geführt wurde. —

Der König, die Generäle und Miniſter, ſo wie die Garde du Corps begleiteten dieſen glänzenden Zug, doch ſah man von dem Allen nicht viel, denn Aller Augen waren auf Madam Lätitia gerichtet, deren mildes, ſchönes Matronenantlitz ſich nach allen Seiten hin grüßend neigte. Der Eindruck, welchen ihr Weſen gemacht, iſt ſo oft und ſo vielfach beſchrieben worden, daß es nicht mehr als dieſer flüchtigen Züge bedarf, um ihren Einfluß auf den Enthuſiasmus zu begreifen, welcher rings umher ſich für die herrſchende Familie kund gab, und gewiß bewahrt ein Jeder, dem das Glück zu Theil geworden, dieſe hohe, durch ihre Schickſale wie durch eigene Perſönlichkeit gleich ausgezeichnete Frau geſehen zu haben, eine Erinnerung, die wehmüthig und erhebend zugleich nur mit ſeinem Leben erlöſchen kann. — Gleich

nach ihrer Ankunft im Schloß trat ſie an der Hand des Königs auf den Balcon; es defilirten ſämmtliche Truppen bei ihr vorbei, dann folgte glänzende Cour, Abends Theater, Feuerwerk und ſolcher Feſtlichkeiten mehr. —

Dieſes glänzende Reſidenzleben ward im Frühjahr des Jahres 1812 durch Gerüchte von dem Wiederbeginn des Krieges unterbrochen, und bald erhielten dieſelben Beſtätigung, indem wir erfuhren, daß der Kaiſer Napoleon den Krieg an Rußland erklärt habe, wir alſo als deſſen natürliche Bundesgenoſſen daran Theil nehmen würden. Im März avancirte ich zum Rittmeiſter, als unſere Armee zuſammengezogen wurde, und wir bald darauf durch die Lauſitz über Groß-Glogau nach Warſchau marſchirten, wo die Organiſation der großen Armee Statt fand, wobei wir als achtes Corps unter dem Befehl des Generals Vandamme ſtanden. Unſer Regiment wurde in Praga einquartirt, und ich erhielt

meine Wohnung bei einer alten Staroſtin, welche mit ihrer Dienerſchaft ein eigenes, hübſches, kleines Haus bewohnte, und eine ſehr liebenswürdige Wirthin war. An den ſchönen Frühlingsabenden verſammelte ich mich mit mehreren meiner Cameraden in ihrem kleinen Gärtchen, wo auch ſie ſich oft befand; wir ſprachen dann über unſern Marſch und unſere fernere Beſtimmung, von welcher ſie nicht viel Gutes für uns erwartete, ſondern uns prophezeihte, daß wir unſern Untergang in Rußland finden würden, eine Vorherſagung, die ſich nicht ſchlimmer erfüllen konnte, als es geſchehen. Von Warſchau aus ging für uns ein eigentliches Nomadenleben an, wir kamen nicht mehr in Quartiere, denn die wenigen, die ſich vorfanden, wurden für die Generäle in Beſchlag genommen, auch waren die Truppenmaſſen zu groß im Vergleich zu dem wenig bevölkerten Land, ſo daß wir, mit ſeltenen Ausnahmen, während ſieben Monate im Bivouak blieben. Die Verpflegung war daher auch ſehr ſchlecht, ſchon in Warſchau fouragirten wir grün, dadurch litten natürlich unſere Pferde ſehr und wir verloren von Tag zu Tag.

Am 24ſten Juni paſſirten wir den Niemen, und der Mangel an Lebensmittel und Fourage vergrößerte

ſich mit jeder Strecke, die wir tiefer in Rußland eindrangen; es entſtand daher das Syſtem der Selbſtverpflegung, das ſchädlichſte für Freund und Feind.

Beinahe jedes Regiment detaſchirte einzelne Commando's zur Requirirung des Nöthigen, und ich wurde faſt immer zum Führer dieſer Abtheilungen von Seiten unſeres Regiments ernannt. So gefährlich und mühſam dieſer Zweig des Dienſtes nun auch war, ſo führte ich doch immer ein beſſeres Leben als meine Cameraden, die in geſchloſſenen Corps marſchirten. Man erhielt zu ſolchen Commandos eine Anzahl Mannſchaften und eine offene unterſiegelte Ordre, welche den Zweck der Detaſchirung enthielt, und war danach ſich ſelbſt überlaſſen. An Landkarten gebrach es uns durchaus, Wegweiſer waren ſelten zu finden, und man wählte daher den erſten beſten befahrenen Seitenweg, der zu einem Dorf oder Pachthof zu führen verhieß, immer aber mußte man ſich ſolchen Orten mit großer Vorſicht nähern, denn gewöhnlich entflohen die Bewohner derſelben bei unſerer Annäherung und hielten ſich dann in den Wäldern verſteckt. Zuerſt ſuchte man bei ſolchen Gelegenheiten Wagen und Pferde zu erhalten, da wir auch dieſe nicht mitbekamen, dann ſuchte man einige

Leute beritten zu machen, um eine kleine Cavallerie zum Patrouilliren und Vortrab zu bilden, von den übrigen Leuten ward ein Theil zu Fuhrleuten bestimmt; war man dann so glücklich, etwas Bedeutendes zusammenzu bringen, so mußte man auf's Gerathewohl dem Corps nacheilen und es wieder zu erreichen suchen. Auf diesen Excursionen leistete mir ein kleiner Schornsteinfegerjunge, welcher in Polen lange Zeit neben meinem Wagen hergelaufen, und mich flehentlich gebeten hatte, mich seiner anzunehmen, da er einem sehr bösen Herrn entlaufen, die wichtigsten Dienste. Ich hatte ihn damals mitgenommen, ihn als Bedienter im nächsten Städtchen eingekleidet, und seine Treue und Anhänglichkeit an meine Person hat mich diesen Akt des Mitleids nie bereuen lassen. Der Junge sprach vortrefflich polnisch, auch etwas russisch, was mir bedeutende Vortheile gewährte; er war mir immer zur Seite, litt nicht, daß mich ein Anderer bediente und folgte mir nicht allein bis Moskau, sondern auch wieder zurück, aber leider kam er mir auf der Retirade abhänden, und ich habe nie wieder von ihm gehört.

In der vorbeschriebenen Art bewegte sich der Zug bis Orsza, der Verlust an Menschen und Pferden dauerte

fort, und namentlich ſchmolz die Cavallerie und Artillerie immer mehr zuſammen. Eine große Maſſe Pulverwagen blieb aus Mangel an Pferden ſchon hier ſtehen und bei dem Gros der Armee fehlte es ſo ſehr an Lebensmitteln, daß hier ſchon angefangen wurde, Pferdefleiſch zu eſſen; an Brantewein herrſchte gänzlicher Mangel. Die Schlacht von Witepsk, perſönlich vom Kaiſer geleitet, wurde bekanntlich gewonnen, und nach derſelben konzentrirte ſich die Armee bei Orſza, wo ſie ebenfalls unter Leitung des Kaiſers den Dniepr paſſirte, worauf ſie nach Smolensk marſchirte, welches am 13ten Auguſt geſtürmt wurde. Der Kampf war lebhaft und lange unentſchieden; nachdem die Oberſtadt genommen war, ſtritt man ſich ſehr heftig um den Beſitz der jenſeits des Dniepr liegenden Unterſtadt, welche von den Ruſſen hartnäckig vertheidigt wurde. Die Oberſtadt iſt mit einer ſehr alten ſteinernen Mauer umgeben, durch welche Löcher für die Geſchütze gebrochen waren, um über den Dniepr auf die Unterſtadt feuern zu können. Ich hatte eine Meldung an Davouſt zu machen, und fand den Marſchall, wie er bei einem dieſer Kanonen ſtehend einestheils die Arbeit der franzöſiſchen Sapeurs beobachtete, welche unter uns die Pon-

tonbrücke ſchlugen, anderntheils den Uebergang der Grenadiere über dieſelbe beaufſichtigte. Es war ein impoſanter Anblick, dieſe Helden, welche zum Stürmen commandirt waren, mit der unerſchütterlichſten Ruhe, Gewehr im Arm, vortreten zu ſehen, ſobald die Bohle gelegt worden, auf der ſie ihren Platz einnehmen ſollten. Das mörderiſche Feuer der ruſſiſchen Kanonen lichtete fortwährend ihre vorderſten Reihen, aber über die Leiber ihrer gefallenen Kameraden, ihnen lieb und werth, traten ſie in dieſem Augenblick ohne Bedauern, ohne ihnen auch nur einen Blick zu ſchenken, an die frei gewordene Stelle; ſie verbargen ihre Trauer, wie ihre Freude dem Feind entgegen zu gehen, und nur der unerſchütterlichſte Ernſt thronte in den Zügen dieſer in ſo mancher Schlacht geprüften Soldaten.

Die Ruſſen gaben in Folge der Operationen, welche unſere Armee während der Zeit am andern Ufer hinauf vorgenommen, die Stadt auf, und der Erſtürmung von Smolensk folgte am 19ten die Schlacht gleichen Namens, die gleichfalls gewonnen wurde, ohne allzu groſſe Anſtrengungen von Seiten der Allirten; man ſah, daß den Ruſſen nicht viel an der Behauptung des Platzes lag, wie es ſich ſpäter auch

auswies. Von hier aus fanden wir auf unserm Marsch sämmtliche Einwohner entflohen, die Wohnungen niedergebrannt, ja selbst die bedeutenden Städte Wiasma, Doragabusch und Chwast fanden wir in vollen Flammen; doch gelang es nach Erstürmung derselben immer unsern Soldaten, unter denen damals noch vollkommene Ordnung herrschte, des Feuers Meister zu werden, um so einen Theil der Häuser zu Wohnungen einzurichten. Die ganze Umgegend wurde fouragirt und was dann von den Reserven verschont geblieben, von unseren Soldaten gleichfalls angezündet, wodurch unser späterer Untergang vorbereitet und veranlaßt wurde.

So bewegte sich die Armee gegen Rußlands alte Hauptstadt, — die Russen stritten für den heimathlichen Heerd, wir für unsere Existenz, eine entscheidende Schlacht war nicht zu vermeiden, es stand das Schicksal zweier Völker auf dem Spiele! —

Unter den mir vielfach aufgegebenen Fouragirungen und Requisitionen, die ich bis dahin mit Glück ausgeführt, erwähne ich hier einer in der Gegend von Wiasma, fünf Tage vor der Schlacht von Mosaisk; sie erklärt den schweren Stand der einzelnen Truppentheile, wie sie, wie ich schon gesagt, genöthigt waren, zu ihrer

nothdürftigsten Existenz und bei den drohendsten Gefahren Expeditionen vorzunehmen, welche die Kräfte des Ganzen schwächten und immer große Opfer kosteten.

Mit siebzig Infanteristen, gesammelt aus Trainneurs und Marodeurs verschiedener Regimenter, mit ungefähr zwanzig Cavalleristen, die es nur dem Namen nach waren, denn sie bestanden aus eben solchen Leuten, mit schlechten Bauerpferden mit und ohne Sattel beritten gemacht, erhielt ich von meinem Divisionsgeneral den Befehl, links der Straße von Smolensk nach Mosaisk auf Requisition zu gehen. Da die Landbewohner schon damals bewaffnet waren, oder wie oben erwähnt, bei Annäherung unserer Detaschements flüchteten, erhielt ich 25 Wagen zu meiner Disposition, das heißt kleine Fahrzeuge, einspännig und nicht viel größer als ein Schubkarren in einem Seehafen, — dazu aber keine Fuhrleute, sondern die Infanteristen mußten außer ihren Waffen auch noch die Peitsche führen; sie saßen mit abgelegtem Tornister, mit umgehangenem Lederzeug, das geladene Gewehr neben sich auf den Wagen.

Mit diesen schwachen Mitteln trat ich meinen Marsch unter den gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln an. Auf die Entfernung von zwei bis drei Meilen war

nichts zu finden, die vormarſchirenden Corps, ſo wie die Avantgarden hatten ſchon aufgeräumt. Wollte ich dem mir gewordenen Befehl entſprechen, mußte ich weiter gehen, und dies beſchloß ich denn auch, da ich es mir zur Ehrenſache gemacht hatte, zu reuſſiren und meinen darbenden Kammraden, deren viele mich um mein Commando beneideten, einen Feſttag zu bereiten. Immer weiter nach Norden vordringend fanden ſich die Anzeigen, daß dieſe Gegend noch nicht ganz von Vorräthen entblößt ſei; wir hielten gute Mahlzeiten, die Pferde wurden tüchtig gefuttert, und obwohl wir in ſteter Spannung waren, befanden wir uns doch nach ſo langer Entbehrung vortrefflich. Am Abend des zweiten Tages, während welches ich nur langſam und mit der größten Vorſicht, die das Terrain, zwiſchen Wald, Ebene und Heideland wechſelnd, forderte, vorgerückt war, erreichte ich das Schloß des ruſſiſchen Grafen P.....

Es war dies ein herrliches Gebäude, im Viereck erbaut, und ſo eigentlich vier Palläſte bildend, in deren mittleren Hofraum die prächtige Kapelle und die herrlichſten Gartenanlagen ſich befanden. Sicher hatte man in einer ſo abgelegenen Gegend eine Expedition dieſer Art nicht erwartet, denn ich fand den Haushofmeiſter,

einen Deutſchen, im höchſten Grade beſtürzt, und der Zuſtand des ganzen Gutes bewies, daß man durchaus nicht vermuthet hatte, eine feindliche Abtheilung bis hierher vordringen zu ſehen. Die Landwirthſchaft beſtand ohne Störung, das ganze reiche Mobiliar ſchmückte die prächtigen Zimmer, ja ſelbſt das Silbergeräth war nicht einmal bei Seite geſchafft worden. Nachdem ich den Platz nach meinen ſchwachen Kräften beſtmöglichſt beſetzt hatte, und dann von Poſten zu Poſten fleißig patrouilliren ließ, machte ich den Verwalter mit meinen Wünſchen bekannt, die darin beſtanden, Lebensmittel und Fourage, ſo viel ich deren fortbringen konnte, zu requiriren. Bei dem durch den raſchen Ueberfall verurſachten Schrecken, welcher natürlich auf alle Bewohner wirkte, wurden mir alle Beſtände zur Dispoſition geſtellt, und ich wählte unter den reichen Vorräthen nur das, was dem Regiment am nöthigſten war.

Das Wichtigſte meines Auftrags, Requiſitionen an Pferden zu machen, war nicht ausführbar. — Ich fand nur wenige unbrauchbare Thiere, die beſſeren waren ſchon von dem Beſitzer des Gutes mitgenommen worden; außerdem erhielt ich Alles Verlangte. Mehl, Haſer, Branntwein, und vor allen Dingen, nach etwas

ſorgfältigerer Nachſuchung, einen unbezahlbaren Fund, der in damaligen Zeiten wohl zu den ſeltenſten und koſtbarſten Gegenſtänden gehörte, beſtehend aus einigen hundert Flaſchen des edelſten, feurigen Weines.

Wenn unſere Pferde in ihren prächtigen Ställen gehörig gepflegt und gefuttert wurden, ſo ließ ich es auch mir ſelbſt und meinem Detaſchement an nichts fehlen. Nach ſo langer Entbehrung aßen wir mit doppeltem Vergnügen die wohlſchmeckenden Speiſen, die uns bereitet wurden, und tranken eben ſo gut dazu; der Geringſte erhielt von meinem Tiſch, denn im Kriege, und vorzüglich in bedrängter Lage, liegt in der kameradſchaftlichen Theilung der größte Genuß, und wo es gilt, ißt, unbeſchadet dem Range, Offizier und Soldat aus dem nämlichen Feldkeſſel, der Verwöhnte wie der Beſcheidene mit gleichem Antheil wie Appetit.

Daß ich auf meiner Hut war und trotz unſeres Wohllebens und anſcheinenden Vertrauens meine Pflicht nicht verſäumte, rettete mir und meinen Untergebenen das Leben, wie ſich aus Nachſtehendem ergeben wird.

Zu meiner Unterſtützung bei einem ſo gemiſchten und unregelmäßigen Detaſchement war der Fourier Lippe commandirt; es war dies ein junger, gewandter, mu-

thiger Mann, der, wäre er am Leben und die damaligen Conjuncturen länger geblieben, gewiß jetzt in einem bedeutenden Grade stände, da er schon damals durch seine außerordentliche Bravheit und besondere Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen hatte. — Diesen Lippe schickte ich Abends mit einigen Leuten auf Patrouille, — ich war überzeugt, daß er meine Aufträge pünktlich und mit Umsicht ausführen würde. Ich selbst hatte schon das umliegende Terrain genau recognoscirt und war äußerst ermüdet, da ich seit zwei Tagen und eben so vielen Nächten nicht geruhet, und mich meiner Pferde jetzt nicht einmal bedienen konnte, da sie ebenfalls aufs Aeußerste angestrengt und ermüdet waren.

Nachdem ich diese Anstalten getroffen, überließ ich mich der Ruhe und dem Schlaf, aus welchem mich aber der Verwalter aufstörte, der, wie er sagte, kam, um seine Geschäfte mit mir abzumachen. Im Verlauf des Gespräches rieth ich ihm wohlmeinend, die werthvollen Gegenstände und namentlich das kostbare Silbergeräth, zu bergen, da ich unter den obwaltenden Umständen bei dem besten Willen nur für mich, nicht für meine Leute bürgen könnte. Er dankte mir im Namen seines Herrn

wie aus eigener Erkenntlichkeit für die Schonung, die ich bewies und — der reelle Dank blieb nicht aus. —

Gegen elf Uhr Abends, nachdem ich einer flüchtigen Ruhe genossen hatte, kam Lippe mit der Meldung, daß sich in der Nähe verdächtige Bewegungen zeigten; in dem nahe liegenden Walde hinter den Höhen wurden kleine Trupps, auch Bewegungen von Pferden gehört, und eben, als ich im Begriff stand selbst hinauszugehn, um das Nöthige anzuordnen, erschien still und heimlich mein Verwalter. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß wir uns allein befänden und er sich also keiner Gefahr durch Verrath seiner Mittheilungen aussetzte, sagte er: Ich komme, Sie zu warnen, mein Herr Offizier! Sie sind mein Landsmann, Sie haben nur gethan, was Sie mußten, und unterlassen, was Sie ungestraft thun durften; ich erkenne das mit dem lebhaftesten Dank, darum theile ich Ihnen mit, daß der Fanatismus meiner Untergebenen Ihnen und Ihren Leuten den Untergang bereiten wird; — mehr darf ich Ihnen nicht sagen, nehmen Sie diese Warnung von einem deutschen Landsmann an, bedenken Sie aber auch, daß ich Rußlands Brot esse und darum nicht weiter gehen darf." — Sofort nahm ich etliche Infanteristen, patrouillirte, und

fand ſowohl Lippe's Meldung beſtätigt, als auch Grund zur Warnung des Inſpectors. Mit wenigen Leuten ſchlich ich an einem mit Buſchwerk bewachſenen Bach entlang und näherte mich dem naheliegenden Walde. Nach kurzem Lauern bemerkte ich deutlich größere Trupps, jedoch ohne das dem erfahrenen Soldaten bemerkbare Glitzern von Schießwaffen, woraus ich leicht folgern konnte, daß unſere Gegner mit den uns ſchon bekannten Piken bewaffnet ſein mochten, wodurch ich mich allerdings für den Augenblick beruhigt fand. — So leiſe, wie ich vorgeſchritten war, ging ich auch wieder zurück, weckte in aller Stille meine übrige Mannſchaft und ließ anſpannen, da ich vorſichtigerweiſe ſchon früher die Wagen hatte beladen laſſen. Bei dem auf meinem Rückzuge als beſtimmt anzunehmenden Widerſtand war mein erſtes Augenmerk, ſoviel Combattanten wie nur irgend möglich disponibel zu haben; dieſerhalb mußten von der Infanterie die gewandteſten Leute ein Jeder vier Wagen führen, indem ſie, auf dem erſten ſitzend, die Pferde der folgenden Fahrzeuge an den vorausfahrenden Wagen befeſtigten, wodurch ich bedeutend an meinen Streitkräften gewann.

Auf dieſe Weiſe konnten im Nothfall drei Viertel

der zu den Wachen commandirten Mannſchaften dem Feinde entgegentreten. Eben ſo hatte ich die in allen Verhältniſſen nöthige Armirung einer Wagenburg vorläufig angeordnet, und vervollkommnete ſie während des Marſches am folgenden Tage. Dieſe Aufſtellung iſt zu bekannt, als daß dieſelbe einer näheren Erläuterung bedürfte. So vorbereitet ließ ich um drei Uhr, weit vor Sonnenaufgang, eine verhältnißmäßig ſtarke Avantgarde aufbrechen, welcher ich die Richtung, die unſer Rückzug nehmen mußte, nur oberflächlich angeben konnte, da mir ſowohl Boten, als genaue Kenntniß des Terrains fehlten. Es blieb mir demnach nur übrig den Verſuch zu machen, die große Straße ſobald wie möglich zu erreichen, wo ich hoffen konnte Unterſtützung oder Sicherheit zu finden. Meine ſtärkere Arrier-Garde blieb in größerer Entfernung zurück, ich ſelbſt bis Tagesanbruch bei derſelben, und ließ nach unſerm Uebergang die Brücke über den ſchon oben erwähnten Bach, welcher etwa 15 bis 20 Fuß breit war, abwerfen; überhaupt ſuchte ich den Verfolgern ſo viel Hinderniſſe wie nur irgend möglich in den Weg zu werfen, und hatte auch die Freude, gegen anderthalb Meilen meinem Ziele näher gekommen zu ſein. Doch plötzlich änderte ſich die Scene. — Un-

ſer Weg führte durch ein Dorf in der Ebene, und als wir uns demſelben näherten, wurde meine Avantgarde aus den erſten Häuſern mit Flintenſchüſſen empfangen, und dieſer voreilige Angriff war abermals mein Glück! Hätte der Gegner mich mit meiner Colonne bis in die Mitte des Dorfes kommen laſſen, und mich dann mit der Uebermacht, die ich nur zu bald kennen lernen ſollte, angegriffen, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß wir Alle gänzlich verloren geweſen wären. So aber wurde ich durch das, was mein Verderben ſein ſollte, gewarnt. Schnell ließ ich etliche Cavallerie-Plänkerer vorrücken, um ſeitwärts das Dorf zu umgehen, ich ſelbſt bog mit dem übrigen Detaſchement quer feldein, ließ die in der dortigen Gegend üblichen Einzäunungen zerhauen, und gelangte ſo auf die jenſeitigen Ebenen, immer mich möglichſt von den Gebäuden und der Liſiere des Waldes entfernt haltend. Auf dieſer Fläche ſammelte ich meine ganze Abtheilung, formirte die Stellung der Wagen ſo, daß ſchnell ein Carrée gebildet werden konnte, und ließ dann Menſchen und Pferde ein Wenig raſten. Eben als ich mich nach kurzem Aufenthalt wieder in Marſch ſetzen wollte, wurde mir die Größe der Gefahr, in welcher ich ſchwebte, durch eine neue Erſcheinung außer

Zweifel geſtellt. Aus der links vorſpringenden Waldſpitze rückten im Trabe etwa ſechszig bis ſiebzig reguläre Dragoner vor — daß ſie reguläre Truppen waren, zeigte ihr Manövre, — aus allen Ecken drängten, wie aus dem Boden gewachſen, bärtige Ruſſen mit Piken bewaffnet nach, und mir gerade gegenüber erblickte ich einen ſchönen Mann in ruſſiſcher Nationaltracht, der ſeiner Kleidung und Haltnug nach zu urtheilen, der Anführer unſerer Feinde ſein mußte. Dieſer Mann war außerordentlich ſchön beritten und umgeben von einem Schwarm Landkoſacken, welche auf ſeinen Ruf in Schußweite von uns Halt machten; hierauf ſprengte er etwas vor und redete uns erſt in franzöſiſcher und auf die Antwort, daß wir Deutſche ſeien, fertig in unſerer Sprache an. Er forderte uns auf, die Waffen niederzulegen, verſprach uns, da wir Deutſche ſeien, eine gute Behandlung und ſetzte hinzu, daß er recht gut wiſſe, wie wir nur gezwungen unſere Waffen gegen die Ruſſen richteten, und was der Reden mehr waren. Dieſe verführeriſche Aufforderung, Angeſichts ſo augenſcheinlicher Gefahr des Unterliegens, war von der größten Bedeutung für meine Expedition; ich bemerkte, daß mehrere meiner Leute ſchwankten, obwohl ich ihnen mein Wort

gab, daß der Augenblick ihres Uebertritts auch der ihres Todes ſein würde, indem ich nur zu wohl wußte, daß an Pardon von Seiten des ruſſiſchen Landſturms nicht zu denken wäre. Ihnen galt es gleich, ob ihr Feind Deutſcher oder Franzoſe war; jeder fremde Krieger hieß „Franzus" und ſolchem war der Tod unwiederruflich geſchworen. Auf obige Aufforderung erfolgte die Erklärung von meiner Seite, daß es mein feſter Entſchluß ſei, mich nicht zu ergeben; dennoch bewilligte mein Gegner eine Viertelſtunde Bedenkzeit, die ich dazu benutzte, meine Leute aufzufordern, alle ihre Kräfte an unſere Befreiung zu ſetzen, indem ich ihnen meine feſte Ueberzeugung ausſprach, daß unſer Untergang gewiß ſei, wenn wir das Unglück hätten, in die Hände der Ruſſen zu fallen, und daß wir alſo lieber vereint bis auf den letzten Mann fechten und mit den Waffen in der Hand ſterben wollten. Außerdem hatten wir keine Infanterie gegen uns und gegen Cavallerie konnte ich mich, wenn meine Leute ausbielten, wohl vertheidigen. — Ein trauriger Umſtand kam meiner Bedrängniß zu Statten und ſprach beredter für die Wahrheit meiner Behauptung, als ich es durch weiteres Zureden vermocht hätte. Ein Sergeant von meiner In-

ſanterie, Namens Koch, wie ich nachträglich erfuhr, ſchon immer als ein Feigling bekannt, war unter deſſen unter einem Wagen durchgekrochen und lief zu dem ruſſiſchen Haufen über; zu ſeinem Unglück traf er auf Landſturm und im nämlichen Augenblick, indem wir ſeine Flucht bemerkten, war er von Piken durchbohrt und mit Knüppeln erſchlagen. — Dieſes ſchreckliche Ereigniß geſchah vor unſeren Augen, — ich brauchte um die größte Kraftanſtrengung meiner Untergebenen nicht mehr beſorgt zu ſein; von allen Seiten erhielt ich die laute einſtimmige Verſicherung, unbedingt bei mir aushalten und meine Befehle aufs Pünktlichſte vollziehen zu wollen. Die kurze mir noch übrige Zeit benutzte ich, meine Infanteriſten hinter den im Viereck aufgeſtellten Wagen ſo zu poſtiren, daß ſie ſelbſt gedeckt, von allen Seiten freien Schuß hatten, — in der Mitte ſtand die Reſerve und die abgeſeſſenen Cavalleriſten in üblicher Art. So vorbereitet, ließ ich ſchnell zur Stärkung einige Flaſchen Wein die Runde machen, die vortreffliche Wirkung thaten und nicht geſchont wurden. Als unſere Gegner ſahen, daß wir, ſtatt uns zu ergeben, Vorbereitungen zur Vertheidigung trafen, erſcholl der Befehl zum Angreifen. Zuerſt umſchwärmten

mich die irregulären Kosacken, doch etliche Flintenschüsse reichten hin, diese feige Bande in gehöriger Entfernung zu halten; der Landsturm zu Fuß wagte kaum vorzurücken, man hatte dort den nämlichen Respekt vor regelmäßigem Infanteriefeuer, nur die Dragoner standen mir fest gegenüber und machten auch mehrere Schwärm-Attaquen. Mehrere meiner Leute, leider unter ihnen mein armer Lippe, wurden durch Karabinerschüsse blessirt, — doch stand unser Verlust mit dem unserer Gegner in gar keinem Verhältniß; sie litten bedeutend, was die Wuth ihres Anführers auf die höchste Spitze trieb. Immer heftiger feuerte er seine zurückweichenden Trupps zu fernerem Angriff an, meine Lage wurde immer kritischer. — Da ergriff ich, mit Widerstreben, das letzte Hülfsmittel — nicht ohne peinlichen Kampf mit mir selber, — ich bot einige Goldstücke demjenigen, welchem es gelingen würde, den feindlichen Anführer vom Pferde zu schießen, überzeugt, daß mit seinem Fall die Wuth des Angriffs nachlassen würde, und diese Berechnung war nur zu richtig. Ein paar Minuten reichten hin — die wohlgezielten Schüsse thaten ihre Wirkung — der schöne Russe sank auf dem Pferde zusammen! Kaum bemerkten seine Untergebenen seine Verwundung, als sich

auch Alles in einem dichten Schwarm um ihn sammelte, und mit ihm dem Walde zuzueilen suchte. Dieser Moment wurde benutzt; ein scharfes Feuer der Tirailleurs und der Reserven in diesen unregelmäßigen Klumpen hatte Wirkung, er stob auseinander; — die Dragoner zogen sich ebenfalls in den Wald zurück. — Nun ließ ich schnell aufbrechen. Alles lag jetzt daran, bei dem eintretenden Abend eine sichere Anstellung zu finden. Mit wenigen Leuten ritt ich in geringer Entfernung den übrigen voraus und ließ, da die Nacht bereits eingebrochen war, auf einer kleinen Erhöhung abermals eine Wagenburg bilden. In Eile wurde aus einem benachbarten Bache getränkt und die Feldkessel gefüllt, und dann von den Ecken des Quarrees aus Doppelposten auf dem Boden liegend angeordnet, kurz, jede Maaßregel getroffen, um gesichert zu sein. — So mußte ich mein Schicksal erwarten; Patrouillen auszuschicken wäre Unsinn gewesen, sie wären nur unnöthig geopfert worden, da ich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht allein beobachtet, sondern auch von Neuem angegriffen zu werden, erwarten mußte. Eben so würde ich gegen alle Vorsicht gehandelt haben, wenn ich hätte Feuer anmachen lassen, da dies nicht allein unsere Stel-

lung verrathen, [illegible] auch [illegible] feindlichen Schüsse ein sicheres Ziel verschafft haben würde. Den dritten Theil meiner Leute ließ ich abwechselnd ruhen, die andern stets im vertheidigungsfähigen Zustand bleiben, doch überzeugte ich mich bald, daß nur sehr wenige sich dem Schlaf überließen, die Spannung war zu groß, die Ruhe floh uns Allen. Ich für meine Person, verantwortlich für das Leben so Vieler, wurde außerdem noch durch die fortwährenden Meldungen wach erhalten und dadurch veranlaßt, selbst den Grund oder Ungrund derselben zu untersuchen. Mein armer Lippe konnte mich dabei nicht unterstützen, da derselbe, wie schon gesagt, durch eine Kugel im Bein verwundet, schwer leidend auf einem Wagen lag, und doch hätte ich seiner Unterstützung wohl bedurft, denn bald wollten die verschiedenen Posten hier oder dort eine verdächtige Bewegung bemerkt, bald von jener Seite auffallendes Geräusch gehört haben. Mitternacht war längst vorüber und gegen meine Erwartung war ich noch nicht gefährdet worden, aber das uns bekannte System der Russen in jener Zeit, selten oder nie die Nacht zu kriegerischen Operationen benutzen, bewährte sich auch hier; man konnte immer nur kurz vor Anbruch des Tages mit Bestimmt-

heit auf irgend einen Angriff rechnen. Jedenfalls mußte der Fall des feindlichen Anführers einen regelmäßigen Plan zerstört haben, sonst wäre es mir unerklärlich geblieben, daß ich die Nacht in einer solchen ungünstigen Aufstellung so ruhig hätte zubringen können. Und dann hatte den rohen Haufen auch die schon oftmals erwähnte Abneigung, gegen Schießwaffen zu fechten, verscheucht. Dies erklärt sich dadurch leicht, daß das Landvolk, als Leibeigene, keine Waffe der Art führen durfte, der Gebrauch derselben also, so wie deren Wirkung, ihnen fremd und unbekannt war, und daher bei ihnen einen so panischen Schrecken verbreitete. Als kleinen Beleg für diese Behauptung erzähle ich hier einen Vorfall, der authentisch ist. — Ein Hautboist der französischen großen Armee hatte sich auf der Retirade in einem seitwärts liegenden Dorfe so verspätet, daß er, obwohl es schon heller Tag war, dennoch versuchen wollte, die auf der großen Straße sich bewegende Armee zu erreichen. Plötzlich wurde er von vier bis fünf Kosacken, ebenfalls Landsturm, angegriffen. Mit kaltem Blute brach er das Mundstück seines Instruments, eines Fagotts, ab, postirte sich in einen Graben und zielte auf seine Gegner; — im Nu

machten dieſe Kehrt und unſer Hautboiſt erreichte glücklich die Straße.

Morgens drei Uhr, nachdem ich etliche Schleichpatrouillen in der Richtung meines ferneren Weges geſchickt hatte und nichts Verdächtiges gemeldet wurde, brach ich mit möglichſter Stille auf, immer in der Erwartung, auf den Feind zu ſtoßen und in dieſer Vorausſetzung mit dem zunehmenden Tage meine Aufmerkſamkeit vergrößernd. Doch ſchon waren wir beinahe eine Meile vorwärts gekommen, nichts Verdächtiges hatte ſich gezeigt; — ſchon begann ich freier zu athmen, als ich von der Avant-Garde her die Meldung erhielt, daß in einem vor uns liegenden Dorfe Bewegungen bemerkt wurden, die unbezweifelt auf militairiſche Beſatzung deſſelben hindeuteten. Natürlich konnte ich nur glauben, daß mir während der Nacht der Rückzug vom Feinde abgeſchnitten worden ſei. Eine Recognoscirung war unter dieſen Umſtänden unerläßlich, ſo ging ich denn mit meinen berittenen Leuten und der Hälfte der Infanterie vor, um, auf jeden Ausgang gefaßt, Gewißheit unſers Schickſals zu erlangen. Einem Unteroffizier hatte ich die näheren Verhaltungsbefehle in Bezug auf den Transport, ſo wie die nöthigen Signale hinterlaſ-

ſen. An der Spitze meiner Abtheilung kam ich in tiefſter Stille in die Nähe des Dorfes und — hier endeten meine Beſorgniſſe, wie die Erzählung meines kleinen Abenteuers, denn mit unbeſchreiblicher Freude hörte ich an den Ausrufungen und Phraſen, die in italieniſcher Sprache mir zu Ohren drangen, daß wir, ſtatt auf Feinde zu ſtoßen, Verbündete vor uns hatten. Raſch ritt ich mit einer kleinen Bedeckung vor, wodurch ein gewaltiger Lärm bei dem italieniſchen Detaſchement entſtand, da ſie ebenfalls einen feindlichen Ueberfall befürchteten. Gegenſeitig wurden wir auf die angenehmſte Weiſe enttäuſcht, und da die kleine Abtheilung ebenfalls auf Requiſition ausging, nahm ich mir nur Zeit, ihrem Anführer Glück zu ſeiner Unternehmung zu wünſchen, und kameradſchaftlich ihm einen Theil meiner Vorräthe abzulaſſen, worauf ich mit meinem Detaſchement vorwärts eilte und gegen Abend den glücklichen Erfolg meines Auftrags meinem General melden konnte. Er bezeugte mir ſeine Zufriedenheit, da die mitgebrachten Vorräthe wirklich bedeutend waren, von welchen nur in den Weinflaſchen eine anſehnliche Verringerung eingetreten war.

Als ich mich dem Bivouaq meines Regiments ge-

nähert hatte, hörte ich ſchon in weiter Entfernung Kanonendonner, welcher jedoch ſchwieg, ehe ich denſelben erreichte, und bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß von uns zwei vorſpringende ruſſiſche Redouten genommen ſeien. Auch eine andere Neuigkeit erwartete mich: Napoleon hatte durch eine Proklamation die Schlacht zum ſiebenten angekündigt, und da ich am fünften Abends zu meinem Regimente zurückkehrte, fand ich bis dahin genug zu thun, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Am Vorabend der Schlacht sammelten sich mehre meiner Cameraden um mich bei einem sehr frugalen Abendbrod, welches wir aber in der festen Erwartung eines baldigen lukullischen Lebens in dem eroberten Moskau, scherzend über die Einfachheit unsers damaligen Tisches, verzehrten. Es hatte sich auch zu demselben mein Freund von Poblozki vom siebenten Infanterie-Regiment, dessen früher bei meiner Arretirung in Münster erwähnt wurde, eingefunden, wie dies oft geschah, und immer war er ein heitrer, aufgeweckter Gesellschafter und unseren Offizieren ein gern gesehener Gast gewesen. An diesem Abend jedoch war er von einem auffallend düstern und stillen Wesen, was bald auffiel, und eine Nachfrage

unſrerſeits veranlaßte. Da ſagte er mir, daß er trotz aller Anſtrengung ſeines Geiſtes eine trübe Vorahnung nicht bewältigen könne, und daß er gewiß glaube, der morgende Tag werde ſein letzter ſein. Obwohl wir Alles anwandten, ihn von dieſer Idee abzubringen, und Jeder Einzelne verſuchte, ihn aufzuheitern, gelang uns dies dennoch nicht; er blieb bei ſeiner Behauptung, nahm auch bald Abſchied, und bat mich bei ſeiner Entfernung, ihm, da es doch das letzte Mal wäre, noch ſeine Feldflaſche zu füllen. Leider betrog ihn ſeine Ahnung nicht, denn als ich am 8ten Morgens zum Empfang des Tagesbefehls ritt, wurde auf meine Anfrage, wer vom ſiebenten Regiment geblieben ſei, mir Poblotzky zuerſt genannt. Eine Kanonenkugel hatte ihm den Schenkel dicht am Oberleibe weggeriſſen, ihn aber nicht gleich getödtet, denn er hatte ſein Hemd zerriſſen, um die Wunde damit möglichſt zu verſtopfen, dann aber hatte er in der Ueberzeugung, daß doch Alles vergebens ſei, ſeine Zuflucht zur Feldflaſche genommen, um ſich gegen die fürchterlichen Schmerzen zu betäuben. So hatte ihn einer ſeiner Freunde, der Lieutenant von Wallmoden, deſſen wunderbares, ſpäteres Schickſal ich gleich hier anführen will, getroffen, welcher ihn ſogleich auf

ein Pferd gelegt, um ihn zur Ambülance zu schaffen, aber schon nach ein paar Schritten war der Kampf vollendet, sein Geist entflohen. Ich ritt mit Wallmoden zu der Stelle, wo mein armer Freund geblieben, und als ich ihn gefunden, ließ ich ihn ein Grab graben, worauf wir ihn bestatteten, und auf dem Hügel ein kleines hölzernes Kreuz befestigten, wofür mir später seine arme Mutter als eifrige Katholikin noch ganz besonders dankte.

Um Wallmoden's merkwürdiges Abentheuer zu erzählen, muß ich den Gang meiner Erzählung einstweilen verlassen und einer spätern Epoche erwähnen, in welcher dieser Offizier in Witepsk in einem Judenhause erkrankt war. Es war in der schrecklichsten Kälte im Monat Januar, die Häuser lagen gedrängt voll Kranken und der Tod forderte viele Opfer, so viele, daß die Karren, welche Morgens in den Straßen umherfuhren, um die vor die Thür geworfenen Todten aufzuladen, kaum damit fertig werden konnten. Auch Wallmoden befand sich nach Verlauf einiger Krankheitstage unter jenen Unglücklichen, wurde wie ein Bund Stroh auf den Wagen geworfen, der sich mit seiner traurigen Last vorwärts bewegte, dem Dniepr zu, welcher das große

Grab für die Bejammernswerthen war. Zufällig gingen der Major Stockhausen und Lieutenant Krause von der westphälischen Armee hinter diesem Wagen her, auf welchem die Todten bunt unter einander umherlagen, und es fiel ihnen einer auf, welcher, Kopf und Arme herunterhangend, die Straße berührte. Sie sahen genauer hin und glaubten in demselben den Lieutenant Wallmoden zu erkennen, gingen näher, um sich zu überzeugen, und fanden ihre Vermuthung gegründet. Da Beide die Familie des Verunglückten kannten, so ließen sie von dem Deutschick sich den Körper verabfolgen, um ihm wenigstens ein anderes Begräbniß zukommen zu lassen, und als sie ihn fortschleppten, begegneten sie dem Regimentsarzt Starkloff, welcher sie in ihre Wohnung begleitete, dort Versuche anstellte, ob auch Wallmoden wirklich todt sei, und der Erfolg war, daß dieser zu sich kam und in besserer Verpflegung nach sehr kurzer Zeit vollkommen genas. In späterer Zeit sagte er oft scherzend zu mir: „Siehst du, was hangen soll, ersäuft nicht!“ — Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zu einer folgerechten Erzählung der Dinge zurück.

Der Verlauf der Schlacht von Mosaisk ist so vielfach besprochen worden, daß ich darüber nur wenig sa-

gen will. Unſer Sieg war vollſtändig, doch zog ſich die ruſſiſche Armee in großer Ordnung auf Moskau zurück; wir folgten ihr auf dem Fuße, feſt erwartend, daß es noch heiße Kämpfe ſetzen würde, und daher mit großer Vorſicht vorrückend. Unſere Avantgarden ſchlugen ſich zwar fortwährend mit den Arriergarden der Ruſſen, doch kam es zu keinem ernſtlichen Gefecht, da ſich die Letztern fortwährend zurückzogen, und endlich hörte auch dies auf, als die Ruſſen, anſtatt durch Moskau ſelbſt zurückzugehen, die Stadt Preis gaben, und ſich in ſüdlicher Richtung von derſelben hinzogen. Die Strapazen und Entbehrungen, mit denen wir unſrerſeits auf dem Marſche zu kämpfen hatten, wurden nun, ſo nahe an Moskau, gar nicht mehr beachtet. Die frohe Hoffnung, dort Alles zu finden, ſtählte unſern Muth wie unſre Kräfte, und wollten dieſelben ermatten, ſo rief man nur den Namen der heiß erſehnten Stadt einander zu, welches eine faſt magiſche Wirkung auf uns hervorbrachte. Endlich ſahen wir, als wir die waldige Anhöhe, der heilige Berg genannt, welcher dicht vor Moskau liegt, überſchritten hatten, die große, majeſtätiſche Stadt im Glanz der Morgenſonne vor uns liegen! Wie in eine neue Welt ſchauten wir hernieder, ein lautes Jauch-

zen durchflog unſere Reihen, man drückte die Hände, man wünſchte einander Glück — der Freudenrauſch war ein allgemeiner. Auch der Kaiſer betrachtete von ſeinem erhöhten Standpunkt aus mit unverkennbarer Freude die vor uns liegende Stadt mit ihren zahlloſen Kuppeln und Thürmen, die, nach Art der chineſiſchen, in weit ausgeſchweiften Abtheilungen beſtehend, welche durch Ketten mit einander verbunden waren, eine ganz neue, fremdartige Erſcheinung ausmachten. Aſien und Europa ſchienen hier verbunden, ein neuer Welttheil uns eröffnet und unſere Bruſt hob ſich in Freude und Stolz, dieſes Ziel trotz ungeheurer Anſtrengungen und Beſchwerden dennoch endlich erreicht zu haben!

Die Armee machte Halt, die Avantgarden gingen in die Stadt, während die Garden vor derſelben ihr Lager aufſchlugen, und der Kaiſer erwartete, daß am kommenden Tage der Magiſtrat zur Ueberreichung der Schlüſſel der Stadt erſcheinen würde. Da dies jedoch nicht geſchah, beſetzten die Garden die Stadt, während die Linientruppen auf der Straße nach Taratino hin den weichenden Feind verfolgten. Wie groß war unſer Erſtaunen, als wir, wie in eine Stadt des Todes einziehend, dieſelbe ganz menſchenleer fanden, was einen um ſo grelleren Abſtich mit dem Zuſtand bildete, in welchem wir übrigens Alles fanden. Die Läden, die Wohnungen, die öffentlichen Plätze waren eben ſo ein-

gerichtet und angefüllt, als ſie es in jeder andern gro-
ßen Stadt ſind, und enthielten Alles, was die Schau-
luſt befriedigen, die Habſucht reizen kann. Auch fanden
ſich große Vorräthe an Lebensmitteln, namentlich an
Colonialwaaren, doch da keine eigentliche gerezelte Ver-
waltung bei der Armee Statt fand, fielen dieſelben nur
Einzelnen zu, die ſich förmliche Magazine anlezten und
die Schwelgerei auf's Höchſte trieben, während vor den
Thoren von den an Allem Mangel leidenden Soldaten
Pferdefleiſch gegeſſen ward. An glänzenden, nuzloſen
Gegenſtänden war dagegen unglaublicher Ueberfluß. Die
koſtbarſten Sachen: perſiſche Shwals, prächtige Pelz-
werke, goldene und ſilberne Gefäße ſah man, von den
Soldaten herbei geſchleppt, in großen Haufen beiſam-
menliegen, und dringend für ein Stück Brod angebo-
ten; prachtvolle Sophas und Stühle waren mitten auf
den Plätzen neben Vorräthen von Rum, Wein und
Liqueur hingeſchoben, auf denen die taumelnden Sol-
daten ſich mit ihren beſchmuzten Kleidern umherwarfen.
Ich ſelbſt hatte mich mit mehreren Cameraden in einem
der leer ſtehenden Paläſte einquartirt, welchen wir durch
einige glückliche Coups, ſo wie durch Gold, das wir im
Ueberfluß beſaßen, bald mit den nothwendigſten Lebens-

bedürfnissen versehen hatten. So hatten wir unsere, wie wir glaubten, ersten und vorläufigen Einrichtungen für die Annehmlichkeit der Winterquartiere getroffen, als plötzlich der Brand an mehreren Stellen der Stadt zugleich ausbrach. Anfangs glaubten wir, derselbe sei durch die Sorglosigkeit unserer eigenen Soldaten veranlaßt worden, was uns sehr bestürzt machte, da der Kaiser strenge Befehle gegeben hatte, die Stadt so viel wie möglich zu schonen. Doch bei der sorgfältigsten Untersuchung durch betheiligte Offiziere erfuhren dieselben von ihren Untergebenen, daß sie gänzlich unschuldig an dem entstandenen Unglück seien, ja, daß man beim ersten Betreten eines bis dahin verschlossenen Hauses das Feuer habe entstehen sehen; auch wollten sie wild aussehende Russen bemerkt haben, welche mit langen eisernen Haken beschäftigt gewesen seien, das Feuer noch mehr anzuschüren und weiter zu verbreiten. Wir waren im höchsten Grade bestürzt, doch schien es, als wenn es unsern vereinten Anstrengungen gelingen würde, des Feuers Herr zu werden. Wirklich zeigte sich am 15ten September eine bedeutende Abnahme desselben, so daß der Marschall Mortier dem Kaiser meldete, dasselbe sei gelöscht. Aber in der folgenden Nacht griff es mit er-

neuter, vergrößerter Heftigkeit um ſich, und erreichte am Tage darauf eine ſolche Höhe, daß es den Kremlin von allen Seiten in ein undurchdringliches Feuermeer einhüllte. Es iſt bekannt, daß Napoleon erſt dann und zwar mit größter Lebensgefahr, dieſes alte, den Ruſſen heilige Gebäude verließ, und ſein Quartier in dem kaiſerlichen Luſtſchloß Petrowsky, eine Meile von der Stadt entfernt, nahm. Drei Tage hindurch wüthete das Feuer mit unbeſchreiblicher Heftigkeit in dem unglücklichen Moskau, ließ am 19ten nach, und war am 20ſten erloſchen. Kaum ein Drittheil der Stadt war von den wüthenden Flammen verſchont geblieben, unter dieſem jedoch, durch die Anſtrengungen der Garde, der Kremlin, den der Kaiſer am 20ſten wieder bezog. Aber auf ſeinem Wege dorthin, welche Scenen boten ſich ihm dar! Jede Art der Disciplin und des Gehorſams hatte aufgehört; was früher nur theilweiſe und gleichſam unter der Hand als Plünderung Statt gefunden, geſchahe nun offenkundig, und hatte ſich gleich einem reißenden Strom über alle Theile der Stadt verbreitet. Es war ein Laufen und Rennen der bepackten Soldaten, welche keine Schilderung getreu wieder zu geben vermag. Gegenſtände der koſtbarſten Er-

zeugniſſe Aſiens und Europas ſah man zerſtreut oder in aufgehäuften Maſſen umherliegen, vermengt mit aufgerollten Blechbekleidungen der eingeſtürzten Dächer. Die Straßen waren damit angefüllt, die Wege verſperrt! Der Kaiſer zeigte bei ſeinem Einzug über den Gräuel, der ſich ſeinen Blicken darbot, eine tiefe Niedergeſchlagenheit! Seine Umgebung bemerkte eine Ruheloſigkeit, eine Aufregung an ihm, wie ſie bis dahin nie ſtatt gefunden, und wie ſie ſo wenig zu der düſtern Verſchloſſenheit ſeines Charakters und zu dem Gepräge ſeines Aeußern paßte. Es war die Ungewißheit darüber, was das Ende von allen dieſem ſein würde, und man weiß, wie hinterliſtig damals die ruſſiſchen Führer die Unterhandlungen des Kaiſer mit Alexander in die Länge zogen oder hintertrieben, und wie ſie namentlich Mürat, den Schmeichelei ſo zugänglichen Mann, durch falſche Vorſpiegelungen von Bewunderung und Achtung zu blenden wußten, ſo daß darüber das eigentliche Ziel, günſtige Bedingungen von Rußland zu erhalten, aus den Augen verloren wurde.

Doch es iſt ja nicht mein Zweck, eine politiſche Geſchichte zu ſchreiben, ſondern nur derſelben in ſo weit zu erwähnen, als ſie den Leitfaden zu jenen wichtigen,

außerordentlichen Begegnissen eines eigenen Lebens bildet, und so kann ich denn auf meine eigenen Erlebnisse während des Brandes zurückkehren, dessen furchtbares Bild nie in meiner Seele erlöschen, oder meinem Gedächtniß, so weit ich Zeuge davon gewesen, in seinen Einzelnheiten entschwinden wird.

Auch wir waren in der Nacht des vierzehnten Septembers aus unserm oben erwähnten Palast durch das Feuer, welches auf unbegreifliche Weise bei unserm Erwachen uns schon von allen Seiten umfing, vertrieben worden, und waren nach der deutschen Vorstadt, einer bis dahin noch unversehrten Gegend, geflohen, wo wir von den dort einquartirten Garden kameradschaftlich aufgenommen wurden. Hier suchten wir die Leute vom Regimente so viel wie möglich zu sammeln, aber, wie ich schon oben angedeutet, jede Spur von Ordnung hörte alsbald auf und Jeder folgte seinem eigenen Willen und seinen besonderen Gelüsten. Erst nachdem das Feuer wieder nachgelassen, sahen wir uns in der Stadt nach einem neuen Wohnplatz um und entdeckten solchen in einem schönen Souterrain eines verbrannten Palastes in der Nähe einer öffentlichen Promenade. Zu unserer größten Ueberraschung fanden wir den Ort be-

wohnt und zwar von einem alten Russen mit langem Bart, den wir nicht vertrieben, sondern ihn wie unsern Wirth betrachteten und ihn in seinem Raum ungestört liesen. Hier richteten wir uns mit der Leichtigkeit eines Feldsoldaten bequem und selbst mit Annehmlichkeit ein, denn wir waren bald mit allem Nöthigen zur Führung eines leidlichen Haushalts versehen. Der fühlbarste Mangel, der bald darauf für uns eintrat, war der an Taback, und ich beauftragte meinen früher erwähnten Fourier Lippe, der inzwischen von seiner Verwundung ganz hergestellt war, mir solchen zu verschaffen. Nach langem vergeblichen Suchen fand dieser, gleichfalls in einem Souterrain, einen bejahrten Russen, dem er ein Fünffrankenstück zeigend das Wort „tabacco" nannte. Zuerst hatte der alte Scythe das Haupt mit groser Ruhe geschüttelt und war wie ein lebloser Hüter vor einem mit einem eisernen Gitter versehenen Kellergewölbe stehen geblieben; aber bei dem Anblick eines zweiten Fünffrankenstücks war Leben in ihn gekommen, er hatte sein wohlgehütetes Gewölbe betreten, es vorsichtig hinter sich verschlossen, und war dann mit einer starken Handvoll langen türkischen Tabacks zurückgekehrt. Nun hatte aber Lippe seinerseits mit dem Kopf geschüttelt

und dem Alten bedeutet, daß er mehr haben müsse. Zuletzt, als sie Handelseins geworden, sah sich mein Fourier im Besitz einer ganzen Tonne voll jenes herrlichen Erzeugnisses, welches er mir triumphirend überbrachte und wovon mir ein Theil in späterer Zeit wichtige Dienste thun sollte! —

Wie gesagt, unser kleiner Haushalt befand sich in vortrefflichem Zustand, unsere Leute wußten Alles anzuschaffen, was unsern Tisch zu einem der besten machen konnte, der in dieser zerstörten Stadt zu finden sein mochte und während sie kochten und brieten, besahen wir das zerstörte Moskau, so wie den erhaltenen Kremel in allen Einzelnheiten, ohne Ahnung unsrer schrecklichen Zukunft und sicher, wie wir uns dünkten, unter dem besondern Schutz und der unmittelbaren Nähe des Kaisers.

Am 8. October erhielt ich den Befehl, ein Detaſchement zum 8. Corps, zu welchem ich gehörte und welches in Moſaisk ſtehen geblieben war, zurückzuführen. Ich verließ alſo Moskau und hatte es übernommen, eine deutſche Familie, welche hier gewohnt hatte, aber nun nach Deutſchland zurückkehren wollte, mitzunehmen. Dieſelbe beſtand aus der Mutter mit zwei Kindern und deren Wärterin; ſie ſaßen in einem ſchönen großen, mit vier Pferden beſpannten Reiſewagen, welcher mit ihrem ſämmtlichen geretteten Hab und Gut beladen war, weshalb die arme Frau in nicht geringer Sorge um ihr ferneres Durchkommen ſchwebte. Dieſem Wagen folgte mein eigner, ein prächtiger engliſcher Staatswagen aus

einem der ersten Magazine Moskaus, welcher außer meinen übrigen Habseligkeiten eine Menge der schönsten und kostbarsten Pelze enthielt, die ich für einen Spottpreis erhandelt hatte. Für Gold konnte man damals in der eben verlassenen unglücklichen Stadt Alles haben, der tausend und abertausendfache Werth konnte dafür eingehandelt werden. Diesen Wagen hatte ich lange Zeit mit mir geführt, er wurde selbst über die Beresina gebracht, was wirklich zu den fabelhaften Dingen gehört, er ward unser Bleſſirtenwagen und iſt endlich erſt bei Wilna ſtehen geblieben, indem die zum Stürzen Ermüdeten und verhungerten Pferde ihn nicht mehr zu ſchleppen vermochten.

Ungefährdet kamen wir in Moſaisk an, wo ich nach einem herzlichen Abſchied von meinen Schutzbefohlenen mich bei dem Befehlshab . der Abtheilung, dem Oberſt-Lieutenant Schulz, meldete, mit welchem ich perſönlich befreundet war und von dem ich aufs Herzlichſte aufgenommen wurde. Ich mußte viel erzählen, hörte aber auch von dem unermeßlichen Elend, welches überall zu herrſchen anfing, wovon jedoch Moſaisk noch ausgenommen war, denn durch die Einrichtung des Generals Alix war die Ernte eingebracht worden, unſere Solda-

ten droſchen, mahlten, backten ganz vortreffliches Brod, kurz Alles war im beſten Zuſtande. Schulz ſelbſt war wie ein Fürſt eingerichtet. Zu den beſtehenden Herrlichkeiten eines Palaſtes hatte er jeden beweglichen Luxus gefügt, welcher ſich denken ließ, ſo daß das Auge von der Maſſe der herrlichſten Spiegel, Uhren, Vergoldungen, Gemälden und Teppichen ganz geblendet ward. Wir hofften ſo ſicher, ruhig und nach den groſſen Drangſalen ſo angenehm den Winter hier in der ganzen Gemächlichkeit unſeres früheren Lebens zubringen zu können, und welche Gefahren, welche Mühſeligkeiten hatten wir bald darauf zu beſtehen! Mühſeligkeiten, wie ſie ſeitdem nie wieder in ſolchem Maaße Statt gefunden, ja kaum Einzelne getroffen haben können. Entbehrungen, Noth und Angſt verſchwinden zwar niemals ganz im Leben und erſcheinen bald hier bald da in verſchiedener Geſtalt, aber ſie ſind in Zeiten wie die unſrigen nothwendig mehr vorübergehender Art, da kaum alle jene Zuſtände ſich noch einmal vereinigen können, die damals unſere Leiden nicht allein an ſich furchtbar, ſondern auch ſo lange dauernd machten.

Nun eine Geſchichte, bezüglich auf meinen Taback. Auf der vorletzten Etappe vor Moſaisk kommandirte ein

Oberſtlieutenant v. B...., ein ſonderbares Original, der alle mögliche Vorräthe zuſammenzubringen wußte, ohne daß er ſich nur im Geringſten mit den ruſſiſchen Einwohnern hätte verſtändigen können. Kam er Abends in das Quartier, ſo ließ er ſogleich die erſchrockene Wirthin vor ſich bringen und ertheilte ihr ſeine Inſtructionen, und zwar auf folgende Art. „Für dich Kaſaika, für dich Kochewatſch, Fleiſchowatſch und Kartoffelwatſch, ich will eſſomatſch, und dann will ich ſchlafomatſch, aber nicht auf Strohwatſch — Strohwatſch hartowatſch, auf Heuwatſch — Heuwatſch do weichowatſch. Rosumi?“ „„ni rosumi pan!““ — Krieg Du die ni rosumi-ſche Schwerenoth! Hab' ich es doch dem M..... ſo deutlich geſagt und nun verſteht ſie mich nicht.“ Wie man alſo ſieht, glaubte er, die unglückliche Frau müſſe ihn verſtehen, ſobald er an ſein deutſches Wort die Sylbe „watſch“ ſetze. Dieſen Mann wußte ich im Beſitz einer trefflichen Heerde Schöpſe, deren ich gern einige für mein hungerndes Detaſchement gehabt hätte, weshalb ich ihn darum anſprach. Aber wer davon nichts wiſſen wollte, war mein Cröſus, den ich aber dennoch zu fangen wußte. Da ich ſeine große Leidenſchaft für Taback kannte, ließ ich ihn wie von

ungefähr von meinem mitgebrachten türkiſchen ſtopfen, aber kaum hatte er ein paar Züge gethan, als er wild auf mich zuſprang und mir den Arm feſthaltend anrief: „Kindchen, wo habt Ihr den prächtigen Taback her?“ — „Aus Moskau,“ erwiederte ich trocken. — „Könnt Ihr mir nicht ein bischen davon ablaſſen, liebes Kindchen?“ ſagte er ganz eifrig.“ — „O,“ erwiederte ich, „der iſt für meine Freunde in Moſaisk beſtimmt, „ich habe eine ganze Tonne davon mitgebracht.“ „Na, mir werdet Ihr doch auch welchen geben, hoffe ich?“ — „O ja, wenn Ihr Schöpſe gebt““ — und das Ende vom Liede war, daß ich für eine mäßige Portion meines Tabacks zwei der ſchönſten Hammel für meine Leute erhielt.

In Moſaisk war ein gleiches Haſchen nach meinem Taback, ich theilte mit, ſo viel ich vermochte, unter Andern auch an einen alten Wachmeiſter, Namens Altmann, der in dankbarer Erinnerung dieſer Gabe mich ſpäter dafür vom Hungertode errettete, welches Ereigniſſes, obwohl es viel ſpäter ſtatt fand, ich gleich hier erwähnen will. Es war in einer der dunkeln, kalten und fürchterlichen Nächte auf der Retirade, ich war von meinen Gefährten abgekommen und irrte troſtlos

und mit sinkendem Muth von Feuer zu Feuer, ohne dieselben wieder finden zu können. Seit zwei Tagen hatte ich nichts genossen, die Angst um meine Freunde nahm mir den letzten Rest von Besonnenheit, und eben wollte ich mich erschöpft und hinsterbend, wie ich war, am Wege niederlassen, von dem ich wohl nicht wieder erstanden wäre, als in dem dichten fortdrängenden Gewühl, welches mich umgab, ich Altmann zu erkennen glaubte. Mit Anstrengung meiner letzten Kräfte rief ich seinen Namen, er hörte mich glücklicherweise, und auf meine Frage, ob er etwas zu essen habe, theilte er mir einen warmen, aschenreichen Kleienkuchen mit, indem er sagte: „Hier, nehmen Sie, Herr Rittmeister, für Taback hab' ich auch Brod!" — Wie ich den Kuchen verschlang, können sich meine Leser denken, er gab mir nicht allein Kräfte des Körpers, sondern auch meine moralische Stärke wieder, indem diese ungehoffte Hülfe aufs Neue das verlorene Vertrauen auf eine gütige Vorsehung in mir befestigte und mir zugleich den Muth mittheilte, einen neuen Versuch zur Auffindung meiner Cameraden zu machen, die ich bald so glücklich war zu finden Doch ich muß nach dieser Abschweifung zu dem verlorenen Mosaisk zurückkehren. Bis zum 25. October leb-

ten wir ein heiteres, und was mich bei meiner Freundſchaft mit Schulz betraf, ein elegantes Garniſonsleben, in welchem Thee's, Spielpartieen und Excurſionen auf das Schlachtfeld mit einander abwechſelten. Auf einmal ereilte uns, wie ein Blitz aus heitren Höhen, die Nachricht von dem beſchloſſenen Rückzug, und dieſer Nachricht folgte die Ausführung ſo raſch auf dem Fuße, daß, ehe wir es uns verſahen, der Generalſtab des Kaiſers eintraf und vor unſerm ſchönen Quartiere „place, place“ rief. Wir mußten unſere glänzende Wohnungen gegen ein elendes Bivouak vertauſchen, und ſchon am folgenden Morgen wurde in geſagter Eile der Rückzug angetreten. Wir hatten uns mit möglichſtem Proviant verſehen, es fehlte uns nicht an geſalzenem Fleiſch und Branntwein, und ich ſelbſt hatte deſſen in meinem Wagen genug, in welchem ſich außerdem noch einer meiner bei Moſaisk bleſſirten Cameraden, der Lieutenant Brand, befand. Die Corps, d. h. die Reſter derſelben, marſchirten noch in aller Ordnung, denn ihre und unſere Hoffnung beruhte auf Smolensk, welches, wie uns verheißen war, einen Ruhepunkt bilden ſollte. Als wir am 26. in die Nähe des Schlachtfeldes von Moſaisk gelangten, konnten wir

nicht die gewöhnliche Straße paſſiren, ſondern mußten einen Umweg machen, um die fürchterlichen Peſtgerüche zu vermeiden, die der Wind uns von dorther zuführte, welches erklärlich wird, wenn man erfährt, daß die 40,000 Opfer jenes blutigen Tages, ſo wie eine Maſſe getödteter Pferde auf demſelben noch unbeerdigt lagen. Auf dem Schlachtfelde waren gegen tauſend unſerer Pulverkarren, zu welchen wir keine Pferde mehr hatten, aufgefahren, und ſo wurde uns denn hier das erſte grauſige und betrübende, aber dennoch großartige Schauſpiel zu Theil, dieſelben in die Luft geſprengt zu ſehen. Mit donnerndem Getöſe flogen ſie in die Höhe, worauf die ganze Gegend für lange Zeit in tiefem undurchdringlichen Dunſt eingehüllt blieb. Von der Verfolgung der Feinde wurden wir nichts gewahr, da wir zuweit voraus waren, doch hatten wir ſchon bedeutend von dem uns immer mehr überfallenden Winter zu leiden, ſo wie unſere mitgenommenen Vorräthe mittlerweile auch hingeſchmolzen waren. Unſere Hoffnung ſtand demnach auf Smolensk, doch beſtätigte ſich dieſe leider nicht, indem wir, als wir dort ankamen, die Thore geſchloſſen fanden, die nur für diejenigen Corps geöffnet wurden, welche noch in geſchloſſenen Reihen marſchirten, was bei

uns ſchon nicht mehr der Fall war. Lebensmittel, auf die wir namentlich gehofft, empfingen wir hier alſo nicht; die Umgebung von Smolensk war total verwüſtet, es warf ſich demnach Alles auf die Straße nach Orſza, bei welchem Städtchen ſich ein Uebergang über den Dniepr befand. Aber jetzt nahm die Demoraliſation in erſchreckender Weiſe mit dem ſteigenden Elend überhand; Alles lief ſo ſchnell, wie es laufen konnte, um der Gefahr zu entgehen, die aus Kutuſof's Feuerſchlünden drohte, welcher ſich neben der Straße aufgeſtellt hatte, um unſere rechte Flanke zu umgehen. Der Kaiſer, welcher mit einem Theil der Garde ſchon voraus war, machte kehrt, führte ſeine alten erprobten Krieger unter Beſſières dem bedrohten Davouſt zu Hülfe und brachte Kutuſof zum Weichen, ſo daß die nachfolgenden Corps Raum gewannen, doch ward leider Ney mit der Arrieregarde abgeſchnitten. So marſchirten wir immer weiter, mit jedem Tage ſchwand uns der Muth mehr, und wenn wir Abends uns beim Bivouak niederließen, ſo konnten wir nur in Vermuthungen uns ergehen, wie lange es bis zu unſerm völligen Untergang noch dauern würde, denn daß es für uns keine Rettung gab, nahmen wir aus dem völligen Mangel an Lebensmitteln,

aus der vollkommenen Kenntniß der ſchon einmal durchzogenen Straße und tauſend andern Dingen ab, zu denen ſich ein dunkles Gerücht geſellte, daß die Türken Frieden geſchloſſen und die dadurch disponible Armee-Abtheilung der Ruſſen uns unſern Weg im Weſten abſchneiden wolle. Bei Orſza wurde der Reſt der Armee geſammelt, wir ruhten einen Tag, doch waren Alle ſehr beſorgt um das Schickſal Ney's, von dem man ſeit dem letzten Gefecht nur gehört hatte, daß er abgeſchnitten ſei. Es war jedoch, wie man weiß, dieſem klugen General gelungen, ſich nach übermäßigen Anſtrengungen und einer faſt übermenſchlichen Ausdauer wieder mit den übrigen Corps zu vereinigen; zu uns kam die Nachricht davon nach Verlauf zweier Tage und Jeder empfing ſie mit gleicher Freude, indem Einer dem Andern zurief: Ney iſt wieder da!

Wir paſſirten den Dniepr, der ſtark mit Eisſchollen ging, und als wir in unſerm Elend ſo dahin ſchritten, hungrig und ermattet über die Maßen, hieß es auf einmal: da ſind die Koſacken, die Koſacken! Dieſe Ankündigung hatte immer die Folge, daß wir in großen Knäueln zuſammengedrängt wurden, und ich befand mich bald in dem dichteſten Gewühl, als auf einmal

ein köſtlicher Geruch von lang entbehrter Bouillon in meine Naſe drang. Sofort erblickte ich eine Marketenderin auf einem elenden Pferde reitend, die an ihrer Seite einen noch warmen Feldkeſſel hangen hatte, aus welchem jene herrlichen Düfte emporſtiegen. Ich drängte mich ſo dicht wie möglich an ſie heran, bis ich ſo glücklich war, den Topf zu erreichen, aus deſſen qualmenden Inhalt ich, natürlich mit bloßen Fingern, ein Stück gekochtes Fleiſch erangelte, dem bald eine Kartoffel und endlich Alles folgte, was ich mit dieſen, für einen Europäer ſo unvollkommenen Hülfsmittel mir zu eigen machen konnte, worauf ich mich ſachte zurückdrängen ließ, um den Zorn, welcher der Entdeckung folgen mußte, nicht auf mich zu laden. Was für Augen wird aber die Arme bei Revidirung ihres theuren Topfes gemacht haben! — Weit davon entfernt damals, das Unſtatthafte meiner Selbſtbewirthung von den Einflüſterungen meines Gewiſſens oder den Anſprüchen der Moral ergriffen zu ſehen, fühlte ich mich im Gegentheile unendlich durch meine köſtliche Mahlzeit geſtärkt, eine Kräftigung, die gelegentlicher nicht kommen konnte, da es bis Barriſow nichts der Art mehr gab. Da dieſe Stadt vollkommen wohl erhalten war, ihre Einwohner

dieſelbe nicht verlaſſen hatten, auch ein franzöſiſcher Gouverneur ſich dort befand, welcher die Magazine in trefflichem Zuſtande erhalten hatte, ſo hofften wir dort einen Ruhepunkt zu finden, aber wie immer wurden unſere Hoffnungen auch hier getäuſcht. Die in den Magazinen vorhandenen Zwiebacke und ſonſtigen Lebensmittel hatten die vorausgegangenen Garden bereits an ſich genommen, und wir erhielten hier abermals nichts, als von unſerm General Allix den Befehl, ſo ſchnell wie möglich den Garden zu folgen, welche ihre Bivouaks an den Ufern der Bereſina aufgeſchlagen hatten. Mein Burſche, ein anhänglicher, treuer Menſch, welcher ſich ſtandhaft zu meiner Perſon hielt, verſchaffte mir ein Brod, von denen, die in Maſſen aus einem kleinen Fenſter eines Kloſters ausgegeben wurden, und dies war die ganze Proviſion, die ich mit mir nahm und um welche hundert Andere mich noch beneideten.

Da ich nun zu dem wichtigſten und unvergeßlichſten Abſchnitt in dieſem denkwürdigen Erlebniß gelange, nämlich zu dem Uebergang über die Bereſina, wird es nöthig ſein, zuvörderſt den Zuſtand näher zu beſchreiben, in welchem ich mich für meine Perſon, ſo wie diejenigen meiner Cameraden ſich befanden, zu denen ich mich hielt. Dieſe waren bereits gänzlich demontirt; weder General Alix noch Oberſtlieutenant Schulz hatten noch Pferde, wogegen es mir gelungen war, im Beſitz eines kleinen offenen Wagens, einiger Reitpferde, ſo wie meines großen Moskauer Staatswagens zu bleiben, welcher ebenfalls mit vier Pferden beſpannt war, die

wir kümmerlich und mühsam genug mit halb verfaultem, altem Dachstroh ernährten, welches sich jedoch nur noch selten vorfand. In meinem großen Wagen befand sich der oben erwähnte Lieutenant Brand, dem sich fünf andere, bei Mosaisk blessirte Kameraden zugesellt hatten, auf dem Bediententritt war unsere Kasse befestigt, und in den Sitzkasten befanden sich meine sämmtlichen sehr werthvollen Uniformgegenstände, so wie eine Menge der schönsten Kleidungsstücke anderer Art, als Pelze, Shwals und dessen mehr. Unter diesem Reichthum traf ich später, wie man sehen wird, eine bunte, ungeträumte Auswahl, doch blieb auch das Wenige, was ich zu mir nehmen konnte nicht mein Eigenthum und wer das Uebrige erhalten, mag Gott wissen. —

So näherten wir uns denn in wilder Flucht dem Ufer der Beresina, bei welchem der Kaiser, wie bekannt, einen Theil seiner Armee dem Feinde entgegengestellt hatte, um die Russen über seine Operationen unterhalb des Stromes zu täuschen, den gesicherten Uebergang der Garden bezweckend, welcher an einer ganz andern Stelle bewerkstelligt wurde, als an der man sich denselben streitig zu machen suchte.

Gegen Abend erreichten wir die am Flußufer verſammelten Garden, welche dort ihre Bivouaks aufgeſchlagen hatten, an deren Feuern auch wir uns lagerten. Während über Nacht die Brücken geſchlagen wurden, erfreuten wir uns hier einer zwar unerquicklichen, aber doch nothwendigen Ruhe, wenig ahnend von den ſchauderhaften Ereigniſſen, die in den kommenden Tagen unſere, doch an Schreckniſſen mancher Art gewöhnten Augen ſchauen ſollten. Als die Sonne des beginnenden Tages aber ihr Licht auf unſere Umgebungen verbreitete, wie hatte ſich in dem kurzen Zeitraum da Alles um uns her verändert, ſeit ihr Strahl zum letzten Mal dies öde Feld beſchienen. Tauſend und abermals Tauſende von Nachzüglern und Flüchtlingen, Männer, Weiber und Kinder — unter erſteren Beamte, Bürger in buntem Gemiſch, bewegten ſich in unruhigem ängſtlichen Treiben durcheinander, oder um ihre gerettete Habe, während ihre Beſorgniſſe und Befürchtungen faſt in allen Sprachen Europas ſich Luft machten. Es war ein entſetzliches, jammervolles Bild, dieſe Maſſen wehrloſer Menſchen durch einander wogen zu ſehen, die aber damals noch nicht das nackte Leben zu retten ſtrebten, ſondern meiſt noch Beute allerlei Art, oder theure An-

gehörige durch ihre Anſtrengungen, unbekümmert um das Wohl oder die Sicherheit ihrer Nebenmenſchen, zu bergen hofften. Nicht von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute nahm dieſes fürchterliche Gedränge und Toben zu, — bald ſollte es in ſchaudervoller Weiſe durch neue Ereigniſſe ſeinen Höhepunkt erreichen. Diejenigen Truppen-Abtheilungen, welche die Brücke paſſirt hatten, warfen ſich ſogleich auf den Feind, um den nachrückenden Corps Platz zu machen, aber nun ſchoſſen ſowohl die Ruſſen von den jenſeitigen Ufern, wo ſie ſich bereits aufgeſtellt hatten, als auch Kutoſow im Rücken mit Kartätſchen in den vorerwähnten Menſchenknäuel, welcher ſich ſo verdichtet hatte, daß er nur noch eine Maſſe zu bilden ſchien. Meine Cameraden und ich hatten uns aus Wagen, Laffetten, Kaſten und tauſend verſchiedenen Sachen eine Art Bruſtwehr gebildet, welche einen kleinen Kreis umſchloß, in dem wir um ein Feuer kauerten, und keinen Eindringling duldeten; denn leider waren wir durch unſer Elend ſchon bei demjenigen Standpunkt angelangt, wo Mitleid mit unſern Nebenmenſchen aufhört, und der Trieb der Selbſterhaltung zum Gebieter unſerer Handlungen wird. Eine Vorſtellung von dem Elend und Jammer ſich zu ma-

chen, welches die niederſchlagenden Kugeln unter den zuſammengedrängten Unglücklichen anrichteten, möchte ſelbſt der lebhafteſten Phantaſie kaum gelingen, aber uns, damals Leidensgefährten und Mitkämpfer, gab das laute Geächz, das Geſchrei und die Verwünſchungen der zum Tode Verwundeten und der Sterbenden, Zerſchmetterten nur zu getreue Kunde von den fürchterlichen Vorgängen um uns her.

Inzwiſchen ward der Uebergang auf beiden Brükken mit möglichſter Schnelle bewerkſtelligt. Auf der zweiten paſſirten Geſchütz und Fuhrwerke aller Art, obgleich, wie man denken kann, auch eine Menge Menſchen mit hinüber kamen; die unſrige war ausſchließlich für bewaffnete Fußtruppen beſtimmt, und nur ſolche wurden hinübergelaſſen, alles Uebrige ward von der Gensd'armerie d'Elite zurückgewieſen, und ſo half es denn ſelbſt den Beherzteren jener Unglücklichen nichts, ſich einzeln bis an jenen Rettungspunkt durch die wehrenden Knäuel hindurch gearbeitet zu haben. So ſtanden die Sachen, als auf einmal das Gedränge um uns her in ſchauderhafter Weiſe ſich mehrte, die Verzweiflung den höchſten Grad erreichte! In banger Ahnung, doch nicht lange in Ungewißheit, ward uns eine ſchreck-

liche Kunde: — die Brücke für das Fuhrwerk war eingestürzt! — Nun war an Mäßigung, an Berücksichtigung irgend einer Art nicht mehr zu denken! Die Tausende, welche dort keine Rettung mehr fanden, warfen sich in wilder, rasender Eil auf uns; Jeder drängte seinen Vordermann mit solcher Unwiderstehlichkeit, daß ganze Glieder der Vordersten in den Strom geschleudert wurden. Diese Unglücklichen fanden mit wenigen Ausnahmen sogleich ihren Tod, denn die Eisschollen trieben und zermalmten wie Mühlräder, und gelang es ja Einem oder dem Andern mit Anstrengung aller seiner Kräfte das jenseitige Ufer zu erreichen, so versank er sogleich in dem schlammigen und morastigen Erdboden desselben. In diesem Augenblick der höchsten Aufregung und des ersten Schreckens verloren auch wir unsere Kaltblütigkeit; es wurde beschlossen, unsere Kasse wie unsere übrige letzte Habe zurücklassend, den Uebergang zu erzwingen. Oberstlieutenant Schulz nahm den blessirten Capitain Vollmar, dem ein Bein amputirt war, auf dem Rücken, diesem Beispiel folgten wir Uebrigen mit den andern Verwundeten und so, ein einziges geschlossenes Knäuel bildend, strebten wir der Brücke zu. Kaum aber hatten wir ungefähr funfzig Schritte unter

den unbeſchreiblichſten Anſtrengungen vorwärts gethan, als der fluthende Menſchenſtrom uns erfaßte, und aus einander zu bringen drohte. Dagegen anzukämpfen war unmöglich, das war unſere gleichlautende Ueberzeugung, und ſo ließen wir uns denn, um nur bei einander bleiben zu können, ſeitwärts hinausſchieben, aber dies mußte auf einem gräulichen Wege geſchehen. Nicht auf ebener Bahn, ſondern über eine Maſſe lebender und todter in den Koth getretener Menſchen und Pferde kehrten wir zu dem aufgegebenen Schutzpunkt, kletternd über Pferde, Geſchütz, Trümmern und Habe aller Art, unſere Verwundeten Schritt vor Schritt bei ſolchen Hinderniſſen uns nachziehend, zurück. Hier machten wir uns lebhafte Vorwürfe über unſer tolles Unternehmen, und der Erfolg davon war das erneuete Verſprechen, zuſammen auszuharren und geduldig die Ankunft der Nacht abzuwarten, ob eine zweite Unternehmung vielleicht günſtiger ausfallen möchte; weil dann die Erſchöpfung der Zurückbleibenden den Andrang verringern auch ſeitdem eine Menge Menſchen den Strom paſſirt haben mußten. Als wir dieſen Entſchluß gefaßt hatten, ſetzten wir uns, vom heftigſten Hunger geplagt, um unſer Feuer, als wir durch eine Oeffnung unſerer

Barrikade eines Gardiſten anſichtig wurden, welcher eine Menge Zwiebacke trug. Dies erblicken und ihn beſtürmen, uns um reichlich dargebotenes Gold nur etwas davon abzulaſſen, war Eins; doch der Mann eilte, ſeinen Schatz hoch in der einen Hand haltend, raſch vorüber, und indem er unter krampfhaftem Lachen den Kopf ſchüttelte, ſchlug er, in unbewußtem Hohn, vielleicht mit ſeiner freien Hand an ſeine klingenden Taſchen, indem er rief: O voilà de l'argent messieurs!

Als wir eben traurig zu unſerm Feuer zurückkehrten, ſchrie der Oberſtlieutenant Schulz: garde à vous, garde à vous! aber noch ehe die Warnung ausgeſprochen war, ſchlug eine Granate nieder, und überdeckte uns mit Trümmern, Erde, Blut- und Fleiſchmaſſen. Als wir umher ſehen konnten, geſchah es nicht ohne neugierige Bekümmerniß, wen von uns die Kugel getroffen haben würde. Dieſelbe war in den hohlen Bauch eines unſerer Pferde geſchlagen, war darin krepirt, und ein Stück derſelben hatte darauf einem bei uns befindlichen Unteroffizier das Bein zerſchmettert! — Natürlich war der Unglückliche verloren, hier gab es keine Hülfe! — So hatte denn das Geſchick bereits

einen der Unſrigen ereilt, wie bald mochte uns übrigen das Todesloos fallen! —

Am Abend ließ das feindliche Feuer nach, wie wir es vorausgeſehen hatten, die Gährung und der Tumult unter den bedrängten Flüchtlingen legte ſich wie das Toben der erregten Wellen, ſobald die Stürme ſchweigen; unſere Hoffnung auf glücklicheren Erfolg ward dadurch wieder neu belebt. In Begleitung eines Cameraden und meines Burſchen verließ ich unſern Ruheplatz, um uns umzuſehen, und danach unſern Operationen einzurichten. Weit uns zu entfernen, wagten wir nicht, doch das Glück wollte uns wohl, denn nach einigen Kreuz- und Querzügen gelangten wir an eine Menge Wagen, deren Unterſuchung wir ſofort begannen. Die meiſten der darin befindlichen Sitzbänke waren leer, doch fanden wir endlich zu unſerer unausſprechlichen Freude zwei große geräucherte Schinken, mehrere Pfunde Chokolade und einen halben Anker Rothwein darin. Welcher Fund unter den Umſtänden, in welchen wir uns befanden! Kein Cröſus betrachtete gewiß je ſeine Schätze mit entzückterem Aug' als wir die unſrigen, und kein Schatzgräber ward je in höherem Grad in ſeinen Hoffnungen befriedigt! Alles Geld in den

nebenſtehenden Kaſſenwagen wog dieſen herrlichen Fund nicht auf! Die Fäßchen wurden entzwei geſchlagen, und nur, wenn ſie Gold enthielten, davon beigeſteckt, Silber ließ man gleichgültig auf den Boden fallen, es achtete dies Niemand! — So beſtimmen die Umſtände den Werth der Güter dieſer Welt! — Ehe wir aber unſere Goldgrube verließen, füllten auch wir, nach dem Beiſpiel unſerer Vorgänger, unſere Taſchen bis an den Rand mit dem edelen Metall, und wenn die habgierigen Plünderer ſpäter auch beinahe Alles an ſich riſſen, ſo hat mir doch das Wenige, was ich davon gerettet, das Leben gefriſtet in dem Augenblick, als die Noth und Bedürftigkeit den höchſten Grad erreicht hatte.

Beladen mit unſern Schätzen kehrten wir zu unſern harrenden Cameraden zurück, die uns mit lautem Jubel empfingen und unſer gutes Glück wie unſere Geſchicklichkeit nicht genug preiſen konnten. Wie der Soldat in der Freude der Gegenwart nur zu leicht auch die grauſeſte Vergangenheit vergißt, ſo auch hier. Unſere Feldkeſſel wurden in ſo freudiger Eil mit dem herrlichen Rothwein gefüllt, als es nur unter den gefahrloſeſten Umſtänden hätte geſchehen können, dann ließen wir die Chokolade darin zu einem dicken Brei einkochen,

und an dieſem Göttermahl erquickten ſich General wie Gemeiner mit gleichem Recht und gleichem Appetit. Mit dem Schinken jedoch wurde haushälteriſcher umgegangen, denn nachdem wir davon genoſſen, ward er eingepackt und über eines meiner Reitpferde geworfen, wie denn gleich beſchloſſen wurde, daß nur in Zeiten der höchſten Noth zu demſelben Zuflucht genommen werden ſollte! —

Mit erheitertem Geiſt und erneuertem Lebensmuth begannen wir nach dieſem ſtärkenden Mal Kriegsrath zu halten, in welchem wir verabredeten, wie wir unſere Verwundeten und uns ſelbſt hinüberbringen wollten. Dann begannen wir unſere Toilette zu machen, die ich Spaßes halber hier beſchreiben muß, da wir nach derſelben eher wandelnden Kleidermagazinen, als unſern eigenen Perſonen glichen. Ueber zwei Paar feinen Nanking-Beinkleidern folgten die reich geſtickten Paradehoſen, ſo wie die goldgeſtickte Scharlachweſte, über die wiederum unſere grünen, an den Seiten zugeknöpften und ſehr hoch hinauf gehenden Reithoſen gezogen wurden, dann die Staatsuniform mit Epaulets und Achſelſchnüren, ein Ueberrock, ein Mantel, und über dies Alles endlich ein reicher ruſſiſcher Pelz! Als wir ſo weit

gekommen waren, verließen wir auf wenige Schritte unſern Schutzort, um zu recognoſciren. — Eine tiefe Stille herrſchte nun — es mochte Mitternacht ſein — auf dem kürzlich ſo belebten Raum, auf welchem vor wenig Stunden die Hölle ſelbſt gewaltet und losgelaſſen zu ſein ſchien; jetzt ward dieſelbe nur unterbrochen von dem Geächz ſterbender oder zertretener Menſchen oder dem noch grauenvoller tönenden Geſtöhn zerſchmetterter Pferde. Oberſtlieutnant Schulz hatte ſich weiter von uns entfernt, als wir auf ein Mal ſeine Stimme hörten, wie er Jemand anrief, in deſſen Begleitung er bald darauf zu uns trat. Es war dies ein franzöſiſcher Artilleriecapitain, Namens Leroi, der zu der Zeit, als wir in Moskau ſtanden, bei ſeinem Durchmarſch durch Moſaisk einige Freundſchaftsdienſte von Schulz empfangen hatte, die nun unſere Rettung bewirken ſollten. Leroi theilte uns mit, daß er mit zwei Geſchützen zurückgeblieben ſei, bis zu dieſem Augenblick weitere Ordre erwartet habe, doch da dieſe nicht ankomme, dieſelben auf eigene Gefahr hin hinüber zu bringen verſuchen wolle. Er verſprach, unſern großen Wagen mit den Bleſſirten zwiſchen die Geſchütze zu nehmen, Lieutnant Brand, welcher ſich allein auf meinem kleinen Wa-

gen befand, ward auf den Bock des großen gesetzt, mein Bursche, ein gewandter Mensch, schaltete zwei meiner besten Pferde aus eigener Machtvollkommenheit ein und so bewegte sich der Zug vorwärts. Welche Hindernisse wir zu besiegen hatten, ehe wir die Brücke erreichten, und durch welches Labyrinth von Menschen, Trümmern und Pferden wir uns durcharbeiten mußten, kann man nach der Zeit berechnen, die wir darauf verwandten, denn als wir zugleich mit einer großen Anzahl von Flüchtlingen, aber, da die Geschütze noch bedient waren, immer beschützt von den wachthabenden Gensd'armen, bei der Brücke anlangten, war es zwei Uhr! Nur noch kurze Zeit und wir waren verloren, denn um vier Uhr ward die Brücke angezündet!

Mit welchen Gefühlen betraten wir nun dieselbe, die an dem verwichenen Tage der Schauplatz so vieler Gräuelscenen gewesen! Wie viele Unglückliche waren, als sie voll Hoffnung auf Errettung die Brücke betraten, von dem schmalen, schrankenlosen Raum hinabgedrängt worden in die eistreibenden Fluthen der Beresina. Gott sei es gedankt, uns wurde der Schmerz erspart, Zeuge und Miturheber solcher Jammerscenen zu sein, denn vergleichungsweise waren es um diese Zeit

Wenige, die übergingen, und wenn man ſich auch nach und vor unſern Geſchützen drängte, ſo geſchah es doch nicht im Uebermaß. Wir ſelbſt ſchritten ſchweigend, aber von neuer Hoffnung belebt neben unſerm Wagen her; dieſer Uebergang ſchien uns der in ein neues, wiedergeſchenktes Leben, in welchem, ſo glaubten wir, unſere Leiden ſich vermindern und eine Verbeſſerung unſerer Lage durch Willenskraft und That herbei zu führen ſein müßte!— Und wie glücklich waren wir, daß damals dieſe Hoffnung unſere Kräfte ſtählte; hätten wir eine Ahnung gehabt von den unſäglichen Leiden, Entbehrungen und Qualen, die unſerer warteten, wie ſehr wäre unſere phyſiſche und moraliſche Kraft herabgeſtimmt worden.

Meine Stellung als Mitleidender an den grauſenvollen Vorgängen an der Bereſina hat mir im Gegenſatz zu den Beobachtern und Leitern derſelben nur erlaubt, in kurzen Zügen einige Skizzen des allgemeinen Zuſtandes zu entwerfen, doch iſt darüber ſo viel und leider in nur allzugetreuen Erzählungen geſchrieben, daß es nur eine Wiederholung bekannter Thatſachen geweſen wäre, wenn ich mehr darüber hätte ſagen wollen. Anderntheils iſt es auch nur der Zweck dieſer Blätter, die Erlebniſſe des Einzelnen in dieſem großen Drama dem geneigten Leſer bekannt zu machen.

Gewiß hatte das Glück uns verbündeten Cameraden in überraſchender Weiſe vor ſo vielen Tauſenden

wohlgewollt und allerdings erblickten wir darin eine günſtige Vorbedeutung für unſer ferneres Schickſal, welches wir nun, nachdem wir den Uebergang glücklich vollbracht hatten, näher in's Auge zu faſſen begannen. In unſerer früheren Hoffnung, Minsk erreichen zu können, wo wir gefüllte Magazine und Winterquartiere erwarten konnten, getäuſcht, war jetzt unſer ganzes Streben nach Wilna gerichtet, aber der Weg dahin war weit und wir fragten uns, wie wir es möglich machen würden, unter dem gänzlichen Mangel aller Lebensmittel die 40 deutſche Meilen zurückzulegen, die uns von dieſem Ziel ſchieden. Doch Muth, Muth! Waren wir, durch ein treues Verſprechen mit einander auszuharren verbunden, doch noch bei einander, ein Troſt, der ſo vielen Unglücklichen, die an dem verwichenen Tage dieſe unglückſelige Brücke paſſirt hatten, mangelte! Das ſah man aus den troſtloſen Blicken, mit denen ſie unter den Neuankommenden umherſuchten oder Nachrichten über Verlorene unter ihnen einzuziehen ſtrebten! Wie manches Kind ſchrie hier vergebens nach der liebenden Mutter, eine ſolche nach dem geliebten Kinde, nur Jenſeits, vielleicht bald, fanden ſie einander wieder! —

Das Schickſal der Zurückgebliebenen, die, nachdem

die Brücke abgebrannt war, in Feindeshand fielen, war gleichfalls ein sehr trauriges; denn da es der russischen Armee selbst an Lebensmitteln fehlte, so mangelte es natürlich bei dem Transport einer solchen Menschenmenge am nothdürftigsten Unterhalt und nicht der vierte Theil jener Gefangenen, unter denen sich noch viele bewaffnete Regimenter befanden, erreichte je seinen Bestimmungsort. Sie erlagen dem Mangel und den Einflüssen eines barbarischen Klimas.

Wir befanden uns nun auf einem zwischen Moorgrund und Haideland fortlaufenden Damm, welcher so dicht mit Fliehenden angefüllt war, daß man, so weit das Auge reichte, nichts als ein sich fortschiebendes Chaos sah. Schritt vor Schritt bewegte sich diese Masse vorwärts, manchmal trat ein augenblickliches Stocken ein, doch hielt dies selten lange an und würde vielleicht gar nicht Statt gefunden haben, wenn wir verfolgt worden wären, was aber durch die Vernichtung der Brücke unmöglich geworden war. So schoben wir denn in dem allgemeinen Strudel immer mit fort, doch nun überfiel uns ein neuer und fürchterlicher Feind in der am Nachmittag eintretenden Kälte. Der Sturm blies scharf und schneidend, und anhaltendes Schneege-

ſtöber trieb in ganzen Wolken kleine, haarſcharfe Flok-
ken auf uns ein. Vergebens ſuchten unſere ſchon mit
Blut unterlaufenen Augen in dieſer unwirthbaren Steppe
um uns her nach einem Hauſe, nach irgend einem Schutz
gegen dieſes fürchterliche Wetter; eine troſtloſe Fläche
dehnte ſich vor uns aus, und wir waren beinahe er-
ſtarrt. Endlich, als wir den ganzen Tag unaufhörlich
gegangen waren, erweiterte ſich der Damm zu einem
öden, ſandigen Landſtrich, auf dem kümmerlich etwas
Nadelholz wuchs und wir erreichten einen kleinen Wei-
ler, deſſen Häuſer aus über einander gelegten Balken
beſtanden. Was davon noch ſtand, wurde ſogleich nie-
dergeriſſen, und unſere erſtarrten Hände zogen und
ſchleppten unter gröſter Anſtrengung einige derſelben
zu den Feuren Früherangekommener, in welcher Art
dieſelben auf jedem Ruhepunkt erhalten wurden, und
ſich ſo oft Viertelmeilenweit in einer Linie hinzo-
gen, auf beiden Seiten dicht beſetzt mit unglücklichen
Flüchtlingen.

Natürlich befand ſich in dieſen Häuſern keiner ih-
rer früheren Einwohner, dieſe hatten bei Annäherung
der Feinde ſich und ihre geringe Habe in den Wäldern
geborgen und ſo fanden ſelbſt die erſten Flüchtigen

keine Speiſe irgend einer Art. Als wir uns einigermaßen erwärmt hatten, begannen wir unſerm kleinen Vorrath verſtohlen zuzuſprechen, aber lange konnte derſelbe auch bei der haushälteriſchſten Eintheilung nicht währen, und wie ſollte es dann werden auf einem Wege von beinahe vierzig deutſchen Meilen?

Wovon ernährte ſich überhaupt nur dieſe in Flucht begriffene Menſchenmaſſe, in deren Mitte wir uns befanden? Ich weiß es nicht; denn jedes Hülfsmittel war auf dem verlaſſenen jenſeitigen Ufer geblieben, wo es, wenn Alles fehlte, doch noch Pferde zu ſchlachten und zu eſſen gab! Aber hier gab es nichts, gar nichts, und als wir am folgenden Tage bereits an unſerem Wege zahllos aufgehäufte Leichen ſahen, gab ihr Anſehen Kunde davon, mit welchem Feinde die hier Gefallenen gekämpft! Ihre hohlen eingefallenen Geſichter zeigten, daß Hunger, grimmiger Hunger ſich mit den übrigen Entbehrungen und Anſtrengungen verbündet hatte, um ſie aufzureiben. Zu Hügeln, zu Wällen aufgethürmt, lagen, wenn wir Morgens unſer Bivouak verließen, die Opfer der letzten Nacht bei einander.

In der Frühe des zweiten Tages eilten wir weiter, aber mit ſehr geſchwächten Kräften, denn der Reſt des

Schinkens hatte zu unſerm Frühſtück nur ſehr kleine Portionen abgeworfen. Der Sturm blies mit erneuter Heftigkeit, die Kälte war furchtbar und die Verzweiflung rings um uns her nicht geeignet, unſern Muth aufrecht zu erhalten. Todte und Lebende, letztere meiſt in ſtillem ſchwermüthigem Wahnſinn, niedergeſeſſen auf einen Stein oder eine Erdſcholle, mehrten ſich auf unſerm Weg, und als wir Abends ſchwach, matt und erſchöpft vor unſerm Feuer niederſanken, wurde auch unter uns Mancher hoffnungslos. Am andern Morgen, als ich mich etwas von meinen Cameraden entfernt hatte, erſpähte ich einen Mann, welcher einen großen ſtraffen Beutel trug, hinter dem ich ſo ſchnell wie möglich her war. Auf meine Frage, was in dem Sack enthalten ſei, antwortete der Menſch, daß Mehl in demſelben ſei und für reichliches Gold trat er mir die Hälfte des köſtlichen Vorraths ab. Triumphirend kehrte ich damit zu meinen verſchmachteten Cameraden zurück, die Ausſicht auf ein ſo erquickliches Frühſtück ſtählte Aller Kräfte, und ſchnell ward unſer Feldkeſſel mit Schnee gefüllt, um Suppe darin zu kochen. Eine Patrone diente als Würze, und heißhungrig, wie wir waren, fielen wir, ſobald ſie fertig war, über dieſelbe her; doch wie ward

uns, als wir darin eine Menge jener ekelhaften Würmer entdeckten, wie ſie ſich öfter in altem Mehl finden. Oberſtlieutenant Schulz vermochte zwar noch über unſere Suppe zu ſcherzen, indem er ſie Seelenkleiſter taufte, und als das einzige Mittel empfahl, Leib und Seele fein verträglich bei einander zu erhalten; aber obwohl Keiner den ihm dargebotenen Theil verſchmähte, ſo konnte man doch nur mit ungeheurer Ueberwindung dieſe Suppe und ihre ekelhafte Beimiſchung hinunterbringen.

Unſere Pferde, die noch immer fortſchritten, nährten wir theilweiſe von wenigem Dachſtroh, oder es fanden ſich hier und dort auf den am Wege befindlichen Wieſen Heuſchober, aus denen wir uns verſorgten. Man wird, wenn ich von unſerm gräßlichen Mangel erzähle, vielleicht den Einwurf machen, daß wir eins dieſer Thiere zu unſerm Unterhalt ſchlachten konnten, aber erſtens hätten wir dann unſere Bleſſirten nicht fortgebracht, und dann rückten wir von Station zu Station Wilna näher, wo, wie es hieß, wir uns ſtellen und ſammeln würden, und für dieſen Fall mußten, um dann gleich dienſtfähig zu ſein, die Mittel dazu bis auf den äußerſten Punkt geſchont werden.

Als wir an dieſem Tage unſer Bivouak erreichten, lieferte dieſes ein ſchon durchaus verändertes Bild. Das Elend, der Mangel, die Erſchöpfung hatten in furchtbarem Grade zugenommen. Tauſende der Ankömmlinge taumelten am Feuer nieder, verſuchten mit kraftloſen Händen daſſelbe zu erweitern und ſanken bald darauf, die Fruchtloſigkeit ihrer Anſtrengungen erkennend, auf das eiſige Feld zum Todesſchlafe nieder. Dazwiſchen tönten Flüche, Verwünſchungen, laute Klagen um theure Anverwandte, und namentlich hörte man die jungen Soldaten oft in Ausdrücken des tiefſten Schmerzes um ihre daheim gebliebenen Mütter jammern. Einige, die zu ihrem Feuer kein trockenes Holz mehr fanden, ſuchten von den Bäumen die grünen Zacken abzubrechen, doch meiſt vergebens. — Ihre kraftloſen Hände glitten an den glatten Rinden ab, ſie ſanken dabei nieder und wer einmal fiel, ſtand, wenn nicht von Freundeshand erhoben, nicht wieder auf. — Ein alter Mann mit ſchneeweißem Haar, gebückt, kraftlos, in einen großen Mantel gehüllt, trat an die Feuer der Soldaten. Mit bittender Geberde wandte er ſich an dieſe: „pour l'amour de Dieu, une petite place au feu.“ — „„Va t'en au diable.““ — „Mais je suis général!“ — „Il n'y a plus de général!

war die Antwort — „„nous sommes touts généreaux.““

So ſchrecklich nun die Flüche und Verwünſchungen waren, die von allen Seiten uns umtönten, nichts glich dem Eindruck, den das Leiden derjenigen auf uns machte, deren Verſtand, die übermenſchlichen Entbehrungen und die nun ſtündlich ſich ſteigernde Kälte zerſtört hatten. Einige ſtürzten ſich unter gräulichem Lachen in die praſſelnden Feuer, Andere fluchten Gott und den Menſchen, während ſie die Köpfe an den Baumſtämmen zerſchellten, und wieder Andere ſangen mit ſchmerzlichem wahnſinnigen Lächeln in den blaſſen hohläugigen Todtengeſichtern die Lieder ihrer Heimath; oder ſie ſaßen am Wege und weinten, weinten mit all der ſchmerzlichen Inbrunſt, mit der Kinder es zu thun pflegen, und mit dem lebhaften heftigen Schluchzen jenes Lebensalters. —

Am vierten Tage, als wir kaum vor Hunger uns weiter zu ſchleppen vermochten, gelangten wir, ich weiß nicht mehr durch welchen glücklichen Zufall, während des Marſches zu einem großen Stück rohen Fleiſches, welches wir bei unſerm Feuer zu kochen verſuchten, aber inzwiſchen war der Hunger ſo groß, daß wir ein Stück

deſſelben am Feuer aufthauten, kleine Theile davon abſchnitten, und mit etwas Schießpulver beſtreut, roh verſchlangen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. November hatte der Uebergang über die Bereſina Statt gefunden, und am fünften Dezember erreichten wir in der Gegend von Malodeczno einen bewohnteren Landſtrich; wenn auch hier keine Lebensmittel zu finden waren, ſo gab es doch in Häuſern und Schuppen oder hinter denſelben vor dem ſtürmenden Wind geſicherte Lagerſtätten. Oft waren die Häuſer ſo gedrängt voll, daß der Vorflur und jeder Raum von Flüchtlingen beſetzt war; doch hatten wir hier einmal das Glück, die Zuerſtangekommenenen in eine der Hütten zu ſein, in welcher wir es uns alsbald bequem machten, und zum Schlummer niederlegten. Als es ungefähr zwei Uhr ſein mochte, erwachte ich wieder, und indem ich Brand und meinen Burſchen weckte, ſtrieb ich zum Wiederaufbruch. Alle Cameraden waren dazu bereit, nur der Lieutenant Schrader und der Lieutenant Röhler fühlten ſich zu behaglich in der ſeltenen Wärme und wollten nicht fort. Der ganze Weiler ſtand bei unſerem Weggang, wie wir das immer gewohnt waren, in Flammen, doch entdeckten

wir, nachdem wir eine Strecke entfernt waren, daß auch unſere Nachtherberge, von dem Feuer ergriffen, bereits hell aufloderte. Nach weiteren hundert Schritten ſahen wir den Lieutenant Schrader athemlos herankommen, der uns berichtete, daß das Feuer auf dem Vorflur zuerſt ausgebrochen ſei, Niemand durch die Thür ſich habe retten können, und daß er ſelbſt ſich nur mit genauer Noth durch ein kleines Fenſterchen gequetſcht habe, die Uebrigen aber, unter ihnen unſer Köhler, rettungslos umgekommen ſeien.

In Maledeczynow befand ſich das Kaiſerliche Hauptquartier, und der geringe Reſt der Garden; hier erließ Napoleon das berühmte neun und zwanzigſte Bülletin, in welchem er erklärte, daß die groſſe Armee nicht mehr exiſtire, welches ich, da es mir im Gedächtniß lebt, als wenn ich es heute geleſen, mittheilen würde, wenn ich nicht vorausſetzen könnte, daß es dem größten Theil meiner Leſer ſo bekannt wäre, wie mir ſelber. Dort erfuhren wir aber auch mit Gewißheit, daß Wilna von unſern Truppen beſetzt ſei, und daß ſich dort gefüllte Magazine befänden, eine Nachricht, die nun ſo nahe am Ziel, unſere Kräfte von Neuem belebte und anſpornte. Nun ward beſchloſſen, ſo raſch wie möglich,

ohne Raſt und Aufenthalt dieſem Ort zuzuſtreben, denn wir ſelbſt ſehnten uns, denſelben als den Endpunkt ſo vieler Strapazen, zu erreichen und für unſere Verwundeten ward beſſere Verpflegung die ſchreiendſte Nothwendigkeit. So eilten wir, ſo ſchnell es gehen wollte, vorwärts, doch als wir nach Smargonie kamen, traf uns hier eine neue niederſchlagende Kunde. Unter lauten Flüchen über ſeine Treuloſigkeit theilten uns die Garden mit, daß in der verwichenen Nacht Napoleon ſie heimlich verlaſſen habe und das Commando dem König von Neapel übertragen hätte. Allerdings ſanken mit dieſer Entfernung die Erwartungen der Zurückbleibenden um ein Bedeutendes, denn ſie bewies, wie hoffnungslos die Sache ſei, die hier aufgegeben ward. Von nun an hieß es: sauve qui peut, was noch beiſammen geweſen, lief auseinander; jetzt waren nur noch ferne Länder das weitere Ziel!

Wir erlangten an dieſem Ort, ich weiß wieder nicht mehr durch wen, ein großes Brod, welches wir, da es zu Stein gefroren war, mit Aexten zerſchlugen, und die uns zugefallene Portion theilend, die Hälfte verzehrten, die andere Hälfte für den kommenden Tag in unſere Czakos verwahrten, wo es einſtweilen aufthaute.

In der Nacht vom ſiebenten zum achten waren wir bis um neun Uhr Abends umhergeirrt, ohne ein Feuer oder Obdach finden zu können, doch gelangten wir um dieſe Zeit an einen großen vereinſamten Kretſcham, in den wir eintraten. Mit unendlicher Mühe und nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es uns, einiges Holzwerk abzubrechen, um davon, wie immer, innerhalb des öden Hauſes, d. h. auf bloßer Diele, Feuer anzumachen, aber bei dieſem Werk konnten wir ſchon von unſern erfrornen Händen die Haut der Fingerkuppen wie Handſchuhe abziehen, und kaum ſchlug die Flamme in die Höhe, ſo füllte ſich der Raum um uns her dergeſtalt mit Flüchtlingen, daß wir, eingeengt wie wir waren, zum erſten Mal unſere Verwundeten nicht an das Feuer bringen konnten; ſie mußten in der fürchterlichen Winternacht draußen ausharren! Kaum war es uns gelungen, uns Luft zu machen, ſo brachen wir wieder auf, als es kurz nach Mitternacht ſein mochte, doch als nun das Terrain hügelichter wurde, zeigte es ſich zu unſerm größten Schrecken, daß die Pferde nicht mehr weiter konnten. Ein kurzer Aufenthalt, und darauf neue Verſuche, ſie zum Fortgehen anzutreiben, zeigte ſich fruchtlos, und ſo wurde denn be-

ſchloſſen, daß zwei von uns vorangehen ſollten, um wo möglich Hülfe zu ſchaffen. Oberſt Pfuhl und ich wurden dazu ausgewählt. Wir verſprachen, unſer Möglichſtes zu thun, ſagten unſern Freunden Lebewohl und zogen von dannen. Ich ließ bei ihnen mein Hab und Gut, ausgenommen eine wohlgefüllte Geldkatze um den Leib und meine oben beſchriebenen Kleidungsſtücken auf demſelben, ich empfahl meinem Burſchen die Sorge für meine ſo lange gehegten, jedem Cavalleriſten ſo werthen Pferde, — aber ich habe weder Freunde, noch Bagage noch meine Pferde je wieder geſehen! —

Alle unſere Bemühungen, Hülfe herbei zu ſchaffen blieben, wie man ſich denken kann, erfolglos; die Gegend ſelbſt war eine Einöde, und bald geriethen wir wieder in einen Strom von Flüchtlingen, die uns unaufhaltſam mit ſich fortriſſen, und die auch, wenn wir ſie um Beiſtand angeſprochen hätten, denſelben nicht zu leiſten vermochten. Gegen ſechs Uhr Morgens kamen wir endlich bei den vor Wilna aufgeſtellten Vorpoſten an; hier nahm das Gedränge in ſinnverwirrender Weiſe zu, dazu war ich nun an dem Punkt tödtlicher Ermattung angelangt, in welcher mir Gedanken und Ueberlegung zu ſchwinden begannen, und hier verlor ich

meinen letzten Cameraden, den mir das Schickſal gelaſſen hatte, den Oberſten Phul, von meiner Seite. Ich fragte nach dem Billetamt und dem Magazin. — Beide waren ſo umlagert, daß an kein Ankommen zu denken war, doch traf ich, als ich das erſtere verließ, einen jüdiſchen Faktor, durch den man, wie mir bekannt war, hier allein etwas ausrichten konnte. Mit der letzten Kraftanſtrengung forderte ich denſelben auf, mich in eine warme Stube zu bringen, indem ich ihm reichliche Belohnung zuſicherte. Der Mann war glücklicherweiſe augenblicklich dazu bereit; er brachte mich zu einer Frau in ein wohlgeheiztes Zimmer, ich verſchlang einige Speiſe, beſtellte den Juden auf den Nachmittag wieder, und fiel augenblicklich in einen ſo feſten Schlaf, daß ich nur mit Mühe um vier Uhr, wo der Mann wirklich zurückkam, erweckt werden konnte. Ich fragte den Juden, ob wir hier ſicher wären, worauf er mir antwortete, daß dies durchaus nicht der Fall ſei, daß man ſchon Koſacken geſehen habe, die ſich der Stadt näherten und dieſe fülle ſich jeden Augenblick mehr mit wehrloſen Flüchtlingen. Ich war ſo müde, daß ich für jetzt noch nichts Weiteres beſtimmen konnte, halb im Traume verzehrte ich einige warme Speiſe, gab dem Juden den

Auftrag, mir für den kommenden Morgen um 6 Uhr ein Brod und eine Flasche Rum zu bringen, und schlief sogleich wieder ein. Ziemlich gestärkt erwachte ich am andern Morgen, und fand den Juden schon meiner wartend, der zwar meine Bestellung ausgeführt, sonst aber wenig trostreiche Nachrichten brachte. Er sagte mir, daß in den Straßen, die zu den verschiedenen Thoren führten, ein solches Gedränge herrsche, daß an kein Durchkommen zu denken sei, daß er aber doch versuchen wollte, mich auf ihm bekannten Seitenwegen, wo möglich bis vor die Stadt zu bringen. Schnell war ich gerüstet, durch mein Brod ward ein Schnur gezogen, der Rum fand in einer Tasche meines Rockes Platz, und so zog ich nach reichlicher Belohnung meiner Wirthin von dannen. Wie der Faktor es versprochen hatte, geschah es. Eine kleine Weile trieben wir mit dem großen Strom fort, dann wandten wir uns links, und gelangten durch ein kleines Seitenpförtchen auf das freie Feld. Hier blies der Wind so scharf, und die Kälte war auf eine so fürchterliche Höhe gestiegen, daß mir, besonders nach dem Aufenthalt in der warmen Stube, der Athem versetzte, doch ging es immer wacker vorwärts, bis wir wieder auf die große Straße kamen, wo ich meinen

braven Juden ſehr zu ſeiner Zufriedenheit ablohnte, mich dabei aber wohl hütete, ihm meinen großen Schatz ſehen zu laſſen, denn Hunderte und Tauſende ſind bei ſolchen Gelegenheiten erſchlagen und beraubt worden. Bei meinem Austritt aus dem Quartier hatte ich ſchon Klein-Gewehr-Feuer und den Donner des Geſchützes gehört, die Gefahr war nahe, Eile alſo nöthig. Auf der Straße, ganz in der Nähe der Stadt, fand ich unſer viertes weſtphäliſches Infanterie-Regiment im Carrée ſtehend, welches, da es zum St. Cyr'ſchen Corps gehörte, die Bereſina nicht paſſiert hatte, und alſo noch vollſtändig war. Ich verweilte nur kuze Zeit bei demſelben, um einen bekannten Offizier, den Hauptmann von C....., zu ſprechen, nicht ahnend, daß mein Schickſal ſo bald nachher auf das engſte mit dem ſeinen verknüpft werden ſollte. Die Straße war außerdem beinahe leer, denn die Flüchtlinge, als ſie bei dem Austritt aus der Stadt die ruſſiſchen Geſchütze auf den unſernen Höhen erblickten und den Donner derſelben hörten, ſtutzten und wußten nicht, welche Parthie ſie ergreifen ſollten. Ich beſann mich aber nicht lange und eilte vorwärts, mit ſchwerem Herzen an das Schickſal meiner zurückgebliebenen Cameraden denkend. Da er-

blickte ich, als ich ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war, einen kleinen Schlitten mit einem erbärmlichen Pferde bespannt, auf das der nebenhergebende Kutscher unbarmherzig losschlug; daß eine andere Person im Schlitten lag, bemerkte ich gleichfalls. Dann und wann pfiff eine Kugel über den Weg, wonach ich jedes Mal ein vermehrtes Losschlagen des Schlittenführers auf den ermüdeten Gaul gewahrte, der kaum noch fort konnte. Bald hatte ich den Schlitten eingeholt, und wer malt meine Ueberraschung, als ich in dem unbarmherzigen Rosseslenker meinen treuen Burschen erkannte und in dem Herrn des Schlittens meinen armen Brand. Ein Schrei der Ueberraschung und der Freude tönte zu gleicher Zeit aus Aller Mund; Brand weinte wie ein Kind und schöpfte neue Hoffnung aus diesem glücklichen Wiederfinden. Da Beide noch gar nichts genossen hatten, eilte ich ihnen von meinem Brod und dem zu mir gesteckten Rum mitzutheilen, was Beiden neues Leben in die Adern goß. Meine erste Frage war nun nach meinen Cameraden, und ich erfuhr, daß sie noch eine geraume Zeit versucht hatten, das Fuhrwerk fortzuschaffen, doch waren sie endlich, als sie bei einer Brandstätte angelangt waren, wo sie etwas Schutz

gegen die fürchterliche Kälte fanden, genöthigt geweſen, den letzten Verſuch dazu aufzugeben. Mittlerweile hatte mein Burſche den kleinen Schlitten mit dem abgetriebenen Pferd angeſchafft, auf welchem er Brand, als einen näher zu mir gehörigen Capitain, gepackt, und die Andern verlaſſen hatte, in der Hoffnung mich wieder aufzufinden. Durch Wilna hindurchzukommen war ihm trotz aller Anſtrengungen nicht gelungen, ſondern er hatte die ganze vergangene Nacht damit zugebracht, auf Seitenwegen die große Straße zu erreichen, auf welcher ich die Armen, in möglichſter Eil vor den feindlichen Kugeln fliehend, wieder fand. Die Mehrzahl der von Moskau Kommenden war zwar in Wilna geblieben und dort, theils gefangen genommen, theils in Folge übermenſchlicher Anſtrengungen geſtorben, doch war, als wir aus dem Bereich des feidlichen Feuers gelangt waren, unſere Straße wieder gedrängt voll Flüchtlingen, und dies mehrte ſich ſpäter ſo, daß, an eine Anhöhe gelangend, unſer Weg durch Lebende, Todte, Trümmer, Equipagen und Hinderniſſe aller Art verſperrt war, und wir mit unſerm Schlitten nicht weiter konnten. Wir ſahen uns alſo genöthigt, unſer Pferd auszuſpannen, legten auf daſſelbe eine Menge Decken und oben drüber die

gerettete Parade-Chabracke Brandt's, als bequemen Sitz für unſern Verwundeten, um ſo, unſern Gaul am Zügel führend, dies Chaos zu durchſchreiten.

Als uns dies gelungen war, und der Weg wieder freier wurde, ſuchten wir aus dem großen Magazin um und neben uns einen andern Schlitten, ſpannten unſer abgetriebenes Pferd wieder ein, und eilten weiter. Wir glaubten ſicher zu ſein, wenn wir erſt den Niemen überſchritten hätten, und darum ſtrebten wir, Kowno zu erreichen, welches uns auch nach dreien Tagen gelang. Jedoch fanden wir die Stadt auf der Seite gegen Wilna hin verpalliſadirt, das Gedränge vor den Thoren war fürchterlich, ſo daß ich mir durchaus keine Hoffnung machen durfte, hinein zu kommen. Abermals getäuſcht in meinen Erwartungen, entſchloß ich mich kurz und bog von der Straße ab, um über den Niemen zu fahren, was ſich ganz gut bewerkſtelligen ließ. Als wir jenſeits der Stadt die große Straße wieder erreicht hatten, umfing uns abermals dichtes Gedränge, doch führte mich mein gutes Geſchick in die Nähe eines Soldaten, welcher einen großen Feldkeſſel voll Rum trug. Unbemerkt ſchlich ich hinter ihm her, nahm meinen ſilbernen Becher hervor, und ſenkte ihn

vorſichtig in das duftende Getränk. Der erſte Raub ward mir zu Theil, dann wiederholte ich mein Experiment für Brand und endlich für meinen Burſchen, doch bei dem letzten Eingriff in meines Nachbars Eigenthum bemerkte dieſer den ungebetenen Gaſt, und wandte ſich mit geballter Fauſt wüthend gegen mich um. Einige Napoleons beſchwichtigten ihn zwar hinſichtlich des Geſchehenen, doch wollte er ſich ſelbſt durch neue Geldanerbietungen nicht dazu verſtehen, mich noch einen Becher ſchöpfen zu laſſen.

Jenſeits Kowno erheben ſich die Ufer zu einer bedeutenden Höhe und wir hatten daſelbſt einen ſehr tiefen Hohlweg zu paſſiren, in welchem unter umgeſtürztem Fuhrwerk aller Art auch eine Menge Kaſſenwagen lagen, und dieſes Defilee ward von einigen franzöſiſchen Kanonen beherrſcht, die noch bedient waren. Einige Juden aus Kowno hatten von dieſem Schatz, wie die Raben von ferner Beute, Nachricht bekommen, und ein ganzer Rudel derſelben war plündernd über den reichen Inhalt der umgeſtürzten Geldwagen her, welche ſie mit gieriger Hand durchwühlten. Plötzlich ſchlugen einige Kanonenkugeln in den dichteſten Haufen und augenblicklich ergriffen die Juden ſo ſchnelle Flucht, daß Einer

über den Andern fiel und ſie ihr Geweimer weithin erſchallen ließen. Als wir uns jedoch eine Strecke von ihnen entfernt hatten, ſahen wir noch einmal zurück, wo wir denn bereits Einige der Beherzteſten wieder in voller Schatzheberei ſahen, denen nach und nach die Uebrigen erſt langſam, dann aber doch nachfolgten, — ſo ſehr überwog Goldgier ihre Todesfurcht!

Die Kälte drang ſo fürchterlich auf uns ein, daß wir anfingen gänzlich zu erſtarren; Brand's Bein war vermöge des genoſſenen Brantweins dick geſchwollen, ihm die Ruhe alſo dringend nöthig und das arme Pferd konnte nur noch langſam fort. Obgleich wir an dieſem Tag nur erſt eine kleine Tour gemacht hatten, kehrten wir doch bei dem erſten Hauſe am Wege ein, ließen den Schlitten vor der Thür ſtehen und eilten gefühllos, wie wir in unſerer Erſtarrung waren, der Stube zu, ohne uns um Nahrung oder Unterkommen für unſer armes Thier zu bekümmern. Brand wurde in die Nähe des geheizten Ofens hingelegt, wir andere Beiden duckten uns neben ihm und träumten ſo ungefähr bis Mitternacht. Nun, da ich mich etwas erholt hatte, trat ich vor die Thür, um nach meinem Fuhrwerk zu ſehen, aber — weg war Schlitten und Pferd, was mich hin-

sichtlich meines kranken Cameraden in nicht geringe Verlegenheit setzte. Ohne diesem etwas von unserem Verlust merken zu lassen, rief ich meinen Burschen, theilte ihm unser Unglück mit, und fragte, was nun zu thun sei? — „Ick war 'n andern söcken" war die trostreiche Antwort des ehrlichen Westphalen, — und wirklich, als ich nach kurzer Zeit neben Brand meine Vorbereitungen zur Weiterreise traf, erschien der treue Kerl auf einen Augenblick in der Thür, nickte mit dem Kopfe und winkte zu kommen. Als wir das Haus verließen, fanden wir vor demselben einen fertig stehenden Schlitten, besser als den verlorenen, Brand wurde hineingepackt und merkte erst jetzt, daß es nicht unser früherer war. Rasch ging es von dannen, um so rascher, als wir Einsprache des rechtmäßigen Besitzers fürchten mußten. Als wir fast den ganzen Tag fortgeeilt waren, ohne das Geringste für unsere Nahrung gefunden zu haben, und sehr ermüdet von dem immerwährenden Laufen, gelangten wir in einen Nebenweg, auf welchem sich eine frische Schlittenspur zeigte. Ich sagte Brand, daß ich entschlossen sei, von der großen Straße abzubiegen, es komme, wie es wolle, und daß ich auf diesem Nebenweg einlenken und unser Glück weiter versuchen wolle. Ge-

ſagt, gethan! Nach kurzer Zeit ſahen wir in einiger Entfernung aus dem Schornſtein eines einſamen Gehöfts einen dünnen Rauch aufſteigen, den wir mit unbeſchreiblicher Freude begrüßten; doch bemerkten wir, daß bei unſerer Annäherung die Bewohner des Hauſes in eiliger Flucht dem unſernen Walde zueilten. Wir ließen uns dies jedoch nicht weiter anfechten, ſondern nahmen von den bequemen warmen Stuben Beſitz. Hier fanden wir in dem großen Backofen, wie er in ruſſiſchen Bauerſtuben zu vielfachen Zwecken ſich vorfindet, eine Menge gebratener oder eigentlich gebackener Kartoffeln, denen wir mit Haut und Haar im erſten Hungertriebe zuſprachen, unſere Brodbeutel damit füllten, dem Pferde Heu vorwarfen und auch unſere Schlitten damit anfüllten, ſo daß Brand förmlich darin eingepackt war. Obgleich wir nur zu gerne auf dem prächtigen warmen Ofen ausgeruhet hätten, konnten wir dies dennoch nicht wagen, weil wir die Rückkehr unſerer unfreiwilligen Wirthsleute von Stunde zu Stunde erwarten konnten, und, wie wir fürchten mußten, mit herbeigeholter Verſtärkung, um uns zu vernichten. Wir beſchloſſen alſo, auf der weiterführenden Spur fortzufahren, und hatten auch das Glück, daß wir, nachdem wir ohngefähr eine

Meile weit gekommen waren, an einen einsam gelegenen Kretscham gelangten, dessen Besitzer, wie gewöhnlich ein Jude, uns freundlich aufnahm. Ich hatte aus meinen früheren Zügen durch Polen mich mit dem Kauderwälsch der Kinder Israels wohl bekannt gemacht, und mir dadurch schon immer ihre Freundschaft erworben; auch hier leistete mir dieser Umstand die ersprießlichsten Dienste. Der Jude war die Gefälligkeit selbst, und war ganz entzückt über meine ungewöhnlichen Kenntnisse. Meine erste Frage an den Ballebos war, ob zu essen vorhanden wäre, worauf er freundlich nickend die kurze aber befriedigende Antwort gab: „Is." Dieser folgte die nach Brantwein, worauf dieselbe zufriedenstellende Antwort folgte und gleich darauf der Beweis. Hier pflegten wir uns denn einige Stunden aufs Köstlichste; unser Pferd war gleichfalls gut versorgt, wie ich, da ich zu bequem war, um selbst nachzusehen, durch ein kurzes Gespräch erfuhr. Ich fragte nämlich unsern geschäftigen Juden nach dem Befinden unseres armen Rosses, worauf er kurz aber genüglich die Antwort ertheilte: „es ißt!" — Gleich darauf hörte ich die Mamme nach dem Bocher (Knaben) fragen, worauf der Tate in

der üblichen Redeweiſe erwiderte: „wo ſoll er denn ſein, er ſitzt in der Kammer und frißt!“

Ich erkundigte mich nun bei dem Juden nach der einzuſchlagenden Straße, die er mir zwar beſchrieb, doch gleich darauf hinzuſetzte, daß es unmöglich wäre, dieſelbe ohne Wegweiſer aufzufinden; ich bat ihn, einen Boten herbeizuſchaffen, was er auch verſprach und deshalb ausging, einen ſolchen zu ſuchen. Aber nach Verlauf einer Stunde kehrte er zurück, zuckte die Achſeln und ſagte: „die Kerls — ihre gewöhnliche Benennung der Bauern — wollen nicht!“ — Ich bat, ihn noch einmal das Mögliche zu verſuchen, und endlich, es mochte gegen 2 Uhr Nachts ſein, kehrte er zurück und ſagte mir, daß ſich einer der Kerls willig gefunden habe, uns zu begleiten. Nun machte ich mich in aller Stille an die Unterſuchung meiner Waffen: ich ſelbſt nahm eine Büchſe wohlgeladen zu mir, und mein Burſche war mit einem blanken, ſcharfgeſchliffenen Hirſchfänger verſehen. Dieſe Vorſichtsmaaßregeln wird man nicht unnöthig finden, wenn man bedenkt, daß unſere einſame Straße durch dicke Wälder führte, in denen wir leicht überfallen oder durch einen treuloſen Boten in einen Hinterhalt gelockt werden konnten. Doch Gott Lob! unſere Be-

fürchtungen erwieſen ſich als ungegründet; wir legten, obwohl mit Hinderniſſen und immer tödtlicher Kälte kämpfend, glücklich unſern Weg nach Mariempol zurück, wo wir Mittags gegen zwei Uhr eintrafen. Unſer Bote ward bezahlt und wir begaben uns in ein Wirthshaus, in welchem wir zwar kaum ein Unterkommen fanden, aber doch Lebensmittel die Fülle. Hier gelang es mir nur mit Noth und Mühe, meinen verwundeten Gefährten fortzubekommen; er bat mich flehentlich, länger zu verweilen, doch die Ausſicht, bald die preußiſche Gränze zu erreichen, ließ mich nicht raſten noch ruhen, und ſo ging es denn in der Nacht um zwei Uhr wieder fort. Den folgenden Tag kamen wir jedoch nur bis Ludewinowe, wo wir, unerhörte Herrlichkeit, eine Streu fanden, die uns ſo lockend war, daß wir zum erſtenmal unſere Oberkleider, die ſchweren Geldkatzen und unſere Cartouſchen u. ſ. w. ablegten, um uns der Ruhe einmal ſo recht aus dem Grunde pflegen zu können. Gegen zwei Uhr wachte ich zwar wieder auf und machte Lärm, aber weder der Wirth noch Brand waren zu erwecken, mir ſelbſt gefiel die Wärme über die Maßen wohl, und ſo ſank ich denn bei meinen vergeblichen Anſtrengungen auf meine Streu zurück und bald darauf in Schlaf.

Aus dieſem weckte mich plötzlich ein ſcharfer Zugwind, der bei der Hitze des Zimmers um ſo empfindlicher auf mich eindrang. Durch die offenſtehende Thür bemerkte ich ein Hin- und Herrennen, doch als ich eben ſchlaftrunken aufſprang, um nach der Urſache des Lärmens zu ſehen, drangen ſchon eine Menge ruſſiſcher Soldaten in unſer Zimmer, theils Koſacken, theils Huſaren, alle wohl bewaffnet! Bald waren wir umringt, jeder Widerſtand vergebens, alle bisherigen Anſtrengungen, dieſem gefürchteten Schickſal zu entgehen, alſo umſonſt geweſen! Einer der Soldaten packte mich bei der Bruſt, ich ſtieß ihn zurück, doch ein anderer langte nach meiner glänzenden Cartouche, ein dritter nach meinem Schatz! Auf dieſen Kerl ſtürzte ich augenblicklich los, um ihm mein Eigenthum, von dem vielleicht meine ganze Zukunft abhing, zu entreißen; aber der Koſack zog ſeinen Säbel, ich ſah die Fruchtloſigkeit meines Widerſtandes ein und überließ ihm, wie ich es nicht ändern konnte, meine ſchöne Geldkatze. Mit einem ſcharfen Meſſer ſchlitzte er dieſelbe auf, und als er ſie ganz mit doppelten Napoleon's gefüllt ſah, verzog ſich ſein Geſicht zu einem fratzenhaften Grinſen, dann klopfte er mir auf die Schulter mit einem oft wiederholten „caraſchall, caraſchall,“

und ſo ſchnell er es vermochte, verließ er die Stube, warf ſich auf's Pferd und war verſchwunden. Meinen Pelz hatte mir das Geſindel gleicherweiſe geraubt, doch war ich im Beſitz meiner übrigen Kleidungsſtücke und meines Mantels geblieben und in meiner Reithoſe barg ich noch einen Schatz, der der erſten ſchnellen Plünderung entgangen war; in meinem Geldbeutel nämlich befanden ſich 5 doppelte Napoleons, ein Dukaten und einiges Silbergeld, und dieſes zu retten war mein einziger Gedanke! Sobald ich entſchlüpfen konnte, eilte ich in den Stall, und verbarg das Geld, in etwas Papier eingewickelt, hinter einem Stein an der Krippe, worauf ich in die Gaſtſtube zurückkehrte. Hier ſuchten und fühlten Neuangekommene an mir herum, um Uhren und Kleinodien zu erhaſchen, doch hatte ich die meinige, eine goldene Repitiruhr, unterwegs verloren, weswegen mir Brand ſeine einfache ſilberne gegeben hatte, die ich zwar nun bei mir trug, aber ſo gut verſteckt hatte, daß die Schufte ſie nicht fanden. Wir wurden nun in ein anderes Haus transportirt, wo ſich ſchon mehrere Gefangene befanden, doch wußte ich mich, ehe wir abgeführt wurden, noch meines verborgenen Schatzes zu bemächtigen, den ich in der feſtgeſchloſſenen

linken Hand verwahrte. An unſerm neuen Aufenthaltsort fanden wir einen Unteroffizier der Huſaren, welcher ſich ſehr anſtändig erwies, uns Branntwein und warme Speiſen bringen ließ, dabei aber immer unſere Fingerringe betrachtete, die er indeſſen nicht forderte. Da ich dies bemerkte, forderte ich Brand auf, ihm die ſeinigen, wie ich es auch thun würde, als freiwilliges Opfer darzubieten, indem wir uns wohl kaum die Hoffnung machen konnten, dieſelben zu behalten. Ein mehrmaliges: „caraſcholl" war unſer Dank, ſo wie eine vermehrte Aufmerkſamkeit auf unſere Bedürfniſſe. Wir glaubten nun jeden Augenblick transportirt zu werden, doch zu unſerer Verwunderung ritten ſämmtliche Soldaten weg, und bald darauf erfuhren wir, daß die ganze Gegend frei von Koſacken ſei. Nun hieß es abermals ſich auf die Behendigkeit unſerer Füſte machen, wir ſchoben los, aber wir waren jetzt nicht mehr ſo glücklich, einen Schlitten zu haben, weshalb wir Brand in die Mitte nahmen und ihn ſo trotz ſeiner ſchrecklichſten Schmerzen mit fortſchleppten. Sobald ich mich jedoch nur etwas von meinen beiden Gefährten entfernte, glaubte der Verwundete, ich wolle ſie verlaſſen und ſchrie und jammerte hinter mir her, ſo daß mir endlich der Geduldfaden riß

und ich ihn zu allen T..... wünſchte. Nun begann er nur noch mehr zu klagen, als er mich verdrießlich ſah, aber man kann ſich denken, wie dies ewige Rufen hinter mir her mich erboste und meine Bemühungen, einen Zufluchtsort zu entdecken, hinderten. Endlich kamen wir zu einem Bauern, der halb deutſch, halb polniſch ſprach, welcher uns ſehr wohl aufnahm, als ich ihm für die Erlaubniß zur Theilnahme an einem fertig gewordenen Gericht von Milch und Kartoffeln Bezahlung anbot; wir erholten uns hier abermals von unſerer Erſtarrung, doch plötzlich ſtürmten die Kinder in die Stube und verkündeten, daß die ganze Gegend von Koſacken wimmele. Dieſen folgten bald erwachſene Perſonen, die die tröſtliche Nachricht brachten, daß ein wahres Treibjagen auf die Franzoſen veranſtaltet ſei, und daß die Ruſſen geſchworen hätten, Demjenigen das Haus über den Kopf anzuzünden, welcher einen der Feinde verbergen würde. Umſonſt bat ich den Bauern, mir zu erlauben, daß ich mich auf dem Heuboden verkriechen dürfe, doch die Frau jammerte und ſchrie ſo viel über das Unglück, das ich über ſie bringen würde, daß der Mann ſtandhaft bei ſeiner Weigerung blieb. Ich erklärte ihm, daß ich zu gehen bereit ſei, doch würde er

wohl meines Cameraden ſich erbarmen, welcher, wie er wohl ſähe, nicht mehr fortkomme. Lieutenant Brandt war noch ſehr jung, das rührte das ländliche Ehepaar; der Bauer entſchloß ſich, ihn mittelſt eines ruſſiſchen Schafpelzes zu metamorphoſiren, man wollte ihn bei etwaiger Nachfrage als einen Angehörigen vorſtellen. Der Glückliche ward in eine Ecke am Ofen poſtirt, ich ließ ihm einen von meinen doppelten Napoleons und zog von dannen, dem Kretſcham zu, wo ſich die Gefangenen ſammeln ſollten. Von hier aus wurden wir ſogleich nach Ludwinowe zurück transportirt, doch kam ich nicht wieder in den alten, mir ſo unheilvollen Kretſcham, ſondern in ein anderes Judenhaus, in welchem ich ſofort auf den Ofen retirirte und mich dort in eine Ecke drückte. Gegen Morgen empfand ich heftigen Hunger, weshalb ich von meinem Olymp herabkroch und dem Kämmerchen zueilte, in welchem der Jude ſeinen Schank hatte. Ich zog die Thür hinter mir zu und mich dem Kerl nähernd, forderte ich zu eſſen. „As der Herr wird bezahlen Geld, wird der Herr kriegen zu eſſen.“ — Ich erwiderte ihm, daß ich zwar kein Geld, aber wohl Geldeswerth beſäße, worauf ich mit ihm handeln wollte, wenn er mir ſagen könne, daß wir ſicher

vor Ueberraſchung ſeien. — „Ganz ſicher“ erwiederte die Canaille, und ich, ohne Arg und Mißtrauen, zog vorſichtig meine Uhr aus ihrem Verſteck und gab ſie dem Kerl hin. Kaum aber hatte der Hallunke dieſelbe in Händen, ſo rief er die Koſacken, übergab ihnen meine Uhr und bezeichnete ihnen meine Perſon, als wahrſcheinlich des Durchſuchens noch werth. Wie der Blitz drängte ich mich, Püffe rechts und links austheilend, durch den dichten Haufen, erkletterte meinen Ofen, barg mit fliegenden Händen mein letztes Hab' und Gut, meine wenigen Napoleons in eine Ritze und legte mich zum Schlafen nieder. Wie ich es befürchtet hatte, geſchah es. Nach einiger Zeit machten ſich einige Koſacken über mich her, doch fanden ſie nichts als meine reiche goldgeſtickte Paradeweſte, die ſie an ſich nahmen. Es war dies wirklich auch kein ganz ſchlechter Fund, da ein ſolches Uniformſtück über 40 Thaler koſtete. Meine Uniform ließen ſie mir jedoch großmüthigerweiſe, und trotz meines Verluſtes an Uhr und Weſte war ich dennoch nur froh, noch ſo wohlfeilen Kaufs davongekommen zu ſein. Bald darauf wurden wir nach Marienpol transportirt, wo ich abermals mein Quartier auf dem Ofen nahm, aber ſo erſchöpft vor Hunger und

Kälte war, daß ich kaum noch fort konnte. Da die Stadt, nach dem Treibjagen, welches nach den Franzosen Statt gefunden, von Flüchtigen wimmelte und jedes Haus von dem Keller bis in den Boden damit angefüllt war, zogen die Kosacken in kleine Trupps von Quartier zu Quartier und plünderten, was sie vermochten. Auch an uns kam bald die Reihe; mir rissen sie die Reithosen vom Leibe, und einen alten neben mir befindlichen französischen ordinateur en chef zerrten sie mit einer solchen Brutalität an einem neuen seidenen indischen Tuch, welches derselbe um seinen Hals geschlungen hatte, daß sie ihn fast erdrosselten. Diese Rohheit machte mein Blut sieden, und als ich in diesem Augenblick einen Trupp regelmäßiger Cavallerie an unserm Hause vorüberreiten sah, stürzte ich hinaus und mit lauter Stimme mich an die Offiziere desselben wendend, rief ich: „meine Herren, ist ein Deutscher unter Ihnen?" — Sogleich verließ ein junger Offizier das Commando und an mich heranreitend sagte er: „ich spreche deutsch, was wünschen Sie?" — „Man behandelt uns hier," rief ich aus, „gegen Menschen- und Völkerrecht, wir sind Gefangene, aber wir können verlangen, nach dem herrschenden Kriegsgebrauch und nach

den Rechten der Menſchlichkeit behandelt zu werden, ich erſuche Sie um eine Sauvegarde!" — „Glauben Sie mir," ſprach achſelzuckend der junge Mann, „ich empfinde tief und ſchmerzlich die Bitterkeit des Looſes, das Ihnen zu Theil geworden, aber wir vermögen Sie nicht zu ſchützen. Der einzige Rath, den ich Ihnen ertheilen kann, iſt der, halten Sie mit Ihren Cammeraden zuſammen und ſuchen Sie ſich Ihrer Haut zu wehren, was Ihnen vielleicht gute Dienſte leiſten wird, denn ſie haben es mit einer irregulären feigen Bande zu thun!" — Er drückte mir herzlich die Hand, worauf er zu ſeinen Gefährten zurückkehrte, und ich ging in das Quartier, feſt entſchloſſen, den Rath des Offiziers zu befolgen. Auf dieſes hin verrammelten wir die Hausthür, ſo wie diejenige, die zu dem Stall, wie dies bei allen jüdiſchen Wirthshäuſern dort der Fall iſt, unmittelbar aus der Stube führte, und erwarteten die Dinge, die da kommen würden. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien eine neue Abtheilung der Plünderer, aber wir vertrieben ſie ſo nachdrücklich mit Beſen, Knütteln und was uns nur zur Hand war, daß die feige Bande das Feld räumte und ſich auch nicht wieder ſehen ließ. Bald darauf trat ein jüdiſcher Factor, gefolgt von einem

Unteroffizier der Koſacken an unſer Fenſter und indem er an daſſelbe klopfte, rief er mit lauter Stimme: „Sind hier vorhanden Weſtphalſchicks!“ — Ich rief ihm ein lautes „Ja“ zu, und war bald draußen bei ihm. Hier erfuhr ich denn, daß mehrere Offiziere dieſer Truppen in einem andern Wirthshaus beiſammen wären, die den Juden beauftragt hatten, ihre Landsleute in den andern Häuſern zu erfragen, damit ſie vereint leichter ihr Unglück ertragen könnten. Zu meiner größten Ueberraſchung fand ich in ihnen acht Capitain's von dem vierten Regiment, welches ich hinter Wilna getroffen hatte, unter ihnen auch meinen Freund von C....., welcher aber ſichtlich krank und herabgekommen war. Hier blieben wir mehrere Tage, ich wechſelte mit größter Vorſicht einen meiner Napoleons, ſo daß mir alſo noch drei derſelben und mein Dukaten blieben, drei von vielleicht 1500 Stück, dieſe Wenigen aber noch immer ein großer Schatz für mich!

Am Abend des zweiten Tages trat ein ſchöner donischer Koſack in die Stube, welcher zuerſt zu mir kam, und mir die offene Hand hinhaltend, Geld verlangte; ich hielt ihm die meinige in gleicher Weiſe hin und ſagte lachend: „zieh mir 'mal ein Haar raus!“ — Der

Soldat lachte, ging zu meinem Nebenmann, welcher gleichfalls die Achseln zuckte, worauf er uns scharf fixirte, dann den Wirth rief, uns Schnaps und Weißbrot zu geben. Hierauf griff er in die Tasche, aus welcher er einen Laubthaler herauszog, den er mir mit vieler Freundlichkeit in die Hand drückte, grüßte lächelnd, klopfte draußen noch einmal an's Fenster, und war im nächsten Augenblick im Sattel und auf und davon. Eben wollte ich meinen Gnadenthaler bergen, als eine verwünschte Graumütze mit blechernem Kreuz hinter dem Ofen hervorsah, welcher der Eigner derselben, ein russischer Landsturmmann, bald nachfolgte, und ohne viele Umstände trat dieser auf mich zu, reckte seine Hand aus, und sprach; „dei Frauns!" — Was wollte ich machen? Der Thaler, noch nicht warm geworden in meiner Hand, wanderte sogleich in die des Russen, mein kleines Geschenk war, wie gewonnen, so zerronnen. Bald darauf kam ein angeblich russischer Offizier zu uns, der aber deutsch sprach, welcher uns mittheilte, daß er hier zu einer Art von Commandanten ernannt sei, daß sein Befehl dahin ginge, uns wo möglich zu schützen, weshalb er uns hiermit aufforderte, bis morgen früh Alles, was wir zu bergen wünschten, in seine Hände

niederzulegen, weil er bei den ſtarken Durchmärſchen, die noch in dieſer Nacht erwartet würden, ſonſt nicht für unſer Eigenthum einſtehen könne! Alle waren damit einverſtanden, weshalb er mich bat, eine Liſte der zu übergebenden Sachen anzufertigen, die er ſogleich zu ſich nehmen wolle. Ich that nach ſeinem Begehr, doch kam mir während des Schreibens einiger Zweifel in die Rechtlichkeit des Mannes, und ich beſchloß, mein Geld nicht herzugeben. Die Uebrigen gaben nicht allein ihre Baarſchaft, ſondern auch ihre Kleinodien und ihre Orden, doch als die Reihe nun an mich kam, und ich nichts beifügte, ſagte der Ruſſe ganz verwundert zu mir: „Und Sie haben Nichts?“ — „Nein,“ antwortete ich, „ich habe Nichts,“ ſchloß ganz unbefangen mein Verzeichniß, fertigte ein Duplikat für den Juden, welches derſelbe unterzeichnen mußte, und unſer Offizier zog mit den eingeſammelten Schätzen ab, bei ſeinem Weggang das Verſprechen gebend, daß am folgenden Tage vier regelmäßige Dragoner zu unſerer Eskorte nach Preun bereit ſein ſollten, und er mit ihnen wieder kommen würde. Aber als die feſtgeſetzte Stunde zu unſerm Aufbruch heranrückte, erſchienen weder Commandant noch Dragoner — meine Cameraden waren auf die

niedrigſte Art um den letzten Reſt ihres Eigenthums geprellt! —

Dagegen fanden ſich nach Verlauf einiger Stunden unregelmäßige Koſacken und Baſchkiren zu unſerm Transport ein, die für die Offiziere zu vier und vieren kleine Schlitten ſtellten; doch es dauerte lange, ehe wir zum Aufbruch kamen. Mittlerweile, da das Plündern ſo gut ging, wollte Jeder etwas davon abbekommen, das Landvolk, der Pöbel, die Juden mengten ſich auch ſchon in dies Geſchäft, und als wir in die Schlitten einſtiegen, waren wir von einem ganzen Schwarm ſolcher hungrigen Raben umgeben. Zu mir kam zu ſeinem Unglück ein groſſer, ſtämmiger Sohn Iſraels, und verſuchte einen Griff nach meiner Bruſttaſche, doch kaum hatte er die Hand an mich gelegt, als ich, ſchon wüthend gemacht durch den langen, nutzloſen Aufenthalt in der tödtlichen Kälte und unſere, wahrlich nicht beneidenswerthe Lage, mich erhob und unbekümmert um die Folgen dem frechen Kerl eine ſolche Ohrfeige gab, daß er ſich ein paar Mal im Kreiſe drehte, ehe er in den Schnee niederſtürzte, welchen er alsbald mit ſeinem Blute färbte, das ihm aus Naſe und Mund hervordrang. Statt daß die Koſacken ſich ſeiner ange-

nommen und ihn an mich gerächt hätten, wollten sie sich vor Lachen fast ausschütten: ihre lebhaften Gebehrden drückten die größte Zufriedenheit mit meiner Handlungsweise aus, und Einer erzählte dem Andern mit sichtlichem Vergnügen den köstlichen Spaß. Wahrscheinlich mochten sie des Juden Beginnen als einen Eingriff in ihre Privilegien und daher meine kathegorische Bestrafen desselben als ein ihrem Sinne ganz entsprechendes, richterliches Verfahren ansehen.

Gegen Abend wurden wir in einem Dorfe bei den Bauern einquartiert, nachdem unser Weg den ganzen Tag über durch lauter Wald geführt, in welchem wir einigen Schutz vor der schneidend scharfen Luft gefunden hatten. Da mir in Marienpol auch Mantel und Ueberrock genommen, so hatte ich einen russischen Schafpelz erhandelt, welchen ich über meine Uniform gezogen hatte, und der mir nun einigermaßen die verlornen Kleidungsstücke ersetzte. Wie ich stets auf meiner Hut war, kroch ich, als in unserm Nachtquartier die Streu bereitet worden, dicht unter die Ofenbank, und bedeckte mich auch mit Stroh, denn ich wußte, daß die Bauern jetzt mehr zu fürchten waren, als bisher die plündernden Kosacken, da sie die Beraubten, sobald nur irgend Wi-

derſtand verſucht wurde, ohne Weiteres todt ſchlugen. Richtig erwarte ich in der Nacht von einem wilden Spektakel, der in der Stube los war, und als ich mich vorſichtig nach der Urſach deſſelben umſah, entdeckte ich einige Bauern in Begleitung eines Koſacken, die meine Kameraden auszogen. Bei dem ungewiſſen Schein eines trüben Lichts, welches draußen auf dem Flur brannte, blieb ich von ihnen unentdeckt und daher glücklicherweiſe im Beſitz meiner Kleidungsſtücke.

Am andern Morgen wurden wir nach Prem gebracht, welches wir voll ruſſiſcher Einquartierung fanden. Man ließ uns trotz der fürchterlichſten Kälte auf dem freien Marktplatz ſtehen, wobei meine armen Cameraden, faſt unbekleidet, wie ſie waren, außerordentlich litten. Einer derſelben, der Capitain Schwindt, wagte es, ſich von unſerm geſchloſſenen Trupp zu trennen, doch augenblicklich ergriffen ihn einige herumſtreifende Plünderer, welche ihn bis auf das letzte, unentbehrlichſte Kleidungsſtück auszogen. Man kann ſich unſere Wuth bei dieſem Anblick denken, doch ſteuerte ein Jeder von uns nach Maßgabe ſeines Vermögens bei, um den ſo ſchmählich Beraubten auf's Neue nothdürftig zu kleiden, wozu ich

ſelbſt meine Uniform hergab. Eine lange Zeit riefen wir vergebens nach unſern Koſacken, welche ſich in den Häuſern bene thaten, und als ſie endlich erſchienen und wir ſie nun fragten, ob ſie endlich für unſer Unterkommen ſorgen würden, machte ſie uns durch Zeichen und Worte deutlich, wie die ruſſiſche Einquartierung durchaus nicht leiden wolle, daß wir hier blieben, und daß wir daher weiter müßten.

Jezt ſtellte ſich aber ein neues Unglück ein; unſere Bauern hatten einen unbewachten Augenblick wahrgenommen, und waren mit unſern Schlitten davon gefahren, in welchen ſie zwar kein Gepäck entführten, welche aber für die Schwachen und Kranken von Station zu Station nöthiger wurden. Vor Kälte und Hunger zitternd, machten wir uns nun abermals auf den Weg, unſere Koſacken waren durch reichlich zugefloſſene Doſen Schnaps luſtig und guter Dinge und trieben uns deshalb wie eine Heerde Schafe vor ſich her, denen ich als der Rüſtigſte und, Gott ſei Dank, noch ungebrochenen Muthes voranging. Die Hinfälligen wurden von ihren Cameraden in die Mitte genommen, unter dieſen auch mein vorerwähnter Freund v. C....., der dem Tode nahe war. Der Zuſtand

dieſer Unglücklichen mochte wohl unſere Führer rühren, denn ſie ſuchten uns abermals durch halbe Worte und Geberden zu verſtehen zu geben, daß es nur noch eine Meile bis zu einem Edelhofe ſei, wo wir übernachten ſollten. Dieſe Ausſicht ſtärkte, wo nicht unſere Kräfte, ſo doch unſere Anſtrengungen, und ſo ſahen wir bald das Gut vor uns liegen, welches Roduppen hieß. Leider bemerkten wir zu unſerm Schrecken, daß der Hof von ruſſiſchen Dragonern beſetzt ſei und ſchon am Thor deſſelben trat uns ein junger Mann entgegen, welcher ſogleich, ohne unſere Bitte anzuhören, auf franzöſiſch zu uns ſagte: „Meine Herren, es thut mir leid, Sie nicht aufnehmen zu können, da, wie Sie ſehen, ich das Haus voll ruſſiſcher Einquartirung habe und dieſe ſich Ihrem Eintritt auf das Entſchiedenſte widerſetzt!“ — Wirklich ſahen wir, wie die Dragoner mit gezogenem Säbel fluchend und lärmend in den Hof ſtürzten, um uns abzuwehren, aber dennoch wollte ich noch einen Verſuch machen, das Mitleiden des Gutsherrn anzuregen. „Unmöglich,“ ſprach ich zu ihm, „können Sie es über Ihr Herz bringen, uns in dieſem Augenblicke, entblößt von Allem, wie Sie uns ſehen, und vor Kälte und Hunger erſtarrt, in die harte Winternacht hinausſtoßen zu wollen! Jeder, auch

der elendeste Raum, welcher uns vor der Witterung schützt, die schlechteste Speise, die Sie uns bieten mögen, soll mit Dank angenommen werden, nur lassen Sie uns ein!" — „Wahrlich, Ihr Unglück geht mir tief zu Herzen," antwortete der junge Gutsherr, „aber ich darf Sie nicht aufnehmen: glauben Sie mir, ich bin ein Freund der französischen Nation und also nur zu geneigt, Ihnen Hülfe angedeihen zu lassen, aber eben weil man mich als solchen kennt, muß ich um so vorsichtiger sein, wenn ich nicht will, daß Haus und Hof über unsern Häuptern brennen soll. Aber ich will Ihnen einen Rath geben: zwei Büchsenschüsse von hier wohnt in Schmitschken ein Herr von Corvics, dessen Hof, soviel ich weiß, ohne Einquartirung ist, versuchen Sie dort unterzukommtn, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche!" — Er beschrieb mir darauf die einzuschlagende Richtung und als er geendet hatte, sahe ich, wie die Kosacken ein paar Worte zu ihm sprachen, die der junge Gutsherr achselzuckend beantwortete: darauf ertönte ein Pfff, ein lautes russisches: „Hol sie der Teufel" — und fort waren sie wie der Blitz. Da standen wir nun am Abend des 21. Dezembers, bei einer Kälte von 30 Graden vor dem mittlerweile geschlossenen Thore, hungrig

und erſtarrt, zerlumpt und hinſterbenden Muthes, den Tod in unſerer Mitte, welcher geſchäftig umherging, ſeine nahen Opfer zu bezeichnen, ohne Obdach, das uns geſchützt, oder Speiſe, die uns geſtärkt, und mehr als alles dieſes, ohne Feuer, das unſer Blut kreiſend erhalten hätte. Da ſtanden wir hülflos, zwar unſerer harten Führer, aber doch immer noch unſerer Beſchützer beraubt, von denen wir doch endlich ein Unterbringen erwarten konnten. Als die Thür vor unſern ſehnſüchtigen Blicken ſich ſchloß, fühlten gewiß Viele unter uns, daß der Tod ihr ſicherſter Gewinn ſein würde, und wahrlich, Wenige davon haben ſich getäuſcht; von den dreihundert Menſchen, die wir da beiſammen waren, ſind, ſoviel mir bekannt geworden, außer dem in Soldin verſtorbenen Major Weißhuhn und einem andern Capitain vom 4. Regiment, Namens Bode, nur ich und mein Freund von C..... davon gekommen. Bis zum vorigen Tage war unſere Lage, verglichen mit der, in welcher wir uns jetzt befanden, beneidenswerth geweſen, aber ſeit wir zum letztenmal unter Obdach geweſen, hatte unſere Bekleidung, bei ſteigender Kälte, ſich nicht allein verringert, ſondern wir wurden immer tiefer hineingejagt in ein unwirthbares ödes Land, und wir wa-

ren ohne Verpflegung. An diesem schrecklichen Abend, vielleicht dem fürchterlichsten meines Lebens, verlor auch ich beinahe meinen so lange bewährten frischen Muth; doch ich suchte mich wieder zu fassen, bat meine Cameraden zu mir zu halten, und uns noch einmal unser Glück auf dem angegebenen Weg verfolgen zu lassen. Wie Automaten folgten die Uebrigen dem von mir gegebenen Impuls, nicht allein die mir Befreundeten, der ganze Zug in bunter Mischung aller Nationen, wie sie ein launenvolles Geschick zusammengewürfelt, zog hinter mir her. So näherten wir uns Schmitischken, doch bemerkte ich auch auf diesem Hofe ein Hin- und Herrennen, und als wir vor die Hofthür gelangten, versuchte man eben dieselbe zu schließen. Glücklicherweise gelang es mir indessen noch die Thür mit einem starken Stoß der Schulter zu öffnen, und mir nach stürzte der ganze Haufe und erfüllte augenblicklich den inneren Hofraum. Der Besitzer jedoch eilte, nun er das erste Bollwerk erstürmt sah, seinem Hause zu, welches ihm auch zu verschließen gelang, doch erschien er auf unser lautes lärmendes Rufen bald darauf, gefolgt von zwei jungen Leuten, an einem der Fenster und fragte nach unserem Begehr. Wir verlangten Einlaß, er wurde uns ver-

weigert! — „So nehmen Sie uns doch auf" — rief ich aus — „Sie ſehen, daß wir vor Erſchöpfung nicht mehr weiter können, dazu iſt die Nacht vor der Thür, Sie haben den Tod ſo vieler Menſchen zu verantworten, wenn Sie unbarmherzig uns Ihre Thür verſchließen. Uebrigens" — fuhr ich fort — „beſitze ich noch etwas Geld, Ihre Gaſtfreundſchaft zu lohnen, nehmen Sie uns nur auf!" — Bei dem Worte Geld, dieſem mächtigen Talisman und dem Hebel aller Dinge, veränderte ſich die Miene des alten Herrn, und ich bemerkte eine günſtigere Stimmung, zu der auch wohl hauptſächlich das Zureden der jungen Leute beitragen mochte, die ich ſagen hörte: ſo nimm ſie doch auf, es ſind ja Deutſche! — „Na" — ſagte endlich der kleine dicke Hausherr — „die wirklich deutſchen Offiziere will ich aufnehmen, aber für die Andern kann ich nichts thun; Sie, meine Herren, mögen herein kommen! Wir alſo vom Glück Begünſtigten waren unſerer zehn, und uns nach drängte ein alter franzöſiſcher Capitain, welcher jämmerlich rief: „ick ſein Deutſch, ick ſein Deutſch!" mit welcher Rede er natürlich ſein Schickſal beſiegelte, — die Thür ſchloß ſich vor ſeinem bittenden Ruf! — Das Jammern und Wehklagen, welches ſich aber nun erhob, vermag ich

nicht zu ſchildern, es hätte einen Stein erbarmen können und den Gefühlloſeſten mußte es weichherzig machen. Ich erklärte den jungen Leuten, daß ich ſelbſt, ſo ſehr ich mich nach Obdach ſehne, das Haus wieder verlaſſen wolle, wenn für die Unglücklichen nicht wenigſtens dieſe Nacht geſorgt würde; ich machte ſie darauf aufmerkſam, daß mit einiger Anſtrengung von ihrer Seite die Leute in dem Dorfe, welches frei von ruſſiſcher Einquartirung ſei, wohl untergebracht werden könnten, ſie verſprachen ihr Möglichſtes zu thun, und zu ihrer Ehre muß es geſagt ſein, ſie hielten Wort, denn ſie brachten es wirklich dahin, daß in dieſer Nacht alle Uebrigen Obdach und Speiſe fanden.

Man wies uns nun in die Geſindeſtube, deren großer Ofen ſogleich noch einmal tüchtig geheizt wurde, der alte Herr von Corries brachte reichlich Brod und für Jeden ein Schnäpschen, und ließ uns dann eine tüchtige Waſſerſuppe kochen, die von einer alten mitleidigen Tante des Hauſes ſo gut wie möglich bereitet wurde. Dann ward für uns eine reichliche Streu beſorgt; doch nun nahm mich der alte Herr bei Seite und erinnerte an mein Verſprechen, bezahlen zu wollen. „Und hier haben Sie meine Baarſchaft, Herr von Cor-

ries" erwiederte ich, ſie ihm übergebend. — „Ich weiß, daß das Geld in ihren Händen ſicherer, ſein wird, als bei mir, den Dukaten bitte ich für unſere Bewirthung zu rechnen, das Uebrige mir aufzuheben." — Er verſprach das zu thun, und bald darauf traten die jungen Leute wieder ein, die ein Sohn und ein Neffe des Hausherrn waren, ſetzten ſich zu uns an den Ofen und es gelang mir noch an demſelben Abend ihre Freundſchaft in dem Grade zu gewinnen, daß ſie mich aufforderten bei ihnen zu bleiben. In dieſen Vorſchlag willigte ich, wie man denken kann, nur zu gerne ein, jedoch nur unter dem Vorbehalt, daß mein Freund von C.... auch bleiben dürfe. Dieſer lag während deſſen eher einem Abgeſchiedenen als einem Lebenden gleich in dumpfer Betäubung auf der Streu, in gänzlicher Beſinnungsloſigkeit, den Dingen dieſer Welt entrückt und der Zuſtand allein, in welchem er ſich befand, ſprach mehr für ihn, als alle meine Worte es vermocht hätten, er durfte bleiben, weil er nicht fort konnte.

Wir legten uns nun ſchlafen, doch mochte es gegen drei Uhr Morgens ſein, als ich von einem unwiderſtehlichen Appetit geweckt wurde, den ich alsbald zu befriedigen beſchloß. Ein junger Offizier aus Anſpach-

Baireuth wachte eben auch, fühlte ein gleiches Verlangen wie ich und ſtand mit mir auf, um mitten in der Nacht eine Suppe zu kochen. Brod fand ich noch in Menge, wir fachten die Gluth des Ofens wieder an, ſtellten einen Topf mit Waſſer hinein und während dies kochte und mein junger Camerad die Suppe, freilich nur mit ein wenig Salz gewürzt, fertig machte, kletterte ich auf den Ofen und nahm mir hier mittelſt eines elenden Meſſers den Bart ab. Man kann ſich deſſen Länge vorſtellen, wenn man bedenkt, daß demſelben ſeit Monden freies Wachsthum gelaſſen worden, er daher mein Geſicht wie ein Wald von Haaren umgab. Darauf ſuchte ich mich ſeit eben ſo langer Zeit zum erſtenmal wieder rein zu waſchen, was mir aber nur kümmerlich bei der oberen Hälfte des Geſichts gelang, die von Schmutz und Fett ganz bedeckt war. Sie bildete ſo einen grellen Abſtich gegen die Leichenweiße der geſchornen Theile, ſo daß ich bei meinem herabgekommenen Zuſtand einem wandelnden Geſpenſte glich. Die Hände blieben gleichfalls noch ſehr dunkel, nur wenn ich ſie ſchloß, kamen weiße Ritzen darauf zum Vorſchein. Doch war ich im Ganzen genommen ziemlich befriedigt von dem Erfolg meiner Mühe, aß mit

dem größten Appetit und ſchlummerte darauf wieder ein. Gegen Morgen ging ich in das Zimmer des Hausherrn, erhielt hier eine Mütze, die ich mir tief ins Geſicht rückte und ſetzte mich, wie wir es verabredet hatten, hinter einen Tiſch, anſcheinend ſehr mit Schreibarbeit beſchäftigt. Mein Schafpelz leiſtete mir dabei treffliche Dienſte, indem er meine übrige militairiſche Kleidung verbarg, und ſo hatte ich, beſonders da ich auch meinen ſchönen Schnurrbart geopfert hatte, ein ſehr unverdächtiges Ausſehen. Richtig erſchien, kaum graute der ſpäte Wintermorgen, einer unſerer Koſacken, trieb die Kameraden mit einem „stopey Franzus“ vom Streu auf, rüttelte an C....., wiewohl vergebens, herum, und da er ihn für todt halten mochte, beraubte er denſelben des letzten ihm gebliebenen Kleidungsſtückes. Ohne den Kameraden Zeit zu laſſen, ſich mit etwas Brod zu verſehen, oder Abſchied zu nehmen, trieb er ſie von dannen, holte ſich bei Herrn von Corries noch einen Schnaps, wobei er fragte, ob ich zum Hauſe gehöre, und als mein Wirth bejahte, ging er davon und war bald unſeren Blicken entſchwunden. Wie pochte mein Herz, als ich meine bisherigen treuen Gefährten ſo aus dem

Hauſe jagen ſah, deſſen Dach mich ſelber gaſtfreundlich barg, wo ich nun eine Zufluchtsſtätte, gleichviel auf wie lange, vor ſo bittern Drangſalen gefunden hatte. Ich kann es nicht leugnen, daß ihr Schickſal mir Thränen auspreßte, die ich bisher nicht meinem eigenen geweint, und ich blieb, den Kopf auf den Tiſch gelehnt, tief in Gedanken der ſchmerzlichſten Art verſunken. Da weckte mich plötzlich aus denſelben ein ſtarkes Gepolter, dem ein heftiger Niederſchlag folgte, welches aus der Küche zu kommen ſchien, und als man dem Orte zueilte, fand man den Backtrog umgeſtürzt, hinter welchem ſich ſo eben unſer junger Anſpach-Baireuther hervorarbeitete. Wir waren Alle ziemlich überraſcht, lachten dann herzlich über des jungen Mannes Hülfsmittel, doch Herr von Corries nahm die Sache gar nicht ſo leicht, behauptete, den jungen Offizier nicht da behalten zu können, und traf Anſtalten, ihn dem Transport nachzuſchicken. Aber dieſer, voll Witz und Laune, nahm den alten erzürnten Herrn bei Seite, bekannte ihm, daß er ſich nur für einen Offizier ausgegeben, wirklich aber nur Gemeiner und in ſeiner Heimath Knecht geweſen ſei, und daß er dem Herrn von Corries für Brod und

Wohnung in gleicher Eigenſchaft ohne weiteren Lohn dienen wolle. „Können Sie dreſchen?“ war die Frage des Gutsbeſitzers, die mit einem überzeugenden „Ja wohl“ beantwortet wurde, und nach einigen weiteren Worten war der Handel abgemacht und an die Stelle der höflichen Anrede trat ſeitdem das für den neuen Stand des Bayreuthers gebräuchliche Er. — Ich merkte den Schalk hinter der treuherzigen Rede gar wohl, doch hütete ich mich, etwas zu ſagen, auch ſollte es nicht lange dauern, daß Herr von Corries enttäuſcht ward. Am nächſten Tage trat er zu ſeinem neugeworbenen Knecht, gab ihm einen Flegel in die Hand und ſchickte ihn zum Dreſchen. Da nun aber der junge Offizier Alles in der Welt eher verſtehen mochte, als dies ländliche Geſchäft, trat er ſeinem Brodherrn lächelnd näher und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr von Corries, ich täuſchte Sie, ich bin allerdings Offizier und verſtehe nichts von der Arbeit, welche Sie mir ſo eben übertrugen.“ — „Aber wat denn, wat is denn det,“ fiel hier der Hausherr zornig ein, doch er wurde von unſerm lauten Lachen überſtimmt, das ſich wie im Chor in ziellosen Ausbrüchen Luft machte. Was wollte der alte Papa thun? — Er mußte ſeinen Pflegling wider Willen dabehalten,

nannte ihn von nun an wieder „Sie," doch hielt es der junge Mann nicht lange mehr aus, er zog bald von dannen, ſein Glück aufs Neue zu verſuchen, und ich habe nicht wieder von ihm gehört.

Mein rechter Fuß, den ich auf der Retirade erfroren hatte, begann nun fürchterlich anzuſchwellen, während er mir zugleich heftige Schmerzen verurſachte, und endlich ſtiegen dieſe zu einem ſo unerträglichen Grade, daß ich es nicht mehr auszuhalten vermochte. Die alte Tante wurde zu Rathe gezogen; ſie erklärte jedoch ſogleich, daß der Brand bereits in den äußerſten Gliedern der drei erſten Zehen enthalten ſei und daß es da keines langen Beſinnens bedürfe. Auf der Thürſchwelle wetzte ſie nun ein gewöhnliches Meſſer und machte ſich herzhaft daran, das von dem Brande ergriffene Fleiſch, welches von einem peſtilenzialiſchen Geruch war, von den Knochen abzulöſen. Es war dies wirklich ein Liebes-

dienſt, wie ihn nur wenige Frauen geleiſtet haben wür-
den; doch gelang ihr ſehr bald die Operation, nach wel-
cher die Knochen frei und ſpitz ſtehen blieben. Weiter
vermochte ſie nichts zu thun; doch fand ſich ſehr bald
wildes Fleiſch, welches wir mit Tabacksſaft ätzten, der
nun aber wieder, obgleich er das Uebel, auf das er an-
gewendet, milderte, den Fuß fürchterlich anſchwellen
machte.

Meines kranken Kameraden Zuſtand war mittler-
weile derſelbe geblieben. Er lag fortwährend in völli-
ger Beſinnungsloſigkeit, aus welcher ihn die alte mit-
leidige Tante nur von Zeit zu Zeit durch irgend eine
kleine Erquickung zu ermuntern ſtrebte, bis am fünften
oder ſechsten Tage nach unſerer Ankunft eine Criſis
eintrat, die ſeine kräftige Natur glücklich überwand.
Nach dieſer Zeit erholte er ſich trotz unſerer dürftigen
Koſt und der unvollkommenen Pflege mit einer Schnel-
ligkeit, die ans Unglaubliche gränzte, und bald war er
im Stande ſein Lager zu verlaſſen und gleichfalls ein
Bewohner der Herrenſtube zu werden. Dieſe war zu-
gleich unſer gemeinſchaftliches Schlafzimmer, die Einrich-
tung eine ſehr dürftige, da ſie nur aus wenigen Mö-
beln und zwei Betten beſtand, davon eins den beiden

jungen Leuten gehörte, mir von ihnen aber gegen die Streu abgetreten war, und das andere dem Hausherrn über welchem letzteren ein Brett angebracht war, auf dem verschiedene Gegenstände ihren Platz fanden, die dem Besitzer gerade zur Hand sein mußten. Darunter nahm die erste Hauptstelle ein Vademecum ein, aus welchem der gute einfache Mann, stets angewiesen auf den kleinen Raum, welcher ihm zum Wohnplatze diente, seine ganze Weisheit und Erfahrung geschöpft hatte. Dieses Buch ward, wenn die Langeweile aufs Höchste stieg, zur Hand genommen, und wenn wir daraus auch keine große Unterhaltung schöpfen konnten, so gab sein Inhalt doch oft den Anlaß dazu. Unsere Erzählungen belustigten unsern einfachen Wirth außerordentlich, seine Verwunderung erreichte aber den höchsten Grad, wenn wir den vorgelesenen Wundern einige weitere Erklärungen oder einige ausführlichere Beschreibungen beizufügen vermochten. Bald kannte er gar kein größeres Glück, als uns zuzuhören, aber unser Stoff begann endlich auszugehen, worüber unser Herr von Corries ganz trübsinnig ward. Um nun dem Mangel abzuhelfen, nahm mein Camerad die Phantasie zu Hülfe und erzählte Abenteuer und Ereignisse, daß die Balken

hätten krachen mögen. Gleichwohl fand er ein sehr andächtiges und wie es bei den einfachen Menschen, unter denen wir lebten, nicht anders zu erwarten war, ein sehr gläubiges Publikum, denn auch die Frauen des Hauses lauschten in der halbgeöffneten Thür der Nebenstube mit einer Andacht, die zu belustigend war, als daß man immer seine Fassung hätte dabei behaupten können. Oft lachte ich auf meinem Schmerzenslager, daß ich mich schüttelte, wenn ich den jungen schönen Mann in erhöheter Kraft wieder gewonnener Gesundheit mit großen Schritten in seinem abenteuerlichen Aufzug umherschreiten sah, und ihn in jugendlichem Uebermuth seine Odysseen mit einer wahren Stentorstimme vortragen hörte. Oft machten sie einem wirklich die Haare zu Berge steigen, diese Erzählungen, aber da sie gut vorgetragen wurden, ließ man sich die Kurzweil schon gefallen. Eine neue Entdeckung trug wesentlich dazu bei, die Gunst, in welcher mein Freund schon bei dem Hausherrn stand, um ein Bedeutendes zu erhöhen. In jenem Allerleibuch nämlich war auch von Freimaurerei die Rede, und als wir dieses Kapitel gelesen hatten, bemerkten wir, daß unser Wirth den Mitgliedern jenes geheimnißvollen

Bundes wenigſtens einige übernatürliche und viele preiswürdige Eigenſchaften beimaß. Zufällig alſo erfuhr er nun, daß mein Freund ebenfalls jenem Orden angehörte, weshalb dieſer in der Achtung des alten Herrn wenigſtens um das Zehnfache ſtieg, ſo wie dieſe Entdeckung weſentlich dazu beitrug, ſeine Gläubigkeit in Betreff von C....s Erzählungen zu vermehren. Er würde es ſogar ſehr übel vermerkt haben, wenn Jemand von ſeinem Hausſtande den mindeſten Zweifel in dieſe unglaublichen Geſchichten geſetzt hätte. Wirklich waren es dieſe Erzählungen aber auch nur allein, welche mir ſelber die trübe Einförmigkeit meines Lebens erträglich machten, von deſſen traurigem Verfluß man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann. Frühmorgens, nachdem wir aufgeſtanden waren, erſchien unſere Suppe, die in regelmäßiger Abwechſelung einmal aus Kartoffeln, das anderemal aus grauen Erbſen bereitet war, zu welcher wir ſoviel trockenes Brod eſſen durften, als uns beliebte; nach deren Genuß zündeten wir unſere Pfeifen an, mit denen wir die Zeit bis zum Mittageſſen hinbrachten, welches abermals entweder aus grauen Erbſen oder Kartoffeln beſtand, denen manchmal ein Stück

Fleiſch oder Speck beigemiſcht war. Da nun mein armer Camerad nicht rauchte, ſo fehlte es ihm ſelbſt an dieſem Lückenbüßer, mit welchem wir abermals uns bis zum Abendbrod die Zeit vertrieben, welches regelmäßig um vier Uhr aufgetragen ward und wieder aus einer Suppe und aus trockenem Brod beſtand, welches Einer wie der Andere aß. Bald darauf legte unſer Herr von Corries ſich zu Bette, und da uns nichts Anderes übrig blieb, wir uns auch. Jetzt trat die rechte Stunde des Erzählens ein, doch wurde ſie oft ſehr abgekürzt, indem Herr von Corries, das dünne Dreierlicht ausblaſend, ſagte: „Meine Herren, det Vertellen jeht och in Finſtern!“ — Nun aber erhob ſich die Oppoſition von allen Seiten; jeder ſchwur nun Stein und Bein kein Wort mehr ſprechen zu wollen bis das Licht wieder angezündet ſei, und in unſerm Unmuth und der Bosheit unſers Herzens kehrten wir uns denn auf die andere Seite und ſchliefen ein. Dieſer Schlaf dauerte indeſſen nicht lange, wir wachten bald wieder auf, Einer weckte den Andern, und Herr von Corries ward erſucht nach der Uhr zu ſehen. Bei der ſpärlichen Helle, welche die Funken von etwas Stahl und Stein hervorbrachten, ſuchte der gut-

müthige Mann unſern Willen zu erfüllen, und in der Regel ward uns dann die troſtloſe Nachricht: „zehn Uhr, meine Herren!“ — Was war zu thun? ſchlafen konnten wir nicht, aufſtehen noch weniger, ſo ging es denn an unſer letztes Auskunftmittel, Herr von Corries bot eine Pfeife an, die er mir ſelbſt, wenn ich im Unmuth aufzuſtehen mich weigerte, angezündet brachte. Natürlich war er dabei im höchſten Grade intereſſirt, er wußte, daß wenn nur erſt geraucht, auch bald erzählt würde, und weiter wünſchte er nichts. Wirklich ging es auch nicht anders, wir plauderten eine Weile fort, bis der Schlaf, ein willkommener Tröſter, uns wieder beſchlich.

Am Neujahrstag ward uns vom Wirth mit großer Feierlichkeit angekündigt, daß wir einen herrlichen Genuß haben würden, indem es heute ausnahmsweiſe Kaffee mit Süt und Weißbrod zum Frühſtück gäbe. Wirklich erſchien ein Eichelkaffee mit Honig, dem ein ſelbſtverfertigtes Gebäck beigegeben war, welches uns herrlicher wie Marzepan ſchmeckte. Der Hausherr war ſehr guter Laune und ſich ganz vergnügt über ſein gutes Frühſtück die Hände reibend, wandte er ſich an

seine Frau und sagte: „Ja ja Ruderke, dat schmeckt prächtig, aber wenn de Schepel Korn erst wedder 'n Gulden kost't, denn wolle 'w mal wedder echten Kaffee drinken!“ — Jetzt kaufte man ihn zu vier Groschen, woraus sich die Armuth jener Gegend erklären läßt! —

Es mochte gegen Mitte Januar's sein, als wir die Nachricht erhielten, daß in Marienpol ein russischer Gouverneur an der Spitze einer regelmäßigen Verwaltung sich befände und nun litt es meinen völlig genesenen Cameraden nicht länger unter dem dürftigen, aber gastlichen Dach, welches uns aufgenommen; von Tag zu Tag stieg seine Ungeduld höher und endlich erklärte er mir, daß er aufbrechen würde, um wo möglich eine günstige Veränderung unserer Lage herbeizuführen. Dieser Entschluß war aber leichter gefaßt, als ausgeführt, da er keine andere Kleidung besaß, als den schmutzigen Schafpelz, welchen er trug; doch trat unser Herr von Corries unsern Berathungen helfend bei, indem er er-

klärte, daß er ein Paar Kniehosen, das Prachtstück seines Bräutigamsstaates, zu dem guten Zwecke opfern wolle. Gesagt, gethan; er opferte und der arme Märtyrer von C..... nicht minder, denn er, ein junger kräftiger Mann von 9—10 Zoll, mußte sich in die winzigen Unaussprechlichen von gelbem Plüsch zwängen, die bis dahin einem kleinen Manne gehört hatten, welcher kaum das Maaß hatte. Die unglücklichen Kniehosen erreichten kaum dieselben, und während sie knapp bis zur Hüfte hinaufgingen, ließen sie einen Oberleib frei, der in schreckhafter Länge aus denselben hervorragte. Um den Hals befestigte man, wie um das übriggebliebene Beinstück, ein altes Torniſterfell mit Bindfaden, und an die Füße kamen ein paar gefundene Schuhe, von denen der eine, weil zu groß, mit etwas Stroh ausgestopft, der andere, am entgegengesetzten Fehler leidend, etwas aufgeschnitten war. Eine Feldmütze, um welche ein altes Tuch gebunden wurde, da sie gleichfalls zu eng und darum etwas aufgeschnitten werden mußte, krönte diesen preiswürdigen Aufzug, in welchem C..... vor mich hintrat. So schmerzlich mir sein Scheiden war, vermochte ich bei diesem Anblick nicht ernsthaft zu bleiben, sondern brach in erschütterndes

Lachen aus, dem mein Camerad eben ſo herzlich beiſtimmte. Als wir uns etwas erholt hatten, kam ein wichtigeres Thema zur Sprache, nämlich — das nöthige Reiſegeld. „Nun Herr von Corries," — ſagte ich, mich an dieſen wendend — „ſein Sie ſo gütig meinem ſcheidenden Freunde einen von meinen doppelten Napoleons zu geben, er iſt bereit uns zu verlaſſen!" — „I wat Kindeken" — erwiederte der Alte — „wo denken Sie hin, ich habe meine Berechnung noch nicht gemacht, und ehe die nicht gemacht iſt, gebe ich keinen Pfennig her!" — „Aber Herr von Corries, Sie können doch nicht all das Ihnen übergebene Geld für unſere einfache Bewirthung behalten wollen, beſonders da Sie wiſſen, daß es unſer letztes Mittel iſt, weiter zu kommen!" — „Dat will ich uch gar nich, Herzensfreundeken, aber erſt muß ich Alles berechnen, von die Napoleons gebe ich keinen heraus, Alles, watt ich thun kann, is, daß ich dem jungen Herrn all das Silbergeld geben will, wat ich im Hauſe habe!" — Ich konnte zureden, wie ich wollte, es war vergebens; ich wurde heftig, es half nichts, ſo daß ich endlich auf ſein Verſprechen hinſichtlich des Silbergeldes zurückkommen mußte. Der ganze Vorrath davon betrug, nachdem alle Schiebladen des altmodiſchen Schran-

kes durchſucht waren, ungefähr zwölf Groſchen, und mit dieſen in der Taſche begab ſich nach einem ſehr herzlichen Abſchied, der letzte meiner bisherigen Gefährten auf den Weg!

So war ich denn nun ganz verlaſſen, und obſchon ich ſicher auf das Verſprechen meines Freundes rechnen konnte, mich ſobald wie möglich aus meiner damalige peinlichen Lage befreien zu wollen, ſo wuſte ich doch nicht, ob das Glück ihn in dem Grade begünſtigen mochte, daß er in dieſe glückliche Möglichkeit verſetzt würde. Andrerſeits fiel mir ſeine Abweſenheit ſchmerzlicher auf, als ich es mir geſtehen mochte; ſeine heitere Laune, ſeine Zuverſicht auf beſſere Zeiten hatten mich in meinen Leiden erhoben, und ſeine Mährchen, die er mit ſo glaubwürdiger Miene dem alten Corries vortrug, ſo manche trübe Stunde unſeres traurigen Lebens erheitert. Jetzt, allein meinen wahrlich nicht heiteren Gedanken überlaſſen, erhielten dieſe einen niederdrückenden Einfluß auf meinen Geiſt, welcher nachtheilig auf meine Geſundheit wirkte, den letzten Reſt der mir gebliebenen Kraft erſchöpfte. Dazu verſchlimmerten ſich meine Fußwunden bedeutend, die Nächte immer ſchlaflos, dünkten mich länger als je, und auch mein Wirth war wort-

karger als ſonſt, denn auch ihm fehlte mein munterer Camerad. Gott ſei es gedankt, dieſer entmuthigende Zuſtand dauerte nicht lange! Ein reitender Bote brachte mir nach wenigen Tagen einen Brief meines Freundes, den ich ſchnell erbrach und der in folgenden Worten anfing: Hier iſt gut ſein, hier laß' uns Hütten bauen! In der Freude meines Herzens konnte ich Anfangs nicht weiter leſen, doch als ich es vermochte, erfuhr ich, daß von C..... in Marienpol ſehr wohl aufgenommen ſei, und man ſich beeifert hätte, ihn auf die freundlichſte Weiſe mit neuen Kleidern und ſonſtigen Bedürfniſſen zu verſehen. In den Ausdrücken der höchſten Freude theilte er mir mit, daß in gleicher Weiſe für mich geſorgt ſei, und daß ich mich bald in eben ſo guter Pflege befinden werde, wie er ſelber, dem ſein Wirth, ein polniſcher Edelmann höheren Ranges, eine Koſt biete, die alle Prüfungen der Corries'ſchen Küche vergeſſen ließ. Wie man glauben wird, ich ſäumte nicht lange, dem an mich ergangenen Ruf Folge zu leiſten; mein Wirth wurde in Kenntniß geſetzt und abermals um Geld angeſprochen. Ich erhielt etliche Thaler, begleitet mit der Entſchuldigung, daß die Rechnung noch nicht gemacht ſei, doch ließ er es ſich nicht nehmen, mich bis Prenn

zu begleiten, wo mich ein deutscher Apotheker, Namens Wansboter, mit seinem Schlitten erwartete und mich noch am nämlichen Tage nach Marienpol brachte. Mein Abschied von dem alten Corries war herzlich und nicht ohne innige Rührung; nur ihm hatten wir die Erhaltung unseres Lebens zu danken, das ohne seine gastfreundliche Bereitwilligkeit an jenem gräßlichen Abend des 21. Dezembers verloren gewesen wäre, und wenn seine Genauigkeit uns auch manchmal erboste, so gab er doch auf der andern Seite das, was ihm zuwuchs, herzlich gern. Vor allen Dingen aber gebührt der innigste Dank jener alten Tante der Familie, die mit wahrhafter Selbstverläugnung sich unserer und namentlich meiner bei meinen Schmerzen angenommen, die mütterlich für uns sorgte, und deren unermüdlicher Pflege und Sorgsamkeit mein Freund von C..... nur die Erhaltung seines Lebens verdankte.

In Marienpol fand ich mich sehr unwohl bei meiner Ankunft; mein erstes Bedürfniß war daher Ruhe, und diese ward mir in einem köstlichen Bett, nachdem meine Fußwunden nachgesehen und kunstgerecht verbunden waren; man hatte die freundliche Rücksicht gehabt, mich der besseren Pflege halber bei dem Arzt des Städt-

chens einzuquartiren. Ich war so froh meinen Cameraden wieder zu sehen, daß schon dieser Umstand glücklich auf mich einwirkte und ich mit Dank und Freude erfülltem Herzen einschlief. Als ich ziemlich spät am andern Morgen erwachte, fand ich vor meinem Bett einen durchaus neuen, sehr schönen Anzug, nebst der saubersten Wäsche, eine Aufmerksamkeit, die ich, wie ich später erfuhr, dem Kassirer Jürgens, ebenfalls einem Deutschen, zu danken hatte, und die, wie man sich denken kann, von mir mit großer Freude aufgenommen ward. Ein sehr gutes Frühstück erwartete mich, mir doppelt angenehm durch die Gegenwart meines lieben v. C....., von dem ich nun die einzelnen Züge seiner letzten Tour erfuhr.

Nach seiner Abreise von Corries war er auf seinem öden traurigen Wege tapfer zugeschritten, lange ohne ein Wirthshaus zu finden, wo er sich etwas hätte stärken können, bis er endlich an eine öde Judenschenke gelangt war, in welcher gleichfalls wenig mehr als Schutz gegen die fürchterliche Kälte zu finden gewesen; sich nur eine kurze Rast gestattend, war er bald, nachdem er sich etwas erholt, wieder aufgebrochen, doch hatte der frühe Winterabend eine so strenge Kälte mitgebracht, daß der

arme Wanderer mit Sehnsucht einem Obdache entgegen gesehen. Lange war diese Hoffnung vergebens, doch endlich, als das Bedürfniß nach Wärme und Ruhe aufs Höchste gestiegen entdeckt er zu seiner großen Freude einen Edelhof von ziemlichem Umfang, von welchem ihm aus den Fenstern des Wohnhauses her heller Lichtglanz entgegenströmt. Ohne Bedenken tritt er ein und bittet den ersten Diener, welchem er begegnet, ihn zu dem Herrn des Hauses zu führen. Dieser, ein junger artiger Mann, erscheint auf der Stelle und fragt auf die freundlichste Weise nach seinem Begehr. Ohne Verzug theilt ihm von C..... in der Kürze seinen Stand und Namen, sein erlittenes Unglück mit und bittet um ein Unterkommen für die Nacht. Der Hausherr gewährt dies auf die höflichste Weise, behandelt seinen Gast nach dessen Stand und nicht nach seinem Aussehen, und führt, von C..... bei der Hand nehmend, diesen in die Nebenstube, in welcher er zu seinem größten Schrecken eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen fand. Der Hausherr stellt seinen glänzenden Gästen den Neuhinzugekommenen als einen gefangenen westphälischen Capitain vor und weist diesen zu einem Kreis junger Leute, die ihn verbindlich begrüßen. Ob-

wohl nun sein Aufzug in jedem Lustspiel das Entzücken der Gallerie gewesen wäre, erlaubte sich doch Keiner der Anwesenden, wohl in Rücksicht auf das Trauerspiel, dem er entlehnt war, die geringste beleidigende Miene, oder ein verletzendes Lachen; man sah, daß man einen Mann von Bildung und Erziehung vor sich hatte und behandelte ihn danach. Gesellschaftliche Spiele folgten einer vorläufigen Erfrischung, in denen die jungen Herren und Damen sich beeiferten, es einander an Höflichkeit gegen ihren unerwarteten Gast zuvorzuthun und das Behagliche seiner Umgebung, die prächtige Bewirthung, so wie die glänzende Helle und milde Wärme um ihn her, versetzten meinen Freund in eine so heitere Stimmung, daß er zu dem geselligen Vergnügen soviel beitrug, als er empfing. Als die Gesellschaft sich in ihre Zimmer zurückzog, trat der Hausherr entschuldigend zu ihm mit der Bitte, es sich gefallen lassen zu wollen in das Zimmer der übrigen jungen Herren einquartirt zu werden, indem sein Haus nur klein sei und der Raum ihm nicht gestatte, seinem neuen Gast ein eigenes Zimmer anzuweisen. So weit war nun Alles gut gegangen, aber als man sich im Schlafzimmer entkleidete und unser Reisender nach Ablegung des alten Schafpelzes in

den kurzen gelben Plüſchhoſen des weiland Bräutigams Corries erſchienen war, und ohne andere Kleidungsſtücke, welche die herkuliſchen Verhältniſſe ſeines Körpers gemäßigt hätten, war ein ſo ſchallendes, einſtimmiges Lachen der Bruſt ſeiner Schlafgenoſſen entſtürmt, daß der Wirth und ſeine übrigen männlichen Gäſte von dieſem Ausbruch lauter und hinreißender Fröhlichkeit herbeigelockt, dem ſchuldloſen Gegenſtand ihrer Beluſtigung die gleiche Ehre erwieſen. Es war nicht nöthig, daß derſelbe gute Miene zum böſſen Spiel machte, und darum in ihr Lachen einſtimmte, er fand ſeinen Aufzug ſo ſpaßhaft wie jene und lachte von Herzen mit, und die ganze Geſellſchaft hörte nicht eher damit auf, als bis die gelben Plüſchhoſen ſammt ihrem derzeitigen Beſitzer in die wärmenden Decken eines guten Betts verſenkt waren. Aber ſelbſt da kamen noch einige Ausbrüche der eben ſtattgehabten Fröhlichkeit zum Vorſchein, je nachdem dem Einen oder dem Andern der komiſche Vorfall mit neuer Lebendigkeit vor die Seele trat.

Am andern Morgen erhielt von C..... auf ſeine Bitten einen Schlitten, der ihn bis auf den halben Weg nach Marienpol brachte, welches er denn ohne Anſtrengung noch am Abend deſſelben Tages erreichte, und wo

er ebenfalls die freundliche Aufnahme gefunden, deren er in seinem Briefe erwähnt. Sein gütiger Wirth, ein Herr von Bronsky, ruhte selbst nicht eher, bis er auch mich, der ich fast immerwährend krank und bettlägerig war, auf sein Gut übersiedelt hatte, auf welchem wir wie die Herren vom Hause behandelt und verpflegt wurden. Wir erhielten unsern eigenen Bedienten, ein geräumiges Quartier und den Befehl über Küche und Keller. Da auch ein Arzt im Hause war, konnte mein Fuß gut behandelt werden, so daß allmählig die Nachwehen der erduldeten Strapatzen verschwanden, und wir unterstützt von der Kraft unserer Jugend zu neuem Leben erstarkten. Dennoch kam, trotz unserer glücklichen Verhältnisse, die alte Ungeduld und das Streben nach erneutem Lebenszweck zum Vorschein. Hier zeigten sich jedoch trübe Aussichten. Die Convention, welche York mit Diebitsch bei Tauroggen abgeschlossen, und welche Neutralität der Preußen auf die Dauer von 2 Monaten festgestellt, hatte, nachdem diese Frist verstrichen war, die Kriegserklärung des Königs von Preußen an Frankreich zur Folge, und mein sehnlichster Wunsch ging nun dahin, den Fahnen zuzueilen, unter denen zu dienen seit langen Jahren mein eifriges Bestreben gewesen, de-

nen ich auch als geborner preußischer Unterthan verpflichtet und dennoch durch ein mächtigeres Wollen, als menschlicher Wille ist, bis jetzt entzogen worden war. Doch noch war dies ersehnte Ziel nicht erreicht, ich war Kriegsgefangener, und da für diejenigen, die als Fremde in preußischen Dienst treten wollten, die Elbe als Gränze bestimmt wurde, ich aber jenseits des Rheins geboren war, mußte für jetzt mein Eintritt in denselben noch unterbleiben. — Doch hier schließe ich mit der Erzählung von Ereignissen, denen ich in den Augen des Lesers einen Theil des Interesses mittheilen zu können gewünscht hätte, die sie nothwendig für mich haben müssen und die für mich ein reich beschriebenes Blatt meines Lebensbuches bilden, welches ich gern zuweilen nachschlage und mündlich oder schriftlich daraus gebe, was mir am nächsten liegt. Wenige noch werden sein, die als Genossen jener Zeit ihr Schicksal mit dem meinigen vergleichen können; allen Solchen aber wünsche ich, daß ihr ferneres Geschick die Prüfungen jener Tage so freundlich ausgeglichen habe, wie es bei mir bis auf die letzte trübe Zeit, die nun, Gott Lob! auch überwunden ist, der Fall war.

Berichtigungen.

Seite	4,	Zeile	4	lies	Fritzlar statt Fritzlav.
„	10,	„	9	„	Pantomime st. Pantomie.
„	15,	„	6	„	jetziger st. jetzigen.
„	26,	„	8	„	reger st. regen.
„	29,	„	9	„	ihm st. ihn.
„	40,	letzte	Z.	„	Matrone st. Materne.
„	44,	„	5	„	nur einmal st. eine.
„	49,	„	15	„	der st. die.
„	50,	„	16	„	früher st. früh.
„	62,	„	10	„	glitzern st. glinzern.
„	64,	letzte	Z.	„	Belebungsversuche st. Lebensversuche.
„	68,	„	7	„	einen st. einem.
„	75,	„	21	„	ihm st. ihn.
„	76,	„	2	„	lumez st. lunez.
„	87,	„	4	„	Traineurs st. Truineurs.
„	100,	„	8	„	Aufstellung st. Anstellung.
„	105,	„	2	„	dasselbe st. denselben.
„	108,	„	5	„	ihm st. ihn.
„	116,	„	16	„	den der st. den.
„	121,	„	7	„	habe st. hatte.
„	123,	„	12	„	rosaml st. rosaml.
„	124,	„	3	„	ausrief st. anrief.
„	125,	„	13	„	gejagter st. gesagter.
„	130,	„	22	„	Borison st. Barison.
„	140,	„	10	„	unsere st. unsern.
„	149,	„	15	„	Feuern st. Feuren.
„	162,	„	10	„	wollte, mich st. mich wollte.
„	171,	„	14	„	unsern st. unsere
„	175,	l.	Z.	„	caraschol st. caraschal.
„	188,	„	2	„	erwachte st. erwarte.
„	190,	„	5	„	machten st. machte.